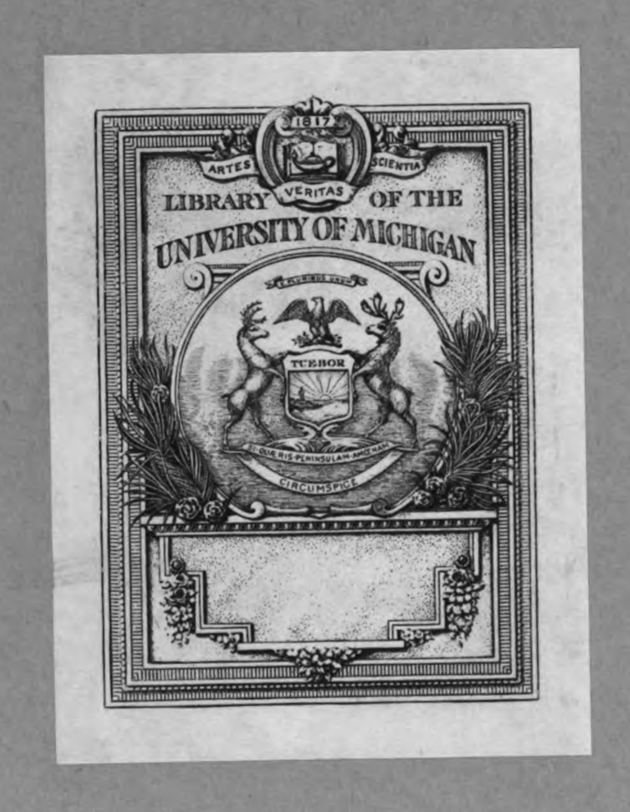

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Zeitschrift für Rassenkunde

Zeitschrift für Rassenkunde
und die gesamte Forschung am Menschen

JAHRGANG 1939 / 10. BAND



1 9 3 9

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

INHALTSVERZEICHNIS DES X. BANDES

A. Aufsätze

Seite

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. II. Siam, Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants (33 Abb.)* . . . . . 1—67

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. III. Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern (25 Abb.)* 120—162

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Rechnen oder Sehen? Bemerkungen zur Methode der Rassensystematik* . . . . 189—198

Kadanoff, D.: *Untersuchungen über die Norm (5 Tab., 3 Abb.)* . . . 68—79

Maurach, Reinhart: *Die Karaimen in der russischen Judengesetzgebung* . . . . 163—175

Scheidt, Walter: *Das Rätsel der Blutgruppen (1 Abb., 1 Tab.)* . . . 79—87

Scheidt, Walter: *Die europäischen Rassen, ihre Zuchträume und ihre Kulturleistungen* . . . . 198—205

Schultze-Naumburg, Bernhard: *Die Vererbung der dichterischen Begabung (9 Stammb.)* . . . . 176—189

Sergi, S.: *Der Neanderthaler des Monte Circeo (5 Abb.)* . . . . . 113—119

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

v. Behr-Pinnow, C.: *Die Frage des Erbgangs geistiger Begabungen* . . . . 207—209

Fischer, Werner: *Zum Rätsel der Blutgruppen (Erwiderung an Walter Scheidt)* 205—206

Grimm, H.: *Die Anamnese in der anthropologischen Forschung* . . . . . 209—211

Günther, Siegfried: *Der gegenwärtige Stand rassenkundlich-musikalischer Stilforschung* . . . . 88—91

Scheidt, Walter: *Immer noch Rätsel der Blutgruppen (Antwort an Werner Fischer)* 207

Škerlj, B.: *Biotypologie in Zlín (Mähren)* . . . . 92—97

Woo, T. L.: *Zur Gründung der Anthropologischen und Ethnologischen Gesellschaft von Yünnan, China* . . . . 91—92

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie . . . . . 94—96, 212—213
2. Morphologische Anthropologie . . . . . 97—99, 214—215
3. Psychologische Anthropologie . . . . . 100—102, 216—217
4. Historische Anthropologie . . . . . 103—106, 218—219
5. Geographische Anthropologie . . . . . 107—109, 220—222

III. Nachrichten

Ägypten 223
Baltische Staaten 110
Deutschland . . . . . 110—111, 223
Frankreich 111, 223
Griechenland 223
Großbritannien 111
Italien 111, 224
Japan 224
Niederlande 111
Norwegen 112
Ostafrika 224
Portugal 112
Schweiz 224
Südafrikanische Union . . . 112, 224
U.S.A. 112
U.S.S.R. 112

* Besprochene Arbeiten

Abderhalten, E. 212
Adams, R. 95
Althoff, F. 216
Apstein, C. 102
Aschoff, L. 105
Aul, J. 107

Bauermeister, W. 107
Bernatzik, H. A. 108
Beurlen, K. 98
Bielfeldt, F. 216
Bischoff, H. 212
Blacker, C. P. 106
Bleek, W. H. J. 216
Boyd, W. C. und L. G. . . 212
Bourges, K. 219
v. Branca, G. Frhr. . . . 105
Breitinger, E. 102
Brock, F. 101
Brockelmann, C. 218
Büchner, F. 101
Bühler, J. 105
Bunnemann, O. 101

Chuong, D. C. 97
Czortkower, S. 104

Dacqué, E. 98
Dahr, P. 212
Danckert, W. 108
Dart, R. A. 220
Diepgen, P. 105
Dittel, P. 105
Doke, C. M. 107
Drew, G. C. 95
Duggan-Cronin, A. M. . . . 107

Eickstedt, E. Frhr. v. . . . 94
Endres, H. 103
Eskelund, V. 95
Etherington, I. M. H. . . . 213

Ferenczi, J. 106
Fischer, E. 96
Fischer, H. Th. 108
Ffoulkes, E. J. 213
Franz, L. 218
Frenzel, A. 215

Ganzer-Gottschewski, L. . . 97
Geisler, W. 108
Glaß, D. V. 106
Glotzbach, H. J. 106
Golomshtok, E. A. 104
Gregory, W. K. 99
Grzybowski, J. 214
Günther, H. 215
Gusinde, M. 220

Hansen, H. 97
Hauschild, R. 96
Hellmann, M. 99
Hesch, M. 220
Heurich, G. 108
Hildén, K. 97
Hopfner, Th. 218

Jadin, H. 220
Jaensch, E. R. 216
Jones, J. 107
Jusatz, H. J. 215
Just, O. 217

Karutz, R. 100
Körber, R. 217
Krewald, A. 103
Krieck, E. 101
v. Krogh, Ch. 220
Kurita, Y. 215

Landra, G. 214
Lange, J. 100
Le Gallic, P. 94
Lehtovaara, A. 100
Lewis, E. G. 99
Licis, J. 105
Lloyd, L. C. 216

Machin, A. 99
Maier, A. 101
Maly, J. 220
Mamelock, A. K. 214
Mann, W. 108
Mather, K. 96
Matiegka, J. 220
Mogi, E. 213
Mrugowsky, J. 219
Mühlmann, W. 108
Müller, L. 97
Müri, W. 103
Mumford, W. B. 216

N. N. 97, 99, 107, 215

Pesonen, N. 107
Pfeil, E. 219
Plischke, H. 221
Polonskaja, R. 97

Pophal, R. 94
Preidel, H. 104
Price, A. C. 221

Randoin, L. 94
Reinöhl, Fr. 213
Rheinalt, D. 107
Röhr, E. 102
Rohracher, H. 216
de la Roncière, Ch. 222

Seraphim, P. H. 219
Sergi, S. 214
Siebert, E. O. 213
Siebert, W. 102
Simpson, J. H. 106
Smith, C. R. 216

Soeken, G. 94
Sottochiesa, G. 217
Spannaus, G. 220

Schmeing, K. 94
Schmieder, O. 222
Schulz-Kampfhenkel 221
Schuster, H. 217

Steding, Chr. 218
Steinwallner, B. 102
Stibbe, E. P. 98
Stockmann, H. 214

Tanaka, S. 213
Textor, H. 216

Thurnwald, R. 222
Tsuchiya, S. 213

Valšik, J. A. 220
Vinelli-Baptista, B. 98
Vietinghoff, W. 106

Wasikowski, K. 102
Wateff, St. 221
Weller, K. 218
Weigelt, J. 99
Weinert, H. 108
Wilhelmy, H. 222
Willrich, W. 217
Winkler, H. A. 104
Winkler, W. 219
Wood-Jones, F. 214

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 38 Abbildungen und 6 Tabellen



1939

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 29. August 1939

JAHRGANG 1939 10. BAND 1. HEFT

Jahrgang 1939, Bd. X, Heft 1

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. II. Siam, Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants (33 Abb.)* 1

Kadanoff, D.: *Untersuchungen über die Norm (5 Tab., 3 Abb.)* 68

Scheidt, Walter: *Das Rätsel der Blutgruppen (1 Abb., 1 Tab.)* 79

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

Günther, Siegfried: *Der gegenwärtige Stand rassenkundlich-musikalischer Stilforschung* : : 88

Woo, T. L.: *Zur Gründung der Anthropologischen und Ethnologischen Gesellschaft von Yünnan, China* 91

Škerlj, B.: *Biotypologie in Zlín (Mähren)* 92

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie 94
2. Morphologische Anthropologie 97
3. Psychologische Anthropologie 100
4. Historische Anthropologie 103
5. Geographische Anthropologie 107

III. Nachrichten

Baltische Staaten, Deutschland (1 Abb.) 110

Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande 111

Norwegen, Portugal, Südafrikanische Union, USA, USSR 112

Forschungen in Süd- und Ostasien

II. Siam und Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants

Von

E. Frhr. v. Eickstedt, Breslau

Mit 33 Textabbildungen

18. Vom Stand der Aufgaben
19. Ein rassengeschichtlicher Rückblick
20. Nochmals Fragen um Angkor
21. In Bangkok
22. Tropische Stadtanthropologie
23. Volksseele und Tonkunst
24. Siamesische Typologie
25. Das laotische Volkstum
26. Leben unter West-Lao
27. Vom Charakter der Laoten
28. Das Fürstentum Chiengmai
29. Im nordöstlichen Siam
30. Durch die Urwälder zum Ober-Mäkong
31. Das Tai-Problem
32. Alte Südbewegungen
33. Der rassische Gegenspieler
34. Zusammenfassung des Taiproblems
35. Das Königreich Luang Prabang
36. Unter Lü und Ost-Lao
37. Die Chinoisants
38. Man-Yao und Miao-Mäo
39. Zu den roten Miao
40. Chinesisches Präludium
41. Untersuchungen bei den Ka Mu
42. Über das Tran-Ninh nach Annam

18. Vom Stand der Aufgaben

Am frühen Morgen des 25. März, gegen 4 Uhr, fuhr der fast leere Luxusautobus des französischen Postdienstes westwärts über Sisophon nach Aranya, dem Grenzort gegen Siam und der Endstation der Staatseisenbahn nach Bangkok. Flach das Land, kahl und sonnenverbrannt, hie und da etwas lichter Dschungel, dann wieder weite, leere Reisfelder, eintönig, ohne Abwechslung. Herr Kollege Morris von Harvard, den ich schon in Calcutta und Angkor traf, ist enttäuscht. Wir denken zurück an die erledigten Arbeiten und an das herrliche Angkor.

Ein vorläufiger Abschluß war erreicht worden. Mit dem zweiten Abschnitt der Reise treten neue Probleme heran, die sich teilweise aus eben den Ergebnissen der vergangenen Monate entwickeln. Sie hatten vor allem drei, wie es scheint, recht nützliche Erkenntnisse gebracht. Zum ersten zeigte sich das Bestehen einer außerordentlich scharf gezeichneten Rassen- und Völkergrenze zwischen Annam und Kambodscha. Zweitens konnte das Vorhandensein eines nur erst leicht palämongolid überschichteten großen weddiden Blocks in Kambodscha nachgewiesen werden. Drittens wurde das völlige Fehlen der vielberufenen Negritos in den Cardomonbergen und statt dessen die typologische Zusammengehörigkeit von Porr und Kmer festgestellt, die eine große und einheitliche, in wechselndem Ausmaße palämongolid durchsetzte Weddidenmasse im zentralen Hinterindien bilden.

Wo aber lag nun die westliche, wo die nördliche Grenze dieser Ost-Weddiden? Fiel sie mit der Mänamebene, mit den westlichen Randgebirgen oder

einer der Grenzen des siamesischen Staatsgebietes zusammen? Wo begannen die eigentlichen Palämongoliden, die die Hauptmasse in Birma und den Schanstaaten bilden? Ganz offen lag auch noch die Frage der Zugehörigkeit der Lao, die sich zwischen Schan und Siamesen schieben und weit ostwärts bis nach China und Annam reichen. Es war durchaus möglich, daß sie in engeren Beziehungen zu den Weddiden standen. Aber wo waren dann die Bergbevölkerungen, wo die primitiven Ka und Moi hinzustellen? Und endlich war das Gebiet aller der genannten Gruppen durch Eindringlinge vom Norden aufgelockert und durchstoßen worden. Auch deren vielfach angenommene Zugehörigkeit zur palämongoliden oder südsiniden Schicht war noch keineswegs bewiesen. So ergaben sich übergenug Probleme. Zu ihrer Klärung sollten zwei typologische Nordsüdschnitte und zwei Westostschnitte gelegt werden. Deren Durchführung hing ebenso von Mitteln und Zeit, wie von klimatischen und verkehrstechnischen Bedingungen ab, die sich im voraus oft kaum übersehen ließen. Geplant war der Besuch von nacheinander West-, Ost- und Südlaos und die baldige Rückkehr nach Bangkok. Tatsächlich aber endete der große West-Ost-Schnitt in Tonking, ja eigentlich erst im westlichen Innerchina, das plötzlich statt Neuguinea gewählt werden mußte, und erst ein Jahr später kam ich wieder nach Bangkok.

Ein gewisses Bedauern mischt sich in die Erinnerung an das Fehlen der Negritos bei den Porr der Cardamonberge. Ihr Vorhandensein hätte sich so gut in das bekannte Bild der älteren Rassengeschichte von Hinterindien eingefügt. Der große weddide Block aber, ganz gleich wieweit sich noch sein Vorhandensein nach Westen bestätigen würde, gab neue Fragen auf. Schon mußte als sicher angesehen werden, daß nicht — wie meist angenommen wurde — ein mehr-minder geringer Einschlag von Weddiden in eine palämongolide Grundbevölkerung vorlag, sondern das umgekehrte. Hier waren nicht abgedrängte Weddide zwischen Palämongolide geschoben, sondern Weddide bildeten selbst die ureingeborene und altansässige Grundmasse. Hinterindien gehört also gar nicht als Ganzes und ohne weiteres zum mongoliden Rassenkreis. Westliche Elemente, und zwar primitive und alte Elemente, greifen hier nach Osten vor. Und mitten zwischen diesen Primitiven liegt das herrliche hochkultivierte Angkor.

19. Ein rassengeschichtlicher Rückblick

Wer schuf dieses Angkor, diese unerhörte Pracht der „größten und schönsten Stadt der Welt", von dessen Reichtum, Macht, Organisation, Luxus und Geschichte so gut wie alles vermodert, verweht und vergessen ist, und dessen leere Paläste, Schulen, Bibliotheken und Tempel, dessen eingeebnete und verfallene Wälle, Tanks und Türme noch heute einen überwältigenden Eindruck vermitteln? In den kaum $1^1/_2$ Jahrtausenden seit seinem Beginn, einer biologisch kurzen Zeit, kann sich die Bevölkerung nicht wesentlich, sondern höchstens in den Anteilen der Zusammensetzung geändert haben. Weddide haben also damals wie heute im weiten Becken des Tonlé Sap gesessen, wobei allerdings damals der immer noch stattliche, aber dauernd schrumpfende See, dem die Limnologen nur noch eine Lebensdauer von 2—3 Jahrhunderten geben, ganz erheblich größer als heute war. Er stellte ein kleines Binnenmeer dar, und er war ungemein fischreich. Die Landschaft ringsum war recht sumpfig, wohl





Abb. 22—23. Typische kambodschanische Mädchen
primitiv-ostweddide und progressiv-ostweddide Variante (phot. v. E.)

wenig gesund, aber für Naßkultur und Reisbau in höchstem Grade geeignet. Im Norden und Süden grenzten wildreiche Waldgebiete an. Auf Jagd, Fischfang und besonders Reisbau konnte also sehr wohl die Lebensmittelversorgung einer Millionenstadt aufbauen und sie mußte es: ohne organisierte Landwirtschaft ist keine Großstadt, ohne Großstadt keine höhere Kultur denkbar. Der entscheidende Punkt liegt bei der Organisation des Verfügbaren.

Konnte diese von den Weddiden geleistet werden? Durch viele Jahrtausende war dieses Gebiet unbebautes Sumpfland gewesen. Sumpfland aber ist Rückzugsgebiet. Zuerst werden die Terrassen und offenen Landschaften besiedelt, später erst Gebirge und Sümpfe, die die Reste der Urbewohner bergen. Dieses weddide Land im zentralen Hinterindien war also an sich durchaus Rest- und Rückzugsgebiet. Der Reisbau, eine südostasiatische Sonderform der Landwirtschaft, hob dann das dünnbesiedelte Randland in den Mittelpunkt einer glänzenden Hochkultur und schuf eine Ausnahme von jener Art der Siedlungsabläufe, wie wir sie von Europa und Amerika her kennen. Aber vorher hatte auch hier die Altrasse im Armutsgebiet gesessen. Es fragt sich, wie oder welche Umstände die gründliche Änderung hervorriefen. Daß dabei Inder eine hervorragende Rolle gespielt haben, zeigen Kunst, Religion, Bildwerke und Embleme in überwältigendem Ausmaß. Aber was stand aus dem eigenen Land zur Verfügung?

Ich denke zurück an die Westweddiden — an die gastliche Hütte des alten Weddahäuptlings Tuta von Danigala, an die indischen Khonddörfer mit ihren einstigen Menschenopfern für die Reisfelder, an die tanzlustigen Mardia-Gond in den entlegenen Abhujmarbergen. Ähnlicher Typus in Ost und West, und hier wie da läuft die Spielbreite der Variation von dem wirklich „schönen“

primitiven Weddidgesicht bis in progressiv-europide Formen herauf. Das ist in Indien eher ausgesprochener, häufiger, der Kontakt mit den progressiven Nachbarvölkern, der höheren Rasse, den Indiden, ist viel enger. Kaum kann ein Zweifel walten, daß mit Indiden und Weddiden Neuform und Altform des gleichen alten, vielleicht noch interglazialen Grundsubstrats vorliegen. Aber die Neuform fehlt im Osten völlig, ist bei den Kmer nur als Oberschicht vertreten, also eben als innerrassische Variante, nicht als Nachbarform, und bei den Porr tritt sie nur ganz dürftig in Erscheinung. Die Nachbarformen — Annamiten, Kochinchinesen — stammen hier aber aus ganz anderem Rassenkreis. Eine eigene europide Progressivform hat also überhaupt nicht die Zeit gefunden, sich zu entwickeln wie im Westen. Das ist der große Unterschied in der frühen Rassengeschichte.

Während dieser mag durchaus ein Zusammenhang zwischen östlichen und westlichen Weddiden bestanden haben. Wir wissen, wie geologisch jung die indonesisch-hinterindischen Einbrüche und Auffaltungen sind, und Malakka und Indonesien selbst bieten genug der weddiden Elemente, um Indien und Kambodscha zu verbinden. Aber ein weddides Kambodscha wäre immer noch eine merkwürdig isolierte Erscheinung, ein Vorposten oder eine Exklave. Seinetwegen allein könnte die alte Rassengrenze zwischen den Europiden und Mongoliden in der Frühzeit ihrer Bildungsgeschichte gewiß noch nicht von der Arakan Yoma weg und ostwärts bis an die annamitische Kordillere gerückt werden. War auch Siam vorwiegend weddid? Wenn nein, so lag eine abgedrängte Einzelgruppe vor, wenn ja, so war ein ursprünglich weddides Hinterindien wahrscheinlich und die palämongolide Rasse dort ein weit jüngerer Eindringling, als bisher meist angenommen wurde. Die Entscheidung lag bei Siam — nach Siam ging die Fahrt durch glastendes kahles Land.

20. Nochmals Fragen um Angkor

Wir denken zurück an Angkor. Ob diese Weddiden isolierte Gruppe oder Teil einer südasiatischen Masse von Primitiveuropiden sind: die Schöpfung dieses Angkor bleibt erstaunlich, unwahrscheinlich, überraschend. Es kann nicht von der progressiven Nachbarform geschaffen sein wie Barhut, Ajanta, Barsur oder auch Polonnaruwa und Anuradhapura und so viele andere Ruinenfelder im weddiden Indien, denn die europide Nachbarform hat sich nicht entwickelt, und die mongolide hat eine grundandere Kultur. Auch die Schöpfung aus sich selbst und nur mit Hilfe etwa herbeigerufener Indider ist nicht anzunehmen, denn das würde bereits eine fortgeschrittene Eigenkultur voraussetzen. So bleibt nur die Annahme einer ausschließlich indischen Schöpfung.

Ihre rassengeschichtliche Bedeutung liegt darin, daß sie der am weitesten nach Osten vorgetriebene Posten indisch-indiden Kulturvordringens auf der alten südhimalayischen Stromlinie ist. Dabei braucht man hier wie sonst keineswegs kriegerische Expeditionen anzunehmen, sie sind sogar unwahrscheinlich. Die Weddiden sind beim Kontakt mit einer höheren Kultur stets von selbst zurückgewichen oder aufgesogen worden: die Weddas vor den präarischen Nagas und später den Singhalesen, die Sora, Gond, Oraon vor jedem Vorstoß der indiden Nachbarn, die so manche längst wieder vergangene Stadt



Abb. 24. Kambodschanische Tänzerinnen
vom Königshof in Pnom Penh (phot. v. E.)

in ihren Wäldern und mit ihrer Hilfe bauten, die niederen Kasten im Doab, die als Paria Frondienste leisteten. Es wäre überflüssig, für Hinterindien andere Abläufe anzunehmen, selbst wenn die Urkmer bereits Reisbau besaßen, wie das in Indien schon seit alters z.B. für die Oraon gilt. Wann und von wem dieser Reisbau übernommen wurde, ist übrigens noch eine interessante ethnologische Frage. Die indischen Einwanderer — Kshattriyas, Brahmanen, Handwerker, Künstler — fanden hier jedenfalls schon Bedingungen vor, die denen der Heimat in hohem Maße ähnelten: Dschungel, primitiven Reisbau, freundliche und heiter-primitive Bevölkerung, die geduldig und willig mit den Neuankömmlingen zusammenarbeitete. Anders war nur die Verbindung mit Volk und Heimat. Diese Verbindung war hier im Osten lose, die Heimat fern und daher früher oder später ein Aufgehen in der ureingesessenen Bevölkerung unvermeidlich.

Vermutlich kamen diese indischen Einwanderer aus recht verschiedenen Teilen Indiens, wenn auch der dekanische Süden überwogen haben mag, und sie kamen auch zu sehr verschiedenen Zeiten. Der Beginn der Bewegungen ist schon für das 3. Jahrhundert v. Chr. wahrscheinlich. Hungersnöte, Kriege und widrige politische Verhältnisse mögen dabei die gleiche Rolle wie in Fällen gespielt haben, die uns zeitlich näherliegen. Inder waren bereits im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. Herren jener Kultur, die wir als die Präkmerkultur bezeichnen, einem wenig glücklichen Ausdruck, denn diese archaische Kultur geht eindeutig in die der Kmer über und hat keine anderen Initiatoren, Träger und Sprache besessen als diese selbst. Es war eine fremde, kraftvolle und hohe Stadtkultur in und über tropisch-primitivem heitrem und harmlosem Bauernvolk. Damals blühten Magadha und das Mauriyareich in Nordindien und die Pallava und Cholareiche im Süden und müssen eine ungeheure schöpferische Kraft besessen haben, die sich um so mehr nach Osten richtete, als der Westen



Abb. 25. Schiwakopf aus Angkor
ganze Höhe 17 cm
(phot. K. Pieper, Coll. v. E.)

in das Dunkel der Jahrhunderte nach Mohammed versank. Europa und Indien und die Wege nach Westen waren abgeschnitten.

Indischer noch wirken die Glanzperioden des 10. und 13. Jahrhunderts. Längst hatte sich die indische Oberschicht damit abgefunden, daß sie ihre Sprache mit der der Urbewohner vertauschen mußte, längst diese selbst damit, daß sie für Priester, Herren und Könige werken mußte, die nicht mehr als fremd empfunden wurden. Indisches Kriegswesen war übernommen worden, um die aufblühenden Kolonien, später die Herrschaften und schließlich ein großes Reich zu schützen und mit Zehntausenden von Gefangenen die prunkenden Paläste, massiven Mauern und hohen Tempelhallen aufzuführen. Dieses Reich schloß auch Siam mit ein. Es besaß eine ausgezeichnete Schutzlage, dort unter der hinterindischen Scharung und vor dem hohen Wall der annamitischen Kordillere. Jenseits derselben blühte im Süden zur gleichen Zeit Tchampa, das Reich der indisch-malayischen Cham (sprich Tcham), das im 15. Jahrhundert zerbröckelte und dessen letzter Rest um Banmethuot erst 1741 endgültig von Annam (Nordannam) aufgesogen wurde. Wieder und wieder war der Streit zwischen Tchampa und den Kmer um das reiche Kochinchina, das Mäkongdelta gegangen, das schließlich Annam zufiel.

Und im Westen drangen langsam die Tai vor, mußten ihr locker geknüpftes großes Reich, das seit dem 9. Jahrhundert von Assam bis Ssetschuan gereicht hatte, im 13. Jahrhundert vor den Chinesen räumen und sickerten aus ihrer yünnanesischen Zweitheimat über die Laoberge in die Mänamebene (vgl. S. 39). Hier lagen schon Vasallenstaaten des siamo-kambodschanischen Kmerreichs. Stück um Stück ging verloren, als die nördlichen Wälle barsten, von Jahrhundert zu Jahrhundert rückten die Taihauptstadt und damit Taimacht und Taisprache weiter nach Süden, bis erstmals 1393, dann nochmals 1431 das glanzvolle Angkor zerstört wurde, und zwar gründlich. Zwischen der großen Völkerzange, deren Arme Tai und Tcham hießen, war es zerquetscht worden.

So erfüllte sich ein rassenhistorisches Schicksal. Denn die Tai waren von den nördlichen Chinesen, die Tcham von den nördlichen Annamiten gedrängt worden, und der Ausgleich der Kräfte dieser südwärts gerichteten biodynami-

schen Stromlinien konnte nur im südlichsten Süden, eben in Kambodscha, erfolgen. Hier lag das prähistorische Primitivgebiet, hier hat sich der letzte Rest der Kmersprache erhalten, und hier lag auch die letzte historische Etappe[1]).

21. In Bangkok

Nach alledem erscheint es wenig überraschend, daß sich gerade in Kambodscha ein weddider Rest erhalten hat. Die älteste Urbevölkerung von Hinter-

[1]) (Anmerkung zu Haus.) Einige historische Daten mögen in diesem Zusammenhang von Interesse sein. 225 n. Chr. sendet ein hinterindisches Reich namens Fu-Nan eine Gesandtschaft nach Nanking in Wu (China). Sie wird 243 erwidert. Die Gesandten berichten, daß das Reich von Malaya bis Laos reicht und nördlich davon im Korat-Becken noch ein zweites Reich namens Chen-la liege. Die Hauptstadt befand sich nordöstlich des heutigen Soairieng (Bericht I S. 315). Die Bewohner huldigen einer Königin (was an das Matriarchat der Moi erinnert) und gehen fast nackt. Als gute Kaufleute machen die Chinesen sofort auf das Ungeeignete dieser Sitte aufmerksam. Indischer Einfluß ist bereits vorhanden: die ältere Präkmer-Epoche der Kunstentwicklung.

Ende des 5. Jahrhunderts Eintreffen eines Rajputen der Mondgruppe aus Kalinga, dem heutigen Telugugebiet. Kambodschanischer Name Kaundinya, chinesischer Name Huen Tien. Er heiratet die einheimische „Naga"-Fürstin Soma und begründet eine Dynastie für die vereinigten Reiche Funan und Chenla. Südsiam unter einem Rajput der Sonnengruppe ist Vasall. Ein andrer Vasallenstaat um Bassac, namens Kambu, stellt alsbald den König Bharvavarman, dessen Sohn und Nachfolger Isanavarman (um 615) Hiuen Tsang in Indien bekannt wurde.

Ein Verwandter des Königs von Srivijaya auf Sumatra usurpiert als Jayavarman II. den Thron des Kmerreichs im Jahre 802, regiert bis 854, gibt den Namen Kambujadesa statt Indraprastha. In Kunst und Kultur herrscht immer noch der Einfluß des Palavareichs (Telugu, Godaveri-Gebiet) vor: jüngere Präkmer-Epoche.

König Indravarman I. (877—889) gründet bei Thronbesteigung Angkor-Tom. Die Nordgrenze seines Reiches berührt Yünnan (d. h. Nan-tschau, vgl. S. 39), die westliche das südbirmanische Reich der Mon von Pegu, die östliche Tchampa (im heutigen Annam). Hier wie stets handelt es sich nur um den Oberkönig einer großen Reihe von Vasallenstaaten bald lockerer bald festerer Bindung. Seine Nachfolger sind aus ihren steinernen Edikten nach Namen und Taten meist oberflächlich bekannt. Jayavarman V. baut viel, Udayadityavarman hat viel Mühe mit den nördlichen Vasallen. Suryavarman II. ist der — wie auch bei allen übrigen Kmerfürsten erst bei der Thronbesteigung angenommene — Königsname eines aus malayischen Gebieten herüberkommenden indischen Abenteurers. Er beginnt 1115 den Bau des Tempels von Angkor-Vat. Brahmanische Religion und indische Kultur herrschen vor, der Buddhismus wird geduldet, der Handel liegt in chinesischen Händen. Die Chinesen heiraten wie heute und bis heute kambodschanische Frauen, der indide Rasseneinfluß geht zurück. 1160 verwüsten die Tcham Angkor.

1296 hält sich der chinesische Gesandte Chou Ta Kuan in Angkor auf. Er ist gegenüber seinen vielen Vorgängern dadurch bemerkenswert, daß er über diese Zeit ein Buch verfaßt, das die einzigen sicheren Nachrichten über das alte Kmerreich zu uns gelangen ließ. Große Macht, großes Wohlleben, ausgebildete Organisation, hohe Kunst, hohe Ehrung der Gelehrten. In der Kunst die Renaissanceepoche von Bantay-srey. Es ergeben sich die folgenden Kunstepochen: Prä-Kmer I und II, Bayon-Stil, Präkmer-Renaissance, Baphuon-Stil, Angkor-Vat-Periode und Bantaysrey-Renaissance. An der Westgrenze brechen schon die Tai ein, die als Syam (vgl. Schan) oder Siem (vgl. Siem-reap) bezeichnet werden.

Zwischen 1350 und 1460 folgen fünf Einfälle der Syam, 1393 große Plünderung von Angkor, 1431 nochmals, König Dharmasoka selbst wird nach Ayuthia verschleppt (vgl. S. 39). Um 1450 ist Angkor endgültig verlassen. 1473 gehen die letzten Westprovinzen an Siam verloren. Pursat, später Pnom-Penh werden Hauptstädte. Unablässige Kämpfe mit Siam und Tchampa. Ab etwa 1700 treten an die Stelle der letzteren die Annamiten, die Cochinchina wegnehmen. Siam und Annam streiten sich um die sichere Beute, als Frankreich durch sein Dazwischentreten seit Mitte des vorigen Jahrhunderts den letzten Rest des Kmerreiches rettet. (Coedès, Finot, Groslier, Maspéro, Pelliot, Steiger).



Abb. 26. „Engelfigur" aus Ayuthia
ganze Höhe 21 cm
(phot. K. Pieper, Coll. v. E.)

indien war also nicht negritoid, sondern weddid. Daß weitere kleinere Splitter mehr nördlich zu finden wären, mußte jetzt sehr wahrscheinlich sein und die Frage von deren Beziehungen zu der nächsten von Norden vordringenden Schicht, den Palämongoliden, interessant genug, um einen Vorstoß in nordsiamesisch-laotisches Gebiet zu rechtfertigen. Aber vor allem mußte die Stellung von Siam geklärt werden. Dies war erst durch die Tai von Kambodscha getrennt und überfremdet worden. Das Ausmaß dieser Überfremdung war noch ebenso unklar wie die Zugehörigkeit der Grundschicht: weddide und palämongolide, in geringerem Maße auch sinide Elemente kamen in Frage.

Mit gespannter Aufmerksamkeit wurden die Bewohner von Sisophon, die zum Morgenmarkt strömenden Bauern und Bäuerinnen, die eben zum Bittgang antretenden buddhistischen Mönche beobachtet. Dies Gebiet war erst 1907 von Siam an Kambodscha abgetreten worden. Dann kam Aranya mit Zoll und Geldwechsel und der siamesische Zug mit seinen kleinen aber netten Abteilen ohne Ventilator, und kam Station um Station an der langsam westwärts strebenden Bahn. Die Enttäuschung war groß: die Weddiden ließen merklich nach, palämongolide Elemente waren oft zahlreich, die Typen waren größer, gröber, heller als die rundgesichtigen, dunklen, oft lockenköpfigen Kambodschaner. Schon die Palämongoliden? In der Ferne tauchte scharf gezeichnet der Abfall des Koratplateaus auf. Dann aber änderte sich das Bild: das weddide Element nahm wieder zu, überwog, herrschte, lange bevor Bangkok am Spätnachmittag erreicht wurde. Hier gingen allerdings die Weddiden im Zentrum der Stadt fast unter in der Masse der Fremdvölker — ein größeres Gegenstück zu Pnom-Penh.

Die Erklärung des Typenwechsels liegt darin, daß am Südostabfall des Koratplateaus laotische Kriegsgefangene angesiedelt worden waren. Diese bilden also einen südlichsten Zipfel palämongolider Verbreitung. Jetzt war klar, daß Siamesen und Kambodschaner einen gewaltigen alten weddiden Block in Zentral-Hinterindien darstellen. Die Palämongoliden bilden nur Einschläge. Die Urbevölkerung der ganzen Halbinsel muß weddid gewesen sein — vielleicht mit Einschluß der annamitischen Kordillere. Das konnten erst die Ka und Moi zeigen. Die breite, flache, sumpfige Mänamebene war genau so Rückzugsgebiet wie das Tonlebecken. Während eines rassengeschichtlich sehr frühen Stadiums gehörte ganz Hinterindien zur europiden Rassengruppe.

In Bangkok nahmen mich die gastlichen Häuser des Gesandtschaftsarztes Dr. O. Schwend und seines Assistenten (jetzt Nachfolgers) Dr. Stützel auf, und von der stattlichen deutschen Kolonie bemühten sich u. a. die Herren Paschkowitz und Hermann und von der Deutschen Gesandtschaft Herr Dr. Thomas und die Herren Losch und Sandreczki in der liebenswürdigsten Weise um mein wissenschaftliches, leibliches und geistiges Wohl. Interessante rassenpathologische Einzelheiten boten die Krankenbesuche mit Dr. Schwend, und manche wissenschaftliche Frage konnte mit dem alten Siamkenner Major Seidenfaden durchgesprochen werden. Die Einrichtung der Reisen im Lande aber zog sich länger als erwartet hin, da sich Siam gerade anschickte, den Eintritt in das Jahr 2481 der buddhistischen Ära zu feiern. Dafür konnten siamesisches Volksleben, Feste, Theater, Drachensteigen, Umzüge besonders gut studiert werden. Nach den Feiern empfingen mich der Innenminister Luang Damrong Navarasti und sein Berater Prinz Sakon, die sich voller Verständnis für die Einzelheiten der Arbeiten interessierten und alle nötigen Hilfen zusagten. Der Direktor des Amts für Schöne Künste ließ sich dagegen wiederholt verleugnen, während der Verkehrsminister in entgegenkommender Weise Freifahrt auf den Staatsbahnen gewährte.

Die Stadt selbst gab wieder zu zahlreichen Beobachtungen Anlaß. Auch ihre Anlage ist von Interesse: das vieltürmige und umwallte Palastviertel am Mänamknie, in dessen Nähe auch hier die Silberstraße liegt, die jedoch weniger gut als in Pnom-Penh arbeitet und stark chinesisch durchsetzt ist, aber über prächtige Edelsteine verfügt; der große wimmelnde Chinesenbasar von Sampeng mit seinen Tausenden kleiner Läden und emsiger Handwerkerstuben, indischen Stoffhändlern, siamesischen Gemüseständen, das moderne Viertel der Jarawad Road und die Vorachak Road, wo auch viele deutsche Firmen liegen: die Bangkok Dispensary, Hamburg-Siam Co., Grimm. Leider ging der deutsche Einfluß seit dem Kriege sehr stark zurück, hält sich am besten noch auf medizinischem und technischem Gebiet. Nach außen führt die lange häßliche New Road, in die grünen Wohnviertel die verschwiegene Sri Praya (Sipya) Road. Hier schließen sich die Fluchten der langen Wohnstraßen an: Pfahlbau- und Holzvillen in blühenden, grünenden Gärten, deren Blüten und Blätter sich in den Außenklongs spiegeln. Ein reizendes Bild, dessen Kehrseite allerdings Milliarden von Mücken sind. Diese Klongs, vielverbundene Kanäle und Kanälchen, schließen sich halbkreisförmig an die Palastmauern an und durchziehen die Altstadt wie die Wohnviertel. Besonders in ersterer entfaltet sich hier ein reges Leben: schaukeln und ankern die langen Reihen der Hausboote, fliegenden Bootsküchen, gestakten Lastkähne, streben die Gemüse-, Fleisch- und Reiskähne zu Märkten, Markthallen, Kais und Spei-

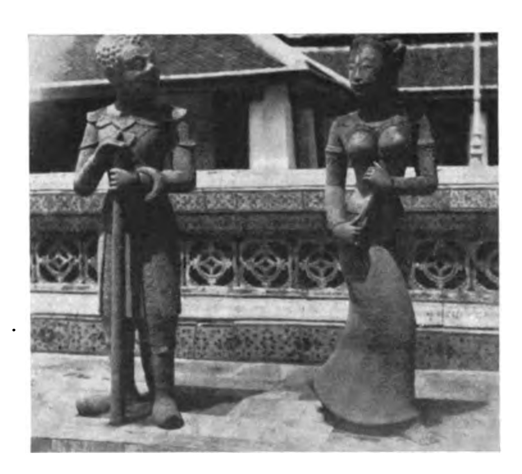


Abb. 27. Altsiamesische Kunst: Tändelndes Paar
im Wat Pra Käo. Weddider und europiformer Typus (phot v. E.)

chern, rudern Barken mit Töpfen, Hüten, Holz oder Hausbedarf von Scharen oft winziger Käuferkanus umdrängt.

Also: der Palast als Mitte, eine enge überfremdete Innenstadt, freundliche siamesische Außenviertel, alles durchzogen und verbunden von Klongs und langen Autostraßen. Letztere allerdings enden am Weichbild der Stadt. .

Dann die Tempel! Da ist das reiche Wat Pra Keo im Palastgelände mit seinen unzähligen glockenförmigen Pratschedis und Pagoden, vergoldet und mosaikschillernd, mit vielgiebeligen Tempelhallen, Greifen, Wächterfiguren, granitbedeckten Höfen, gemalten Hallen und dem Bot, dem geschnitzten goldenen bunten Zentralbau mit dem Buddhabild. Wie das an Birma erinnert! Aber auf dem flachen Lande ist dies alles viel einfacher, und der Zentralbau und die Grab-Pratschedis sind wie in Kambodscha gebaut. Bei der Ausformung der indischen Anregungen ist Birma verschwenderischer gewesen, Siam hat mehr chinesische Elemente einbezogen, Kambodscha ist schlicht-ursprünglicher geblieben, und doch ist eine große hinterindische Einheit unverkennbar. Das alte Wat Poh ist übersät mit grauen überreichsten Kleinbauten und Figuren, Toren und Türmen, das stolze Wat Arun glänzt in der Pracht seiner unzähligen bunten Kacheln, das neue ruhig-vornehme Wat Tepsurin birgt die Königsgräber. Für das Problem Rasse und Kunst bieten Hunderte von Buddhas aller siamesischen Kunstperioden, die Engeldarstellungen, das nette tändelnde Altsiamesenpaar, die chinesischen Kolossalfiguren spätmittelalterlicher Holländer und die reichen, oft dramatischen Wandgemälde Stoff und Anregung (vgl. Abb. 27).

Der Rennklub wird mit einem Parsifreund, Herrn Pestonji, angesehen, der moderne Stadtpalast mit Herrn Kanzler Losch, mit dessen Hilfe dem heiligen weißen Elefanten einige interessante Haare entfernt werden. Abends wird der Basar besucht mit seinem Lichterglanz und dem so ungemein kennzeichnenden unaufhörlichen Klappern von Zehntausenden von Holzpantinen. Sikh bieten Seiden und Musseline für die schöne alte siamesische Tracht, den Sampot, die heute den Beamten verboten ist, Chinesen moderne europäische Ware, eine der vielen siamesischen Prinzessinnen mit ihren hochweddiden Blumenmädchen seltene Orchideen an. Alles ist sehr teuer, wie Siam überhaupt. Die Europäer werfen aber hier auch — ganz im Gegensatz zu Indochina — geradezu mit Geld um sich.

Unter den Früchteverkäuferinnen am Basar in Bangkok fallen gröbere, mongolidere, hellfarbige Gesichter auf, sie wirken palämongolid. Es sind Laotinnen, auch Luk-Krungs, d. h. siamesisch-laotische Mischlinge, die leicht zu erkennen und von den stärker siniden siamesisch-chinesischen Mischlingen zu unterscheiden sind. Werden sich die Lao als andersrassig erweisen? Sie sind schon hier in Bangkok unverkennbar anders, erinnern deutlich daran, daß Siam zwei verschiedene große Völker beherbergt. Von seinen 12 Millionen Einwohnern sind nicht einmal die Hälfte Siamesen, mehr als 2 Millionen mögen Chinesen und Chinesenmischlinge und an 6 Millionen die Lao umfassen, wozu im Süden noch über 100 000 Malaien kommen. Bangkok selbst aber ist eigentlich in erster Linie eine chinesische Stadt, soviele Völker auch sonst dort noch wohnen. Sein Zentrum, ein Handelszentrum, mit ²/₃ aller Bewohner, ist wie Saigon-Cholon oder der Eingeborenenbasar von Singapore so gut wie ausschließlich chinesische Domäne, und es ist hier wie dort nicht nötig, irgendeine andere Sprache als kantonesisch zu können.

22. Tropische Stadtanthropologie

Die Absonderung der verschiedenen und besonders auch rassisch oft sehr verschiedenen Völker in bestimmten Stadtteilen, die Eignungsauslese von gewissen im Stadtbild kennzeichnenden Gruppen aus ihnen und deren harmonische, ja scheinbar oft dauernde Einfügung in die Gliederung und den Rhythmus des Gemeinschaftslebens, lassen auch unwillkürlich daran denken, wie wenig bekannt die wirkenden Gründe und auswirkenden Erscheinungen solcher anthropobiologischen Vorgänge der Städte sind.

Noch gibt es keine Stadtanthropologie von Bangkok, keine Untersuchung der Typenzusammensetzung und Typenverschiebungen, der Verzahnungen, Überschichtungen, Siebungs- und Auslesevorgänge, des Fluktuierens, Beeinflussens und der Kontakterscheinungen, kurz des biologischen Lebens und Ringens der so verschiedenen sozialen und volklichen Gruppen. Ist doch eben in Europa nur die erste zusammenhängende Stadtbiologie im Gange, in Breslau. Und doch ist klar: Äußerlich fallen an einer Stadt wohl die Häuser, Straßen und Prachtbauten auf, aber sie sind doch eben nur Außenseite, sind erst Ergebnis. Die Ursache und damit das Wesentliche einer Stadt sind die Menschen selbst, die alles erst schaffen und Vielfalt, Eigenart und Charakter ihrer Einzelheiten und des Ganzen bestimmen. Sie sind das eigentlich Wichtige, sie bestimmen über Außenseite und Färbung hinaus auch Schicksal und inneres Wesen. Es drängt sich wieder die Erkenntnis auf, wie blind der Mensch allerorts und immer gegen das wesentliche Was, gegen den Menschen selbst ist.

Eine tropische Stadtanthropologie hätte ihre Sonderaufgaben. In Europa zeigen die Städte die Auslese bestimmter konstitutioneller und rassischer Typen und dementsprechend Schichtungen und Gruppenbildungen, sie zeigen weiterhin Zustrom, Abstrom und differenzierte Fortpflanzung von Gruppen und Gemeinschaften. Aber tropische und besonders asiatische Städte zeigen noch mehr: eine rassische und nationale Mosaikbildung. In einer Stadt wie Berlin lebt mehr oder minder eine einzige vielrassische und vieltypische Nation, die nur von verschwindend geringen Splittern anderer Völker und fernerer Rassen durchsetzt ist. In einer Stadt wie Bangkok aber lebt ein halbes Dutzend nach Aussehen und Wesen grundverschiedener Völker, denen ganz anders geartete rassische Elemente zugrunde liegen, und deren jede doch in Massen vertreten ist. Jedes solche Volk, die Siamesen oder Sikh, die Kantonesen, Hainanesen, Laoten, Annamiten und Europäer, Mon, Birmanen, Tamil, Malaien usw., lebt nicht nur sein völkisches, sondern auch sein gruppentypisches biologisches Eigenleben und besitzt außerdem eine gewisse kulturelle und eine psychisch-biologische Wirkung auf die anderen Gruppen und auf das Kernvolk. Sie fügen sich ineinander, mosaikhaft und verzahnt, wenn sich eine Berufsschichtung und wenn sich räumliche Absonderungen ausbilden. So etwa in Bangkok bei den Kantonesen als Kaufleuten der Innenstadt, Hainanesen als Gärtnern am Außengürtel, Siamesen als Beamten, mohammedanischen Indern als Stoffhändlern usw., oder in Pnom-Penh: chinesische Kleinhändler, annamitische Handwerker, europäische Beamte, kambodschanisches Ackerbürgertum, malayische Zwischenläufer.

Aber derartige Fugungen sind keineswegs konstant. Es gibt Reibungsflächen. Sie liegen ebenso in der durch Verschiedenheiten der Religion, Kultur und Er-

ziehung verstärkten angeborenen seelischen Eigenart, wie in der Berufseignung und Berufskonkurrenz. Bei diesem Kampf ist die biologische Kraft der einzelnen beteiligten Gruppen sehr verschieden. Sie kann sich auf Zähigkeit oder Sparsamkeit des Einzelnen ebenso wie auf Geburtenreichtum oder politische Konstellation gründen. Die Fragen der differenzierten Fortpflanzung und diejenigen von Art und Ausmaß der Bevölkerungsbewegung haben hier also eine erhöhte Bedeutung.

Daraus ergeben sich eine Fülle von Einzelfragen. Sind solche Geburtendifferenzen vorhanden, wie wirken oder wie gleichen sie sich aus, durch Zuzug bei der schwächeren Gruppe oder durch deren Ersatz, und wenn letzteres — woher kommt die Aufholung der Berufsgruppe, des Stadtviertels, der Schicht? Ist ein sozialer Aufstieg vorhanden, wo findet er statt und wie findet er statt, d. h. durch Geld allein oder auch durch geistige oder charakterliche Leistung? Und finden Auslese und Aufstieg annähernd gleichsinnig in dem Gemeinwesen als solchem oder nur innerhalb einer der vielen symbiotisch aufeinander ausgerichteten Gruppen statt, oder in beiden? Das Gemeinwesen wird im einen und andern Falle in durchaus verschiedener Weise beeinflußt werden.

Eine gerade für tropische Städte sehr wichtige Frage ist auch diejenige nach etwaigen Geschlechterverschiedenheiten. Zeigt eine Gruppe einen Männerüberschuß, wie das seit Jahrhunderten, ja wahrscheinlich seit Jahrtausenden bei den Chinesen in ganz Hinterindien der Fall ist, so kann das nicht ohne Einfluß auf die rassische Zusammensetzung und die Verhaltensweise einer Gemeinschaft bleiben. Aus welcher anderen Gruppe wird dann der Mangel ausgeglichen? Was geschieht mit den Kindern, d. h. wohin rechnen sie? Was ist ihr weiterer Werdegang und wie finden sie sich mit ihrer Zwischenstellung ab? Es ist ein großer sozialer und biologischer Unterschied damit verbunden, ob ein Zurückfallen in die eine der elterlichen Gruppen stattfindet oder etwa neue Gruppenbildung. Eine solche neue Gruppe pflegt sich ja meist auch in bestimmter Form in Gemeinwesen oder Staat einzufügen, wie etwa bei den Indios, den holländisch-malayischen Mischlingen in Niederländisch-Indien, oder den sog. Eurasiern und Burghern in Indien, und daran knüpfen sich je nachdem andere sozialanthropologische Probleme.

Weiterhin die Wohnungsfrage. Gibt es Stadtquartiere für die verschiedenen



Abb. 28. Bangkok: Basarstraße
in den Außenbezirken (phot. v. E.)

Völkergruppen oder Durcheinandersiedeln — wann und warum das eine, warum das andere? Bangkok zeigt bald das eine, bald das andre. Wie wirkt der Kontakt, das dauernde oder temporäre Durcheinandersiedeln, wie wirkt der Abschluß beim Wohnen, die symbiotische Arbeitsgliederung der einzelnen Nationen: europäischer Chef, chinesisches Oberpersonal, siamesisches Unterpersonal, indische Wächter? Nicht zuletzt werden diese Dinge auch von der gewohnten soziologischen Haltung der Gruppe, also besonders den ethnologischen Sitten und Gebräuchen und dem Festhalten an diesen mitbestimmt. Sie können vorhandene quantitative wie qualitative biologische Tendenzen der Gruppe fördern oder hindern. Kastengeist oder Angleichung, Familiensinn, Inzucht oder das Gegenteil zeitigen entsprechende Erscheinungen innerhalb und außerhalb der Testgruppe, natürlich auch die bevorzugte Wohnweise selbst.



Abb. 29. Schönheitskönigin aus Bangkok
progressiv-ostweddider bzw. europiformer Typus (phot. v. E.)

Es liegt weiterhin auf der Hand, daß die Unterkunftsfrage von besonderer Bedeutung für die Kinder der einzelnen Gruppen ist, und zwar sowohl für ihre seelische Haltung wie ihre physische Entwicklung. Wie verhalten sich Reifung, Reizbarkeit, Regsamkeit? Und damit kommen wir zu einer der entscheidendsten Fragen überhaupt, nämlich der, welche Unterschiede in Neigungen, Eignungen und Intelligenz die verschiedenen nationalen Gruppen und ihre einzelnen sozialen Abteilungen zeigen. Sie sind zweifellos sehr beträchtlich und dürften im Zusammenhang mit der Feststellung der Geburtsdifferenzen und rassischen und körperbaulichen Typen sehr deutliche Hinweise und Ergebnisse zeitigen. Typus und Konstitution deuten auch darauf hin, daß Verschiedenheiten in der Anpassung an das Großstadtleben, das Stadtklima und Zonenklima, Verschiedenheiten in Ernährung, Krankheitsresistenz, ja selbst Verschiedenheiten im therapeutischen Ansprechen bestehen. Wie verhält sich der pyknische, wie der asthenische Sinide, wie der leptosome Siamese? Bildet sich auch hier ein eigener Stadttypus mit Hochwuchs und Depigmentation aus? Aber über alle diese Dinge wissen wir natürlich erst recht wenig. Und doch müßten davon nicht nur praktische Fragen — nach denen der echte Gelehrte allerdings nicht ausschließlich Ausschau hält — betroffen sein, also etwa Einwanderungskontrolle, Geburtenregulierung, sowie Steuer- und Organisationsfragen, dann Unterstützungsverteilung, Eheförderung, Berufsberatung oder ähnliche andere Dinge von noch mehr europäischem Geschmack —, sondern vor allem Wohl, Werden und Wesen der Gemeinschaft.

So ergeben sich genug der Fragen. Jeder Bevölkerungskörper lebt sein eigenes inneres Gruppenleben. Man kann ohne weiteres nicht erkennen, wohin diese Bevölkerungsdynamik die einzelne Gruppe oder das Gemeinwesen führt. Sie kann



Abb. 30. Altsiamesische Tänzerin
mit weißgepudertem Idealgesicht (phot. v. E.)

nur in Menge oder auch in Wert steigen oder fallen, ihre Eignungen oder Kräfte steigern, übersteigern oder verblassen lassen, kann durch Umschichtung endlich ihr ganzes Sein verändern, ja geradezu aufgeben und nur noch scheinbar weiterbestehen. Das alles sind Fragen von unmittelbarem und großem Erkenntniswert, da sie den Menschen selbst, den Träger alles Wertens, betreffen, und nur eines steht außer Frage, nämlich die Änderung selbst.

Ein Angriff auf diesen Problemkomplex wäre für anthropologisch Geschulte immerhin nicht allzu schwer. Man untersuche durch Fragen, Zirkel, Tests und Kamera auf Personalstand, Verhalten, Rassen- und Körperbautypus je 100 oder 200 männliche und weibliche Individuen gleicher Volks-, Berufs- und Alterszugehörigkeit. Dabei mag auch die soziale Lage, der Gesundheitszustand und ähnliches eine sinngemäße materialbereinigende Berücksichtigung finden. Mit dem Personalstand werden auch Geschwister- und Kinderzahl, wie Todesdaten usw. von Angehörigen erfaßt, mit dem Rassentypus — der selbstverständlich mit exakten ganzheitlichen Formeln bestimmt wird — auch Variationsbreite und Merkmalsspiel, mit der Verhaltensfeststellung auch Intelligenzgrad, Reaktionsweise und charakterliche Züge. Das alles kann natürlich in sich verschoben oder begrenzt und von einer nationalen Berufsgruppe auf Stadtteile als solche, auf Städte oder kleine Dörfer, Schichten oder Berufe an sich übertragen werden, oder auch auf Altersklassen. Dann treten eventuell die Berücksichtigung der sowohl psychischen wie physischen Entwicklungskurven der Kinder nach Volk, Rasse, Bau und Mischung und treten die Feststellungen physiologischer Abläufe und Verhaltensweisen sowie der nervösen und bakteriellen Widerstandskräfte hinzu. Genug der Möglichkeiten! Die eigene Reise gibt nicht die Zeit und Mittel zu ihrer Lösung und Ausnützung.

23. Volksseele und Tonkunst

Viele Besucher Bangkoks — übrigens besonders die männlichen — sind von seinen Bewohnern entzückt. Wirklich nimmt das offene und natürliche Wesen, die Sorglosigkeit und Heiterkeit für die Siamesen ein, von dem oft reizenden Wesen und Aussehen des weiblichen Teils zu schweigen. Letzteren unterschätzt auch die offizielle Propaganda für Fremdenverkehr keineswegs. Im allwöchentlichen Bangkok-Programm ist auf den zwei Seiten Siamesisch mehr als die Hälfte auf die Unterhaltung mit ihnen abgestellt. In den Tanzhallen des großen und schönen Chinesenhotels Hoi-Tien-Lao, wo auch besonders viele sino-siamesische Mischlinge zu beobachten sind, fehlt es nicht an Gelegenheit zum Üben.

Pracht und Zeremoniell orientalischer Aufzüge entfaltete sich bei den Verbrennungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Patriarchen von Siam, denen

Hof und Diplomatie, zahlreiche Mönchsabordnungen in ihren gelben Roben und eine große Volksmenge beiwohnten. Die gemessenen Umzüge mit Urnen, Opfern, Geschenken und Sänften, deren prunkvolle goldschimmernde hohe Holzaufbauten von Trägern in altsiamesischer Hoftracht getragen wurden, waren von Militär in Paradeuniform begleitet, die an ältere europäische Moden, an etwa Dragoner aus Derfflingers Zeit oder Infanteristen aus Metternichs Tagen, erinnern. Hier wie bei den altsiamesischen Tänzen erklingt mitunter auch noch die alte klassische Musik von Siam, das Xylophonorchester mit Flöten, Geigen und Trommeln. In Stimmklang und Stil, Stimmung und Ausstattung enthält diese alte klassische Musik von Siam auch sehr wertvolle rassenpsychologische Elemente.

Heiterkeit und Bescheidenheit, ein wenig weiche, wiegende Lässigkeit, Genügsamkeit und Sehnsucht, ein wenig Trauer und Kindlichkeit und hier und da wohl auch die Angst vor den Großen der dies- und jenseitigen Welt schwingen so deutlich in den hellen Klangholzkaskaden, im huschenden Gewisper leiser Geigenorchester, in den hintergründigen dunklen Gongbegleitungen mit. Sie leben in den stelzig angelernten und so schweren Quetschstimmen und fehlen auch nicht in den weichen, wellenhaft-wiegenden, modernen Stücken. Sie lassen nur vorsichtig und wie zögernd und gebunden auf dem Grund der Geigen, Kän und Xylophone auch hellere Glocken oder Gongs durchlugen. Stimmen und Stimmung sind unverkennbar mit Land und Lage, mit Rasse und Volksseele verbunden. Welche geschlossene gefühlsmäßige Individualität liegt in der siamesischen Musikkunst vor! Wie diese Kunst vom Volk einst geschaffen wurde an den Höfen und in den Dörfern, wie und warum sie sich umbildete und was sie jetzt bevorzugt, ist sicher, einmalig, klar begrenzt. Bei allen inneren Verwandtschaften besonders zur malayischen Musik einerseits und ein wenig zur annamitischen andererseits liegt gerade in dieser Geschlossenheit ein ebenso starkes psychologisches Ausdrucksmittel wie ein besonderer künstlerischer Genuß. Nur die Kambodschaner sind auch hier wieder ganz wesensverwandt. Bei beiden aber kann keine Europäisierung und Modernisierung der Tonkunst die Seele, die Rassenseele, verderben. Sie bricht hier mit einer verblüffenden und wunderbaren Sicherheit auch in all dem Chaos dieses Übergangsjahrhunderts in Fernost durch.

Allerdings muß sich der Europäer erst an die andersartige Leiter aus einem temperierten Blasquintenzirkel, an die häufigen Falsettregister, die Tonstufen der Sprache selbst und die anfangs scheinbar unharmonisch aufklirrenden oder rauschenden Klangholzsymphonien gewöhnen. Die Siamesen selbst lieben diese ihre alte und klassische Musik mit den alten Orchestern und den näselnden gepreßten oder überdehnten Singstimmen, dem unvermuteten Abbrechen und dem alten Leitersystem nicht mehr. Sie wollen moderne Musik, irgendwie angepaßt an europäische Instrumente, Tonleiter und Auffassung. Daher ist es auch schon sehr schwer, Grammophonplatten von klassischer siamesischer Musik in Bangkok überhaupt noch aufzutreiben. Aber noch kann man sie gelegentlich nacheinander hören: das Gamelan des urklassischen Ramakyen (d. h. die Ramalegende in siamesischer Umbildung) oder den altertümlichen Bootsgesang der Barkenruderer des Königs, und dann die abgeschmackte, an schlechte europäische Parademarschmusik erinnernde Nationalhymne oder den wenig glücklichen Konstitutionsgesang. Aber daneben gibt es manche schon

recht gelungene Verbindung europäischer Prinzipien und siamesischen Wesens. die nicht selten auf Neubearbeitungen oder Übertragungen altsiamesischer Stücke oder auch Volkslieder zurückgehen. Sie sind dann ungemein populär. etwa das schlichte flotte Madoigan oder das würdig-getragene Sainwi-Lied. Auch moderne Tanzmusik, besonders englische Tangos und Walzer, sind schon gut gelungen und in rassenpsychologischer Hinsicht um so interessanter. Ihre Herstellung wird in großem Stil, möglichst unter Ausschluß von Europäern. und mit beträchtlicher Regsamkeit im Fine Arts Department betrieben.

24. Siamesische Typologie

Die Freude an Musik und Sonne, an heiter-sorglosem Tändeln und gemütlichem Genießen sind gewiß sympathische Züge in Siam. Das ist auch ganz wie in Kambodscha. Und auch ganz wie dort mag sich dies Wesen bis zu Arbeitsscheu und Lässigkeit steigern. Ganz wie dort liegt auch ein reiches Land vor, glücklich, spielerisch, friedlich, ein wenig bedenkenlos und sehr überfremdet. So Land und Volk.

Die Regierung von Siam aber ist ausgesprochen kampflustig. Das beunruhigt diejenigen, gegen die es sich richtet, Franzosen und Engländer, vorläufig nur wenig. Ist doch der Siamese als solcher gewiß unkriegerisch, wenn auch heute alles mit Begeisterung das erwähnte hübsche, marschmäßige Kriegslied aus den einstigen Kämpfen gegen die Birmanen, das Madoigan-Lied singt, wenn auch Flotten von Pappekreuzern auf den Bühnen der Provinzstädtchen schaukeln und die fernste Dschungelschule oben in den laotischen Urwäldern eine Karte von den Gebieten aushängen hat, die einmal ein aktiver Siamesenherrscher den Nachbarvölkern abgenommen hat.

Auch die heutige nachrevolutionäre Regierung ist der alten Oberschicht entnommen. Sie ist stark chinesisch, ein wenig europäisch und vielleicht auch etwas indid durchsetzt. Die ersteren Elemente sind oft offensichtlich, haben sich seit alters in der siamesischen Geschichte als sehr vorteilhaft erwiesen und zeigen in Leistung, Bildung und Umgänglichkeit auch heute noch viele Vorzüge. Der letztere, der indide Einfluß ist weniger leicht abzuschätzen. Er mag sehr alt sein und auf Einfluß von außen zurückgehen. Aber er mag auch ebenso ursiamesisch und echt weddo-palämongolider Herkunft sein. Müssen doch progressive somatische Varianten, die gerade in der Oberschicht von Siam recht häufig auftreten, indiform wirken, ohne daß sie deshalb indid oder auch nur indoid zu sein brauchen. Daneben kommen aber auch hier wirklich „schöne" weddide Typen vor — ich denke z. B. an den liebenswürdigen und hochgebildeten Chef der Bank of Siam in Lampang.

Im übrigen ist innerhalb dieses Sozialtypus ein ungemein deutlicher Zweizerfall festzustellen. Einerseits finden sich schwere dicke, grobe Typen, die vielleicht im Militär vorherrschen und oft einen durchaus eigenen, weder richtigen weddiden noch progressiv-europiden Typus zeigen, andererseits hagere, langgesichtige, nicht selten hakennasige Typen, die südeuropid wirken und unter den Beamten häufig zu finden sind. Beide, die Grobweddiden wie die Südeuropiformen, gehen natürlich aus dem konstitutionellen Variationsspiel innerhalb der ostweddiden Rasse hervor und sind durch Auslese verstärkt wor-



Abb. 31. Siamesischer General
Grobtypus der oberen Klassen
(Coll. v. E.)



Abb. 32. Siamesischer Beamter
Europiformer Typus der oberen Klassen
(phot. v. E.)

den. Die Grobkomponente erinnert allerdings oft auch an Laoten, zeigt aber meistens überhaupt keine mongoliden Züge.

Diese Beobachtungen konnten während des zweiten Aufenthaltes in Bangkok im Februar 1939 wesentlich vertieft werden. War schon der erste Aufenthalt im März 1938 mit fast stets vergeblichen Bemühungen ausgefüllt gewesen, die notwendigen Arbeiten mit Hilfe der siamesischen Ministerien in Gang zu bringen, so schien es allerdings zunächst auch in der ersten Woche des zweiten Aufenthaltes, als ob ein abermaliger Mißerfolg bevorstünde.

Die Ministerien nahmen alles gern und freundlich an, aber es kam zu keinen greifbaren Ergebnissen. Darin brachten auch weder die dauernde tätige offizielle und persönliche Hilfe des so liebenswürdigen und beliebten deutschen Gesandten Dr. Thomas, noch die freundlichen Bemühungen der Siam Society eine Änderung. Man kann aber nicht annehmen, daß ein besonderer böser Wille oder eine stärkere Abneigung vorgelegen habe, als sie der moderne Siamese in allerdings ziemlich ausgeprägtem Maße jedem Europäer entgegenbringt. Die Ursache liegt vielmehr in der üblichen Arbeitsweise. Tatsächlich hatte sich schon in zahlreichen Ämtern auch während der Reisen im Land im Norden und Osten gezeigt, daß die Umständlichkeit und Kleinlichkeit der Beamten unüberbietbar erscheinen. Man sagt, daß der Franzose bürokratisch sei, und es wird auch vom Deutschen behauptet. Gewiß ist, daß in bezug auf Bürokratie die Siamesen alle selbständigen derzeitig amtierenden Nationen völlig in den Schatten stellen. Wäre danach anzunehmen, daß die Weddiden oder Weddide mit einem entsprechenden palämongoliden Einschlag die geborenen Bürokraten sind?

Jedenfalls gelangen die Arbeiten nur auf drei gewissermaßen außerdienstlichen Wegen: einmal durch die persönlichen Beziehungen des Herrn Gesandtschaftssekretärs Sandreczki zu einem jungen Kriegsgerichtsrat im Kriegsministerium, durch die persönliche Initiative des Herrn Studiendirektor Geisler und durch den immer hilfsbereiten Herrn Dr. med. H. Gerlach, der die vom Fine Arts Department nicht zu erreichenden Tanztruppen einfach privat in sein Haus bestellte. In diesem Haus

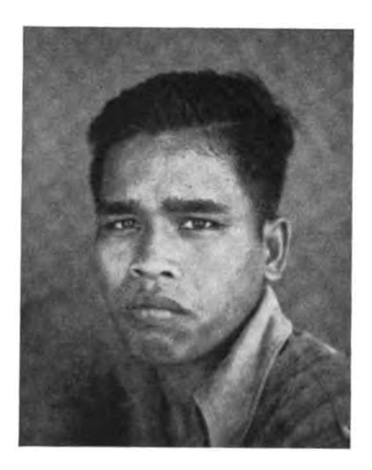


Abb. 33. Typischer durchschnittlicher Siamese
Arbeiter in den Staatsspinnereien (phot. v. E.)



Abb. 34. Typische durchschnittliche Siamesin
Schülerin eines Lyzeums (phot. v. E.)

fand ich auch die liebenswürdigste und gastfreiste Aufnahme während meines zweiten Bangkoker Aufenthalts.

Dank der freundlichen persönlichen Vermittlung und Anwesenheit des Herrn Kriegsgerichtsrats konnten in den staatlichen Spinnereien hinreichende Serien von siamesischen Männern und Frauen beobachtet, gemessen und photographiert werden. Der ausdrücklichen Versicherung nach handelte es sich hierbei ausschließlich um echte Siamesen, da in den siamesischen Staatsbetrieben das rassische bzw. völkische Prinzip gilt. Halbsiamesen sind ausgeschlossen. Es darf mindestens offiziell nichts über einen fremdvolklichen Einschlag bekannt sein. An die Stelle des in Europa üblichen Aktennachweises tritt hier der Leumund. Er ist sonst in Siam wohl oft sehr mild, hat aber nunmehr auch dort seine strenge Seite erhalten und Einschläge des hochwertigen europäischen und chinesischen Blutes werden in weitgehendem Maße ausgeschaltet. Die Notwendigkeit hiervon wurde gerade während meiner Bangkoker Wochen von dem Direktor (Minister) des Fine Arts Department, Exzellenz Luang Vichit, öffentlich betont. Es hat das deshalb Aufsehen erregt, weil dieser selbst als Halbchinese gilt. Ich verließ mich bei meinen Untersuchungsserien daher auch weniger auf Angaben, als auf mein geschultes Anthropologenauge.

Der Zugang zu den Schulen, den mir Herr Geisler freundlicherweise verschafft hatte, gab des weiteren Gelegenheit zum Studium der morphologischen weddid-palämongoliden Entwicklungsstufen. Es kamen dafür Knaben und Mädchen zwischen 6 und 18 Jahren in Betracht. Weiteres Material zur Anthropologie der Bewegungen konnte an den Tänzertruppen gewonnen werden. Bei diesen Serienbeobachtungen trat der nicht unbeträchtliche Grad der palämongoliden Durchsetzung in Siam deutlich in Erscheinung. Sind auch die Erbanlagen für die Mongolenfalte aufgesplittert und eine richtige Mongolenfalte, wie sie bei chinesisch-siamesischen Mischlingen auftritt, sonst nur ganz selten, so ist eine leichte Schlitzung oder Andeutung doch so gut wie überall vorhan-

den und wird damit geradezu zum Kennzeichen westweddider Harmonisierungen. Auch Lockenhaar tritt weit weniger als bei den Kambodschanern auf, wenngleich es bei den Frauen sehr oft dadurch vorgetäuscht wird, daß die Haare künstliche Wellung aufweisen. Aber die Hautfarbe zeigt das gleiche dunkle satte Braun wie bei den Kambodschanern, und die europiformen Tendenzen sind die gleichen.

So haben die Untersuchungen beider Bangkok-Aufenthalte die sehr nahe rassische Verwandtschaft von Siamesen und Kambodschanern und die gemeinsame sehr beträchtliche weddide Basis erhärtet. Aber sie haben auch einen sehr viel stärkeren palämongoliden Einschlag bei den Siamesen nahegelegt. Nun sind die Siamesen, nicht aber die Kambodschaner, von den im 13. Jahrhundert von Norden kommenden Tai überrannt und beträchtlich beeinflußt worden. Die Siamesen mußten vor allem ihre alte monkmerische Sprache aufgeben, die sich noch in Kambodscha erhalten hat, und nahmen das sinische Tai der Eroberer an. Die Sitze dieser Tai aber waren, bevor sie in Siam einbrachen, in den heutigen Laoländern gewesen, und die palämongoliden Elemente können nur von Norden gekommen sein. Damit wurde die Frage der laotischen Rassenzugehörigkeit von besonderem rassengeschichtlichem Interesse. Die Entscheidung konnte nur der Norden, das Land der Lao selbst, bringen.

23. Das laotische Volkstum

Über Ayuthia, die einstige Hauptstadt, über Nakonsavan und Bhisanulok geht während der ersten Apriltage 1938 die Fahrt im Siam-Nordexpreß durch die reisfeldbedeckte Mänamgegend bis Utaradit, wo nach etwa 11 Stunden die Grenze zwischen dem siamischen und westlaotischen Volkstum erreicht wird. Eine Stunde später taucht Den Jaya (spr. Den Dschai), die Bahnstation für die Provinzhauptstadt Prae (spr. Prä) auf. Der Governor Luang Virojna Rathakij hat die große Liebenswürdigkeit, mich persönlich am Bahnhof abzuholen, in seinem Wagen nach Prae zu fahren und für meine Unterkunft in dem großen und luftigen, hölzernen Gästehaus für Beamte zu sorgen, wo ich aufs beste untergebracht war.

In Mengen strömen während der Fahrt am frühen Morgen laotische Männer und Frauen zum Markt. Die ersten Strahlen der sengenden Sonne beleuchten kräftige, verhältnismäßig große und helle, wohlgebaute Gestalten. Sie sind mongolider als unten im Süden die Siamesen. Neben dem höheren Wuchs ist besonders die hellere Hautfarbe auffällig. Die Schlitzung der Augen, wenn auch stärker als bei den Siamesen, geht selten in eine vollständige Mongolenfalte über. Die sinide Polsterung der Überaugengegend, die scharf umgebrochenen Wangenbeine fehlen aber auch hier noch vollständig. Die Nasen sind kurz und nüstrig, die Lippen weich und breit. Eine Grobkomponente macht sich hier in der Tat, wie schon in Bangkok beobachtet, bemerkbar. Sie ist stärker als bei den Siamesen vertreten. Was dort bei der vorwiegend weddiden Bevölkerung nur konstitutionelle Variante war, verbreitert sich hier schon bis in die rassische Grundlage des Volkes selbst.

Allerdings treten in dessen Gemisch auch noch viele weddide Typen auf. Die Typenvariationen der beiden Volkstümer überschneiden sich also, und zwar beträchtlich. Bei einzelnen Individuen, noch mehr bei Einzelphotos, wird man in manchen Fällen außerstande sein, eine sichere Differentialdiagnose zwi-



Abb. 35. Gruppe typischer westlaotischer Frauen
aus Padaeng (phot. v. E.)

schen Siamese und Laote zu stellen. Aber es finden sich im laotischen Volkstum, bei dem der gesamte Habitus mehr nach der mongoliden Seite und zu hellerer Haut, höherem Wuchs, derberer Gesichtsbildung verschoben erscheint, auch gelegentlich stark mongolide, grob-wilde Typen. Sie sind auffällig, erinnern an Nagatypen aus Assam, treten bei Männern wie Frauen auf. Das Typenspiel schwankt also von fast weddiden bis zu hochpalämongoliden Formen. Gegenüber den Siamesen ist der typologische Schwerpunkt deutlich auf die palämongolide Seite verschoben. Utaradit ist nicht nur Volksgrenze, sondern auch Rassengrenze. Das gewisse Überwiegen des weddiden Habitus im Süden schwindet mit dem Aufhören der eigentlichen Mänamebene. Die typologischen Schwerpunkte liegen nicht allzu fern voneinander, aber der eine fällt ebenso deutlich auf die weddide, wie der andere auf die palämongolide Seite.

Damit enthüllt sich ein klares rassengeschichtliches Ergebnis, das für den ganzen Raum zwischen Scharung und Golf gilt: die zur Urzeit sumpfige Mänamebene einschließlich der naheliegenden Tonléniederung wurde zum geschlossenen Siedlungsgebiet einer zurückgedrängten Weddidenmasse, als die höheren Landschaften von den von Norden eindrängenden östlich orientierten Palämongoliden besetzt wurden. Die nachdrängenden historischen Wellen haben das Rassenverteilungsbild dann verwischt, aber doch nicht so, daß die ursprünglichen Trennungen nicht noch heraussträten. Sie schließen sich in Nordsiam noch an das topographische Relief an. Hier greifen auch die ebenen Gebiete weit nach Norden hinaus, hier greifen Flüsse und Bergketten nach dem Süden vor. Der Vorstoß war, relativ gesprochen, leicht. Wie steht es aber um die hohen Berge im Osten, um das Tranninh, um die annamitische Kordillere? Hier mögen ganz andere dynamische Gesetze walten.

Der Folgezeit lag es ob, den Südsaum und die Verbreitung der Palämongo-

liden abzutasten und in die französischen Gebiete weiter zu verfolgen. Zunächst ergab sich dabei immer wieder, daß den weddiden Niederungstypen überall der palämongolide Taltypus gegenübersteht. Glückliche Umstände sollten es trotz allen Devisenschwierigkeiten und der daraus folgenden Unsicherheit in Plänen und Wegen ermöglichen, einen typologischen Querschnitt durch das gesamte Hinterindien im Norden zu legen und dann ein Gitternetz von Untersuchungen gegen den Süden vorzutreiben. Inzwischen war eine große weddide Grundmasse für das ganze alte Hinterindien, für ein primitiv-europides Hinterindien also, festgestellt und die hinterindische Rassentypenkunde, die so wirr und unklar erschien, begann sich in einigen einfachen und klaren Grundlinien zu sammeln.

Der Aufenthalt in Prae, einem Provinzstädtchen mit einer langen Basarzeile, einigen größeren, hölzernen Regierungsbauten und einer beträchtlichen ackerbürgerlichen Bevölkerung, dauerte nicht lange. Die Hoffnung, daß die große persönliche Freundlichkeit des Governor, mit dem leider infolge meiner Unkenntnis des Siamesischen keine unmittelbare Verständigung möglich war, nun auch ein glattes Arbeiten sichern würde, erfüllte sich nicht. Schon der Distriktschef war höchst zurückhaltend, der ganz junge Dolmetscher anmaßend und ablehnend, und die Dorfchefs im Norden und Westen der Stadt taten überhaupt nichts. Bei einem besonders ablehnenden Verhalten des Dolmetschers war eine laotische Dame, Frau Bua Thong Wergeni, anwesend, an die mir Herr Dr. Gerlach in Bangkok freundlicherweise eine Empfehlung gegeben hatte. Sie erklärte sich daraufhin bereit, als Dolmetscherin einzuspringen und für einen Fortgang der Arbeiten zu sorgen. So siedelte ich am nächsten Tag in ihr Elternhaus und Dorf, das Tambol Padaeng vom Ban Mung über. Die angefangenen Meßserien konnten nun aufgefüllt und beendet werden, was natürlich in mühsamer und zeitraubender Einzelarbeit geschehen mußte. Auch später erwies sich Frau Wergeni durch Dolmetschen, Hilfe und Rat von großem Nutzen, und das Wenige, was in Nordostsiam noch an Material zu erreichen war, ist vor allem ihrer energischen Unterstützung zu danken.

26. Leben unter West-Lao

Im Dorf Padaeng begann gerade die laotische Neujahrszeit des Aprils. Der würdige alte Großbauer Wung stand einem großen Haushalt vor, mehrere Familien wohnten in dem ausgedehnten Doppelpfahlbau. Es gab Feiern, Feste, Tempeldienste und Markt, es fanden unter der Bevölkerung gegenseitige Besuche statt, bei denen Früchte und Essenzen auf reich ornamentierten, schönen laotischen Silberschalen mit ihrem durchbrochenen Rankenmuster geboten und Betelbissen in dreiteiligen Holz- und Lackkästen serviert wurden, während Männer und Frauen die in Bananen- oder Lotosblätter auf den Schenkeln der jungen Mädchen gerollten Zigarren schmauchten. Stündlich kamen neue Besucher ins Haus, traten mit dem stillen Gruß des Lächelns ein und hockten sich zu langen und lustigen Geschwätzen auf den Holzböden oder niedrigen Estraden der Pfahlbauveranda nieder. Natürlich ließen es sich die ungemein vergnügten, stets zu Scherz und Sang aufgelegten Dorfmädchen nicht nehmen, auch dem neuen europäischen Mitbewohner des Dorfes der neujahrlichen Landessitte entsprechend bei jeder möglichen Gelegenheit einen kräftigen Guß Wasser zu verabfolgen — eine Möglichkeit, die durch Gegenseitigkeitsrecht eine gewisse Einschränkung erfuhr. Die sich daraus in und um die Häuser



Abb. 36. Haus eines westlaotischen Großbauern
in Padaeng (phot. v. E.)

— die ja bei den Messungen aufgesucht wurden — mitunter ergebenden sintflutartigen Wasserschlachten erwiesen sich im übrigen als eine zur Sommerszeit, wo die Temperatur nur wenig unter 40° lag, recht erfrischende Sitte. Dicht beieinander und nur durch schmale Pfade getrennt liegen die einzelnen locker bambusumzäunten Gehöfte unter dem Schatten der Palmen und Mangobäume. Das große an 2000 Bewohner zählende Dorf lehnt sich schon an die ersten Vorberge, ein paar Kilometer weiter beginnt der weite Dschungel.

Das wochenlange Leben unter und mit Lao in einem weltfernen reinen Laodorf und in einer Laofamilie gab zu einer Fülle ethnologischer und psychologischer Beobachtungen Anlaß und stellte eine reizvolle und für Europäer immer seltenere Lage dar. Sie bot hier bei einem Hochkulturvolk zudem mancherlei Annehmlichkeit, wie sie mein Leben etwa unter Weddas, Andamanesen oder Mardia nicht kannte. Schwierig war nur — obwohl mir indisches und chinesisches Essen völlig vertraut ist — die Gewöhnung an die siamesisch-laotische Kost. Sie enthält zuviel säuerliche, halbfertige oder halbrohe, klebrige oder klitschige Bestandteile. Die Hauptspeise, der laotische Klebereis in seinen hübschen geflochtenen Bambuskörbchen, ist für die Reise gewiß sehr zweckmäßig, aber als Beikost ist der „siamesische" Trockenreis, wie er auch sonst im Osten üblich ist, wesentlich angenehmer. Dafür war kein Mangel an Früchten, an Papaya, Melonen, Yak, Kaki und Wuschoa, Bananen jeder Art und Form, bald auch den herrlichen Mangos, der schönsten Frucht des Ostens, gelegentlich milden Mangostinen und den kleinen, roten, saftigen Leitchi, einer typischen Frucht bis weit nach China hinein, die ich mir auf den kommenden Überlandreisen oft genug von den alten Riesenbäumen vor den buddhistischen Tempeln holte.

Allmählich lebte ich mich in Leute, Dorf und Tagesrhythmus ein. Zur Gewohnheit war es geworden, am Morgen mit dem dumpfen Stampfen der großen, getretenen Reishammer aufzustehen und den Tag mit dem Klingen der Glocken der heimkehrenden Schwarzbüffel- und Rinderherden zu schließen, zur Gewohnheit die Arbeit unter Mangos, Bananen, Arekas und Kokospalmen,

die dicht das hohe, aus festem Teakholz gebaute Pfahlhaus umstanden, zur Gewohnheit alltägliche Kleinigkeiten wie das Ausschütten des Wassers auf den Boden, da ja alles durch die Dielen unter den Pfahlbau läuft, das Übergießen mit Wasser, das Hocken auf den Matten, das Ordnen der Meßstreifen und die Durchsicht der Korrekturen für meinen ersten Versuch einer allgemeinen Gruppenphysiologie unter den schwankenden Orchideen und dem unvermeidlichen Vogelbauer auf der Teakholzveranda. Von unten und unter dem Haus — unter dem Männer nicht durchgehen dürfen — klang der Sang der Kinder, die ihre hellen hübschen Stimmen schon quäkig-näselnd in die Länge zu ziehen verstanden, und vom Brunnen klang von Zeit zu Zeit das typische, tief von innen heraufkullernde Lachen der laotischen Mägde. Die mittägliche Stille im Haus wurde nur durch das leise-schmatzende Schnalzen des Gekkos und den seltenen lauten Ruf des Glücksbringers, des großen Tokä, unterbrochen. Hier und da war in dem dörflichen Schweigen das Klappern eines der breiten Webstühle zu hören, die unter dem Haus angebracht sind, und wo von den Frauen die weitberühmten, silberdurchwirkten Laotücher und Sarongs hergestellt werden. Unter der Veranda war es oft so still, daß das Schnüffeln der schwarzen Schweine von den Nachbargehöften deutlich zu hören war, die sich unter Baumschatten und graublauen Holzrauchschwaden aus den Küchenanbauten drängten, während draußen über den kahlen, steintrockenen Reisfeldern und dem zerfahrenen breiten Landweg das Wabern einer glühenden Hitze lag.

27. Vom Charakter der Laoten

Die Blumen der Veranda, die Holzbauten, Estraden, Tracht, Typus und Wesen erinnerten mich oft genug an die vor Jahren besuchten Schandörfer in Oberbirma. Diese waren einfacher, wohl ärmlicher, aber noch blumenreicher, und die Bevölkerung war nicht minder heiter, wenn auch nicht so zugänglich wie hier. Stimmung, Sprache, Besitz und Sitte hier wie da zeigte sich in den Grundzügen ungemein ähnlich. Sind doch Lao und Schan nur zwei verschiedene Worte für ein gleiches großes Volkstum, für die Tai. Gewiß sind auch diese Tai nicht die ursprünglichen Tai, aber sie sind es doch mehr als die Siamesen, die erst vor einigen Jahrhunderten taiisiert wurden. In den laotischen Gebieten, bei den Schan von Birma und erst recht den Taistämmen Südwestchinas geht die Taiisierung aber gewiß bis an den Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Denn schon vor dieser wurden die Tai von z. B. Ssetschuan durch die Chinesen schwer bedrängt und mußten weichen. So sind sie aus einem ursprünglich westchinesischen in ein nordhinterindisches Siedlungsgebiet abgedrängt worden. Heute sind die Tai in dem ganzen enorm großen Raum der hinterindischen Bergländer zu finden, und zwar überall in den Tälern. So sind sie teilweise britische Untertanen in Birma, siamesische in den Laostaaten und auf dem Koratplateau, französische in der Provinz Laos von Indochina und chinesische in Yünnan und Kuang-hsi. Das ficht sie wenig an. Ein nationales Zusammengehörigkeitsbewußtsein besteht nicht.

Als einfache, schlichte Waldbauern leben sie ein tropisch-bäuerliches und glückliches Leben in landschaftlich schönen und wirtschaftlich reichen Gebieten, die bei mäßiger Arbeit schon alles Nötige für das Leben und viel Zeit für Vergnügen und Ausruhen, Feste, Spiele, Sang und Liebe lassen. An all dem

hängen die Laoten, oft geschmäht wegen ihrer Langsamkeit, Lässigkeit und Faulheit, oft begeistert besungen wegen ihrer Freundlichkeit und Offenheit, beneidet wegen ihres stillen Glücks, ihres freien Liebeslebens, ihrer Genügsamkeit und Unbehelligtheit, wegen ihres bäuerlich-patriarchalischen Empfindens, ihrer Liebe für Blumen, Tiere, Pflanzen und Natur.

Auch das sanfte gefällige Wesen der Laoten, ihre Biederkeit und natürliche Herzlichkeit und ihre unversiegbare Lebensfreude spricht das europäische Empfinden an. Das alles ist um so viel leichter zu verstehen als etwa der annamitische Charakter. Die französischen Beamten beispielsweise, die im französischen Laos stationiert sind, hegen daher auch ausnahmslos die größten Sympathien für die Lao. Viele von ihnen haben laotische Freundinnen oder Nebenfrauen, die oft zu Frauen auf Zeit oder Dauer erhoben werden, und dann als liebenswürdige, heitere Gastgeberinnen den Fremden begrüßen und für Haus und Essen und oft auch für Kinder sorgen. Diese werden dann französische Bürger.

Das sanfte und unauffällige, lässige Wesen der Laoten kann aber auch explosiv umschlagen, wenn die Leidenschaften geweckt werden. Unter der ruhigen Oberfläche können maßloser Haß und Bereitschaft zu jähen und blutigen Exzessen schlummern. Dem Schuldigen steht die Flucht in die Urwälder offen. Sein Charakter und Denken, Hoffen und Wollen sind dem ganzen Dorfe wohlbekannt. Geheimnisse gibt es im Laodorf nicht. Es gibt auch kein Privatleben. Man kommt und geht in Hütten und Räumen, alle Mitglieder des Hauses haben an allen Räumen Anteil und selbst vorübergehende Fremde mindestens das Recht, auf die schattige Veranda und zu den unweigerlich dort aufgestellten Wasserkrügen zu gehen. Das Lebensrecht des Urwalds, der dürren Monsumtrockenwälder, macht sich bis in die großen laotischen Dörfer in den Sitten des Volkes bemerkbar. Die dünnen Teakholz- oder Bambuswände ermöglichen keinen Abschluß, die Unterhaltung schallt durch Wand und Boden, über Hof und Nachbargehöft. Um so mehr aber schließt sich der Einzelne in sich selbst ab, verbirgt und behält seine eigenen Angelegenheiten für sich, spricht über innerste Gedanken nicht zu Eltern oder Gatten. Andeutungen, Blicke, Bewegungen bedeuten hier mehr als im lauten und derben Europa. Dort beginnt das Privatleben schon hinter dem Gartenzaun, im Osten erst im eigenen Herzen.

28. Das Fürstentum Chiengmai

Von Prae klettert der Zug über Lampang in die nordwestsiamesischen Berglandschaften, windet sich durch Sekundärwald und stöhnt stundenlang urwaldbedeckte Hügel empor, an deren Fuß in großen Holzunternehmungen die Arbeitselephanten den Reichtum des siamesischen Laos, die gewaltigen termitensicheren Teakholzstämme zu den Stationen rollen. In langsamen, stundenlangen Kurven werden höhere Pässe genommen, am Abend weiten sich wieder die Täler und schließlich wird der hübsche Bahnhof von Chiengmai, der zweiten Stadt Siams, erreicht. Es ist die Hauptstadt eines ehemaligen Laofürstentums und der bedeutendste Ort des Grenzgebietes gegen Birma.

Prae war nur Provinzstädtchen, aber Chiengmai ist Großstadt. Es hat einen großen, ausgedehnten Basar, der sogar betoniert ist, verfügt über kleine enge Gassen und mehrere schöne Ladenstraßen, wo hier Sikh ihre Seidenstoffe, dort

die Chinesen ihren Hausrat, da ein paar Siamesen hauptstädtische Ware und sogar einige Ka Mu Hüte oder Lederwaren feilbieten. Abends strahlen Laternen bis in die weitausgedehnten Vororte, wo das laotische Ackerbürgertum und die siamesischen Beamten in hölzernen oder bambusgebundenen Pfahlvillen wohnen. Gelegentlich lugen alte und stattliche Tempel mit weißglänzenden Pratschedis und kunstvoll eingelegten Holzschnitzereien über Palmen oder Dächer.



Abb. 37. Leprakranke Frau aus dem Leprösenheim in Chiengmai (phot. v. E.)

Das interessanteste aber liegt jenseits der heutigen Stadt. Chiengmai hat nämlich eine große Geschichte hinter sich. Hier hatten bereits die alten, echten Tai eine ihrer Hauptstädte auf dem Wege nach Süden, hier wogten die Kämpfe zwischen Tai und Siamesen, später Siamesen oder Lao und Birmanen hin und her. Das riesige Mauerquadrat der alten Hauptstadt aber ist mit Toren, Bastionen und lotosbedeckten breiten Gräben noch unmittelbar anschließend im Westen der Stadt erhalten. Seine zerfallenden Bastionen erinnern an Mandalay. Sie umschließen heute nur noch Villenpfahlbauten oder Fruchtgärten von Vorstadtcharakter. Es ist eine tote Stadt, wie die Felsfestung von Breisach, aber von weitestem Ausmaß.

Das städtische Leben in Chiengmai spielt sich jetzt in den Hallen, Höfen, Gassen und Winkeln, in kleinen freundlichen Läden und dunklen Gastwirtschaften um den neuen Basar ab. Im Osten, nahe dem Bahnhof, befindet sich das von einem Chinesen sehr gut betreute Hotel, ein breiter Holzbau, und nicht allzu fern von dort liegen auch die Hospitäler der amerikanischen Missionen, denen Siam so ungeheuer viel dankt bzw. danken sollte. Bei Dr. Kneedle konnte ich dort einige Untersuchungen und Aufnahmen hormonaler Störungen machen.

Ein sehr tiefer Eindruck war für mich das Leprösenheim von Dr. McKean. Es liegt einige Meilen vor der Stadt auf einem von zwei Armen des Me Ping umspülten Landstrich. Hier sind die Leprakranken in milder Form von der übrigen Bevölkerung abgetrennt, leben in entzückend sauberen, blüten- und palmengeschmückten Dorfzeilen, die von Beeten und Spielplätzen umgeben sind und in Ackerland übergehen, wo hier und da verstreut aus den Baumgruppen kleine laotische Weiler herausschauen, das Heim leichterer oder abklingender Fälle. Eine große Kirche, schöne, große, lichte Hallen und mehrere Kliniken gruppieren sich um das Zentrum. Eine außerordentliche Schöpfung! Hunderte von Kranken sind hier aufgenommen, von schweren Fällen, die kaum noch ihre verstümmelten Glieder an Krücken weiterschleppen können und deren Züge längst unkenntlich geworden sind, bis zu ganzen Gruppen fröhlich spielender Kinder, die an Arm und Wangen eben erst die primären Affekte erkennen lassen und nicht ahnen, daß sie einem vernichteten Leben entgegengehen. Die meisten Erwachsenen tragen ihr Los heiter und ruhig, hoffen auf

Heilung, verzichten aber oft auch auf die kostenlos gebotene Behandlung. Unter den frischen Patienten gibt es aber auch erschütternde Fälle, wie bei der einzigen Siamesin, die auf der Leprainsel lebt, einem ungewöhnlich hübschen jungen Mädchen, das seelisch völlig gebrochen ist.

Der stellvertretende Chefarzt berichtet in liebenswürdigster Weise über Therapie, zeigt die Anlagen, gestattet jede Art von Messungen und Photographien, die in umfangreichem Maße vorgenommen werden, und erzählt auch von einigen tragischen Fällen Einzelheiten. Sie interessieren hier im Osten besonders, wo Lepra so häufig ist. In Pnom Penh und im Hospital zu Bangkok konnte ich bereits alle Formen und Übergänge beobachten. In den hauptstädtischen Basaren sind ja Leprakranke keineswegs selten. Kinder mit den ominösen roten Flecken auf den Wangen oder Knötchen an den Ohren drängen sich bettelnd durch die Geschäfte, alte Bettler oder Bettlerinnen zupfen mit den schon fast fingerlosen Händen den Europäer am Rock und lächeln ihn dann, wenn er noch Neuling ist, mild verzeihend aus dem zerstörten Gesicht an.

Auf Veranlassung der Regierung begleitet mich ein sehr netter, junger siamesischer Beamter durch Stadt, Basar und Umgebung von Chiengmai. Diese Ausgänge geben zu Beobachtungen und Aufnahmen reiche Gelegenheit. Die Laoschönen von Markt und Stadt lächeln meinen Begleiter liebenswürdig an — er ist eine gute Partie. Er denkt aber als Siamese nicht daran, je eine Laotin zu heiraten. Die heiteren, unbekümmerten Lao gelten ihm wenig, und um so weniger, als sie auch den Europäern unbefangen entgegentreten, die der moderne fremdenfeindliche Siamese scheel ansieht. Natürlich sind alle höheren und mittleren Beamten in der Stadt ausschließlich Siamesen. Sie bleiben meist nur wenige Jahre im Land, das sie mehr oder minder als eine Verbannung ansehen, für das sie gewöhnlich nicht das geringste Interesse aufbringen und von dem sie keinerlei eingehende Kenntnisse besitzen. Irgendeine Literatur informatorischer Art, wie sie in den englischen und französischen Kolonien besteht, ist nicht vorhanden.

Ein höherer stellvertretender Beamter gibt mir gleichgültig und zögernd Auskunft. Man hatte mir in Bangkok auf das bestimmteste versichert, daß auf dem Markt von Chiengmai alle Arten von Bergvölkern zu sehen seien. Das erwies sich aber als offenbarer Irrtum, doch meinte der stellvertretende Governor von Chiengmai mit Bestimmtheit, daß dies in Chiengdao an der birmanischen Grenze weiter nördlich der Fall sei. Ich fahre also dorthin, etwa 70 km aufwärts durch Berge und Schluchten in die Grenzwälder in Kengtung. Der dortige Amphur (Distriktschef) aber lächelt nur: hier am Basar sind diese Leute selten, sie leben ein paar Tagesreisen ringsum in den Bergen. Aber im Dorf hausen Lao, deren Vergleich mit den mir aus dem Osten so wohlvertrauten Lao willkommen ist. Und vor dem Verwaltungsgebäude sitzen Schan, richtige Schan in typischer Kleidung, Haltung und Bewaffnung, wie ich sie von meinen früheren Reisen in Birma und den Schan-Staaten her kenne.

Damit ist der unmittelbare Anschluß an die einstigen Arbeiten gegeben[1]).

[1]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Das Rassenbild des westlichen und zentralen Hinterindien. Anthrop. Anz. V, 68—75, 1928.

Ders.: In Birma und den Schan-Staaten. Ethn. Anz. II, 23—30, 1929.

Ders.: Die anthropologische Stellung von Indochina. Z. Morph. XXXIV, 79—95, 1934.



Abb. 38. Zwei typische Schan
aus Lashio (Schanstaaten von Oberbirma) (phot. v. E. 1928)

Es wird ganz offenbar: Lao und Schan sind ein Volk. Aber der Typus ist nicht der gleiche, ganz abgesehen davon, daß ein Zerfall in Gautypen, bzw. hier besser Taltypen, stattfindet. Die stattliche weddide Komponente der Lao fehlt bei den Schan fast ganz. Ihr Hauptelement, die Palämongoliden, ist gut vertreten, aber schon nach der mittelsiniden Seite verschoben. Die Schan stehen den alten Tai also sichtlich näher als die Lao. Die Reihe Kambodschaner-Siamesen-Lao-Schan bildet eine somatische Stufenleiter, die von überwiegend weddiden zu leicht und stark palämongoliden Gruppen und schließlich siniden Einschlägen führt. Lao und Schan sind zwar palämongolid, doch hier tritt die weddide, dort eine sinide Komponente hinzu. Aber die Sprache ist fast die gleiche, Lebensweise und -auffassung sind im Grunde die gleichen, wenn auch in zahlreichen sozialen und gaumäßigen Abwandlungen. Es wäre eine dankbare ethnologische und anthropologische Aufgabe, dieser Gliederung und den Umwandlungen durch Kontakt, Geschichte und Umwelt nachzugehen.

Leider sind die Beobachtungen etwas dadurch gestört, daß meine alte tropische Amoebenruhr wieder einmal etwas heftiger auftritt. Das verbietet auch einen Vorstoß in die Berge, von den Devisen abgesehen. In den Stunden, wo mich die Anfälle völlig erledigen, bemüht sich der Amphur von Chiengdao in der liebenswürdigsten und hilfsbereitesten Weise um Lager und Medizin, die in ein paar Tassen sehr kräftigen roten und hausgebrannten Laoschnapses besteht. Dann geht es zurück nach Chiengmai, darauf nach Lampang, wo der hochgebildete Manager der Siam Bank mir Club, Stadt und Leute zeigt, und schließlich wieder nach Prae. Von dort soll irgendwie, wenn nur unter möglichster Schonung der Devisen, über die nordhinterindischen Bergsysteme nach Luang Prabang oder Vientiane gestartet werden, um entweder noch einmal Bangkok oder über die Ostlaoländer das ferne Tonking zu erreichen.

29. Im nordöstlichen Siam

Jetzt standen die Dinge folgendermaßen: Siamesen und Lao sind rassisch nahe verwandt, aber das weddide Element überwiegt bei den ersteren, tritt zurück bei den letzteren, den Lao. Diese sind dafür stärker palämongolid und ähneln schon den Schan. So ergibt sich eine mehr palämongolide Masse bei den schanischen und laotischen Hochtalvölkern gegenüber einem mehr weddiden Block der siamesischen und kambodschanischen Niederungsbewohner. Die Porr, die Primitiven der südkambodschanischen Berge, sind in den letzteren eingeschlossen.

Aber was gilt nun für die Primitiven der Laoländer, für die zahlreichen Kastämme — sind sie stärker weddid und Reste eines Heraufreichens jenes Weddidenblocks oder stärker palämongolid und Vorläufer der palämongoliden Wellen? Sind die vielen Taistämme des französischen Indochina an die palämongolide Schan-Lao-Masse ohne weiteres oder teilweise anzuschließen, oder nicht, und wie stellen sich die Beziehungen der Chinoisants zu den Tai und deren Rassenelementen? Schließlich und nicht geringst: wie greifen die historischen, sprachkundlichen und kulturellen Verhältnisse in oder über die körperlichen und seelischen Grundkreise ein? Das sind einige der größeren Fragen, die sich jetzt ergeben. Daneben aber bleiben noch die Fragen der Mischungen, hormonalen Typenbestimmungen, seelischen Kontakterscheinungen, die Fragen der biologischen Umbildungsprozesse im Zeitenwandel, physiologische Eigenarten eugenischer und bevölkerungskundlicher Erscheinungen und auch die rassenhistorische Frage nach etwa altnegritiden Elementen oder Resten der urindonesischen melanesoiden Grobkomponente offen. Auch sind ja die rassischen Beziehungen zwischen den Lao und ihren sogenannten Altvorderen, wie den Lü und Lava, auch zu Mu und Tin und schließlich deren Verhältnis zu den südlichen, ungemein interessanten und immer noch teilweise kaum bekannten Moi bisher noch gar nicht angegangen worden. Waren hier aber erst einmal die rassentypologischen Grundlagen klar, so konnten die psychologisch-physiologischen, kulturkundlichen und rassengeschichtlichen Probleme darauf weiterbauen. Jetzt hängt noch alles im Unsicheren. Wenn sich doch sichere Erkenntnisse gewinnen ließen! Irgendeine Durchquerung des nördlichen Hinterindien und Indochina war dazu nötig.

Das war ein einsames Gebiet, gehört zu den entlegensten der Erde, ist dichtes, tropisches Urwaldgebiet, voll von Primitiven verschiedenster Art, voll einer merkwürdigen Wildtierfauna, inmitten tropischer Eintönigkeit, Wegferne, Hitze, Beschwer und Krankheiten. Um so besser. Das alles war altgewohnt. Nicht hier lag die Not. Aber Abend für Abend zählte ich meine Tikals und Satangs, kalkulierte und gedachte der schönen nutzlosen Reichsmark zu Haus, die nicht herüberkönnen. Urwaldreisen sind teuer, die Träger kosten Geld. Sie müssen Gepäck und auch die im Urwald oft kaum erreichbaren Nahrungsmittel tragen. Also so wenig Träger mitnehmen wie möglich, das Gepäck reduzieren, das Problem ist diesmal ein Ausrüstungsproblem. Keine europäischen Lebensmittel, Konserven und Getränke mitführen, sondern nur Reis und einen gut zusammenziehbaren Gürtel, keine Klappstühlchen, Decken und Tische, sondern den Koffer als Sitz nehmen, kein Zelt mit Zubehör, sondern den Koffer tags gegen Regen in ein 1×2 m großes, wasserdichtes Tuch schlagen, das nachts über das leichte hölzerne Bettgestell gehangen und nötigenfalls mit ein paar überall greifbaren Bambusabsplissen festgebunden wird. Das Gestell ist allerdings unvermeidlich, sonst werden bei der Regenzeit die Gelenke unbrauchbar. Auch die Instrumente müssen mit, ja unvermeidlicherweise auch Smoking und tadellose Stadtkleidung für Heiß und Kalt, Trockenzeit und Regenzeit, denn drüben winken ja wieder Kultur und Europäer. Als Kochzeug und Geschirr genügt aber der alte Wandervogelsatz aus Aluminium, er ist ganz leicht, hat schon manches Urwaldjahr hinter sich. Dann gibt alles zusammen drei Gepäckstücke vom Stil des Handgepäcks — die kostbare Stallaterne für das Kochen, Schreiben und Tigerscheuchen aller-

dings nicht gerechnet. Dafür sind aber immer noch mindestens 6—8 Träger nötig, denn die Leute brauchen ja allerhand auch für sich selbst, vor allem Reis. Auch ein Dolmetscher ist unentbehrlich, während man auf Diener und Koch verzichten kann. Ich rechne und sichte, setze herab, noch einmal herab. Es muß gehen. Irgendwie kriege ich meine drei Gepäckstücke doch wieder durch bis zum nächsten Hafen. Irgendwie werden sich trotz allem die Routen so zusammenstellen lassen, daß möglichst viel Arbeit, Untersuchungen, Beobachtungen, Messen, Sammeln geschafft werden. Wozu wäre das langjährige Urwaldleben nütze, wenn nicht auf die Dauer einem Mehr an wissenschaftlichen Beobachtungen auch ein Weniger an Devisenverschleiß gegenüberstünde? Also los. Der Weg sei diesmal beschrieben. Auch das gehört in das Kapitel „Anthropologische Methoden".

Schon hinter Longkuang, mit kurzer Rast bei einem wirklich netten Amphur, beginnt der Dschungel. Wieder geht es jetzt aufwärts zwischen die hinterindische Scharung hinein, diesmal auf anfangs schönen Straßen hinaus nach Wiengma, dessen Hüttchen in der brütenden Glut des vormonsunischen Spätapril daliegen. Beförderungsmittel ist ein Eingeborenenautobus. Die 6 oder 8 Stunden kosten einen Tikal pro Kopf (RM 1.25), mein bißchen Gepäck fliegt auf das Dach und kostet überhaupt nichts. Ich quetsche mich in eine Ecke der rasselnden alten Blechschachtel zwischen Lao und Chinesen. Nun kann mir keine interessante rassenpsychologische „Reaktion" entgehen. So beginnt eine deutsche Forschungsreise über ein- oder zweitausend Kilometer weltfernes Land. Die köstliche Hitze flutet über das Gesicht, die Urwälder rücken näher, zu Füßen liegt neben der Stallaterne ein gebratenes Huhn für 20 Satangs und ein Körbchen mit Klebereis.

Am Spätnachmittag wird Nan erreicht. Es ist die Hauptstadt der nordöstlichsten Grenzprovinz von Siam, die weit gegen die Berge vorgeschoben ist und sich in den herrenlosen Urwäldern der indochinesischen Grenze verliert. Wie in einer Wanne liegt das ferne Städtchen zwischen den grünen, hitzezitternden Höhen eingebettet. Wo immer derartige Talweitungen zwischen den südwärts ziehenden Bergketten auftreten, war die Möglichkeit für Reisbau, Dörfer und soziale Organisation gegeben. So entstanden die vielen kleinen laotischen Talfürstentümer im Norden, deren wichtigstes Chiengmai und deren zweitwichtigstes Nan war. Wie Perlen an einer Kette reihen sich diese Siedlungsoasen in den Tälern aufwärts und nordwärts, immer weiter voneinander getrennt, immer kleiner und immer mehr vom Wald und schließlich Urwald bedrängt, je höher die Berge und je dichter die Wälder werden. Schon um Nan wimmelt es von Tigern, allerorten an Tempeln und Häusern, Geräten, Karren und Straßen hat die Bevölkerung das Zeichen des gefürchteten Räubers angebracht, der hier mehr noch als in anderen Urwaldgegenden herrscht. Nur etwa eine halbe Stunde dauert eine gemächliche Radfahrt zwischen den Reisfeldern von der Stadt bis hinauf zum Waldrand und dem schönen alten Osttempel mit seinen zerfallenden Pratschedis, dem stattlichen Vihara mit großem liegendem Buddha und den riesigen Nagas, die wie in Angkor als Wächter dem Pagodenwald vorliegen. Dahinter, natürlich südlich auf der Glücksseite, Häuser und Hütten der gelbgewandeten Priester und Zöglinge. Ein schmaler Pfad zweigt von dort zu den letzten einsamen Laohüttchen ab. Dann gibt es nur noch Ka: Ka Mu, Ka Tin, Ka Tong Liang, und auf den Höhen natürlich Chinoisants, die südlichsten der Yao und Miao.

Der Governor gibt spärliche Auskunft. Vorgesehen für Untersuchungen ist nichts, die Wege nach Norden und Osten sind unbekannt. Aber es gibt eine roh skizzierte Karte. Ich höre, daß Kollege Bernatzik, dessen ehemaliger Führer mich in unwahrscheinlich kurzer Zeit zu Ka Tong Liang bringen will, hier war und nach Osten vorstieß. Also will ich mich nordwärts wenden. Der Weg zum Mäkong ist nach der

Lage der Wasserläufe und Siedlungen eigentlich eindeutig. Ein kleiner netter Lao-Reverend der nordamerikanischen Missionsstation, Herr In Pan, bestätigt mir bald darauf diese Richtung, die er selbst schon teilweise kennt. Außer Missionsangehörigen, so meint er, hat wohl noch niemand versucht, über diese Berge und Urwälder vorzudringen. Das Abwarten wichtiger Post hält mich noch in dem langweiligen, kahlen und unfreundlichen Städtchen einige Tage fest. Es hat natürlich seine chinesischen Basarzeilen, drei an der Zahl, viele breite Verwaltungsgebäude, nette siamesische Pfahlvillen für die siamesischen Beamten, bäuerliche laotische Außenbezirke, mehrere große und schöne Tempel und den alten fürstlichen Palastbezirk, auch alte malerische Stadtmauerreste, deren Anlage denselben chinesischen Grundplan wie Chiengmai zeigt. Reverend Stewart ist der einzige Europäer am Ort. Die kleine Gemeinde feiert gerade einen nachträglichen Karfreitag. Christliche Texte werden in laotischer Sprache, Stimmlage und Tonleiter gesungen, auch vom Reverend selbst.

Wie es endlich losgeht, nimmt uns alle ein ungemein liebenswürdiger und sehr gebildeter Beamter aus Bangkok, Prinz Phra Prakas Sahakorn, der sich auf Kontrollreise befindet, in seinem Autobus 20 km nordwärts mit. Bis dahin reicht der schmale, eben noch fahrbare Dschungelweg. Die nun startenden Träger der Mission — Pferde kann ich mir natürlich nicht leisten — erweisen sich, obwohl sie 30 Satangs und damit das Vierfache eines indischen Trägers bekommen, als sehr schlecht. Immer wieder werden die Lasten zu Ruhepausen hingeworfen. Allerdings brütet eine bleierne, glühende Hitze unter dem schon zeitweise regendrohenden Himmel. Die Temperatur liegt um 40°, steigt am folgenden Tag im schütteren, schattenlosen Trockenwald auf wesentlich mehr, wohl weit über 50. Langsam zieht die Karawane durch Busch und sparriges Gehölz nordwärts, über steinharte, hitzewabernde Reisfelder winziger Talwannen und über lange, kahle staubige Dschungelpfade. Unter drückender Halbsonne tauchen mittags ein paar armselige Hütten auf. Ich klettere bei der nächsten die zitternde „Hühnerleiter" zur bambusgeflochtenen schwankenden Veranda hinauf und übergieße Kopf und Arme mit dem stets dort stehenden Wasser aus Tonkrug und Kokosschöpflöffel. Es hocken ein paar Frauen und Kinder herum. Ich lege mich auf die Veranda, schlafe, eine volle Stunde Schatten, bei der üblichen Urwaldgastfreundschaft der Lao. Dann geht es wieder durch die wunderbar flutende wabernde Glut, noch immer ohne Hut, den ich in den Tropen nie als sehr wesentlich empfand (was aber niemandem zur Nachahmung geraten sei). Es kann ein Huhn und sogar eine kleine Bananenstaude erworben werden. Gewöhnlich gibt es im Urwald überhaupt keine Früchte, wenn ein einsamer Kolonist sie besitzt, so rückt er sie nicht heraus.

Am Abend wird ein Dorf erreicht. In der Schulhütte quartiere ich mich ein. Leider werden die Träger immer schlechter. Ein übles Individuum, Nai Mun, hetzt. Tags darauf, ziemlich früh, werfen die Träger bei Wangpa die Lasten hin. Ich schicke sie fort, heuere einen Ochsenkarren. Jetzt wird der Pfad wieder für eine kurze Strecke breiter. Quietschend und kreischend, schüttelnd und stoßend können die Vollholzräder Gepäck und Menschen über Lehmbrocken, Furchen, Geröll und Astwerk zerren, langsam, schrittchenweise. Als Proviant ist eine große volle Flasche scharfen Laoschnapses geladen — die Ruhr von Chiengmai ist noch nicht vorüber bzw. wieder aufgebrochen, was nicht sonderlich stört. Am Spätnachmittag wird das offizielle Rasthaus von Mieng Pua erreicht. Die Flasche ist leer, die Ruhr gestoppt.

Der ortsübliche Mietspreis eines Ochsenkarrens für die fragliche Strecke beträgt 2 Tikals, wie die Chefs von Dorf und Polizeistation sagen. Sie finden es dann aber völlig in Ordnung, daß der Treiber 4 Tikals verlangt und nicht heruntergeht. Jeder siamesische Beamte findet es natürlich, daß der Fremde doppelt so hoch zahlt und dreimal so schlecht bedient wird. Fremde sind ja reich und dumm, alle und immer. Ein Rasthauswirt schrieb mir einmal für ein von ihm vermutetes Mittagessen, das ich weder bestellt noch gegessen hatte, 2,50 Tikals auf, also rund 3 Mark, was an sich

schon eine sinnlos hohe (aber tariflich berechtigte) Forderung darstellte, und er war verdutzt und enttäuscht, als ich ihn auslachte.

Der Distriktschef in Mieng Pua hatte bereits Anweisung erhalten, mir zu helfen. Ich wollte also zu den Miao gewiesen und bei deren Dorfchef angezeigt sein. Er war sehr erschrocken — eine so spezielle Anweisung habe er nicht erhalten, außerdem gäbe es hier gar keine Miao. Aber für so und so viel Tikals pro Tag könne ich private Führer heuern, dazu eine größere Anzahl Träger à 80 Satangs. Sie würden vielleicht den Weg weisen und vielleicht würde dann der Dorfchef die Arbeit ermöglichen. Mit anderen Worten: eine Stichexpedition von mindestens 100 Tikals und einer Woche ins Blaue hinein. Das kann der Ethnologe allenfalls noch mit Gewinn machen, nicht der Anthropologe, der seine Serien braucht. Am Abend kommt ein südsiamesischer Beamter, Kham Nop, der die Nacht durchzecht, schreit und lärmt. Erst trinke ich mit, er ist sehr vergnügt und erzählt eine Menge psychologisch und kulturpolitisch interessanter Dinge. Vom Rasthaus aus sehe ich die nicht vorhandenen Miao auf dem Markt herumlaufen.

30. Durch die Urwälder zum Ober-Mäkong

Ein dünner Dschungelpfad zieht von hier hinauf nach Laah (spr. Lä). Die nächste Nacht wird bei Sturm und rauschenden Gewittergüssen in einem winzigen, schütteren und schwankenden Pfahlhüttchen, mit dünngespanntem Bambusgeflecht an Boden und Wänden, zugebracht. Tags darauf präsentiert sich Laah als ein hübsches größeres Dorf mit verschiedenen Verwaltungshäusern eines Distriktchefs. Er weiß so gut wie nichts. Bei dem netten Dorfältesten aber kann ich, nachdem wir uns in einer Kantine ausgiebig mit dem heilsamen Laoschnaps beschäftigt haben, eine ganze Reihe von Yao untersuchen — wilde, buntgekleidete und phantastische Gesellen mit Schopf und Schlitzaugen, die mit einer ganzen Pferdekarawane von den Bergen kamen. Auf allen Höhen ringsum wohnen Yao und Miao, etwas tiefer und zwischen ihnen Ka Mu und Ka Tong Liang, über die mir viele Einzelheiten erzählt werden. Eine Stichexpedition würde reizen, aber 100 Tikal sind natürlich ausgeschlossen. Einige Tage später liegt ein Ka Mu-Dorf jedoch so nahe am Weg, daß es mitgenommen werden kann, und ganz in der Nähe befinden sich auch Lagerplätze der Ka Tong Liang. Das Dörfchen liegt idyllisch in schmalem bambusdurchwuchertem Tälchen und an einem rauschenden klaren Bach, an dessen Ufern sich auch die wilden Elefanten, vielleicht auch Rhinozerosse, zu tummeln pflegen. Losung, zerstampfter Bambus und zerschmetterte Bäume liegen herum. Die Leute selbst sind sehr nett und von primitivem weddoidem Typus. Die Kultur ist völlig laotisch, primitiv-laotisch. Der Älteste hat sogar eine hübsche Laotin zur Frau, was allerdings seit einigen Jahren verboten ist. Es dürfen sich ja dem Gesetz nach in Siam Siamesen nur mit Lao verheiraten, nicht auch mit den als unerwünscht angesehenen Bergbewohnern, Chinesen und Europäern.

Am nächsten Abend rücken wir in dem winzigen Ort Pon ein. Wie immer stehen Frauen und Kinder und starren und starren, Stunden um Stunden, jeder Handgriff wird verschlungen. Es sind immer noch primitive arme Urwaldlao, längst tragen die Frauen den Busen unbekleidet und es fällt wiederholt dessen geringe Pigmentation auf. Sehr oft haben auch die Kinder ganz hellbraunes und keineswegs allzu selten sogar blondes Haar. Wenn die Dämmerung fällt, klingt die zarte orgelartige Musik der Kän, der laotischen Mundorgel, durch Dorf und Wald. Die jungen Leute bringen ihre Ständchen dar. Weniger idyllisch ist, daß unsere letzten Träger — wir sind jetzt in einem ganz weltfernen Dschungel — bei der Stundenberechnung eine drohende Haltung einnehmen. Sie wird durch die gleiche Haltung bald beruhigt, eine Gewehrmündung ist hier mehr wert als zehn Beamte. Für den folgenden Weg sind Träger ohnehin nutzlos, sie können jetzt nicht weiter, es geht über das mächtige Bergmassiv des Soppät. Von einem Waldlaobauern können ein paar Elefanten gemietet werden,

die hier, wie ähnlich anderwärts die Wasserbüffel, ziemlich zwecklos für Gelegenheitsarbeiten gehalten werden. Futter für sie bietet der Dschungel ringsum ja übergenug.

Es geht steil hinter Pon hinauf durch Sekundärwald, dann wuchert der Urwald mit seinen prächtigen Baumriesen, mit Farnen, Epyphythen und Bambus. Düstere enge Schluchten unter domartig sich wölbendem Bambusdickicht, rauschende kleine Wildbäche mit Geröll und Treibholz als Weg wechseln mit steilen, lichtdurchfluteten Trockenwaldhängen, von wo der Blick über die jenseitigen Täler schweift. Dann trotten die Elefanten über die obersten Grate und Höhenwege, langsam, gleichmäßig, unentwegt. Es darf keinen Halt geben, denn erst am Abend wird wieder Wasser erreichbar. Tief unten liegen Schluchten und Berge, hie und da lugt eine einzelne winzige Ka-Mu-Hütte an fernem Hang durch. Kette um Kette schiebt sich in blauer Ferne gegen den Süden. Wieder geht es auf schmalem, sich windendem Pfad tiefer, unter Urwaldriesen tauchen wieder moosüberwachsene Felsen, klaffen wieder dunkle Schluchten auf. Schwerfällig und unermüdlich stampfen die Dickhäuter mit ihren dichtbepackten Houdas bergab. Auf drei Tiere mußte alles Gepäck, von dem meine drei Stück das wenigste sind, mußten für einige Tage Lebensmittel für Tiere und Menschen, Ketten und Geräte untergebracht werden. Das alles drängt sich unter dem niedrig gewölbten, bambusgeflochtenen und blätterbelegten Dach, das für die kleinen Siamesen und Laoten berechnet ist.

Ein paar Stunden hält man sich schon, falls man überhaupt Elefantenreiten gelernt hat, zwischen dem kantigen Gepäck und dem rhythmischen Stampfen und Stoßen, dem unaufhörlichen Schwanken von Seite zu Seite. Aber dann sind die Knochen auf Kisten und Kanten doch taub und lahm geworden, und nicht mehr nacheinander und einzeln, sondern zusammen streiken Knie, Ellbogen, Sitzknorren, Hände und Finger, mit denen man sich in dem winzigen Raum verkrampft und verklammert hatte. Man zieht einen kleinen Marsch vor. Leider sind hier die Elefanten nicht so wohlerzogen wie in Indien. Auf Befehl niederknien können sie nicht. Also gleite ich am Ohr angepackt seitlich herunter. Aber Blutzirkulation und Innervation funktionieren noch nicht wieder: knallend lande ich unten auf schmalem Saumpfad. Jäh trompetend und böse blinzelnd bricht das schreckhafte riesige Tier mit hocherhobenem Rüssel zur Seite und wischt mich mit der Hinterhand ein paar Meter den Abhang hinunter. Beim raschen Ausschreiten verlängert sich dann der Abstand von der Karawane. Zur Rechten hat sich ein kleiner Bach aufgetan. An 20 m tief schneidet sein junges Tal spitz unter dichtem Bambusgebüsch durch. Ringsum liegt nur die summende, brütende Stille des lichten Trockenhochwalds. Da bricht es von unten stampfend, prasselnd und dröhnend auf. Dann summt wieder die Stille, und abermals krachen Büsche und Bäume unter den Füßen des aufgestörten Rhinozeros.

Am Abend weitet sich ein schmales Tälchen und öffnet sich auf eine kleine grasbestandene Aufschüttungsfläche. Ein Bach mäandriert hier, groß genug auch zum Baden für die Elefanten. Ein Trupp Ka Tin zieht vorüber, wird aufgefangen und bearbeitet. Es sind primitive, mäßig weddide und ziemlich dunkle Bergbewohner, die eilig weiterhuschen zu ihren Grabstock-Rodungen. In der Dämmerung lärmen noch die Gibbons und Kleinaffen, auch ein paar der schmackhaften Wildtauben, Papageien und Webervögel, angeblich soll auch ein Tiger oder schwarzer Panther gefaucht haben. Ich glaube das nicht ganz — in vielen Jahren Dschungelleben ist mir noch nie ein Tiger zugelaufen, am wenigsten wenn Elefanten nahe sind. Einen Hund aber, der ihn zweifellos interessieren würde, haben wir gar nicht mit. Das Bettgestell wird aufgeschlagen, frei im weiten Urwald. Drüben verglimmen die Scheite des Lagerfeuers der Treiber. Stallämpchen und Moskitonetz halten jetzt Wache. Wie fern ist die Enge, der Kleinkram, das Gezeter von Europa. Man hört nur noch das Murmeln des Baches — es ist der Mänam Nan, der Mutterstrom von Siam, an dessen riesigen breiten Armen weit unten in Bangkok die Ozeandampfer ankern.



Abb. 39. Eine Gruppe Ka-Tin-Frauen
(phot. v. E.)

Irgendwo in Bergen und Urwald war die siamesisch-indochinesische Grenze überschritten worden. Das erste Dorf in Französisch-Indochina ist Ngeun. Hier wohnen Lü, auf den ersten Blick wenig unterschieden von den Lao, aber primitiver. Es fällt wieder auf, daß noch häufiger als bei diesen die Kinder braunblondes Haar haben, allerdings oft streifig. Auch hellbraune, ja grüne Augen sind nicht selten, die Brustspitzen der Frauen oft fast pigmentlos. Im Dorf klappern die Webstühle. Die Elefanten werden gewechselt. Tags darauf das Lü-Dorf Ta Yang. Noch einmal muß eine stattliche Gebirgskette überschritten werden, ehe von hier auch Hung Sa erreicht wird. Dann werden die Bergketten etwas niedriger. Immer noch herrscht dichter Urwald vor, dazwischen Bambus, an dem sich meine Dickhäuter nicht genug gütlich tun können. Merkwürdig, wie schnell ihre „dicke" Haut verletzt sein kann. Ganz unbegründet fängt dann als erstes Kulturzeichen eine breite, unbenutzte und schon ein wenig verwucherte Straße an. Sie mündet an einem kahlen kleinen Schuttkegel, wo sich dicht ein paar ärmliche Hütten drängen. Und unmittelbar hinter dem engen Wald und den zusammengedrängten Hüttchen von Thasouang weitet sich der Blick auf die breite majestätisch vorüberziehende Fläche des Mäkong, der hier die hinterindischen Ketten durchbricht. Die Wolken der Vorregenzeit hängen schon tief hernieder.

Zwischen den etwa 20 Pfahlhütten laufen Hühner, Kinder, Schweine herum. Über schmalem steinigem Grund und an hohen Bambusstangen sind Netze ausgespannt. Der Mäkong ist überreich an Fischen. Trotzdem sind sie nicht leicht zu haben und teuer. Einmal bilden sie die hauptsächliche Nahrung der Fischerbevölkerung selbst, und andererseits hat das Geld hier geringe Kaufkraft, wo es weit und breit keinen Laden gibt und der Markt der Hauptstadt erst nach langer Bootsfahrt erreicht werden kann. Gemüse und Früchte werden aus reiner Lässigkeit nicht angebaut, nur Tabak. An einem Boot basteln ein paar Ka Mu herum. Ihre Hütten liegen in den nahen Bergen. Die lässigen Lao ziehen sie hier wie anderwärts gern für jede schwerere Arbeit heran. Ihr Aussehen ist nicht weddid, sondern ausgesprochen primitiv-palämongolid, und zwar von einem eigenartigen, bisher nicht beobachteten Typus, der an die nagaähnlichen Laoten erinnert (vgl. S. 20). Offenbar zerfallen nicht nur die Ka als solche, sondern auch Stämme, wie die Mu, in kulturell und somatisch sehr verschiedene Gruppen. Mu ist Sammelname, Ka natürlich erst recht.

Ich heuere ein schmales, kleines Reiseboot, $10 \times 1^1/_2$ m groß und mit einem etwa $1^1/_2$ m hoch sich wölbenden und in der Mitte auseinanderschiebbaren Blätterdach. Auf seinem Boden, der natürlich nicht gerade weich ist, lebe ich jetzt für einige Tage. Abgekocht wird am Ufer, Lebensmittel sind immer noch nur äußerst schwer zu haben. Quer zum Verlauf der dichtbewaldeten, nordsüdwärts streichenden Bergketten zieht der Strom, bis er kurz vor Luang Prabang auf einen älteren Härtling stößt und an der Einmündung des Nam O, der Straße von Nordlaos, südwärts umbiegt. Hier beginnen schon die ersten Palmenhaine der Niederlandschaften um Luang Prabang, und der Strom zieht breit und gleichmäßig seine Bahn. Aber oberhalb, wo er die Ketten durchsägt, ziehen Riffs, Kliffe und Steinbarrieren quer durch den Strom, über die das Wasser



Abb. 40. Mit Elefanten durch die nordsiamesischen Urwälder
(phot. v. E.)

in blinkenden silbernen Strömen pfeilschnell schießt, um sich gurgelnd und zischend in kleinen Wasserfällen zu sammeln oder klatschend an den Felsen emporzulecken. Stampfend und zitternd gleitet das Boot durch die Schnellen. Die braunen gurgelnden Wasser spritzen krachend über die Bordwand, die saugenden, rasend schnell sich drehenden Wirbel ziehen die Planken nach der Seite und wild schreiend versuchen die Ruderer das Boot in Richtung zu halten. In diesen gefürchteten Ober-Mäkong-Schnellen kam Dr. Brengues um, der erste Autor und mein Vorgänger bei den Porr in Kambodscha (vgl. Z. Rassenk. VIII, 321), einige Wochen, nachdem er die Porr verlassen hatte. Nur wenige Siedlungen tauchen auf. Die hohe Regenzeitterrasse ist unbewohnbar, die schmalen und noch höheren Mündungskegel der Bergbäche bieten nur geringsten Raum. Alle Bewohner sind primitive ostlaotische Fischer. Hinter dem Nam O taucht der Pagodenhügel von Luang Prabang auf. In dem schönen Rasthaus setzte ich mich, ein langentbehrter Genuß, erst einmal der Reihe nach auf alle vorhandenen Stuhlformen. Luang Prabang muß für einige Zeit Standquartier für die Untersuchungen an Lao, Lü und Miao werden.

31. Das Tai-Problem

Die Lü gelten als Vorläufer der Lao. Die Lao und Schan sind im großen und ganzen nichts anderes als Teile eines und desselben Volkstums. Beide sprechen Tai und zeigen in Sitten, Bauten und Kulturbesitz das gemeinsame Kulturgut der Tai. Diese Taigruppe aber ist eine der beweglichsten menschlichen Gruppen, die wir kennen. Seit Jahrtausenden steht sie auf dem Rückmarsch vor den Chinesen und auf dem Vormarsch in Indochina. So haben die Siamesen die Tai-Sprache erst vor wenigen Jahrhunderten von den nördlicheren und mindestens echteren, wenn auch noch nicht echten Tai gelernt, als sie ihr Monkmer aufgaben, das sie bis dahin mit den Bewohnern Südbirmas, Kambodschas und verschiedener hinterindischer Berggebiete von Birma bis Südannam geteilt hatten. Die sprachlichen Verhältnisse lassen also ein Drängen von Norden gegen Süden in der ganzen Breite der hinterindischen Halbinsel erkennen. Dabei wurden nördliche Sprachen über südliche geschoben, die südlichen, die Mon-Kmer-Sprachen zersetzt.



Abb. 41. Der Durchbruch des Mäkong
bei Thasouang in Nordwest-Indochina (phot. v. E.)

Die Rassen aber sind geblieben, wenn sie auch im Einzelnen und an Stellen vielfach umwandert oder unterwandert oder zurück- und beiseitegedrängt wurden. Nur neue Sprachen, oft auch neue Kulturen wurden also über die alten Rassen geschoben. Es gab dabei Kontakterscheinungen, breite Gürtel von Übergangsstämmen. Alle Übergänge zwischen chinesischer und indischer Kultur, Tai- und Monkmer-Sprachen, palämongoliden und weddiden Typen weist daher Hinterindien auf. In der Scheidung, Absetzung und Abschätzung dieser großen Gegenspieler in Rasse, Kultur und Sprache liegt die vielhundertfach verzahnte anthropologische Problematik von Indochina. Die dynamische Kraft in allen diesen Bewegungen ging aber von denjenigen Gruppen aus, die mit den Tai-Sprachen verbunden waren. So kommen wir mit den Lü und Lao zum Tai-Problem. Wir können es nicht umgehen. Luang Prabang gab zudem zum Beobachten, Nachdenken, Sichten und Berichten die nötige Zeit und war — hier mitten im Taitum — auch der richtige Ort dazu.

Von den Ahom im indischen Assam bis zu den Pai-yi im westchinesischen Ssetschuan und von den tibetischen Bergen im Mäkong-Yangtse-Oberlauf bis zu den Südgrenzen Siams wird Tai gesprochen. Ein enormes Gebiet und ein enormes Volkstum! Und doch ein völlig schattenhaftes Volk und Dasein. Es hat nie eine nationale Einheit gekannt, seine Rassengrundlage gilt als unbekannt, seine politische Bedeutung ist selten und widerstrebend, seine biologische nie behandelt worden. Es waren wirtschaftliche Gründe, die die Ur-Tai aus ihren ursprünglichen Sitzen gedrängt haben, es waren die räumlichen Bedingungen, die Richtung und Verlauf ihrer Ausbreitung bestimmten, und es waren rassische und psychologische Ursachen, die zu ihrer Macht und Ohnmacht führten. Gehen wir, um dies und unsere Aufgaben hier und später zu verstehen, von den rassenbiologischen und rassenhistorischen Grundgegebenheiten aus.

Ganz offenbar gibt es in der ältesten Anthropodynamik von Fernost zwei große rassische Gegenpole. Das ist einmal der nordsinide Block, den die Beschäftigung mit Fernost 1932 und zweitens der ostweddide Block, den die dies-

malige Reise erschloß. Wesen und Bedeutung dieser beiden Gegenspieler ist um so deutlicher und gewichtiger, als der eine letzten Endes zum europiden Großrassenkreis gehört, der andere aber in das Kerngebiet des mongoliden Großrassenkreises fällt. Der primitive weddide Block ist passiv und statisch, der andere, nördliche, progressive und sinide dagegen aktiv und dynamisch. Jede Dynamik aber entwickelt sich im Raum und mit dessen Gegebenheiten. So müssen wir also einen kurzen Blick auf die räumlichen und ursprünglichen Ausgangspunkte werfen und den räumlichen Rahmen verfolgen, in dem sich die spezifischen dynamischen bzw. adynamischen Eigenschaften der beteiligten Gruppen entfalteten. Jede andere Methode brächte nur leere Rederei von Wanderungen, Kämpfen und Verschiebungen, ohne die entscheidenden Gründe für Ursachen und Verlauf aufzudecken.

Nun dürften als ältestes, zuverlässig faßbares Siedlungsgebiet der heutigen siniden Form die Randgebiete der Hoangho-Alluvialebenen betrachtet werden können. Sie waren zu der viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung liegenden Zeit der Südsiniden Rand einer riesigen Bucht und Schantung noch Insel. Dort aber bot sich mit immer neuer Bodenaufschüttung und Verlandung und vor allem nach Erfindung des Reisbaus Raum für eine sehr zahlreiche Bevölkerung. Wasser in Mengen ermöglichte den Reisbau und die Bevölkerungszahl, Wasser in Unmengen aber gefährdete mit katastrophalen Überschwemmungen beide, und zwar in größtem Maß. Selbst heute, wo seit zwei Jahrtausenden schon die gewaltigen Strommassen des Hoangho in Kanälen gebändigt sind, müssen gar nicht allzu selten noch viele Hunderttausende von Bauern unter Wassersnot und Hungersnot die Heimat verlassen. Weit mehr, relativ gesprochen, in alten Tagen, und weit häufiger auch. Daher lag hier ein anthropodynamisches Druckzentrum ersten Ranges. Masse stand ihm zur Verfügung und auch der aktivierende Impuls. Es hat schon halb Asien sinisiert, und es sinisiert unaufhörlich weiter.

Die Wüsten und Steppen im Norden dieser ursiniden Ausgangskammer der Hoangho-Alluvionen boten in ältester Zeit für Überschuß und Abwanderung so gut wie nichts. Sie erforderten andere Wirtschaftsweisen und lagen in den Händen kulturell gut angepaßter tungid-mongolischer Stämme. Die Täler und Niederungen im Süden aber boten um so mehr. Hier vor allem war Reisbau und damit Fortführung der ganzen alten Kultur ohne weiteres möglich. Es gab für die älteste Zeit nur noch ein Hindernis, nämlich das benachbarte Becken und die Alluvionen des Yangtse, also vor allen Dingen das heutige Hup. Die dortige Bevölkerung war den Nordchinesen im Typus nächst- und in der Sprache nahe verwandt. So konnte es nur eine Frage der Zeit sein, wann sie sich dem um so viel größeren, reicheren, kultivierteren nördlichen Zentrum beugen mußte.

Das war keineswegs oder mindestens nicht notwendigerweise eine Frage von Kämpfen und entscheidenden Kriegszügen, wie europäische Mentalität zunächst anzunehmen geneigt wäre. Kriege haben die Siniden nie sehr nötig gehabt, oft auch ungeschickt betrieben und daher nur als nebensächliche Unbequemlichkeit, ja als unmoralisches, albernes und barbarisches Gehabe angesehen. Kinderreichtum und dadurch Volksüberschuß, Unterwanderer, Kulturträger und mithin Sinisierung von innen heraus — das wirkte um so viel müheloser und sicherer. Nur gelegentlich setzte ein Krieg einen Schlußstrich, meist ist das nicht einmal nötig. Uferlose Scharen von kinderreichen

Suchern nach Kleinerwerb entquellen der großen Hoangho-Kammer ohne Unterlaß, Sendboten der hohen durchgebildeten und durchdachten, immer überlegenen Stadtkultur sickern südwärts und bereiten die seelische und sittliche Sinisierung und damit auch die politische Anlehnung an die enorme potentielle Macht des Chinesentums vor. Meist wird gern, ja voller Stolz ein oft kaum geforderter Tribut gesandt, und allmählich wird aus einem freien Fürsten ein Verbündeter, Lehnsträger, Statthalter. Unmerklich ist in irgendeinem Jahrhundert — es kommt auf eines mehr oder weniger wirklich nicht an — eine neue Provinz erwachsen. Diese wäre dann in sämtlichen Bewohnern vom kaiserlichen Statthalter bis zum ärmsten Fischkuli tiefinnerst empört, wenn sie nicht als echt und richtig chinesisch angesehen würde.

In Hupē am unteren Yangtse, das wir eben erwähnten, saßen zur Zeit, als die nördlichen Urchinesen drängten, schon zweifellos Tai. Was wir von den alten Sprachen wissen, ist wenig, aber dies Wenige ist Tai oder überwiegend Tai. Diese zweite so viel kleinere Alluvialkammer im Süden ist also Tai-Land, ältestes uns bekanntes Tai-Land. Es hatte gewiß seine eigene Dynamik, aber eine so viel schwächere Dynamik als der große nördliche Bruder, der es leicht überholte. Der Druck ging also abermals nach Süden, und zwar verstärkt gegen die Berglandschaften des ungeheuren Länderstriches von Ssetschuan und Kweitschou über Fukien und Hunan bis Kwangtung. Es ist zwar fraglich, ob die Bevölkerung hier ohne weiteres zu den Tai gerechnet werden kann. Doch wir werden darauf später noch einmal zurückkommen und wollen die Brücke nicht überschreiten, ehe wir sie erreicht haben. Soviel aber ist sicher, Taisprecher drängten in eben diese Berge, drängten vor allem die Talwannen aufwärts, am Yangtse nach Ssetschuan, später nach Yünnan. Das ist auch historisch belegt. Und die nordsiniden Chinesen folgten ihnen auf dem Fuße. Das ist erst recht historisch belegt. So wird auch Ssetschuan, das große „rote Becken" von Ssetschuan, gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts den Tai entwunden, natürlich nur in den zentralen Niederungen. In den Randbergen, vor allem im Westen, sitzen ja heute noch Tai. Aber aus den tiefen Tälern wurden sie herausgedrückt. So kamen sie nach Yünnan, wo in den ersten Jahrhunderten unserer Zeit allmählich mehrere Taireiche aufspringen, die um 700 einen festen Mittelpunkt in Nan-tschou, der „Süd-Herr(schaft)" um das heutige Talifu, erhielten.

32. Alte Südbewegungen

Natürlich handelte es sich auch hier immer nur um die Beckenlandschaften der yünnanischen Hochplateaus. Auch da saßen vorher andere Leute. Das können nur die Vorfahren der noch jetzt allerorts in den Bergen vertretenen Lolo gewesen sein, also Verwandte der Tibeter, deren Wanderlinien die Flußtäler aufwärts nach Südtibet deuten. Sie sind daher mit diesen auch rassisch eins, getrennt von Chinesen, getrennt von den Tai, die heute auch schon zwischen sie hineingequetscht worden sind. Sie sind aus ihren südtibetischen Elendsgebieten immer langsam gegen Süden, d. h. Yünnan und Birma, vorgesickert. In Birma haben sie oder ihre Verwandten viel erreicht, in Yünnan hat das Dazwischentreten der Tai alles verbaut. Aber selbstredend haben sich Tai und Taivorbewohner in Yünnan vermischt, genau so, wie das heute mit ihren Nachfolgern auf den alten Drucklinien, mit den Chinesen oder besser den sogenannten Chinesen geschieht.

Nun waren Tai und Chinesen, die Leute von Tsu und vom Wei, die Leute der großen und der kleinen Alluvialkammer, die Kinder des Han und des „Ta", rassisch immerhin recht verwandt, bildeten bestenfalls Unterrassen, nämlich die nordsinide und die mittelsinide Gruppe. Dagegen wiesen die Südlolo einen erheblich anderen rassischen Formtypus auf. Mag alles von Ssetschuan bis Kwangtung in Taihand oder, vorsichtiger, in Tai-Miao-Händen gewesen sein, es waren überwiegend mittelsinide Hände, die diesen breiten Landgürtel hielten. Aber der eigentliche südliche Süden gehörte einem kleineren dunkleren primitiveren und weniger mongoliden Typus an. Das sind die Palämongoliden. Aus dem Kontakt mit ihnen und den nördlichen Elementen entstand wohl erst der südsinide Typus der Küsten von Kwang-tung und Tung-king. In den Bergen des Innern aber schoben und überschichteten sinide Tai die palämongoliden Eingeborenen, und sie taiisierten sie. Das ist schon historisch zu verfolgen — in Oberbirma, den Schanstaaten, Assam, Siamesisch- und Französisch-Laos, in Kwangsi und Yünnān. Hier überall wird heute Tai gesprochen, nach Taiweise gebaut, nach Taisitten gefeiert, gefaulenzt, geliebt. Aber der Typus dieser Leute ist zum weitaus größten Teil nicht mehr mittelsinid, sondern bald stärker, bald weniger palämongolid. Der Schluß ist zwingend: die Sprache, das Tai, ist über eine neue Rassengruppe geschoben worden. So auch die Kultur, aber schon in Einzelheiten verändert, so schließlich auch die Rasse, aber diese nun fast schon zur Unkenntlichkeit verdünnt. Aber sie hat doch die ganze palämongolide Masse dynamisiert. Wenn die Tai in Talifu, hoch oben in Yünnān, einen Rückschlag wirtschaftlicher, militärischer oder politischer Art von den Chinesen erlitten, so wirkte sich das irgend einmal bis zu den Stammesfürsten und kleinen und kleinsten Berghäuptlingen im Süden aus, bis zu den Schan, Lü und Lao. Das alles ist schon historisch, ebenso das abermalige Vordrängen der Palämongoliden aus diesem Berggürtel gegen die Bewohner der Alluvialebenen von Chiengmai, später auch Lavapuri und sogar Kambudschadesa, also das prächtige Angkor. Der Druck hört nicht auf[1]).

---

[1]) (Anmerkung zu Haus.) Einige der wichtigeren historischen Daten über die Ausbreitung der Tai in der palämongoliden Mittelzone zwischen den nördlichen Siniden und den südlichen Ostweddiden mögen hier von Interesse sein.

Die aus dem Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends stammenden chinesischen Annalen sprechen von Lao als Herren von Ssetschuan und dem zentralen Yangtse-Gebiet. Bewegungen dieser Stämme gegen Yünnān werden erwähnt. Darunter befand sich der Barbarenstaat Tsu, der auch das heutige Hupē umfaßte, schon im 4. vorchr. Jh. bis nach Yünnān hineinreichte und natürlich ein „Alliierter" des chinesischen Kaisers war. Noch im 5. Jh. n. Chr. ist ein Fürst der taisprechenden Pang (Pang-Lu) Gouverneur der Provinz Hupē (Siang-Yang), unserer „kleinen Kammer", und westlich anschließender Länder. Hier und im ganzen Gebiet südlich vom Yangtse scheinen nach den wenigen erhaltenen Worten nur Taivölker gelebt zu haben.

Im 3. vorchr. Jh. ist nach zahlreichen Angaben der Han-Annalen auch noch das ganze Ssetschuan in Hand von Nichtchinesen, vor allem den Lao oder Ngai-Lao, an deren Stelle in den inneren Teilen des Beckens erst gegen Ende des 2. Jh. auch Chinesen treten. Die übrigen Südprovinzen, also Kweitschou, Kwangsi usw., treten überhaupt erst um die Zeitwende in das Blickfeld der Chinesen. Tai dürften in dieser Zeit in Yünnān nicht vertreten gewesen sein, sondern nur tibeto-birmanische Stämme (Yueh-hsih = Moso, Lolo u. a.), die auch teilweise nach Ssetschuan und sogar bis Kweitschou reichten. Es ist offensichtlich, daß die ältere tibetische und palämongolide Siedlerschicht des westlichen Südchina erst später von den Tai zurückgedrängt und damit die Sickertendenzen aus dem südöstlichen Tibet gegen Birma abgelenkt und die Birmanisierung des monischen Alt-Birma beschleunigt wurde.

33. Der rassische Gegenspieler

Damit sind wir bei dem statischen Block der Fernost-Dynamik angelangt, bei dem Gegenspieler der aktiven Dynamik der Nordsiniden und ihrer Avantgarde, den Tai. Er besteht noch heute, so zeigte der erste Bericht, aus vorwiegend weddiden Völkern. Primitive, ferne und südliche Europide stehen hier auf verlorenem Posten gegen progressive nahe Mongolide. Westeurasien prallt

---

In der Mitte des 1. nachchr. Jahrtausends zahlen verschiedene kleine Taifürsten von Ssetschuan und Yünnān Tribute an China, dem Hupē und Wuhan inzwischen fest eingegliedert sind. Einer dieser Taifürsten schwingt sich um 730 zum „König von Nan-Tschou" auf, als der er vom chinesischen Kaiser auch anerkannt wird. Seitdem liegt das politische Schwergewicht einer bald lockeren, bald etwas festeren Tai-Förderation von fünf oder sechs Taistaaten (deren Namen alle mit Ta = Gross beginnen) in der Gegend des heutigen Talifu in Nord-Yünnān. Möglicherweise besaß einer dieser Staaten (mindestens noch in der ersten Zeit) tibetisch sprechende Bewohner. 751 wird Nan-Tschou völlig frei von China, das es wiederholt (so 863 durch den Einfall in Tonking und gleich darauf in Ssetschuan) heftig bedrängt. Es schwingt sich schon 754 zum Oberherrn der Berggebiete Nordbirmas auf, um dann gegen 900 schwächer und 1253 durch den späteren Mongolenkaiser Kublai vernichtet zu werden. Seitdem dominieren in den yünnānischen Beckenlandschaften die Chinesen bzw. sinisierte Mohammedaner. Darauf wird zurückzukommen sein.

Gleich nach dem energischen kriegerischen Vorstoß des Mongolenherrschers, der vollendete, was Unterwanderung längst vorbereitete, wirkt sich der seit Jahrhunderten schon gegen die zentralen Berggebiete des nördlichen Hinterindien gerichtete Druck der (von Reiszelle zu Reiszelle besonders in den Niedertälern südwärts schiebenden) Tai explosiv aus. Das geschah fast gleichzeitig in drei Richtungen, den anthropogeographisch möglichen Richtungen: nach dem heutigen Birma, Siam und Indochina.

Birma, schon schwer erschüttert durch die aggressive mongolisch-chinesische Nachbarschaft, muß nun auch fast alle ebenen Gebiete an Schan oder schanische Herrschaft abtreten: 1299 fallen Pagān, gleich darauf Ava und Pegu, bald auch Sagaïng, um bis 1539 fest in der Hand der Tai zu bleiben. Jetzt und hier erst legen sich die sonst eigentlich besser als Lao bezeichneten Völker den Titel der Tai, der Großen, zu. Vom letzten birmanischen Rückhalt, dem Fürstentum Taungū aus, wird dann Pegu und allmählich das übrige Land bis auf die sog. heutigen Schan-Staaten zurückerobert, die nie mehr als eine lockere birmanische Oberherrschaft duldeten. In ihrem Rachebestreben ziehen die Birmanen aber bis gegen das heutige nördliche Siam vor, wo der echte Lao-Staat Chieng-mai zerstört und damit für die Übernahme durch die Siamesen reif wird.

Inzwischen war im heutigen nördlichen Siam bereits 1262 unter dem Druck von Talifu aus Chiengrai zum Taifürstentum geworden, das sich 1292 über das erwähnte südlicher gelegene Haripunjaya mit Chiengmai ausweitete. Um 1300 waren auch das monkmerische Sukotai und Supān von den Tai überrumpelt worden, jenes Supān, das heute als die Urzelle Siams gefeiert wird. (Vgl. S. 6.) Von hier wurde das abermals südlichere Dvaravati mit Lavapura (Stadt der Lawa ≃ Wa, heute Lopburi) erobert, das ein Vasall der Kmer von Angkor war. Neue Hauptstadt des Königs Rama Tiboti wird 1351 Ayuthia, das erst 1782 Bangkok wich. Die Taiwellen hatten aber im Jahrhundert nach der Gründung Ayuthias auch wiederholt das prächtige Angkor erreicht (vgl. S. 7) und die letzten Reste der Kmer von Kambodscha in ein Schattendasein zurückgedrängt.

Schließlich verstärkten sich die schon im 8. oder 9. Jahrhundert in den Tälern um Vientiane (Vieng-Chan) und Luang Prabang vertretenen Taiwellen und führten zur Gründung eines bzw. zweier zuzeiten in ihren Bergen recht widerstandsfähiger Königreiche. Viel älter sind die benachbarten Taistämme, die als schwarze und weiße Tai und Tho unter annamitischen, bzw. als Nung, Nhang u. a. unter kantonesischen Einfluß gerieten. Im Grunde genommen gingen schon beide, Annam wie Kanton, aus ehemaligen Taireichen hervor. Davon später mehr (Cochrane, Davies, Harvey, Lund, Maspéro, Reinach, Scott, Steiger, Schmidt, Terrien). — So ist das Geschobenwerden der mittelsiniden Tai gegen Westen historisch ebenso klar wie ihr Sickern und schließlich Vorstoßen gegen die hinterindische Halbinsel. Die hiermit verknüpften Rassenprobleme haben wir versucht, oben zu beleuchten.

auf Osteurasien im mittleren Süd. Die strategischen Vorteile und die politischen Trümpfe liegen in östlicher Hand.

Die starke passive rassische Resistenz eines großen Teiles der südhinterindischen Ostweddiden ist mit der Kenntnis des Reisbaus, die sie schwerlich aus sich selbst gewonnen haben, unmittelbar verbunden. Er gab Masse, und Masse gibt Resistenzfähigkeit. Der Überschuß floß nach Süden, dort war Raum, im Norden dagegen Druck. Wo der Reisbau fehlte, war Flucht einziges Heil — man sehe die Senoi in Malaya. Wo er aber bestand, duckte man sich im Notfall, nahm die fremden Elemente auf, wurde von Süden (Indien!) beeinflußt, von Norden überschichtet, entwickelte wohl auch progressive Varianten. So geschah es bei den südlichen Moi, den Tcham, den Kambodschanern, erst recht in Siam und abermals mehr im Norden. Dieser setzt sich aus den sino-taiisch überschichteten Palämongoliden zwischen Birma und Kwangtung zusammen, dessen geographisches Zentrum das Laogebiet bildet, in dem wir jetzt stehen.

Heute wird dort, und das ist der ganzen Lage nach nicht anders zu erwarten, fast nur noch Tai gesprochen. Es fragt sich, ob dies stets so war. Dann hätten die Mittelsiniden die gleiche Ursprache wie die Palämongoliden. Das ist gewiß an sich schon sehr unwahrscheinlich. Zwar ist chinesisch und Tai nahe verwandt, was nicht überraschen kann, da es sich unserer Auffassung nach nur um die benachbarten Sprachen der großen und der kleinen Kammer der Hoangho-Yangtse-Alluvionen handelt. Sie stehen sich auch rassisch nahe. Aber das gilt weit weniger für Mittelsinide und Palämongolide, und um so weniger wird man eine gemeinsame Ursprache annehmen können. Um so mehr bedeuten daher noch Reste anderer und älterer Sprachen im palämongoliden Gebiet, und um so mehr gilt auch, daß sowohl die taiischen wie chinesischen Annalen anderer, älterer Sprachen in diesen Gebieten und in weiterer Verbreitung als heute Erwähnung tun. Aber halten wir uns nur einmal an das, was noch heute als Reste offenbar zurückgedrängter älterer Sprachverbreitung besteht. Das ist das Wa (Lawa) und Riang in den Schanstaaten, das Palaung und Mon, deren Träger 1927 besucht wurden, sind gewisse Ka am mittleren Mäkong und viele Moi in der südannamitischen Kordillere, die auf dieser Reise besucht wurden oder noch besucht werden sollen. Sie alle sprechen Monkmer. Reste davon enthält auch das Miao und Annamitische selbst. Es bleibt danach gar kein anderer Schluß, als im Monkmer die ursprüngliche Sprache der Palämongoliden zu sehen.

Nur eins scheint zu widersprechen: auch die so stark weddiden Kambodschaner und viele der — das sei von eigenen Ergebnissen schon vorausgeschickt — sehr weddiden Moi sprechen Mon-Sprachen. Zudem gilt das für die gleichfalls stark weddiden Tieflandsiamesen bis ins 13. und 14. Jahrhundert, wo sie taiisiert wurden. Dieses urpalämongolide Monkmer wäre also in seiner Verbreitung stark nach Süden und damit nach der weddiden Seite verschoben. Doch scheint das nichts anderes zu sein als das Gegenstück zum mittelsiniden Tai, das nach der palämongoliden Seite verschoben wurde und damit die palämongolide Masse aktivierte, die sich ihrerseits gegen und über die Weddiden schob. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die modernen, wesentlich palämongoliden Tai des nördlichen Hinterindien, also taiisierte Palämongolide, die ersten waren, die die offenen Wege nach Süden und gegen primitivere Nachbarn nahmen. Die dynamischen Stromlinien, die geographi-

schen Korridore und wirtschaftlich-kulturellen Gefälle bestanden von jeher. Auch die — nennen wir sie einfachheitshalber so — Reisbaubringer können ihrer Masse nach nur palämongolid gewesen sein. Von ihrem oder anderer Nordwanderer somatischen Einfluß zeigt der ostweddide Typus genug. Überall bei Kambodschanern, Porr und erst recht Siamesen treffen wir die palämongoliden Einschläge, wie umgekehrt das ganze Laos- und Kordillerengebiet auch im Norden noch reichlich den Einfluß weddider Reste zeigen. Erinnern wir uns der somatischen Hauptkomponenten bei Siamesen und Lao — es sind dieselben, nur die prozentualen Anteile fallen im Süden stärker zur weddiden, im Norden zur palämongoliden Seite. Zudem, wo heute unter den Westweddiden in Indien noch Reste der Monkmer-Sprachen auftreten oder vor kurzem vorhanden waren — und nur dort! —, finden sich auch mongolide Züge. Das kann gar nicht anders gedeutet werden, als daß eben die ursprünglichen Träger dieser mongoliden Züge auch die Bringer der monkmerischen Sprache waren, wie sie in manchen Einzelheiten auch die Bringer hinterindischer Kulturelemente waren. Auch hier gehören also die Monkmerier ursprünglich nicht in den weddiden, sondern in den mongoliden, d.h. palämongoliden Rassenkreis.

So wich also nach aller wirtschaftlichen und geographischen Wahrscheinlichkeit und nach allen sprachlichen und rassischen Gegebenheiten die weddide Ursprache wohl in schon lange vorhistorischen Zeiten dem palämongoliden Monkmer. Die Weddiden weichen immer. Bei den Westweddiden in Indien zeigen sich im Grunde die gleichen Abläufe. Diese übernahmen schon in lange vorchristlicher Zeit das indide Drawidisch, wie später die drawidischen Indiden das Arische übernahmen. Auch hier also Bleiben der Rassen und Weiterschieben der Sprachen. Dazu treten ein teilweises Weiterschieben der Kultur und überall die Reste vorhergehender Gebräuche, Bauweisen, Glaubensregeln, Wortbildungen. Sie sind im Zusammenhang mit den räumlichen und zeitlichen Bedingungen die Weiser.

34. Zusammenfassung des Tai-Problems

Die vorläufige Klärung, die damit für die Zielsetzung, Gliederung und Ordnung der Arbeiten und Probleme hier mitten im Taigebiet gewonnen wurde, sei der Übersichtlichkeit wegen kurz und schematisch zusammengefaßt. Es mag das für die weiteren Arbeiten nützlich sein.

A. Dynamische Grundbedingungen

1. Die Rassenpole.

Die ostasiatische Anthropodynamik wird von zwei Polen bestimmt: einem progressiven, aktiven und einem primitiven, passiven Pol. Den ersteren bilden die Ursiniden der „großen Alluvialkammer" des Hoangho, den letzteren die Urweddiden um die Alluvionen der Mänam-Mäkong-Tiefländer.

2. Die Drucklinien.

Die Druck- bzw. Fluchtlinien dieser beiden dynamischen Gegenspieler sind den räumlichen Korridoren und wirtschaftlichen Möglichkeiten entsprechend beide südwärts gerichtet. Die dynamischen Kräfte werden durch Zunahme von Reisbau und damit Bevölkerungszahl und Kultur im zweiten vorchristlichen Jahrtausend erheblich aktiviert und führen im Süden zum Verdrängen der

hinterindischen und teilweise auch indischen Weddidensprache durch palämongolide Monkmerier, während im Norden der Druck gegen die mittelsiniden Tai einsetzt: erste Epoche.

B. Die Sprachen

3. Yangtse-Ring: Chinesisch.

Das Ur-Tai in seinem primären Zentrum der „kleinen Alluvialkammer" des Yangtsekiang, die südlich des Druckpols der großen nordsiniden Alluvialkammer unmittelbar angeschlossen ist, muß als erstes dem Chinesischen weichen und wird zwischen die Bewohner der heutigen südchinesischen Bergländer geschoben. Das fällt etwa in das erste vorchristliche Jahrtausend: zweite Epoche.

4. Yünnān-Ring: Tai.

Das Früh-Tai der westlichen und vom Druckzentrum aus leichter zugänglichen Bergländer von Ssetschuan wird (ähnlich wie später die Miao-Yao-Gruppe) abermals südwestwärts und in ihr sekundäres Zentrum, die Berglandschaften von Yünnān und Kwangsi gedrückt. Es entsteht das nördliche Tai. Das ältere und zufuhrlose Monkmer beginnt gegen Süden auszuweichen, das jüngere und von Tibet gespeiste Lolo bleibt. Die entscheidenden Prozesse fallen in das erste nachchristliche Jahrtausend: dritte Epoche.

5. Hinterindien-Ring: Monkmer.

Das Spät-Tai wird aus dem sekundären Zentrum von Yünnān auch über das hinterindische Bergland von Birma bis Tonking geschoben, findet hier seinen dritten Schwerpunkt und fließt in der Mitte, im heutigen Siam, bis in die Mänam-Mäkong-Tiefländer vor. Damit entsteht das südliche Tai. Vom Monkmer bleiben nur noch kleine Restinseln. Das vollzieht sich im zweiten nachchristlichen Jahrtausend: vierte Epoche.

C. Die Rassen

6. Das sinide Kraftzentrum.

Die Nordsiniden der großen Alluvialkammer sind die Träger des Urchinesischen (das später zum Kuanhoa wird). Die südlich anschließenden Mittelsiniden der kleinen Alluvialkammer sind daher die Träger des Ur-Tai. Die Mittelsiniden sind heute in allen Becken und Flußlandschaften kulturell sinisiert, noch nicht jedoch in den Bergtälern oder den Berghöhen.

7. Die palämongolide Ausgleichszone.

Die Palämongoliden sind die Träger des Ur-Monkmer, das mit dem Vordringen der Tai (und Lolo) über die Weddiden im ferneren Zentralindien teilweise und im nahen Hinterindien vollständig geschoben wird. Daher sind die heutigen nördlichen, talbewohnenden und einst mittelsiniden Taisprecher, vor allem die Schan, schon sehr merklich palämongolisiert, die südlichen gleichfalls talwohnenden Taisprecher, die Lao, noch stark von Weddiden unterlagert.

8. Die weddide Fluchtmasse.

Bei den Weddiden der südlichsten Alluvialebenen am Mänam und Mäkong ist das mittelsinide Urtai-Element überhaupt völlig verschwunden. Die Palämongoliden sind nunmehr selbst Träger des südlichen Spät-Tai und allerorts als Intrusion oder Überschichtung vorhanden. So ist der weddide Block nur

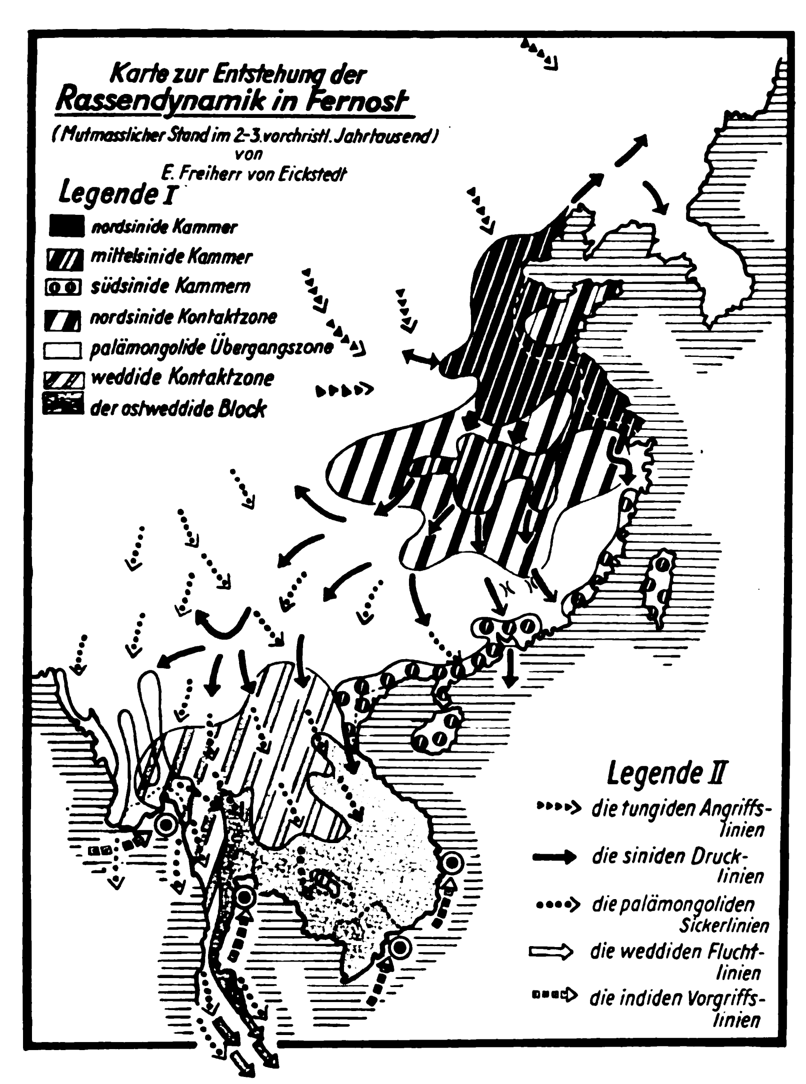


Abb. 42. Die Rassendynamik in Fernost
Entwurf einer Übersichtskarte (v. E. fec.)

noch als überfremdeter Rest erhalten geblieben. Seine Spuren finden sich am deutlichsten in den räumlich-dynamisch entlegensten Gebieten des Tonlé-Sap bei Kambodschanern und der südannamitischen Kordillere bei einigen Moi-Stämmen erhalten, während er im übrigen nach Süden, nach Indonesien abgeflossen ist.

D. Anthropodynamische Folgen

9. Die Übergänge.

Als rassenbiologisches Ergebnis der fernöstlichen Gesamtdynamik folgt auf das nördliche, das nordsinide Druckzentrum, eine mittelchinesische und mittelsinide Abschattungszone mit einigen nordsiniden Überlagerungen oder Durchstoßungen. Ihr entspricht im Süden am weddiden Fluchtpol die laotische und

taiisierte palämongolide Abschattungszone mit ihren weddiden Unterlagerungen. In der mittleren palämongoliden Pufferzone von Südchina führt die wirtschaftliche Bindung der verschiedenen neuen Rassenkonglomerate zu teils zellen- und bandartiger, teils schichtmäßiger Absetzung oder Verflechtung.

10. Die Stammestypen.

Die Langsamkeit dieser biologischen Vorgänge hat gleichzeitig im Gesamtgebiet der unter der Herrschaft des siniden Druckzentrums stehenden ostasiatischen Dynamik die Ausbildung zahlreicher und wohlgekennzeichneter Tal- und Stammestypen zur Folge gehabt. Das gilt besonders für den südlichen Abschnitt, wo sich Druck-, Sicker- und Fluchtlinien ineinanderweben. An der Entstehung dieser Stammestypen sind meist nur je zwei der erwähnten Rassenkomponenten entscheidend beteiligt. Doch sind im Einschmelzungsprozeß und bei der Harmonisierung heterogener somatischer Elemente neue Merkmalskombinationen — vielleicht auf mutativer, sicherlich auf erblicher Grundlage — entstanden. Kaum ein zweites Gebiet der Erde hat daher so deutlich gekennzeichnete und so scharf neben den Rassen stehende Volks- und Stammestypen aufzuweisen wie Indochina.

Damit haben wir, unmittelbar aus den Ergebnissen unserer bisherigen Reise abgeleitet, eine vorläufige Arbeitshypothese gewonnen. Sie zeigt die ganz großen Zusammenhänge und die ganz großen wirkenden Kräfte. Sie ist nur ein Entwurf, gibt nur Umrisse, aber diese helfen uns weiter, klären ein beispielloses Wirrwarr und ordnen Ursachen und Beziehungen. Jetzt können wir, ja müssen wir weiterreisen, jetzt treten die Einzelheiten, die Erarbeitung, das Nachprüfen und der Ausbau wieder in den Vordergrund.

35. Das Königreich Luang Prabang

Nach Durchquerung der nordsiamesischen und westlaotischen Urwälder und der Fahrt durch die Schluchten und Schnellen des Obermäkong war Luang Prabang Stützpunkt für die folgenden Untersuchungen geworden, die sich mit der Beibringung von Beobachtungs- und Maßmaterial zum Tai-Problem und mit dem Studium der Nachbarn und Nachfolger der Urtai, den Miao und Yao, beschäftigen sollten. In doppeltem Sinne war diese Gegend für die Fragestellungen geeignet. Denn hier ist das Gebiet, wo die älteren aber keineswegs sehr alten Tai-Wellen die monkmerischen Ka Mu überfluteten und jetzt die jüngeren Miao-Wellen auch die Tai überholen und eine ganz neue Epoche der südostasiatischen Anthropodynamik, die fünfte und eindeutig sinid bestimmte, mit vorbereiten helfen.

Langsam und friedlich waren die tai-sprechenden Lao über die Reisfeldzellen der weiten Urwälder flußauf und flußab südwärts gesickert, und langsam und friedlich waren die Ka-Stämme, besonders die monkmer-sprechenden Ka-Mu, in die Berge zurückgewichen. Sie brauchten die Reisfeldzellen nicht für ihren Wirtschaftsraum, die Wirtschaft von höheren Jägervölkern mit primitivem Hackbau. Schon im 8. oder 9. Jahrhundert, vielleicht sogar noch früher, war ein gewisser Kulturmittelpunkt an der Stelle entstanden, wo die einzige Verkehrslinie des Berglandes, der breite Mäkong, die erste bequeme Straße südwärts in die Korat-Niederung und nach den Mittelpunkten des Kmer-Reiches

im Süden schnitt. Das war Vientiane, richtiger Vieng-chan, das sicherlich für Jahrhunderte aus nicht mehr als ein paar buddhistischen Pagoden und Basarhütten bestand. Zu jener Zeit aber, als Ayuthia von den Tai im Süden Siams gegründet und die alten Kmer von Siam so gründlich von einer dünnen halbpalämongoliden Taischicht unterworfen wurden, daß sie sich heute selbst für die einzigen echten Tai halten, zur Zeit also des stürmischen Vordringens der aktivierten palämongoliden Massen gegen den Süden, wurde von Vientiane im Norden ein zweites Königreich abgespalten, eben unser Luang Prabang. Seine Hauptstadt liegt selbstverständlich auch am Mäkong, der einzigen strategisch und wirtschaftlich wirklich bedeutenden Verkehrsader dieser ungeheuren Urwaldgebiete. Unabhängige Laohäuptlinge mögen hier und am nahen Nam Ou schon vorher gesessen haben.

Eroberer und erster König von Luang Prabang ist 1356 ein gewisser Phraya Fa Ngum (1353—1376, geb. 1316). Sein Schwiegervater ist der große Kmerkönig aus „Angkor dem Prächtigen". Man fürchtet dort wohl die Tai. Sie drohen schon von Westen, von Ayuthia, sie dürfen nicht auch noch von Norden drohen, die Gefahr ist akut. Tatsächlich sollten ja kaum zwei Generationen vergehen, bis die westlichen Tai die Pracht von Angkor vernichteten und für Jahrhunderte in Vergessenheit schickten. Später streiten sich Tonking und Siam bzw. das birmanische Chiengmai (S. 25) oft um Luang Prabang, besonders um das Gebiet des Tranninh mit Xiengkuang, das die Verbindung zwischen beiden Reichen bildet. Das entlegene Luang Prabang selbst bleibt noch meist außerhalb der Kämpfe, aber Vientiane wird wiederholt eingenommen, so auch von den Siamesen, die bei einer solchen Gelegenheit auch den berühmten Smaragdenen Buddha in das Wat Prakeo in Bangkok (vgl. S. 10) verschleppen. Aber ernstlich wurde das immer halbfreie, nur tributpflichtige ostlaotische Gebiet erst in neuester Zeit und mit modernen Waffen und Verkehrsmitteln bedroht. Da springt Frankreich ein, wenn auch zu spät, um alles zu retten.

Noch während unseres ganzen Mittelalters war Laos wirklich Lan Xang, das „Land der zehntausend Elefanten", als das es sein Name, sein Wappen und die Legenden feiern — wegelos, urwaldbedeckt und weltfern, von wilden Tieren und primitiven Stämmen bewohnt. Schon Marco Polo beklagte sich 1277 über Olifanten, wilde Tiere und Menschenleere, weshalb es auch keine Nahrungsmittel zu kaufen gäbe. Die Weltferne gilt ja auch heute noch, wurde manchen meiner Pläne zum Verhängnis. Das heutige Verteilungsbild der Bevölkerung und Typenschichtung ist also rassenhistorisch jüngsten Datums. Noch immer auch ist das Land ganz dünn besiedelt. Kaum 4 Personen kommen auf den Quadratkilometer. Dabei hat aber allein das französische Laos eine recht beträchtliche Größe, dessen etwa nordsüdlich verlaufende Länge rund 1000 km, dessen breiteste Stelle rund 400 km beträgt. Unsere jetzigen Arbeiten betreffen nur Oberlaos, das Gebiet nördlich des großen Mäkong-Knies, während Südlaos längs des Mäkong-Unterlaufes erst viel später gegen Ende der Expeditionen besucht wurde. In Oberlaos siedeln in allen Tälern vorwiegend Laoten, aber Lü fehlen nicht ganz. Ein wenig abseits der größeren Flüsse wohnen die verschiedensten Ka-Völker, von denen manche in den nördlichen Territorien kaum oberflächlich unterworfen sind. Hier und an der von Zeit zu Zeit immer noch unruhigen chinesischen Grenze halten die Tirailleurs laotiens und die Garde indigène die Wacht.

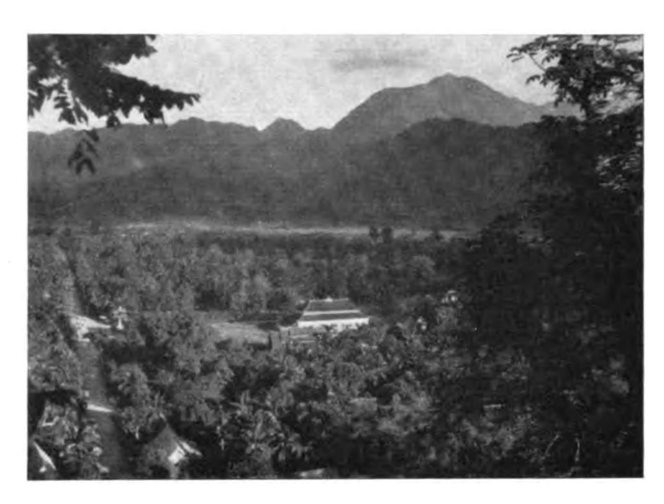


Abb. 43. Stadt und Becken von Luang Prabang
Blick vom Pagodenhügel nach Westen (phot. v. E.)

36. Unter Lü und Ost-Lao

Dem Residenten Montlau, Commissaire der Regierung Frankreichs, ist zunächst nichts über mein Kommen bekannt. Er sagt trotzdem sofort jede mögliche Hilfe zu, begleitet mich persönlich zum Innen- und Finanzminister, mit denen die Arbeiten und weiteren Reisewege besprochen werden. Herzlich sei allen gedankt! Natürlich sind diese Ministerien nicht groß. Sie sind alle zusammen in einem ebenerdigen Bau im Palastbezirk rechts des Eingangs untergebracht. Der König ist nicht anwesend, aber der Kronprinz, der in Paris studiert hat, empfängt mich sehr nett und erweist sich als der beste Kenner der verwickelten Ethnographie seines Landes. Der hübsche kleine Palast liegt zwischen dem Mäkong und der parallel verlaufenden Hauptstraße von Luang Prabang. Diese durchschneidet im Süden die Gegend der französischen Verwaltungsgebäude, Kasernen und Villen, zeigt links den alten schönen Tempelbezirk des Wat Mai mit dem namengebenden Bronzebuddha aus Angkor, dem Phra Bang von 1356, anschließend den Palast und gegenüber den hübschen Pagodenhügel Phu-si mit der abends beleuchteten That. Dann wird sie für ein paar hundert Meter zur Basarzeile. Nördlich schließen noch einige laotische Wohnstraßen und Pagoden an, dann bricht alles am Nam Kan ab. Im südlichsten Süden endet diese lange Straße aber erst in dem nicht allzu kleinen, sich betont abseits haltenden Annamitenviertel, das auch seine eigene Verwaltung besitzt, und wo eine Menge annamitischer Händler und Handwerker wohnen. Etwas westlich liegen noch ein mit berechtigtem Stolz betrachtetes kleines Elektrizitätswerk, einige saubere gepflegte Wohnstraßen und das hübsche Hospital, dem Dr. Favarel; ein Schüler von Kollege Vallois in Toulouse, vorsteht. Zudem befindet sich unfern des Pagodenhügels am Beginn des Beamtenbezirks ein für dieses entlegene Gebiet recht hübsches Bungalow, d.h. Regierungshotel. Ihm gegenüber liegt der Cercle, der französische Beamtenklub, mit netter kleiner Bibliothek und einigen Zeitschriften. Sanfte graziöse Laofrauen bieten hier mitunter die hübschen Erzeugnisse des laotischen Kunstgewerbes an: bunte, silber-

durchwirkte Tücher und gepunzte Silberarbeiten, dazu auch gelegentlich einmal neolithische Werkzeuge oder die großen schönen Ka-Trommeln aus Bronze, die oben in den Bergen die Dorfheiligtümer bilden. Die Gepflegtheit des Städtchens sticht wohltuend von den Orten im siamesischen Laos ab, alles ist weit billiger als dort.

Aber es gibt keine Bank! Traveller Checks sind nicht zu wechseln. Nun, so sendet man einen Brief. Gewiß — aber die Antwort ist, Flugzeug von Vientiane nach Hanoi und zurück eingeschlossen, nicht unter drei Wochen zu erwarten. Die Postpiroge von Vientiane kommt — und das ist immer ein großes Ereignis — nur einmal wöchentlich an. Über die Berge gibt es keinen regelmäßigen Verkehr. Die nächste zuständige Bank aber liegt erst in Vinh, 750 km jenseits endloser Urwälder und kaum bewohnter Plateaus und Berge. Es ist hübsch in dem kleinen gepflegten Luang Prabang, aber man ist eingeschlossen. Man bemerkt die fahlen Gesichter der Europäer, und erfährt von dem gefährlichen Klima. Man lebt sich bei netten Menschen ein, und man hört die Klagen über das pays perdu, in dem niemand bleiben will. Die Bewohner, die Laoten, sind gewiß reizend, umgänglich, liebenswert, die Laotinnen erst recht, aber man ist hier völlig abgeschnitten. Niemand will hier bleiben. Wir müssen aber alle bleiben. Ein Regierungsauto, das die Urwälder „durchbrechen" will und meine Schecks zwecks schleunigster Einlösung mitnahm, hat Panne, was ja nichts Seltenes ist. Es kommt also nicht nach einer Woche oder zwei, sondern erst nach reichlich vier Wochen zurück, und zwar ohne Geld, aber mit der Bitte um Beglaubigung meiner Unterschrift. Inzwischen hat die Regenzeit eingesetzt. Gießbäche, Erdrutsche und Sümpfe bedrohen den einzigen Ausweg. Der Mäkong wälzt riesenhoch dunkelbraune strudelnde Wassermassen gegen den Süden. Es ist lebensgefährlich, sich ihm anzuvertrauen, und man kommt sowieso nur bis Vientiane. Nach Bangkok zurück sind die Wege längst versperrt. Wie jetzt herauskommen? Es gießt oft Tag und Nacht, bald in rauschenden und dröhnenden Kaskaden, bald leiser aber um so unentwegter auf die klatschnassen Palmen und Bananensträucher niederrieselnd. In den Pausen wird gearbeitet, im Bungalow gedeiht dieser Bericht.

Die Arbeiten bei Luang Prabang bezogen sich in der näheren Umgebung der Stadt auf Lü und Ostlao, in den ferneren Bergen des Königreichs auf Ka-Mu und Chinoisants. Ostlao konnten im Dorf Sangkalog südlich der Stadt in hinreichender Zahl gewonnen werden, und zwar sowohl Männer wie Frauen, insgesamt 97 Individuen. Die Messungen harren der Aufarbeitung. Aber schon die Beobachtungen und der Augenschein lehren, daß die hiesige Typenzusammensetzung der Ostlao sich nur sehr wenig vom Typus der Westlao von Prae oder Chiengmai unterscheidet. Auch die Sprachen sind ja sehr ähnlich. Die leichten dialektischen Unterschiede in Aussprache und Begriffsanwendung rufen nur gelegentlich beiderseitig ein leichtes Lächeln hervor. Ein deutlicher typologisch-sprachlicher Absatz wie gegen die Schan besteht also nicht. Die Merkmalsvariabilität dürfte in die Schwankungsbreite dörflicher Unterschiede fallen. Besondere Aufmerksamkeit wandte ich der Bildung der Hand zu, die bisher in der morphologischen Anthropologie etwas stiefmütterlich behandelt wurde.

Auch das Studium der Hautfarbe erwies sich als aufschlußreich. Zwei Dinge beachten die meisten Farbaufnahmen nicht, nämlich die Textur der Haut und den Grad der Durchblutung. Meine eigene Hautfarbe an der Unterseite des Unterarms betrug 11, an der Oberseite 16, das Gesicht 17 (nach v. L.). Die letzteren Töne sind dunkler als bei sehr vielen, wenn nicht den meisten Ostlao.



Abb. 44. Gruppe ostlaotischer Männer
aus Sangkalog (phot. v. E.)

Trotzdem wäre nie ein Zweifel über ein etwa isoliert betrachtetes Stück Haut möglich, da die grobe Körnung der europäischen Haut einen ganz anderen Eindruck hervorruft. Die Grobkörnigkeit der Europäerhaut bedingt auch, daß bei entsprechender Bräunung die Hautfarbe bei Aufsicht um etwa zwei Töne heller ist als bei Entlangsicht. Ebenso verändert sich die Hautfarbe um wenigstens zwei Stufen nach unten, wenn etwa infolge kühlerer Temperatur (unter 30°) die Blutzirkulation geringer ist. Gleichzeitig nimmt die Rotkomponente stärker ab. Neben dieser besteht bei den Lao auch eine Gelbkomponente, die zwar nicht so stark wie z. B. bei den Indiden von Malabar oder Orissa ist, aber doch einen ganz deutlichen Bestandteil der typisch laotischen Hautfarbe bildet. Wie aber z. B. bei den Sora die Rotkomponente oder den Tiyer die Gelbkomponente unter bestimmten physiologischen Bedingungen — häusliche Tätigkeit, Feldarbeit, Ruhe, Bewegung, Gesundheitszustand, Stimmung — wechseln, so auch hier, und diese Unterschiede können mit keiner bisher vorliegenden Hautfarbentafel erfaßt werden. Sie sind aber auch topographisch nach Regionen und rassisch nach Gegenden verschieden, wobei auch die jeweilige unterschiedliche Bräunungskapazität eine Rolle spielt. Schließlich ruft der Zustand der gegebenen Lumineszenz des Tageslichtes gewisse leichtere Unterschiede hervor. Die letzten Ergänzungen für die Lao-Untersuchungen konnten an Soldaten der Garde indigène gemacht werden, wo der junge Inspecteur M. Baron für das Nötige sorgte.

Stammesangehörige der Lü werden am Königspalast in Luang Prabang als



Abb. 45. Gruppe ostlaotischer Frauen
aus Sangkalog (phot. v. E.)

Diener beschäftigt. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß alle Lao die primitiveren Bevölkerungen gern zu Arbeiten heranziehen, insbesondere für die schwere Feld- und Gartenarbeit. In manchen Gegenden ist geradezu eine Symbiose entstanden. Die Lü gelten nun, obwohl sie von den Lao nur dialektisch verschieden und demnach auch Tai sind, als eine altertümliche Bevölkerung und Vorgänger der Lao. Offenbar sind ihre Stammestümer durch die Ausdehnung der kleinen Laosherrschaften aufgerieben und aufgesogen worden. Luang-Prabang selbst grenzte noch im Mittelalter im Norden an eine Lü-Herrschaft, die inzwischen längst in das Königreich inkorporiert wurde. Möglicherweise gehören auch die Lü noch zu den ursprünglichen Ka-Bewohnern der später von der dünnen Tai-Oberschicht besetzten Reisfeldzellen in dieser Gegend, aber zu einer Gruppe, die zeitlich und räumlich später erfaßt wurde. Heute jedenfalls unterscheiden sich ihre Dörfer, abgesehen von einer gewissen Primitivität, den schwerfälligen Dächern und einigen geringfügigen Abweichungen in der Bevorzugung der üblichen laotischen Kleidungsstücke von der übergeordneten Bevölkerung nicht. Die Chinesen in Yünnän bezeichnen die dort auch noch auftretenden Lü gern als Wasser-Tai, was auf ihre Bevorzugung fischereicher Gegenden hinweist.

Tatsächlich liegt auch das von mir besuchte Lü-Dorf Ban Panom, das von Luang Prabang unschwer nach kurzer Bootsfahrt auf dem Nam Kan erreicht wird, an eben diesem hübschen hügelumgebenen Fluß und widmet sich sehr stark dem in der Nähe von Luang Prabang natürlich auch einträglichen Fisch-



Abb. 46. Hockende Lü-Männer
aus Ban Panom (phot. v. E.)

fang. Wie bei den Lao-Dörfern des Mäkong erkennt man aber das Vorhandensein der Siedlung fast nur an dem Pfad, der sich vom Ufer aus den Steilhang emporwindet. Denn das eigentliche Dorf ist durch wuchernden Bambus den Blicken so gut wie völlig entzogen. Es sieht wesentlich weniger ärmlich aus als etwa die Lü-Dörfer an der siamesischen Grenze. Es hat auch eine verhältnismäßig stattliche Bewohnerzahl, von denen unschwer 31 Männer untersucht, gemessen und photographiert werden können. Die Leute machen einen gröberen und plumperen Eindruck als die Lao und sind auch primitiver. Dadurch wirken sie unvermeidlicherweise auch stärker weddid. Gute weddide Typen treten zwar auch immer bei den Lao auf. Aber bei diesen ist die Verschiebung nach der palämongoliden Seite so stark, daß jene primitiven braunen und hochmongoliden Typen nicht selten sind, die bei manchen nördlicheren Palämongoliden geradezu gautypische Häufung finden, so bei einigen Naga-Stämmen. Daß sich dieser wilde, schlitzäugige Typus auch bei gewissen Ka-Mu findet, war schon erwähnt worden. Bei den Lü scheint er aber ganz selten zu sein. Die Variationsbreite bei den mir bekannten Lü scheint sich vielmehr um ein weniges stärker nach der weddiden Seite zu verschieben. Auch von meinen Lü-Elefantentreibern aus Ngeun zeigte keiner jenen scharf-palämongoliden, man könnte sagen, nagiden Typus. Aber Abschätzung und Aufgliederung muß der Bearbeitung vorbehalten bleiben.

Luang Prabang gibt zwischendurch immer wieder die Gelegenheit zum Typenvergleich und auch zum Studium des Lebens der Lao. Sie sind nicht schlechte Kaufleute, diese Laoten. Stoffe, Salz und Töpfe werden im Basar verkauft und auch gegen Waldprodukte der Ka ausgetauscht. Aber gegen die annamitischen Händler und Handwerker kommen sie in keiner Weise auf, von Chinesen natürlich zu schweigen. Diesen müssen selbst die Annamiten wei-

chen. Am Basar herrscht täglich reges Leben. Des Abends bummeln die jungen Leute auf der Hauptstraße und in der Nähe der Wats. Dann klingen auch durch die Dämmerung und über die Gärten die fröhlich-einschmeichelnden und zarten Töne der Kän und oft, sehr oft die Lachsalven der vergnügten Paare. Auch hier sind die Laoten lebens- und sinnenfroh, aber auch ebenso faul und lässig wie drüben im Westen. Wie dort wird auch gern von den besseren Klassen der siamesische Sampot und das kurzgeschnittene Haar getragen, von den Frauen der große seitliche Haarknoten. Sie sind in Haus und Handel lieber als auf den Feldern tätig. Überall herrscht große Kinderliebe, aber kein sehr großer Kinderreichtum. Mitunter sitzen die jungen Mütter am Abend auf der Bambusveranda und herzen ihre Kinder, und zwar mit dem Nasenkuß. Je platter die Nase, desto besser geht es.

37. Die Chinoisants

Wiederholt war ich auf meinen Reisen Angehörigen der Stämme begegnet, die in der französischen Literatur recht treffend als die Chinoisants, die Chinesenähnlichen, bezeichnet werden. Sie treten östlich und westlich von Chiengmai auf, sind in den Bergen des zentralen Laos und in Nordost-Siam zu finden, wo in Mieng Pua einige Miao und in Mieng Laah einige Yao studiert werden konnten. Wiederholt waren mir auch auf fernen Waldstraßen oder Bergpfaden einige Vertreter dieser Stämme, oder auch die ihnen somatisch nahestehenden yünnänischen Ho begegnet. Schließlich gab es auch von Zeit zu Zeit einige von ihnen mit Kind und Kegel am Basar von Luang Prabang zu sehen, wo sich die Männer das Vergnügen leisteten, sich von annamitischen Rikshakulis durch die hübschen gepflegten Straßen ziehen zu lassen. Aber eine systematische Bearbeitung stand noch aus. Luang Prabang gab dazu die Gelegenheit und Möglichkeit.

Auch in den Gebirgen des Königreichs leben nicht unbeträchtliche Mengen von Chinoisants. Ihr Siedlungsgebiet ist nicht so zusammenhängend wie teilweise im nordöstlichen Siam oder westlichen Tonking, aber nimmt doch ganz bestimmte und sehr kennzeichnende Strecken außerhalb der Laotäler ein. In Höhen zwischen etwa 400—900 m finden sich nicht selten Weiler der Man oder Yao — sehr weich zu sprechen, fast Nyau —, und um etwa 12—1500 m die Miao oder Miao-tse, die sich selbst Mong nennen und von Tonkinesen und Laoten als Mäo bezeichnet werden. Miao-tse ist der chinesische und in der Literatur bevorzugte Name. Beide Gruppen, Man wie Miao, sind verhältnismäßig junge Einwanderer im nördlichen Indochina. Die Hauptschübe brachte die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, ein blutiger Angriff auf die Tho-Gebiete von Nordtonking folgte 1856. So erzwangen sie sich mit Gewalt und Krieg den Weg von Norden durch die bereits ansässigen älteren Stämme hindurch, beunruhigten 1874 durch ihren Aufstand mit den Gelbflaggen ganz Laos, siedelten dann aber mehr-minder im Niemandsland, in den hohen Dschungelbergen. Lolo und Tai, erst recht natürlich die Chinesen, vor denen sie flohen, waren zu wohlorganisiert, um verdrängt zu werden. Zudem ermöglichte gerade ihnen ihre Wirtschaftsweise auch die Inbesitznahme der noch halb freien höheren Waldgebiete. Allerdings streiften dort auch die Ka, deren alte Besitzrechte auf Jagd- und Sammelbezirke, in Familien und Sippen erblich, nicht beachtet wurden und

deren Widerstand rasch gebrochen war. Aber noch heute geht eine erbitterte Fehde hin und her. Dort wurden Brandfelder angelegt, auf denen besonders Mais, dann auch Bergreis und Opium gebaut werden, wozu das reichliche Halten und Züchten aller Arten von Haustieren kommt. Die Bewirtschaftungsform des Landes ist also die für die Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Status quo nicht unbedenkliche Brandkultur. Sie richtet jedoch in diesen schon vielfach von seßhaften Ka ähnlich ausgenutzten Waldgebieten nicht den Schaden an, der ihr von den Taivölkern oft vorgeworfen wird. Die Yao beispielsweise wechseln alle 3 Jahre ihren Platz. Nach rund 30 Jahren kann der ursprüngliche Wald als wiederhergestellt gelten. Es findet also weder das gleichmäßige jährliche Brennen noch ein Brennen in dem Umfang statt, wie das etwa für die annamitischen Neusiedler an den Waldrändern gilt.

38. Man-Yao und Miao-Mäo

Obwohl die Yao im hinterindischen Raum zu den jüngsten Wellen von Norden gehören, mögen allein in Indochina an 60 000 Individuen von ihnen vorhanden sein, und zwar vor allem in der Gegend von Bao-Lac und Bac-Kan. Aber versprengte Gruppen finden sich auch im ganzen Nordlaos und Obertonking. Die Chinesen bezeichnen sie als Yao, was einfach „unregierbares Ungeziefer" bedeutet und ursprünglich sogar die Annamiten mit einschloß. Man ist der annamitisch-laotische Name, der nicht mit dem der zweiten Gruppe, den Miao, verwechselt werden darf. Nach den Stammesüberlieferungen liegen die Ursitze der Man-Yao-Einwanderer zwischen Sikiang und Yangtsekiang, also in den Gebirgen zwischen Mittel- und Südchina. Es liegt kein Anlaß vor, diesen Überlieferungen zu mißtrauen. Sie werden zudem durch die wenigen Berichte, zumeist von Missionaren, gestützt, die wir aus den in Frage kommenden Provinzen, insbesondere aus Kwang-si, haben. Sie reichen aber gewiß auch bis Kwangtung und Hunan hinüber. Es fragt sich, wie Typus und Typenzusammensetzung sich zu diesen räumlichen Tatsachen stellen.

Für ihre Entstehung haben die verschiedenen Man-Yao-Gruppen und -Unterstämme übereinstimmend eine interessante Überlieferung, die auch von den Miaotse in Anspruch genommen wird. Der chinesische Kaiser Ti Ku um 500 v. Chr. soll die Hand seiner dritten Tochter — und also die damit verbundenen politischen Vorteile — demjenigen versprochen haben, der ihn von seinem gefährlichsten äußeren Feind befreie, ihn tötet und den Kopf bringt. Das hörte auch ein gelber Hund namens Pan Hu, führte die Tat aus, heiratete die kaiserliche Prinzessin und hatte mit ihr 6 Söhne und 6 Töchter. Von diesen stammen die verschiedenen Man-Stämme ab. Es fand auch eine Reichsteilung unter den Bundesgenossen statt: den Man die Berge, und den Chinesen die Ebene. Das heißt mit anderen Worten natürlich nichts anderes, als daß der Häuptling eines den damaligen Chinesen nahebenachbarten, verachteten und verfolgten Barbarenstammes der Süd-Yangtse-Gebirge in höchster Not einsprang — wahrscheinlich bei einem Einfall nördlicher Nomaden —, daß er siegte und nun durch die Verbindung mit dem Kaiserhaus und legale Anerkennung seines Machtbereiches belohnt wurde. Es ist verständlich, daß die von den chinesischen Steuereintreibern, Soldaten, Händlern und Gouverneuren auch jetzt noch sehr oft auf das ärgste bedrängten und immer verachteten Yao

auf diese angeblich schon zu ihrer Zeit aktenmäßig fixierte Begebenheit oder Legende, ob sie nun einen historischen Hintergrund hat oder nicht, sehr großen Wert legen.

Für die Miao liegen die Dinge gleichfalls ziemlich klar. Sie sagen, daß sie aus Mittelchina stammen. Tatsächlich sind sie dort auch heute noch nordöstlich der Sitze der Man weit verbreitet und leben in mehr oder minder kompakten Massen in den Bergen. Das gilt besonders vom südlichen Kweitschou, wo sie noch immer mindestens die Hälfte der Bewohner bilden und noch um 1630 und 1775 ihre politische Freiheit zurückzugewinnen versuchten. Das ist ein kahles, weites und hügelerfülltes Gebiet, von dem kaum mehr als 1/5 kultiviert wird oder werden kann. Sprache und Sitte sind anders als bei den Man, die sie oft heftig bekämpfen. Derartige Scharmützel und Rivalitäten sind um so verständlicher, als die vielen Stämme beider Gruppen den gleichen Weg und das gleiche Ziel haben: den leichtesten Weg südwärts durch die anderen Völker hindurch und die besten Brandböden in dem dort winkenden Neuland. Aber die Sprachen beider Gruppen sind doch nächstverwandt. Sie sind jedenfalls unter sich näher verwandt als etwa mit dem Chinesischen oder auch etwa dem Tai, obwohl tiefere Beziehungen auch hier zweifellos gegeben sind. Beide, Tai wie Miao-Man, gehören ja auch zu dem von uns oben erwähnten mittelsiniden Gürtel. Interessanterweise sind aber auch sehr deutliche Beziehungen zu dem Monkmer gegeben, also der Sprache, die wir gern als die Sprache der Palämongoliden ansehen möchten. In sprachlicher Hinsicht haben sich die Linguisten aus dem Dilemma jetzt meist dadurch gezogen, daß sie die Miao-Man-Gruppe als selbständig neben Chinesisch, Tài und Monkmer setzen. In anthropologischer Beziehung aber legen Heimatsitze wie Sprachverhältnisse die Annahme sehr nahe, daß es sich hier um einen anderen zweiten Teil der Mittelsiniden — zweiten Teil neben den Tai — handelt, der in den östlichen Bergen Mittelchinas die älteren monkmerischen Palämongoliden in ähnlicher Weise überschichtete oder verdrängte, wie das im westlichen Teil durch die mittelsiniden Tai geschah. Es fragt sich wieder, wie sich die Typenverteilung zu einer solchen Annahme stellt.

Auch die Miao sind im nördlichen Indochina sehr weit verbreitet und vielleicht noch zahlreicher als das für die Man gilt. Die Annamiten lesen ihr chinesisches Schriftzeichen als Mäo (Mèo), was also nichts anderes als das chinesische Miao bedeutet, nämlich Katzen — ein gutes Beispiel für ein onomatopoetisches Wort. Doch soll die Verleihung dieses Namens weniger mit dem Sprechen, das in der Tat im Südchinesischen und erst recht im Annamitischen weit mehr an ein Miauen erinnert, zusammenhängen, als mit dem katzenartig geschickten Umherklettern dieser Leute in ihren Bergen. Natürlich schwingen dabei im Unterbewußtsein abwertende Beziehungen mit: verachtet wie Katzen, wertlos wie Katzen, wie irgendwelche Tiere, die nur von geringer Bedeutung für die echten Menschen sind. Name wie Lebensraum bilden jedenfalls auch einen deutlichen Hinweis auf die Herkunft.

In Indochina leben jetzt die meisten Miao auf dem schon oben erwähnten Plateau des Tran-ninh, das die Brücke von Tonking nach Laos (Vientiane) bildet. Mit rund 20 000 Seelen mögen sie dort etwa 1/3 der Bewohner des Distrikts ausmachen. Sie haben also numerisch betrachtet die einheimischen Lao bereits sehr beträchtlich zurückgedrängt, und es ist aus verschiedenen

Gründen nur eine Frage der Zeit, wann sie die endgültige Oberhand haben werden. Daß die noch älteren monkmerischen Ka-Stämme kein ernsthaftes Hindernis mehr für die Chinoisants darstellen, war schon oben bei den Man erwähnt worden. Damit ergeben sich für den gegenwärtigen rassenbiologischen Zustand sehr deutliche Schichtungen in der Bevölkerung. Die Chinoisants sind Herren der Berge und breiten sich aus, die monkmerischen Ka leben an den waldigen Hängen, werden oben von den Chinoisants abgeschossen und unten von den Lao beiseitegeschoben. Die Lao, abermals einige Höhenschichten tiefer, bevorzugen die Reisfeldzellen der kleineren Täler und die Annamiten und Chinesen schließlich die in den großen Wannen der tiefsten Täler liegenden Basarzentren. So ergibt sich eine ausgesprochene Stufenfolge von Chinoisants der Höhen, Ka der Hänge, Lao der Reisfelder und Sino-Annamiten der Basare. Die derzeitigen Herrn des Landes, rassisch also die Palämongoliden, werden mithin von den siniden Intrusionen von zwei Seiten in die Zange genommen. von oben und von unten, gleichzeitig, zäh, mit Nachdruck und mit rücksichtsloser biologischer Energie. Ein Jahrhundert mehr oder weniger spielt keine Rolle. Die rassengeschichtlichen Abläufe können nicht zukunftssicherer sein.

Die Chinoisants, und zwar sowohl Man wie Miao, zerfallen in eine große Anzahl von Untergruppen, die besonders bei den Miao eindrucksvoll und wohlbekannt sind. Da gibt es die schwarzen, weißen und roten, die geblümten, gestrahlten und gestreiften Miao. Diese Namen sind alle, wie ja auch bei anderen Stämmen üblich, von der Kleidung der Frauen abgeleitet. Leider machte die immer heftiger einsetzende Regenzeit, die viele Straßen in Bäche und Wege in Sümpfe verwandelte, die Untersuchung bei den Man unmöglich. Es wurde das später bei Gelegenheit in Nordtonking nachgeholt. Dagegen konnten die Miao gerade noch zu Beginn der einsetzenden Regenzeit, wenn auch mit einigen Mühen und Schwierigkeiten, besucht und eingehend studiert werden. Auch die Durchquerung des Tran-Ninh gab dann weiteren Anlaß zu ihrem Studium. Die Hilfen, die für die kleine Miao-Expeditionen von Luang Prabang in die südöstlich gelegenen Berggebiete nötig waren, wurden von dem französischen Residenten im Einvernehmen und unter Mitwirkung der königlichen Regierung sofort und Zug um Zug gegeben. Die Staatsregierung wies zudem die Distriktsbeamten zu einer raschen und wirksamen Unterstützung an, die auch zu einer wirksamen und freundlichen Ausführung gelangte. Die äußeren Vorbereitungen der Expedition wickelten sich hier also ohne jede Schwierigkeit ab.

39. Zu den Roten Miao

Wir starteten am 19. Mai. Schon gingen in Luang Prabang täglich schwere Güsse nieder. Die angenehme Wärme ließ nach, die Temperatur sank auf 35° und weniger und die Luft war vor allen Dingen mit Feuchtigkeit gesättigt. Bis Mieng Ngeun, etwa 30 km östlich von Luang Prabang, konnte uns ein nach langem Suchen aufgetriebenes Auto bringen. Die Straße war für einen Dschungelweg sogar recht annehmbar, und vor allem sehr gut gehalten. Unfern von hier liegt am Nam Kan das Grab von Mouhot, dem Entdecker von Angkor. Der Resident hat mir in dem jungen Herrn Tiao Lay einen sehr netten und brauchbaren Dolmetscher mitgegeben. In Mieng Ngeun konnten Pferde und Träger sofort und zu vernünftigen Preisen gemietet werden, was mich nach den siamesischen Erlebnissen besonders angenehm berührte.

Wie nach etwa fünfstündigem langsamem Ritt das Ka-Mu-Dorf Ban Sen Tyan er-

reicht wird, sind auch Wasser, Holz, Huhn und Eier sofort zur Stelle, da wir auf Veranlassung der königlichen Regierung noch von einem Notablen der Ka-Mu begleitet werden. Ein sehr freundlicher Annamitenmischling hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, für die Küchenausrüstung zu sorgen, doch hatte ich ahnungsvoll neben notwendigsten Kochgeräten auch Salz, Streichhölzer, Petroleum und Töpfe mitgenommen. Tatsächlich gab es dergleichen weder in den Dörfern noch in der mitgegebenen Proviantkiste. Es blieb an Arbeit nur, was jeden leichten und jeden schweren Marschtag unweigerlich beschließt: als erstes das Auspacken und Einrichten der Küchenutensilien und sofortiges Aufsetzen von Tee- und Reiswasser, als zweites das Aufstellen von Feldbett mit Moskitonetz und Regenschutztuch und dem schon in so vielen Ländern nützlich gewesenen Feldtischchen zum Schreiben und Essen. Diesmal ging all dieses in einem ganz kleinen Ka-Hüttchen auf alten dünnen Pfählen und arg schwankendem Bambusboden vor sich, durch dessen halbdurchsichtige geflochtene Wände Dorf und Dorfleben leicht zu beobachten waren. Beim Schein unserer Miniatur-Stallaterne (made in Germany) wird noch am gleichen Abend eine kleine ethnographische Sammlung zusammengebracht.

Am zweiten Tag beginnt der Aufstieg. Bambusdickichte und Reisfeldinseln bleiben zurück, in der Ferne blauen schon hohe Tafelberge, das Ziel der Reise. Durch tief eingeschluchtete Bachbetten und wuchernde Wälder führt der schmale Saumpfad auf Hügel und Hügelketten, die höher und höher und mehr und mehr sich zu Bergen zusammenschließen. An einem Flußknie stehen noch einige Waldlao-Hütten mit einem reizenden kleinen Sala, einem einraumigen dreiwandigen sehr sauberen Bambuspfahlhäuschen für Reisende. Sogar einige Blumenbüsche — etwas Seltenes im Dschungel — blühen vor der Veranda, von wo der Blick über die lagernden Ka-Mu-Träger und den fischereichen Fluß die jenseitigen Hänge emporschweift. Die Leute haben ihre Arbeit brav getan, morgen kann es auf die Höhen gehen.

Wieder weckt der Reishammer. Steil führt dann der Pfad empor, meist schon müssen die Pferde am Zügel geführt werden, der Wald wird wieder schütter und immer häufiger zeigt sich Graswuchs. Dann ist das Plateau erreicht. An schmalem Hang zieht der Pfad entlang und gibt Blicke weit über die hinterindischen Bergländer frei. Bananenbuschgruppen melden die sich nahende Siedlung an, die Siedlung der Roten Miao, die wir suchen.

Zwischen kahlen vorspringenden Kalkschroffen stehen die ersten Hütten. Sie sind aus derben, schweren Balken gefertigt, zwischen denen breite Ritzen unverkleidet bleiben, stehen fest auf starkem Steinsockel und sind mit Bambus oder Schindeln gedeckt. Bei keinem fehlt ein offen angebauter Pferdestall. Wie anders als die leichten Lao- und Ka-Mu-Pfahlhütten! Ich gehe sofort in die nächsten Häuser hinein. Sie wirken im ersten Augenblick völlig dunkel. Dann zeichnet sich ein großer Raum ab, der offenbar Küche und Wohnzimmer darstellt, gelegentlich ist er auch geteilt. Es riecht nach Schweinen, Hunden und Speiseabfall, ein wenig Dampf zieht durch die Ritzen von einem großen Herd mit mächtigem kupfernem Kessel ab. Er ist nur für das Schweinefutter bestimmt, fehlt nie. Pritschen stehen herum, an der Rückwand, gelegentlich auch gerade gegenüber vom Eingang, deutet ein kleines in Mannshöhe errichtetes Bord mit einigen Näpfen, ausgeschnittenem Buntpapier, Räucherstäbchen und chinesischen Sprüchen den Hausaltar an. Mitten im Raum glimmen noch ein paar mächtige Holzkloben um die drei Steine der Herdstelle. Es ist drinnen und draußen sehr schmutzig. Kinder, Schweine und Hunde, alle starrend vor Schmutz und Ungeziefer, rollen am Eingang durcheinander. Rings um die Häuser ist jeder Graswuchs entfernt. Aus einigen an den Hauptraum angebau-



Abb. 47. Miaohütte mit wassertragenden Frauen
in Nong Kam (phot. v. E.)

ten Schlafkammern kommen ein paar Weiber heraus. Sie sind in dicke blaue grobe Kleider eingemummt und tragen mächtige gewickelte Turbane, gleichfalls in dunkelblau. Silberschmuck klirrt auf ihren starken Busen, große Silberspangen liegen übereinandergeschichtet um den Hals. An den Rändern der fast brustfreien offen getragenen Jacke und auf derem Nackenstück sind dichte rote Stickereien angebracht: es sind Rote Miao, die hier leben.

40. Chinesisches Präludium

Dann kommen ein paar Reiter um die nächste Felsecke geprescht, gleiten überraschend behend von den sattellosen Pferdchen und schreiten rasch mit wehenden Chinesenhosen, kurzem sparrigem Zopf unter der anliegenden chinesischen Seidenkappe mit ihrer dicken roten Bommel auf uns zu, die knappe Jacke bis zum Hals geschlossen, Messer im breiten roten Gürteltuch, uralte Flinten in der Hand — wilde unabhängige Gesellen, Wanderer und Räuber der Berge. Das ist hier in der Tat schon China, das ist nicht mehr Hinterindien. In wenigen Stunden ist eine Kulturgrenze überschritten worden. Plötzlich spüren wir auch den kalten Wind, der Bananenstauden und Bäume niederbiegt, sehen die kalten, regenschwer grauen und jagenden Wolken ganz dicht. Schon drängen sich die Pferde eng zusammen, obwohl es kaum 5 Uhr nachmittags ist. Vor allem eine Unterkunft! Wir müssen weiterreiten. Das Hauptdorf Na Läang liegt erst jenseits einer kotigen Kalkschwelle, die zu einem breiten Dolinental hinüberleitet. Da schauen wir hinunter: links liegt ein kleiner unsagbar schmutziger schillernder Tümpel, rings von Reihen aus je zwei oder drei großen wuchtigen Holzbauten umgeben. Rechts oben am Hang gegen die zackigen Kalkauswitterungen und das Buschwerk des kuppigen Plateaus zu liegt noch ein gutes halbes Dutzend weiterer Häuser. Rings ist alles völlig kahl, selbst Gras und kleine Büsche sind entfernt. Der Boden ist von vielen Regenschauern schon aufgeweicht und die Knöchel unserer Pferdchen sinken oft tief in den morastigen, vom Schmutz zahlreicher Schweine, Hühner und Hunde durchsetzten Boden ein.



Abb. 48. Drei Miaomänner
aus Nong Kam. Vorwiegend mittelsinide Rasse (phot. v. E.)

Die Hütte des Dorfältesten, aus alten und geschwärzten Balken gebaut, mit kleiner warmer Schlafecke auf Bambuspodium, voll zerfetzter Decken und wimmelndem Unrat, wird mir zur Nacht angeboten. Ich sehe in die bleichen Tuberkulose- und Opium-Gesichter, sehe die zackig sich absetzenden Schmutzkrusten auf Gesicht und Brust der Frauen — Wasser ist ja natürlich hier oben unendlich kostbar auf diesen Kalkhöhen — sehe den undefinierbaren schillernden Schmutz zwischen den Ritzen und auf den Pfosten und ahne das rege Kleintierleben der Nächte. Danke. Lieber eine Bambushütte, die sich drüben an den Zaun des kleinen Gärtchens anlehnen mag. Gespaltener Bambus greift gut ineinander und schützt gegen Regen, über das Bett wird wieder das wasserdichte Tuch gelegt. Das erwies sich als sehr zweckmäßig: am nächsten Morgen stand mir darin gleich sauberes Koch- und Waschwasser zur Verfügung. In knapp zwei Stunden war der Bau fertiggestellt. Aber die Arbeit wurde etwas widerwillig getan, der Dolmetscher und der gute nette Ka-Mu-Oberhäuptling hatten alle Mühe. Und diese Leute müssen ganz erheblich anders als Lao oder Schan behandelt werden, das wußte ich schon von meinen seinerzeitigen Reisen in den Schanstaaten von Oberbirma. Wie sehen sie hier oft mager und krank aus. Aber die hochintelligenten Augen schauen scharf und beobachtend aus den ledergelben bekrusteten Gesichtern.

Am nächsten Tag wird photographiert und gemessen. Die Hautfarbe der Leute ist oft geradezu europid hell. Unter dem Jackenärmel sind Töne um 3, 7 und 10 (nach v. L.) recht häufig, aber die Gesichter weisen doch 14—17 auf, dazu den starken Gelbton, den die Tafel nicht erfaßt, und eine Kruste. Die Züge der Miao aber sind sinid, keineswegs palämongolid, nicht einmal besonders häufig südsinid. Von mittelsiniden Typen geht die Varitionsbreite einerseits bis zu tungider Flachheit, andererseits zu geradezu europiformen schmalgesichtig-hakennasigen Typen. Das sind keine „Primitiven". Das ist vielmehr ein vertriebener Volksstamm ausgesprochen chinaländischer, aber nicht typisch chinesischer Eigenkultur, von den eigentlichen Chinesen vertrieben und auf

das stärkste beeinflußt. Diese Leute haben eine eigene fremde Sprache und ihre eigene Tradition. Aber sie sind rassisch und blutsmäßig doch sinid, schlechthin chinesisch, zwar Außenseiter der Hoangho-Kultur, aber so gut sinid wie die Chinesen, die Söhne von Han. Der ungeheure biodynamische Druck der nordsiniden Masse hat sie in ihre Kwanghsi-Berge und dann auf unbekannten Pfaden hierher in den Süden gedrückt. Biodynamisch gesprochen sind sie gar nichts anderes als die rezenten Wellen der gleichen mittelsiniden Masse, der auch die ursprünglichen Tai angehören, nur bilden jene den westlichen und zugänglicheren Flügel, diese den östlichen und später erfaßten. Erst vor 20 Jahren sind diese Miao, wie der Alte, an der klebrigen Opiumpfeife spielend, erzählt, hierher eingewandert. Es waren nur ein paar Familien, aber sie haben sich schon gewaltig vermehrt. Vorher lag hier überall dichter Wald. Und die Ka Mu? Das sind gute Leute, meinte er, aber die Lao da unten, die mögen wir nicht.

Wirklich merkwürdig ist das europiforme Element unter den Miao. Es ist überflüssig zu betonen, daß heutige oder überhaupt rezente Mischungen nicht in Frage kommen. Der Typus tritt dafür auch viel zu reichlich auf. Interessant sind weiters die tungiden Züge, die an den Norden, an die eigentlichen Mongolen der Gobi erinnern. Und dazu kommt die helle Haut, die mitunter sogar ein leichtes Rot unter die Wangenkruste junger Mädchen zaubert. Auch bei den Lolo in Yünnān und im ganzen heute chinesischen Ssetschuan treten derartige europide oder europiforme Elemente auf. Westchina bis tief nach Mittelchina hinein scheint mit ihnen gesättigt zu sein. Darauf wird zurückzukommen sein.

Inzwischen ist aber in diesem Zusammenhange auch schon eine sehr alte Tradition der Miao nicht ganz ohne Interesse. Sie ist ungemein bestimmt formuliert, findet sich bei allen Untergruppen und wird sehr häufig in Kultus wie Alltag zitiert. Sie ist also lebendiges Erinnerungsgut. „Wir sind einst aus einer Gegend gekommen, die war mit Schnee und Eis bedeckt. Tag und Nacht aber waren anders in der ersten und anders in der zweiten Hälfte des Jahres. Bäume gab es nur wenig und diese waren nur klein. Auch die Menschen waren klein und trugen Pelze.“ Woher wissen die Miao aller Stämme so sicher, wie nördlich oder hochgelegene Gebiete aussehen, wenn sie nicht dort waren? Warum auch sollten sie es behaupten, wo sie ja niemand darum angeht? Behaupten in Millionen und über kontinentale Weiten hinweg? Die chinesischen Annalen kennen Miao erst seit etwa 2000 v. Chr., und zwar natürlich aus dem unteren Yangtsegebiet. Das nächste Land, das auf die traditionelle Beschreibung der Miao passen würde, ist also das von hier aus nordwestlich anschließende tibetische Hochlandseck. Oder soll man noch weiter an Tibets Nordrand vorüber und also an Südsibirien denken? Jedenfalls wären europide wie tungide Berührungen zwischen eben diesen beiden Punkten ohne weiteres gegeben.

Am Nachmittag wandere ich über die Kalkzinnen und durch weite Maisfelder, über langgestreckte Brandkulturen, genieße die Bergluft in wogendem meterhohem Lalanggras. Weithin dehnen sich verlassene Felder. Nirgends mehr zeigt das Plateau richtigen Wald. Aber an seinem Rand schneidet die Mais- und Opium-Kultur ab. In die Täler gehen wir nicht, sagte schon der Alte, da wird man nur krank. Gewiß — und Mais wächst dort nicht mehr, es ist viel zu heiß für die derben Häuser und die schwere Kleidung, es liegt dort eine andere wirtschaftliche und klimatische Welt. Hier schneiden die Zonen ab, die



Abb. 49. Yaomänner von südsinider Rasse
(phot. v. E.)

kulturellen und die klimatischen. Was sollte auch aus Lao und Ka Mu werden, wenn diese wilden, geschickten und hochintelligenten Menschen in die Täler stiegen? Die grausamen Aufstände der Schwarzflaggen, die blutige Meuterei der Grenzlandchinesen bei Weltkriegsbeginn lassen es ahnen. Vorläufig wird die Akklimatisation und Füllung des Lebensraumes noch eine gute Reihe von Generationen in Anspruch nehmen. — Am Abend sind immer erst nur 16 Individuen insgesamt zusammengebracht und untersucht. Das ist zu wenig. Die nächste Siedlung liegt zwei Tage entfernt. Also los.

Der nächste Morgen ist „kalt". Alles hustet und packt sich ein. Regenschauer prasseln nieder. Der Weg führt durch wuchernde alte Brandfelder — alles zerstörter Wald. An einer Stufe, einer schmalen, waldbedeckten Stelle, begegnen uns einige Man (Yao), die nach Luang Prabang wollen, um Salz zu kaufen. Ihre großen roten Turbane leuchten schon von weitem durch das Grün. Dann stampfen ihre deckenbehangenen Pferde, die Schanschwerter klappern, scheu drängen die Leute sich in das Dickicht. Die Nähe einer Miao-Übermacht ist ihnen offenbar unangenehm. Diese Stämme lieben sich nicht. Beide sind auf Suche nach Neuland. Ihre Sprachen sind verschieden. Und ein Blick in die breiten, weicheren, hellgelben Gesichter der Man zeigt wieder wie in Mieng Pua, daß sie rassisch ein ganz anderes Gemenge darstellen. Sie sind weit südsinider als die Miao. Dann Dolinen, Verkarstung, gelegentlich Wald und Bambus und viel, sehr viel hohes Gras.

Nach zwei Stunden aber schon tauchen große freie Flächen um ein paar Holzhütten auf und gleich darauf jenseits eines kleinen Einschnitts liegt ein ganz großes Miao-Dorf: Nong Kam. Schon sind die Leute dabei, eine Bambusunterkunft für mich in der Mitte aufzurichten. Es wimmelt von schwarzen Schweinen, Hunden, Kindern, Ziegen, Hühnern, Pferden und Menschen. Eine halbe Stunde später gibt es Huhn und Reisschnaps, viel Reisschnaps, denn Darm, Kopf und Hals schmerzen, die kalte Nacht war schlecht, und es muß sofort mit dem Messen begonnen werden. Diese Leute sind erfreulicherweise sehr nett, nicht so zurückhaltend, ein wenig lauernd und doch bei den Jugendlichen so frech zudringlich, wie in dem ersten Dorf. Nur die Frauen sind fast genau so scheu, wenn auch einige eine Ausnahme machen, Lebensmittel bringen,



Abb. 50. Eine Reihe typischer Ka-Mu-Frauen
Nagid-palämongolide und weddoide Typen (phot. v. E.)

Kinder und Häuser zeigen. Die Männer aber sind alle sehr nett, erweisen sich als hilfsbereit und mitteilsam.

Gegen Mittag beginnt ein Gong zu schlagen, rasseln, tönen; dumpfer stöhnender Gesang tönt aus einem Haus. Das ist schon aus Na Läang wohlvertraut. Ein Miao führt mich gern und willig in das Haus, wo ein Schamane durch Befragen und Beschwörung der Geister Unheil abwenden will. An sich kann jeder Mann des Dorfes, der sich geeignet fühlt, eine Geisterbeschwörung vornehmen. Einen eigentlichen Priester gibt es hier nicht. Der Mann steht schon vor dem kleinen Hausaltar, in der Hand den Gong, während im Hintergrund am Schweinekessel eine ältere und eine andere jüngere Frau an der Feuerstelle ihre Beschäftigungen leise fortsetzen. Etwa drei Stunden später ist der Mann völlig in Trance. Er sitzt auf einer Pritsche vor dem Altar und springt mit den Beinen wippend unaufhörlich auf und ab, wiegt den Oberkörper und singt laut, monoton, abgerissen und oft stöhnend, gibt surrende Geräusche von sich, stöhnt, wippt und gerät in immer stärkere Erregung. Am linken Daumen sitzt ein riesiger Ring, die Rechte bewegt eine Rassel, die aus einem Ring mit Eisenscheibchen besteht. Klirrend wirft er sie zu Boden, sie wird ihm zurückgereicht, denn er selbst sieht nichts, sein Kopf ist von einem dichten schwarzen Tuch verhüllt, von dem rückwärts zwei Quasten herunterhängen. Steigt die Erregung, droht er zu stürzen, wenn er zitternd, schüttelnd, stöhnend auf der Bank steht, dann stützt ihn ein hinter ihm stehender Gehilfe, legt wohl auch, wenn er erschöpft ist, den Kopf an seine Schulter. Am Boden vor dem Altar stehen eine Schale mit Reis und Eiern, ein Napf mit Räucherstäbchen und 5 kleine Teenäpfchen. Den Gong schlägt von Zeit zu Zeit ein anderer Mann. Der Besessene springt auf die Bank, schlägt um sich, reißt Fäden herunter, die von Giebel zu Giebel und Altar zu Tür gespannt sind und wiedergeknüpft werden. Mehrfach wirft er zwei Büffelhornhälften auf den Boden, deren Lage ihm Stimmung oder Anwesenheit der Geister mitteilen sollen. Ein Opferferkel — in der Zwischenzeit getötet — wird hinter der Pritsche niedergesetzt, später ein großes Schlachtmesser vor den Altar in den irdenen Boden der Hütte gesteckt. Es ist sehr dunkel, nur wenig Licht kommt durch die Ritzen der Planken, dünne chinesische Räucherkerzchen brennen die ganze Zeit. Ich muß zum Messen. Erst am Spätnachmittag stellt sich auch der Schamane dabei ein. Er ist schwer erschöpft, apathisch, die Augen sind rotgerändert.

41. Untersuchungen bei den Ka Mu

Fast rolle ich auf der anderen Seite wieder herunter, wie ich wenige Morgen später nach abgeschlossener Arbeit bei scharfem peitschendem Regentreiben auf das stampfende Pferdchen steigen will. Der Kopf ist schwer wie Blei, es reißt und zerrt in den



Abb. 51. Eine Reihe typischer Ka-Mu-Männer
Nagid-palämongolide und weddoide Typen (phot. v. E.)

Därmen, die Zähne klappern vor Kälte. Pfeifend fährt der Wind über die Felsbuckel und Grasflächen, wunderbar weit dehnt sich der Blick zwischen den jagenden Wolken über die grünen Täler. Von Zeit zu Zeit wird es etwas dunkel vor den Augen, es spielt sich alles wie hinter Schleiern ab, Zähne und Finger summen und kalter Schweiß bricht aus. Es zerrt sinnlos in den Därmen, die Stunde um Stunde explosiv ein wenig Blut und Schleim produzieren. Kein Zweifel: eine flotte Amöbenruhr ist im Gange. Die Regenschauer haben inzwischen die Wege ganz aufgeweicht. Der Lateritboden und das fahle Bambus- und Blätterlaub an den Hängen ist schlüpfrig. Wieder und wieder gleitet oder stürzt ein Pferd, eins rutscht den Abhang hinunter. Sie müssen fast dauernd geführt werden. Sehr hart ist die Arbeit für die Träger, die sich Schrittchen für Schrittchen, Stunde um Stunde, mit Bambusstecken abwärts tasten. Dann jagen Regenschauer nieder, und es wird wärmer. Träger und Reiter sind schmutzbedeckt und ziehen keuchend, rutschend, von Schweiß und Regen durchtränkt zu Tal. Es ist unvermeidlich, daß ich Letzter werde. Wie vertraut der einsame gleichmäßige Dschungel ist. Zwischen Anfall und Anfall und beim Gleiten und Dämmern vergißt man die Mühen. Gegen Abend ist das nette kleine Sala am Flußknie wieder erreicht. Die Träger liegen schon apathisch herum. Keiner kann weiter.

Aber am nächsten Morgen drängen die Träger. Der Fluß ist zum Strom geworden und es regnet ohne Unterlaß. Die gurgelnden lehmgrauen Fluten schnellen höher und höher. Es hilft nichts, ich muß von meinem schlaflosen Bambuslager hoch und weiter, sonst werden wir noch völlig abgeschnitten. Die Pferde scheuen zwar in den zischenden sprudelnden Wassern, aber es geht, auch das Gepäck kommt ohne Verlust hinüber. Weiter unten wird der Weg vom Fluß verschlungen. Ein paar hundert Meter muß man sich an bröckliger steiler überwucherter Kalkwand entlanghangeln. Gut, daß man „Griffe“ gelernt hat. Unten zischen die braunen Wasser. Wenn nur Kopf und Augen nicht so brennen, Darm und Schlund schmerzen würden. Irgendwo fern gibt es ein Lazarett, gibt es Betten, Medikamente, hören die zweistündigen schneidenden Anfälle auf. Am Abend wird in das Ka-Mu-Dorf Sen Tyan eingerückt. Meine Leute sind eingearbeitet, die Ka Mu willig. Also scharfen Schnaps, dann photographieren und messen. Am nächsten Tag das gleiche.

Die Erwartung, daß die Ka Mu sich als stärker weddid erweisen würden, erfüllte sich nicht. Es waren gewiß einige weddide Typen unter ihnen, aber diese waren wenig kennzeichnend und fanden sich gut nur bei den jüngeren Männern ausgeprägt. Ältere Ka Mu zeigten auch hier und da jene „Knödeltypen“, wie sie z. B. bei den junggemischten Küstenweddas oder den weddomelaniden Pulayer in Malabar auftreten. Leicht europiforme Elemente sind

hier und da eingestreut, doch selten. Es dominiert also durchaus das palämongolide Element. Gegen jede sonstige Typenverteilung aber sind es besonders die Frauen, die jenen scharf palämongoliden Typus aufweisen, der sich gelegentlich, aber sehr selten, bei den Lao findet, und der schon bei den Ka Mu von Thasouang auffiel. Wir nannten ihn den nagiden Typus (S. 33).

Er fand sich später auch in der Gegend des Sala Phou Khoun (S. 63). Es ist eine beträchtliche Entfernung von dort bis Thasouang, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in dieser Gegend — insbesondere gegen Norden — noch andere Typenharmonisierungen finden. Vielleicht gibt es dort noch weddide Inseln. Die Kultur ist bei Thasouang und Phou Khoun wesentlich primitiver als hier in Sen Tyan. Darin macht sich deutlich Laoeinfluß geltend, besonders im Hausrat. Es finden sich die gleichen schön geflochtenen Reiskörbchen und Worfeln, aber manche Messerformen und die starke Bevorzugung gewisser Fallen und Armbrüste scheinen zum Eigengut zu gehören. Leider besitzt keines der hier gelegenen Dörfer eine der schönen und so hochgeschätzten großen Bronzetrommeln. Die Frauen sind etwas scheu, aber die Männer freundlich und machen alle einen einfachen kräftigen und arbeitsamen Eindruck. Ein sympathisches Völkchen.

So ergeben sich zwei Fragen. Einmal diejenige nach der Herkunft des weddiden Elementes, das bei den viel stärker weddiden Ka Mu von Chiengmai und im nordöstlichsten Siam auftrat. Sollte es sich hier gewissermaßen um Exklaven handeln? Sodann erhebt sich die Frage, wo die Grenze der Weddiden und Halbweddiden in Hinterindien gegen die stärker palämongolide Masse besonders im Osten und Nordosten zu ziehen ist. Die monkmersprechenden Ka Mu von Luang Prabang fallen noch eindeutig auf die palämongolide Seite. Die monkmersprechenden Kambodschaner des Tonlé-Sap-Beckens sind ebenso eindeutig überwiegend weddid. Befindet sich etwa das ganze dazwischenliegende Bergland schon in den Händen der Palämongoliden? Sollten sich keine weddiden Reste mehr in den Kordilleren finden? Die Antwort darauf konnten nur die südlichen Berg-Monkmerier, die sog. Moi (spr. Meu) vom Schlag der Bahnār oder Sedang geben. Aber die Möglichkeit zu deren Untersuchung lag vorläufig noch in weiter Ferne.

Schließlich wird wieder Ngeun erreicht. Hier sind Ka Mu und auch noch eine ganze Reihe Miao zu Besprechungen mit dem Distriktschef eingetroffen. Ich muß sowieso bleiben, und so werden alle Serien auf brauchbare Höhe gebracht. Dann zu Dr. F a v a r e l nach Luang Prabang, der ausgiebig über Emetin und Arsenik verfügt. Die Amöben sind bald gebändigt. Allerdings werden die Haare in den folgenden Monaten weiß, um dann die ursprüngliche Farbe nahezu wieder zu erreichen. Der Mäkong ist inzwischen um acht Meter gestiegen und zu einem ungeheuren Strom geworden. Die Arbeit kann in Luang Prabang sehr bald weitergehen. Das erwartete Geld ist immer noch nicht eingetroffen, und Frauen und Männer der Ost-Lao können in Ruhe untersucht werden. Aber dann ist es höchste Zeit weiterzureisen. Der Aufenthalt im Königreich Luang Prabang, auf bestenfalls zwei Wochen angesetzt, dauert bereits mehr als fünf Wochen.

42. Über das Tran-Ninh nach Annam

Ein Geldtransport der Regierung unter Führung des Polizeikommissars Lacoste soll versuchen, trotz der Regenzeit mit zwei Cammions und einem Dutzend annamitischer Soldaten so schnell wie möglich noch die Bank in Vinh zu erreichen. Der Resident

schlägt mir vor mich anzuschließen. Um drei Uhr morgens geht es los. Ich sitze auf den schönen Geldkisten, die bei rasender Fahrt über Steine, Brocken, Äste und Erdrutsche auf- und niederspringen, und bis Mittag ist ein guter Teil Epidermis abgerollt. Am Abend gegen 6 wird nach 15stündiger Fahrt Xieng Khouang erreicht. Die Kardanwelle ist gebrochen und damit ein Tag Aufenthalt erzwungen. Eine aufkommende Malaria kann noch durch eine kräftige Atebrindosis und anschließende übliche Kur erledigt werden. Tags darauf geht es über Ban Ban nach Mieng Sen, wo wir nächtigen. Die Feder eines Vorderrads ist gebrochen, kann aber noch unterwegs repariert werden. Meine Amöbenruhr bricht wieder durch. Am Spätnachmittag des folgenden Tages ist Vinh erreicht und damit eine ganz andere neue Welt — andere Landschaft und Wirtschaft, andere Kultur, Sprache und Menschen. 750 km auf Urwaldwegen wurden in der Regenzeit in vier Tagen zurückgelegt und damit ein mehr als 2000 km langer typologischer Querschnitt durch das nördliche Hinterindien beendet.

Der Weg von Luang Prabang nach Osten windet sich durch wuchernden Dschungel höher und höher, immer in der Nähe des Nam Kan. An seinem obersten Lauf soll es neben den überall verbreiteten Ka Mu auch noch Ka Tong Lüang geben. Nach Süden öffnet sich im Morgengrauen der Blick nach den Bergen unserer Miao-Expedition. Es werden drei oder vier Laodörfer berührt. Der Typus der Leute ist noch völlig der gleiche wie in Luang Prabang selbst. Oft auch stehen oder wandern Gruppen von Ka am Weg. Sie hausen rings an den Hängen der Berge. Wir sind nicht mehr in Laoland, sondern in Kagebieten, wo die Lao nur schmale Intrusionen bilden. Der Typ dieser Ka schwankt wieder zwischen nagiden und weddiden Typen. Die Frauen sind meist ausgesprochen nagid, zeigen dunkles Braun, sind schmutzig, zerlumpt und mit bizarrem Schmuck beladen. Es handelt sich hier um viel primitivere Gruppen als in Sen Tyan. Das wird besonders deutlich am Sala Phou Khoun, das gegen 10 Uhr erreicht wird. Schon seit Stunden hatte die Fahrt ausschließlich durch tropisches Hochgebirge geführt, keine Siedlungen wurden mehr berührt. Hier oben steht in etwa 1600 m Höhe auf der Wasserscheide von Nam Kan und Nam Lik auf schmalem Grad ein großes arg sturmzerzaustes Unterkunftshaus, daneben die Hütte des annamitischen Wächters. Das ist Kulturzentrum für viele hunderte Kilometer im Umkreis. Die Gebäude sind von einem hohen Bambuszaun umgeben, den nach Dämmerungseinbruch zu verlassen wegen der Tiger nicht ratsam wäre. Gegen Süden ist man dabei, einen Weg nach Vientiane durchzuschlagen. Nach Osten führt der Weg nach Xieng Khouang über meist grasbestandene, zerschluchtete und kuppige Hochlandschaften mit einigen mächtigen Massiven weiter. Hier und da sind in der Ferne, einmal auch ganz nah, mäßig große Ka-Mu-Dörfer zu sehen. Sie liegen an leichten Buckeln am Hang oder auf Bergspornen. Gegen 3 Uhr nachmittags beginnt sich der Weg langsam, dann schneller zu senken.

Ein Schlagbaum markiert die Grenze zwischen dem Königreich und der tonkinesischen Provinz des Tran-Ninh. Wir sind wieder auf etwa 1100 m heruntergegangen. Der dichte tropische Dschungel bricht hier unvermittelt ab und es setzt eine weitwellige Landschaft mit Matten ein, in denen hier und da auf sandigen Halden Kiefernbestände, auch hier und da einzelne Kiefern, Lärchen und Büsche verstreut stehen. Man wird an die Nilgiris, ja an die Mark Brandenburg erinnert, wenn knirschend und prasselnd die Cammions durch lichte Kiefernhaine und über nadel- und kuskenbestreute Pfade fegen. Das ist „la route de la reine Astrid". In bewässerten Niederungen weiden



Abb. 52. Weiße Miao-Frauen
in der Basarstraße von Xieng Khouang (phot. v. E.)

Kühe und Pferde, Laofrauen mit großen Kiepen kommen vorüber und zwischen Laubwaldstrichen liegen große Laohütten mit mächtigen überkragenden Dächern und breiten Schutzschirmen über der Stirnveranda. Wir schneiden noch die pleine des jarres, wo jene merkwürdigen großen Steinbottiche in Gruppen stehen, deren Erbauer und Zweck noch gänzlich in Dunkel gehüllt sind. Dann treten gegen 6 Uhr in der schon ebenenhaften Landschaft lange Zeilen ebenerdiger Hütten auf. Das sind die zwei oder drei Dörfer tonkinesisch-annamitischer Einwanderer, die kurz vor Xieng Khouang berührt werden.

Xieng Khouang, die Hauptstadt der weitausgedehnten aber nur ganz dünn besiedelten Provinz des Hochplateaus des Tran-Ninh, ist ein winziges Nest. Die Basarzeile von einem Dutzend Häuser, ein paar kleine nette Regierungsbauten, Residence und Bungalow — das ist alles. Das Klima ist prächtig frisch. Die Bewohner bestehen überwiegend aus Annamiten. Selbst am Markt sieht man nur wenige Lao, die alten Herren des Landes. Ihr Typus weicht hier schon etwas von dem in Luang Prabang ab. Die Leute sind größer, massiger, gröber, das Gesicht ist schwerer und plumper und erinnert wiederholt auffallend an Malaiengesichter. Die Mehrzahl der Besucher des Basars sind Weiße Miao. Der durch den Kardanwellenbruch erzwungene Rasttag gab in seiner malariafreien Zeit ausgezeichnete Gelegenheit zu ihrem Studium. Sie zeigen die gleiche rassische Zusammensetzung wie die bereits besuchten Schwarzen Miao von Na Läang, aber sie sind in Tracht und Kleidung weit reicher und sauberer als diese und der Gesundheitszustand erscheint wesentlich besser. Aber vielleicht ist das nur „Basar-Auslese". Die Kleidung besteht bei den Frauen aus enggefalteten Röcken, eleganten Jäckchen mit reicher Stickerei, großen Turbanen mit farbiger Borte und dazu Ladungen von silbernen Halsringen, Bänder sind durch die breiten bunten Gürtel gezogen. Die Männer glänzen in schwarzer buntabgefütterter Seide, deren violette oder blaue Innenseite an den langen umgeschlagenen Ärmeln sichtbar wird. Weinrot ist der breite Gürtel, weinrot sind die dicken Büschel auf der schwarzseidenen Kappe. Aber manche Stutzer tragen auch — wie so gern die Annamiten — einen Topi oder Filzhut, und ein besonders übereifriger Jüngling hat sich statt der breiten schwarzseidenen

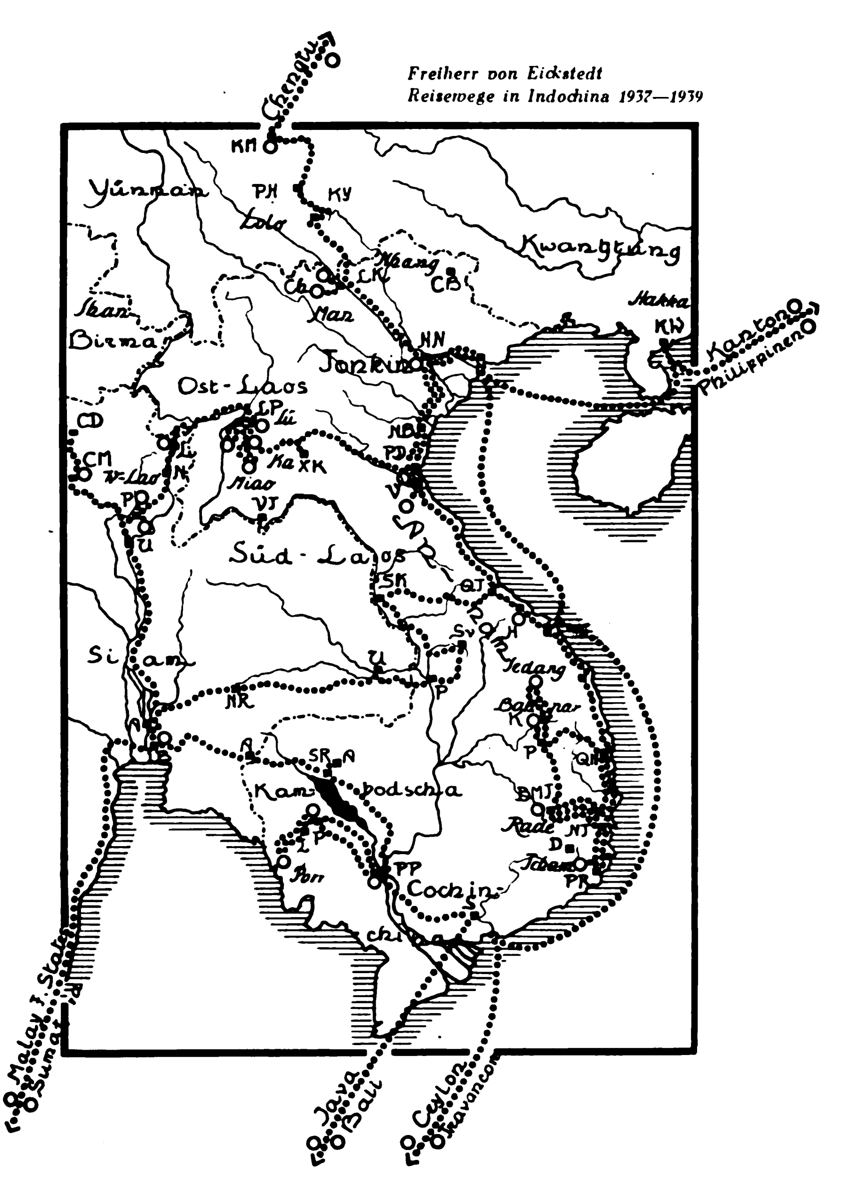


Abb. 53. v. Eickstedt: Reisewege in Indochina 1937—1939

Eine Übersichtskarte

Legende: Pünktchen = Reisewege. — Kreise = Untersuchungen. — Steilschrift = Ländernamen. — Schrägschrift = Stammesnamen. — Einzelbuchstaben = Abkürzungen von Ortsnamen.

Chinesenhosen kniefreie Shorts zugelegt. Auch ein Priester taucht unter den umherwimmelnden Miao auf. Er ist in eine gelbe gestickte Robe gekleidet und munter flattern die Bänder von seiner Tiara, die er über dem faltigen klugen Gesicht trägt, wie er mit seinem Gaul vom Basar heimwärts sprengt.



Abb. 54. Lastauto an einer Fähre im Tran-Ninh
(phot. v. E.)

Von Xieng Khouang wird der Weg zur einfachen Straße. Gegen 5 Uhr morgens rollen wir abwechselnd durch Grasflächen und Kieferwaldungen nordwärts, dann ostwärts weiter. Zwischen Kieferstämmen und kleinen Halden wird ein großes Militärlager durchfahren. Weiße Franzosen treten zum Dienst an, Offiziere stehen vor gesattelten Pferden. Einige schwarze Franzosen — man darf janicht Senegalesen sagen! — sägen Holz für die Baracken, in den Kantinen dampft es und tonkinesische Boys (sprich Bo-i) laufen zwischen Post und Kramläden umher. Vom kiefernumstandenen Kasino kommen in farbigen enganliegenden zarten Seidenkleidern ein paar muntere und elegante annamitische Tänzerinnen lachend herunter. Dann steigt der Weg wieder in hohe und höhere Berge, die Hänge sind von dichtem Urwald und Unterholz bedeckt und von gewaltigen Einzelbäumen hängen Epiphyten, Lianen und Orchideen. Jenseits eines Massivs treten dann einzelne Laohütten auf. Das ist das Dorf Ban-Ban in etwa 600 m Höhe. Es ist allerdings bereits von einer annamitischen Basarzeile durchsetzt, auch einige Chinesen sind schon da.

Wieder führt der Weg durch prächtige Hochgebirge, die immer alpineren Charakter annehmen. Urgesteinssockel wechseln mit bizarren stürzenden Kalkformationen. Immer wieder stehen jetzt Miao am Weg, wandern in Gruppen, springen und sprengen ins seitliche Dickicht, reiten in Rudeln auf ihren flinken Pferden an jenseitigen Hängen. Wiederholt liegen ihre Siedlungen ganz nahe der Straße, mitunter steil ein paar hundert Meter tiefer oder an weitem Hang. Die kahlen Stellen sind unverkennbar. Meist handelt es sich nur um drei oder vier schwere Hütten. Leider ist es bei den wilden Stößen des krachenden und stöhnenden Cammions nicht möglich, Aufnahmen zu machen, da dauernd beide Hände zum Festhalten gebraucht werden. Bei Nong Pet (1100 m) liegt ein richtiges kleines Fort mit weißen Mauern und braunen Wachttürmen. Wir sind am Rand der Kordillere und der Grenze gegen das Kaiserreich Annam angelangt. Jetzt senkt sich der Weg wieder abwärts durch üppigen Niederwald. Am Abend ist die Fähre zu dem malerischen, großen Dorf Mieng Sen erreicht. Im Oberdorf liegen die mächtigen dunklen Hüttenmassen der Ka bzw. Moi, im Unterdorf dehnen sich die Häuserzeilen der Annamiten. Bei diesen Moi

handelt es sich um monkmersprechende Theng. Immer noch sind die waldigen Randgebiete des Plateaus in ihren Höhen von Ka besetzt, aber sie heißen jetzt Moi und bilden die Verbindung zwischen den laotischen und annamitischen Monkmeriern. Am nächsten Tag werden unterwegs ganze Gruppen angetroffen. Es scheint, als ob hier das weddide Element zunimmt. Gegen Mittagszeit ist die Gegend nur noch hügelig und es wird abermals eine neue Bevölkerungsschicht geschnitten. Ihre Dörfer tauchen schon hier und da am Rand des rauschenden Song Ca auf. Einige von ihnen sind wegen schwerer Choleraepidemien verbrannt und verlassen. Bei Khe Bo, einem gleichfalls von Cholera heimgesuchten Dorf, wo Essen und Wasser eingenommen werden muß und sich die Gespräche ausschließlich um die Cholera drehen, laufen in der annamitischen Basarzeile buntgeschmückte Frauen herum, die den in ihren großen Kiepen mitgebrachten Reis an die Annamiten verkaufen. Es soll sich um Muong handeln, also um eine Übergangsgruppe zwischen Tonkinesen und Moi. Das zeigen auch die runden glatten lichtbraunen Primitivgesichter. Es ist interessant, daß sie uns anfangs als Tho bezeichnet wurden, denn diese stellen im Norden das dar, was hier die Muong sind: eine ältere abgedrängte und nur halb tonkinisierte Taischicht aus dem vortonkinesischen Delta. Manche Muong scheinen sich übrigens auch selbst ganz gern den Namen Tho zuzulegen, weil sie ihn für vornehmer halten. (Er ist natürlich nichts anderes als das chinesische tu oder tu-jen, d. h. Erd[eingeborene]-Menschen.) Viel zu schnell verlassen wir diese interessante Gruppe. Dann lösen sich die Berge in Hügelketten und die Hügel in kahle kleine Sättel auf, und weithin dehnen sich nur reisfeldübersäte Ebenen. Dörfer um Dörfer werden durchjagt, kleine gelbe Leute mit Spitzhüten stehen am Weg, bedienen das Bac, die Fähre, über den Song Ca nach Do Lüng. Dann kommt Phu Dien, und die weite See blaut auf. Wir sind am chinesischen Meer. Bald darauf rollen wir in die stattliche Basarstraße von Vinh ein.

Der erste Weg führt zur Post. Telegramm nach Hongkong: Wann segelt die Friderun mit Kapitän Bloem nach Neuguinea? Dort warten die Kleinwüchsigen am Sattelberg auf meine Meßzirkel. Die Antwort ist am übernächsten Morgen eingetroffen. „Friderun absegelt heut morgen." Nun — geht es nicht 4000 km nach Süden, so vielleicht 2000 km nach Norden, nach Innerchina. Wir werden sehen.

Aus dem Anatomischen Institut der Universität Würzburg
(Vorstand: Prof. Dr. H. Petersen)

Untersuchungen über die Norm

Von

D. Kadanoff

Mit 5 Tabellen und 3 Textabbildungen

Die Merkmale der Größe des Körpers und seiner Organe variieren sehr hochgradig in ihren individuellen Werten. Durch zahlreiche Untersuchungen von Anatomen, Anthropologen und Klinikern wurde festgestellt, daß die näher den Mittelwerten stehenden Varianten der quantitativen anatomischen Merkmale viel häufiger vorkommen. Die Reihe der Häufigkeitszahlen der einzelnen Varianten wurde mit der der Koeffizienten des Binoms $(p+q)^n$ verglichen:

$$(p+q)^n = p^n + \frac{n}{1} p^{n-1} q + \frac{n(n-1)}{1 \cdot 2} p^{n-2} q^2 + \frac{n(n-1)(n-2)}{1 \cdot 2 \cdot 3} p^{n-3} q^3 + \ldots + \frac{n}{1} p q^{n-1} + q^n$$

Bei $p = 1$, $q = 1$ und $n = 6$ bilden die Koeffizienten des Binoms $(1+1)^6$ folgende Zahlenreihe: 1, 6, 15, 20, 15, 6, 1.

Sollte die Variantenverteilung eines Merkmales vollkommen mit der Zahlenreihe der Binomialkoeffizienten übereinstimmen, was in ganz seltenen Fällen zutrifft, so wird diese Verteilung durch eine ideal-symmetrische Binomialkurve dargestellt (bipolare Variabilität). Im allgemeinen weichen aber die Häufigkeitszahlen der Varianten der quantitativen anatomischen Merkmale mehr oder weniger von den Zahlen der entsprechenden Binomialkoeffizienten ab. Durch Umrechnungen nach einer sehr komplizierten Formel

$$\left(z = \frac{n \cdot k}{\sigma \sqrt{2\pi}} \cdot e^{-\frac{(L-M)^2}{2\sigma^2}}\right)$$

läßt sich für jede Variante des Merkmals die der Größe des bestimmten Binomialkoeffizienten entsprechende Zahl von Individuen feststellen, die diese Variante besitzen sollten. Die Formel setzt folgende Größen voraus: die Zahl der untersuchten Individuen (n), die mittlere quadratische Abweichung (standard deviation, σ), die Klassengröße (k), den Mittelwert des Merkmales (M), die Variante (L), deren Individuenzahl gesucht wird; e ist die Basis des natürlichen Logarithmensystems (= 2,71828); $\pi = 3{,}14$. Die errechneten Zahlen für die Häufigkeit des Vorkommens der einzelnen Varianten stellen die normale Verteilung des Merkmals dar.

Die nicht unbedeutenden Unterschiede zwischen der wirklichen und der normalen Verteilung der Varianten zeige ich bei einem von den 18 von mir untersuchten Schädelmaßen, nämlich bei der inneren Schädelbasislänge (Maß Nr. 7). Die innere Schädelbasislänge, gemessen an 163 Schädeln, variiert zwischen 78 mm und 101 mm. Die Individuen werden in 8 Klassen mit Klassengröße 3 mm eingeteilt (wirkliche Variantenverteilung). Die Zahl der Indi-

viduen der einzelnen Klassen ist aus der folgenden Zusammenstellung zu ersehen:

Größe in mm	78—80	81—83	84—86	87—89	90—92	93—95	96—98	99—101
Zahl der Individuen	10	14	33	36	39	22	8	1

Durch die Umrechnung der Häufigkeitszahlen der Klassen nach der angegebenen Formel für die normale Variantenverteilung werden folgende Ergebnisse erzielt:

Größe in mm	78—80	81—83	84—86	87—89	90—92	93—95	96—98	99—101
Zahl der Individuen	5	15	31	42	38	21	9	2

Die nach der Größe der Binomialkoeffizienten des Binoms $(p+q)^7$ auf die 8 Klassen eingeteilten 163 Individuen bilden folgende Zahlenreihe:

Größe in mm	78—80	81—83	84—86	87—89	90—92	93—95	96—98	99—101
Zahl der Individuen	2	9	27	44	44	27	9	1

Ein und dieselbe Klasse weist also bei den drei angegebenen Reihen eine jeweils verschiedene Zahl von Individuen auf, z. B. hat die Klasse 87—89 bei der wirklichen Verteilung 36 Individuen, bei der normalen Verteilung 42 und bei der idealsymmetrischen Binomialverteilung 44.

Diese Unterschiede zwischen wirklicher und normaler Verteilung zeigt auch die

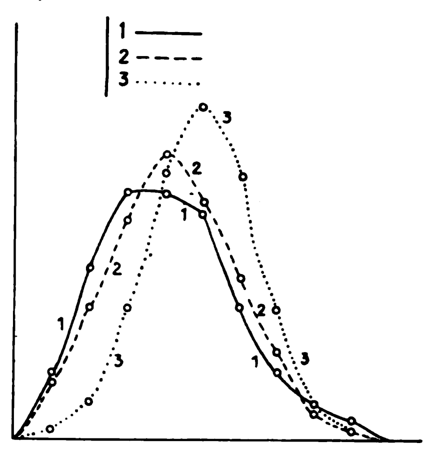


Abb. 1. Verteilungskurven des Längen-Höhen-Index des Schädels (Maß Nr. 9)

1. Kurve 1 zeigt die wirkliche Variantenverteilung;
2. Kurve 2 zeigt die normale Verteilung der Varianten, deren Individuenzahl nach der Formel auf S. 68 errechnet ist;
3. Kurve 3 ist die idealsymmetrische Binomialkurve der Reihe der Binomialkoeffizienten, deren Zahl der Zahl der Klassen entspricht.

Abb. 1, in der drei voneinander verschiedene Verteilungskurven von den Varianten des Längen-Höhen-Index des Schädels (Maß Nr. 9) gezeichnet sind und zwar: 1. die Kurve der wirklichen Variantenverteilung, 2. die normale binomiale Verteilungskurve und 3. die ideal-symmetrische Kurve der der Klassenzahl entsprechenden Zahlenreihe der Binomialkoeffizienten. Die drei Kurven besitzen deutlich Verschiedenheiten auch in ihren beiderseitigen abfallenden Schenkeln (bipolare Variabilität), wo sich die kleineren und die größeren Varianten befinden (s. Abb. 1).

Die extremen Varianten der beiden Seiten der Variationsreihe (die kleinsten und die größten Varianten) sind, wie das gegebene Beispiel und die Abb. 1 zeigen, nur bei einer geringen Zahl von Individuen anzutreffen. Die anatomische Norm umfaßt deshalb die größere Anzahl derjenigen Individuen, die die auf den mittleren Plätzen der Variationsreihe stehenden und häufiger vorkommende Varianten des Merkmals besitzen. Im Bereich der Norma anatomica liegen also die Varianten des Merkmals, die nach umfangreichen Untersuchungen bei der größeren Anzahl der Individuen angetroffen werden. Die Träger der

Normalwerte sollen mindestens die Hälfte aller untersuchten Individuen ausmachen. Der Norm eines Merkmals wird eine Gültigkeit für eine bestimmte Population zugeschrieben. Es wird angenommen, daß auch die Mehrzahl der noch nicht untersuchten Individuen dieser Population in bezug auf das Merkmal Varianten in den Grenzen der betreffenden Norm aufweisen werden. Sollte eine Population in bezug auf mehrere Merkmale untersucht werden, so muß die Abgrenzung der Normalwerte der Merkmale in der Weise erfolgt sein, daß mindestens die Hälfte aller untersuchten Individuen normale Varianten aller Merkmale besitzen. Zur Bestimmung der anatomischen Norm nach Untersuchung des betreffenden oder der betreffenden Merkmale an einer genügend großen Anzahl von Individuen wird ein geeignetes Verfahren nötig sein, das allen an die Norm gestellten Forderungen genügen kann.

In den bisherigen Veröffentlichungen über die anatomische Norm (Rautmann, Bauer, Kaup) werden ihre Grenzen vor allem durch die mittlere quadratische Abweichung (σ) bestimmt. Diese Abweichung wird nach der folgenden Formel errechnet: $\sigma = \sqrt{\frac{\Sigma(V-M)^2}{n}}$; bei dieser Formel wird mit n die Zahl der untersuchten Fälle bezeichnet, M ist der Mittelwert, V—M ist die Abweichung einer der individuellen Varianten (V) vom Mittelwert, Σ bezeichnet die Summe der Quadrate der Abweichungen. Die mittlere quadratische Abweichung ist also gleich der Quadratwurzel aus der durch die Zahl der Fälle dividierten Summe von den Quadraten der Abweichungen der Varianten vom Mittelwert des Merkmales.

Bauer nimmt als Grenzen der anatomischen Norm die vom Mittelwert aus nach beiden Seiten der Variationsreihe berechnete doppelte mittlere quadratische Abweichung ($M + 2\sigma$, $M - 2\sigma$) an. Rautmann hat dagegen die Bestimmung der Norm durch die Summe und Differenz zwischen Mittelwert (oder dichtestem Wert, D) und der einmaligen mittleren quadratischen Abweichung ($M \pm 1\,\sigma$ oder $D \pm 1\,\sigma$) vorgeschlagen. Er hat auch die Festlegung der Norm durch die einmalige durchschnittliche Abweichung (μ) versucht. Bei einer normalen Variantenverteilung des Merkmales sollen 95,5% aller Varianten in den Grenzen $M \pm 2\sigma$ liegen, 68,3% der Varianten in den Grenzen $M \pm 1\,\sigma$. Da bei fast allen quantitativen anatomischen Merkmalen die wirkliche Variantenverteilung von der normalen Verteilung mehr oder weniger abweicht (s. Abb. 1), unterscheiden sich die Prozentzahlen der in den Grenzen von $\pm 2\sigma$ oder $\pm 1\,\sigma$ liegenden individuellen Varianten der Merkmale von den ideellen Zahlen (95,5% und 68,3%). Diese Tatsache veranlaßte Bauer zu der Annahme, daß die Norm im allgemeinen 95,5% der Fälle umfassen soll, ohne Durchführung einer Abgrenzung durch $\pm\ 2\,\sigma$. Diese Prozentzahl der innerhalb der Norm liegenden Fälle soll für Merkmale mit bipolarer wie auch für solche mit unipolarer Variabilität gelten (anatomische quantitative Merkmale mit unipolarer Variabilität kommen selten vor). Die Art der Bestimmung der Zahl der Varianten über und unter der Norm bei der gewöhnlichen bipolaren Variabilität wird von Bauer nicht angegeben. Alle Fälle außerhalb der Norm (Varianten über und unter der Norm zusammen) sollen nach Bauer 4,5% ausmachen, eine Zahl, die etwa 7mal kleiner als der von Rautmann angenommene Anteil (31,7%) ist.

Der große Unterschied zwischen den in den bisherigen Veröffentlichungen

festgesetzten Grenzen der abnormen Fälle veranlaßte mich, die wichtige Frage der Norm erneut zu untersuchen. Zu diesem Zwecke habe ich im Jahre 1932/33 an 163 Schädeln aus der Sammlung des anatomischen Instituts in Würzburg[1]) 18 Merkmale festgestellt, und zwar: 1. Schädelhöhe, 2. größte Schädelbreite, 3. Querdurchmesser[2]), 4. Biaurikularbreite, 5. Schädellänge, 6. äußere Schädelbasislänge, 7. innere Schädelbasislänge, 8. Breiten-Höhen-Index des Schädels, 9. Längen-Höhen-Index des Schädels, 10. Längen-Breiten-Index des Schädels, 11. Schädelumfang, 12. Schädelkapazität, 13. Gesichtsschädellänge, 14. wahre Gesichtsschädellänge, 15. Obergesichtshöhe, 16. Mittelgesichtsbreite, 17. Längen-Höhen-Index des Gesichtsschädels und 18. Breiten-Höhen-Index des Gesichtsschädels. Die Ergebnisse wurden für die einzelnen Maße nur dann benützt, wenn die Messung an den betreffenden Schädeln genau ausgeführt werden konnte. Deshalb sind die Individuenzahlen bei den einzelnen Schädelmaßen verschieden (s. Tab. 2). Das Merkmal Nr. 6 (äußere Schädelbasislänge) wurde an allen 163 Schädeln gemessen, das Merkmal Nr. 12 (Schädelkapazität) nur an 119 (die kleinste Zahl von Individuen). Zur Bestimmung der Grenzen der Norm habe ich das folgende Verfahren ausgearbeitet, das sich, wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, sehr gut bewährte.

Die Variationsreihe jedes Merkmales von der größten Variante (A_x) bis zu der kleinsten Variante (A_1) einschließlich wird in 6 Gruppen eingeteilt, von denen 3 über (I, II und III) und 3 unter (1, 2 und 3) dem Mittelwert (M) liegen. Jede der zwei unmittelbar um den Mittelwert gelegenen Gruppen (1 und I) bekommt den Koeffizienten (Multiplikator) 3 für den von ihr umfaßten Teil

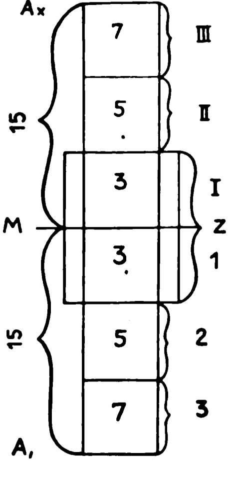


Abb. 2. Schema der Einteilung der Varianten in Gruppen nach meinem Verfahren für die Bestimmung der Norm

Die Gruppen sind durch die Quadrate dargestellt, in denen die Koeffizienten angegeben sind. Die Norm umfaßt die Gruppen 2, Z und II. Außerhalb der Norm liegen die Individuen der Gruppe 3 (unter der Norm) und der Gruppe III (über der Norm). Mit Z ist die Zentralgruppe bezeichnet, die aus der Gruppe 1 und Gruppe I besteht. M = Mittelwert.

der Variationsreihe, jede der zwei an 2. Stelle gelegenen Gruppen (eine über und eine unter dem Mittelwert, II und 2) den Koeffizienten 5, jeder der beiden 3. Gruppen (eine über und eine unter dem Mittelwert, III und 3) den Koeffizienten 7 (s. Abb. 2). Die Summe der Koeffizienten der 3 Gruppen über dem Mittelwert ist 15; ebensogroß ist die Summe der Koeffizienten der 3 Gruppen unter dem Mittelwert. Die Abweichungen der beiden extremen Varianten A_1 und A_x vom Mittelwert (mit dem Zusatz von 0,5) werden durch 15 geteilt. Der Teil der Variationsreihe, der der 1. Gruppe unter dem Mittelwert angehört, ist gleich $3\text{mal}\frac{(M - A_1) + 0{,}5}{15}$, der der 2. Gruppe unter dem Mittelwert (2) 5mal diese Zahl,

[1]) Meinem Lehrer und langjährigen Chef, Herrn Prof. Petersen, Direktor des Institutes, der mir die Schädelsammlung zur Verfügung stellte, spreche ich meinen Dank aus.

[2]) Die geradlinige Entfernung zwischen den beiden Kreuzungspunkten des Horizontalumfanges mit dem Transversalbogen.

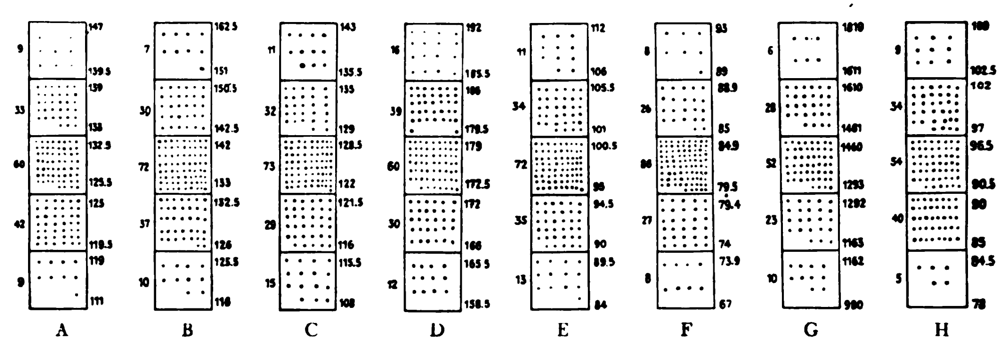


Abb. 3. Einteilung der individuellen Varianten (bezeichnet durch Punkte) in Gruppen bei folgenden Schädelmaßen:
A = Schädelhöhe; B = Querdurchmesser des Schädels; C = Biaurikularbreite; D = Schädellänge; E = Äußere Schädelbasislänge; F = Längen-Breiten-Index des Schädels; G = Schädelkapazität; H = Gesichtsschädellänge. Die Grenzwerte und die Individuenzahl der Gruppen sind angegeben.

der der 3. Gruppe unter dem Mittelwert (3) 7mal dieselbe Zahl. Die individuellen Werte, die von der 1. Gruppe über dem Mittelwert (I) umfaßt werden, sind gleich 3mal $\frac{(A_x - M) + 0,5}{15}$, die der 2. Gruppe über dem Mittelwert (II) 5mal die gleiche Zahl und endlich die Werte der 3. Gruppe (III) über dem Mittelwert 7mal dieselbe Zahl. Die beiden unmittelbar um den Mittelwert gelegenen ersten Gruppen (1 und I) werden zur Zentralgruppe vereinigt (Z; siehe Abb. 2); unter und über ihr liegen je 2 Gruppen (2, 3, II, III). Dadurch wird die Zahl aller Gruppen der Variationsreihe auf 5 festgesetzt (von der Gruppe mit den kleinsten Varianten bis zu der mit den größten Varianten; 3, 2, Z, II, III; s. Abb. 2). Die Abgrenzung der Gruppen beginnt mit der der Gruppe der kleinsten Varianten (Gruppe 3). Bei der Abgrenzung der Teile der Variationsreihe für die Gruppen werden oft Bruchzahlen erhalten, die zugunsten der zwei der Zentralgruppe benachbarten Gruppen abgerundet werden. Die Norm umfaßt die Zentralgruppe und die beiden um sie herumliegenden Gruppen; die äußeren individuellen Werte dieser beiden Gruppen bilden die Grenzen der Norm.

Als Beispiel für die Anwendung des beschriebenen Verfahrens gebe ich die Bestimmung der Norm des Maßes Nr. 1 (Schädelhöhe). Die Variationsreihe beginnt mit der kleinsten Variante (A_1) von 111 mm und endet mit der größten Variante (A_x) 147 mm. Die Differenz zwischen den beiden extremen Varianten (A_x—A_1) ist 36. Die Zahl aller individuellen Wertgrößen mit der Maßeinheit 1 mm ist gleich 37 (36 + 1). Die untersuchten Individuen sind 153 (n). Die Messung ist mit Genauigkeit von 0,5 mm (p) ausgeführt. Der Mittelwert beträgt 128,8 mm. $\frac{(M - A_1) + 0,5}{15}$ ist gleich 1,22 mm; $\frac{(A_x - M) + 0,5}{15} = 1,25$ mm. Der von der Zentralgruppe umfaßte Abschnitt der Variationsreihe entspricht der Zahl 7,5 mm (3 × 1,22 + 3 × 1,25), der von der zweiten unter der Zentralgruppe gelegenen Gruppe der Zahl 6 mm (5 × 1.22 = 6.1); der Abschnitt der 2. Gruppe über die Zentralgruppe ist gleich der Zahl 6.5 mm (5 × 1,25 + 0.25 von der Gruppe III wegen der Abrundung). Die beiden äußeren Gruppen (die der kleinsten und die der größten Varianten) besitzen Abschnitte von der Variationsreihe, die gleich 8.5 mm groß sind (7 × 1.22 und 7 × 1.25). Die Abschnitte der Gruppen (von der der kleinsten Varianten angefangen bis zu der

mit den größten Varianten) haben also folgende Größe: 8,5; 6; 7,5; 6,5 und 8,5 mm; alle zusammen sind gleich der Zahl 37 mm (s. oben). Die Variationsreihe grenzt sich wie folgt ab: die Gruppe mit den kleinsten Varianten umfaßt die Werte von 111 bis 119 mm mit 9 Individuen, die unter der Zentralgruppe liegende Gruppe von 119,5 mm bis 125 mm mit 42 Individuen, die Zentralgruppe von 125,5 mm bis 132,5 mm mit 60 Individuen, die über der Zentralgruppe liegende von 133 mm bis 139 mm mit 33 Fällen und die Gruppe der größten Varianten von 139,5 mm bis 147 mm mit 9 Fällen. Die Gruppe der kleinsten Varianten und die der größten Varianten besitzen zusammen 18 Fälle oder 11,8% aller untersuchten. Die Grenzwerte der Norm sind 119,5 mm (untere Grenze) und 139 mm (obere Grenze); die Norm umfaßt 135 Individuen von allen 153 oder 88,2% der Fälle. Unter der Norm liegen 9 Fälle (5,9%), über der Norm ebensoviel (5,9%). Siehe Abb. 3, A.

Tabelle 1. Grenzwerte und Prozentzahl der Norm bei den Schädelmaßen Nr. 2, 7, 8, 9, 11, 14, 15, 16, 17 und 18

Nr. des Schädelmaßes	Grenzwerte und Individuenzahl der Gruppen					Norm in % und ihre Grenzwerte
	Gruppe der kleinsten Varianten	Unter der Zentralgruppe liegende Gruppe	Zentralgruppe	Über der Zentralgruppe liegende Gruppe	Gruppe der größten Varianten	
2	124—133 15	133,5—140 27	140,5—149 80	149,5—157 27	157,5—167 7	85,9 133,5—157
7	78—82,5 18	83—86,5 39	87—91,5 65	92—96 34	96,5—101 7	84,6 83—96
8	77—82,4 14	82,5—86,9 35	87—92,9 50	93—98,9 26	99—106 4	86,1 82,5—98,9
9	65—68,4 15	68,5—71,4 29	71,5—75,4 49	75,5—79,4 30	79,5—83 6	83,8 68,5—79,4
11	46—48,5 13	48,6—50,5 33	50,6—52,5 45	52,6—54,5 32	54,6—56 4	86,6 48,6—54,5
14	67—73,5 3	74—78,5 35	79—84 54	84,5—87,5 35	88—92 14	87,9 74—87,5
15	55—61,5 10	62—66,5 35	67—72,5 63	73—77,5 24	78—84,5 9	86,5 62—77,5
16	73—81 5	81,5—87,5 32	88—94,5 64	95—99,5 28	100—106 12	87,9 81,5—99,5
17	59—65,9 10	66—71,4 32	71,5—78,9 65	79—85,9 29	86—94,9 5	89,4 66—85,9
18	62—68,4 10	68,5—73,4 40	73,5—79,4 52	79,5—84,9 30	85—91,4 9	86,5 68,5—84,9

Unter Benützung dieses Verfahrens habe ich das Material aller untersuchten Schädelmaße bearbeitet. Zwecks kürzerer Darstellung gebe ich die Ergebnisse der Bestimmung der Norm bei den 18 Maßen in der Abb. 3 und in der Tabelle 1 wieder. Die Abbildung 3 zeigt für 8 der Schädelmaße (Nr. 1, 3, 4, 5, 6, 10, 12, 13) die Grenzwerte und die Individuenzahl der Gruppen (dargestellt durch Quadrate). In der Tabelle 1 sind für die übrigen 10 untersuchten Schädelmaße (Nr. 2, 7, 8, 9, 11, 14, 15, 16, 17 und 18) dieselben Daten angegeben, die sich in den Spalten der Tabelle befinden. Die Tabelle 2 zeigt bei den 18 Schädelmaßen die Prozentzahlen der Fälle, die in den Grenzen der Norm, sowie über und unter der Norm liegen. Die Zahlen der Normalfälle sind in der Tabelle in aufsteigender Reihe angeordnet (s. Tab. 2). Die Norm des Maßes Nr. 5 (Schädellänge) enthält 82,2% der Fälle; ihre Grenzen umfassen prozentual die kleinste Individuenzahl. Am höchsten liegt die Prozentzahl (90,1%) der Fälle in der

Norm des Maßes Nr. 13 (Gesichtsschädellänge). Die Prozentzahlen der Normalfälle bei 9 Maßen, d. h. bei der Hälfte der untersuchten Schädelmaße, variieren zwischen 85,5% und 87,9%, also in einem kleinen Spielraum (2,4%). Der Mittelwert der Zahlen für die Norm aller 18 Schädelmaße beträgt 86,7%; der der außerhalb der Norm gelegenen Fälle beläuft sich auf 13,3% (s. Tab. 2).

Tabelle 2. Prozentzahlen der innerhalb und außerhalb der Norm gelegenen Individuen nach meinem Verfahren

Nr. des Schädelmaßes	Zahl der untersuchten Individuen	Norm in %	Fälle unter der Norm in %	Fälle über der Norm in %	Fälle außerhalb der Norm in %	Prozentzahl der Norm in den Grenzen $\pm 1,5\,\sigma$
5	157	82,2	7,6	10,2	17,8	84,0
4	160	83,8	9,4	6,8	16,2	85,6
9	129	83,8	11,6	4,6	16,2	88,4
7	163	84,6	11,0	4,4	15,4	85,9
6	165	85,5	7,9	6,6	14,5	86,1
2	156	85,9	9,6	4,5	14,1	85,9
8	129	86,1	10,8	3,1	13,9	84,5
15	141	86,5	7,1	6,4	13,5	88,6
18	141	86,5	7,1	6,4	13,5	86,5
11	127	86,6	10,2	3,2	13,4	89,0
12	119	86,6	8,4	5,0	13,4	89,9
14	141	87,9	2,1	10,0	12,1	87,2
16	141	87,9	3,55	8,55	12,1	87,9
1	153	88,2	5,9	5,9	11,8	88,2
3	156	89,1	6,4	4,5	10,9	86,5
17	141	89,4	7,0	3,6	10,6	88,7
10	155	89,7	5,15	5,15	10,3	85,2
13	142	90,1	3,5	6,4	9,9	89,5

Die durch die Anwendung meines Verfahrens erzielten Ergebnisse für die Zahl der außerhalb der Normgrenzen gelegenen Fälle (über und unter der Norm) zeigen in Wirklichkeit bei den verschiedenen Maßen mit verschiedener Variantenverteilung keine so großen Schwankungen. Trotz der verhältnismäßig nicht zu kleinen Differenz zwischen der größten Prozentzahl für diese Fälle (17,8%; Maß Nr. 5) und der kleinsten (9,9%; Maß Nr. 13) schwanken die Fälle außerhalb der Norm bei der Hälfte der Schädelmaße (9 Maße) von 12,1% bis 14,5% (Unterschied von nur 2,4%). In Anbetracht der Verschiedenheit der Variantenverteilung bei den untersuchten Merkmalen sind die Schwankungen der Prozentzahlen der außerhalb der Norm liegenden Individuen nicht bedeutend. Die Differenz zwischen den extremen Zahlen für diese Individuen beträgt 7,9% und bildet etwa die Hälfte ihres Mittelwertes (13,3%). Der Variationskoeffizient der Prozentzahlen der abnormen Fälle aller untersuchten Schädelmaße erreicht 16,3 und ist etwas größer als der Mittelwert selbst. Die Schwankungen der Prozentzahlen der innerhalb der Normgrenzen gelegenen Fälle bei den untersuchten Schädelmerkmalen sind verhältnismäßig gering. Die Differenz zwischen den extremen Zahlen der Normfälle ist 7,9% und bildet nicht einmal 1/10 des niedrigsten Anteils (82,2%).

Um die Vorzüge meines Verfahrens deutlich zu zeigen, habe ich die Bestimmung der Norm auch durch die doppelte und einfache quadratische Abweichung bei allen 18 Schädelmerkmalen vorgenommen. Die Prozentzahlen der in den Grenzen $\pm 2\,\sigma$ liegenden Individuen bei den 18 Schädelmaßen schwanken zwischen 91,5% (Maß Nr. 18) und 98,6% (Maß Nr. 14). Bei 3 der Schädelmaße (Nr. 7, 13 und 14) erreichen die sich in den Grenzen der Norm befindenden

Individuen die Zahlen 97%, 97,2% und 98,6%; die Fälle außerhalb der Norm sinken bis zu 3%, 2,8% und 1,4% (s. Tab. 3). Die bei diesen drei Maßen außerhalb der Norm bleibenden Varianten sind so gering an Zahl, daß die Abgrenzung der Norm nahezu als unnötig erscheint. Sie umfaßt fast alle untersuchten Fälle dieser drei Schädelmaße. Die Individuen außerhalb der Norm bewegen sich bei den 18 Maßen zwischen 1,4% und 8,5%. Der Variationskoeffizient der Prozentzahlen dieser Individuen bei den 18 Schädelmerkmalen erreicht 41,3. Er ist 2½mal höher als der Koeffizient der Ergebnisse nach meinem Verfahren und zeigt, daß der Anteil der außerhalb der Norm auftretenden Fälle stark schwankt, besonders bei dem kleinen für diese Fälle gelassenen Spielraum (im Mittel 4,5%). Die Häufigkeitsverschiedenheiten der Fälle unter der Norm und über der Norm getrennt betrachtet, sind noch bedeutender. Bei den 18 Schädelmerkmalen bewegen sich die Zahlen für die Varianten unter der Norm zwischen 0% (Maß Nr. 9) und 4,5% (Maß Nr. 2), die für die Fälle über der Norm zwischen 0% (Maß Nr. 14) und 5% (Maß Nr. 15). Die Schädelmaße Nr. 8 und 12 besitzen nur 0,8% Varianten unter der Norm, die Maße Nr. 5, 7 und 10 haben 0,55%, 0,6% und 0,6% Varianten über der Norm (s. Tab. 3). Der Variationskoeffizient der Fälle unter der Norm beträgt bei den 18 Schädelmaßen 54,1, der der Fälle über der Norm 56,5. Die hohen Koeffizienten zeigen, daß wegen der großen Schwankung der Fälle unter und über der Norm die Abgrenzung der abnormen Varianten bei vielen Merkmalen unsicher zu werden scheint. Die Grenzen $\pm\ 2\sigma$ für die Norm sind als zu hoch gesetzt zu betrachten; dadurch läßt sich eine Absonderung der bei allen Merkmalen vorhandenen extremen Varianten nicht mit genügender Sicherheit durchführen.

Tabelle 3. Prozentzahlen der innerhalb und außerhalb der Grenzen $\pm\ 2\sigma$ und $\pm\ 1\sigma$ gelegenen Individuen bei den untersuchten 18 Schädelmaßen

Nr. des Schädelmaßes	Ergebnisse der Grenzbestimmung der Norm durch $\pm\ 2\sigma$				Ergebnisse der Grenzbestimmung der Norm durch $\pm\ 1\sigma$		
	Norm in %	Fälle unter der Norm in %	Fälle über der Norm in %	Fälle außerhalb der Norm in %	Nr. des Schädelmaßes	Norm in %	Fälle außerhalb der Norm in %
18	91,5	3,55	4,95	8,5	8	62,0	38,0
6	92,7	3,0	4,3	7,3	9	63,6	36,4
16	92,9	3,55	3,55	7,1	13	64,1	35,9
2	92,95	4,5	2,55	7,05	14	66,7	33,3
15	93,6	1,4	5,0	6,4	16	66,7	33,3
11	93,7	4,0	2,3	6,3	7	66,9	33,1
4	94,4	3,1	2,5	5,6	5	67,5	32,5
17	95,0	1,4	3,6	5,0	17	68,1	31,9
1	95,4	2,0	2,6	4,6	11	68,5	31,5
10	95,5	3,9	0,6	4,5	3	68,6	31,4
5	95,6	3,8	0,6	4,4	4	68,7	31,3
12	95,8	0,8	3,4	4,2	1	69,3	30,7
3	96,15	1,92	1,92	3,85	6	71,5	28,5
8	96,15	0,8	3,05	3,85	18	72,3	27,7
9	96,15	0,0	3,85	3,85	2	72,4	27,6
7	97,0	2,45	0,55	3,0	15	73,8	26,2
13	97,2	1,4	1,4	2,8	12	74,0	26,0
14	98,6	1,4	0,0	1,4	10	74,2	25,8

Die Abgrenzung der Norm durch $\pm\ 1\sigma$ weist im Gegensatz dazu weit geringere Schwankungen der Fälle außerhalb der Norm auf. Die Prozentzahlen dieser Fälle bewegen sich bei den 18 Schädelmerkmalen zwischen 38% und

25,8% (s. Tab. 3). Der Variationskoeffizient beträgt 11,3 und ist um 30% kleiner als der Koeffizient der diesbezüglichen Ergebnisse meines Verfahrens. Diese Tatsache zeigt, daß in Anbetracht der größeren Zahlen für die abnormen Fälle die Festsetzung der Normgrenzen durch $\pm 1\sigma$ eine sicherere Bestimmung dieser Fälle bei den einzelnen Merkmalen erlaubt. Allein, dadurch ist das Problem der Norm noch keineswegs gelöst. Die Bestimmung des Normalen verlangt weiter, daß mindestens die Hälfte der Individuen einer bestimmten Population in bezug auf mehrere Merkmale Varianten in den Grenzen der Normen aller dieser Merkmale zugleich besitzen soll. In dieser Hinsicht gibt die Bestimmung der Norm durch $\pm 1\sigma$ ganz unbefriedigende Resultate, während mein Verfahren im Gegenteil zu annehmbaren Ergebnissen führt. Von 157 Individuen, an denen 3 Merkmale der Länge (Schädellänge, äußere und innere Schädelbasislänge) gemessen wurden, besitzen 63 Individuen (40,1%) Varianten eines, zweier oder dreier Merkmale außerhalb der Normgrenzen $\pm 1\sigma$. Durch die Anwendung meines Verfahrens werden von denselben 157 nur 31 Individuen (19,7%) mit abnormen Varianten von einem, zwei oder drei Merkmalen festgestellt (s. Tab. 4). Bei 3 Maßen der Breite (größte Schädelbreite, Querdurchmesser, Biaurikularbreite), die an 156 Individuen untersucht wurden, sondert mein Verfahren insgesamt 35 Individuen (22,4%) mit außerhalb der Norm liegenden Varianten aus, und zwar gilt dies bei 16 Individuen in bezug auf eins, bei 10 auf zwei und bei 9 auf drei Merkmale. Bei der Abgrenzung der Norm durch $\pm 1\sigma$ werden von den 156 Individuen 77 (49,3%) mit abnormen Varianten gefunden, und zwar 35 Individuen in bezug auf ein Merkmal, 19 auf zwei Merkmale und 23 auf drei Merkmale (s. Tab. 4). Die Prozentzahl der Individuen mit abnormen Varianten wird bei der gleichzeitigen Untersuchung von drei voneinander ganz verschiedenen Merkmalen noch größer. So besitzen z. B. von 153 Individuen, an denen die Schädellänge, -breite und -höhe gleichzeitig gemessen wurden, 96 Individuen, d. h. 62,8%, Varianten, die außerhalb der Normgrenzen $\pm 1\sigma$ von einem, zwei und drei Maßen liegen. Die Prozentzahl der Individuen mit normalen Varianten aller drei Merkmale beträgt nur noch 37,2%. Durch die Anwendung meines Verfahrens werden von denselben 153 Individuen nur 47 (30,7%) mit abnormen Varianten eines, zweier und dreier Maße abgegrenzt. Die Zahl der Individuen mit normalen Varianten aller drei Merkmale bleibt 69,3%. Endlich erreicht bei 6 verschiedenen an 156 Individuen untersuchten Schädelmaßen (Schädellänge, äußere und innere Schädelbasislänge, größte Schädelbreite, Querdurchmesser, Biaurikularbreite) die Prozentzahl der Individuen mit außerhalb der Normgrenzen $\pm 1\sigma$ festgestellten Varianten von einem bis zu sechs Merkmalen 70,5% der Fälle, d. h. fast 3/4 der Individuen sind Träger von abnormen Varianten und müssen vom Normalen ausgeschlossen werden. Als normal gelten nur noch 29,5% der Fälle. Bei der Bestimmung der Norm durch mein Verfahren erreicht die Zahl der Individuen mit abnormen Varianten von einem bis zu sechs Merkmalen nur 41,6% und liegt also immer noch bedeutend unter 50% (s. Tab. 4). Die Befunde zeigen, daß die Normbestimmung durch $\pm 1\sigma$ zur Abgrenzung von weit weniger als der Hälfte der Individuen mit innerhalb der Norm der Merkmale liegenden Varianten führen kann. Dadurch setzt sich das Verfahren $\pm 1\sigma$ in einen unüberwindlichen Widerspruch zu dem Begriff der Norm und ist folglich für die Bestimmung der Norm als unbrauchbar zu bezeichnen.

Tabelle 4. Die bei der gleichzeitigen Untersuchung von mehreren Merkmalen erfolgte Abgrenzung der Individuen mit normalen Varianten durch mein Verfahren und durch $\pm 1\sigma$

Schädelmaße	Zahl der untersuchten Individuen	Ergebnisse durch mein Verfahren für die Norm		Ergebnisse bei der Bestimmung der Norm durch $\pm 1\sigma$	
		Individuen mit normalen Varianten	Individuen mit Varianten außerhalb der Norm	Individuen mit normalen Varianten	Individuen mit Varianten außerhalb der Norm
1. Schädellänge, äußere Schädelbasislänge, innere Schädelbasislänge	157	126 (80,3%)	31 (19,7%)	94 (59,9%)	63 (40,1%)
2. Schädelbreite, Querdurchmesser, Biauricularbreite	156	121 (77,6%)	35 (22,4%)	79 (50,7%)	77 (49,3%)
3. Schädelhöhe, Schädelbreite, Schädellänge	153	106 (69,3%)	47 (30,7%)	57 (37,2%)	96 (62,8%)
4. Schädellänge, äußere Schädelbasislänge, innere Schädelbasislänge, Schädelbreite, Querdurchmesser, Biauricularbreite	156	91 (58,4%)	65 (41,6%)	46 (29,5%)	110 (70,5%)

Den Ergebnissen meines Verfahrens stehen sehr nahe die Zahlen, die bei der Festsetzung der Normgrenzen durch $\pm 1{,}5\sigma$ erhalten werden. Aus der zweiten Hälfte der Tab. 2 ist zu ersehen, daß die Prozentzahlen der Individuen innerhalb dieser Norm bei den untersuchten 18 Schädelmaßen zwischen 84% (Maß Nr. 5) und 89,9% (Maß Nr. 12) schwanken. Die Zahlen der außerhalb der Norm liegenden Varianten bewegen sich bei den Merkmalen zwischen 16% und 10,1%. Bei der normalen binomialen Variantenverteilung eines Merkmales liegen in den Grenzen $\pm 1{,}5\sigma$ 86,3% der Varianten, eine Zahl, die dem Mittelwert der Ergebnisse meines Verfahrens an den 18 Schädelmaßen (86,7%) sehr nahe steht. Der Variationskoeffizient der Prozentzahlen von den außerhalb der Grenzen $\pm 1{,}5\sigma$ liegenden Fällen beträgt bei den 18 Schädelmerkmalen 13,9 und ist etwas niedriger als der der Ergebnisse meines Verfahrens. Diese Tatsache zeigt, daß die Schwankung der Grenzen des Abnormen in einem Ausmaße gehalten wird, das die Absonderung der extremen Varianten in jedem Falle erlaubt. Auch in bezug auf die Festsetzung der Zahl der Individuen mit normalen Varianten von mehreren gleichzeitig an derselben Population untersuchten Merkmalen liefert die Normbestimmung durch $\pm 1{,}5\sigma$ befriedigende Ergebnisse, die den diesbezüglichen Resultaten meines Verfahrens gleichen.

Ich wandte weiter die Normabgrenzung durch $\pm 1{,}5\sigma$ und mein Verfahren auch an größerem statistischem Material an, um ihre Leistungen zu prüfen. Aus den Untersuchungen des belgischen Anthropologen Quetelet habe ich einen Fall entnommen, der sich auf die Messung der Körperhöhe bei 25 878 nordamerikanischen Freiwilligen bezieht. Quetelet hat seine Resultate über die Variantenverteilung der Einfachheit halber auf 1000 Personen umgerechnet. Die Variationsreihe beginnt mit der kleinsten Variante von 60 engl. Zoll (2 Personen) und endet mit der größten Variante von 76 engl. Zoll (1 Person). $M = 67{,}2$ Zoll, $\sigma = 2{,}54$. Die durch mein Verfahren bestimmte Norm umfaßt

91,8% der Individuen; außerhalb von ihr liegen 8,2% der Fälle. In den Grenzen ± 1,5 σ befinden sich 87,1% der untersuchten Personen. Das Material des 2. bearbeiteten Falles ist aus dem Bericht des anthropometrischen Komitees der britischen Gesellschaft entnommen und betrifft eine statistische Untersuchung des Körpergewichtes der Engländer (nach Salinger, Die Auswertung statistischer Beobachtungsergebnisse, S. 137, 1926). Die Variationsreihe beginnt mit der kleinsten Variante 94,5 engl. Pfund (2 Personen) und endet mit der größten Variante 284,5 Pfund (1 Person). Die Zahl der untersuchten Individuen beträgt 7749. M = 156,7 Pfund, σ = 21,3. Die nach meinem Verfahren bestimmte Norm umfaßt 92,1% der Individuen; in den Grenzen ± 1,5 σ liegen 85,7% der untersuchten Personen. Aus diesen 2 Beispielen geht klar hervor, daß mein Verfahren bei größerem statistischen Material den Anteil der innerhalb der Normgrenzen liegenden Individuen erhöht, und zwar bei den 18 untersuchten Schädelmaßen von einer mittleren Norm von 86,7% bis auf 92%; es verringert dementsprechend die Zahl der außerhalb der Norm gelegenen Fälle. Im Gegensatz dazu bleibt die Zahl der im Bereich der Grenzen ± 1,5 σ für die Norm liegenden Individuen bei größerem statistischen Material in gleicher Höhe mit der Norm der Merkmale, die an einer geringeren Anzahl von Personen untersucht sind.

Tabelle 5. Variationskoeffizienten, mittlere quadratische Abweichungen und Prozentzahlen der Norm (nach meinem Verfahren und nach ± 1,5 σ) bei den untersuchten 18 Schädelmaßen

Nr. des Schädelmaßes	Variationskoeffizient (ν)	Mittlere quadratische Abweichung (σ)	Prozentzahl der Norm nach meinem Verfahren	Prozentzahl der Norm in den Grenzen ± 1,5 σ
11	3,85	1,97	86,6	89,0
5	4,1	7,25	82,2	84,0
9	5,0	3,65	83,8	88,4
2	5,0	7,24	85,9	85,9
1	5,1	6,51	88,2	88,2
7	5,2	4,61	84,6	85,9
10	5,25	4,31	89,7	85,2
6	5,4	5,25	85,5	86,1
4	5,7	6,89	83,8	85,6
3	5,8	7,91	89,1	86,5
13	6,0	5,6	90,1	89,5
14	6,1	4,98	87,9	87,2
8	6,15	5,47	86,1	84,5
16	6,7	6,12	87,9	87,9
15	7,6	5,25	86,5	88,6
18	7,8	5,92	86,5	86,5
17	8,6	6,4	89,4	88,7
12	10,7	146	86,6	89,9

Die Ergebnisse meines Verfahrens stehen in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu der Größe der Variationskoeffizienten und der mittleren quadratischen Abweichungen der Merkmale. Aus der Tab. 5 ist zu ersehen, daß bei Merkmalen mit annähernd gleichgroßen Variationskoeffizienten und mittleren Abweichungen die Norm prozentual verschieden große Zahlen von Individuen umfaßt. In der Norm des Maßes Nr. 7 mit Variationskoeffizient v = 5,2 und σ = 4,61 liegen 84,6% der Fälle, während die Norm des Maßes Nr. 10 mit v = 5,25 und σ = 4,31 89,7% der Fälle umfaßt. Es gibt auch Merkmale mit

gleichem Normanteil, die aber verschieden große Variationskoeffizienten und mittlere Abweichungen besitzen (z. B. Maße Nr. 11 und Nr. 12). Worauf eigentlich die Schwankungen der Prozentzahlen der in den Grenzen der Norm liegenden Individuen (90,1% — 82,2% = 7,9%) bei verschiedenen Merkmalen beruhen, werden weitere Untersuchungen zu zeigen haben. Jedoch sind diese Schwankungen, wie durch die bisherigen Betrachtungen nachgewiesen wurde, so gering, daß sie die Abgrenzung der extremen Varianten von den beiden Seiten der Variationsreihe (bei gewöhnlicher bipolarer Variabilität) nicht ungünstig beeinflussen können. Die durch mein Verfahren bei den Fällen mit geringerer Individuenzahl (bei den 18 Schädelmaßen) erzielten Ergebnisse stehen keinesfalls unter den der allein noch in Frage kommenden Abgrenzung der Norm durch $\pm 1,5\,\sigma$. Dafür hat aber mein Verfahren zweifelsohne den Vorzug, daß es bei umfangreicherem statistischem Material eine weit größere Zahl von Individuen in die Grenzen der Norm hineinbringt und die Zahl der von der Norm ausgeschlossenen Varianten verringert. Dadurch wird die wichtige Bedingung erfüllt, daß bei Untersuchung mehrerer Merkmale an derselben Population eine der Norm entsprechende Zahl von Individuen mit normalen Varianten aller Merkmale abgegrenzt werden kann.

Jedes Merkmal, das bei einer bestimmten Population untersucht wird, besitzt seine eigene Verteilung der Varianten. Diese weicht von der normalen Verteilung in wechselndem Grade ab. Folglich besitzt jedes Merkmal eine Art Verteilungsindividualität. Deshalb müssen bei jedem Merkmal die Grenzen der Norm und die Zahl der in ihr gelegenen Individuen festgestellt werden. Durch mein Verfahren, dessen Anwendung leicht und schnell ist, können diese Bestimmungen bei allen Merkmalen vorgenommen werden.

Schrifttum

1. Bauer, J.: Konstitutionelle Disposition bei inneren Krankheiten. Berlin 1923. — 2. Günther, H.: Die Grundlagen der biologischen Konstitutionslehre. G. Thieme, Leipzig 1922. — 3. Hildebrandt: Norm und Entartung d. Menschen. Sibyllenverlag, Dresden 1920. — 4. Kaup, J.: Ein Körperproportionsgesetz zur Beurteilung der Längen-, Gewichts- und Index-Abweicher. Münch. med. Wschr. Nr. 31 u. 32, 1921. — 5. Ders.: Neue Grundregeln der Norm und Konstitutionsforschung. Klin. Wschr. Nr. 28 u. 29, 1924. — 6. Kraus, F.: Allgemeine und spezielle Pathologie d. Person. G. Thieme, Leipzig 1919. — 7. Lubosch, W.: Individualanatomie. Handb. Biologie d. Person. Bd. II. Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1926. — 8. Quetelet, Ad.: Über die Entwicklung der Fähigkeiten d. Menschen. Deutsch v. Dorn. 2 Bde. G. Fischer, Jena 1914 u. 1921. — 9. Rautmann, H.: Untersuchungen über die Norm, ihre Bedeutung und Bestimmung. Veröffentl. a. d. Geb. d. Kriegs- u. Konstitutionspathol. Bd. 2, Heft 2. G. Fischer, Jena 1921. — 10. Salinger, H.: Die rechnerische Auswertung statistischer Beobachtungsergebnisse. Handb. Biologie d. Person, Bd. I. Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1926.

Das Rätsel der Blutgruppen

Von

Walter Scheidt, Hamburg

Mit 1 Textabbildung und 1 Tabelle

Als Landsteiner die Isohämagglutinationsgruppen beim Menschen entdeckt hatte, erklärte er die Befunde durch die heute allenthalben bekannte Annahme, daß es sich um zweierlei (qualitativ verschiedene) Isohämagglutinogene

oder Rezeptoren, dementsprechend um zweierlei Antikörper handle. Diese Annahme dürfte nach dem Beispiel anderer in der Serologie bewährter Theorien gebildet worden sein. Nachzuprüfen, ob sie sich mit den serologisch nachweisbaren Erscheinungen verträgt, ist natürlich Sache des Serologen. Der Genetiker ist zunächst darauf angewiesen, die Erklärung des Serologen hinzunehmen. Immerhin muß sich aber auch der Genetiker Gedanken darüber machen, ob die theoretische Erklärung ein befriedigendes Bild von den Vorgängen gibt, vor allem aber darüber, ob sie ihrer Art nach jede andere Erklärungsmöglichkeit ausschließt. Solche Überlegungen sind allgemeinwissenschaftliche Aufgaben. Sie folgen bei jeder Theoriebildung denselben Grundsätzen. Da auch die Erklärung der Isohämagglutinationserscheinungen Theorie ist, gilt das auch für eine kritische Betrachtung der Annahme qualitativ verschiedener und in besonderer Weise aufeinander abgestellter „Blutballungsstoffe".

Mit der Frage nach der Erblichkeit der auf Blutballung bezüglichen Blutbeschaffenheit tauchte sogleich die Frage nach der phänogenetischen Entstehung der angenommenen Rezeptoren und Antikörper auf. Es war von vornherein klar, daß eine selbständige und unabhängige Erbbedingtheit der Rezeptoren wie der Antikörper kaum anzunehmen sei, weil es sonst sehr häufig zur Bildung von lebensunfähigen Blutsorten (z. B. mit dem Rezeptor A und dem Agglutinin α) kommen müßte. Die Annahme Landsteiners, Anwesenheit des Rezeptors A schließe gleichzeitige Anwesenheit des Agglutinins α, solche des Rezeptors B die des Agglutinins β aus, erklärt nun zwar zwanglos die Blutbeschaffenheit AB. Wenn aber, wie es meist dargestellt wird, α irgendwie als „Reaktion" auf B, β als „Reaktion" auf A erklärt werden soll (was auch in den Bezeichnungen „Agglutinogen" für A bzw. B und „Antikörper" für α und β zum Ausdruck kommt), so versteht man nicht, wie in einem von A und B freien Blut α und β zustandekommen sollen. Die umgekehrte Annahme, daß A und B reaktiv auf β und α entstehe, würde die Entstehung von $\alpha\beta$-Blut (ohne A und B) unerklärt lassen und außerdem wohl mit der Tatsache in Widerspruch stehen, daß fötales und frühkindliches Blut in der Regel agglutininfrei ist. Nimmt man ferner — mit Landsteiner — an, daß der Rezeptor zwar zur Bildung des heterologen Agglutinins führen könne, aber nicht führen müsse, so wäre eine weitere Erklärung dafür notwendig, warum dann nicht auch Blut mit dem Rezeptor A, aber ohne das Agglutinin β, und Blut mit B ohne α vorkommt.

Die ganze Theorie hat also, erkenntnistheoretisch besehen, erhebliche Schwächen. Diese kommen auch in der Bezeichnung der durch A, B, α und β verkörperten Stoffe bzw. Eigenschaften der Blutkörperchen (BK.) bzw. des Blutplasmas (P.) zum Ausdruck. Man spricht von der „Ballbarkeit" der BK. und von der „Ballungsfähigkeit" des P. Da nun aber diese „Bereitschaft" bzw. „Fähigkeit" ihrer Art und Stärke nach immer nur relativ ist: „Ballbarkeit" bestimmter BK. durch ein bestimmtes P. und „Ballungsfähigkeit" eines bestimmten P. gegenüber bestimmten BK., bedeuten beide Ausdrücke dasselbe. Wenn BK. durch ein P. agglutiniert werden, kann man sagen, die „Ballbarkeit" der BK. (für dieses P.) sei vorhanden bzw. groß genug, oder auch, die Agglutinationskraft dieses P. (für diese BK.) sei vorhanden bzw. groß genug. Ein schlüssiger Beweis für die Berechtigung und Notwendigkeit, „Ballbarkeit" und „Ballungsfähigkeit" als Eigenschaften der BK. bzw. des P. zu unterscheiden, wäre wieder nur damit geführt, daß Blut gefunden worden wäre, das weder Ballbarkeit der BK.,

noch Ballungsfähigkeit des P. aufweist, also in allen möglichen Kreuzproben weder agglutiniert wird, noch agglutiniert.

Diese Überlegungen begründen m. E. den Verdacht, daß die Annahme von vier paarweise bezüglichen und alternativ-qualitativ verschiedenen Stoffen nicht zweckmäßig und zur Erklärung der gegebenen Erscheinungen auch nicht unumgänglich notwendig war.

Die folgenden Versuche, andere Theoriebildungen zu finden, gehen ebenso wie alle solchen Theoriebildungen von der Analogie chemisch-physikalischer Vorstellungen aus. Sie unterscheiden sich von solchen Versuchen eines Serologen aber natürlich dadurch, daß ich mich dabei nicht, wie der Serologe, von irgendwelchen serologischen Erfahrungen bereits leiten lassen konnte. Denn solche Erfahrungen habe ich nicht. Das Ergebnis kann deshalb keine serologische Theorie, d. h. keine Annahme zur Erklärung serologischer Erscheinungen sein, sondern nur eine Frage an den Serologen, ob bzw. inwieweit er diese Theorie als erklärungswertig für seine Erfahrungen ansehen kann.

Am nächsten scheint mir der Gedanke an einen Zusammenhang zwischen Hämagglutination und Elektrolyse zu liegen. Art und Grad der elektrolytischen Dissoziation des Blutes sind bekanntlich weitgehend konstant. Wenn diese Dissoziation ein Potentialgefälle gegen irgendwelche Bestandteile des Blutes bedingt, so wird also auch dieses Potentialgefälle weitgehend konstant, d. h. nur in engen Grenzen verschieblich sein. Für einen Mechanismus, der normalerweise die Ballung der roten Blutkörperchen durch eine bestimmte Verteilung der Elektrizität verhindert, wären also gewisse Vorbedingungen erfüllt. Man könnte sich einen solchen Mechanismus auch leicht vorstellen: Spielen die BK. im Serum die Rolle von Elektroden in einem Elektrolyt, so muß sich an der Berührungsfläche zwischen BK. und P. eine elektrische Doppelschicht bilden, in welcher der auf die Oberfläche eines BK. verteilten Elektrizität eine gleiche Menge entgegengesetzter Elektrizität gegenübersteht. Das heißt nichts anderes, als daß die elektrische Ladung des Plasmas auf die Plasma-„Oberfläche", also auf die Oberfläche der dem Plasma eingelagerten entgegengesetzt geladenen körperlichen Bestandteile und auf die Innenoberfläche der Gefäße verteilt ist. Denkt man sich die BK. negativ elektrisch geladen, so schwimmen sie also sozusagen mit einem Panzer positiver Ladung (der „Grenzschicht" des Serums) im Plasma und werden dadurch davor bewahrt, sich gegenseitig festzuhalten oder an den Gefäßwänden zu kleben oder zu rollen. Die axiale Einstellung des Stromes der roten BK. ließe sich also auch so, nicht nur hydrodynamisch erklären.

Die Annahme eines Potentialgefälles zwischen den roten BK. und dem P. ergibt sich u. a. auch aus den Kreislaufverhältnissen des fötalen Lebens. Bei jedem Unterschied der Ionenkonzentration im mütterlichen und im kindlichen Blut besteht eine Konzentrationskette, welche an der Grenze der beiden verschieden konzentrierten Plasmen, also an den Wänden der Zotten des Chorion frondosum in den intervillösen Räumen der Uterusschleimhaut, infolge der verschiedenen Wanderungsgeschwindigkeiten der beiden Ionenarten eine elektromotorische Kraft setzen. Diese elektromotorische Kraft müßte sich in dem angenommenen Fall den Kräften addieren, welche etwa die erwähnte Doppelschicht zwischen BK. und P. des mütterlichen wie des kindlichen Blutes herstellen, so daß dann also die Ladung der BK. gegen das P. des Kindes von den elektrolytischen Ver-

hältnissen im mütterlichen Organismus abhängig wäre. Jedenfalls ist hier ein Mechanismus denkbar, der die Größe der angenommenen Potentialdifferenz BK./P. im Laufe des fötalen Lebens so regulieren könnte, daß nicht allein die etwa erbbedingte Beschaffenheit der BK., sondern auch das mütterliche „Milieu" der Frucht dabei von ausschlaggebender Bedeutung wäre. Schon ehe man solche Möglichkeiten theoretisch weiter verfolgt, ist es wichtig, die Tatsache einer solchen Möglichkeit als solche stark zu betonen. Denn am Ende der ganzen Überlegungen warten ja die Fragen nach der Erbbedingtheit. Handelt es sich, wie bei der Blutbeschaffenheit, um ein Organ, das während der Fötalzeit in so unvergleichlich enger funktioneller Beziehung zum mütterlichen Organismus steht, so wird man die Erblichkeitsfrage nur dann befriedigend lösen können, wenn sich mit Sicherheit ausschließen läßt, daß die phänotypische Ausprägung der fraglichen Anlage von der Beschaffenheit des mütterlichen Organismus mit abhängig ist. Das wäre weit wichtiger als die viel besprochene Frage, ob man etwa mit Schädigungen der Frucht seitens der Mutter oder umgekehrt rechnen müsse. Allgemeine biologische Erwägungen sprechen ohnedies von vornherein dafür, daß erbbedingte „Unverträglichkeiten" kindlichen und mütterlichen Blutes viel wahrscheinlicher gar nicht zustande kommen können, als dafür, daß sie nachträglich irgendwie „unschädlich" gemacht werden sollen.

Das Modell eines „elektrolytischen Ballungsschutzes" lenkt nun m. E. die Aufmerksamkeit sogleich auf die Größe und Form der roten Blutkörperchen. Denn die Dichte der fraglichen Doppelschicht an der BK./P.-Grenze ist unter sonst gleichen Bedingungen natürlich abhängig vom Verhältnis zwischen Masse und Oberfläche der BK. Sie wird im allgemeinen um so größer (und als „Ballungsschutz" also um so wirksamer) sein, je kleiner im Vergleich zur Masse die Oberfläche wird, da man sich die Größe der entstehenden Potentialdifferenz zwischen BK. und P. vom Verhältnis der BK.-Masse zur P.-Masse abhängig denken kann. Wären die roten BK. kugelige Gebilde, so wäre es nicht schwer, Näherungswerte für diejenige durchschnittliche Größe der BK. zu errechnen, welche die maximale Flächendichte der Ladungen gewährleistet. Die bekannte Form der roten BK., welche den Rotationskörper einer ungefähr bisquitförmigen symmetrischen Fläche um den kurzen Durchmesser darstellt, würde solche Berechnungen aber wertlos machen, da die Feldintensität nicht an allen Stellen der Oberfläche gleich groß ist, wenn die Oberflächenstücke verschiedene Krümmung haben. Nach den geläufigen Bildern roter BK. müßte man an der Oberfläche des wulstförmigen Randes eine größere Dichte der Kraftlinien erwarten als auf der eingedellten Scheibenmitte. Vielleicht aber sind Schlüsse, die man aus diesen Erscheinungen zu ziehen versucht, doch recht unzuverlässig, da das Plasma weder eine isotonische noch viel weniger eine elektrolytisch indifferente Flüssigkeit für die BK. darzustellen braucht. Man kann sich jedenfalls vorstellen, daß eine in einem Elektrolyt befindliche kugelförmige Elektrode, deren elektrische Ladung also gleichmäßig auf der Oberfläche verteilt ist, deformierenden äußeren Einwirkungen erheblichen Widerstand entgegensetzen würde, weil die Annäherung einer Oberflächenstelle an die andere die abstoßende Kraft der gleichnamig geladenen Flächen zu überwinden hätten. Ein solcher kugelförmiger Körper erhielte durch seine Ladung also gewissermaßen eine „innere Spannung", eine allseitig gleichmäßige „Zugspannung" seitens des Elektrolyts. Diese „Spannung" würde ihn so lange daran hindern können, in einer hypertonischen

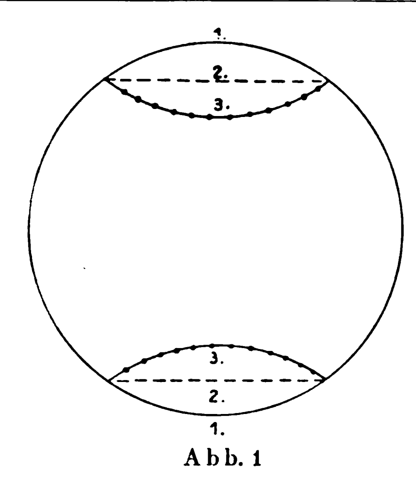


Abb. 1

Lösung zu schrumpfen, wie die Feldintensität der Oberfläche überall dieselbe und der osmotische Druck nicht größer als das Potential wäre. In einer hypotonischen Lösung aber könnte sich ein solcher Körper gerade umgekehrt verhalten: zu der osmotischen Kraft, welche die Quellung bewirkt, könnte sich jene „Spannung" der elektrischen Ladung addieren, da die übrigen (nicht an dem Körper anliegenden) „Grenzen" des Elektrolyts in ihren Krümmungsverhältnissen unregelmäßig genug wären, um eine Verschiebung der Grenzflächen zuzulassen. Zur Quellung würde dann also schon eine geringe Hypotonie der Lösung ausreichen und die dafür außerdem notwendige Vorbedingung, nämlich ungleichmäßige Feldstärke der Elektrolytoberfläche wäre stets gegeben.

In dieser Vorstellung ist also scharf unterschieden zwischen der elektrischen und der chemischen Dissoziation des flüssigen Mediums. Sie führt zu einem Modell der Entstehung der Form roter BK. Im Anschluß an bekannte Tatsachen der Hämatopoese wird man eine kugelige Form als die ursprüngliche ansehen. Haben solche Zellen ein Potential gegen das Serum erhalten, so kann die an und für sich gleichmäßige Ladungsverteilung zufällig leicht gestört werden. Schon die Annäherung an eine Gefäßwand mit stärkerer Krümmung könnte dazu z. B. ausreichen. Herrscht nun im Plasma Hypertonie gegen das Stroma der BK., so kann diese die Zelle eindrücken, sobald die Ladungsverschiebung groß genug, die aus der Ladung herrührende „innere Spannung" an irgendwelchen einander gegenüberliegenden Oberflächenstellen also schwach genug ist, um dem osmotischen Druck das Übergewicht zu geben. Die Zelle wird dann also schrumpfen, indem die schwächer geladenen Oberflächenstellen einsinken und dadurch den Volumverlust decken. Die Abflachung dieser Oberflächenstellen aber hat eine Vermehrung eben der Ladungsverschiebung zur Folge, welche zu eben dieser Abflachung Anlaß gab. Hatten nämlich diese Stellen schon vorher eine weniger dichte Ladung als die übrigen Oberflächenstellen, so setzt die Abflachung die Feldintensität noch weiter herab. Der Prozeß kann also noch nicht zur Ruhe kommen. Die Abflachung wird sich vielmehr in eine Eindellung fortsetzen müssen, bis die Krümmung der eingedellten Oberflächenstücke so groß ist, wie vorher die Krümmung derselben Stellen in der Kugelfläche war, d. h. also, bis der Krümmungsradius der eingedellten Stellen gleich dem Radius der ursprünglich vorhandenen (noch nicht geschrumpften) Kugel ist.

Die Frage, ob der Deformierungs- und Schrumpfungsvorgang nun, auf diesem Stadium, zum Stillstand kommen kann, ist abhängig von der anderen Frage, ob das Potential des BK. durch die Volumänderung (Wasserabgabe) verändert wurde oder nicht. Denn dieses (3.) Stadium ist nun so, daß ein um zwei Kugelhauben vermindertes Volumen von derselben Fläche begrenzt wird wie das ursprüngliche Volumen der ganzen Kugel (Abb. 1).

Da die Schrumpfung der Zelle durch Wasserabgabe vor sich geht, wird man annehmen können, daß sich mit der Konzentration auch die Konzentration der elektrisch dissoziierten Molekeln geändert hat, die Potentialdifferenz gegen das Elektrolyt also nicht dieselbe geblieben ist. Hätte das Potentialgefälle zugenommen, so könnte das 3. Stadium nicht ganz erreicht werden, weil der osmotische Druck ursprünglich die gleichmäßig geladene Kugelfläche nicht einzudrücken vermochte, also die im Stadium 3 gezeichnete gegenseitige Annäherung der beiden eingedellten Flächenstücke nicht zu bewirken imstande wäre. Hat die Potentialdifferenz aber, wie wahrscheinlich ist, mit dem Volumen abgenommen, so ist das Stadium 3 durchaus möglich. In beiden Fällen aber wird es auch zu einer Abflachung der außen von den eingedellten Partien liegenden Wülste kommen müssen. Dies wiederum führt zu einer neuen Verschiebung der Ladung (auf die Oberfläche vorwiegend der Randpartien), damit zu einer neuen Verminderung der Felddichte in den eingedellten Partien usw. Der ganze Vorgang strebt jedenfalls am wahrscheinlichsten einer Form zu, welche derjenigen der roten BK. entspricht und es ist außerdem wahrscheinlich, daß das Gleichgewicht der Kräfte zuletzt bei einer Form erreicht wird, welche ungleichmäßige Krümmungen der Grenzflächen, also ungleichmäßige Dichte der Ladung auf den BK. (vermutlich geringere Dichte an den eingedellten Flächen) bedingt.

Es ist mir nicht möglich (und scheint mir zunächst, in diesem Stadium der Hypothesenbildung, auch noch nicht wesentlich), dieses Modell weiter auszubauen. Man kann aber auch ohne Berechnungen voraussagen, daß die Veränderung des Potentialgefälles nicht einfach proportional der Volumänderung und diejenige des Ladungsgefälles auf den BK. nicht einfach proportional der Größenänderung der eingedellten Fläche vor sich gehen wird, sondern daß beide Änderungen „kritische Punkte" haben werden. Auch dann, wenn beide Veränderungen stets gleichsinnig oder stets gegensinnig verlaufen sollten, bedeutet natürlich eine Verschiebung der Ladung auf die Flächen des Randwulstes oder umgekehrt um so mehr für das Verhalten des BK., je kleiner die Gesamtladung des BK. (also seine Potentialdifferenz gegen das Plasma) ist und es könnte also auch bei parallelem oder inversem Verlauf beider Änderungen ein „kritisches" Stadium geben, über das hinaus jede Veränderung des *Potentialgefälles*, ein gleiches oder anderes, über das hinaus jede Veränderung des *Ladungsgefälles* die Suspension des BK. im Elektrolyt gefährdet. Diese beiden Arten „kritischer" Punkte können sich weiter verdoppeln (also vier solche „kritische Grenzen" ergeben), wenn, wie oben dargelegt wurde, die Form- und Größenänderungen bei Quellung durch Hypotonie anders, vor allem mit anderen tonischen Schwellenwerten, verlaufen als bei Schrumpfung durch Hypertonie.

Als *allgemeine Hypothese* läßt sich jedenfalls *die Annahme* brauchen, *daß ein bestimmtes Ladungsgefälle zusammen mit einem bestimmten Potentialgefälle dann, wenn es gleich-*

zeitig auf vielen roten BK. zustande kommt, nicht mehr genügend Schutz bietet gegen die Ballung, indem z. B. die schwache Doppelschicht eingedellter Flächen einen Kontakt der Schutzschicht stark geladener Randwülste mit der BK.-Ladung zuläßt oder Ladungsverschiebungen während der Quellung bzw. Schrumpfung solche Angriffspunkte freilegen. Der Kernpunkt der Theorie liegt darin, daß bei der Ausbildung des angenommenen Gleichgewichtes zwischen Potentialdifferenz, Ladungsverteilung und osmotischem Druck durch Form und Volumänderung der BK. im „eigenen Plasma" die einleitende Ladungsverschiebung zufällig, also jeweils nur bei einzelnen BK. eintritt. Werden aber BK., welche sich in dieser Weise an die Verhältnisse ihres Organismus angepaßt haben und also eine Form mit notwendig ungleichmäßiger Ladungsverteilung aufweisen, in anderes Serum versetzt, so werden andere tonische Verhältnisse das Gleichgewicht ohne besonderen Anlaß und also bei allen BK. gleichzeitig stören. Der andere wichtige Punkt der Hypothese ist der erläuterte Zusammenhang zwischen Größe, osmotischem Druck, Form, Volumen und Potential, der so geartet ist, daß sich alle Regelungen (einschließlich der durch ein Konzentrationsgefälle zwischen mütterlichem und kindlichem Blut im fötalen Leben) letztlich als Konsequenzen der absoluten Größe der BK. bzw. der Erythroblasten auffassen lassen, so daß man, wenn sich die Hypothese zu einer wohlgestützten Theorie ausbauen ließe, nichts anderes als nur eine Erbbedingtheit der durchschnittlichen Erythroblastengröße anzunehmen hätte, um damit die Ballungserscheinungen befriedigender zu erklären als mit der Annahme von vier verschiedenen hypothetischen „Stoffen" oder Körpern.

Die Veränderlichkeit der Größe und der Durchmesser roter BK. ist allgemein bekannt. Das Verhalten der BK. in engen Haargefäßen, besonders aber die Durchmesservergrößerung im Schlaf, bei Erschöpfung, bei Azidose, nach Morphin usw., die Verkleinerung bei Alkaleszenz, nach Bikarbonatzufuhr, nach forcierter Atmung usw. lassen an wirkliche funktionelle Veränderungen denken, welche sowohl mit kleinen Verschiebungen der P_H-Zahl (im Sinne unserer Hypothese also mit Potentialverschiebungen seitens des Serums) wie auch mit solchen der chemisch-osmotischen Verhältnisse zusammenhängen können. An anderer Stelle habe ich jedoch schon einmal darauf hingewiesen, daß man auch mit „Umzüchtungen" des Blutes im Organismus zu rechnen hat, d. h. mit Vorgängen, welche die Neubildung beschaffenheitsverschiedener (in unserem Fall größerer oder kleinerer) BK. begünstigen. Denn wenn auch vieles dafür spricht, daß anlagemäßig nicht jeder Organismus zur Neubildung derselben Art von BK. befähigt ist, so könnte es doch auch so sein, daß zwar, was den hämatopoetischen Apparat betrifft, BK. jeder Größe gebildet werden könnten, daß aber andere erblich bedingte Verhältnisse (welche etwa mit dem Säurebasenhaushalt zusammenhängen) zeitweilig die zur Lieferung größerer oder kleinerer BK. befähigten Teile der „Matrix" relativ atrophieren bzw. hypertrophieren lassen. Besonders beachtlich erscheint mir jedenfalls die Tatsache, daß man allgemein bei Neugeborenen sowohl durchschnittlich größere BK. als auch eine größere Schwankungsbreite der BK.-Durchmesser findet als bei Erwachsenen und auch bei der Mutter (obwohl durchschnittlich größere Werte beim weiblichen Geschlecht gefunden worden sind).

Es fehlt also keineswegs an Anhaltspunkte für die Bedeutung der BK.-Größe.

Natürlich aber reichen diese spärlichen Hinweise nicht aus, die skizzierte Hypothese zu stützen. Ich möchte deshalb noch einmal betonen, daß ich das auch gar nicht für meine Aufgabe halte. Es liegt nicht im Bereich meiner Zuständigkeit. Das Ganze soll vielmehr als eine Frage an den Serologen aufgefaßt werden, wozu allerdings vom Standpunkt der Genetik aus eines noch einmal betont werden muß: genetisch wäre die Rückführung der Blutballungserscheinungen auf eine erbbedingte Eigenschaft weit befriedigender als die herrschende Annahme multipler Allelomorphie. Darüber sollte man sich nicht dadurch forttäuschen lassen, daß um die Blutgruppenvererbung so viel Berechnungen angestellt worden sind. Viele von diesen Berechnungen (insbesondere die von Wellisch gepflegten „Formeln") beruhen auf genetisch falschen Voraussetzungen und „beweisen" nicht mehr, als das, was in den Ansatz der Rechnung bereits hineingelegt wurde. Eine Berechnung der Genstruktur einer Bevölkerung ist den Umständen nach unmöglich, weil sich nicht auf Grund irgendeines Erbganges voraussagen läßt, was als Ergebnis theoretisch zu erwarten wäre. Stimmen die Ergebnisse so, wie bei den erwähnten Berechnungen, zu den vermeintlichen theoretischen Voraussagen, so beweist dies im Gegenteil, daß man unbemerkt einer Selbsttäuschung im Ansatz zum Opfer gefallen ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit den viel zitierten „Mutter-Kind-Untersuchungen", welche angeblich beweisen sollen, daß es bei der Blutbeschaffenheit keine Erbänderungen gebe. Wenn sich wirklich nichts fände, was auf Erbänderungen hinwiese, so würde das schlüssig beweisen, daß man nicht, bzw. nicht nur eine erbliche, sondern auch eine andersartige Abhängigkeit zwischen Eltern und Kindern (in diesem Falle Müttern und Kindern) erfaßt hat. Denn Erblichkeit und Mutabilität sind nun einmal untrennbar miteinander verbunden. Es ist ein und dasselbe, weil es ohne Erbänderungen keine Erbunterschiede gäbe.

Die Ergebnisse der Familienuntersuchungen vollends sind alles eher denn ein Hindernis für die Annahme, daß es sich um eine, nicht um zwei erbliche Eigenschaften handelt. Die Serologen sollten sich also vor allem nicht durch diese Befunde davon abhalten lassen, ihre Theoriebildung kritisch zu betrachten und, wenn möglich, zu verbessern. Die für den Beweis wichtigsten Kreuzungen von Eltern der Gruppen AB und ∅ haben nach den Tabellen im Steffanschen Handbuch die größte Zahl von „falschen" Befunden an den Kindern geliefert (32 von 801 Kindern mit der Gruppe ∅, d. s. 4%). Die kleinste Zahl „falscher" Befunde (nur 0,78%, 14 von 1790 Kindern mit den Gruppen A und B) findet sich bei den Kreuzungen zweier Eltern der Gruppe ∅. Könnte man die letztere Zahl sehr wohl durch Erbänderungen erklären, so ist die erstere dafür doch reichlich hoch. Unterstellt man einmal versuchsweise die Annahme, daß es sich um eine Erbeigenschaft handelt, welche, wie alle übrigen nichtkrankhaften Eigenschaften polymer (als quantitative Eigenschaft kontinuierlicher Variation etwa homomer) ist, was bei einer Erblichkeit der durchschnittlichen Erythroblastengröße am meisten für sich hätte, und nimmt man an, daß die durchschnittlich kleinsten Erythrozyten die geringste, die durchschnittlich größten die stärkste Anfälligkeit gegen Änderungen des osmotischen Druckes und der Potentialdifferenz in fremdem Plasma haben, während die Erythrozyten mittlerer Größe eine Form erhalten, die in der Nähe der oben angedeuteten „kritischen Punkte" der Druck- und Potentialveränderung liegen, so käme dem Blut der ∅-Gruppe wahrscheinlich die größte (keineswegs unbedingt vollständige) rezessive, dem

der AB-Gruppe die größte (aber nicht unbedingt vollständige) dominante Homogametie zu und die beiden Gruppen A und B wären als Hetrogameten verschiedenen Grades anzusehen. Dabei müßte man weiter, wegen der oben gleichfalls angedeuteten ungleichen Wirkung von Hypertonie und Hypotonie des Plasmas annehmen, daß die rezessive Homogametie (der ∅-Gruppe) größer sein müßte als die dominante Homogametie der AB-Gruppe. Unter diesen Voraussetzungen wäre zu erwarten, daß in einer Reihenfolge der Kreuzungen ∅ × ∅, ∅ × A oder B, A oder B × A oder B, A oder B × AB und AB × AB der Prozentsatz der Kinder von ∅ über A und B zu AB immer größer würde, wobei aber bei den ersten Kreuzungen die Asymmetrie nach der ∅-Seite hin stärker wäre als bei den letzten Kreuzung diejenige nach der AB-Seite.

Die von Steffan zusammengestellten Zahlen (S. 145) ergeben in dieser Ordnung folgendes Bild:

Eltern	Kinder in %			
	∅	A	B	AB
1. ∅ × ∅	99,22	0,67	0,11	—
2. ∅ × A	42,34	57,06	0,44	0,16
3. ∅ × B	44,31	0,50	55,13	0,06
4. A × A	17,51	82,44	—	0,05
5. B × B	18,07	—	81,75	0,18
6. A × B	16,90	31,61	26,54	24,95
7. ∅ × AB	4,00	47,19	44,94	3,87
8. A × AB	1,35	49,63	23,83	25,19
9. B × AB	2,14	20,00	50,95	26,91
10. AB × AB	—	25,44	29,82	44,47

Bedenkt man die Möglichkeit, daß außer der erblichen noch eine andere Abhängigkeit der kindlichen Blutbeschaffenheit von derjenigen der Eltern (der Mutter) bestehen kann, welche das Übergewicht der A-Kinder in den Kreuzungen 2 und 4 und der B-Kinder in den Kreuzungen 3 und 5 als nicht erbbedingt erklären würde, so könnte die Tabelle genau ebensogut von einer Untersuchung der Körpergröße stammen, bei der man statt ∅, A, B und AB „klein", „untermittel", „übermittel" und „groß" geschrieben hätte. Eine bessere Übereinstimmung wäre gar nicht zu erwarten.

Von dem Versuch, nach dem Ausfall der Blutuntersuchung bestimmte Vaterschaften als „offenbar unmöglich" zu bezeichnen, müßte man dann freilich endgültig absehen, ungeachtet des theoretischen und praktischen Dankes, den sich die Serologie gerade mit diesen unwissenschaftlichen Urteilen bislang erworben hat.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Der gegenwärtige Stand rassenkundlich-musikalischer Stilforschung

Die musikalische Stilforschung aus rassenkundlicher Sicht wird von den verschiedensten Einsichten und Notwendigkeiten aus zum wichtigsten Mittelstück aller Bemühungen um die Zusammenhänge von Rasse und Musik. Sie wächst aus dem Gedanken, daß in allem Musikalischen, als einer sowohl körperlichen, wie auch geist-seelischen Äußerung der Stil, die ganzheitliche Haltung, aber nicht die einzelnen Eigenschaften unterscheidend wirken. Sie fließt aber auch aus der Erwägung, daß bei solcher Betrachtung ursprünglich persongebunden Rassisches zu sondern ist von den kulturellen Adoptionen (Keiter), der Übernahme und Umdeutung von Gut und Verhaltensweisen aus der Sphäre der Tradition und Erziehung. Gerade dieser Gedanke bestätigt immer von neuem, daß eine geschichtliche Sicht alles musikalischen Seins im Sinne nationalsozialistischer Weltanschauung eine rassenkundlich-musikalische Stilistik geradezu voraussetzt. Diese erhebt ihre Ansprüche aus der Erkenntnis, daß alle Bemühung um die Klarstellung rassenstilistisch-musikalischer Zusammenhänge aus dem Politisch-Weltanschaulichen kommt und als Mittel der Klarheit wieder einmünden muß in die politische Schulung und Erziehung des deutschen Menschen.

Eichenauer[1]) hat in seinem Buche unter Berufung auf Schemann (19) eine gesonderte Stilforschung unter rassenkundlichen Gesichtspunkten als bedenklich abgelehnt. Indessen läuft auch seine Betrachtung letzten Endes auf eine Schilderung von Rassenstilen hinaus, die als vorwissenschaftliche, intuitiv gesetzte Normen seiner ganzen Darstellung geradezu zugrunde gelegen haben müssen. Freilich sondert er nicht allenthalben die Einflüsse von Erbgut und Tradition ganz scharf, hebt er nicht die Wirkung der einzelnen seelischen Schichten und ihrer mehr oder minder erbmäßigen Verhaftetheit als Triebkräfte des Schaffens voneinander ab. Aber schließlich kommt ja seine Darstellung auch gar nicht so sehr von der Seite des Psychologischen, als vielmehr von der anderen der philosophischen und historischen Schau her. (Daß damit das Verdienst Eichenauers keineswegs geschmälert werden soll, erstmalig die Zusammenhänge zwischen Musik und Rasse ausführlich dargelegt zu haben, sei dabei bemerkt.)

Das geschieht wesentlich stärker bei Heinitz[2]), der im Anschluß an die Rutzsche Typologie sehr lebendige Untersuchungen vornimmt. Er geht dabei nicht durchaus vom Rassischen aus und zielt auch nicht letztlich auf dasselbe hin. Aber seine Versuche führen schon deshalb dorthin, weil sie ja durch Einbeziehung philologisch-textkritisch nicht erfaßbarer Faktoren — wie Gewicht, Besetzungsvolumen, absolute Dynamik, Artikulation, Verklanglichung — von selbst stärker auf den Menschen, mehr auf das Wie als auf das Was[3]) des Kunstwerkes und damit förmlich zwangsmäßig auf die rassischen Zusammenhänge abzielen.

Die Möglichkeit einer Erforschung der Zusammenhänge zwischen Rasse und Musik von der ganzheitlich-psychologischen Auffassung des Menschen und seinen rassenseelischen Typen aus haben wir im Archiv für Musikforschung 1937 — ausgehend von der Claußschen Rassenseelenforschung — umrissen[4]).

---

[1]) Eichenauer, R.: Musik und Rasse. 2. Aufl. 323 S. München 1937.
[2]) Heinitz, W.: Neue Wege der Volksmusikforschung. 121, III u. 15 S. Hamburg 1937.
[3]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Grundlagen der Rassenpsychologie. Stuttgart 1936. vgl. S. 141.
[4]) Günther, S.: Musikalische Begabung und Rassenforschung im Schrifttum der Gegenwart — eine methodologische Studie. Arch. Musikforschg. Oktober 1937, S. 308 bis 339.

Die ganze Fragestellung ist bereits früher, freilich nicht eigentlich aus dem Gesichtskreis der Rasse heraus, musikwissenschaftlich verschiedentlich angegangen worden. So hat H. J. Moser im 1. Band seiner „Geschichte der deutschen Musik"[5]) das Urbild germanischer Musikübung und ihrer wirkenden Kräfte, rassischer Betrachtung sich durchaus annähernd, ziemlich klar umrissen. Er tat das, ohne freilich weiterhin aus diesem Gesichtswinkel heraus die Musik in Deutschland bis in ihre letzte Zeit hinein zu sondern und zu werten. Und die wichtigste Erscheinung war wohl hier G. Beckings Werk über den „musikalischen Rhythmus als Erkenntnisquelle"[6]), dessen Kapitel „Nationale Haltungen und Lebensanschauungen", wie auch alle seine sonstigen Ausführungen, für eine rassenkundlich gerichtete Musikforschung mit am anregendsten und wichtigsten sind — trotzdem sie dem Gedanken der Rasse selbst völlig fernstehen[7]). Auch R. Steglich führt in jüngster Zeit mit seinen Darlegungen „Über die Wesensgemeinschaft von Musik und Bildkunst"[8]) durchaus auf rassische Zusammenhänge hin.

Ein entschiedener Vorstoß in das Gebiet solcher Stilforschung ist von Metzler[9]) mit der Beschreibung rassischer Stiltypen im deutschen Volksliede gemacht worden. Er hat aus diesem Blickpunkte heraus das nordische, dinarische und ostische Volkslied untersucht und mancherlei bemerkenswerte strukturelle Beobachtungen gemacht. Leider bleiben seine Untersuchungen allzusehr im Materiellen hängen, gliedern sie sich zu ausschließlich und zu eng der körperkundlichen Rassenkunde an — ein Standpunkt, der in Betracht der ganzen Artung der Musik und ihrer Einbettung in unser ganzes Leben nicht weiterführen kann. Das zeigt denn auch das Ergebnis von Metzlers Aufsatz über „Dur, Moll und Kirchentöne als musikalischen Rassenausdruck"[10]). Er endet schließlich damit, in „Grundformen des musikalischen Denkens der großen Rassenkreise" den europiden Langschädeln das Distanzprinzip, allen Kurzschädeln aber das Konsonanzprinzip (den europiden 5—12stufige, den mongoliden 2—5stufige Leitern) zuzusprechen. Das heißt denn doch, einem zwar ausschlagenden, aber für die musikalische Haltung und Gestaltung weder allein, noch in solchem Zusammenhange entscheidenden Merkmal eine Bedeutung beizumessen, die ihm hier keinesfalls in diesem Ausmaße zukommt. W. Danckert hat in seinem Werke über „Das europäische Volkslied"[11]) das Rassische oft gestreift und seine vorwiegend volkskundlichen und völkerkundlich-vergleichenden Betrachtungen erwachsen wohl aus der klaren Sicht der Rassen. So kann denn auch sein melodischer Typus der Aszendenz bei den germanischen Völkern weitgehend mit dem der nordischen, sein Typ der Deszendenz bei den östlichen Randvölkern mit dem der ostischen Rasse, aber auch im heutigen deutschen Raum und in anderem Stil als der der fälischen Rasse, der Typus der schwebenden Melodik bei den Romanen mit dem der westischen Rasse gleichgesetzt werden (59). Es sind das drei Urformen volkhafter Melodik, welche durchaus den rassischen Erlebnisbildern der drei genannten Rassen entsprechen. Ihre Umrisse zeichnet der Verfasser von der Seite des Rhythmischen, der Art ihrer Linienentfaltung, der Grundhaltung im Zeitmaße u. a. m. noch eindringlicher. Aber auch in der Reichhaltigkeit wandernden Liedgutes, das Danckert mitteilt, liegt eine Fülle von rassenstilistischen Beobachtungen und Erkenntnissen.

Nähern sich alle diese Untersuchungen der rassischen Kernfrage mehr oder weniger deutlich von der Betrachtung des lebendigen musikalischen Werkes oder auch nur seiner notentextlichen Gestalt her, so erwächst dem Aufbau rassenkundlich-musikalischer Stilkunde von bestimmten Arbeiten der Psychologie aus eine unmittelbare Hilfe. Es sind das alle die Untersuchungen, welche die Dynamik der rassischen Persönlichkeit, ins-

---

[5]) Moser, H. J.: Geschichte der deutschen Musik. 1. Bd. 2. Aufl. Stuttgart 1921.

[6]) Becking, G.: Der musikalische Rhythmus als Erkenntnisquelle. Augsburg 1928.

[7]) Siehe z. B. die gelegentliche Darstellung des Deutschen an einem Beispiel von Mendelssohn-Bartholdy (85); dagegen die Erkennung des internationalen Jüdischen bei Meyerbeer (99).

[8]) In der Festschrift für Max Seiffert. Kassel 1938.

[9]) Metzler, F.: Nordischer und dinarischer Stil im germanischen Volkslied. Musik und Volk 1934, Heft 1 u. f.
Ders.: Der ostische Stil im deutschen Volkslied. Ebenda 1936, Heft 3 u. 5.

[10]) In: Zur Tonalität des deutschen Volksliedes, herausgegeben von G. Waldmann, Wolfenbüttel 1938.

[11]) Danckert, W.: Das europäische Volkslied. VIII u. 450 S. Berlin 1939.

besondere die ihres geist-seelischen Erlebensstiles zum Gegenstande haben. Aber auch die Erschließung der rein körperlichen Dynamik wird der aufs Rassische gerichteten Musikforschung wichtige Hilfen geben, da doch „Psychisches sich der motorischen Apparate zu ihrem Ausdruck nicht nur bedient, sondern umgekehrt der Bau und die Funktionsart dieser Apparate ein nicht unwesentliches Fundament für das Psychische darstellt"[12]). Erwähnt seien hier nur die Arbeiten von Cehak[13]), welche das motorische Tempo der Rassen untersuchen, eine Fragestellung, deren Ergebnis gerade für die Erkennung der Zusammenhänge zwischen Rasse und Musik von größter Wichtigkeit zu werden vermag.

Ein weiterer Weg, zu einer rassenkundlich-musikalischen Stilistik zu kommen, setzt an bei der Frage nach dem Anteil der verschiedenen Rassen an der Gestaltung der deutschen Musik. Hier hat z. B. P. Beyer in einem Aufsatz[14]) die Gerichtetheiten nordischer Art in der deutschen Musik allgemein umschrieben. Das Metaphysische und Architektonische, die Aktivität und die Kraft des Bauens sind ihm solche wichtigen Kennzeichen, die aus dem Willen nordischer Weltgestaltung fließen. An anderer Stelle hat P. Neubert dasselbe Thema wieder aufgegriffen und unter Beziehung auf bestimmte Schöpfer und Werke[15]) zum Raumsinnigen nordischer Prägung in der Musik, sowie zu Form und Instrumentation eine Reihe treffender Beobachtungen beigesteuert. W. Heinitz hat in H. F. Bluncks Sammelwerk „Die nordische Welt"[16]) die germanische Musik der frühgeschichtlichen, wie auch die der neueren Zeit unter dem Gesichtspunkte des Nordischen gesehen. Und er hat versucht, die Kräfte der nordischen Seele bis in die jüngste Zeit hinein zu verfolgen. Schließlich gibt W. Rauschenberger mit seinen Ausführungen über den „Einfluß der fälischen Rasse auf die deutsche Kultur"[17]) wichtige Hinweise, welche auch der Erforschung der musikalischen Stilfrage unter rassenkundlichen Gesichtspunkten Hilfen geben.

In einer Reihe von Abhandlungen mit dem Gesamttitel „Rassenseelenkundliche Beiträge zur musikalischen Stilforschung"[18]) versuchen wir, von den Bildern aus, welche L. F. Clauß, H. F. K. Günther, v. Eickstedt, Rittershaus u. a. von den einzelnen Rassen des deutschen Volkes als körperlicher und seelischer Typen gezeichnet haben, die musikalischen Rassenstile als biologisch-ästhetische Leitbilder umfassender und an Hand von einzelnem hörbarem Material zu schildern. Wir konnten das bisher am musikalischen Stil der westischen und dinarischen Rasse zeigen und werden in Kürze den der nordischen und fälischen, der ostischen und ostbaltischen ebenso umreißen. Es versteht sich von selbst, daß in diesem Zusammenhange die Frage nach dem rassebedingten Persönlichkeitsstil der schöpferischen Gestalt, sowie eine Betrachtung des „deutschen Stiles" in der Musik einfach nicht umgangen werden dürfen.

So sind zusammenfassend die Voraussetzungen für eine rassenkundlich-musikalische Stilforschung einmal in den Arbeiten der allgemeinen Psychologie, der körperkundlichen und seelenkundlichen Rassenforschung zu erblicken. Deren Ergebnisse werden besonders da wichtige Hilfen der musikalischen Forschung, wo sie sich — wie bereits erwähnt — aus Untersuchungen der dynamischen Artung von Lebensformung und Lebensablauf ergeben. Auf der anderen Seite schaffen die philologisch-kritischen Betrachtungen der musikalischen Texte, die historische Überschau und Erkenntnis, sowie die Aufhellung der akustischen Vorgänge lebendigen Musizierens neue Einsichten und eröffnen neue Wege. Nicht im Rahmen dieser hier gegebenen Darstellung sind die Hilfen geschildert

---

[12]) Hoffmann, H. F.: Die Schichttheorie — eine Anschauung von Natur und Leben. Stuttgart 1935, vgl. S. 54.

[13]) Cehak, G.: Das psychomotorische Tempo nach Geschlecht und Rasse. Volk und Rasse 1937, S. 275. Siehe auch Z. f. Rassenphysiologie 1938.

[14]) Beyer, P.: Der nordische Anteil an der deutschen Musik. Die Musik XXVIII, S. 508.

[15]) Neubert, P.: Der nordische Anteil an der deutschen Musik. Rasse IV, S. 16.

[16]) Berlin 1937.

[17]) Rauschenberger, W.: Über den Einfluß der fälischen Rasse auf die deutsche Kultur. Rasse V, Heft 7/8.

[18]) Günther, S.: Rassenseelenkundliche Beiträge zur musikalischen Stilforschung. I. Der musikalische Stil der westischen und der dinarischen Rasse. Arch. Musikforsch. S. 385—427. 1938.

worden, welche die vergleichende Musikwissenschaft als Teil völkerkundlicher Forschung bietet.

Es haben sich so von den beiden Seiten her gewisse Grundlagen und Zusammenhänge einer musikalischen Stilistik unter dem Gesichtswinkel der Rasse als der letzten verursachenden Kraft bereits herausgeschält. Es stellt sich aber gleich dabei die Notwendigkeit heraus, mit andern Mitteln, als die musikalische Forschung sie bisher kannte, ganz bestimmte Fragenkreise zu bearbeiten und gewisse Zusammenhänge aufzuhellen. Eher dürfte es nicht gelingen, die notwendige Zusammenschau in einer rassenkundlich-musikalischen Stillehre als der Grundlage einer politisch-weltanschaulichen Wertlehre vorzunehmen. *Siegfried Günther, Berlin-Britz.*

Zur Gründung der Anthropologischen und Ethnologischen Gesellschaft von Yünnan, China

Es ist allgemein bekannt, daß die anthropologische und ethnologische Wissenschaft zu den jüngsten Zweigen der Wissenschaft gehören, die in China entwickelt worden sind. Bis heute gibt es nur sehr wenige Universitäten in China, die anthropologische und ethnologische Kollegs abhalten lassen oder seminaristische Übungen veranstalten. Nur wenige Gelehrte in China sind zur Zeit vorwiegend auf unser Gebiet eingestellt, und noch weniger machen unsere Wissenschaften zu ihrem dauernden Hauptgebiet. Als eine Art Vorgänger unserer Gesellschaft könnte die Anatomische und Anthropologische Gesellschaft Chinas angesehen werden, die 1920 unter Führung der nun schon verstorbenen Professoren V. K. Ting und D. Black in Peiping gegründet wurde. Mitglieder dieser Gesellschaft waren vor allem Mediziner und Anatomen, ein Ethnologe war nicht dabei. Von November 1920 bis Februar 1921 wurden 4 Sitzungen abgehalten, in denen von verschiedenen ausländischen und chinesischen Forschern Vorträge gehalten wurden. Unglücklicherweise waren die Gründer der Gesellschaft durch wissenschaftliche Arbeit auf anderen Gebieten so in Anspruch genommen, daß die Tätigkeit der Gesellschaft nach wenigen Jahren von selbst erlosch. Seitdem ist keine Organisation, die sich mit der Wissenschaft vom Menschen in unserem Sinne befaßt, mehr ins Leben gerufen worden.

Nach den Ereignissen des gegenwärtigen Krieges ist Yünnan im Begriff, ein wichtiges Zentrum für das chinesische Kulturleben zu werden, welches gerade in unserem engeren Fach alle daran interessierten Fachgenossen vereinigt. Zu Beginn dieses Jahres schlugen nun einige meiner wissenschaftlichen Freunde eine neue Organisation mit obigem Namen vor, die eine weitere Grundlage als ihre eben erwähnte Vorgängerin erhalten soll. Die formelle Gründungsversammlung fand am 22. Januar 1939 statt, die Wahlen des Präsidiums hatten folgendes Ergebnis:

Ehrenvorsitzender: General Lung Yun, Gouverneur der Yünnanprovinz.

Vize-Ehrenvorsitzende: 5 Herren, und zwar die Herren Provinzialminister für Erziehung (T. S. Kung), und für innere Angelegenheiten (T. B. Lee), der Rektor der nationalen Yünnanuniversität (C. L. Hsiung), und die beiden Direktoren des nationalen Institutes für Sozialwissenschaften (L. K. Tao) und der Peiping-Akademie (S. H. Lee).

Geschäftsführender Vorsitzender: Dr. T. L. Woo, Vorstand der anthropologischen Abteilung des nationalen Forschungsinstituts für Geschichte und Philologie.

Sekretär: Dr. W. S. Wu, Professor der Ethnologie an der National-Universität von Yünnan.

Kassierer: Mr. Y. C. Chou, Direktor des Yünnan-Provinzial-Bureaus für Volkserziehung.

Beirat: Besteht aus 13 Herren, darunter Präsident und Sekretär und Kassierer der Gesellschaft, Professoren unserer Wissenschaft der verschiedenen in Yünnan befindlichen Universitäten und mit anthropologischen und ethnologischen Problemen beschäftigte Spezialforscher.

Der Hauptzweck der Gesellschaft ist vierfach: a) Förderung und Unterstützung aller anthropologischen und ethnologischen Expeditionen und Untersuchungen der Yünnanprovinz und der benachbarten Distrikte. b) Enge Zusammenarbeit mit der Yünnan-

universität zur Ausbildung Studierender und Vertiefung ihrer Interessen auf unseren Gebieten. c) Unterstützung der Provinzialregierung und der Erziehungseinrichtungen in Yünnan zur Einrichtung anthropologischer und ethnologischer Museen und Büchereien. d) Enge Zusammenarbeit mit gleichartigen Instituten des Auslands zum Austausch der Veröffentlichungen und des Forschungsmaterials.

Die Arbeit der Gesellschaft, deren Arbeitsrichtung vom Beirat bestimmt wird, soll sich im laufenden Jahr auf folgendes erstrecken: a) Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für junge Studierende zur Erlernung der Grundlagen der Anthropologie und der Anthropometrie. b) Öffentliche Vorlesungen durch chinesische und ausländische Fachgelehrte über verschiedene Gegenstände unserer Gebiete. Die Vorlesungen sollen gegen Ende jeden Monats stattfinden. c) Veröffentlichung eines Zentralblatts, welches die sämtlichen Veröffentlichungen, die unser engeres Gebiet (Yünnan) betreffen, referieren soll. d) Extensive Sammlung anthropologischen und ethnologischen Materials von den verschiedenen Stämmen der Yünnanprovinz. e) Übersicht über die augenblicklich in den verschiedenen Universitäten und Instituten vorgenommenen wissenschaftlichen Forschungen. *T. L. Woo.*

Biotypologie in Zlín (Mähren)

Das Gesundheitswesen der wahrscheinlich größten Schuhfabrik Europas, B a ť a A.G. in Zlín, steht unter der Leitung eines äußerst weitsichtigen Mannes und Arztes, Direktor Dr. B. A l b e r t. Es ist aber ebenso ein Verdienst der beiden Leiter des Werkes, des verstorbenen Th. B a ť a und seines jüngeren Bruders Dr. h. c. J. A. B a ť a, dem Gesundheitswesen eine solche Sorgfalt und die Möglichkeit einer so hervorragenden Entwicklung gewidmet zu haben, daß es heute in vieler Beziehung als vorbildlich angesehen werden kann. Der leitende Gedanke Dir. A l b e r t s war, das Krankenhaus in ein Gesundheitshaus umzugestalten, d. h. es ins Zentrum der gesamten Organisation der gesundheitlichen Betreuung der gesamten Bevölkerung Zlíns und Umgebung zu stellen. Das „Baťahaus der Gesundheit" steht zwar noch nicht, aber die Organisation ist da und das Krankenhaus leistet heute schon vorbildliche klinische und wissenschaftliche Arbeit. So finden wir dort, hervorgegangen aus praktischen Bedürfnissen, auch ein gut ausgestattetes biotypologisches Laboratorium, welches beweist, daß die Anthropologie nicht nur eine theoretische, sondern auch eine sehr praktische Wissenschaft sein kann.

In der zentralen Kartei des sozialen Gesundheitsdienstes finden sich auch viele anthropologische Angaben über jeden, der irgendwie mit der Gesundheits-Organisation in Berührung kam, sei es als Arbeiter des Werkes, sei es als Hilfesuchender im Krankenhaus. Bei jedem werden außer Gewicht und Körperhöhe, Blutgruppe, Sitzhöhe, Halsumfang, Brustumfang bei Ein- und Ausatmung, Bauchumfang, Jugulo-Symphysen-Abstand, außerdem noch die Schulterbreite, Trochanterbreite, Brustkorbbreite und -tiefe, Kopfform, Augen- und Haarfarbe und viele rein gesundheitlich wichtige Merkmale bestimmt. Überdies werden verschiedene Konstitutionsindizes berechnet, die Körperproportionen auch durch Aspekt festgehalten (z. B. rund, robust, kurz- oder langarmig und -beinig, alt oder jung aussehend, viril oder feminin usw.) und auch die Konstitutionstypen in Anlehnung an K r e t s c h m e r und S i g a u d bestimmt.

Das Material umfaßt heute über 20 000 Untersuchungen, ist aber vom rein anthropologischen Standpunkt noch nicht bearbeitet. Die Biotypenforschung soll ja auch in erster Linie dem Arzt und Personalreferenten dienen. Sie hat auch bei der Stomatologie und Unfallsbetreuung ihren Wert gezeigt.

Der Gesundheits-Organisation ist auch ein psychotechnisches Laboratorium angegliedert, das auch seine Existenzberechtigung praktisch erwiesen hat.

Das biotypologische Laboratorium ist vor allem mit einem Violaschen Tisch ausgestattet, welcher bekanntlich alle für diese Typenforschung notwendigen Streckenmessungen am liegenden Probanden ausführen läßt. Das hat gegenüber der Standmessung gewisse Vorteile, die die allgemeine Einführung eines solchen Tisches in anthropologischen Laboratorien befürworten läßt. Allerdings kann man trotzdem nicht ohne die verschiedenen Zirkel und das Bandmaß auskommen. Aber jedenfalls sind die Streckenmaße beim fixiert liegenden Probanden sicherer und untereinander besser vergleichbar als bei stehend gemessenen Probanden, zumal wenn größere Serien zu



messen sind oder wenn die Messung am einzelnen längere Zeit beansprucht. Das im Zlíner biotypologischen Laboratorium angewandte Dynamometer — ein italienisches (Cevolani, Bologna) — scheint mir besser zu sein als die Collinschen. Das gleiche gilt vom französischen Wasserspirometer nach H. Nouvion — er ist viel kleiner als der Hutchinsonsche, leicht tragbar und unbedingt den verschiedenen Trockenspirometern vorzuziehen.

Auf die Konstitutionstypologie wird also in Zlín großer Wert gelegt. Daher ist es wohl nicht verwunderlich, daß die Tschechoslowakische Biotypologische Gesellschaft in Zlín ins Leben gerufen wurde. Ihr bisheriger Vorstand ist Primararzt an der medizinischen Abteilung in Zlín, Dr. V. Tolar, ihr Sekretär Doz. Dr. B. Krajník in Prag. Letzterer führte bisher auch die meisten Untersuchungen im Zlíner biotypologischen Laboratorium durch.

Um nicht mißverstanden zu werden: die oben angeführten Maße und Beschreibungen werden an allen Arbeitern und Arbeiterinnen, sowie an allen im Krankenhaus oder im Gesundheitsdienst Hilfesuchenden abgenommen. Im Laboratorium selbst werden noch weitere Maße genommen und Spezialforschungen in Verbindung mit psychologischen Fragen durchgeführt. Auf den Karteikarten ist auch Platz für zwei bis vier Lichtbilder vorgesehen. Abstand, Belichtung, Objektiv usw. sind einheitlich. Auch in diesen Lichtbildern sammelt sich ein anthropologisch wertvolles Material an.

Den Rassetypen und Rassefragen im Zusammenhang mit Arbeit und Gesundheit wurde bislang keine Beachtung geschenkt, aber das Material ist vorbereitet.

Kurz erwähnt sei noch, daß Leibesübungen und Sport in Zlín einen hervorragenden Platz einnehmen. Auch bei den obligaten Sportuntersuchungen wird auf die Bestimmung des Konstitutionstypus Wert gelegt.

Wenngleich die Bata-Werke in Zlín vor allem auf praktische Fragen eingestellt sind, so wird doch überall der gründlichen wissenschaftlichen Forschung der gebührende Platz eingeräumt. Aus solcher Zusammenarbeit erstehen aber auch der Anthropologie, zumal der Typenforschung, ausgezeichnete Forschungsbedingungen.

B. Škerlj, Ljubljana.

Berichtigung

In der Arbeit „Fragen der anthropologischen Typenanalyse" von I. Schwidetzky in Bd. IX, Heft 3 muß es auf S. 221, Zeile 18—19 heißen: „(genauer nach der Formel $\frac{n^2-n}{2}$). So sind bei 100 Individuen 4950, bei 200 19900, bei 500 124750 Koeffizienten zu errechnen usw."; ferner S. 223, 2. Abschnitt, Zeile 5 von unten $\frac{D}{m(D)}$ statt $\frac{m(D)}{D}$.

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Physiologie

***v. Eickstedt, E. Frhr.:** *Die Forschung am Menschen.* Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 2. Aufl., I, 6. und 7. Lfg. 625—848, 1938/39. (RM 9.20 und RM 7.50.)

Die 6. und 7. Lieferung (vgl. Ref. Z. Rassenk. VII, 94 und 312; VIII, 351, 1938; die 5. Lieferung ist noch nicht erschienen) wird von dem Hauptabschnitt „Lebensabläufe der Form" gefüllt. Entwicklungsbiologie, Erbkunde, Konstitutionsanthropologie und Rassenphysiologie werden hier unter einheitlichem Gesichtspunkt betrachtet, nämlich als verschiedene Seiten und Auswirkungen einer Reihe ineinandergreifender „Vitalpotenzen". Auch die Erbkunde des Menschen, sonst meist isoliert betrachtet, wird so in einen größeren Rahmen gestellt. Neu für ein anthropologisches Lehrbuch ist sodann die ausführliche Darstellung der Hormone in ihren engen Beziehungen zu morphologischen und psychologischen Typen, denen sich die Darstellung der verschiedenen Systeme von Konstitutionstypen zwanglos anschließt. Als ein ebenso aussichtsreiches wie wenig bearbeitetes Gebiet stellt sich die Rassenphysiologie dar; aber es ist gut, einmal zusammengestellt zu sehen, wo bisher überhaupt gearbeitet worden ist und welche Fülle von Fragen erst nur gestellt werden können. — Die beiden Lieferungen sind wieder reich bebildert. I. Schwidetzky, Breslau.

***Pophal, R.:** *Grundlegung der bewegungsphysiologischen Graphologie.* 171 S., Barth, Leipzig 1939. (RM 8.—.)

Die Schrift versucht in glücklicher Weise die Rückbeziehung des Erscheinungsbildes der Schrift auf den dahinter stehenden bewegungsphysiologischen Geschehenszusammenhang. Sie gibt zunächst einen allgemeinen Überblick über die moderne Bewegungsphysiologie unter besonderem Zuschnitt auf die Eigenart der Schreibbewegung und versucht dann, von hier aus die Grundlegung eines bewegungsphysiologisch fundierten Verfahrens graphologischer Schriftanalyse zu entwickeln. Sie gewinnt damit erfolgversprechende neue Ausblicke in die ja noch sehr problematischen Fragen der graphologischen Ausdruckskunde. B. Petermann, Göttingen.

Randoin, L. et Le Gallic, P.: *Les besoins alimentaires varient-ils avec les races? L'alimentation et l'hérédité.* Rev. anthrop. XLVIII, 5—17, 1938.

Eine Reihe von Faktoren der Ernährung scheinen keine Rassenunterschiede aufzuweisen: der notwendige Kaloriengehalt, die Zusammensetzung der Frauenmilch, insbesondere ihr Gehalt an Vitaminen u. a. Dagegen bestehen sicherlich mancherlei erbliche Individualunterschiede. Die bisher sichersten Gruppenunterschiede in der Ernährung — von Ernährungssitten abgesehen — scheinen die zu sein, daß Europäer gegen Veränderungen und vorübergehende Unzulänglichkeiten der Ernährung widerstandsfähiger sind als Negride und Mongolide. — Freilich ist auf diesem Gebiet noch fast alles zu tun und es ist wohl möglich, daß exaktere und exakter vergleichbare Reihenuntersuchungen auch dort Rassenunterschiede hervortreten lassen, wo bisher keine gesichert werden konnten. I. Schwidetzky, Breslau.

***Schmeing, K.:** *Der Sinn der Reifungsstufen.* 115 S., Joh. Ambrosius Barth, Leipzig 1938. (RM 5.50.)

Parallelen meist psychischer Art, die Verf. im ersten Trotzalter einerseits und in den Vorstadien der Eheschließung andererseits zur Geschlechtsreifung findet, führten ihn zur Annahme einer „mehrfachen Pubertät" beim Kulturmenschen und zu deren Deutung nach der biogenetischen Regel: der Urmensch erreichte ein „Erwachsensein" auf einer Stufe, die dem Niveau des heutigen Kleinkindes beim Kulturmenschen entspricht, das Erwachsensein des Naturmenschen entspricht dann dem Niveau der heutigen „Jugendpubertät" (Hinweis auf die „kindlichen" Proportionen der Primitiven), die Erwachsenenpubertät ist eine neue, daher unsicher terminierte Erschließung bei der Kulturmenschheit. Die körperlichen Entsprechungen sind weniger zahlreich und überzeugend als die psychischen, doch verdient der Versuch, jugendpsychologische, innersekretorische, stammesgeschichtliche und rassenkundliche, ja sogar psychiatrische Erscheinungen auf denselben Nenner zu bringen, nach jeder Richtung hin durchdacht zu werden. H. Grimm, Breslau.

Soeken, G.: *Über die psychomotorische Reaktionsfähigkeit unserer Muskulatur.* Forsch. Fortschr. XIV, 371—373, 1938.

Eine von J. F. Tönnies entwickelte Apparatur gestattet Spannungsschwankungen der Muskulatur (Schultergürtel, Arm) aufzuzeichnen. Diese zeigen sich von der seelischen Erregung abhängig und individuell verschieden, das „persönliche Myogramm“ ist konstitutionell und erblich gebunden. Damit erweist sich die von klinischen Gesichtspunkten (Studium der Enzephalitisfolgen) her geschaffene Anordnung auch brauchbar für Untersuchungen, die dem Verständnis der Motorik der menschlichen Körperformgruppen dienen sollen. H. Grimm, Breslau.

Benedict, F. G. and **Garven, H. S. D.:** *The basal metabolism of male Chinese in Manchuria.* Chines. J. Physiol. X, 141—148, 1936.

Kilborn, L. G. and **Benedict, F. G.:** *The basal metabolism of the Miao race of Kweichow.* Chines. J. Physiol. XI, 127—134, 1937.

Kilborn, L. G. and **Benedict, F. G.:** *The basal metabolism of Chinese in Szechwan.* Chines. J. Physiol. XI, 107—126, 1937.

***Niehans, P.:** *Die endokrinen Drüsen des Gehirns. Epiphyse und Hypophyse.* Ein Blick in ein interessantes Gebiet. 280 S., Huber, Bern 1938. (Lw. RM. 6.30.)

***N. N.:** *Ergebnisse der Vitamin- und Hormonforschung.* Hrsg. von L. Ruzicka u. W. Stepp. Bd. 1, 470 S., Leipzig 1938.

Ortmann, G.: *Witterungseinflüsse auf den menschlichen Organismus.* Erg. Pathol. XXXII, 141—179, 1937.

Pettersson, W.: *Wie finde ich einen meßbaren Faktor in der Vielheit endokriner Beziehungen?* (Interferometrische Belastungsreaktion.) Konst. Klinik I, 57—61, 1938.

Zaeper, G.: *Über die Begrenzung der maximalen körperlichen Leistungsfähigkeit durch Atmung und Kreislauf.* Med. Welt XII, 13—16, 1938.

Erbkunde

***Adams, R.:** *Interracial Marriage in Hawaii.* Pp. 353, The Macmillan Co., New York 1937. (10 s. 6 d.)

Eine sehr nützliche und umfassende Studie über ein interessantes und wenig untersuchtes Gebiet, die in einer Gegend und an einem Material ausgeführt wird, das wie wenige andere dazu geeignet sind. Allerdings liegt der Ton weniger auf zwischenrassischer als zwischenvölkischer Mischung, weshalb auch die bevölkerungswissenschaftlichen Fragen: soziale Lage, Bewegung, soziologische Kennzeichen der Elternvölker u. a. entsprechende Berücksichtigung finden. Aber auch Persönlichkeit, Charakter, Typus werden berücksichtigt, dazu finden sich manche gute soziopsychologische Einzelbeobachtungen. Dem volkskörperkundlich arbeitenden Ganzheitsanthropologen wird daher das Buch wertvoll sein. Der endgültige Schluß des Verf. für die Zukunft ist: The peoples of Hawai will become one people. v. E.

Drew, G. C.: *Mc Dougall's experiments on the inheritance of acquired habits.* Nature CXLIII, 188—191, 1939.

Die bekannten und viel diskutierten „lamarckistischen“ Versuche des kürzlich verstorbenen englischen Tierpsychologen William McDougall unterwirft Verf. einer strengen Kritik. Nach zusammenfassender Schilderung der Mc Dougallschen Versuche und der ihnen widersprechenden Arbeiten von Crew, Agar u. a. kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß das Problem einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ auf Grund der Experimente mit weißen Ratten noch genau so ungelöst ist wie bisher. Verf. weist dabei auf die besonderen Schwierigkeiten der experimentellen Erfassung psychischer Vorgänge und Leistungen hin. Für ein Vererbungsproblem wie das vorliegende ist die von McDougall geprüfte Fähigkeit der Ratten, einen elektrisch geladenen, aber hell erleuchteten Gang zu meiden und statt dessen einen dunklen zu wählen, ein zu komplexes psychisches Gebilde, als daß von diesem „Meiden“ Aufklärung erwartet werden könnte; in den beiden Thesen, daß 1. das „Meiden“ bei den Versuchsratten aus bestimmt nicht lamarckistischen Komponenten wie „Furcht“, „Schüchternheit“ usw. zusammengesetzt ist und daß 2. die Meßmethoden zum Erkennen einer zunehmenden Geschicklichkeit zu mangelhaft sind, faßt Verf. seine Kritik zusammen. — McDougalls Rattendressuren scheinen in ihrem Wesen durchaus den anderen „lamarckistischen“ Versuchen zu entsprechen: über dem Wunsch, eine „Vererbung erworbener Eigenschaften“ zu beweisen, ließen es die Autoren meist an der nötigen kritischen Behandlung von Experiment und Auswertung fehlen.
W. Zündorf, Jena.

***Eskelund, V.:** *Structural Variations of the Human Iris and their Heredity with Special Reference to the Frontal Boundary Layer.* 242 S., 16 Abb., Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, Kopenhagen 1938. (21.— sh.)

Neue Wege in der menschlichen Erbbiologie, die Erfolg versprechen und der Praxis dienstbar sein können, sind zu begrüßen. Der Verf. zeigt eine objektive Auswertung von Irisaufnahmen unter neuen Gesichtspunkten. Diese sind Zahl der Kontraktions-

furchen, Trübung der Grenzschichte, Größe der Innenzone, Aussehen der vorderen Grenzschichte, Pigmentierung, Form und Größe der Kornea. Die von Weninger geschaffene Aufnahmetechnik der Iris findet dadurch eine Erweiterung. Erblich sind: Zahl der Kontraktionsfurchen, Atrophiegrade und Korneadurchmesser. Ein weiterer Ausbau der von Verf. angegebenen Methode bei gleichzeitiger Anwendung der von Dr. Karl Morawek, Wien, eingeführten Farbenphotographie der Iris dürfte die Zahl der für Vaterschaftsuntersuchungen wichtigen Erbmerkmale mit objektiver Beurteilungsgrundlage, wie solche in den Bluteigenschaften, Fingerabdrücken und der erweiterten Zwillingsmethode bereits bekannt sind, vermehren. R. Routil, Wien.

Fischer, E.: *Versuch einer Phaenogenetik der normalen körperlichen Eigenschaften des Menschen.* Dtsch. Ges. Vererbungswiss. Ber. über die 13. Jahresvers. Würzburg 24. bis 26. Sept. 1938, 47—117, 1939.

Dieses groß angelegte Übersichtsreferat faßt alles zusammen, was sich zur Zeit über die Entfaltung der einzelnen Genwirkungen beim Menschen aussagen läßt. Ausgangspunkt der Phaenogenese ist das Genom, das zugleich im Sinne von Genotypus gebraucht wird. Genomwirkungen im Verein mit den Peristasewirkungen bedingen die Erscheinungen der Phaenogenese und führen zum Phaenotypus, am Ende der Entwicklung. Der Verf. schlägt hierfür als neue Bezeichnung das Wort „Phaenom“ vor. Behandelt wird zunächst das Gen als solches (Gen und Eigenschaft, Art und Entfaltung der Genwirkung während der Entwicklung bis zum fertigen „Phaenom“), sodann die außergenischen Einflüsse auf die Phaenogenese (Ansprechbarkeit der Gene durch die Peristase, Art und Umfang der Peristase). Der letzte Abschnitt stellt das Material zusammen, das bisher zum Problem der Symmetrien und ihrer Störungen und der Asymmetrien beigebracht werden konnte. Der Rassenkundler wird für diese Darstellung dem Verf. besonders dankbar sein, die neben der kritischen Betrachtung des vorliegenden Materials auch zahlreiche Anregungen bietet. G. Heberer, Jena.

Hauschild, R.: *Rassenkreuzungen zwischen Negern und Chinesen auf Trinidad, W.I.* Z. Morph. XXXVIII, 67—71, 1939.

Die seltene Neger-Chinesen-Kreuzung konnte in 7 Familien mit 28 Kindern beobachtet werden. Die Mischlinge wirken in Proportionen und Formmerkmalen stärker negrid. Das interessanteste Ergebnis ist, daß sich mongolides Straffhaar nicht dominant über negrides Kraushaar verhält, sondern intermediäre Formen entstehen. Daraus Schlüsse bezüglich Nichtverwandtschaft von Ost- und Westnegriden zu ziehen, dürfte aber vorläufig noch zu weit gehen, insbesondere da nach Verf. selbst die bisherigen einschlägigen Untersuchungen nicht vorsichtig genug interpretiert werden können
I. Schwidetzky, Breslau.

Mather. K.: *Crossing over.* Biological Reviews XIII, 252—292, 1939.

Das Prinzip des Faktorenaustausches wird heute in so vielseitiger Weise untersucht und hat für das Verständnis des feineren Erbgeschehens eine solche Bedeutung erlangt, daß eine Zusammenstellung der Ergebnisse der Crossing-over-Forschung sehr zu begrüßen ist. Die vorliegende knappe Darstellung geht auf alle wesentlichen Fragen ein, ist aber für den genetisch nicht näher Unterrichteten nicht leicht zu verstehen. Da beim Menschen sowohl genetisch als auch im zytologischen Bild (XY-Chromosomen) Faktorenaustausch beobachtet worden ist, wird auch der Humangenetiker zu seiner allgemeinen Orientierung mit Vorteil die Zusammenfassung Mathers benutzen.
G. Heberer, Jena.

Brückner, W.: *Die Erbbedingtheit des Gedächtnisses.* Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. IX, 43—49, 1938.

Drascher, W.: *Der farbige Mischling.* Med. Welt XII, 1324—1326, 1938.

Fick, R.: *Inwieweit ist die Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ entschieden?* Forsch. Fortschr. XV, 163—164, 1939.

Fischer, E.: *Die Entstehung der Menschenrassen.* Volk u. Rasse XIII, 229—236, 1938.

Goldschmidt, R.: *The theory of the gene.* Sci. Monthly XLVI, 268—273, 1938.

Koehler, O.: *Koppelung und Austausch von Erbfaktoren auch beim Menschen.* Dtsch. med. Wschr. LXIV, 1874—1876, 1938.

Küper, M.: *Die Bedeutung des erbbiologischen Gutachtens für die Vaterschaftsfeststellung in der gerichtlichen Praxis.* Med. Welt XII, 1646—1649, 1684—1687, 1719 bis 1721, 1788—1790, 1938.

Lange, J.: *Über die Grenzen der Umweltbeeinflussung erblicher Merkmale beim Menschen.* Z. indukt. Abstamm.Lehre LXXIII, 489—507, 1937.

Weidemann, M.: *Über den Erfolg der Vaterschaftsbestimmung mit Hilfe der Blutgruppenuntersuchung in Lettland und zur Verteilung der Blutgruppen in Lettland.* Med. Welt XII, 1577—1578, 1938.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Morphologie und Anatomie

***Chuong, D. C.:** *Recherches anatomiques sur le rein et taux de l'urée sanguine chez les Tonkinois.* 53 S., Taupin & Cie., Hanoi 1938.

Der Verf. bestimmte bei einer nach der Fragestellung verschieden hohen aber statistisch gewöhnlich ausreichenden Anzahl männlicher und weiblicher Individuen die Gewichts- und Ausdehnungsverhältnisse der Nieren. Es handelt sich dabei um Annamiten, d. h. vermutlich Leuten aus den zentralen Distrikten von Tonking. Von der verhältnismäßig hohen gefundenen Zahl von Anomalien der Nieren werden gute Bilder gegeben. Leider wurde sowohl auf eine statistische Bearbeitung, die gewiß interessante Ergebnisse gezeitigt hätte, wie auf die Wiedergabe des individuellen Grundmaterials verzichtet. Der Anhang bringt die Bestimmung des Gehalts an Bluthamstoff bei gesunden und kranken Individuen aus Zentral-Tonking. Reichhaltiges Literaturverzeichnis. v. E.

***Ganzer-Gottschewski, L.:** *Das deutsche Frauenantlitz.* 102 Bildtaf., J. F. Lehmann, München/Berlin 1939. (RM 2.80 bzw. 3.80.)

***Hansen, H.:** *Das Antlitz der deutschen Frau.* 48 Bl., Westfalen-Verlag. Dortmund 1939. (RM 2.85.)

L. Ganzer-Gottschewski schuf das Gegenstück zu dem Werk ihres Gatten (vgl. Ref. Z. Rassenk. III, 216, 1936.) Die Mutter und Gefährtin, die künstlerisch, wissenschaftlich und politisch tätige Frau wird in gut ausgewählten Bildnissen und knappem, treffendem Text festgehalten. Während hier also die historische Wirklichkeit im Vordergrund steht, will das zweite Buch mehr ein Ideal- und Zielbild formen: die arbeitende kinderreiche Frau vorwiegend nordischer Rasse in eigenständiger Umwelt. I. Schwidetzky, Breslau.

Hildén K.: *On the relation between the age and the occurence of the Mongolian eye-fold.* Soc. Sci. Fennica, Comm. Biol. VII, S.A. 5 S., 1938.

An einem freilich kleinen Material von vor allem Kalmücken und Torguten (gesammelt 1906—1908 von C. G. Mannerheim) sieht Verf. die Meinung Iwanowskis bestätigt, daß die Mongolenfalte kein altersstabiles Gebilde ist, und auch noch nach dem 25. Lebensjahr immer stärker verwischt wird. I. Schwidetzky, Breslau.

***Müller, L.:** *Über die Anthropologie des Beckens und die Gebärfähigkeit bei kleinwüchsigen Frauen.* Diss. 38 S., Tageblatt-Haus, Coburg 1935.

Verf. untersucht bei 615 Frauen unter 150 cm die Beziehungen zwischen Körperhöhe, Beckenmaßen und Geburtsverlauf. Dem Anthropologen nicht überraschend ergibt sich eine (freilich mit sehr rohen statistischen Methoden festgestellte) Korrelation zwischen Körperhöhe und Beckenmaßen. Es wird daher mit Recht gefordert, nicht mehr mit allgemeinen Normalmaßen zu rechnen, sondern diese nach Körperhöhenklassen zu staffeln. Die Geburtsschwierigkeiten nehmen mit abnehmender Körperhöhe zu. — Den ersten Teil der Arbeit füllen — wie Verf. selbst zugibt, ohne Zusammenhang mit dem folgenden — Erörterungen über das Pygmäenproblem. Außer Schlaginhaufen (1916!) ist dem Verf. keine Literatur darüber bekannt geworden. I. Schwidetzky, Breslau.

***N. N.:** *Japanese Journal of Medical Sciences, I. Anatomy.* Vol. VII, No. 1, 151 + (149) S., Tokio 1938.

Die Originalbeiträge behandeln Fragen aus der vergleichenden Anatomie der Nerven und Sinnesorgane, sie liegen der Anthropologie fern. Wichtig sind aber die 659 Nummern der „Abstracts" (deutsche, vereinzelt englische oder französische Auszüge aus japanisch geschriebenen Arbeiten des Jahres 1936), die über zahlreiche kraniologische Untersuchungen von Honda, Igahashi, Kani u. a., aber auch über Themen berichten, die der modernen Anthropologie näher liegen, so etwa über das Becken der japanischen Sportlerin (Iwata und Saito). Körperbauuntersuchungen an Ama-Taucherinnen (Yamamoto) und chinesischen Kohlenbergarbeitern (Takeya), Erblichkeit des Körperbautypus (Ando) u. ä. H. Grimm, Breslau.

Polonskaja, R.: *Der Musculus palmaris longus bei den Bewohnern von Baschkirien.* Folia Morphologica VII, 121—125, 1937.

Verf. untersuchte an Lebenden (Baschkiren, Tataren, Juden, Ukrainer, Russen, insgesamt rund 2500 Individuen) die Häufigkeit des Fehlens des Muskels und stellte gleichzeitig fest, daß dieses mit keinen Störungen und Deformationen verbunden ist. Sie schließt sich daher der Meinung Loths an, daß der Muskel ein Rudiment, sein Fehlen ein progressives Merkmal ist. I. Schwidetzky, Breslau.

***Stibbe, E. P.:** *An Introduction to Physical Anthropology.* Appendix by W. A. Smart. 230 S., 2. Aufl., E. Arnold, London 1938. (10 s. 6 d.)

Das vorliegende Buch gibt zunächst eine ganz knappe und nette Übersicht über die lebenden Primaten, erörtert kurz die menschliche Anatomie vom anatomischen — nicht anthropologischen — Standpunkt, bringt einige Prähistorie und Paläanthropologie und einige wenige rassenkundliche Notizen, bei denen Völker und Rassen nicht scharf getrennt und die außereuropäischen Gruppen so gut wie ganz fortgelassen werden. Eine verhältnismäßig ausgiebige Betrachtung des vergleichenden Studiums des Schädels und Bemerkungen über Biometrie schließen diese lockere Zusammenstellung einiger anthropologisch interessierender Kapitel. Literatur fehlt. Das Buch ist sauber gedruckt und hergestellt und entspricht etwa unserem Wissen gegen Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. v. E.

Vinelli-Baptista, B.: *Quelques recherches sur les sujets Brésiliens.* Folia Morphologica VIII, 99—104, 1937/38.

Verf. sammelte im Seziersaal des Benjamin-Baptista-Instituts in Rio de Janeiro 1932 bis 1935 Beobachtungen nach den Richtlinien des Comité International des Recherches sur les Parties non osseuses (molles) an 121 Individuen. Die Ergebnisse werden in tabellarischer Form mitgeteilt. Keine Trennung nach Alter, Geschlecht, Volk oder Rasse. Keine Vergleiche. I. Schwidetzky, Breslau.

Ferreira, J. F. et **Martins d'Alte, J. A.:** *Dissection d'un nègre de Mozambique.* Folia Morphologica VII, 239—241, 1937.

Materna: *Zur Formbeeinflussung des Gesichtsschädels durch die vorzeitige einseitige Kranznahtverknöcherung.* Beitr. pathol. Anat. C, H. 1, 1937.

Occhipinti, G.: *L'indice sessuale del bacino nei Messinesi.* Arch. Antrop. Etnol. LXVII, 140—149, 1937.

O'Reilly, R. P. Patrick: *Observations concernant la tâche pigmentaire congénitale en Mélanésie.* Rev. antrop. XLVIII, 213—217, 1938.

Rößle, R.: *Zur Frage der Ähnlichkeit des Windungsbildes an Gehirnen von Blutsverwandten, besonders von Zwillingen.* Sitzungsber. preuß Akad. Wiss. Phys.-math. Kl. 146—168, 1937.

Sera, G. L.: *Certi caratteri di forma del carpo dei Boscimani.* Arch. Antrop. Etnol. LXVII, 33—40, 1937.

Stefko, W. H.: *Contribution à la morphologie du cerveau mongol. II. Morphologie comparée du cerveau de nouveaux-nés mongols.* Scritti Biologici XII, 165—185, 1938.

Steinfeld, Z. S.: *The comparative anatomy of Musculus abdominis obliquus internus (Homo and Primates).* Folia Morphologica VIII, 97—98 (polnisch 80—97), 1937/38.

Abstammungskunde

***Beurlen, K.:** *Erd- und Lebensgeschichte. Eine Einführung in die historische Geologie.* 462 S., 227 Abb., 29 Tab., Quelle und Meyer. Leipzig 1939. (RM 13.— bzw. 15.—.)

Die Phylogenie des Menschen ist ein Teil der allgemeinen Phylogenie der Organismen und nicht ohne diese verständlich. Die Geschichte der Organismen aber spielte sich im Rahmen der geologischen Geschichte der Erde ab. Der Anthropologe begrüßt deshalb eine Darstellung der „Erd- und Lebensgeschichte" von fachkundiger Hand. Das Buch geht in vielem eigene Wege, sieht viele Probleme in einem neuen Zusammenhang und regt gerade deshalb an. Daß es in den Tatsachen verläßlich ist, dafür bürgt der Name des Verfassers. Der Ablauf des Lebens kommt in den einzelnen Kapiteln im Zusammenhang mit dem erdgeschichtlichen Geschehen der einzelnen Formationen eindrucksvoll zur Darstellung. Es wird klar herausgearbeitet, daß, wie der Verf. sagt, „die Lebensgeschichte eine der entscheidendsten Grundlagen für die Erdgeschichte ist". Aus diesem Grunde ist das Buch für den Biologen und Phylogenetiker besonders wertvoll und der Ref. möchte es deshalb trotz der aus dem fachgeologischen Lager zu erwartenden Widersprüche dem Biologen sehr empfehlen. G. Heberer, Jena.

***Dacqué, E.:** *Das verlorene Paradies.* Zur Seelengeschichte des Menschen. 432 S. R. Oldenbourg, München-Berlin 1938. (Geb. RM. 7.20.)

In diesem Werk faßt der Verf. seine merkwürdigen, in vielen Schriften nach allen Seiten hin ausgebauten Ideen nochmals zusammen. Es braucht hier auf den Gesamtinhalt des Buches nicht eingegangen zu werden. Für den Rassenkundler von Interesse sind die wiederum herausgestellten Meinungen des Verf., daß der Mensch ein absoluter Eigentypus sei. „Der Mensch stammt ... überhaupt nicht physisch von ehemaligen wirklichen Tieren ab ... er war schon bei seinem erstmaligen naturgeschichtlichen Auftreten ... vollmenschlich, nicht tierisch." Die Diluvialmenschen seien „Spätzeitler" gewesen im Vergleich zu einem älteren archaischen Vollmenschentyp, den wir zwar nicht physisch

fassen, aber seelengeschichtlich aus Sagen und Mythen erschließen könnten. Dieser archaische Mensch ist nach Verf. nicht diesseitigen Ursprunges, sondern er entstammt der „urbildhaften Natur, der jenseitigen Welt". Diese paradiesische jenseitige Natur hat der Mensch von heute verloren. Gegenüber solchen Offenbarungen kann allerdings eine naturwissenschaftliche Erforschung des Menschen nur bescheiden staunen.

G. Heberer, Jena.

***Gregory, W. K., Hellmann, M. and Lewis, E. G.:** *Fossil Anthropoids of the Yale-Cambridge India Expedition of 1935.* Carnegie Institution of Washington Publication No. 495, 28 S., Washington 1938. ($ 1.00 bzw. 1.25.)

Maße, Beschreibung und gute Abbildungen von den Primaten-Überresten, die 1935 von der genannten Expedition unter H. de Terra aus den Siwalik-Schichten geborgen wurden. Zusammen mit schon vorher bekanntem Material ermöglichen die Funde erstmalig das Studium der Beziehungen zwischen oberen und unteren Zähnen und z. T. die Rekonstruktion ganzer Zahnbogen (Sivapithecus sivalensis). Sie zeigen erneut die weite Verbreitung der ausgestorbenen Anthropoiden und deren enorme Variabilität in Hinsicht auf Kiefer und Zähne (gleichwohl ermöglicht jetzt die bessere Kenntnis der Schwankungsbreite einige systematische Vereinfachungen). Das Genus Rama pithecus steht seinem Gebiß nach den Hominiden bereits so nahe wie Australopithecus!

H. Grimm, Breslau.

***Machin, A.:** *Darwin's Theory Applied to Mankind.* 284 S., Longmans, Green and Co., London 1937. (7 s. 6 d.)

Als „an out-and-out natural selectionist" wird der Verf. von A. Keith im Vorwort gekennzeichnet. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaft stellt sich ihm als ein Vorgang dar, in dem das Wissen um Gut und Böse einen Auslesevorteil bedeutete. „Gut" ist dabei definiert als dasjenige, was der society — hier im Sinne von „Gemeinschaft" — nützlich ist. Der Sammler im Solitärstadium unterliegt der Ausmerzung zugunsten des stammesmäßigen Zusammenschlusses von Jägern, deren „moralisches Gesetz" wiederum in den Stadien der Ackerbaukultur (mit und ohne Sklaverei) nur im Kriegsfalle noch Auslesevorteile bietet. Sonst aber, meint Machin, habe in der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur die Selektion diejenigen bevorzugt, deren Leben von Grundsätzen bestimmt wurde, wie sie in den großen Religionen niedergelegt sind. Mit der Behauptung, Beschränkung der Kinderzahl biete einen Auslesevorteil (survival value), verläßt der Verf. endgültig die oben angeführte Definition und verschließt seine Augen vor dem biologischen Verfall, den alle europiden Völker mehr oder weniger aufweisen.

H. Grimm, Breslau.

***N. N.:** *Quartär. Jahrb. f. Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen.* Herausgeg. von R. Grahmann und L. F. Zotz. Bd. I. 196 S., W. de Gruyter & Co., Berlin 1938. (Geb. RM 20.—.)

Geologen und Prähistorikern, Paläontologen, Anthropologen und Geographen soll dieses Jahrbuch (später als Zeitschrift gedacht) die gemeinschaftliche Aufklärung des Quartärs, speziell des Pleistozäns, erleichtern. Der 1. Band, A. Penck als „dem unermüdlichen Erforscher des Eiszeitalters" gewidmet, stellt eine Art europäisches Gegenstück zu „Early Man" (Z. Rassenk. VIII, 348, 1938) dar. Von 17 Verf. widmen 16 ihre Beiträge verschiedenen Regionen Europas, eine Mitteilung aus Deutsch-Ostafrika ist zugleich die einzige unmittelbar anthropologisch interessierende (Weinert: Afrikanthropus). Die drucktechnische Ausstattung ist sehr gut. H. Grimm, Breslau.

Weigelt, J.: *Geiseltalforschung und Phylogenie.* Biologe VIII, 35—38, 1939.

In einem 50—60 m mächtigen Braunkohlenflöz fand man tierische Reste in großer Zahl (bisher 7000 Wirbeltierreste, über 100 größtenteils neue Arten, darunter 12 Arten von Halbaffen!). Der Erhaltungszustand ist selten günstig (Verkieselung gestattet sogar Zellstudien), die phylogenetische Bedeutung der in vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit ausgebeuteten Fundstätte daher außerordentlich groß (so konnte für Lophiodontier bereits nachgewiesen werden, daß Zeiträume, wie sie die einzelnen Flöze voneinander trennen, bereits genügen, um die Art und ihre Merkmale abzusondern). Mit Recht wirbt der Verf. um die Beachtung der Geiseltalforschung und sagt für die aus ihr entspringenden Anregungen eine „Blütezeit der biologischen Forschung" voraus. H. Grimm, Breslau.

v. Koenigswald, G. H. R.: *Neue Pithecanthropusfunde.* Forsch. Fortschr. XIV, 418—419, 1938.

***Lambrecht, K. W. et Quenstedt, A.:** *Palaeontologie. Catalogus biobibliographicus.* 495 S., Dr. W. Junk, 's-Gravenhage 1938. (Fr. 49.)

Schwanitz, F.: *Erbbiologie und Abstammungslehre.* Volk u. Rasse XIII, 210—215, 1938.

Sicher, H.: *Zur Phylogenese des menschlichen Kiefergelenkes nebst Bemerkungen über den Schädelfund von Piltdown.* Z. Stomatol. XXXV, 269—275, 1937.

de Terra, H.: *The quaternary terrace system of Southern Asia and the age of man.* Geogr. Rev. 101—118, 1939.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Karutz, R.:** *Die afrikanische Seele.* Erster Versuch einer afrikanischen Geistesgeschichte. 356 S., R. Geering, Basel 1938. (RM 7.20.)

In ausgebreitetem Saggut an Mythen und Märchen wie in zahllosen Zügen des Brauchtums wird bildhafte Aus- und Umformung der Denkensniederschläge vergangener Bewußtseinsstufen erblickt und von menschlicher Urweisheit durch Verfallszeiten mehr stofflicher Wahrnehmung zu mysterienhafter Erneuerung ein Längsschnitt der seelischen Entwicklung „des Afrikaners" gezogen: ein dem methodologischen Ansatze nach beträchtlicher Fortschritt gegen das nicht differenzierende Belegesammeln der alten sog. Völkerpsychologie aus dem Folklore. Aber die großenteils sehr altgeschichtlichen rassischen und kulturellen Pluralitäten bleiben auch hier wieder außer Betracht und den derzeitigen Möglichkeiten der wissenschaftlichen Völkerkunde, deren Verlebendigung im eigenen wie im kolonialpolitischen Interesse das Buch gewidmet ist, wird doch zu vieles, wenn nicht alles vorweggenommen, als daß sie sich nicht im ganzen ablehnend verhalten müßte. (Leider! Denn viele neue Teilblicke sprechen an.) Erst recht wird es, angesichts der wenigen, seltsamen, sonst überhaupt fehlenden begrifflichen Beziehungen zu Raum und Zeit, die Anthropologie tun. Will man Rassengeschichtliches entnehmen, so würden einige der aufgezeigten Bewußtseinsverwandtschaften bis zur „mittleren Linie" zurückreichen, dagegen bestimmte Wandlungen im negriden Seelenverhalten das Eindringen nördlicher, d. h. alteuropider, Art kennzeichnen. B. Struck, Jena.

***Lange, J.:** *Kurzgefaßtes Lehrbuch der Psychiatrie.* 3. verb. Auflage von A. Bostroem, 276 S., G. Thieme, Leipzig 1939. (RM 7.20 bzw. 8.70.)

Viel zu früh wurde der hervorragende Psychiater und Menschforscher Lange der deutschen Wissenschaft entrissen. Als ein Teil seines geistigen Vermächtnisses liegt die 3. Auflage seines Lehrbuches vor, die Bostroem zu Ende geführt und in den Abschnitten über die gesetzgeberischen Maßnahmen auf den heutigen Stand gebracht hat. Besondere Sorgfalt wurde auf eine Neubearbeitung des Abschnittes über Epilepsie verwandt. Im übrigen weist auch die 3. Auflage die Vorzüge der 2. auf: die kurze, klare, durchsichtige Ausdrucksweise, die das Buch auch für den Studenten sehr geeignet erscheinen läßt, der geringe Umfang, der niedrige Preis. Die Beziehungen zu den Konstitutionstypen werden wiederholt gestreift und auch die deutschen Stammesunterschiede beachtet, leider jedoch noch keine Beziehungen zu Rassen und Völkern gesucht, worüber schon einiges brauchbares Material vorhanden ist. Dem Rassenkundler und Gruppenpsychologen wird aber die kurze Übersicht über das Fach als solches sehr nützlich und willkommen sein. v. E.

***Lehtovaara, A.:** *Psychologische Zwillingsuntersuchungen.* 460 S., 5 Fig., 95 Tab., 214 Abb. auf 16 Taf. Ann. Acad. Sci. Fennicae B XXXIX, Helsinki 1938.

Umfassende Zwillingserhebungen des psychologischen Instituts Helsinki — die erste Untersuchung dieser Art, deren Befund sich auf befriedigend große Anzahlen von Zwillingsfällen stützt. Es sind untersucht 58 EZ-Paare, 72 ZZ-Paare, 16 PZ-Fälle, dazu 2 Fälle gleichgeschlechtlicher Drillinge (Alter von 3 Mon. bis 17 Jahre). Dabei wurden für die schulpflichtigen Fälle Intelligenzprüfungen wie Schulzeugnisvergleiche angestellt, die mimischen Erscheinungen in bestimmten Situationen auf Gleichheit und Verschiedenheit beobachtet, sowie das Vorhandensein eidetischer Anlagen festgestellt — mit überall hervortretender größerer Übereinstimmung der EZ-Fälle. Das gleiche Ergebnis trat neben anderen Sonderbeobachtungen zutage, auch bei den noch nicht Schulpflichtigen, die nach den Bühler-Hetzerschen Kleinkindertests untersucht wurden (in besonders hohem Maße erbbedingt dabei Körperbeherrschung und soziales Verhalten). Neben diesen Leistungsvergleichungen ist weiter auch die Frage der Erlebnisstruktur der Zwillingsituation genauer verfolgt, insbesondere im Hinblick auf die Sozialseite. Dabei bestätigten sich die Untersuchungen von Bracken über bezeichnende Unterschiede zwischen EZ und ZZ. B. Petermann, Göttingen.

***Kupfer, A.:** *Bases de la psycho-physiognomie pratique. 1. Naturel et caractère.* 130 S., A. Kupfer, Malmsbach-Schwaig 1939. (RM 2.50.)

Nippold, W.: *Umwelt und Rasse als Kulturfaktoren.* Göttingische Gelehrte Anz. CXCIX, 344—364. 1937.

Regnault, F.: *Les tempéraments rustique et affiné.* Rev. anthrop. XLVIII. 18—40. 1938.

Philosophische Anthropologie

***Brock, F.:** *Typenlehre und Umweltforschung.* Grundlegung einer idealistischen Biologie. Bios 9, 40 S., 12 Abb., Joh. Ambr. Barth, Leipzig 1939. (RM 4.20.)

Mit den Begriffen der idealistischen Morphologie und der Umweltlehre v. Uexkülls wird hier versucht, auch die Probleme der Ökologie in ein begriffliches Schema zu bringen. Es ist allerdings nicht ersichtlich, was mit solch einer Betrachtungsweise gewonnen wird! Gehen wir an das Problem Organismus-Umwelt mit naturwissenschaftlichen, speziell genetischen Methoden heran, so erscheint ein Erfolg gesichert, nicht aber dann, wenn man die Beobachtungen in ein philosophisches Schema bringt. Wir werden uns jedenfalls hüten, eine solche Betrachtungsweise auch auf den Menschen anzuwenden. G. Heberer, Jena.

***Büchner, F.:** *Der Mensch in der Ordnung des Lebendigen.* 24 S., Speyer, Freiburg i. Br. 1939. (RM 0.80.)

Im vorliegenden, vor der Freiburger naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vortrage versteht es der Verf., in wissenschaftlich korrekter, doch leicht faßlicher Weise das Prinzip der hierarchischen Gliederung und Funktion an Beispielen, die vorwiegend seinem Fachgebiet, der Pathologie, entnommen sind, klarzumachen. Dabei zeigt er, daß der medizinische Materialismus eines Du Bois-Reymond zugunsten einer mehr ganzheitlichen Betrachtungsweise in Biologie und Medizin überwunden ist.

H. F. Krallinger, Breslau.

***Bunnemann, O.:** *Ein einheitliches Weltbild.* Grundzüge einer allumfassenden Lebenswissenschaft. 301 S. (RM 8.50.)

Ders.: *Leib und Seele,* im Anschluß an den Neurologenkongreß und Psychiatertag im Jahre 1936 zu Frankfurt a. M. 27 S., beide Verlag Rudolph Pfau, Berlin 1938. (RM 0.90.)

Der Verf. versucht, „Grundzüge einer allumfassenden Lebenwissenschaft" zu formulieren. Er verlangt von seinem „Monismus", daß er den Gegensatz von tot und lebend überwinde, denn „es kann in der Welt nichts geben, was nicht als Leben bezeichnet werden könnte". Die Darstellung ist von so wenig glücklicher Art, daß man nur völlig unbefriedigt und ohne Gewinn die Schriften aus der Hand legt.

W. Zündorf, Jena.

***Krieck, E.:** *Leben als Prinzip der Weltanschauung und Problem der Wissenschaft.* 268 S., Armanenverlag, Leipzig 1938. (RM 5.80 bzw. 6.90.)

Das Buch bietet den Ausbau des Krieckschen philosophischen Gedankengebäudes nach der prinzipiellen, wenn man will metaphysischen Seite hin, indem es versucht, als letztes weltanschauliches Einheitsprinzip den Begriff des „Lebens" zu entfalten. In diesem Prinzip wird mit Recht die Überwindung des Dualismus zwischen Geist und Natur in der Auffassung vom Menschen gesucht und im einzelnen der Versuch zum Aufbau einer „großen Biologie" unternommen, von der aus eine neue innere Ordnung auch der Wissenschaften soll erfolgen können. Im einzelnen werden dabei u. a. die Gemeinschaftsprobleme, das Problem der Stellung des Menschen in der Welt, die Idee einer politischen Biologie und die Aufgaben einer völkischen Psychologie umrissen. Historische Exkurse z. B. in die romantische Naturphilosophie, in die Weltbetrachtung Hamanns, Goethes und Herders sind ergänzend ein- bzw. angefügt. Ob und wieweit diese Ansätze tatsächlich formgebende Kraft in bezug auf eine Gesamtdurchordnung der universitas literarum besitzen, muß abgewartet werden. Ihr Wirkungseffekt wird m. E. davon abhängen, ob es gelingt, sie noch weiterer Klärung und Konkretisierung entgegenzuführen. B. Petermann, Göttingen.

***Maier, A.:** *Mechanisierung des Weltbildes im 17. Jahrhundert.* 64 S., Meiner, Leipzig 1938. (RM 3.60).

Die Studie verfolgt in verdienstvoller Quellenforschung, wie das mechanistische Denkideal der modernen Naturwissenschaft historisch entstanden ist.

B. Petermann, Göttingen.

***Brahma, N. K.:** *Causality and Science.* Allen & Unwin, London 1939. (6 s.)

***Keeser, G.:** *Das Bild vom Menschen bei Johann Heinrich Pestalozzi.* Eine phil.-anthrop. Studie. Forsch. z. neueren Philosophie u. ihrer Gesch. 10, Diss., 95 S., K. Triltsch, Würzburg 1938. (RM 3.60.)

***Lolli, E.:** *La conception inductive de la vie. Essai philosophique.* 126 S., F. Alcan, Paris 1937. (Fr. 15.—.)

Mühlmann, W.: *Biologie und Geisteswissenschaften.* Zur Überwindung der Antithetik von Natur und Geschichte. Arch. Anthrop. N.F. XXIV, 89—95, 1938.

Sauser, G.: *Die Stellung der modernen Anthropologie in der Wissenschaftspyramide von Wilhelm Ostwald.* Wien. klin. Wschr. I, 788—790, 1937.

Recht

***Siebert, W.**: *Das Recht der Familie und die Rechtsstellung des Volksgenossen. Systematische Gesetzessammlung.* 246 S. Deutscher Rechtsverlag, Berlin 1939. (RM. 3.60.)

Eine mit einer Einleitung versehene Gesetzessammlung zum Recht der Familie und zur Rechtsstellung des Volksgenossen (Rassenrecht usw.), zum Eherecht, zur Rechtsstellung des Kindes, und im Anhang zur Rechtsstellung des Juden im Deutschen Reich. Br. Steinwallner, Bonn.

Steinwallner, B.: *Rassenhygienische Gesetzgebung und Maßnahmen im Ausland.* Fortschr. Erbpathol. Rassenhygiene und ihrer Grenzgebiete, Jahrg. 1938, S. 193—260. Jahrg. 1939, S. 21—66.

Die Arbeit gliedert sich in eine Übersicht der rassenhygienischen Maßnahmen a) ausmerzender und b) fördernder Art. Der Schwerpunkt liegt — mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Grenzziehung — durchaus mit Recht auf dem erstgenannten Gebiet. Hier finden wir eine im wesentlichen lückenlose Darstellung der einschlägigen Rechtsbestimmungen sämtlicher für den Forscher in Betracht kommenden Staaten der Erde. Eine umfassendes Schrifttumsverzeichnis belegt die außerordentliche Akribie der schweren, aber dankbaren Arbeit. R. Maurach, Breslau.

***v. Schwerin, D. Frhr.** und **Mang, J.**: *Gesundheitsrecht.* Fortlaufende Sammlg. der Gesetze, Verordnungen, Durchführungsbestimmungen und Runderlasse auf dem Gebiet des Gesundheitswesens. 1. Abschn. A u. B, 613 S., W. König, München 1939. (Lw.Ordner RM 16.40.)

***Wagner, J.** und **Offers, B.**: *Eheerfordernisse und Ehehindernisse. I. Ehemündigkeit und Eheeinwilligung.* 2. Aufl., 134 S., Verlag für Standesamtwesen, Berlin 1939. (RM 2.—.)

Methode

***Apstein, C.** und **Wasikowski, K.**: *Periodica Zoologica.* Abkürzungsverzeichnis der wichtigsten Zeitschriften-Titel aus dem Gebiet der Zoologie und ihrer Grenzgebiete. 82 S., Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1938. (RM 6.—.)

Es sollte jedem Wissenschaftler Gewohnheit sein, bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten auch die exakten internationalen Abkürzungen für die Zeitschriftennamen zu verwenden. Leider wird diese an sich selbstverständliche technische Forderung noch oft nicht erfüllt. Daher ist der vorliegenden handlichen Zusammenstellung weite Verbreitung und entsprechende Befolgung zu wünschen. v. E.

Breitinger, E.: *Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen.* Anthrop. Anz. XIV, 249—274, 1938.

Die am häufigsten angewandte Methode zur Bestimmung der Körperhöhe aus Längsknochen war die von Manouvrier. Verf. macht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß diese Methode sowohl nach der Materialgrundlage wie nach der biostatistischen Seite erhebliche Mängel aufweist, die zum Teil auch für das Verfahren von Pearson gelten. Er arbeitet selbst eine neue Methode aus, die auf Messungen an Lebenden beruhen. Die Nachteile (Notwendigkeit der Reduktion einiger Maße auf Knochenlängen) dürften weit dadurch aufgehoben werden, daß man nunmehr die Bestimmungstabellen auf großem, leicht beschaffbarem Material aufbauen kann und damit auch spezifische Bestimmungstabellen für verschiedene Rassengruppen. Die Methode von Manouvrier, bekanntlich auf südfranzösischem Material beruhend, ergibt für deutsches im Vergleich mit den Breitingerschen Tabellen, insbesondere für die extremeren Körperhöhenklassen, stark abweichende Werte.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Röhr, E.**: *Die Volkstumskarte.* Volkstumsgeographische Forschungen 1, 139 S., Hirzel, Leipzig 1939. (RM 7.—.)

Wie der Verf. selbst in der Einleitung hervorhebt, können die beim Deutschen Volkskundeatlas gesammelten Erfahrungen auch der Rassenkunde und anderen Wissenschaften nützlich sein. Allerdings behandelt das Buch die in der Anthropologie bisher am wenigsten gebräuchliche kartographische Methode: die ortstreue Eintragung der Befunde mit verschieden gestalteten Zeichen. Hier wird mit vielen Beispielen Beachtliches über Maßstab, Abstimmung, Technik gesagt, das für die Gestaltung anthropologischer Fundkarten, Merkmalskarten u. ähnl. von Interesse ist und (obwohl die Volkstumskarte nur Qualitäten, nicht Quantitäten darstellt) vielleicht auch etwas zu dem noch ungelösten Problem der kartenmäßigen Darstellung des quantitativen Verhältnisses mehrerer Rassen beitragen kann. I. Schwidetzky, Breslau.

Bornemann, F.: *Zum Form- und Quantitätskriterium.* Anthropos XXXIII, 614—650, 1938.

Czekanowski, J.: *Vererbung im Lichte der quantitativen Methode.* Przegl. Antrop. XII, 519—520 (polnisch 473—518), 1938.

4. Historische Anthropologie

(Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

***Diepgen, P.:** *Medizin und Kultur.* Gesammelte Aufsätze. Zu seinem 60. Geburtstag am 24. Nov. 1938 hrsg. v. W. Artelt, E. Heischkel, J. Schuster. 309 S., F. Enke, Stuttgart 1938. (RM. 21.— bzw. 22.80.)

Geschichte der Anthropologie mündet, wo es sich um anatomische, physiologische und verwandte Erkenntnisse handelt, in die Medizingeschichte (Vesalius u. a.!). So finden sich in dem Neudruck von Aufsätzen des bekannten Medizinhistorikers viele Namen, die auch dem Anthropologen etwas zu sagen haben, unter den neueren etwa Virchow oder Martius (Begründer der Konstitutionspathologie) und Hueppe (Begründer der „Konstitutionshygiene"). Wenn ein Abschnitt über „G. B. Morgagni und die Pathologie" herausstellt, daß es bereits jener Forscher (1682—1771!) war, der davor warnte, an pathologische Diagnosen sich heranzumachen, „ehe man in Zergliederungen gesunder Körper hinlänglich geübt ist" — wem kommt es da nicht in den Sinn, daß heute zwar das Studium der normalen Leiche seinen Platz in der ärztlichen Ausbildung hat, daß aber die analog sich aufdrängende Forderung, vor den Beobachtungen am Krankenbett große Serien gesunder Lebender unter Anleitung des Anthropologen betrachten zu lernen, eigentlich nirgends erfüllt ist? H. Grimm, Breslau.

***Endres, H.:** *Rasse, Ehe, Zucht und Züchtung bei Nietzsche und heute.* 160 S. Carl Wintersche Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1938. (RM 5.—.)

Die Anschauungen Nietzsches und der geistigen Schöpfer des nationalpolitischen Weltbildes von heute über Vererbung, Herrentum, Liebe, Ehe, Zucht, Auslese, Bildung, Erziehung werden in literarischer Methode gegenübergestellt. Als Zweck wird die „Ausrichtung" der Ansichten über Nietzsche und kritische Interpretation des Philosophen angegeben. Trotz mühevoller Kleinarbeit ein etwas undankbares Feld, da die biologischen Wissenschaften und die einmalig-intuitiv gesetzten, oft scharfkantigen Thesen des Dichterphilosophen doch zwei Provinzen des Geistes angehören.
Hans Hochholzer, Wien.

***Krewald, A.:** *Carl Gustav Carus, seine philosophischen, psychologischen und charakterologischen Grundgedanken.* In: Die Lehre von der praktischen Menschenkenntnis, III, 2, 70 S., Bernard & Graefe, Berlin 1939. (RM 2.—.)

In jüngerer Zeit mehren sich die historischen Arbeiten zur Menschforschung, wobei die vorwiegend konstitutionell-psychologisch arbeitenden Autoren bevorzugt erscheinen. Damit verstärkt sich auch langsam das Bewußtsein, daß es eine ganzheitlich und sinnvoll zusammenhängende Menschforschung gibt und gab. Zu einer ihrer besten und älteren Vertreter ist Carus zu rechnen, einer der vielen fast vergessenen Bahnbrecher. Die vorliegende Arbeit stellt eine Einführung in seine Gedankenwelt dar, die besonderen Wert auf eine möglichst originale Wiedergabe der Auffassungen legt und das charakterologische Gebiet bevorzugt. Damit ist wieder ein weiterer begrüßenswerter Schritt in der Richtung getan, die immer noch bescheidene und reichliche zusammenhangslose Menschenforschung auf ein etwas höheres Niveau zu bringen. v. E.

***Müri, W.:** *Der Arzt im Altertum.* 214 S., E. Heimeran, München 1938. (RM. 3.50 bzw. 4.50.)

Auswahl aus Schriften des Hippokrates, Celsus, Rufus u. a., auf gegenüberliegenden Seiten jeweils im griechischen oder lateinischen Urtext und in deutscher Übersetzung geboten. Der Herausgeber unterstützt damit erfreulicherweise die Absicht von Henke und Trojan („Latein für Mediziner", München 1933), den Arzt — und den an der Erforschung des Menschen interessierten Biologen — seine Sprachkenntnisse an dem Sprachschatz gewinnen bzw. vertiefen zu lassen, den er für seinen Beruf braucht. Viele Lesestücke sind eindrucksvoll wegen der Schulung zu schärfster Beobachtung der menschlichen Körperformen, die aus ihnen spricht. H. Grimm, Breslau.

***Camper, P.:** *Petrus Campers Abhandlungen über die beste Form der Schuhe.* 105 S., J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM 3.50.)

***Ebbell, B.:** *Alt-ägyptische Bezeichnungen für Krankheiten und Symptome.* Skrifter utg. av det Norske Videnskaps-Akad. i Oslo. 2. Hist.-filos. Kl. No. 3, 65 S., Dybwad, Oslo 1938. (Kr. 7.—.)

Englert, L.: *Drei Generationen — drei Epochen deutscher Naturforschung und Heilkunde.* Med. Welt XII, 1304—1307, 1938.

***Finberg, A. J.:** *The Life of J. M. W. Turner.* Pp. 538, Oxford University Press, London 1939. (30 s.)

***Gramm, W.:** *Die Körperpflege der Angelsachsen.* Eine kulturgeschichtlich-etymologische Untersuchung. Anglist. Forschg. H. 86, 137 S., C. Winter, Heidelberg 1937. (RM. 7.—.)

Vorgeschichte

Czortkower, S.: *Der Rassencharakter der vorhistorischen Bevölkerung der Pyrenäischen Halbinsel.* Arch. Towarzystwa Naukowego Lwow. X, 446—454 (polnisch 359—445). 1939.

Die Reihe der Nachbearbeitungen anthropologischer Serien mit den Methoden der Lemberger Schule wird hier in einer umfangreichen und mühevollen Arbeit fortgesetzt. Die Gliederung in Kulturkreise hält sich an Bosch-Gimpera, das Hauptergebnis ist, daß den Verschiedenheiten der Kulturkreise Verschiedenheiten der Rassenzusammensetzung entsprechen, die vor allem auf den wechselnden Anteilen von Mediterranen, Orientaliden und „Armenoiden" beruhen. Man muß aber die Arbeit mit denselben Vorbehalten betrachten wie alle ausschließlich auf der Methode der durchschnittlichen Differenzen beruhenden Untersuchungen. In diesem Fall erhebt sich insbesondere die Frage, ob man 2 mediterrane Unterformen und Orientalide wirklich auf Grund nur einiger Schädelindizes trennen kann. Auch an den Bestimmungsstücken (warum verschiedene bei verschiedenen Serien?) kann man gewisse Zweifel hegen, wenn Gr. Tschernosek 44 mit einer absoluten Länge von 193 als grazilmediterraner Standardtypus eingesetzt wird. I. Schwidetzky, Breslau.

Golomshtok, E. A.: *The old Stone Age in European Russia.* Transact. Amer. Philosoph. Soc. N.S. XXIX, Part II, 190—468, 1938.

Für viele Fragen der Rassengeschichte Europas liegt der Schlüssel in Rußland, aber das weitverstreute Schrifttum in russischer Sprache erschwert ganz außerordentlich eine Übersicht. So möchte man sich viele Zusammenstellungen wünschen wie die vorliegende. Sie referiert ausführlich und mit reicher Bebilderung und Karten über die verschiedenen Fundplätze und Funde. Auch den menschlichen Skelettresten wird ein Kapitel gewidmet (insbesondere Podkumok und Undora mit Abbildungen und Maßen aus den Originalveröffentlichungen). Anthropologisch interessant auch im Schlußkapitel die referierten Meinungen russischer Autoren über Rassenentstehung.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Preidel, Helmut:** *Germanen in Böhmens Frühzeit.* Leipzig o. J. (1938). (RM. 2.50 bzw. 3.80.)

In dem für weitere Kreise berechneten, aber fachlich durchgeführten Bändchen gibt Verf. unter Heranziehung der Bodenfunde (reichliche Abbildungen!) und der Geschichtsquellen eine Darstellung der germanischen Stammes- und Kulturbewegungen nach Böhmen. Der behandelte Zeitraum reicht vom 3. Jahrh. vor bis ins 11. Jahrh. nach Chr., wobei die markomannische Besiedlung und die altslavische Geschichte — was leider der Titel nicht vermuten läßt — des Landes besonders ausführliche Berücksichtigung erfahren. E. H. Krüger, Breslau.

***Winkler, H. A.:** *Völker und Völkerbewegungen im vorgeschichtlichen Oberägypten im Lichte neuer Felsbilderfunde.* 36 S., 59 Abb. 1 Kart. Kohlhammer, Stuttgart 1937. (RM. 6.—.)

Die Zeichnungen werden nach Stil und Kulturgut in fünf Gruppen geschieden, die teils gleichzeitig sind, teils aufeinander folgen und von ethnisch verschiedenen Menschengruppen herrühren sollen. Einige Motive, welche in den zwei Nagâda-Kulturen begegnen, bilden das Gerüst der Chronologie der Felsbilder, die im wesentlichen nur vom Niltal her verstanden werden können und als selbständige Geschichtsquelle kaum sehr hoch einzuschätzen sind. E. Wahle, Heidelberg.

***Absolon, K.:** *Die Erforschung der diluvialen Mammutjäger-Station von Unter-Wisternitz an den Pollauer Bergen in Mähren.* Arbeitsber. über d. 2. Jahr 1925. Studien a. d. Geb. d. allgem. Karstforschung d. wiss. Höhlenkunde, d. Eiszeitforschung u. d. Nachbargeb. C, Nr. 6, 101 S., Barvic & Novotny, Brünn 1938. (RM. 30.—.)

Galloway, A.: *A report on the skeletal remains from the pit-circles Penhalonga, Southern Rhodesia.* South Afr. J. Sci. XXXIII, 1937.

***Garrod, D. A.** and **Bate, D. M.:** *The Stone Age of Mount Carmel (Excavations at the Wordy-el-Mughara).* Oxford University Press, London 1938.

Keith, A.: *The prehistoric people of Palestine.* Nature CXLI, 340—342, 1938.

Kramp, P.: *Neue südbayerische Reihengräberskelette.* Forsch. Fortschr. XIV, 389—390, 1938.

v. Krogh, Chr.: *Sächsische Reihengräberfunde in Mahndorf bei Bremen.* Forsch. Fortschr. XIV, 366—367, 1938.

Kühn, H.: *Das Problem der Chronologie in der Vorgeschichte.* Forsch. Fortschr. XIV, 309—311, 1938.

***Unger, E.:** *Altindogermanisches Kulturgut in Nordmesopotamien.* 23 S., Harrassowitz, Leipzig 1938. (RM. 2.40.)

Geschichte

Aschoff, L.: *War die Syphilis von alters her in Europa heimisch?* Forsch. Fortschr. XIV, 419, 1938.

Verf. fand, daß die Angaben klassischer Autoren über Aneurysmen der großen Gefäße sich nicht auf syphilisbedingte Veränderungen beziehen können, und daß an europäischem Knochenmaterial vor Kolumbus niemals mit Sicherheit syphilitische Krankheiten sich nachweisen lassen. Dagegen sind gewisse Veränderungen an präkolumbischen Skeletten amerikanischer Indianer sicher syphilitisch. Damit beantwortet Verf. die im Titel gestellte Frage anders als Sudhoff. H. Grimm, Breslau.

***v. Branca, Frhr. G.:** *Die Blutsgemeinschaft im Großdeutschen Reich.* (Beiträge mehrerer Verfasser.) 152 S., 1 Übersichtskarte. Leykam, Graz 1939. (RM 6.—.)

Ein Abriß der Stammes- und Siedlungsgeschichte von der illyrischen bis zur bajuvarischen und mitteldeutschen Bewohnerschicht der Ostmark und der Sudetenländer. Die allseitige Betrachtung wendet sich mehrfach rassenkundlichen Fragen zu. Die Beiträge zur Wanderbewegung der neueren Zeiten — z. B. während der Religionskämpfe u. a. — sind vorwiegend volkskundlich ausgerichtet. Der Nachweis der „Blutsgemeinschaft" mit dem Altreich fußt auf historisch-geisteswissenschaftlicher Analyse. H. Hochholzer, Wien.

***Bühler, J.:** *Deutsche Geschichte. III. Das Reformationszeitalter.* 503 S., W. de Gruyter, Berlin 1938. (RM 8.20.)

Für den dritten Band dieser kraftvoll und flüssig geschriebenen Geschichte gelten die methodischen Bemerkungen des ersten und zweiten Bandes (vgl. Z. Rassenk. II, 105, 1935; IV, 217, 1936). Inhaltlich setzt er sich mit den starken neuen Strömungen und den wichtigen Gestalten von Humanismus und Reformation auseinander. Erfreulicherweise nimmt dabei die bevölkerungsbiologische Betrachtungsweise, die letzten Endes entscheidende Schicksalsfrage eines Volkes also, eine gebührende Stelle ein. Die Materialgliederung schreitet von Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft zur umfangreicheren Darstellung von Religions- und Kriegsgeschichte vor. v. E.

***Dittel, P.:** *Die Besiedlung Südnigeriens von den Anfängen bis zur britischen Kolonisation.* Phil. Diss. (Math.-nat. Abt.) Wiss. Veröff. Dtsch. Mus. f. Länderk. N.F. 4, 71 bis 146. 3 mehrfarb. K. auf 1 Taf., 8 K., 6 Pläne im Text. Leipzig 1936.

Eine ältere wie neueste landeskundliche und ethnologische Literatur erschöpfend verarbeitende Studie, in Einzelfragen aus Erkundigungen bei Landeskennern in der Kolonie bereichert. Alle anthropogeographischen Gesichtspunkte, die auch die Rassenforschung angehen, Stammesgruppierung und -organisation, Kopfzahl, Wirtschaft und Verkehr, Formen und Abfolge der Besiedlung in erstaunlichen Gegensätzen zwischen den Stämmen finden mit Verwendung der erreichbaren Geschichtsdaten eine konzentrierte, ganz ausgezeichnete Darstellung. B. Struck, Jena.

***Licis, J.:** *Kraniologische Untersuchungen an Schädeln altlettischer Stämme.* 131 S., Valtera un Rapas Akc. Sab. Apgads, Riga 1939. (RM 5.—.)

Es werden 3 Schädelgruppen behandelt, von denen zwei aus dem 5.—7., eine aus dem 15.—17. Jahrhundert stammen. Ausführliche Merkmalsbeschreibung. Die älteren Schädel sind lang-hoch und kräftig gebaut und zeigen auch in den Abbildungen einen ausgesprochen nordischen Charakter. Die jüngeren Funde sind kürzer, breiter und niedriger, auch das Gesicht ist niedriger und breiter, zeigt aber im ganzen geringere Veränderungen. Die Veränderungen werden zurückgeführt auf Einflüsse osteuropider Finno-Ugrier (Liven), mit denen die Letten im 10.—12. Jahrhundert in näheren Kontakt kamen. Diese Ergebnisse entsprechen weitgehend denjenigen, die von der Referentin bei den den baltischen Letten verwandten Altslawen gewonnen wurden. I. Schwidetzky, Breslau.

***Aschoff, L.:** *War die Syphilis von alters her eine europäische Krankheit?* 47 S., Hans Speyer, Freiburg 1939. (RM 2.50.)

***Benson, A. B. and Hedin, N.:** *Swedes in America, 1638—1938.* Oxford University Press. London 1938. (14/—.)

***Lange, K.:** *Herrscherköpfe des Altertums im Münzbild ihrer Zeit.* 161 S., Atlantis-Verlag, Berlin 1938. (Br. RM 7.50.)

***Morton, A. S.:** *History of Prairie Settlement.* Pp. 572, Macmillan, Toronto 1938.

v. Richthofen, Frhr. B.: *Der Ursprung der Ostjuden und die Chasaren.* Alt-Preußen III, 33—38, 1938.

***Sanford, E. M.:** *The Mediterranean World in Ancient Times.* Ronald Press, New York 1938. ($ 4.50.)

Scharf, A.: *Egyptian Portrait-Sculpture.* Antiquity XI, 174—182, 1937.

Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung

***Ferenczi, J.:** *L'optimum synthétique de peuplement.* 124 S., Institut de Coopération Intellectuelle, Société des Nations, Paris 1938.

Die vorliegende Studie gehört zu den Arbeiten, die im Gefolge der Tagung der Conférence Permanente des Hautes Etudes Internationales in London 1935 über den Gegenstand des „Peaceful Change" erbracht worden sind. Der Verf. untersucht die Begriffe der Übervölkerung, Untervölkerung und der wünschenswerten Bevölkerungszahl in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Er selbst entwickelt einen Begriff des „synthetischen Bevölkerungsoptimismus", in dem das Wohlergehen des einzelnen der Hauptbestimmungsgrund ist, jedoch eingeschränkt durch gewisse Rücksichten wirtschaftlicher, politischer und soziologischer Art. Der Verf. glaubt, durch gewisse internationale Abkommen und einschlägige wissenschaftliche Studien die Richtung eines solchen internationalen Bevölkerungsoptimismus anbahnen zu können, ein Optimismus, zu dem die gegenwärtige Status-quo-Politik der meist kinderarmen glücklichen Besitzer keine Berechtigung gibt. W. Winkler, Wien.

***Glaß, D. V.** and **Blacker, C. P.:** *Population and Fertility.* 101 Pp., Population Investigation Commitee, London 1938. (3 s.)

Diese Schrift ist eine der zahlreichen Veröffentlichungen des vor etwa $1^1/_2$ Jahren gebildeten Population Investigation Commitee (Vorsitzender A. M. Carr-Saunders, M. A.), das bisher 14 solcher Veröffentlichungen über bevölkerungspolitische Fragen, die sich auf Großbritannien und Kolonien beziehen, herausgebracht hat. Weitere Publikationen stehen bevor. Die vorliegende Schrift ist populär-wissenschaftlich gehalten. Sie enthält kurze Abhandlungen u. a. „Wie ist die Fruchtbarkeit zu messen?", „Registrierung von Geburten, Sterbefällen und Bevölkerungszählungen", „Die Alterspyramiden in verschiedenen Ländern", „Worüber Bevölkerungszählungen und Registrierungen nicht Aufschluß geben" (Ursachen des Geburtenrückgangs) und „Mögliche Gegenmaßnahmen". Demjenigen, der sich eingehender mit Bevölkerungsfragen befaßt hat, bietet die Schrift nichts Neues. Sie bringt aber eine übersichtliche Zusammenfassung und anschauliche Graphiken. Über die Ursachen des Geburtenrückgangs gibt diese Schrift keinen befriedigenden Aufschluß. R. v. Ungern-Sternberg, Berlin.

***Glotzbach, H. J.:** *Bevölkerungsbewegung und Erbgefüge des Rhöndorfes Werberg.* Schr. Rassenpol. Amt NSDAP. Gauleitg. Mainfranken, Beitr. 17, 41 S., Triltsch, Würzburg-Aumühle 1938. (RM 2.—.)

Eine weitere Arbeit aus den erbbiologischen Aufnahmen in der Rhön (vgl. Z. Rassenk. IX, 297, 298, 1939), die u. a. den praktischen Zweck hatte, bei der Umsiedlung der Bewohner — das Dorf mußte einem Truppenübungsplatz weichen — den erbbiologischen Wert der einzelnen Familien in Rechnung stellen zu können. — Außerdem wurden Bevölkerungsbewegung, Ein- und Ausheiraten, uneheliche Kinder usw. von 1847—1936 festgestellt. Die alte preußische Grenze erweist sich wiederum als Heiratsgrenze. I. Schwidetzky, Breslau.

***Simpson, J. H.:** *Refugees, Preliminary Report of a Survey.* 233 S., Oxford University Press, New York 1938. ($ 1.25.)

Die Millionen politischer Flüchtlinge, die infolge der Umwälzungen der letzten beiden Generationen in Europa und Orient (Zerfall des alten Türkischen Reiches, Weltkrieg, russische Revolution usw.) eine neue Heimat gesucht haben, verdienen als eine zum Teil über weite Räume hinweggreifende und zahlenmäßig durchaus beachtliche Bevölkerungsbewegung (Russen in Frankreich!) auch anthropologisches Interesse. Der vorliegende Bericht betrachtet die Frage der „Assimilation" vorwiegend unter soziologischem Gesichtspunkt, enthält aber mit Angaben über Zahl, Verteilung und Grad der Verwurzelung in den Gastvölkern auch biologisch wichtige Daten. I. Schwidetzky, Breslau.

Vietinghoff, W.: *Großstadt — Industriestadt. Ein volksbiologischer Vergleich.* Arch. Bev.-Wiss. Bev.-Pol. IX, 24—38, 1939.

Volkreiche Industriestädte dürfen nicht wegen ihrer Einwohnerzahl den „echten Großstädten" gleichgestellt werden. Diese für die Großstadtforschung grundlegende Erkenntnis wird mit Beispielen aus dem Ruhrgebiet und Oberschlesien zahlenmäßig belegt. Im Gegensatz zu den echten Großstädten — unter denen übrigens Berlin und Wien besonders ungünstig gelagerte Fälle darstellen — sind Industriestädte „Städte der Jugend", das Geschlechterverhältnis ist ausgeglichener usw. H. Grimm, Breslau.

Frumkin, G.: *Japan's demographic expansion in the light of statistical analysis.* Sociol. Rev. XXX, 1—20, 1938.

Fuhrmann, G.: *Die Verstädterung Südafrikas.* Z. Geopol. XV, 573—574, 1938.

Hartnacke, W.: *Die Selbstausrottung der begabten Stämme.* Volk u. Rasse X, 337—344, 1938.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Aul, J.: *Weight of the Estonians.* Eeste Loodusest nr. 1—2. 48 (estnisch 42—48), 1938.
In der räumlichen Verteilung, deren Darstellung sich den schönen estnischen Merkmalskarten anschließt (vgl. Ref. Aul, Z. Rassenk. VIII, 219, 1938), zeigt das Körpergewicht ein ganz ähnliches Bild wie die Körperhöhe. I. Schwidetzky, Breslau.

Bauermeister, W.: *Dunkelhaarigkeit und Rundköpfigkeit im nordischen Raum.* Der Biologe VIII, 196—208, 1939.
Es ist sehr erfreulich, daß hier einmal von einer gründlichen Kenntnis der Rassenkunde und Rassengeschichte Nordeuropas aus das konventionelle Bild der nordischen Rasse überprüft wird. Verf. weist überzeugend nach, daß der hohe Anteil von „Rundköpfen" und dunklen Haaren im nordischen Raum nicht, wie dies gern geschieht, vorwiegend auf Rassenmischung zurückgeführt werden kann, insbesondere nicht auf Alpine, sondern durchaus in die Variationsbreite der nordischen Rasse gehört. Er möchte als Hauptträger dieser Merkmale einen neuen Untertypus der Nordischen, den „cimbronordischen" aufstellen, für den auch Abbildungen gegeben werden und der sich auch aus vorgeschichtlichen Funden Nordeuropas aussondern läßt.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Duggan-Cronin, A. M.:** *The Bantu Tribes of South Africa.* III, Sect. 3, The Zulu. 16 Pp., LXXXI—CXX plates. Deighton, Bell & Co., Cambridge 1938. (25 s.)
Mit diesem Band findet eine Serie von wirklich schönen Photographien südafrikanischer Stämme ihre Fortsetzung. Natürlich sind sie für ein breiteres Publikum gedacht, und dementsprechend ist auch die kurze Einleitung gehalten. Trotzdem wäre es gewiß dankbar begrüßt worden, wenn bei den Menschendarstellungen auch auf die einfacheren anthropologischen und bei den Kulturbildern stärker auf ethnologische Belange Rücksicht genommen worden wäre. v. E.

***Jones, J., Rheinalt, D.** and **Doke, C. M.:** *Bushmen of the Southern Kalahari.* (Papers reprinted from Bantu Studies, vol. X, 4 and XI, 3.) 283 pp., 109 Ill. The Univ. Witwatersrand Press, Johannesburg 1937. (18 sh.)
Vorliegender Band bringt Ergebnisse der Untersuchungen der Universität Witwatersrand unter den Auni und Khomani. Noch nicht veröffentlicht sind davon Maingards Aufsätze über die Waffen und den Khomani-Dialekt. Für den Anthropologen sind von Interesse die Berichte über die Musik mit zahlreichen Notenbeispielen (von Kirby), über Gesundheit, Krankheit und Konstitution (von Maingard), Demographisches (von Dart) und vor allem dessen Ausführungen über die Anatomie (S. 117—188 u. 39 Tabellen). Er unterscheidet eine Buschrasse (bes. im weiblichen Geschlecht und mit mediterranem und mongolidem Einschlag) und eine Boskoprasse (bes. im männlichen Geschlecht und mit armenidem Einschlag). Es handle sich dabei nicht etwa nur um zwei Schläge einer Rasse. Beide Rassen fänden sich in anderem Verhältnis auch bei den zentralafrikanischen Pygmäen. W. Schilde, Plauen.

***N. N.:** *The Anthropological Society of Bombay.* Jubilee Volume, 292 pp., 1938.
Obwohl sich die Anthropologische Gesellschaft in Bombay weitaus überwiegend mit Kulturkunde beschäftigt, ist auch Anthropologie gelegentlich mit vertreten, so auch in dem vorliegenden Jubiläumsband. Cadell beschäftigt sich mit der Frage der Nachkommen der Mohenjodaro-Leute, allerdings mit gänzlich unzureichendem Material. Enthoven streift anthropologische Fragen, wobei er annimmt, daß die Namen weddid, sinid, melanid usw. von v. Eickstedt eingeführt wurden. Das ist nicht der Fall, sie sind teilweise über 100 Jahre alt, aber die Namen, die nach exakter wissenschaftlicher Terminologie allein als gültig betrachtet werden können. Ghurye veröffentlicht eine kleine Meßserie aus Kathiawar, und zwar mit Individualzahlen. Sett bringt eine auch volkskörperkundlich interessante Studie aus Altindien. v. E.

***Pesonen, N.:** *Die Somatologie der Liven.* Ann. Acad. Sci. Fennicae, Ser. A, L, 116 S., Suomalainen Tiedeakatemia, Helsingfors 1938. (RM 4.20, Fmk 70.—.)
Die Arbeit schließt sich den fleißigen Materialsammlungen an, die mit Unterstützung der Finnischen Akademie der Wissenschaften in Finnland durchgeführt wurden. Von den 867 „reinen Liven", die 1935 noch an der Küste Kurlands wohnten, konnten 226 im Alter von 20 bis 59 Jahren untersucht werden. Die Liven sind danach eines der hochwüchsigsten Völker Europas, gegenüber den Nachbarvölkern fallen sie durch große Stirnbreite, sehr große Jochbogenbreite und das Überwiegen der Kombination helle

Augen—dunkle Haare auf. Über die Rassenzusammensetzung wird nichts gesagt, doch lassen die Maße in Verbindung mit den wenigen Abbildungen annehmen, daß es sich wie bei den baltischen Völkern um ein vorwiegend nordisch-osteuropides Gemisch mit starkem Hervortreten der nordischen Züge handelt. I. Schwidetzky, Breslau.

***Weinert, H.:** *Die Rassen der Menschheit.* 2. Aufl. 142 S., Teubner, Leipzig 1939. (RM 5.60.)

Die neue Auflage bringt gegenüber der ersten (vgl. Ref. Z. Rassenk. III, 99, 1936) nur geringe Veränderungen. Es sind vor allem die Ergebnisse der „Entstehung der Menschenrassen" (vgl. Ref. Z. Rassenk. VIII, 348, 1938) hineingearbeitet: die Gliederung in „Linien" wird unterstrichen, die „mittlere Linie" in einen hellen Teil (Europäische, Europide, Indide, Polynesier, Ainu) und einen dunklen Teil (Negrito, Melanesier, Tasmanier, Weddide und Australier) zerlegt. — Negrito und Melanesier sind also von den Negriden abgerückt und näher zu den Europiden gestellt! Einige neue Abbildungen geben vor allem neuere vorgeschichtliche Menschenfunde wieder.

I. Schwidetzky, Breslau.

Levin, M.: *Cranial types of the Ulchi.* J. Anthrop. Moscow 1,90 (russisch 82—90), 1937.

Lhote, H.: *Contribution à l'anthropologie somatique des Touaregs.* Rev. antrop. XLVIII, 284—306, 1938.

Matiegka, J. et Maly, J.: *Etude de quatre squelettes de Pygmées centreafricains du Bassin de l'Ituri.* L'Anthrop. XLVIII, 237—248, 521—538, 1938.

Mijsberg, W. A.: *De Bevolking von Nederlandsch-Indie, anthropologisch en praehistorisch beschouwd.* Nat. Tijdschr. Nederlandsch-Indie XCVII, 61—77, 1937.

Morant, G. M.: *A contribution to Eskimo craniology based on previously published measurements.* Biometrika XXIX, 1—20, 1938.

Roginsky, J. J.: *The problem of origin of the Mongol racial type.* J. Anthrop. Moscow 2, 64 (russisch 43—63), 1937.

Roy, S. Ch.: *Caste, race, and religion in India.* Man in India XVIII, 85—105, 1938.

Scotti, P.: *Il „Forest negro" di Johnston e „le Nègre paléotropical" de Montandon, contributo al problema razziologico africano.* Natura XXIX, 60—74, 1938.

Volks- und Völkerkunde

Bernatzik, H. A.: *Südsee.* Neue erw. Ausgabe; 158 S., 115 Abb. 1 Kt., L. W. Seidel & Sohn, Wien 1939. (RM 5.— bzw. 6.50.)

Die mit völlig veränderten Bildbeigaben ausgestattete Neuauflage der Reiseergebnisse 1932/33 nach Neuguinea und den Salomonen streift zunächst die Kultur der südöstlichen Salomoinseln. Wichtiger und aufschlußreicher sind die auf der bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Insel Choiseul vorgefundenen Totenurnen, die verschiedenen Zeitaltern angehören und deren älteste einer Vorbevölkerung zuzuschreiben sind, die in ihrer möglichen Beziehung zu Ostpolynesien für die weitere Forschungsarbeit bedeutsam werden kann. Auch sprachliche und kulturelle Unterschiede auf Choiseul weisen auf mehrfache alte Schichtung hin. Untersuchungen in Südost- und Zentralneuguinea sowie in Zentralbali beschließen den Bericht. K. Pieper, Breslau.

***Danckert, W.:** *Das europäische Volkslied.* VIII und 450 S. Bernhard Hahnefeld Verlag, Berlin 1939. (Geb. RM. 20.—.)

Das Buch bringt reiches Liedmaterial der europäischen Völker. Dessen Stellung im Volksleben, seine Geschichte, seine Wandlungen und die festgelegten Erscheinungsformen werden ausführlich dargestellt. Melodische Grundformen des Germanischen, Romanischen und Slawischen heben sich ab. Das Spiel der kulturellen Kraftströme, der Sinnänderungen und Sinnvereinheitlichungen am Liedgut erfährt eine breite Darstellung. Die rassischen Tiefenkräfte treten dabei klar heraus. (Siehe auch dieses Heft S. 88.)

S. Günther, Berlin-Britz.

***Fischer, H. Th.:** *De moderne ethnologie als historische wetenschap.* 23 S. J. B. Wolters, Groningen 1936. (Fl. 0.75.)

Der Verf. erörtert das Verhältnis von Völkerkunde und Historie in Anlehnung an bekannte Klassiker (Bastian, Tylor, McLennan, Gräbner u. a.) in hergebrachter Weise. Uns will scheinen, daß die Diskussion über das Thema inzwischen selbst „historisch" belastet ist. Das Problem des gegenseitigen Verhältnisses von Ethnologie und Geschichte muß heute neu gestellt werden, denn unsere Zeit ist weitergeschritten und beide Disziplinen sind heute nicht mehr dieselben wie vor dreißig oder gar fünfzig Jahren.

W. E. Mühlmann, Berlin.

***Mühlmann, W.:** *Methodik der Völkerkunde.* 275 S., F. Enke, Stuttgart 1938. (RM. 14.— bzw. 15.80.)

Der Abschnitt über die Geschichte völkerkundlicher Forschung gibt Beispiele für die Notwendigkeit, wissenschaftsgeschichtliche Fragen zur Vermeidung von Judizien ex eventu aus ihren Grundlagen zu beurteilen. Der methodische Teil formuliert nunmehr die Ansprüche der deutschen und der unabhängig davon gewachsenen englischen Richtungen in der modernen Völkerkunde seit der Überwindung der Kulturkreislehre auf eine ineinandergreifende Betrachtung aller naturvölkischen und darüber hinaus völkischen Leistungen. Das bedeutet nach jeder Richtung hin für die Beobachtung von Kulturabläufen ein In-die-Tiefe-Gehen. Neben der geforderten Verbindung von Geschichte und Natur wird die Dringlichkeit eines Funktionszusammenhanges aller abendländischen Wissenschaften aufgewiesen. K. Pieper, Breslau.

***Livi, L.:** *I fattori biologici dell'ordinamento sociale (Les facteurs biologiques de l'organisation sociale).* 302 S., Dott. A. Milani, Padova 1937. (L. 35.—)

Mühlmann, W.: *Politische Entwicklung und Staatsbildung in der Südsee in voreuropäischer Zeit.* Geist. Arbeit V, Nr. 7, 1—2, 1938.

***Phillips, R. E.:** *The Bantu in the City.* A Study of Cultural Adjustment on the Witwatersrand. 500 S., Lovedal Press, Lovedale 1938. (10 s.)

***Puccioni, N.:** *Le popolazioni indigene della Somalia.* 118 S., L. Capelli, Bologna 1937.

Anthropogeographie und Länderkunde

***Geisler, W.:** *Australien und Ozeanien.* Enzyklopädie der Erdkunde. 193 S. Deuticke, Wien 1938. (RM. 15.—)

Gegenüber den früheren Behandlungen des Erdteils durch den Verf. stehen in der vorliegenden völligen Neubearbeitung methodische Gesichtspunkte im Vordergrund. In Ablehnung des länderkundlichen Schemas treten dabei entsprechend den australischen Verhältnissen der Einfluß des Gesetzes der Lage und der Dynamik des schaffenden Menschen, vor allem des Europäers, besonders hervor. Auch die Probleme der Länderkunde selber werden in die Darstellung eingeflochten, indem die Strukturelemente und gestaltenden Kräfte nicht mehr rein analytisch, sondern in ihrer landschaftsbildenden Tätigkeit behandelt werden. Die gewohnt klare und anschauliche Darstellungsweise des Verf. und das gute Karten- und Bildmaterial vollenden den Eindruck einer vorbildlichen Länderkunde. W. Klenke, Breslau.

***Heurich, G.:** *Restvölker und Rückzugsgebiete in Südafrika.* Math.-nat. Diss. Jena 1936. (Mitt. Sem. or. Spr. Bln. Bd. 39, Abt. 3, 46—110.)

Nach einer wesentlich aus G. McCall Theal schöpfenden Übersicht der historischen Völkerbewegungen in Südafrika werden die einzelnen Rückzugsgebiete mit ihren Bewohnern und deren Geschichtsverhalten im ganzen zutreffend beschrieben, solche „strittigen und relativen" Charakters unterschieden von „natürlichen" (von Natur ungünstigen) und „künstlichen" (in denen die weiße Kolonisation Stämme oder Stammesteile zu Schutzzwecken abschließt). Daß nach Rasse, politischer Organisation und Wirtschaftsführung der passiv wie aktiv beteiligten Gruppen doch recht verschieden zu werten wäre, bleibt im Hintergrund. Die für eine geographische Arbeit reichlich primitiven Kartenskizzen bringen z. T. Falsches. B. Struck, Jena.

***Mann, W.:** *Chile auf der Schwelle der neuen Zeit.* 334 S., 35 Abb., Dietrich Reimer, Santiago de Chile 1938.

Wie in allen lateinamerikanischen Ländern bildet auch in Chile der Werdegang des Volkes ein rassenkundliches Experiment großen Stiles. Der Verf. erkennt richtig den Wert einer „methodischen Sammlung und Deutung der Tatsachen, die in diesem großen Laboratorium der Natur und Geschichte zu Tage treten". In seinen Ausführungen, die Gesellschaft, Staat, Recht, Bevölkerungsbewegung, Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Erziehung u. a. behandeln, fallen jedoch leider rassenkundliche Gesichtspunkte fast ganz fort. So interessante Einblicke das Buch in die soziologischen Probleme Chiles gibt, vermittelt es doch kein befriedigendes Bild von der Eigenart seiner Bevölkerung, die sich aus ganz besonderen rassischen Elementen zusammensetzt. O. Schmieder, Kiel.

Gams, H.: *Wald, Steppe und Besiedlung.* Mitt. Geogr. Ges. München XXXI, 173—179, 1938.

***Jungfer, V.:** *Litauen. Antlitz eines Volkes.* 324 S., Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1938. (RM 6.—)

Tochtermann, J. G.: *Die Tataren in Polen, ein anthropogeographischer Entwurf.* Pet. Mitt. LXXXV, 76—80, 1939.

***Upton, S.:** *Australia's empty spaces.* Pp. 290, Allen and Unwin, London 1938.

***Wyndham, R.:** *The Gentle Savage, a Sudanese Journey in the Province of Bahr-el-Ghazal.* 4. Edit., 245 Pp., Cassell and Co., London/New York 1938. (5 s.)

III. Nachrichten[1])

Baltische Staaten

— In Riga (Lettland) wurde ein *Institut zur Erforschung der völkischen Lebenskräfte* unter Leitung von Professor J. Primanis gegründet. Es umfaßt drei Abteilungen: eine anthropologische (Prof. Primanis), eine bevölkerungskundliche (V. Salnitis) und eine eugenische (Dr. V. Kraulis). Das Institut hat bereits eine Reihe von Arbeiten aufgenommen. So wurden von der anthropologischen Abteilung Untersuchungen über anthropologische Spuren der livischen Abstammung bei den Küstenbewohnern Livlands durchgeführt und dabei 4000 Personen untersucht. Die Bevölkerungsabteilung beschäftigte sich mit Fragen der natürlichen Bevölkerungsbewegung, die eugenische mit der Vererbung des Schwachsinns, ferner wurde eine erbbiologische Bestandsaufnahme in 30 Gemeinden begonnen. Die Ergebnisse des Instituts sollen in einer besonderen Schriftenreihe veröffentlicht werden.

— An der Universität Dorpat (Estland) wurde *ein eugenisches Institut* unter Leitung von Professor H. Madisson, der im Januar d. J. zum ordentlichen Professor ernannt wurde, gegründet.

— Dr. Juhan Aul, Dorpat, unternahm eine Reise nach Nord-Ost-Estland zum *Studium der estnisch-russischen Kontaktzone,* wobei 1600 Personen anthropologisch untersucht wurden.

Deutschland



* *

— Am 3. Juni 1939 vollendete Professor Dr. *Eugen Fischer,* Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin, sein 65. Lebensjahr. Der Führer und Reichskanzler verlieh ihm aus Anlaß dieses Tages die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Universität Freiburg, an der er 1918 bis 1927 als Direktor des Anatomischen Instituts gewirkt hat, den Ehrendoktor. Den Glückwünschen, die aus aller Welt einliefen, schließen sich auch Herausgeber und Schriftleitung der „Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen" mit herzlichen Wünschen für weiteres erfolgreiches Wirken an.

* *

— In Verbindung mit der 25-Jahr-Feier der Frankfurter Universität wurde vom 28. bis 30. Juni die *zweite Frankfurter wissenschaftliche Woche* mit dem Thema *„Organismus und Umwelt"* durchgeführt, an der rund 200 Gelehrte verschiedener Länder teilnahmen. Den Menschen behandelten u. a. die Vorträge von Rodenwaldt, Heidelberg, über Umwelt und Rasse, Frhr. von Verschuer, Frankfurt a. M., über Erbgut und Umwelt beim Menschen, Kißkalt, München, über die Bedeutung der Seuchen im Schicksal des deutschen Volkes, de Rudder, Greifswald, über klimatische Auslese beim Menschen.

— An der Universität Tübingen wurde eine *Forschungsstelle für rassenkundliche Kolonialwissenschaft* unter Leitung von Dr. W. Drascher und Prof. W. Gieseler gegründet.

— Bei der *Volkszählung* am 17. 5. 1939 wurde zum erstenmal versucht, statistische Unterlagen für die Zahl der Juden und Judenmischlinge auf Grund der Abstammung, nicht des Glaubensbekenntnisses, zu erhalten. In einem besonderen Fragebogen wurde gefragt: War oder ist einer der vier Großelternteile der Rasse nach Volljude? Wissentlich falsche Angaben werden mit hohen Strafen belegt. In der statistischen Auswertung sollen u. a. Ehedauer, Fruchtbarkeit, Altersaufbau und Familienstand der jüdischen und teiljüdischen Bevölkerung untersucht werden.

— Auf einem Reichslehrgang in Bayreuth beschlossen die deutschen Schulbiologen, in Zukunft im *Unterricht der Rassenurgeschichte* die v. Eickstedtschen Stufenbezeichnungen I. Vormensch (Pithecanthropus usw.), II. Urmensch (Neanderthaler), III. Altmensch (Cromagnon, Aurignac usw.), IV. Jetztmensch einheitlich zu verwenden.

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

— An der Universität Würzburg wurde das neue *Institut für Vererbungswissenschaft und Rassenforschung,* Direktor Prof. Dr. Ludwig Schmidt-Kehl, feierlich eingeweiht (vgl. Z. Rassenk. IX, 281, 1939).

— *Gestorben:* Am 21. 5. in Berlin im Alter von 73 Jahren der em. Professor für Anatomie *Rudolf Fick,* der sich in mehreren Arbeiten auch mit anthropologischen Fragen beschäftigte (Maßverhältnisse der Gliedmaßen bei Mensch und Menschenaffen, Wirbelzahl bei Menschenaffen u. ä.). — Am 23. 4. in Köln im Alter von 52 Jahren *Prof. Hans Böker,* Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Köln und Mitherausgeber dieser Zeitschrift. (Begründung einer biologischen Morphologie, 1924; Vergleichende biologische Anatomie der Wirbeltiere, 1937). Die deutsche Wissenschaft verliert mit ihm einen ideenreichen und feinsinnigen Forscher.

Frankreich

— Der *100. Geburtstag von Théodule Ribot,* dem ersten Inhaber des Lehrstuhls für experimentelle Psychologie am Collège de France wurde am 22. Juni in Anwesenheit des Ministers für nationale Erziehung in der Sorbonne gefeiert. Ein Jubiläumsband zu Ehren von Ribot, Binet und Janet, den Pionieren der französischen Psychologie, ist in Vorbereitung.

— Nach zwei Verfügungen des Kolonialministers wurde denjenigen *Eingeborenen von Äquatorialafrika,* die ihre Militärpflicht abgeleistet haben, das *Stimmrecht* und eine besondere Vertretung in der Verwaltung verliehen.

Großbritannien

— Die *Royal Society of London* und *die Deutsche Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* veranstalteten im Frühjahr und Frühsommer 1939 gegenseitige Besuche von Wissenschaftlern. Unter den vier deutschen Gästen der Royal Society befand sich Frhr. von Verschuer, Professor für menschliche Erbkunde und Rassenhygiene in Frankfurt a. M., der vor der Gesellschaft einen Vortrag über Zwillingsforschung hielt.

— *Prof. W. E. Le Gros Clark,* F.R.S., bisher Professor für Anatomie an der Universität Oxford, übernimmt am 1. Oktober 1939 den Lehrstuhl für Anatomie an der Universität London.

Italien

— Über den *neuen Neanderthalerfund* aus Italien (vgl. Z. Rassenk. IX, 303) sind inzwischen weitere Einzelheiten bekannt geworden. Es handelt sich um einen der besterhaltenen Urmenschenfunde, an dem auch das Gesichtsskelett fast vollständig ist. Ein auffallendes Loch in der Schädeldecke und die Tatsache, daß der Fund neben einer Herdstelle unter zahlreichen zerschlagenen und angebrannten Tierknochen zutage gefördert wurde, lassen darauf schließen, daß das betreffende Individuum erschlagen und verspeist worden ist. In morphologischer Beziehung scheint der Fund in besonders enger Beziehung zu den übrigen Neanderthalern des Mittelmeergebiets (Gibraltar, Saccopastore) zu stehen (nach Prof. H. Weinert).

— Im Mai kehrte die von Prof. L. Cipriani, Florenz, geleitete *anthropologische Expedition* (vgl. Z. Rassenk. IX, 303, 1939) nach Italien zurück. Es wurden insgesamt 347 Galla, 222 Sidama und 358 weitere Individuen aus den Stämmen der Coma, Mao, Barta, Nuer, Amiac, Mangio, Sciuro, Masango, Ghimirra und Sciaco untersucht und 59 Gesichtsabgüsse von Lebenden, 4000 Photographien und eine reiche ethnographische Sammlung mitgebracht.

Niederlande

— Eine von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft ausgerüstete Expedition unter Leitung des Geographen und Ethnographen Le Roux befindet sich auf der *Reise nach Neuguinea,* wo die Gegend des westlichen Nassaugebirges erforscht werden soll. Unter den Teilnehmern befindet sich auch der Arzt und Anthropologe Dr. H. Brouwer.

— Das Zentrale Statistische Bureau veröffentlicht eine Reihe von *Ergebnissen der Volkszählung von 1935.* Dem „Reproduktionsindex" nach nehmen die Niederlande eine verhältnismäßig günstige Stellung ein: sie stehen hinter Rußland, Bulgarien, Portugal und Italien vor den west- und nordeuropäischen Ländern. Seit 1909/1910 haben die Fruchtbarkeitsziffern am stärksten bei den Juden, am wenigsten bei den Katholiken abgenommen.

Norwegen

Am 30. Juni 1939 starb in Oslo im Alter von 76 Jahren Dr. Jon Alfred Mjøen, Leiter des Vinderen-Laboratoriums. Durch seine rassenhygienischen Bestrebungen und erbkundlichen Studien hat er sich einen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gemacht. Er war ein aufrichtiger Freund und Verehrer der deutschen Wissenschaft. Seine markante Gestalt und seine geistreichen Bemerkungen fanden bei den großen internationalen Kongressen stets die lebhafteste Anteilnahme.

Portugal

— Im Jahre 1940 wird die Achthundert-Jahr-Feier der Begründung des Königreichs Portugal und die Dreihundert-Jahr-Feier der Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft mit zahlreichen Veranstaltungen begangen werden. U. a. werden eine Reihe *wissenschaftlicher Kongresse* und Ausstellungen stattfinden: Am 10. Juli beginnt in Lissabon ein *Kolonialkongreß*, am 12. Sept. in Porto ein *Bevölkerungskongreß*, der sich in mehrere Sektionen (Bevölkerungsstatistik, Anthropologie und Rassenkunde u. a.) gliedern wird, am 18. Okt. in Lissabon ein portugiesisch-brasilianischer *Geschichtskongreß*. Ferner ist für den am 3. Juli beginnenden Kongreß für Vor- und Frühgeschichte Portugals eine *Sektion für prähistorische Anthropologie* vorgesehen. Auch die *VII. Tagung der Portugiesischen Anatomischen Gesellschaft* soll im Jahr 1940 in Lissabon stattfinden. J. A. Pires de Lima, Porto.

Südafrikanische Union

— *Prof. Dr. J. Grober*, Professor für innere Medizin und Vorstand des Physikalisch-Therapeutischen Instituts der Universität Jena, kehrte von einer zweiten *Forschungsreise nach Südafrika* zurück. Bei einer ersten Reise (1936/1937) wurden an verschiedenen Orten des Landes Strahlungsmessungen durchgeführt. Nunmehr wurde auf Aufforderung der Regierung der Südafrikanischen Union in Verbindung mit südafrikanischen Gelehrten und Instituten die Beziehungen des Klimas zur Akklimatisation untersucht. Als wichtigstes Ergebnis stellte sich die Forderung heraus, in Zukunft eine strenge Auslese der weißen Siedler nach ihrer klimatischen Anpassungsfähigkeit zu treffen, deren Nichtbeachtung verschiedentlich zu vollständigen Fehlschlägen der Kolonisationsversuche geführt hat.

— Der Direktor des Archäologischen Instituts von Südafrika, Prof. Dr. von Piet-Lowe und der frühere Direktor der geologischen Forschungsabteilung bei der Uganda-Regierung, Prof. Dr. Weyland, sind von der Regierung Ugandas aufgefordert worden, systematische *Untersuchungen über den vorgeschichtlichen Menschen* in Uganda durchzuführen (Z).

U.S.A.

— *Dr. Aleš Hrdlička*, der Kurator des Nationalmuseums in Washington, trat im Frühjahr eine neue Forschungsreise an, um in russischen Museen und auf einer Expedition nach Ostsibirien die Forschungen zu ergänzen, die er auf 10 Expeditionen nach Alaska und den Aleuten durchgeführt hat (vgl. Z. Rassenk. IX, 96, 1939). Die Wege, die die Eingeborenen Amerikas, Indianer und Eskimo, bei ihren Wanderungen von der asiatischen Urheimat nach Amerika zurückgelegt haben, sollen nunmehr auf asiatischem Boden weiter nach rückwärts verfolgt werden.

— Nach Mitteilungen der Metropolitan Life Insurance hat die *durchschnittliche Lebensdauer* seit der Jahrhundertwende um 11,57 Jahre zugenommen. Sie beträgt jetzt für Männer 60,18, für Frauen 64,36 Jahre.

U.S.S.R.

— 12 Meilen nordwestlich von Baisun (Uzbekistan) wurden nach einer russischen Pressekorrespondenz in einer Höhle *Reste des paläolithischen Menschen* gefunden, die den Steinwerkzeugen nach dem späten Mousterien angehören. Neben den Werkzeugen fand sich der gut erhaltene *Schädel eines etwa achtjährigen Kindes* sowie einige weitere Skelettreste. Über den morphologischen Charakter des Schädels wird gesagt, daß er sich von denen rezenter Menschen wesentlich unterscheide und an Anthropoide erinnere; er dürfte zur Neanderthaler-Schicht gehören. — Die weitere Bearbeitung der Funde wird durch eine Kommission unter Leitung von Prof. Gerasimov erfolgen. — Es ist dies der erste gesicherte paläolithische Menschenfund aus Zentralasien.

— Das Ethnographische Institut der Akademie der Wissenschaften bereitet ein umfangreiches Werk über die einzelnen *Völker der U.S.S.R.* vor. Die ersten Bände werden Zentralasien, Kasakistan, Sibirien und Fernost behandeln.



Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien; J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Jena; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; M. Popoff, Sofia; F. Sarasin, Basel; I. Schwidetzky, Breslau; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 39 Abbildungen



1939

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 21. Dezember 1939

JAHRGANG 1939 10. BAND 2/3. HEFT

Jahrgang 1939, Bd. X, Heft 2/3

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

Sergi, S.: *Der Neanderthaler des Monte Circeo (5 Abb.)* 113
v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. III. Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern (25 Abb.)* 120
Maurach, Reinhart: *Die Karaimen in der russischen Judengesetzgebung* 163
Schultze-Naumburg, Bernhard: *Die Vererbung der dichterischen Begabung (9 Stammb.)* 176
v. Eickstedt, E. Frhr.: *Rechnen oder Sehen? Bemerkungen zur Methode der Rassensystematik* 189
Scheidt, Walter: *Die europäischen Rassen, ihre Zuchträume und ihre Kulturleistungen* 198

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

Fischer, Werner: *Zum Rätsel der Blutgruppen (Erwiderung an Walter Scheidt)* 205
Scheidt, Walter: *Immer noch Rätsel der Blutgruppen (Antwort an Werner Fischer)* 207
v. Behr-Pinnow, C.: *Die Frage des Erbgangs geistiger Begabungen* 207
Grimm, H.: *Die Anamnese in der anthropologischen Forschung* 209

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie 212
2. Morphologische Anthropologie 214
3. Psychologische Anthropologie 216
4. Historische Anthropologie 218
5. Geographische Anthropologie 220

III. Nachrichten

Ägypten, Deutschland, Frankreich, Griechenland 223
Italien, Japan, Ostafrika, Schweiz, Südafrikanische Union 224

Aus dem Anthropologischen Institut der Kgl. Universität Rom

Der Neanderthaler des Monte Circeo

Von

Prof. Dr. *Sergio Sergi*, Rom

Mit 5 Textabbildungen

Im Jahre 1936 begann A. C. Blanc die Höhlen des Monte Circeo sorgfältig und systematisch zu erforschen, um durch die Untersuchung der Schichten die Aufeinanderfolge der geologischen und biologischen Ereignisse des Pleistozäns zu bestimmen. Wir verdanken ihm die Entdeckung zahlreicher Höhlen, an denen mit strenger stratigraphischer und physiographischer Methode festgestellt werden konnte, in welchen chronologischen Beziehungen die pleistozänen Schwankungen der Strandlinie zur Entwicklung und Umbildung der verschiedenen prähistorischen Kulturen stehen.

Im Laufe seiner Forschungen entdeckte Blanc paläolithische Erzeugnisse, die zwei verschiedenen Kulturen zugeordnet werden konnten: einer älteren vom Mousterien-Typ, die „pontinisch" genannt wurde, und einer jüngeren vom Aurignac-Typ, die den Namen „circeisch" erhielt und die von der langandauernden menschlichen Besiedlung des Monte Circeo zeugt. Am 25. Februar 1939 wurde die unermüdliche Arbeit Blancs durch die Entdeckung eines Schädels vom Neanderthaler-Typus gekrönt. Der Fund kam in einer neuentdeckten Höhle zutage, deren Eingang zur Zeit des Mousterien-Menschen durch einen Erdsturz verschüttet worden war[1]).

Der Schädel fand sich auf dem Boden der Höhle, der vollständig mit fossilen Knochen und Geweihen bedeckt war. Er lag zusammen mit Hirsch- und Pferdeknochen, einigen zu einem Ring angeordneten Steinen auf. Unter dem Schädel wurde ein Damhirsch- und ein Rinder-Metarcapale gefunden, die offenbar absichtlich zerbrochen worden waren. Unter den fossilen Knochen überwogen die von Cerviden, Boviden und Equiden, doch wurden auch Spuren von Elefanten, Leoparden, Löwen und zahlreiche Reste von Hyänen festgestellt.

Blanc nimmt an, daß der Schädel der letzten Eiszeit, und zwar der Zeit der tyrrhenischen Transgression angehört, in der noch die warme Fauna lebte und der Mensch jene besondere Mousterien-Kultur besaß, die oben als pontinisch bezeichnet wurde. Blanc versuchte auch, das Alter mit Hilfe der Oszillationskurven der Sonnenstrahlung von Milankowitch genauer zu bestimmen und errechnete dabei etwa 70000 Jahre; der Mensch von Sacco-

[1]) Blanc, A. C.: L'uomo fossile del Monte Circeo. Un cranio neandertaliano nella grotta Guattari a S. Felice Circeo. „Rend. R. Acc. Naz. Lincei." Classe Sc. Fis. Mat. Nat., Vol. XXIX, 1939.



Abb. 1. Der neue Neanderthaler-Schädel vom Monte Circeo
Norma lateralis von rechts



Abb. 3. Der neue Neanderthaler-Schädel vom Monte Circeo
Norma frontalis



Abb. 2. Der neue Neanderthaler-Schädel vom Monte Circeo
Norma lateralis von links

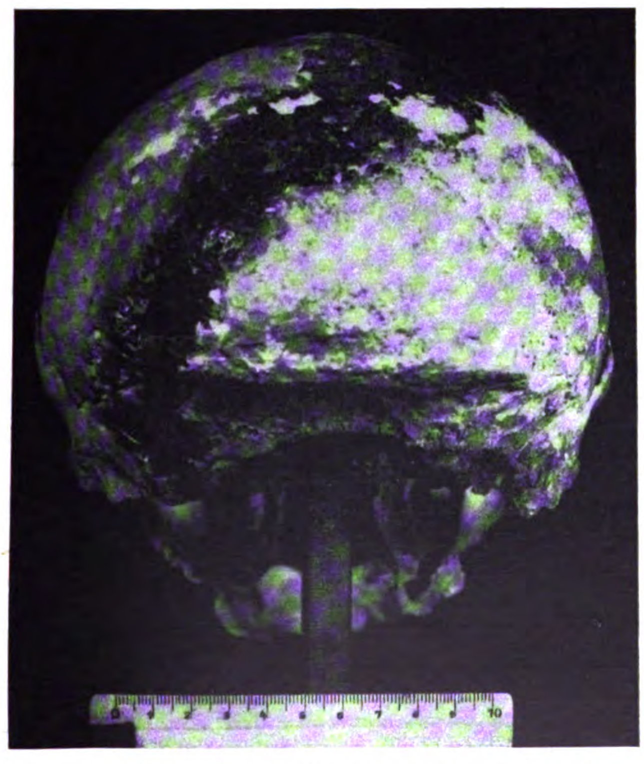


Abb. 4. Der neue Neanderthaler-Schädel vom Monte Circeo
Norma occipitalis

pastore, der der marinen Transgression zuzuordnen ist, ist dagegen älter, nämlich etwa 130 000 Jahre alt.

Von dem Schädel ist der größte Teil erhalten. Die Basis zeigt allerdings erheblichen Substanzverlust, der hauptsächlich die lateralen Teile des Okzipitale und den unteren Teil der Squama betrifft. Die Ränder der trapezförmigen Öffnung lassen darauf schließen, daß es sich um eine künstliche Verletzung handelt, die beim Tode des Individuums der Extraktion des Gehirns diente. Form und Ausdehnung dieser Verletzung erinnern an solche an melanesischen Schädeln, die sich im Besitz des Anthropologischen Instituts Rom befinden, bei denen die Erweiterung an der Basis dem genannten Zweck diente. Das Basion fehlt, aber man kann seine Lage mit hinreichender Genauigkeit bestimmen. — Eine zweite größere Zerstörung betrifft die rechte temporal-orbitale Region. Hier ist eine weite, in den Gehirnraum hineinreichende Öffnung entstanden, deren Oberrand mit dem Torus frontalis zusammenfällt. Die Beschaffenheit des Bruchrandes läßt vermuten, daß diese Verletzung durch ein Werkzeug entstand, mit dem das betreffende Individuum getötet wurde.

Der größte Teil der Nähte ist noch sichtbar. Beginnende Nahtverknöcherung ist im Schläfenabschnitt der Koronalnaht und im Obelionteil der Sagittalnaht festzustellen, während die seitlichen und hinteren Nähte noch offen sind. In allen Regionen der perimetralen Fontanellen fanden sich überzählige Knöchelchen, nämlich ein pterikales links, asterikale auf beiden Seiten und ein lambdoidales. Die Zähne fehlen: sie sind schon vor dem Tode ausgefallen, denn die Alveolarfortsätze sind völlig atrophisch. Aus Nahtbeschaffenheit und Bezahnung kann man schließen, daß der Schädel einem Individuum im Alter zwischen 40 und 50 Jahren gehörte (matur).

In der allgemeinen Form entspricht der Circeo-Schädel weitgehend den typischen Neanderthalern vom Neandertal und La Chapelle. Besonders eindrucksvoll ist die Ähnlichkeit sowohl in der Form wie in den Maßen mit La Chapelle. Sie wird durch die Übereinstimmung in Geschlecht und Alter noch verstärkt: beide Schädel sind nämlich männlich und von etwa gleichem Alter. Soweit Unterschiede festzustellen sind, beruhen sie vor allem auf der posthumen Verdrückung und den Rekonstruktionsfehlern bei La Chapelle. Gerade der Schädel vom Circeo, der weder deformiert noch rekonstruiert wurde, ist imstande, diese künstlichen Fehler bei La Chapelle ins rechte Licht zu setzen. Legt man die Mediansagittaldiagramme der beiden Schädel übereinander, so sieht man schon bei einem ersten Vergleich, daß die Basis von La Chapelle außerordentlich in die Länge gezogen worden ist. Dadurch ist künstlich eine Prognathie entstanden, die ausgeschlossen ist, und ist das Hinterhauptsloch relativ zu weit nach hinten verschoben.

Die Kapazität des Circeoschädels beträgt etwa 1550 cm³. Damit reiht sich der neue Fund unter die typischen Neanderthalerschädel mit großer Kapazität, wie La Chapelle, La Ferrassie, die beiden Schädel von Spy und den vom Neandertal, ein.

Dem großen Volumen entsprechen die großen absoluten Maße. Länge (204 mm) und Breite (155 mm) stehen denen von La Chapelle und La Ferrassie sehr nahe, mit denen daher auch Ähnlichkeit im Längenbreitenindex des Schädels (75,98) besteht.

Der Schädel ist sehr niedrig: die Basion-Bregma-Höhe beträgt etwa 125 mm.



Abb. 5. Der neue Neanderthaler-Schädel vom Monte Circeo
Norma verticalis

Er ist damit niedriger als die typischen Neanderthalerschädel von großem Volumen, aber erheblich höher als Saccopastore I (mit 109 mm), der eine kleinere Kapazität besitzt. — Der Circeoschädel ist also der niedrigste unter den Neanderthalern von großem Volumen. Seine Platikephalie wird nur von Saccopastore übertroffen. — Die Lage des Hinterhauptsloches, die durch Projektion des Basions auf die Glabella-Opisthokranion-Linie bestimmt wurde, entspricht weitgehend der des Saccopastore-Schädels. Das Foramen magnum liegt also etwas weiter vorn als bei La Chapelle, wo, wie schon gesagt, die nach hinten verschobene Lage auf Rekonstruktionsfehlern beruht.

Die sagittale Frontalkurve vom Nasion zum Bregma stimmt in geradezu vollkommener Weise mit der der Neandertalkalotte überein: sie weicht von ihr nur durch eine um kaum 2 mm größere Länge ab. Im übrigen ist aber das Stirnbein des Circeo-Schädels in dieser Schnittlinie in bezug auf Maße, Morphologie und Stellung geradezu eine Kopie des Neandertalschädels. Die sagittale Parietalkurve ist kürzer als die des Frontale, wie dies für den größten Teil der Neanderthaler beschrieben wird. Sehr betont ist die keilförmige Gestalt der Hinterhauptsschuppe. Das Inion, das sich auf dem Torus occipitalis befindet, liegt etwa 24 mm über dem Endinion, also in derselben Entfernung wie bei dem Schädel von La Chapelle. Der Lambdoidalrand der Hinterhauptsschuppe ragt etwas über den entsprechenden Rand des Scheitelbeins vor, wodurch die Keilform der Schuppe noch unterstrichen wird.

Das Gesicht ist sehr groß, orthognath und sehr schmal im Verhältnis zur Höhe, noch schmaler als beim Schädel von La Chapelle. Für das Horizontalprofil des

Gesichts — von der Basis aus betrachtet — ist kennzeichnend, daß die beiden Kieferäste sehr schräg von hinten nach vorn zur Medianebene verlaufen. Durch dieses Konvergieren der Kieferäste springt auch das Gesicht weit nach vorn vor, so daß ein keilförmiger Grundriß entsteht. Das Spitzgesicht ist kennzeichnend für die horizontale Gesichtsbildung auch bei den typischen Neanderthalern.

Die Augenhöhlen sind groß, aber von geringeren Ausmaßen als bei den Schädeln von La Chapelle und Gibraltar. Die Höhe der Orbita beträgt links 37 mm, die Breite 49 mm. Die Augenhöhlen sind damit absolut niedriger und infolgedessen auch stärker chamäkonch (Orbitalindex 84.43) als bei La Chapelle. Die sagittale Neigung der linken Orbitaebene beträgt 70° wie bei La Chapelle.

Die Nase hat unter allen Neanderthalerschädeln, von denen diese Maße bekannt sind, die größte Höhe (66 mm) und die größte Breite (36 mm). Dem Index nach (54,54) ist die Nase ausgesprochen chamärrhin, aber in geringerem Grade als bei La Chapelle. Die Nasenbeine, die in ihrem oberen Teile erhalten sind, verbreitern sich etwas nach unten; sie sind konvex in bezug auf die Horizontalebene, konkav in bezug auf die Sagittalebene.

In der Höhle wurde eine unvollständige menschliche Mandibula gefunden. Sie ist fast ganz von einer sehr harten und dicken kalkartigen Inkrustation bedeckt, die die Präparation erschweren wird. Im jetzigen Zustand kann man erkennen, daß der linke Ast völlig zerstört, der rechte dagegen zum Teil erhalten ist. Über die morphologischen Merkmale der Mandibula kann zur Zeit nur gesagt werden, daß sie sehr derb und von großen Ausmaßen ist.

Bekanntlich sind sich die Abstammungsforscher nicht ganz einig in der Anwendung des Begriffes Neanderthaler auf die verschiedenen menschlichen Fossilfunde. Die einen sind freigebiger mit diesem Namen und geben ihn auch dem afrikanischen Fund von Rhodesia und den asiatischen Funden von Ngandong und Palästina. Nach meiner Auffassung müssen diese aber ausgeschlossen werden. Alle Funde bieten zwar einige übereinstimmende Merkmale, die ihnen auf den ersten Blick eine gewisse Familienähnlichkeit verleihen. Aber in Wirklichkeit unterscheiden sie sich doch wesentlich, da sich ihre Architektur nach verschiedenen Grundrissen entwickelt. Ihr gleichzeitiges Auftreten in weit entfernten Gebieten läßt darauf schließen, daß sie ein selbständiges Entwicklungsstadium des Menschen des mittleren Pleistozäns sind, als sich das Gehirn nach Volumen und Potenz weiterhin vergrößerte. Ich habe deshalb vorgezogen, allen diesen verschiedenen Funden den gemeinsamen Namen „Paläanthropi" zu geben. Sie stellen ein vielgestaltiges Stadium der Menschheit des mittleren Pleistozäns dar. Die Neanderthaler sind die europäischen Paläanthropi, und unter ihnen lassen sich wenigstens an einer Stelle Varietäten unterscheiden. So habe ich seinerzeit Gibraltar und Saccopastore als mediterrane Varietät der Gruppe bezeichnet.

Unter den europäischen Schädeln, die als Neanderthaler bezeichnet werden, schließen sich einige durch ihre Morphologie und große Gehirnkapazität besonders eng zusammen. Zu diesen Funden gehört die Kalotte vom Neandertal und der Schädel von La Chapelle, und zu ihr ist nunmehr auch der Schädel von Circeo zu zählen. Ihre Ähnlichkeit betrifft soviele morphologische und metrische Merkmale, wie dies selten für Individuen gleicher Rasse aus moder-

nen Schädelserien gilt. Die genannten Funde gehören auch derselben Zeit, nämlich der letzten oder Würm-Eiszeit an. Sie sind Endzweige eines Stammes, der in der letzten Eiszeit erlosch. Die Ursache hierfür war eine fortschreitende Reduktion der Variabilität; sie hatte große Einförmigkeit und extreme Starrheit, die das Ende der Spezies bedeuten, zur Folge. Die typischen Neanderthaler der letzten Eiszeit zeigen Merkmale, die unter den mittelpleistozänen Paläanthropi am Ende ihrer Entwicklung, also im Stadium des Paracme, um einen Ausdruck von Haeckel zu gebrauchen, auftreten. Es sind das die große Kapazität und gewisse Sonderentwicklungen der Ossifikation des Schädels, die zu einer kennzeichnenden architektonischen Starrheit dieser Gruppe führten. Bei allen Neanderthalerschädeln tritt zur großen Kapazität die Entwicklung zahlreicher Knöchelchen in allen Regionen der Fontanellen. Das Gehirn hat sich also enorm vergrößert, und der Schädel folgt ihm mit zusätzlichen Ossifikationen. Das heißt: diese letzteiszeitlichen Neanderthaler stellen einen Zweig dar, in dem rasch eine besondere Entwicklung des Gehirns erreicht wurde, während die entsprechende Veränderung des Schädels nur langsam und unvollkommen vor sich ging.

Der interglaziale Mensch von Saccopastore unterscheidet sich von den eiszeitlichen Neanderthalern durch eine geringere Schädelkapazität und einen extremen Grad von Platikephalie, wie er noch bei keinem europäischen Menschen, mit Ausnahme des Schädels von Steinheim, gefunden wurde. In diesen Merkmalen ist Saccopastore also primitiver. Er unterscheidet sich von den Neanderthalern des Glazials zum Teil aber auch durch einen progressiveren Bau, nämlich durch eine starke Flexion der Basis. Diese stellt eine optimale mechanische Anpassung an die aufrechte Haltung, wie sie den progressiveren Hominiden von großer Schädelwölbung eigen ist, dar. Die Entwicklung der Wölbung kündigt sich bei Saccopastore bereits in einer Reihe von Merkmalen an: in dem größeren Stirnwinkel, der harmonischeren Wölbung des Hinterhaupts in der Medianebene, dem also die kennzeichnende Keilform der glazialen Neanderthaler fehlt, und dem höheren Kranialindex. Saccopastore nähert sich damit der Serie von Krapina, die älter ist als die französischen Funde.

Der Mensch von Saccopastore ist ein Mensch des Interglazials, der vom Circeo ein Mensch des Glazials. Saccopastore vertritt also in Italien einen jener morphologischen Typen der interglazialen Menschheit, die die Vorläufer der eiszeitlichen Hominiden sind. Die Menschheit des Interglazials ist ein vielgestaltiger großer Stamm, der der europäischen Paläanthropi (Neanderthaler im üblichen Sinn), der sich in mehrere Zweige gliedert. Unter ihnen kann man vielleicht die Vorläufer einiger Stämme des oberen Pleistozäns finden. Im Glazial jedenfalls lebt ein Endzweig dieses großen Stammes, der durch die Neanderthaler von großer Kapazität repräsentiert wird. Es sind das die Neanderthaler im engeren Sinn, da zu ihnen die Kalotte vom Neandertal gehört. Das italienische Latium hat mit den Funden von Saccopastore und vom Circeo den Beweis geliefert, daß in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Formen der europäischen Paläanthropi lebten.

Forschungen in Süd- und Ostasien

III. Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern

Von

Egon Freiherr v. Eickstedt, Breslau

Mit 24 Textabbildungen

43. Rassenprobleme des gelben Hinterindien
44. Annam als Lebensraum der Hominiden
45. Der Aufenthalt in Vinh
46. Untersuchungen in der Song-ca-Ebene
47. Der südsinide Typus tonkinesischer Prägung
48. Die Entstehung der Tonkinesen
49. Rasse und Geschichte in Nam-Viet
50. Das schöne Hanoi
51. Zwischen Weiß und Gelb
52. Mischlingsfragen
53. Über Studiengelegenheiten
54. Basare und Dancings
55. Die Stämme in Obertonking
56. An die chinesische Grenze
57. Bei Nhang und Tho
58. Zu den kurzgehörnten Yao
59. Die beiden Kontaktbögen von Obertonking

43. Rassenprobleme des gelben Hinterindien

Als die weiten Urwälder von Laos, seine hohen Gebirge, Plateaus und zerschluchteten Täler zurückblieben, die letzten Hügelketten sich auflösten und in tischflache Reisfeldebenen eintauchten, war die Grenze zwischen zwei Welten überschritten. Alles war jetzt anders: Land und Kultur, Sprache, Bau- und Lebensstil, Verhalten und Rasse. Laos ist typisches Hinterindien, Annam aber ist schon sozusagen China. Dorthin laufen die geographischen Verbindungen und kulturellen Beziehungen, dorthin deutet auch der Typus seiner Bevölkerung. Jetzt tauchten auch ganz neue rassentypologische Probleme auf. Nicht nur um Braunelemente, sondern um Gelbelemente handelt es sich, nicht mehr um ferne, unwegsame Bergländer, sondern um meeresverbundene Tiefebenen mit gänzlich andersgearteten biologischen und rassenhistorischen Voraussetzungen.

Das große braune Hinterindien lag hinter mir, das schmale gelbe Hinterindien begann jetzt seine Fragen zu stellen. Allerdings hatten schon die bisherigen Reisen hie und da einige wenige Hinweise auf Typus und Typenentwicklung gegeben, die es nun zu sichern, einzubauen und zu erweitern galt. In erster Linie handelte es sich dabei um gewisse morphologische Beobachtungen. Schon die Annamiten in Luang Prabang, dann in und um Sala Phou Khoun, Xieng Kouang und Cua Rao hatten gezeigt und bestätigt, was früher die Serie in Pnom Penh vermuten ließ, nämlich daß in dem als „Annamiten" bezeichneten Volk mindestens zwei recht verschiedene typologische Gruppen stecken, die gleitend ineinander übergehen und als deren Extreme die langgesichtigen europiformen Kotschinchinesen einerseits und die rundgesichtigen ganz südsiniden Tonkinesen andererseits zu gelten haben.

Darnach war zu vermuten, daß das eigentliche zentrale Annam mit seinem langen und schmalen, an 1700 km ausgedehnten Küstenstriche eine Übergangstellung innehaben würde. Deren Ursache war zunächst aber ebenso unklar, wie Ursprung und Konzentration der beiden Extremtypen, von den Beziehungen

zu den teilweise noch unbekannten Nachbargruppen ganz zu schweigen. So sah ich mit großer Spannung den ersten Siedlungen geschlossener und unverfälschter, einheimischer Tonkinesen entgegen. Wie stark war hier wohl noch der Anteil palämongolider Elemente, die ich mangels besserem in älteren Veröffentlichungen teilweise in der Überzahl vermutet hatte, wie stark waren die Beziehungen zum weddiden und südsiniden Typus? Als erschwerende Erscheinung trat die ungemein starke Eigenprägung hinzu, die fast alle Völker und Stämme geschlossener Siedlungsgebiete in Hinterindien aufweisen. Die Einschmelzung der ursprünglichen Rassenkomponenten ist allerorts und wohl auch, was biologisch besonders wichtig ist, bei jüngeren Fällen so stark, daß sich selbst für den laienhaft unbefangenen Beobachter ohne weiteres augenfällige Völkertypen ergeben. In derem harmonisierten Gemenge drohen die Rassentypen als solche manchmal schon fast zu verschwinden. So war auch der annamitische Typus überall unverkennbar, welche der rassischen Grundkomponenten auch immer vorliegen mochte. Ich konnte daher kaum schon hoffen, die Grenzen dieser völkischen und rassischen Typologie festlegen und den biologischen und historischen Ursachen nachgehen zu können. Mußte ich doch zudem auch mit baldiger Rückkehr nach Europa rechnen und ahnte noch nicht, daß gerade Annam zu einem Spezialgebiet werden sollte, wo es mir wiederholt und viele Monate in allen Teilen vergönnt sein sollte zu arbeiten, und wo noch Teile dieses Berichtes würden entstehen können. Noch war das Arbeiten damals im Anfang ein Greifen ins Dunkle und nur ein schwacher Versuch, wenigstens einen Untertypus, nämlich den tonkinesischen, morphologisch und geographisch scharf zu fassen.

Später aber dann traten bei weiteren Besuchen auch weitere Probleme und die Möglichkeit hinzu, ein abgerundetes Bild zu gewinnen. Die Arbeiten konnten in Tonking unterbaut und weit nach Norden ausgedehnt werden, wo Typenübergänge und Typenmosaik verschiedener Halbkulturstämme abgetastet wurden. Damit ergab sich die Verbindung nach China, der Anschluß an das dortige Alt-Europidenproblem und an die bereits behandelte und so vielverzweigte Tai-Frage. Schließlich war es aber auch noch möglich, bis gegen den äußersten Süden den gleitenden Typenverschiebungen nachzugehen und ihre Beziehungen zu Volkstum und Geschichte zu studieren. Das war allerdings erst der Fall — und es liegt darin gewiß kein Nachteil —, nachdem auch Innerchina selbst und die malayische Inselwelt von den Philippinen bis Bali und Malaya besucht worden waren.

Der vorliegende Bericht wird diese beiden Reiseabschnitte außerhalb Annams zunächst übergehen, um ein geschlossenes Bild der Fragen und Arbeiten und der vorliegenden Eindrücke und Ergebnisse von Annam selbst geben zu können. Es liegt auf der Hand, daß die Rassenprobleme von Tonking und Annam engst miteinander verknüpft sind. So mußte die Erkenntnis der systematischen Stellung und der rassendynamischen Bedeutung von Tonking ohne weiteres die Frage der Rassentypologie des eigentlichen oder zentralen Annam aufrollen, und damit stand man schon in einem der interessantesten Rassenprobleme der Welt mitten drin — im Tchamproblem.

Wer waren eigentlich diese fast sagenhaften Tcham, was waren sie rassisch, diese Angehörigen eines angeblich untergegangenen Volkes? Es war vielleicht anzunehmen, daß es sich hier einfach um eine südsinide Urbevölkerung aus

voranamitischem Stadium handelte, also rassisch im Grunde genommen um mehr minder das gleiche wie bei den Annamiten selbst. Aber vielleicht schlossen sie auch andere Komponenten mit ein, so besonders die Weddiden. Eine völlig neue Rassenverbindung konnte man wohl kaum erwarten. Aber die Frage mußte natürlich einmal energisch angegangen werden. Es hieß ja, daß von diesem Reich, das mehr als einmal im Lauf seiner anderthalbtausendjährigen Geschichte sowohl China als auch dem großen Kmerreich die Stirn geboten, ja sogar wiederholt Hanoi und auch das herrliche Angkor erobert hatte, immer noch eine kleine Handvoll von Nachkommen in einigen südannamitischen Dörfern ein elendes und erbärmliches Leben fristen sollte. Waren diese Leute nur die letzten Träger einer fast verschollenen und gewiß recht eigenartigen Kultur, oder waren sie gleichzeitig auch die letzten Nachkommen eines Volkes eigener Rassenprägung? Möglicherweise waren sie, und das wäre sehr aufschlußreich, den Urtonkinesen und mithin der eigentlichen Grundbevölkerung des östlichen Hinterindien ähnlich. Vielleicht aber waren sie auch gerade umgekehrt Ursache des abweichenden Typus von Zentral-Annam und in ihrem eigenen Typus abweichend von allen übrigen Völkern. Das allerdings wäre revoltierend. Denn wo wären dann die Verwandten dieses neuen Eigentypus, wo die rassenbiologischen und rassendynamischen Beziehungen zu suchen? Einiges Material zur Beurteilung boten allerdings schon Linguistik und Archäologie. Das ist ein sehr interessantes und fleißig gesammeltes, aber doch auch oft sehr lücken- und rätselhaftes Material. Morphognostisch brauchbare Bildreihen oder gar analytisch verwertbare Messungen gab es nicht.

Das also sind die typologischen Probleme der Küstenebenen. Aber diese Ebenen sind ja im Grunde genommen nur eine Kette kleiner und kleinster Reisfeldzellen, die sich in schier endloser Folge von Norden nach Süden und an einem langen schmalen Küstenstrich aneinanderreihen. Man spricht daher auch in Indochina im Gegensatz zu den Berggebieten gar nicht von den „plains" wie in Indien, sondern ganz richtig nur von der „côte". Unmittelbar hinter der Küste, ja unzählige Male bis in diese hineinstoßend, dehnen und türmen sich felsige Berge und schließlich Hochplateaus, die von dichten Urwäldern, Savannen und unfruchtbaren Buschlandschaften bedeckt sind und als annamitische Kordillere bezeichnet werden. Diese füllt räumlich gesehen den weitaus größten Teil dessen, was heute als Kaiserreich Annam mit nacheinander Tonking, Zentralannam und Kotschinchina Protektorat bzw. Kolonie von Frankreich bildet. Eine Unzahl von Stämmen verschiedenster Sprachen, Sitten und Kulturstufen leben dort, viele kaum oder nur halb unterworfen, viele auch kaum oder nur oberflächlich bekannt. Das sind die „Moi" (spr. Meu). Wie stellen sich diese zum Weddidenblock? Wie zu den palämongoliden Laoten, den südsiniden Annamiten, den rätselhaften Tcham? Einheitlich sind sie in somatischer Beziehung gewiß nicht. Von Art und Umfang ihrer typologischen Gliederung hing aber letzten Endes auch die Lösung des Tchamproblems ab und wird sowohl das Taiproblem als die Kmerfrage betroffen. Sie sind die entlegenste und wahrscheinlich auch rassengeschichtlich älteste Gruppe, mit der alle Ursprungsprobleme in irgendeiner Form verknüpft waren. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie sich stärker an den weddiden siamo-kmerischen Block, oder ob sie sich an die palämongolisierten Ka-Stämme der Nordberge anschließen. Diesen Moi kam also eine biologische Schlüsselstellung zu. Ohne sie

waren Abrundung und Abschluß einer indochinesischen Typologie oder gar Rassengeschichte nicht zu geben. Meine Dankbarkeit für diejenige Stelle, die einen nochmaligen Devisenwechsel ermöglichte und damit auch diesen Arbeiten zur Durchführung verhalf, war daher in der Tat nicht gering, und ich sehe es noch jetzt als eine selten glückliche Fügung an, daß mir schließlich auch noch der Besuch der Tcham und der mit ihnen eng verbundenen Moi vergönnt war.

44. Annam als Lebensraum der Hominiden

Doch damals, als der königlich luangprabangische Militärautobus am Abend des 13. Juni 1938 in die Ebenen von Vinh in Südtonking hinunterjagte, stand mir noch eine Fülle von Stämmen und Kulturen, Völkern, Sprachen, Beziehungen und Überschichtungen, Unklarheiten und großen Problemen verwirrend und drohend gegenüber. Wo anfangen? Was zuerst? Plötzlich und unvermutet hatte mich die Regenzeit, die wieder einmal Schicksal gespielt hatte, an diese östliche Küste gesetzt. Nachträglich erscheint nun zwar alles sehr einfach und sehr klar. Aber als ich von Fieber, Ruhr und Anstrengungen geplagt, am Ende meiner Devisen und vermutlich nur mit ganz geringer Zeit zur Verfügung auf den holprigen Gassen des Städtchens Vinh einrollte, fühlte ich mich reichlich unsicher. Immerhin — daß alles rassenbiologische und rassenhistorische Geschehen unabdingbar von den räumlichen Möglichkeiten abhing, und daß diese hier so scharf wie nur je und irgendwo ausgeprägt waren, das lag auf der Hand, das zeigte handgreiflich klar sogar das neuere historische Geschehen, soweit es mir damals schon bekannt war. So sei auch hier mit einer kurzen Schilderung des bereisten Lebensraumes als dem Rahmen der biologischen Möglichkeiten begonnen.

Es ist ein sehr merkwürdiger Lebensraum für die Hominiden, dieses sogenannte Annam. In 2000 km langer S-Kurve schwingt sich die Küste von Norden nach Süden, aber räumliche Weiten öffnen sich eigentlich nur zweimal, nämlich im äußersten Norden und im äußersten Süden. Das sind die großen Deltas von Rotfluß und Mäkong. Beide sind höchst fruchtbar, beide fassen eine zahlreiche Bevölkerung. Die anthropodynamischen Angelpunkte scheinen danach klar gegeben zu sein. Denn hier lagen Druckzentren, und von hier mußte sich die äußere ereignismäßige wie die innere, die rassenbiologische Geschichte der fraglichen Völker abrollen. Aber das ist doch nur sehr bedingt und erst neuerdings der Fall. Heute zwar stehen diese beiden Wirtschaftspole sich deutlich gegenüber. Sie hängen gewissermaßen, wie einmal ein französischer Gelehrter etwa sagte, zwei früchtereichen Körben vergleichbar, am schmalen Mittelsteg des Küstenbandes und wiederholen damit symbolisch, was alltäglich vielmillionenfach im ganzen Lande zu sehen ist, wo alle Ware in zwei Körben an langem Tragholz auf der Schulter getragen wird. Früher war dieser Vergleich aber nicht möglich, denn der südliche Früchtekorb war leer. Nur wenige, und zwar kmerische Menschen, lebten an den tausend Wasseradern und Sümpfen des heutigen Kotschinchina. Erst seit 200 Jahren siedeln dort Annamiten in größeren Mengen, und erst seit knapp 100 Jahren bemühen sich auch die Franzosen erfolgreich um eine Hebung des Landes. So ist auch erst in den jüngsten Zeiten die annamitisch-chinesische Doppelstadt Saigon-Cholon emporgeblüht. Ganz anders ihr nördliches Gegenstück Hanoi. Hier sind die Alluvionen um den Rotfluß höher geschichtet und seit viel älterer Zeit besiedelt, und Hanoi, die Hauptstadt von Tonking, ist daher auch eine sehr alte, eine historische Stadt, ihr Hafen Haiphong seit Jahrtausenden gebraucht.



Abb. 33. Der Siedlungsraum der Südsiniden
Typische tonkinesische Reislandschaft (phot. v. E.)

Die biodynamischen Wertunterschiede der beiden heutigen Früchtespender Indochinas liegen also einmal in der Eignung des Bodens. Dazu aber tritt als weiteres wichtiges Moment die Verschiedenheit der Zugänge bzw. Ausfallskorridore. Der ältere Norden, das tonkinesische Rotflußdelta, ist an der Küste unmittelbar mit der großen Landschaft Kwangtung des volkreichen und so viel größeren China verbunden. Hier fällt also eine deutliche Drucklinie von Norden ein. Auch das Rotflußtal selbst, das einen der natürlichen Ausfallswege aus Yünnan darstellt, bildet einen wenn auch sehr viel schwächeren Druckkanal, der gleichfalls mehr oder minder südwärts gerichtet ist. So ist die Entstehung einer nord-südlich gerichteten Dynamik unvermeidlich. Da aber ganz Laos ein unwegsames, urwaldbedecktes und sehr weit ausgedehntes Gebirgsland darstellt, konnte die Spitze des Druckes nur auf die lange Reihe der Reisfeldkammern der Mittelzone gerichtet sein. Der Süden, das kotschinchinesische Mäkongdelta, wurde dagegen zunächst — in den vorchristlichen Jahrtausenden — von den Hominiden so gut wie ganz verschmäht, und die Siedlung lagerte sich an die Randgebiete der großen Sumpf- und Seenflächen, d.h. an die Westseite des heutigen Tonlé-Sees. Mäkongdelta wie Mäkongtal waren also wilde Sumpf- und Urwaldgebiete, waren keine Anschluß-, sondern Abschlußgebiete. Anschluß gab es hier nur nach Westen und ins heutige Siam, das ja auch mit dem kambodschanischen Tonléland das alte Kmerreich bildete. Dieses war also gegen das tonkinesische Druckzentrum im Rotflußtal durch die Gebirge von Laos und die Sümpfe des Mäkong ausgezeichnet geschützt. Hinter den Sümpfen tritt aber noch die annamitische Kordillere bis weit nach Süden vor, um in einen unfruchtbaren Länderstrich unterzutauchen, der noch heute mit einem fast 200 km breiten Wald das zentrale Annam von Kotschinchina trennt. Kotschinchina ist also modernes Wirtschaftszentrum, war aber nie ein biodynamisches Druckzentrum. Es war rassenhistorisch passiv. Hier liegt das letzte und widerstandslose Ende aller Bewegungen. Der anthropodynamische Druck für ganz Annam kommt ausschließlich von Norden. Das ist eine seltene Einseitigkeit. Wir werden die gleichfalls seltene und außer-

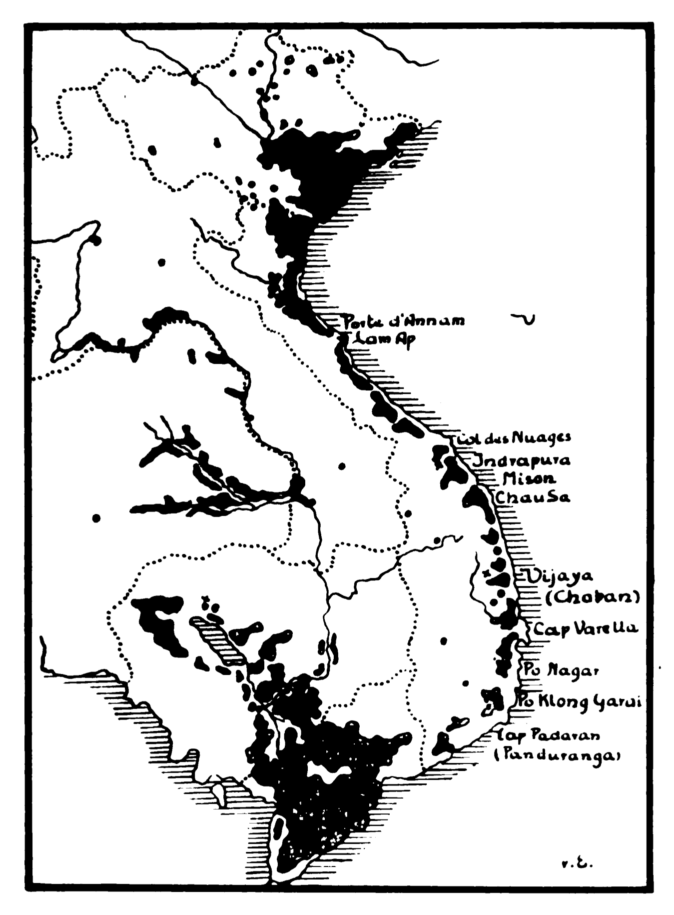


Abb. 36. Karte der annamitischen Reiskammerkette

(Unter Anlehnung an A. Agard '37, W. Credner '35, J. Leuba '23, H. Maspero '29, de Lajonquière '06, u. a.)

Raster: Zusammenhängende Naßkulturen mit 150 Bewohnern auf den km² als Mindestzahl. In allen übrigen Gebieten überwiegen Wald und Savanne mit Hackbau oder Trockenkultur und mit 3 Bewohnern auf den km² als Höchstzahl.

Punkte: Örtlichkeiten mit rassendynamischer Bedeutung, für die die Karten und der Text des folgenden IV. Berichts zu vergleichen sind.

Kreuzchen: Ruinen aus der Tchamzeit.

ordentliche, fast einmalig gigantische Auswirkung dieser biodynamischen Rahmentatsachen sehr bald sehen.

Über die lange Mittelzone von Annam, also das eigentliche Annam im geographischen Sinn, ist wenig zu sagen. Aber auch dieses Wenige ist eindeutig und entscheidend wichtig. Hier liegt die große annamitische Kordillere mit Urwäldern, unfruchtbaren Plateaus und Massiven, wenigen und schlechten Zugängen und nur zwei schlechten, in der Regenzeit fast unpassierbaren Übergängen im Norden (den Übergängen von Vinh nach Takhek und Dongha nach Savannakhet). Das ist also ein Rückzugsgebiet, wie es nicht deutlicher ausgeprägt sein kann. Wenn irgendwo, so müssen hier die Reste hinterindischer Urbewohner zu finden sein. Diese Kordillere aber erreicht heute, wie wir sahen, nicht mehr überall die Küste. Nicht mehr: vor etwa 3000 Jahren muß das

anders gewesen sein. Zu jener Zeit gab es kaum schon eine zusammenhängende Verbindung nach Süden. So mußte jeder Druck von Norden — und dieser war ja vorhanden von Hoangho und Yangtse wie vom kwangtungischen Sikiangtal aus — im Rotflußdelta versacken. Das mußte hier natürlich zu einer rassischen Aufstauung führen. Vor 3000 Jahren aber waren zwischen den zum Meer vorlaufenden quergelagerten Ketten bereits beträchtlichere Alluvionen gebildet. Diese wuchsen und wurden reisfeldfähig, viele Jahrhunderte bevor dies auch für das große Mäkongdelta im Süden in Frage kam. Bergrücken um Bergrücken stieß zur Küste und ertrank im Meer, Reisfeldzelle um Reisfeldzelle wuchs zwischen ihnen heraus und lagerte sich an die unzähligen landschaftlich so reizvollen Buchten, deren jede heute ein kleines Städtchen trägt. So entstanden Grundlage für Besiedlung und Anthropodynamik. Indem sich das Land ins Meer vorschob, siedelten auch die Menschen hinaus. Noch waren sie zwischen ihren Bergen und in ihren Kammern vor dem nördlichen Stauungspol geschützt. Prächtig abgeschlossen lagen die unzähligen kleinen buchtgelagerten Reisfeldzellen. Aber einmal entdeckt und gewertet, einmal angegriffen, waren sie nur sehr schwer zu verteidigen. Wenn der nahe Süden seine nahe und indische Kultur gab, wenn der ferne und sinide Norden, ein platzend enger Norden, später unter Druck, Not und Gewalt vorgriff, dann war eine Katastrophe, vielleicht eine Tragödie unvermeidbar. Eben das aber wurde Wirklichkeit, eben das sind die Voraussetzungen der Tragödie von Tchampa, dem merkwürdigen Reich der langen Reisfeldkammerkette.

So viel von den biogeographischen Voraussetzungen. Wenden wir uns nun den heutigen Tatsachen zu, um dann rückschließend zu versuchen, den Ablauf des rassenhistorischen Geschehens aufzurollen.

43. Der Aufenthalt in Vinh

Es ist bereits Mitte Juni geworden. In den laotischen Urwäldern im Westen der annamitischen Kordillere rauschen jetzt unentwegt die Regen. Aber in Vinh im Osten der Kordillere herrscht noch die heiße Zeit, und die Temperatur liegt um 40°. Nur ab und zu gehen schon kleine Schauer nieder. Danach ist es um so drückender. Ich hause in der billigen und netten Taverne Impériale, in der am Abend keineswegs mehr jener mächtig großen goldbraunen indochinesischen Charaktertiere über die Treppen laufen, die bei uns Kakerlaken heißen. Sehr billige Mahlzeiten sind in den hier nicht besonders guten Chinesenhotels oder den teilweise ganz hübschen annamitischen Kleinrestaurants zu haben, die auf Zuspruch von der französischen Garnison rechnen. Ruhr und Malaria klingen ab, wenn Atebrin und Yatren auch noch zur täglichen Nahrung gehören.

Der Versuch, über Takhek noch Bangkok zu erreichen, scheitert wiederum an den unbefahrbar gewordenen Wegen der Regenzeit. Zu spät habe ich mich aus dem entlegenen Luang Prabang befreien können. Zwar blieben noch die schönen D-Züge der Küstenbahn nach Saigon, aber es widerstrebt mir, die letzten Devisen für eine wissenschaftlich unausnützbare Zielreise auszugeben. Da Neu-Guinea entfällt, wäre es besser, sich nach China vorzutasten, wo im allerdings bombardierten Kanton ein guter Bekannter wartet und Kunming leicht erreichbar ist. Dort winken Lolo, Taiproblem und Europiforme. Inzwischen soll nach der tollen Fahrt, den Krankheiten und dem Devisenhamstern durch Mahlzeitenausfall zwei Tage pausiert werden. Sie können zum Studium des Städtchens benutzt werden. Der Basar ist ein wandelndes Museum von Typen und Ethnographica, die später so wohlvertraut werden sollten. Markthalle, Chinesen-



Abb. 57. Die Zitadelle in Vinh
(phot. v. E.)

basar und Dschunkenkai bieten anthropologische und psychologische Schätze für die Kamera. Vinh ist Zentrum einer reichen, dichtbevölkerten, unruhigen Provinz, die aus den Alluvionen des Song-ca gebildet wird und im Norden in das eigentliche Delta (von Song-ma und Rotfluß) übergeht. Stets herrscht hier ein reges Leben und Treiben.

Auch wird wieder das Lazarett, und zwar studien- nicht krankheitshalber, besucht und besichtigt. Es macht den gleichen guten Eindruck wie das in Stil und Organisation verwandte Hospital in Luang Prabang. Alle diese Lazarette sind in den letzten Jahren immer stärker ausgebaut und besucht worden, da sich die französische Kolonialregierung mit großem Erfolg um die hygienische Hebung des Landes bemüht. Die Zahlen, die sich daraus ergeben, sind auch bevölkerungskundlich von Interesse. Es gab in Indochina an

	1904	1913	1933
französischen Ärzten	49	120	139
eingeborenen Ärzten	1	36	213
französischen Lazarettgehilfen	44	67	33
eingeborenen Lazarettgehilfen	143	642	2143
	237	865	2570

In etwa der gleichen Zeit sind die medizinischen Versorgungsstätten von 129 über 181 auf 640 und die Zahl der eingeborenen Patienten von 280 000 über 492 000 auf rund 6 000 000 gestiegen. Das ist ein guter Erfolg. Ein liebenswürdiger Beamter der Banque de l'Indochine erörtert später Eingeborenen- und Mischlingsfragen, Kolonial- und Siedlungswesen und zeigt Stadt, Vororte und Badestrand. Es gibt sogar einige Kinos und mehrere Dancings. In Reihen sitzen die zierlichen und kleinen, aber oft grobgesichtigen Taxigirls und warten, ob ein annamitischer Elegant, einer der riesigen Senegalesen oder ein tropisch-abendlich etwas gelockerter Soldat der Garnison sie auffordern werden. Sie brauchen gewöhnlich nicht lange zu warten, aber der Verdienst ist gering: 10 sou = $6^1/_2$ Pfennig pro Tanz. So also entstand das weltrund berühmte Schlagerliedchen von der „Petite Tonkinoise"! Ein wenig ansprechender und eigenartiger Anblick ist es, die schwarzbraunen athletischen Neger in ihrer dicken Uniform mit den winzigen hellgelben Tonkinesinnen mit den leichten Seidengewändern tanzen zu sehen. An Möglichkeiten für psychologische und morphologische Beobachtungen innerhalb der drei Großrassenkreise ist kein Mangel.

a


b


Abb. 58—59. Sozialtypen in Annam
a) Kuli; b) Mandarin (phot. v. E.)

46. Untersuchungen der Song-ca-Ebene

Dann besuche ich den Residenten, Mr. Jeannin. Er ist ein klarblickender energischer und verbindlicher Mann, ehemaliger Fliegeroffizier. Die anthropologischen Arbeiten in nahen tonkinesischen Dörfern der Song-ca-Provinz sind in wenigen Minuten besprochen und organisiert. Ein besonders angenehmer und gebildeter Annamite, der Residentschaftssekretär, Herr Khan, begleitet mich bei den Untersuchungen. Schon am nächsten Morgen steht das Auto von Herrn Jeannin bereit. Das Dorf Quang Sen im Norden ist erstes Ziel, wo zunächst 20 Männer aufgenommen werden. Aber bei den Frauen befürchtet der Distriktsmandarin Schwierigkeiten. Ich schlage dem Residenten ein anderes Dorf vor. Im Westen herrscht ein sehr energischer Mandarin. Mit nicht geringem Lärm und Geschrei wird hier am folgenden Tag auch die nötige Anzahl tonkinesischer Bäuerinnen produziert und später die Serie ganz aufgefüllt. Mit einem geschickten Photographen aus Paris, Herrn Verget, können noch verschiedene Dorfbesuche in der Umgebung ausgeführt werden. Die Messungen haben dann noch ein kleines Nachspiel in der annamitischen Presse. Insgesamt konnten 74 Per-

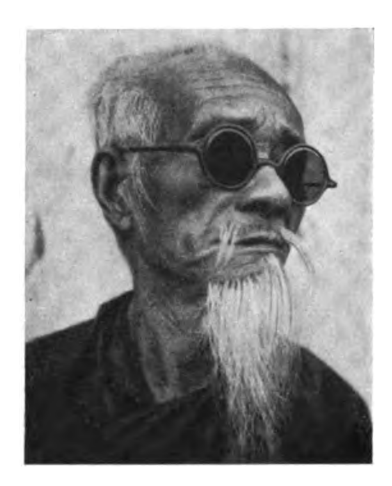


Abb. 60. Alter Tonkinese (beachte den büschelständigen Bartwuchs) (phot. v. E.)

sonen auf Rassen-, Konstitutions- und Handmerkmale untersucht und photographiert werden und treten als Vergleichsmaterial zu den vorliegenden 84 Westlaoten, 97 Ostlaoten, 42 Ka Mu, 31 Lü und 44 Miao.

Der Durchschnittstypus der untersuchten Tonkinesen und Tonkinesinnen erwies sich als durchaus gut südsinid. Aber er ist nicht südsinid schlechthin. Innerhalb des südsiniden Formtypus, der zoologischen südsiniden Rasse, gibt es natürlich genau so Untertypen wie bei jeder anderen Rasse und erst aus einer Reihe oder Kette solcher Untertypen setzt sich das Verbreitungsgebiet der ganzen Rasse zusammen. Es ist nun recht wahrscheinlich, daß die südsinide Rasse als solche schon das Ergebnis eines Kontaktes ist, bei dem sowohl die innere mutative Entwicklungstendenz der Population wie äußere fremdrassige Beimischung eine Rolle gespielt haben, und als dessen Ergebnis erst das heutige geschlossene und so einheitlich wirkende Formbild vorliegt. Sein regionaler Zerfall scheint bei den Südsiniden drei große Untertypen zu zeigen: in Kwangtung, in Tonking und im eigentlichen Annam. Die bisherigen rassenhistorischen Forschungen lassen mit großer Eindeutigkeit den Kwangtungtypus als den originären Typus und die biologische Ausgangsform annehmen. Tatsächlich zeigt er auch die kennzeichnendsten Prägungen, d. h. die Formbildungen, die von den übrigen in Betracht kommenden Nachbarformen und insbesondere den südlichen am weitesten abrücken. Der tonkinesische Untertypus erscheint dagegen in allen kennzeichnenden, d. h. differentialdiagnostisch wichtigen Merkmalen abgeschwächt, der annamitische Untertypus erst recht. Die Kwangtungleute und Annamiten werden wir später zu betrachten haben, sie sollen erst noch besucht werden. Jetzt handelt es sich zunächst also darum, den tonkinesischen Untertypus der Südsiniden als solchen scharf zu umreißen und der Ursache seiner Sonderart nachzugehen.

47. Der südsinide Typus tonkinesischer Prägung

Als typologisches Kernelement des tonkinesischen Formenspiels erscheint ein Typus, der durch ziemlich helle Haut mit deutlichem Gelbton und leichter Braunbeimischung, durch dunkelbraunes Haar, durch untermittelgroßen, grazilen und etwas untersetzten Wuchs sowie durch ein zu Rundung, Plumpheit und Schwere neigendes oft grobes Gesicht und eine Reihe weiterer Einzelmerkmale gekennzeichnet ist. Zu diesen typischen Einzelzügen gehören in der Gesichtsbildung die ziemlich breite und stets rundkuppige, in der Nasenwurzelgegend flache und eingesattelte Nase mit mäßig niedrigem Nasenrücken und mit ihren breiten nüstrigen und von der Wange sehr deutlich abgesetzten dicken Nasenflügeln, gehören deutliche Schlitzaugen mit jedoch nur leichter Mongolenfalte und mäßiger Schrägsetzung, knödlig-kantige nach vorn gerichtete Wangenbeine, die in der Halbseitenansicht eindeutig den höchsten Punkt



Abb. 61. Eine Gruppe tonkinesischer Bäuerinnen
(phot. v. E.)

des Gesichtes markieren, gehören schließlich großer Mund mit ziemlich dicken, aber gut konturierten Lippen, leicht fliehendes, ziemlich niedriges Kinn und steile Stirn. Die Augenbrauen sind schwach und mäßig tief angesetzt, das Barthaar ist ganz spärlich, das Schamhaar erst recht, das Kopfhaar aber reichlich und lang. Die Frauen zeigen wie bei den meisten hinterindischen Völkern — die ja alle mehr minder somatische Primitivformen darstellen — die rassentypischen Merkmale deutlicher ausgeprägt. Ihr Gesicht ist runder und plumper, besonders das Untergesicht ist breit und schwer, die Züge wirken etwas mongolider, weicher und aufgetriebener, die Körperhöhe ist sehr niedrig, die Hautfarbe bei Städtebewohnerinnen gelber, das Kopfhaar in der Jugend reichlicher, der Mund größer und dicker, die Zähne sind relativ größer. Merkwürdig ist es, daß die Frauen der Landbevölkerung ihre schönen starken Zähne schwarz zu lackieren pflegen. Sie nehmen schon eine schwärzlich-bräunliche Färbung durch das viele Betelkauen an, die durch das Lackieren gleichmäßig und einheitlich gestaltet wird. Rund um den Mund klebt der ziegelrote Betelsatz. Lacht eine solche Frau — was sie oft und gern tut —, so scheint man auf ein riesiges dunkles Loch zu schauen.

Es besteht nur eine geringe Neigung zum Dickerwerden mit höherem Alter. Die große Grazilität besonders jüngerer Tonkinesinnen äußert sich nicht nur in der Feinheit der Knochen, die dünn, fest und schwingend-weich konturiert sind, sondern auch in oft beträchtlichen Graden von Überstreckbarkeit der Gliedmaßen. Arme und Füße, Finger und Hände können mitunter in erstaunlichem Grade überbogen werden. Es gibt Frauen, die ohne besondere Übung oder Handtanzschulung in der Lage sind, die erste Strahlenreihe der Finger in nahezu gleichem Winkel nach oben wie nach unten zu biegen (Abb. 64). Interessant ist auch, daß zum Bild der Rasse infantile Merkmale gehören. Es ist selbstverständlich, daß sie, soweit sie zum Primitivbild der Rasse zu rechnen sind, in Nasenbreite, Stirnsteilheit und Kinnform bei den Frauen besonders deutlich ausgeprägt sind. Es dürfte aber auch weiterhin die hohe Stimmlage



Abb. 62. Typischer Tonkinese
(phot. v. E.)

hierher zu zählen sein. Die recht schwierige neunstufig verschiedene Intonierung der annamitischen Sprache und die beliebten Falsettregister des Gesanges sind ohne einen besonderen Bau des Kehlkopfes gar nicht vorstellbar. Das sind Rassenstimme und Rassengesang. Auch die sexualtypischen weiblichen Merkmale als solche haben bei den Tonkinesinnen nicht die progressive Ausprägung wie bei den höheren Rassen erhalten, also etwa wie bei Nordeuropiden oder auch Nordsiniden. Die Brüste junger Frauen sind ganz besonders klein, und dies selbst bei multiparen Frauen, die wiederholt und lange gestillt haben. Hängeformen, die in Europa so häufig sind, treten fast überhaupt nicht auf. Das Becken ist sehr schmal und die Taille nur mäßig ausgeprägt, das Gesäß ist außerordentlich klein. Die natürlichen physiologischen Funktionen werden aber von dieser rassischen Infantilität in keiner Weise ungünstig beeinflußt: die Frauen stillen lange und sind ganz besonders fruchtbar.

Auch der Alterstypus wird von diesen Merkmalen betroffen. Grazilität, Schlankheit, die schmalen Hüften, kleines Gesäß und kleine Brüste, schließlich die kindlichen Züge lassen die Frauen zwischen 20 und 30 Jahren ganz besonders jung erscheinen. Die meisten annamitischen Mütter in der Mitte des dritten Lebensjahrzehnts und mit zwei oder drei Kindern würden von Europäern wohl immer für junge Mädchen um 18 oder 19 Jahre gehalten werden. Was bei uns als hormonale Störung und verhältnismäßig seltene Extremvariante physiologisch in wenig günstiger Form auftritt, erweist sich hier also als normale rassische Drüsenkonstellation und Teil eines normalen, gesunden und leistungsfähigen Rassentypus.

Soweit männliche und weibliche Ausprägung und hormonkundliche Stellung des Typus als solchem. Wichtig ist für den rassischen Vergleich aber auch, was nicht vorhanden ist, was rassentypisches Fehlmerkmal bildet. Da muß vor allem das Fehlen einer höheren Lage der Augenbrauen, einer Polsterung der Oberlidregion, flacher Unteraugengegend und flache Einbeziehung der Nasenflügel in die Wange, muß das Fehlen einer kantigen orbitalen Absetzung der Wangenbeinregion in Halbseitenansicht, eines deutlichen Gelb, feineren Lippenreliefs und stärkerer mongolider Merkmale der Augen genannt werden, denn das alles sind Merkmale, die bei den Kwangtungleuten und erst recht natürlich beim mittel- und nordsiniden Typus auftreten. Hier ist also ein deutliches Abrücken festzustellen.

Wichtig ist sodann auch, was im Gegensatz zu der kwangtungiden Ausgangs- und Kernform der Rasse als positives neues Merkmal hinzutritt. Das sind der Braunton und der Kleinwuchs, sind die Plumpheit besonders des Untergesichts und die Einzelheiten des ausgesprocheneren Nasenreliefs, sind auch die Verbindung eines so grazilen Körpers mit derber Grobheit des Gesichtsskelettes. Denn zwar ist der grazile Körper echt südsinid, aber nicht die Grobheit,



Abb. 63. Typische städtische Tonkinesin mit Kind
(phot. v. E.)



Abb. 64. Überstreckbarkeit der Hand einer Tonkinesin
(phot. v. E.)

die sich dafür sowohl bei den kontinentalen Palämongoliden von Siam und Laos wie den insularen Palämongoliden der malayischen Inselwelt häufig findet, ebenso das geschilderte Nasenrelief, die Bräune, die Einzelheiten der Wangenregion. Dagegen tritt Gesichtsplumpheit nur auch bei letzteren auf, wo sie besonders das leicht vorgeschobene Untergesicht erfaßt. Ebenso zeigen

die Weddiden eine weiche Polsterung des Gesichts. Und beobachtet man von hier aus weitergehend, so bemerkt man auch, daß in der Variationsreihe der Typen gelegentlich weddid-rautenförmiger Gesichtsumriß, die weiche Nüstrigkeit, weiche Wangenkontur, die Kinderlippen und faltenlosen Augen der Weddiden auftauchen.



Abb. 65. Kopf einer Tonkinesin in Schräguntensicht

(phot. v. E.)

Damit ist die morphologische Stellung der tonkinesischen Unterform der südsiniden Rasse und des tonkinesischen Volkstypus als solchem klar. Der Tonkinese zeigt einen Typus, der sich als vorwiegend südsinid mit einer Abschwächung in Richtung des palämongoliden Typus hin erweist, und in dem sich palämongolide und — wenn auch viel seltener — weddide Einschläge oder weddiforme Varianten finden. Daneben, aber das fällt kaum ins Gewicht, treten vereinzelt und selten hier und da natürlich auch einige rezente europide oder nordsinide Züge auf. Aber europiforme Varianten fehlen.

48. Die Entstehung der Tonkinesen

Es fragt sich jetzt, wie sich dieser somatische Befund zu den bisher bekannten linguistischen und historischen Tatsachen stellt, und was sich daraus für die biologische Entstehung und Rassengeschichte der heutigen Tonkinesen ergibt.

Nun war und ist die sprachliche Stellung des Annamitischen sehr umstritten. Aber gerade das ist für uns von Interesse und Bedeutung. Eindeutig ist nur, daß eine sehr starke Beeinflussung von seiten des Chinesischen stattfand. Rund die Hälfte des Vokabulars ist chinesischen Urprungs oder überhaupt chinesisch, und das gilt besonders für alle Worte und Wortbildungen kulturwichtigen Charakters. Diese Tatsachen sind angesichts der geschichtlichen Verhältnisse nicht überraschend. Denn auch außerhalb des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, während dem China Tonking beherrschte, war der Einfluß vom nahe gelegenen und leicht zugänglichen China her außerordentlich stark. Es gab die politische Organisation und Verwaltung, alle höhere Kultur und damit auch viel von der Sprache und schließlich die Schrift. Diese wurde damit zu einem zwar schwierigen, aber doch ausgezeichneten internationalen Hilfsmittel von Sachalin bis Kotschinchina. Nur die Aussprache der Zeichen variiert etwas — wir wiesen schon darauf hin, daß beispielsweise dasselbe Zeichen im Chinesischen Miao und im Annamitischen Mäo gesprochen wird. Rassische sinide Einflüsse müssen angesichts der freien Landverbindung nach den südchinesischen Zentren des Bevölkerungsdrucks wohl schon sehr früh wirksam gewesen sein. Daher zeigt sich hier auch, daß im Rassenbild das südsinide Element überwiegt, und zwar in überwältigendem Ausmaß. Der starke Einfluß des Chinesischen und das Überwiegen des siniden Typus ent-

sprechen sich also, wenn auch nicht in gleichem Ausmaß, da der sprachliche hinter dem rassischen Einfluß zurückbleibt.

Was können die Ursachen hiervon sein? Die zweite Hälfte des Vokabulars und ein guter Teil der Syntax sind alles andere als eindeutig. Ein Monkmer-Einfluß ist zwar unverkennbar, ja er ist so stark, daß das Annamitische ursprünglich überhaupt zur Monkmer-Gruppe gerechnet wurde. Wenn wir nun das Monkmer wirklich als die ursprüngliche Sprache der Palämongoliden ansehen dürfen, so würden unsere Ergebnisse bei Lao und Tonkinesen völlig Hand in Hand gehen: der starke Monkmereinschlag würde eben dem palämongoliden Rassenelement entsprechen. Eine weitere leichte Stütze dieser Auffassung mag auch in der stärker monkmerischen Sprache der Muong gesehen werden, deren Gebiet bei der Einfahrt in Tonking geschnitten wurde (Bericht II, S. 67). Diese Muong umziehen im Westen und Süden in großem Bogen die Wohngebiete der Tonkinesen. Letztere leben in den Ebenen, erstere in der Hügelzone, die an die Berggebiete der „Moi" anschließt. Sie stellen also deutlich eine geographische Übergangsform und eine abgedrängte ältere Schicht dar. Zugleich bilden sie in somatischer Hinsicht insofern eine Kontaktform, als hier, wie wir sahen, die palämongoliden Elemente stärker vertreten sind. Dazu treten weddide und weitere Einflüsse oder Beziehungen von seiten der echten Moi, wovon noch die Rede sein wird. So gehen also monkmerische Sprachbeziehungen und palämongolide Einschläge hier wie da Hand in Hand, und vereinzelte weddide Typen können der ganzen Sachlage nach nicht überraschen.

Unsere Schlüsse scheinen aber insofern anfechtbar zu sein, als ja das eigentliche Annamitische heute gar nicht mehr von allen Forschern zum Monkmer gestellt wird. Im Gegenteil, es setzt sich die Ansicht immer mehr durch, daß in Grammatik und Wortbildung das Tai, das bekanntlich ja auch in manchem dem Chinesischen nahesteht, einen erheblich stärkeren Einfluß besitzt. Und das Tai dürfte ja wohl fraglos aus den mittelsiniden Bergräumen stammen. Besagt das nun, daß wir hier auch mittelsinide Tai, also die mit der Ursprache erwartungsgemäß verbundenen rassischen Urelemente erwarten müssen? Nach der Geschichte der Tai, die wir oben kurz umrissen (Bericht II, S. 38) gewiß nicht. Wie es sich mit der Geschichte der Tai in Tonking im besonderen verhält, werden wir sogleich genauer sehen. Die Tai hier im Süden waren fernste Ausläufer der mutmaßlichen südchinesischen Taibewegungen, die Tai-sprechenden Lao des ersten nachchristlichen Jahrtausends sind heute alle eindeutig überwiegend palämongolid. Diejenigen Leute also, die als Träger des ursprünglichen Tai im urannamitischen Raum lebten, können sehr wohl gleichfalls palämongolider Rasse gewesen sein. Das ist sogar erheblich wahrscheinlich. In rassischer Hinsicht bedeutet der Sprachunterschied zwischen älterem Monkmer und jüngerem Tai im südchinesisch-nordhinterindischen Raum also nirgends einen nennenswerten rassischen Gegensatz. Wohin wir schauen, von Palaung bis Lao und Wa bis zu den südlichen Lolo herrschen vielmehr palämongolide Typengruppierungen vor. Die linguistische Tai-Monkmer-Kontroverse erschüttert also unsere Schlüsse nicht, sondern stützt sie.

49. Rasse und Geschichte in Nam-Viet

Ein Blick auf die Geschichte des älteren Tonking und besonders die Rolle der Tai ist nunmehr von besonderem Interesse. Wieder stehen die Tai hier im

Vordergrund, und zwar in doppeltem Sinn, nämlich sowohl bei den Urbewohnern wie bei den Einwanderern. Die späteren annamitischen Annalen, die in jener alten Zeit noch die Annalen von Tonking allein sind, setzen den Beginn der tonkinesisch-annamitischen Geschichte in das Jahr 333 v. Chr. Darin stimmen sie auch völlig mit den so viel älteren chinesischen Annalen überein. In diesem Jahr gelang es den eigentlichen Chinesen nördlich des Yangtse unter der Chou-Dynastie wieder einmal, die Macht eines Tributärstaates südlich des Yangtse zu brechen und das Gebiet mehr minder endgültig in den eigenen Machtbereich einzubeziehen. Es handelte sich diesmal um das Reich Viet (oder Yue) südlich der Mündung des Yangtse im heutigen Tschekiang, das den Chinesen von Auseinandersetzungen her schon an drei oder vier Jahrhunderte bekannt war. Wir sind nun in dieser Gegend bereits im Gebiet der zu den alten Tai und ihren Verwandten, den Miao und Yao, zu rechnenden Völker. Die Hinweise der Annalen auf die Feudalherrschaft, die lockeren Staatenbünde, das Tatauieren, dann auch das Vorliegen einiger Worte und Eigennamen zeigen, daß diese Vietleute gleichfalls als Tai anzusehen sind. Es mögen aber wohl bereits stark sinisierte Tai gewesen sein. Im Grunde genommen waren sie die Herrscher oder mindestens Vormacht dessen, was wir heute als Südchina bezeichnen.

Wenn es nun heißt, daß im Jahre 333 v. Chr. die vier Hauptstämme der vernichteten föderativen Feudalherrschaft Viet südwärts wanderten, so bedeutet das wohl, daß die herrschende Klasse und ein guter Teil der ihr unmittelbar verbundenen Bevölkerung die altgewohnten Drucklinien an der Küste entlang in die weniger besetzten Lebensräume des ferneren Südens und der Südwälder suchte. Eine Rückkehr war diesmal nicht möglich. Küstenwärts und inland drangen die Gruppen weiter und die Chinesen folgten ihnen auf dem Fuß, wenn auch in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten mit wechselndem politischem Erfolg bei den Zurückgebliebenen. Es wird berichtet, daß der vierte und wahrscheinlich nicht stärkste Stamm der Au Lac die weiteste Wanderung zurückzulegen gehabt habe und über Kwangshi ins heutige Tonking kam. An der Autentizität dieser Überlieferung ist kaum zu zweifeln. Eine landsuchende Oberschicht mit Hintermannen und Mitläufern erreichte das weite Rotflußdelta.

Dieses Gebiet war gewiß nicht unbesiedelt. Es war vielleicht sogar verhältnismäßig dicht besiedelt. Um Cao Bang bestand bereits eine Herrschaft, die mächtiger war als die übrigen des Landes. Es lag hier also wieder eine typische Feudal-Hierarchie vor. Ihre rassischen Träger können kaum anderer Art gewesen sein, als noch heute die Bewohner rings um Cao Bang und im nördlichen Tonking, d. h. vorwiegend palämongolid. Die Vietleute siedelten in irgendeiner nicht näher überlieferten Form inzwischen im Delta. Im Jahre 257 v. Chr. unterwarf aber Cao Bang das dort entstandene Reich von Van Lang und begründete ein neues Reich, das Doppelreich Au Lac. Das war natürlich in jeder Weise durchaus auch noch ein Taireich. Die von Norden geflohenen Tai und die im Süden ansässigen Tai mit ihren jeweiligen mehr oder minder aber gewiß nicht allzu stark rassisch verschiedenen Bewohnern faßten wieder einmal ein paar Feudalherrschaften zu lockerer Gemeinschaft zusammen, wie das so oft geschehen war und noch geschehen sollte. Der Taicharakter der Bevölkerung von Au Lac tritt auch ethnographisch in den Annalen sehr deutlich

hervor, wenn von Tatauierung und Levirat, Armbrüsten mit Giftpfeilen, Hackbau mit polierten Steinhacken, Haarknoten und Feudalsystem mit allem Zubehör gesprochen wird. Das entspricht völlig dem kulturellen Bild der unter dem Einfluß der südwärts gedrängten Tai stehenden palämongoliden Stämme. Wie sich aber der chinesische Gouverneur von Kanton im Jahre 208 von der chinesischen Zentralgewalt lossagt und nun außer Que Lam (heute Kwang-hsi) dann auch Au Lac (= Tonking) erobert und den neuen recht umfangreichen Staat von Nam Viet (also Südviet) gründet, ist das im Grunde nichts anderes als ein Wiederauferstehen der nichtchinesischen Konförderationen im Süden des Yangtse. Es ist ein Taireich in dem Sinn, daß die Bewohner ursprünglich Tai waren und daß sie wahrscheinlich auch noch zum großen Teil Tai sprachen, aber unter einem ausländischen Usurpator lebten. Als dann dieses Reich durch die Hankaiser 111 v. Chr. China wieder einverleibt wurde und somit nun auch Tonking chinesisch wurde, brachte das nach bekanntem chinesischem Brauch in dem alten Tai-Feudalsystem immer noch keine wesentliche Änderung. An Stelle des einheimischen Königs bzw. des königlichen Usurpators trat nun der chinesische Vizekönig. Die Änderungen sind gleitend und langsam und waren am Ende nicht einmal sehr erfolgreich.

Die bald einsetzenden Empörungen in dem nun nominell chinesisch gewordenen Tonking, wie die der berühmten Schwestern Trung (40—44), die hingerichtet wurden, oder diejenige von Ly By (541—547) sind nichts anderes als späte Versuche, die immer und bis auf unsere Tage scheel betrachtete und doch so erfolgreiche Sinisierung aufzuhalten und die ursprüngliche Taimacht wiederherzustellen. In gleicher Richtung zielten auch die Revolten, die noch im Jahre 745 oben im benachbarten Sikiangtal für kurze Zeit zwei Taireiche wiederaufleben ließen, oder auch die Eroberung von Hanoi im Herzen von Tonking durch die mächtigen Tai von Nan-Tschao (863—866; vgl. Bericht II, S. 39). Ja, selbst noch die Gründung eines neuen Taireichs um das alte Cao Bang, gleich nachdem die immer nationalbewußt gebliebenen Tonkinesen erst 906, dann endgültig 938 das chinesische bzw. kantonesische Joch abgeschüttelt hatten, gehört hierher. Denn das war nun endlich eine erfolgreiche Erhebung, endlich nach einem ganzen langen Jahrtausend! Aber sie kam im Grunde genommen zu spät. Denn trotz allem war Tonking in Kultur und Wesen fast völlig sinisiert worden. Und wichtiger noch und Hand in Hand damit: unaufhörlich hatte es auch blutsmäßig ein sinides Nachsickern gegeben. Aus diesen Dingen erklärt sich auch das oben erwähnte Auseinanderklaffen der Anteile sinider Rasse und chinesischer Sprache. Zäh hat das Bewußtsein des Volkes an altem Brauchtum und alter Sprache festgehalten, wie es von innen heraus und blutsmäßig eigentlich schon gar nicht mehr das alte Volk war. Immerhin ist das Bewußtsein selbständiger Eigenart dauernd bewahrt worden, und ganz anders als bei allen sonstigen Gebieten, die von den Chinesen kulturell beeinflußt und blutsmäßig durchsetzt oder unterwandert bzw. überschichtet wurden, hat sich hier mit den Resten nationaler Eigenart auch das politische Selbständigkeitsstreben erhalten.

Nach alledem ist nunmehr leicht zu verstehen, daß das alte Monkmer der südlichen Palämongoliden und das Tai der nördlichen verfremdeten Palämongoliden in der Sprache der Tonkinesen bzw. Annamiten überhaupt die eigentliche Basis bilden, und daß das palämongolide Element in der rassischen Struktur eine so merkliche Rolle spielt. Aber es bildet hier doch vielleicht nicht

mehr als ein Viertel oder ein Drittel des somatischen Gesamtbestands, die alten eingeschmolzenen und die jüngeren eingemischten Elemente zusammengenommen. Aber genauer kann das natürlich erst eine exakte morphognostische Analyse erweisen. Jedenfalls zeigen schon Beobachtung und Augenschein, daß die sinide Einwanderung mit ihrem Kinderreichtum bei den Bewohnern des Deltas siegte, wo sie ja auch, was nicht zu unterschätzen ist, den höheren Ackerbau mit den ausgebildeten Reiskulturmethoden und den Karrengebrauch mit Büffeln einführte.

Aus palämongoliden Tai und südsiniden Chinesen schmolzen also die Tonkinesen nach Beginn unserer Zeitrechnung zu einem eigenen nationalbewußten kopfreichen und kulturstarken Volk im Rotflußdelta zusammen. Das war ein sehr wichtiges anthropodynamisches Resultat, eine latente Drohung für alles, was in der Stoßrichtung dieser Druckzelle lag. Es ist das zunächst das Reich von Tchampa, von dem wir Näheres hören werden. In den tonkinesischen Randlandschaften aber klärten sich die Verhältnisse in dem Sinne, daß sich ein langer südlicher Gürtel der älteren Muong als selbständiges primitiveres Nachbarvolk abspaltete, während im ganzen breiten und bergreichen Norden die einheimischen Taistämme erhalten blieben, aber unter zahlreichen und wechselnden Einflüssen. Beide Gruppen sind gewiß Reste der ursprünglichen Deltabevölkerung. In ihren Bergen hat sich Altes erhalten und sind neuere und neueste Einflüsse bald von Süden, bald von Norden eingedrungen und abgekapselt worden. So ergab sich die Fülle von kulturellen und rassischen Erscheinungen in den obertonkingischen Berglandschaften. Wir werden dorthin reisen, wir werden sehen, ob sich nicht einige klare Linien in diesem Wirrwarr finden lassen, nachdem mit einer gewissen Klärung der Stellung von Tonking wenigstens eine arbeitstheoretische Ausgangsbasis geschaffen ist.

50. Das schöne Hanoi

Mitten im Delta liegt in flutsicherer Landschaft die uralte Hauptstadt der tonkinesischen Südsiniden am rechten Ufer des Roten Stroms. Er ist wirklich rot, wenn sich zur Regenzeit die lateritbeladenen Wassermengen unter den vielen Bögen der mächtigen Pont Doumer gegen Haiphong und die chinesische See wälzen. Hart am Ufer dehnt sich das Gewirr der ältesten Gassen der Tonkinesenstadt auf einer ganz leichten, aber doch schon verhältnismäßig überschwemmungssicheren kleinen Landschwelle aus, an deren Westrand die alte leider abgerissene Zitadelle stand. Nördlich von Eingeborenenstadt und Zitadelle liegt der weitausgedehnte Tay Ho, der große See, dessen halbverlandete Tümpel und Laken um die ganze Stadt herumreichen, um im Süden wieder an den Fluß zu stoßen. Ein Rest dieses feuchten Niederungsgebietes ist auch der reizende kleine See, der Ho Hoan Kiem oder Petit Lac, der unmittelbar an die Eingeborenenstadt anschließt und von Flammenbäumen, Palmen und Hängeweiden auf grünen Matten umstanden und von zwei in seinen Wassern errichteten Pagoden geschmückt ist. Er ist Wahrzeichen und Mittelpunkt der tonkinesisch-französischen Doppelstadt. Denn gleich südlich von hier anschließend liegt in einem tieferen und noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zu den Sumpfniederungen gehörigen Landstreifen die ehemalige französische Konzession, von der heute



Abb. 66. Straßenleben in Hanoi
(phot. v. E.)

zahlreiche schöne und breite Boulevards mit europäischen Villen, mit großen Regierungspalästen, Ausstellungshallen, Verwaltungsgebäuden und wissenschaftlichen Instituten ausstrahlen. Immer noch ziehen sich aber südlich von hier zur Regenzeit Wasserflächen und Tümpel gegen den Roten Fluß, so daß auch immer noch bis zu einem gewissen Grade der alte chinesische Name der Stadt berechtigt ist — Ho^{2}-ne^{4}, d. h. Fluß-inmitten.

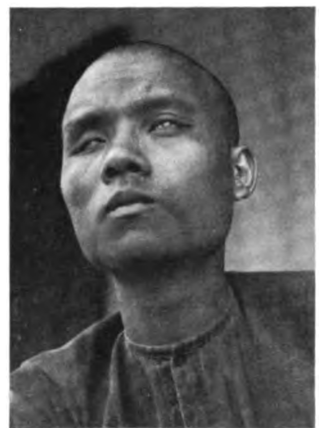
So bot sich in der Tat eine ausgezeichnete Verteidigungslage. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht war sie gut: mitten in reisreichem Land und am Schnittpunkt der Vorgebirgsschwelle mit der von hier ab sich gabelnden großen Verkehrsader des Flusses. Weit draußen, an hundert Kilometer fern, liegt erst der Meereshafen Haiphong, d. h. chinesisch Hai^{3}-fang^{1} oder Meer-Eck, weil er sich in die Ecke der Bucht von Tonking schmiegt. An klaren Tagen kann man von Hanoi aus auch nordwärts und westwärts die Berge sehen. Landschaftlich scharf begrenzt und anthropogeographisch geschickt und scharf zentriert tritt somit Tonking, diese alte ungeheuer reiche und ungeheuer druckstarke Urzelle der tonkinesischen Südsiniden dem Beobachter entgegen.

Die Eingeborenenstadt von Hanoi selbst aber gehört zu den interessantesten Basaren, die Europäerstadt zu den hübschesten und gepflegtesten Siedlungsanlagen der Kolonialmächte im Osten. Hanoi ist schön. Übergenug bietet es dem reisenden und arbeitenden Menschforscher. Von Vinh im Süden kam ich in bequemer Fahrt in dem tadellosen Saigon-Hanoi-Expreß in etwa sechs Stunden zum erstenmal auf seinem großen im Chateaustil erbauten Hauptbahnhof an, erreichte es ein Vierteljahr später mit der kleinen Yünnanbahn, aus dem Innersten Chinas von Norden kommend, ein zweites und schließlich über See aus Bali im fernen Süden jenseits des Äquators ein drittes Mal. In der liebenswürdigsten Weise beriet und betreute mich immer wieder unser Konsul Dr. Neumann, der dabei vom Kanzler Lüneburg bestens unterstützt wurde. Wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeiten bot die sehr gut ausgestattete Bibliothek der École Française d'Extrême Orient, deren hervorragender Gelehrtenstab, an der Spitze Prof. Coedès, mir mit Rat und Tat jederzeit freundschaftlich und hilfsbereit beistand. Mein Kollege Huard aber ließ sich trotz seiner vielen Verpflichtungen als Anthropologe, Anatom und Chirurg nicht nehmen, mich in die ausgezeichneten wissenschaftlichen Institutionen der Stadt einzuführen, wo er dank seiner bewundernswerten

Schaffenskraft und Organisationsgabe in kurzer Zeit der Wissenschaft vom Menschen einen geachteten Platz erkämpft hat.

In der Eingeborenenstadt sind schon die Namen der Straßen für den Anthropologen von Interesse. Rue de la Soie: da leben die indischen Seiden- und Stoffhändler — Nordinder, Mohammedaner oder Tamilen, wo man in Hindi plaudern kann. Rue des Cantonnais: da leben die chinesischen Geschirr- und Lebensmittelhändler, die zwar Kantonesisch bevorzugen, aber auch fast immer ganz leidlich Guanhua sprechen. Rue du Coton: da befinden sich unzählige Konfektions- und Krambüdchen der Tonkinesen, wo neben dem Tonkinesischen fast immer, wenn auch mehr oder minder gebrochenes Französisch gesprochen wird. So ist also im Zentrum eine deutliche räumliche Absonderung der rassischen Hauptkomponenten festzustellen. Und quer zu den genannten langen und großen Straßen laufen die kleineren und oft winzigen Gassen der Panetiers und Ferblantiers, der Voiles und Evantails oder der Vermicelles und Oignons. Hier tritt die berufliche Gliederung der tonkinesischen Bevölkerung sehr schön heraus. Das mutet ganz mittelalterlich an. Die Auflösung der Gilden, Gildengassen und Gildenrechte ist also noch nicht so weit wie in Europa vorgeschritten, wo „Schmiedebrücke" oder „Schuhbrücke" nur noch von historischen Erinnerungen umwitterte unbequeme Einbahnstraßen sind, doch hat das Eingreifen der modernen Weltwirtschaft und einer großzügigen europäischen Verwaltung die alten Bindungen schon hie und da gelockert. Aber manches Alte erhält sich noch sehr deutlich und eindrucksvoll — etwa in der Messing- und Silberstraße oder der Medizin- und Tassenstraße, die ihre Namen nicht minder zu Recht tragen, wie die Rue des Chanteuses draußen hinter dem Bahnhof, wo allnächtlich, ja oft auch über Tags der hohe näselnde alttonkinesische Gesang mit Guitarrebegleitung und das rhythmische Aufschlagen der taktgebenden Klopfhölzer erschallen. An düstere Tage der indochinesischen Kolonialgeschichte erinnert die heute so harmlose Kleinleutestraße Rue des Pavillons noirs, an stolze Leistungen die europäische Hauptstraße Rue Paul Bert oder der Boulevard Doudart de Lagré.

Einen besonders wertvollen Einblick in die sanitäre Planung und Organisierung einer tropischen Großstadt gab bei meinem ersten Aufenthalt im Juni 1938 eine Rundfahrt, die liebenswürdigerweise der Bürgermeister Virgitti mit mir unternahm. Der Ausbau der westlichen Verwaltungsviertel, künstliche Verlandungen, die Sanierung der südlichen Eingeborenenquartiere, Straßenlegung. Entschmutzung und Villenbau gaben bevölkerungspolitische, das Asyl des Incurables und das Dispensaire Antivénérien Municipal unter Dr. Joyeux sozialanthropologische Einblicke. Zudem bot das Asyl, das Hunderte von Bettlern mit teils schweren Fällen von Drüsenstörungen und Geisteskrankheiten beherbergt, die beste Gelegenheit für eine größere Zahl typologischer und ausdruckskundlicher Aufnahmen. Diese konnten auch in dem Dispensaire durchgeführt werden, das die Kontrolle und Betreuung der Prostituierten durchführt, ihnen gleichzeitig Unterricht in den verschiedensten Fächern und Handfertigkeiten, ja sogar einen Garten mit Turngelegenheiten und ein Tempelchen der einschlägigen Spezialgöttin bietet. Bei den Insassen handelt es sich zum weitaus größten Teil um Tonkinesinnen und sino-annamitische Mischlinge. Der Wert dieser Einrichtung ist in einem Lande nicht zu unterschätzen, wo in der Beziehung der Geschlechter eine gewisse Freiheit herrscht.





Pathotypen aus Tonking

Abb. 67. Das leere Gesicht des Blinden (phot. v. E.)

Abb. 68. Kretinismus in Tonking (phot. v. E.)

Abb. 69. Ausdruck eines schizophrenen Tonkinesen (phot. v. E.)

Mein zweiter Aufenthalt in Hanoi im September war kurz. Ich kam aus Innerchina, wo infolge der japanischen Angriffe auf die zivile Luftschiffahrt ein Weiterreisen über den Norden nicht möglich war, und stattdessen Kanton zur See erreicht werden sollte. Der dritte Aufenthalt im Dezember dauerte dagegen wesentlich länger. Anlaß war der X. Kongreß der Far Eastern Association of Tropical Medicine. Es war möglich, mit der niederländisch-indischen Delegation von Batavia nach Singapore zu fliegen, um von dort über See bei Nebel, Regen und tobendem Sturm im schütternden und schwankenden Apparat um Stunden verspätet (aber dennoch) Saigon zu erreichen und schließlich in der Cap St. Jacques mit dem Generalgouverneur Brévié in einigen Tagen nach Haiphong zu reisen. In Hanoi hatten Regierung und Gelehrtenschaft ihr Bestes getan, um dem Kongreß, der Ärzte aus allen Teilen der Anrainer des Pazifischen und Indischen Ozeans brachte, auch äußerlich ein eindrucksvolles Bild zu geben. Probleme aus der vergleichenden Biologie des Menschen wurden in den verschiedensten Sektionen, so besonders in der hygienischen und allgemeinmedizinischen behandelt. Zudem bestand eine eigene Abteilung für Anthropologie, deren Sekretär Prof. Huard war, und zu deren Vorsitzender aus der Reihe der Ratsmitglieder des Kongresses der Verfasser gewählt wurde. Unter den vorwiegend morphologisch und physiologisch gehaltenen Vorträgen trat besonders die rührige Huard-Schule hervor. Der Vorsitzende sprach einleitend einige Worte über: „La position de l'anthropologie dans la vie intellectuelle de l'occident“ und hatte den Schlußvortrag „Résultats préliminaires de mes expéditions en Extrême-Orient“. Nach dem Kongreß war Gelegenheit zu Arbeiten in der reich ausgestatteten École Française d'Extrême Orient.

Wieder auch wurden die altbekannten und wohlvertrauten annamitischen und chinesischen Restaurants, das Lac Xuan, Mi³-Djing³ und Dung¹-Hsing¹-Yüan², die altbekannte Rue du Coton und das Eingeborenenviertel besucht und zu unerschöpflichen Quellen für Beobachtung und Einleben.

51. Zwischen Weiß und Gelb

Weitab von den wimmelnden, lärmenden und sandalenklappernden Mengen der engen und gerüchedurchzogenen Tonkinesenstadt liegen die breiten, saube-

ren und stillen Straßenfluchten des Europäerviertels, von Alleen, Korsos und Boulevards durchbrochen. Diese führen von dem großen Militärhospital in der alten Konzession und den großen und schönen neuen medizinischen Instituten — darunter der Anatomie des Kollegen Huard — westwärts zum Bahnhof, vom eindrucksvollen modernen Universitätsgebäude zum wuchtigen Justizpalast, vom typisch europäisch-großstadthaften Opernhaus und dem nahebei gelegenen hübschen und reichhaltigen Musée Finot am Rotfluß über die zentrale Rue Paul Bert und am reizenden Kleinen See vorbei bis weit nach Nordwesten zu dem beliebten Botanischen Garten und dem weiten Verwaltungsareal mit dem Gouverneurspalast. Das ist eine schöne, gesunde und sich neuerdings nach Süden kräftig ausdehnende Kolonialstadt mit an 7000 Europäern. Es wird hier aber nicht so weiträumig gebaut wie in den britischen Kolonien. Der Charakter der zahlreichen baumbeschatteten Boulevards ist daher weit anheimelnder und „europäischer", als etwa in Colombo oder Bombay, und ähnelt in manchem den holländischen Kolonialstädten.

Ist in diesen Vierteln, von einer gewissen Anzahl höhergestellter vornehmer Tonkinesenfamilien abgesehen, europäische Domäne, so finden sich doch auch hier und da einige elegante und von Annamiten gehaltene Lebensmittel-, Kunst- oder Photographengeschäfte und stets auch viele Kleinhändler. Außerdem ist selbstverständlich die ganze Dienerschaft tonkinesischer oder annamitischer Herkunft. Und diese Leute sind recht gute Bediente, hier wie in Kambodscha oder Laos, wo sie sehr gesucht sind. Auf den Boulevards spazieren zudem gern die oberen Klassen des tonkinesischen Bürgertums und bald hier bald da hocken auch Gruppen von Bäuerinnen, die Früchte oder Gemüse verkaufen, von „fliegenden Küchen" für wenige Sous ein paar Näpfchen mit Speise erwerben, ihre Kinder lausen, in der Sonne dösen, die vorübergleitenden schönen Autos und zahlreichen Rikschas, die Radfahrer und Karren anstarren und die pompösen Totenzüge oder Hochzeitsprozessionen bestaunen, die sich hier so recht entfalten können. Die Trennung zwischen Weiß und Gelb ist also alles andere als vollständig.

So sind die Beziehungnahmen, insbesondere vom männlichen europäischen zum weiblichen annamitischen Teil der Bevölkerung zwar nicht so stark bzw. so offensichtlich wie im vergnügungssüchtigen Handelszentrum Saigon, denn Hanoi ist ja eine Beamtenstadt, wo — viel bedauert — jeder jeden kennt und irgendwie eingeschachtelt ist, aber schroffe Schranken bestehen ganz und gar nicht. Sie werden auch von der öffentlichen Meinung keineswegs gefordert. Sonntags geht der französische Soldat mit seinem Mädel wie zu Hause aus — aber sie ist hier gelb, klein und seidengewandet. Der Beamte ist diskreter. Es gibt aber auch mancherlei gesellschaftliche Beziehungen herüber und hinüber. Beim Empfang beim Generalgouverneur oder Résident Supérieur tanzen französische Offiziere mit den Damen der tonkinesischen Beamten. Auch in dem großen und besonders für die Europäer gedachten Warenhaus und in den sehr eleganten Buch- und Schuhläden, bei Juwelieren oder in den Konfektionsgeschäften bedienen geschickte und hübsche Tonkinesinnen, und in allen privaten und öffentlichen Ämtern und Büros arbeiten Europäer und Eingeborene kameradschaftlich, ja manchmal geradezu distanzlos zusammen.



Abb. 70. Mischlingsfamilie in Hanoi
(Coll. v. E.)

52. Mischlingsfragen

Mischlinge legitimer, halblegitimer und illegitimer Herkunft zwischen Gelb und Weiß sind daher auch zahlreich. Sie bilden als „Métis" oder neuerdings „Eurasiens" nicht nur in somatischer Hinsicht, sondern auch gesellschaftlich und besonders politisch den Bindestrich zwischen Kolonialvolk und Altansässigen. Manche von diesen Mischlingen nehmen heute im Geschäftsleben, in der Verwaltung und in der Gesellschaft hochangesehene Stellen ein. Ihr Typus ist unverkennbar. Es dominieren — Ausnahmen zugegeben — die europiden Züge, und zwar mehr minder als geschlossenes Ganzes. Das hellolivbräunliche und besonders oft stark mediterran wirkende Gesicht läßt mitunter nur durch eine leichte Schlitzung der Augenspalte oder eine leichte Prominenz der Wangenbeine, vielleicht auch eine Vergröberung der Überaugenwülste oder Kieferwinkel und vor allem durch die weichen dunklen Augen den Einfluß weitgehend aufgesplitterter oder überdeckter asiatischer Erbanlagen erkennen. Die jungen Männer machen oft einen flotten und hübschen Eindruck, ihre Züge sind regelmäßig, die Figur ist elegant und biegsam, ihr Benehmen gewandt und tadellos. Aber sie gelten als empfindlich und eitel, auch als wenig zuverlässig, ausdauernd oder energisch. Unter den Frauen gibt es viele, die nach europäischem Geschmack recht hübsch, mitunter sogar ausgesprochen schön sind, und die bei ihrem sicheren, feinen und verbindlichen Wesen für gehobene geschäftliche Posten sehr gesucht sind. Nicht wenigen dieser Mischlinge gelingt es durch ihr Geschick und ihre Intelligenz, das geringe Ansehen, das hier wie sonst dem Mischling als solchem anhaftet, weitgehend auszugleichen. Vielen Mischlingsoffizieren würde ein mit dem Lande weniger vertrauter Europäer ihre Herkunft weder ansehen noch anmerken. Ebenso gibt es viele Mischlingsmädchen und besonders Quarteronen, die nirgendwo in Südeuropa als landfremd auffallen würden. Meist versuchen diese Mischlingsmädchen, die gewöhnlich in den missionskatholischen Erziehungsinstituten eine sehr gute

Bildung erworben und voll aufgenommen haben, irgendwie zum Europäertum zurückzufinden. Legitime Heiraten sind jedoch auch zwischen Mischlingen und Europäern verhältnismäßig selten, obwohl es rühmend von der Métisse heißt, daß sie keine Stationsintriguen anzettelt, bescheiden und geschickt ist und keine teuren Frankreichreisen verlangt. Illegitime Beziehungen sind dagegen ziemlich häufig. Nicht nur die Métisse, sondern auch die Tonkinesin selbst wird aber sehr oft zu einer Verbindung mit einem Europäer streben, da ihre Kinder, wenn sie vom Vater anerkannt sind, voll und ganz den Europäern gleichgestellt sind — wenigstens in rechtlicher Beziehung. Sie sind Franzosen. Und neuerdings hat das, ähnlich wie in den holländischen Kolonien, dazu geführt, daß Mischlinge sehr hohe Posten einnehmen und gesellschaftlich völlig gleichberechtigt sind.

Aber dieser geistigen und charakterlichen Elite, bei der beide Elternteile gewöhnlich schon den besseren, nämlich leistungsfähigeren Siebungsschichten ihrer Rasse zugehören, steht auch eine nicht geringe Anzahl von Mischlingen gegenüber, bei denen beide Elternteile den breiten Massen entstammen. Und wenn auch, was besonders für das Militär gilt, das beiderseitige Zusammenleben in solchen Fällen, wo die hübsche und treue Tonkinesin gewöhnlich ein sehr energisches Regiment in Haus oder Herz ihres „Poilu" führt, als sehr harmonisch geschildert werden, so ist doch trotz der vielen und erfolgreichen Hilfen von seiten der Mission manche Minusvariante unvermeidlich. Die gütigste und geschickteste Erziehung ist machtlos, wo die Erbanlagen versagen. Schmutz und Gedankenlosigkeit, Unaufrichtigkeit, Laster und Energielosigkeit verbinden sich hier, um in Wesen wie Kleidung und Haus ein beschämendes Zerrbild des Europäertums entstehen zu lassen. Das macht der Kolonialverwaltung vieles Kopfzerbrechen.

Neben den „Eurasiens" gibt es aber auch noch eine nicht geringe Anzahl von sino-annamitischen Mischlingen — wenn man hier überhaupt von Mischlingen sprechen will. Immerhin zeichnen sie sich gegenüber der meist mütterlichen annamitischen „Rasse" durch größere geistige Beweglichkeit aus, sind aber häufig entwurzelt und sozialen Gefahren ausgesetzt. Denn die chinesischen Väter, die auch heute noch meist ohne ihre Frauen nach Annam oder überhaupt ins Ausland kommen, verlassen bei vorgerücktem Alter und hinreichenden Ersparnissen nicht selten ihre Adoptivheimat und kehren zur chinesischen Erde zurück, in der sie ruhen wollen. Ihre Kinder, obwohl schon seit vorfranzösischen Zeiten dem Gesetz nach zwangsläufig Annamiten, benehmen sich und leben gern wie Chinesen, die sie verständlicherweise für die ältere und höhere „Rasse" halten. Die Mädchen heiraten allerdings vorzugsweise Chinesen und kehren damit in den väterlichen Volkskörper zurück. In Tonking — wie ja auch in Kambodscha — erweisen sich eindrucksmäßig die eigentlich siniden Merkmale über die fremde, also hier tonkinesisch-südsinide Harmonisierung dominant, so daß es gewöhnlich nicht schwer ist, den Mischling dieser an sich so nahestehenden Völker als solchen zu erkennen. Das liegt vor allem an der Augengegend: der flacheren Lage und stärkeren Mongolenfalte, der gepolsterten Überaugengegend, den hochsitzenden Augenbrauen oder gar allen diesen Merkmalen zusammengenommen. Andere Merkmale mögen hier und da mitspielen. Sie treten jedoch an sich in beiden Rassen und in manchen von deren Gemischen sogar in gleicher Menge auf, etwa Wangenbildung oder

Lippen- und Kinnform. Aber der Mischling weist eine kennzeichnende Verbindung dieser Merkmale auf, die ihn deutlich abhebt. So ist es ja auch bei dem Eurasier, der entweder und meist stärker oder fast ganz europäisch wirkt oder seltener fast ganz zur annamitischen Seite fällt.

In dieser Hinsicht verhalten sich die einzelnen Völker aber sehr verschieden, wie denn beispielsweise Europäer-Chinesen-Mischlinge im Durchschnitt eine mittlere Linie einhalten. Auch dies ist ein Hinweis darauf, wie vorsichtig man bei der Verarbeitung rassischer Einzelmerkmale sein muß. Bestimmten Häufigkeiten von einzelnen Merkmalen entspricht noch lange nicht ein bestimmter Typus. Er ist erst mit dem Auftreten gehäufter typischer Merkmalsverbindungen gegeben. Nicht das Merkmal als solches ist das rassenkennzeichnende, sondern seine Harmonisierung im Rahmen der erblichen und rassischen Gegebenheiten. Rassenkunde kann daher sinngemäß und lebensnah auch nur durch Rassendiagnosen getrieben und diese selbst können nur am lebenden Objekt als Ganzem gestellt werden. Zeit und Ziele erlaubten mir dies nicht, doch liegt auf der Hand, daß hier sinn- und nicht schemagemäße Untersuchungen noch biologische Erkenntnisse von mehr als nur lokalem Interesse zutage fördern könnten.

Schließlich sind mitunter auch negride Mischungen in Annam zu beobachten, obwohl sich im allgemeinen die kleine Tonkinesin vor dem oft riesigen sudaniden Neger aus Senegambien oder Martinique herzhaft fürchtet. Ich hatte keine Gelegenheit, mich über Schicksal und Leistung solcher schwarzgelben und meist mehr minder mulattenähnlichen Mischlinge näher zu unterrichten. Rein ästhetisch gesehen wirken sie, wenigstens in der ersten Generation und trotz ihres einschmeichelnden Wesens, einfach scheußlich. Da geraten die melaniden, ostweddiden und indonesiden Verbindungen, die nur ganz selten zu sehen sind, schon besser, und die orientaliden am besten, was merkwürdig ist, denn das gleiche gilt ja für Birma, wo die Frauen der Zaibadis, der Mohammedaner-Birmanenmischlinge von Rangoon, für ihre Schönheit berühmt sind.

53. Über Studiengelegenheiten

Eine Stadt wie Hanoi bietet übergenug, ja fast zuviel des Wissenswerten, und eine so scharf ausgeprägte Volksindividualität, wie die Annamiten, genau so. Wo einsetzen, und wie?

Die Menschforschung braucht Serien, weil sie gruppengültige Schlüsse sucht. Soweit es sich um die somatische Anthropologie handelt, genügt oft das bloße „Antreten" einer entsprechend gewählten Serie. Das können z. B. Soldaten, Sportler oder auch Schüler sein, wenn auch Berufsklassen und besonders Bauern bzw. Bäuerinnen bestimmter Herkunft und Alterszusammensetzung geeigneter sind, um gewisse konstitutionswissenschaftliche oder rassenhistorische Fragen anzugehen. Aber wir wissen heute z. B. durch die Ergebnisse der RUS. (Rassenuntersuchung Schlesien), daß jeder Beruf eine ganz bestimmte, geradezu gesetzmäßige rassische Siebungsgruppe darstellt, und daß die Rassenelemente eines Volkes landschaftlich in typischer Form und wieder regelhaft verschieden verteilt sind. Wir wissen weiterhin, daß meßbar und testbar neben der Rasse als solcher, die durch die inneren Erbanlagen gegeben ist, noch eine Ausprägung dieser Erbanlagen besteht. Durch sie werden die nichterblichen

Standort- und Sozialtypen der Rassen gebildet, die ihrerseits nicht minder sicher wie die großen zoologischen Formengruppen als solche nachgewiesen werden können und nachgewiesen worden sind. Es liegt daher auf der Hand, daß ein bloßes Messen von Reihen oder gar bloß von Schädeln nicht das wirkungsvolle Zusammenspiel der drei typologischen Grundausprägungen, nämlich des erblichen Rassentypus, des erblichen oder nichterblichen Konstitutionstypus und des nichterblichen Lagetypus, aufdecken kann. Diese drei zusammen aber sind es erst, die die in Biologie, Geschichte und Gemeinschaft wirkenden Personen und Personengruppen bedingen. So muß also bei einer biologischen lebensnahen Forschung auch eine sinngemäße Berücksichtigung des bevölkerungswissenschaftlichen Moments, der Lebenslage selbst also, stattfinden, um auch lebensnahe und lebensnützliche Ergebnisse zu finden.

Das gilt erst recht, wenn über das rein Somatische hinaus auch die Typen der physiologischen Funktionsabläufe und Reaktionsweisen in Frage stehen. Messen und Kadaverforschung sind noch nicht Menschforschung. Tests und Prüfungen — in der Anthropologie noch ganz in ihrem Anfangsstadium — helfen zwar weiter. Welche Wege aber nützlich sind oder werden können, zeigen nur gute Beobachtung und gesunder Menschenverstand. Sieht, ja fühlt man die Unterschiede und Gegensätze der Typen, dann muß man sie auch durch Beschreibungen, Zahl und Test zu sichern suchen. Wieder und erst recht nicht geht das allein an bestellten Serien. Abermals und erst recht greift hier die Lebenslage ein. Sie überdeckt durch landestümliche Umgangssitten die eine rassische Eigenschaft, verstärkt sie durch Erziehungsziele dieser oder jener Richtung, mag sie auch durch rasseeigene Eigenschaften oder Verhaltensweisen zurücktreten lassen oder durch augenblickliche persönliche Wünsche unterstreichen. So kann auch erst recht nicht die psycho-physiologische Anthropologie auf die Berücksichtigung der Lebenslage und des Lebensraumes einer Bevölkerung verzichten. Das Ziel liegt also in einer lebensvollen Verbindung der methodischen Grundaspekte des ganzen Menschen, und das ist es, was die moderne ganzheitliche Menschbiologie erstrebt.

Was eine solche Menschforschung dabei braucht, sind daher, kurz gesagt, in erster Linie sowohl leibliche als seelische Beobachtungen an großen Reihen von Menschen in ihrer natürlichen Umgebung. Nicht dürre Zahlen, nicht papierene Schemata, nicht fleißige Stubentheorien allein, sondern auch das Leben selbst, also die lebendige Formbildung, dann Lebensweise, Heimat, Tätigkeit, Handeln und Wollen müssen studiert werden.

Für den reisenden Rassenforscher heißt das: Flucht vor den eleganten Hotels und Europäerhäusern, Flucht vor bequemer altgewohnter Lebensweise, aber auch Flüchten aus den eigenen europäischen Vorurteilen, Überzeugungen und Gewohnheiten. Die farblosen großen internationalen Hotels können nie das zeigen, was die landesmäßigen Gast- und Speisehäuser bieten. Man wird gewiß die kolonialeuropäischen Hotels an den Boulevards und Esplanaden, am Raffles Square oder Boulevard Henri Rivière nicht ganz auslassen, das wäre schade, auch nicht die Europäerquartiere. Sie stellen bevölkerungskundliche und psychologische Eigengebilde dar. Sie liegen möglichst drei Kanonenschuß weit vom Eingeborenenbasar entfernt und sind gut gekühlt, bedient und konserviert. Die Lazarette, oft auch Vereine und Kasernen, bieten weiteres, und ich habe in keiner noch so entfernten Gegend versäumt, die Lazarette zu be-

suchen. Es ist auch gewiß gelegentlich ganz nett, in der Wandelhalle eines Palasthotels bei hochkultivierter Unterhaltung mit, sagen wir, Mr. Smith aus Chicago, Beobachtungen an dem hainanesischen Boy zu machen, der das schön geeiste Whisky-Soda schüchtern niedersetzt. Es ist das wesentlich erquicklicher als in chinesischen Gasthäusern bei tobendem Lärm, starrendem Schmutz und der manchmal bis zur Flegelei gehenden Nachlässigkeit des Personals festzustellen, wie der Chinese einer bestimmten Lage und Klasse wirklich ist. Man kommt dann allerdings auch nicht zu jenen etwas merkwürdigen Urteilen, die man gelegentlich von „guten Kennern" in Fernost hört, die dort Jahre und Jahrzehnte gelebt haben — nämlich in den Büros der amerikanischen Hochhäuser von Hongkong oder Singapore, und die ängstlich vermieden haben, von Land und Leuten mehr als das zu sehen und aufzunehmen, was durch die Scheiben des Malayaexpreß oder ihres täglich benutzten Ford zu sehen war.

Natürlich gilt das keineswegs für alle, es gilt sogar besonders wenig für die Deutschen im Ausland, bei denen vor allem die jüngeren oft ganz vorzügliche Kenner ihrer menschlichen Umgebung und ihres Gastlandes sind. Aber es gibt auch unter ihnen manche, die nicht verstehen, daß der Anthropologe Menschen nur unter Menschen studieren kann. Und das ist nicht einmal sonderlich bequem, wenn es Tag um Tag und Woche um Woche fortgesetzt wird, und doch muß es derjenige in Kauf nehmen, der sich ernsthaft um seine Aufgabe bemüht. Ich habe draußen auch jahrelang sowohl indische Kost wie chinesische Kost gegessen, und zwar grundsätzlich, denn ich sehe nicht ein, warum ich 10 000 km weit reisen soll, um nur eine schlechte Ausgabe von dem zu finden, was ich zu Haus in Europa besser bekomme. Zusammenstellung und Zubereitungsart exotischer Küchen bieten zudem eine Menge des Wissenswerten, was unmittelbar mit Lebensrhythmus und Tätigkeit einer Bevölkerung verbunden ist, und die anderen sehen es gern, wenn man sich ernstlich um ihr „tägliches Brot" kümmert. Wie fremd dem Orientalen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein das europäische Leben ist, wird man erst verstehen, wenn einem selbst einmal die Gabel ungewohnt und fremd wieder in der Linken gelegen hat, mit der ein Orientale niemals essen würde. Dann versteht man auch, wie schnell die äußere Umgewöhnung stattfinden kann, und wie zähe alle jene Auffassungen nachschwingen, die mit kleinen Äußerlichkeiten verbunden sind und aus bestimmten in der Bevölkerung mengenhaft auftretenden Neigungen, also aus rassischen Anlagen, entspringen. Ich habe unter Weddas und Negritos gelebt, in singhalesischen und laotischen Häusern, mit und unter Annamiten, Indern und Chinesen, und ich bin überzeugt, daß das und gerade das der richtige Weg war, um den seelischen Stil eines fremden Volkes und die inneren Verhaltensweisen einer anderen Rasse zu erkennen. Ein Forschungsreisender ist, wenigstens solange er sich draußen aufhält, kein Büromensch oder Firmenvertreter. Honny soit qui mal y pense.

54. Basare und Dancings

Ausgezeichnete Möglichkeiten zur Beobachtung bieten sodann Basar und Bahn, Straßen, Feste und Versammlungen. Zum besten gehören die Basare. In dünn besiedelten Gegenden, auf den indischen Plateaus und in den Dschungeln oder den hinterindischen Urwäldern sind es kleine dörfliche

Ballungen, wo an bestimmten Tagen die oft sehr verschiedenen Stämme und Rassen der Umgebung zusammentreffen. Die meist scharf geprägten Stammestypen lassen sich nirgends besser miteinander vergleichen und auf ihre rassischen Grundsubstrate zurückführen, als hier, wo die Angehörigen verschiedener Wirtschaftsstufen und verschiedener Siedlungslagen in Ruhe und Gemächlichkeit ihre Waren feilbieten, wo auch die Angehörigen fernerer Stämme oder der nächsten Hochkulturvölker langsam und wiederholt durch die Reihen schreiten. Nicht selten ergeben sich dabei schärfste Kontrastwirkungen, wie etwa zwischen den Raubvogelgesichtern der afghanischen Wucherer und den friedlichen Zügen der Munda oder Oraon in den Basaren des entlegenen Chota Nagpur, oder den gewandten Annamiten unter scheuen Sedang auf den Märkten der südlichen Kordillere. Gerade beim Erreichen einer fernen und nach Rassenzusammensetzung und Stammestypen wenig bekannten Gegend ist nichts aufschlußreicher als solcher erster Gang und längerer Aufenthalt am Basar. Danach kann man Meßgruppen und Maße auswählen, und danach wird man sehen, wieweit sich die Beobachtungen sichern oder nicht sichern lassen. Dieses Vorgehen ist besser, als erst zu Haus aus Zahlen abstrakte Autorentypen oder Zahlenrassen aufzustellen.

In kleinen Städten pflegen schon Dauerbasare vorhanden zu sein, d. h. offene Ladenreihen, wo wiederholte Feststellungen und Beobachtungen bestimmter Personengruppen möglich sind, und die typischen Verhaltensweisen gut studiert werden können. Auch hier fluten dann an bestimmten Tagen die Bewohner der Umgegend zusammen, und zu den Rassen- und Stammestypen treten hier noch die Klassen- und Berufsgesichter. Diese heben sich oft noch besser in den größeren Städten ab, so in Hanoi in der Rue du Coton oder Rue des Cantonnais, am Gemüsemarkt an der alten Zitadelle und den Landestellen am Rotfluß. Hochzeitsfeste und Autobusfahrten im Eingeborenenautobus mögen ergänzen, doch führt das schon zur Einzelarbeit.

Dabei ist auch eine soziale Erscheinung nützlich, die wenigstens für das französische Indochina von Hanoi ihren Ausgang genommen hat, und die inzwischen bereits wieder im Rückgang begriffen ist. Das sind die sogenannten Dancings. Fortgesetzte psychologische Beobachtungen sind hier ohne weiteres möglich, wo Eingeborene wie Europäer in gelöster Stimmung, mitteilsam und aufgeschlossen zusammenkommen. Ebenso sind die morphologischen Vergleiche leicht und unauffällig durchzuführen. In den großen Dancings der New World oder Happy World in Singapore oder gar in Santa Ana bei Manila treffen sich zudem die Angehörigen aller Nationen, und auch die Tänzerinnen, die „Taxigirls", gehören verschiedenen Rassen an. Bei den genannten Beispielen sind sie vorwiegend Chinesinnen und Malayinnen, sowie entsprechende und europäische Mischlinge. Natürlich überwiegen im Lido oder Metropol in Hongkong die Chinesinnen und im Fantasio, Clochards oder Féeric in Hanoi die Tonkinesinnen.

Man nehme nicht an, daß die Moral dieser Tänzerinnen bei den genannten größeren Unternehmungen ein vergleichsweise besonders tiefes Niveau aufweise. Dem steht schon die Auffassung von Beruf und Berufsabgrenzung in Ost und Fernost entgegen, das tief eingewurzelte Standesbewußtsein, das im chinesischen Kulturkreis mit seinem uralten und starken Gildensystem nur nicht die äußerlich so auffallenden und überspitzten Formen wie bei den Kasten des indischen Kulturkreises annimmt. Auch die

chinesischen Sängerinnen auf dem Perlfluß bei Kanton oder im östlichen Tschengtu und die tonkinesischen Sängerinnen der Rue Kham Tien in Hanoi oder auf dem Fluß der Düfte in Hué, die mitunter keineswegs besonders hübsch sind, singen und werden um ihres Gesanges willen bestellt und geschätzt. Zudem ist das Ziel besonders der chinesischen Tänzerinnen besseren Schlages in den weitaus meisten Fällen das, eine Heirat einzugehen, nicht unbedingt als Erstfrau, vielleicht nicht einmal notwendigerweise als Zweitfrau, denn auch als Drittfrau lebt es sich für sie in einem größeren Haushalt sehr gut, aber das Ziel ist doch eben ein legitimes Hausleben. Die Annamitin aber sucht jene im französischen Fernost häufige mehr minder lange oder feste Bindung als „camarade" rechter oder auch linker Hand, die der landesüblichen Ehe oder Zweitehe sehr nahesteht, und bei der sie auch die gleiche Treue und nicht selten auch den gleichen bestimmenden Einfluß wie dort zeigt. Das gilt auch bei der Beteiligung von Europäern. Ich habe selbst gesehen, wie eine Tonkinesin ihren Franzosen vom Schanktisch aus dem vollbesetzten Lokal herausholte — alles lächelte, aber er folgte. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, sowohl in Hinsicht der Person wie des Unternehmens, und der wenig gute Ruf des Europäer-Nepplokals auf dem Dach des Hoi Tien Lao in Bangkok oder des Stella in Pnom Penh ist sehr berechtigt. Aber sonst achten die Unternehmer auch selbst darauf, daß dem allgemein reich versorgten sonstigen Nachtleben kein Abbruch geschieht, in Indochina wie in Kobe oder Yokohama.

53. Die Stämme in Obertonking

Die Arbeiten in Vinh und Hanoi hatten die rassische Stellung der Tonkinesen geklärt. Das nächste Arbeitsgebiet sollte Obertonking werden. Es ist verhältnismäßig leicht mit der Bahn oder auf guten Straßen zu erreichen. Dann aber, in seinem Innern, setzen weite und schwer zugängliche Berggegenden mit einer geradezu verwirrenden Fülle von verschiedenen Völkern und Rassen ein. Von allen Seiten sind die verschiedensten Sprachen, Kulturen und Völker in die Täler, Höhen und Hochflächen eingedrungen und haben Verzahnungen und Überschichtungen, auch Misch- und Übergangsgruppen zuwege gebracht, die von beispielloser Reichhaltigkeit sind.

Die wichtigsten, d. h. kopfreichsten Stämme in Obertonking sind mit einem Anteil von etwa zwei Drittel der Gesamtbevölkerung **1.** die verschiedenen Tai-Gruppen: Schwarze und Weiße Tai, die Tho mit den Tho-ti und die Nhang, Nung und Pai-y. Dazu treten eine geringe Anzahl von Lao, Tu-Lao und Lü, deren eigentliches Verbreitungsgebiet ja Laos ist, sowie unbedeutende Splitter von Tchong-kia, Kueitschou und Pu-Piao-Lolo bzw. Pente-Lolo, die gar keine Lolo sind, obwohl sie so bezeichnet werden. Aber schließlich ist ja Necrolemur auch kein Lemur und die englische Anthropologie gar keine Mensch-, sondern Kulturkunde. — **2.** An zweiter Stelle stehen mit rund 20% die Chinoisants: die Man (Yao) mit den Man-lan-ten, Mantien (oder Man-siad-pan), Man-coc (oder Man-da-ban), Man-quan-trang, Man-xan-y, Man-son-yao, dann die Miao (Mäo = Mèo) mit den Heu-Miao, Peu-Miao, Hoo-Miao und Miao-Mung-cha, schließlich die richtigen Lolo, die mit rund 1200 Individuen nahe der chinesischen Grenze meist sehr ärmlich leben und auch noch in Weiße und Schwarze Lolo, Fula, Xapho und Ho-nhi zerfallen, sowie die primitiven Pa-teng. Einige Man leben auch nahe den Ebenen, selbst dicht bis Hanoi heran, wo man sie gelegentlich sogar sehen kann. Diese Ebenen-Man wirken aber — trotz besserer Nahrung — schwächer, schwammiger und untersetzter als die Stämme der Berge.



Ebenso gelten die Tai-Stämme in den höheren Regionen — etwa bei Pakha — als kräftiger und größer als die übrigen Stämme. Es fallen also hier schon ohne weiteres die gleichen Standorttypen bestimmter rassischer Konglomerate auf, wie sie in Europa auch diagnostisch und zahlenmäßig exakt nachgewiesen werden konnten. — 3. Von den Urbewohnern gibt es nur noch die erwähnten Muong („Mon"), die etwa 8% der Gesamtbevölkerung ausmachen und schon halb tonkinisiert sind, sowie einige Ka Mu, Phu-hoc und Theng, die noch Monkmer sprechen. Sie sind nur noch südlich des Rotflusses zu finden. Soweit die Stammesverteilung, die sich, wie man sieht, in einigen großen Stammeskreisen unschwer zusammenschließen läßt.

Weitere Klarheit bringt in diese Völker die Berücksichtigung der historischen Tatsachen, die mit ihren rein ereignismäßigen Hinweisen durch die annamitischen wie chinesischen Annalen ziemlich gut und recht sicher bekannt sind. Für ihr Verständnis ist es wieder entscheidend wichtig, sich bewußt zu bleiben, daß die obertonkinesisch-chinesische Grenze in erster Linie auf die ganz willkürliche Teilung von Einflußzonen zurückgeht, die der Kaiser Wu aus der Drei-Reiche-Zeit aus machtpolitischen Gründen im Jahre 240 n. Chr. vornahm: die Teilung in die beiden Kuang (Kuang-hsi und Kuang-tung) im Norden und Kiao-chou, das Spreizzeherland, im Süden. An sich wird der natürliche Raum der Provinz Kuangtung durch das große Sikiangbecken, derjenige von Tonking vom Rotflußdelta gebildet, in das neben dem langen und merkwürdig gerade verlaufenden Rotfluß noch von Norden der Klarfluß und von Süden der Schwarzfluß treten (Fleuve rouge, claire, noire). Bei der Teilung der Einflußzonen kam aber der Oberlauf des Sikiang (bzw. seines Südarmes) zu dem näher gelegenen Tonking. Natürlich lebten damals diesseits und jenseits der Wasserscheide zwischen Sikiang und Klarfluß fast nur Tai. Denn die Moi waren bereits zurückgedrängt, die Chinoisants noch nicht da. Die südlichen Tai am Klarfluß, mit dessen Tälern Tonking weit und bequem in die Berge hinaufgreifen kann, standen also unter stärkstem tonkinesischen Einfluß. Kultur und Blut aus Tonking brachen in Massen und dauernd ein. Von Norden aber wirkte das große überragende Kulturzentrum der Siniden selbst und beeinflußte mit unmittelbar chinesischer Kultur seinerseits die Taistämme auf der nördlichen, der Sikiangseite.

Diese nördlichen Taistämme waren zweifellos die aktiveren. Sie hatten zudem in ganz Kuang-tung und Kuang-hsi noch ihre Stammesgenossen sitzen, die, wenn auch chinesisch-kulturell beeinflußt, keineswegs Freunde der Chinesen waren. Daher bildete gerade das Obersikianggebiet mit seinem politischen Zentrum um Cao Bang immer eine Quelle der Unruhe, und wiederholt ballte sich hier eine selbständige Taimacht zusammen, ohne jedoch den Grad der Selbständigkeit und Macht erreichen zu können, wie das bei dem Mänam- und Mäkongreichen der Fall war. Was dem breiten Westflügel der Tai erst in Yünnan mit Nan-tschao, später in Laos und Siam gelang, konnte also der zwischen Tonkinesen und Chinesen eingeklemmte Ostflügel nicht zuwege bringen. Aber auch diese Tai waren wiederholt nahe daran.

Erinnern wir uns noch einmal daran, daß die tonkinesische Geschichte überhaupt damit beginnt, daß ein Taireich das Delta unterwarf. Dort lebte das Volk der sog. Giao-Chi (chinesisch: Kiao-che), d. h. der Spreizzeher, deren Namen interessant ist, weil er von einer anthropologischen Eigenart abgeleitet

wurde, die sich noch heute oft im Delta findet, nämlich stark abstehenden Großzehen. Ihr Reich Van Lang wurde von dem Reiche Ba-Thuc um Cao Bang im Jahre 257 v. Chr. absorbiert und hätte noch lange als Teil eines Taireiches bestehen können, wenn nicht schon um 208 jener aufrührerische chinesische General Triu-da aufgetreten wäre, der Ba-Thuc zerstörte und in sein Königreich von Nam-Viet (Südviet = Kuangtung nebst Tonking) einverleibt hätte. Dieser Triu-da machte aber dann während seiner einundsiebzigjährigen Regierung doch wieder seinen Kotau vor dem chinesischen Kaiser als Oberherrn, wurde dessen Vasall, und bald nach seinem Tod fiel das Reich durch den Verrat einer Königin chinesischer Herkunft ganz an China. Wir erwähnten schon, daß die Bindung verhältnismäßig locker war. Seit jener Provinzeinteilung von 240 n. Chr. aber setzte eine kulturelle und, wie wir sehen werden, nunmehr auch somatische Teilung der Tai in Obertonking ein.

Trotzdem trauten sich die Chinesen noch für Jahrhunderte nicht gern in diese Gebiete, die sie als von Räubern erfüllt bezeichnen, und selbst noch 742 und 751 kam es zu Reichsgründungen im Sikiangtal, 780, 816 und 821 zu schweren Revolten. Eine ganz große Anstrengung der Ost-Tai war dann die Empörung des großen Nung-tri-cao, der schließlich für kurze Zeit im Jahre 1055 Kaiser von Kanton wurde, und der besonders interessiert, weil er gerade aus Obertonking stammt. Seine Heimat ist das Gebiet der Nung oder Nhang, das Gebiet des alten Taireichs von Ba-Thuc um Cao-Bang. Doch die Arme der großen Zange, zwischen denen Obertonking liegt, nämlich China und Tonking selbst, verengten sich alsbald wieder, vernichteten diesen letzten Ansatz eines hervorragenden Mannes und teilten nun auch 1057 das taiische Kuang in ein östliches Kuang-hsi und ein westliches Kuang-tung. Von jetzt ab nimmt die blutsmäßige Sinisierung reißend zu. Chinesen wandern in Massen ein. Sie dürfen ihre Frauen nicht mitbringen. Es brechen natürlich noch einige Aufstände aus — im Jahre 1352, dann 1430 und 1434, aber sie sind für das Taitum vergeblich gewesen und ebenso bedeutungslos, wie die Herrschaft der Mac. Diese waren tonkinesische Usurpatoren, die von 1430 bis 1689 und somit an der Schwelle unserer Zeit noch einmal ein fast unabhängiges aber schon nicht mehr taiisches Reich wieder um Cao-Bang entstehen ließen.

Das also wäre in wenigen kurzen Stichworten der historische Hintergrund für die rassische Entwicklung von Obertonking. Es ist jetzt ohne weiteres zu verstehen, daß es dort Gruppen von nördlichen Tai aus der Sikiang-Einflußzone, wie z. B. die Nung und Nhang gibt, die stärker, und andere die weniger stark von chinesischer Kultur beeinflußt sind, und daß sich die somatische sinide Beeinflussung mehr minder gleichzeitig damit bald stärker, bald schwächer bemerkbar macht. Bei den südlichen Tai aus den oberen Klarflußtälern aber bietet sich das völlig entsprechende Bild von seiten der Tonkinesen bzw. später Annamiten, wie das für die Weißen Tai und Tho gilt, zu denen auch die Tho-ti als eine Art Aristokratie gestellt werden können. Diese letzteren sind jedoch richtige rezente Mischlinge zwischen annamitisierten Tai und vornehmen annamitischen Beamten, die der große Kaiser Gia Long von Annam (1802 bis 1820) in der Absicht dorthin sandte, Familien von Mischlingen zu gründen, d. h. bewußt eine blutsmäßig mit Annam verbundene obere Schicht zu schaffen.

Die Moi endlich sind bei allen diesen Vorgängen völlig passiv und somatisch offenbar auch nur von geringstem Einfluß. Nichts meldet die Geschichte von

ihnen. In neuerer Zeit kommen dann zunächst die Man (Yao) aus China, wohl schon im 16. bis 17. Jahrhundert, und kaufen von den bekanntlich ja immer sehr arbeitsscheuen Tai die entlegeneren Landstriche, die gewöhnlich in Höhen zwischen 300 bis 900 m liegen. Die Tai selbst leben selbstverständlich hier wie sonst in den leicht reisbaufähigen Talwannen, was schon wiederholt geschildert wurde (vgl. Bericht II, S. 29). Erst im 19. Jahrhundert folgen auch die Miao-Stämme, die jedoch auch gern und wiederholt mit Gewalt vorgingen und in den fünfziger Jahren wie in Laos, so auch bis nach Obertonking hinein, große Schwierigkeiten bereiteten. Man könnte zu diesen Bewegungen der Chinoisants in gewissem Sinne sogar auch noch die blutigen Empörungen der Schwarzflaggen oder Gelbflaggen rechnen (vgl. S. 152), wenngleich unter ihren Bannern weitaus überwiegend echte Chinesen oder mindestens völlig sinisierte Tai kämpften. Mit ihnen schließen die Bewegungen in Obertonking ab. Das scheinbar so verwirrende Bild der verschiedensten Einflüsse und Stammesbildungen ist, wie man sieht, in seinen Grundzügen ziemlich einfach und durchsichtig.

56. An die chinesische Grenze

Die soeben geschilderten historischen und ethnischen Voraussetzungen für die Rassenbiologie und Rassenkunde der hinterindisch-chinesischen Grenzländer waren mir allerdings noch nicht so klar wie jetzt, als ich mich am 4. Juli in die Yünnanbahn setzte, um über Obertonking in das westliche und innere China zu reisen. Ursprünglicher Hauptwunsch war eine Untersuchung der Weißen Tai, um diese mit den Chinoisants einerseits und Nhang oder Nung andererseits vergleichen zu können. Aber oben in den Bergen war wieder mit der Regenzeit zu rechnen. Schon traten gelegentliche Schauer in Hanoi auf. Die Reiseeinzelheiten konnten also, wie so oft, nicht vorausbestimmt werden.

Inzwischen gaben die vielen Stationen des sehr langsam fahrenden und eben darum gewählten Personenzugs zu einigen Beobachtungen Anlaß. Typische Tonkinesen wohnen noch überall am Rotfluß und dann im schmalen Rotflußtal. Letzteres beginnt um Yen Bay. Dort zeigen sich auch alsbald Teeplantagen und Brandfelder an den Hängen. Der Rotfluß ist hier noch röter als bei Hanoi, wo schon der Schwarzfluß trübt. Gleichmäßig und gerade zieht die Bahn die tektonische Bruchlinie dicht am Fluß entlang hinauf. Das ist eine alte Völkerstraße, eine prädestinierte Sickerlinie. Oben in den kahlen yünnanesischen Höhen ist der Raum eng, unten im Delta liegt ein Widerstandsblock dicht beieinander siedelnder Menschenmassen. Obertonking ist also ein anthropodynamisches Stauungsgebiet. Schon treten hier und da Man (Yao) auf, die im unteren Rotflußtal besonders zahlreich wohnen. Dann sind Streckenarbeiter ganz anderer Rasse zu bemerken: braune nagide Ka, wohl Ka Mu und Ka Teng. Erst gegen Ende der Reise sind auch Taidörfer zu sehen. Am Abend wird Laokay erreicht.

Dieses Laokay ist ein ganz kleines und häßliches annamitisch-chinesisches Grenzstädtchen mit einem sehr wenig einladenden, äußerst verwahrlosten und schmutzigen Europäerhotel und unzähligen Apotheken. Dabei hat dieses, man kann wirklich nicht anders sagen, Nest Geschichte. Es war immer ein Knotenpunkt an der Grenze des yünnanesischen und annamitischen Interessengebietes. Geographisch ist das leicht zu verstehen. Denn hier, dicht neben einem



Abb. 71. Die Basarstraße in Laokay
(phot. v. E.)

letzten über 3000 m hohen Bergrücken, der noch zu den yünnanischen Massivs gerechnet werden mag, beginnt die Niederzone der Berge, die nach Delta und See überleitet. Daher besaßen auch hier in dem ersten, wenn auch nur ganz schmalen Tieftal seit Jahrhunderten halbfreie Taifürstentümer ihren Mittelpunkt. Er ist allerdings viel zu klein, um sich zu einem immerhin historisch eindrucksvollen Königreich wie Luang Prabang auszuweiten. Aber er war doch für außerordentlich weitausgedehnte Länder der gegebene Mittelpunkt. Seit 1835 besitzt Laokay eine ziemlich stattliche kantonesische Kolonie. Trotzdem brachen auch hier 1868 Reste der Taiping, die gefürchteten Schwarzflaggen, ein und richteten ein schreckliches Blutbad an. 1881 ging hier die Trikolore hoch. Es mögen hier jetzt an je 3000 Chinesen und Annamiten leben, dazu etwa je 1000 Chinoisants und Tai, abgesehen von dem französischen Grenzposten mit seiner französisch-negerisch-annamitischen Garnison und den Tai und Tho der Garde Indigène, deren einsame Posten weit über die Gebirge entlang der chinesischen Grenze verstreut liegen. Die Basarstraße ist kurz und folgt dem Winkel zwischen Rotfluß und Nam-ti, über den die Brücke nach China hinüberführt. Auf der anderen Seite des Rotflusses liegen die europäischen Verwaltungsgebäude.

In der Résidence findet gerade ein Beamtenwechsel statt. Der junge Résident Adjoint, der inzwischen die Vertretung innehat und vom Oberresidenten in Hanoi von meinem Eintreffen unterrichtet war, sorgt rasch und geschickt, obwohl anscheinend gar nicht gern, für die notwendigen Informationen und Reisehilfen. Das war um so anerkennenswerter, als auch gleichzeitig eine Expedition der École Française d'Extrême Orient im Lande arbeitete, die ebenfalls Dolmetscher und Pferde brauchte. So verdanke ich mein Reitpferd der liebenswürdigen privaten Hilfswilligkeit eines französischen Beamten, dessen Namen ich leider auch später schriftlich nicht mehr in Erfahrung bringen konnte. Wie der neue Resident, Herr Gamichon, eintrifft, stellt er mir in sehr entgegenkommender Weise auch die Transportmittel der Residence zur Verfügung. Leider

ist das Wetter sehr schlecht. Es gießt, und die Luft ist drückend und mit Feuchtigkeit gesättigt. Die Weißen Tai, die in den westlichen Bergen leben, sind wirklich so gut wie unerreichbar geworden. Man kann Begleitern und Pferden eine solche Reise nicht mehr zumuten. Ein Dorf der Tho ist ganz in der Nähe und kann flüchtig besucht werden. Das Hauptinteresse aber wendet sich den Nhang zu, die nicht sehr weit von Laokay und noch in den Tälern leben. Allerdings sind auch die Wege zu ihnen aufgeweicht, die Wälder triefen, die Pfade sind schlüpfrig, die Reisfelder zu Sümpfen geworden, und tief hängen die Wolken über der qualmigen Landschaft. Dann soll es noch hinauf in die hohen Berge gehen, wo die schöne Autostraße nach dem Kurort von Tonking, nach Chapa, ein Vordringen erlaubt. Dort wohnen Man. Auch Chapa selbst kann kurz aufgesucht werden. Aber es ist angesichts der Witterung mit einiger Beschwer verbunden und der nette kleine Dolmetscher, der mich begleitet, ein tonkinesischer Sekretär des kaiserlich annamitischen Distriktchefs, hat allerlei Mühsal durchzumachen. Für mich selbst sind kaum drei Wochen vergangen, seit eine heftige Amöbenruhr und Malaria überwunden wurden, und diese drei Wochen lagen voller Reisen, Eindrücke und Untersuchungen. Schon vorher schloß sich Expedition an Expedition, und Rücksicht auf Krankheit, Müdigkeit, Nahrung und Unterkunft konnte nicht sonderlich viel und oft genommen werden. Jetzt sollte eigentlich die Rekonvaleszenz beginnen. Davon kann natürlich keine Rede sein, wenn es auch den Nerven nicht zusagt. Aber für Erholungen sind die noch einmal erkämpften, sehr bescheidenen und zäh gehüteten Devisen denn doch zu schade.

57. Bei Nhang und Tho

Um Laokay weisen die Täler noch verhältnismäßig breite Sohlen auf und geben genug Raum für Bewässerungsanlagen und Reisfelder. Hier leben Taistämme verschiedener Schattierungen. Erst weiter oben an flachen Hängen und Stufen oder in waldüberzogenen Hochtälern finden sich auch die kleinen Weiler der Yao oder Man — der Gehörnten, der Roten oder der Hellen Man. Abermals höher und besonders im Gebiet der ragenden Aiguilles oder drüben am Westmassiv hausen auch die Miao. Es ist das Bild der schon wiederholt beobachteten und wohlbekannten Schichtung der Völker im nördlichen Indochina.

Die Untersuchungen sollen bei einer Taigruppe, bei den Nhang (spr. Nyang), beginnen. Sie haben ihr Zentrum um Laokay, ihre nächsten Verwandten, die Nung, um Cao Bang. Beide bilden wohl ein und dasselbe Volk. Ihre Dörfer Ban Ban und Ban Khouang liegen einige 15 km nordwestlich der Stadt. Eine beträchtliche Strecke Weges kann auf einer gut gehaltenen „Piste" zurückgelegt werden, dann stehen Pferde bereit. Der Ritt führt über glitschige und morastige Reisfelder. Rutscht das Pferd vom schmalen Rain, so steht es fast bis zum Bauch in schwarzem Schlamm — und scheut. Die Leute werden die Bestellung der Felder wohl in den nächsten Tagen beginnen.

Der Ritt gibt Zeit, an ihre Geschichte zu denken. Das Zentrum der Nhang liegt drüben in Kuang-shi, dessen ganzen Westen sie füllen, dazu noch einen guten Teil des südöstlichen Yünnan. Die Chinesen nennen sie Sha^1-jen^2 (Sandmenschen), die Laoten Yang, sie selbst sich Yai (Giai). Aus ihrem Stamm entsproß der große Tri-Cao, der deshalb Nung-Tri-Cao genannt wurde und ein Jahr lang Kaiser von Kanton war, bis ihn der alte Taihader stürzte und seine Familie in Käfigen nach Peking geschleppt wurde. Hungersnöte im 16. Jahrhundert waren der erste Anstoß zu ihrer Ausbreitung. Jetzt mögen noch an



Abb. 72. Europiformer Nhangtypus
(phot. v. E.)

10 000 Nhang und 80 000 Nung (also Leute des Westflügels und Ostflügels des gleichen Volkes) auf indochinesischem Gebiet leben. Sie sind meist friedlich eingewandert, haben den älteren Tai Reisland und Ödland abgekauft, treiben gelegentlich auch ein wenig Handel. Einige machten allerdings auch gemeinsame Sache mit den aufständischen Gelbflaggen und Schwarzflaggen und haben damals Teile der Tho expropriiert. Sie gelten als friedliche, energische und kräftige Leute.

Zwischen Bambusgebüsch tauchen nach kaum einer halben Stunde die Hütten des ersten Dorfes auf. Dicht beieinander stehen sie auf wurtenartigen Erhöhungen oder niedrigen Spornen, wo der Boden felsig ist und sich für Reisbau nicht eignet. Die Hütten selbst sind wieder auf Steinsockeln gebaut, also wie in China, aber sie stehen einzeln, und die Wände sind aus Bambus gefertigt, wie bei den Lao und den Annamiten. In dem jahreszeitlichen Kot zwischen den Ställen und Häusern wimmelt es von Hunden, Hühnern und Schweinen. Dichte und zahlreiche Bambuszäune umhegen die einzelnen Hausgruppen, tief neigt sich das regenschwere, hohe Riesenbambusgebüsch über die Strohdächer. Das Innere zeigt drei oder vier Räume. Gegenüber vom Eingang steht der große Hausaltar für den Ahnenkult, neben dem aber auch vielerlei Geräte, Löffel, Stäbchen, Opfer und Papier für den Geisterglauben, für die Phi, zu sehen sind. Neben guten und schlechten Geistern werden auch Ortsgeister ver-



Abb. 73. Eine Gruppe sinider und sino-palämongolider Nhang
(phot. v. E.)



Abb. 74. Sino-palämongolide Nhangfrau mit Schröpfmarken
(phot. v. E.)

ehrt, denen geheime Feste gegeben werden, bei denen sich altlaotischer und neuchinesischer Glaube miteinander verschmelzen. Wie in Hausbau und Glauben, so finden sich auch im Mobiliar die Beziehungen zu beiden Kulturkreisen. Neben dem Laohocker stehen die chinesischen Glückstafeln, neben den Laokörbchen liegen die chinesischen Löffel. Männer wie Frauen tragen eine Kleidung, die in erster Linie der chinesischen Mode entlehnt ist: die oben mit hohem Stoffkragen geschlossene Jacke mit Stofflösen und Stoffknöpfen, die bei den Männern vorn, bei den Frauen seitlich geschlossen wird. Natürlich finden sich bei den Männern auch die bequemen weiten Chinesenhosen, während die Frauen gefältete Röcke tragen, dazu große Silberringe um den Hals und kleine Goldringe im Ohr.

Im Typus fallen besonders bei den Kindern ausgesprochen sinide Merkmale auf. Bei den Erwachsenen findet oft ein Formwechsel statt. Denn hier erscheinen die Frauen besonders stark palämongolid, während die Männer neben mittelsiniden Gesichtern gar nicht selten auch europiforme Merkmale aufweisen. Das scheinbare rassische Auseinanderfallen der Geschlechter erklärt sich wohl dadurch, daß der palämongolide Grundtypus stärker bei den weiblichen Konstitutionsmerkmalen, der sino-europiforme mehr mit den männlichen Hand in Hand geht. Unter den Europiformen finden sich nicht selten ziemlich schmale und richtig hakige Nasen, dazu große Augen ohne jede Mongolenfalte. Ganz allgemein sind die Lippen dünner als bei den Annamiten. Die Haut zeigt ein bräunliches Gelb.

Das anthropologische Bild ist also recht deutlich. Schon nach dem ersten Besuch schrieb ich am späten Abend in dem häßlichen Laokayer Gasthaus nieder: „Es handelt sich also bei den Nhang um eine Übergangsgruppe zwischen palämongoliden Lao und mittelsiniden Alt-Chinesen, wie bei den Tho um eine Übergangsgruppe zwischen palämongoliden Lao und südsiniden Tonkinesen." Damit ergibt sich, was rassentypologisch wie rassenhistorisch wichtig ist, ein Block rassisch sinisierter und mindestens ursprünglich stärker palämongolider Tai, der sich zwischen Miao im chinesischen Norden, Südchinesen im Osten und Lolo im Westen schiebt. Wir können dabei vermutlich voraussetzen, daß



Abb. 73. Frauen der Weißen und Schwarzen Tai
(Coll. v. E.)

der Typus der Yang, d. h. also der Nhang und Nung von Kuang-shi, dem der untersuchten Leute gleicht. Die sinide Überschichtung weist in jedem Falle eindeutig nach Nordosten, die palämongolide Unterlage nach Südwesten — das ist die altbekannte Stromrichtung. Das nördlich anschließende Miao-Konglomerat zeigt dagegen überwiegend mittelsinide Züge, die sich auch bei den Nhang finden, dazu aber auch die europiforme Komponente, die sie ebenfalls aufweisen. Doch fehlt bei den Nhang ein tungider Einschlag völlig. Dafür findet sich aber manches südsinide Merkmal. Das leitet schon zu den Tho über, ihren Nachbarn im Süden, die ihrerseits wieder den somatischen Übergang zu den südsiniden Tonkinesen bilden. Wie die Nhang mit dem von Osten hereingreifenden Sikianggebiet Tai unter chinesischen Einflüssen darstellen, so sind die Tho mit dem von Süden heraufgreifenden Klarflußtälern Tai mit tonkinesischer Überfremdung.

Die genannten Dörfer wurden mehrfach besucht und 41 Männer gemessen und photographiert. In Kok San, etwa 8 km westlich von Laokay, konnten die Beobachtungen dann noch ergänzt werden. Aber leider war es mir nicht vergönnt, unter den Tho oder ihren Verwandten, den Weißen Tai, ebenso zu arbeiten. Es war nur möglich, bald hier bald da einige Gruppen zu sehen, und es konnten auch nur wenige Individuen photographiert werden. Aber gerade von den Weißen Tai gibt es auch sonst schon gute Bilder. Ihr Typus ist offenbar recht einheitlich, er ist sogar unverkennbar. Sie zeigen ein feines Relief, in dem sich weder die Knödlung der Weddiden noch die geschwollene Polsterung der Annamiten findet. Das Gesicht der Tho wirkt zwar gegenüber palämongoliden Laotengesichtern schon verbreitert und verflacht, ist aber viel zarter und glatter als bei rein südsiniden Tonkinesen bzw. Tonkinesinnen. Beide Komponenten aber sind als solche gewiß vertreten bzw. vertreten gewesen. Denn ihre Mischung in unbekannten Prozentsätzen hat mit der Aufsplitterung der ursprünglichen Gene und vermutlich dem Einsetzen neuer Mutationen einen eigenen einheitlichen und sehr kennzeichnenden Typus geformt, einen der vielen so deutlichen Stammestypen Indochinas. Die Gestalten sind mittelgroß, die Gesichter glatt und hellgelb-braun, die Lippen besonders fein geformt. Gering ausgeprägt ist die Mongolenfalte, gering auch die Vor-

schiebung der Backenknochen, die Nase ist sogar leicht erhoben. Eine sehr mäßige Prognathie dürfte nicht fehlen. Die Stirn zeigt — besonders natürlich bei den Frauen — eine ziemlich starke Wölbung, fast eine front bombé. Aber diese findet sich, wenn auch in leicht anderer Form, nämlich breiter und schwerer, in Tonking.



Abb. 76.
Ein Tho-Mädchen
(phot. v. E.)

Der Typus der Tho ist also nicht unsympathisch, die Frauen sind sogar oft ausgesprochen hübsch. Sie sind auch besonders graziös und elegant in den Bewegungen. Aber da ihnen von früh auf viel Arbeit, ja die Hauptarbeit in Hof und Hütte zufällt, altern sie rasch. Ihre Kleidung ähnelt der annamitischen, zeigt aber sehr geschmackvolle Stammesunterschiede, von denen deren Namen genommen sind. Die Häuser sind typisch laotische Pfahlbauten. Natürlich ist auch die Sprache im wesentlichen eine Taisprache, aber nicht nur Syntax, sondern wohl rund ein Drittel der Worte und besonders die Kulturworte sind annamitischer Herkunft. Das alles, das sprachliche, das kulturelle, wie auch das historische und typologische Moment umreißen also die Stellung der Weißen Tai nicht minder klar wie die der Nhang.

Leider sind die Tho, obwohl vergnügt und freundlich, ja oft geradezu gefällig, auch wie die meisten Tai sehr arbeitsscheu. Sie gelten auch als heimattreu, gutgläubig, sehr materialistisch und wenig moralisch. Sie sind keineswegs unintelligent, aber ihre fürchterliche Faulheit verhindert jedes Vorwärtskommen. Nur das Nötigste wird auf den Feldern gearbeitet. Gern verkaufen sie Land an Neusiedler. Überall, bis weit nach Kuang-shi hinein leben sie an der Grenze von Südsiniden, und zwar jeweils dort, wo die Täler von Süden heraufgreifen. Mit annamitischen Festen verbinden sie annamitisch-chinesischen Ahnenkult, aber natürlich fehlen auch bei ihnen die Phi nicht. In Deltanähe gehen die Tho schon langsam in den Tonkinesen auf, sind gewissermaßen eine Vorstufe von ihnen, wie im Süden die Muong. Es fehlen allerdings die bei den letzteren schon erwähnten weddiden Züge. Man wird Tho und Muong niemals verwechseln können. Vor den Siniden weichen die Tho deutlich zurück. Den sinisierten Tai, wie etwa die Nhang, überlassen sie Land und Mühen. Man sieht also auch hier deutlich das zwar langsame aber durchaus aktive Vorgreifen eines stärker mittelsiniden Taiflügels gegen einen mehr südsiniden Taiflügel und damit auch hier wieder das lebendige Fließen der Hominidengruppen Ostasiens von Nordosten nach Südwesten, vom siniden zum letztlich weddo-europiden Pol. Das hat Jahrtausende gedauert und hält auch heute noch an.

58. Zu den kurzgehörnten Yao

An den Besuch der obertonkinesischen Talvölker schließt sich ein kurzer Abstecher hinauf in die westlichen Hochgebirge und zu den dortigen Man und



Abb. 77. Dorfälteste der Nhang und Man

(phot. v. E.)

Miao. Bei Kilometer 13 der steil aufsteigenden Autostraße von Laokay nach dem etwa 1900 m hoch gelegenen Chapa, dem jungen Kurort von Tonking, warten zwei „Notable". Der eine ist ein Chef der Nhang und gleichzeitig Vorsteher des Bezirks, der andere der Älteste der Mansiedlung, die besucht werden soll. Nhang kamen mit den Pavillons noirs auch in diese Vorberge hinauf und eigneten sich Land an, weiter oben leben nur Man und Miao. Der typologische Vergleich der beiden Männer ist schlagend: Hier ein bis ins Europiforme hinüberspielendes palämongolides, dort ein ausgesprochen sinides Gesicht. Der Alte führt uns, nämlich den Sekretär und mich, einen glitschigen schmalen Saumpfad zwischen dichtem Wald und Bambusgehölz empor, der sich an den weiten Hängen bis zu dem kuppigen Sporn entlangzieht, an dessen Abdachungen die verstreuten großen Hütten der Man liegen. Das Wetter ist dunkel, naß und nieselig. Wir stapfen noch über leere Maisfelder, die den Man ihre Hauptnahrung liefern, dann ist die erste Hütte erreicht.

Es sind Man Coc, Hörner-Man, oder auch Man^{2}-Da^{4}-Ban^{3}, Großbretterman, die hier wohnen. Sie nennen sich selbst Kim-mien oder Yao, aber ihre üblichen Namen geben das wieder, was ihren beiden benachbarten Hochkulturvölkern, den Annamiten und Chinesen, am meisten auffiel: der mächtige Kopfputz der Frauen und der solide Hausbau. Genauer gesagt, gehören sie zur Untergruppe der kurzgehörnten Man. Aber alltags ist der riesige baldachinartige Festputz nicht zu sehen, und die Frauen treten in dick gewickelten roten Turbanen an. Der erste Blick zeigt, daß es sich um eine vorwiegend südsinide Gruppe von Leuten handelt. Sie leben im Gegensatz zu den Nhang schon lange hier, vielleicht schon seit dem 13. Jahrhundert, wo die großen Man-Bewegungen aus Kwang-hsi eingesetzt haben sollen. Dabei hat es sich immer um ein ganz langsames und friedliches Einsickern gehandelt. Dorf um Dorf siedelte im Lauf von Jahrhunderten im hochgelegenen Niemandsland mit Weiler um Weiler vor, und die Tai im Tal blieben unbehelligt. Da waren die Miao oft viel rücksichtsloser vorgegangen als diese ihre, wie sie sagen, „älteren Brüder", die Man, die sie trotz der verwandtschaftlichen Bezeichnung nicht mögen. Die beiden Gruppen meiden oder hecheln sich, aber bei keiner hat das auch nur



Abb. 78. Vergnügte Man-Mädchen
(phot. v. E.)

zu einer Andeutung von Nationalgefühl geführt. Noch sind die Bergräume weit, noch die einzelnen Siedlungsgruppen unabhängig und selbstherrlich, ohne daß dies Gefahr brächte.

Ein Guß schickt mich in die nächstgelegene Hütte. In der Tat, hier finden sich solide Balken. Aber außer den beiden schmalseitigen Eingängen gibt es keine Lichtquelle, und es ist stockdunkel. Das Haus ruht zur Hälfte auf einem Steinsockel, zur anderen stützt es sich auf Pfähle. Das ist bei allen hanggelegenen Häusern zu beobachten. Hinter der Traufe am überkragenden Strohdach stehen einige Männer, die Frauen zwängen sich hinein und heraus, Kinder springen vergnügt herum. Fast alle sind gut südsinid. Die Beobachtungen in Nordsiam und Laos bestätigen sich vollauf. Die Man sind deutlich kleiner als die Miao, schmale europiforme Gesichter fehlen überhaupt, Palämongolides ist gering vertreten, und auch das mittelsinide Element tritt weit gegen die weichen breiten Züge der Südsiniden zurück. Die kleinen kurzbeinigen und doch sehr grazilen Frauen erscheinen behende und agil. Das mongolide Vorquellen der Augen ist deutlich, sogar stärker als bei Tonkinesen, und auch die Mongolenfalte oft noch mehr ausgeprägt. Die Nase erweist sich als kuppig, niedrig und nüstrig, die Lippen sind dick aber fein konturiert, beides wie bei den Tonkinesen. Die Man haben auch wenig Körperhaar und zeigen merklichen Gelbton der Haut. Anfangs sind die Frauen und Kinder noch scheu und mißtrauisch. Aber besonders die jüngeren überwinden das sehr bald und bestätigen ihren Ruf der Zutraulichkeit. Sie stecken voller Lustigkeit und Schabernack. Manche älteren Frauen aber bleiben mißtrauisch und muffig, und es scheint, daß das Alter bei den Man einen stärkeren Stimmungswechsel bedingt, als man das von anderen Völkern kennt.

Wir suchen dann das Haus des Ältesten hoch oben am Hang auf. Der Empfang ist sehr freundlich. Gern werden die kleinen Seitenkammern, Schlafräume für die Familienmitglieder, geöffnet, gern das Inventar des großen Hauptraums gezeigt. An den beiden Mittelpfosten hängen alte Flinten mit gebogenen Kolben, schön patinierte Kürbiskalabassen und Pulverhörner, Stöcke, Fallen und Fadenbündel. Tische und Pritschen stehen auf gestampfter

Erde. An der Herdstelle, die einfach aus einigen großen Kloben wie bei den Miao besteht, hockt eine alte Frau und stickt an dem sehr feinen roten Brustlatz und den Quasten eines Gewandes. Sie läßt sich nicht im geringsten dadurch stören, daß sie ein großes schwarzes Schwein grunzend anstößt. Es will Futter aus dem bauchigen Kessel, der an der Seite des Raumes auf breitem Lehmsockel steht. Daneben liegen Haufen von Ackergerät und Geschirr für Pferde, auch Bambusgefäße, chinesisches Eßgerät, Kiepen, Worfeln und Körbe. Große Tonkübel halte ich anfangs für Maisbehälter. Man zeigt mir lachend, daß sie Alkohol enthalten. Geräte zum Destillieren stehen neben dem Kessel. Die lange chinesische Wasserpfeife mit winzigem Kopf, Tabakbeutel und Opiumnadeln weisen auf weitere Genüsse. Am Hausaltar glimmen ein paar Räucherstäbchen. Diese Leute führen ein glückliches Leben. Sie machen es sich nicht selbst schwer wie manche andere Halbkulturvölker.

Noch können einige weitere strohgedeckte Hütten angesehen werden, die teils auch geflochtene Bambusverkleidung zeigen. Dann führt ein anderer Pfad wieder zur Straße hinüber, und ein Transportauto bringt uns nach Chapa hinauf. Das ist ein hübscher, gepflegter und kalter Höhenkurort, der aussieht wie alle diese Höhenkurorte im Osten, ob sie nun Baguio oder Nurelia, Ooty oder Simla heißen. Auch Chapa ist, wie etwa Baguio oder Ooty, mitten in Eingeborenengebiet hineingesetzt, und daher laufen auf den Basaren zwischen tonkinesischen Verkäufern auch zahlreiche Man und Miao herum. Sie sind sehr unzugänglich. Hier hat der Einfluß des Kulturkontaktes schon nachteilige Wirkungen gezeitigt. Wie sich die Straße wieder bei rascher Rückfahrt abwärts windet, wird mein Sekretär von der Bergkrankheit erfaßt. Er stammt aus Nam Dinh und war noch nie auf Bergen gewesen. Es geht ihm jämmerlich, und er verwünscht Berge, Bergfahrten, Miao und Höhenklima. Ich denke daran, wie umgekehrt die Miao, aber auch ebenso Toda, Palaung oder Igorroten, ihrerseits die Ebenen verwünschen, wo es schwül, fiebrig und „ungesund" ist. So schichten sich die Völker.

59. Die beiden Kontaktbögen von Obertonking

Nach allem, was beobachtet wurde, ist es jetzt nicht mehr schwer, die Rassentypologie und Rassengeschichte von Obertonking in ihren groben Umrissen mit einigen knappen Linien zu umreißen.

Es gibt hier im Grunde genommen nur zwei rassische Gegenspieler, die Siniden und die Palämongoliden. Der nordöstlich gelagerte sinide Pol ist der aktive, der südwestlich gelagerte palämongolide der passive. Sogenannte historische aber letztlich rein wirtschaftliche Abläufe bestimmen die Dynamik, die räumlichen Gegebenheiten deren Einzelheiten und Wirkungsradius. Der sinide Pol schickt seine Dynamik in zwei aktiven rassischen Strömen gegen die palämongolide Resistenz vor: den älteren südsiniden Strom, der an die annamitische Kultur und neuerdings an die Man-Gruppen gebunden ist, und den jüngeren mittelsiniden Strom, der an eine sinisierte Taikultur gebunden ist. Der passive Pol hat sein Zentrum in der heutigen Laokultur. Im Grunde genommen ist das ganze in Frage stehende Gebiet mindestens in kultureller Hinsicht ursprüngliche Domäne von Taieinflüssen. Aber die rassenhistorische Dynamik hat oft zu einem völligen Auseinanderklaffen von Kultur und Rasse und zu neuen

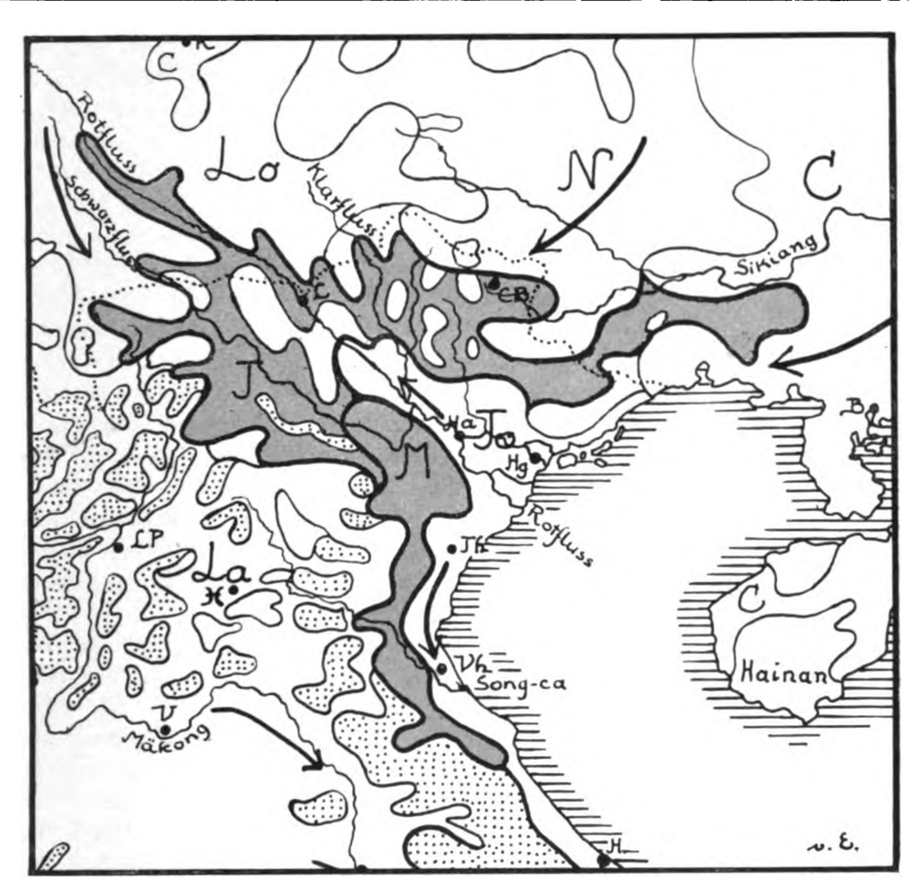


Abb. 79. Schematische Karte der Stämme von Obertonking zwischen Südsiniden (T = Tonkinesen) und Palämongoliden (La = Laoten) (Unter Anlehnung an de la Jonquière, Maspéro, Taboulet u. a.)

Beachte 1. den Druck der Siniden mit C (Chinesen) und N (Nhang-Nung) gegen den nördlichen Kontaktbogen (Areal mit Raster), sowie
2. seine Durchsetzung mit jüngeren Siniden im Norden und sein Überspringen im Süden durch die Chinoisants (= Man und Miao),
3. das Vorschieben des nördlichen Kontaktbogens (T = Tai und Tho) gegen die Lolo (Lo) und des südlichen Kontaktbogens (M = Muong) gegen die Ka,
4. die Zersetzung der Ka (gepunktete Areale) durch die Laoten und
5. die Rolle der Flußtäler für die Siniden und Palämongoliden und der Berge für Ka und Chinoisants.

Die punktierte Linie gibt die chinesische Grenze an.

Abkürzungen von Städtenamen: B = Fort Bayard, CB = Cao Bang, H = Hué, H = Hanoi, Hg = Haiphong, K = Kunming, L = Laokay, LP = Luang Prabang, Th = Thanh-hoa, V = Vientiane, Vh = Vinh, X = Xieng Khouang

rassisch-kulturellen Ballungen und Aktionszentren geführt. Diese Unterzentren liegen für den mittelsiniden Typus in Kweitschao und für den südsiniden Typus in Kuangtung und Annam. Zwischen den drei typologischen Zentren der Mittelsiniden, Südsiniden und Palämongoliden sind dadurch Zwischenzonen entstanden, die von ganz bestimmten Stämmen getragen werden.

Um das vorwiegend südsinide tonkinesische Zentrum legt sich mit den Verästelungen des Klarflusses nach Norden und der Kleinhügelzone nach Westen der Bogen der Tho, Weißen und Schwarzen Tai und der Muong. Sie bilden

eine Reihe zunehmender Palämongolisierung. Um das vorwiegend mittelsinide Zentrum in den chinesischen Südprovinzen legt sich der über die Sikiangtäler vorgreifende Bogen der Nung, Nhang und Miao, die ihrerseits eine Stufenfolge immer stärkerer Sinisierung bilden. Zu ihnen treten die Man als rezenter Vorgriff aus dem südsiniden Ursprungsgebiet von Kwangtung. Sie sind also Nachfolger der Urtonkinesen, wie in den mittelsiniden Angriffslinien die Miao Nachfolger der Nhang und Nung sind. Nur sind diese letztgenannten stärker mittelsiniden Gruppen insgesamt rezenter, die mittelsiniden und ferneren Zuströme also jünger als die südsiniden und näheren. Das ist dynamisch leicht zu verstehen. Es bleiben nur noch die Lolo, deren Anthropologie zu Yünnan gehört, das noch besucht werden soll, und einige kleine Splitterstämme, die sich ohne weiteres in die Abschattierungen der Dynamik oder Typik des einen oder anderen der beiden Kontaktbögen eingliedern lassen. So genügt vorläufig wirklich das Herausarbeiten von nur zwei Kontaktbögen, die in ursprünglich palämongolides Gebiet hineingreifen, nämlich einem mittelsiniden von China und einem südsiniden aus Tonking her. Abwandlungen bieten die Höhenschichtung der Stämme, ihre Wanderungen und Umbildungen. Aber das betrifft Einzelheiten, die die großen und einfachen Linien der Typik und Dynamik nur in untergeordneter Weise beeinträchtigen.

Die verwirrende Fülle der vielartigen Stämme von Obertonking ist also nur scheinbar. Wir konnten sie auf einige Grundtatsachen zurückführen, womit ein Umriß, wenn man will, eine Arbeitshypothese gewonnen ist. Sie soll und wird das weitere Arbeiten erleichtern. Aber gelöst sind deshalb alle Probleme noch keineswegs. In den Einzelheiten des Überschneidens von Rasse und Typus sehen wir zwar dank einiger fleißiger französischer Arbeiten gewisse Ansätze, aber auch nicht mehr. Eine wissenschaftlich exakte rassendiagnostische Arbeit, die über die bloße Messerei hinauskommt, hat noch nirgends eingesetzt. Die Zeit des Eintreffens der Gruppen, die Art ihres biologischen und politischen Sichauseinandersetzens mit den älteren Vorbewohnern, die talweise und höhenschichtenweise Inbesitznahme des Landes geben noch viele Fragen auf. Vor allem aber ist das Ineinanderspiel der Rassentypen, Standortvarianten und Stammesharmonisierungen kaum erst in Andeutungen bekannt. Der rassendiagnostisch exakte Vergleich dieser drei wesentlichen Ursachenkreise würde auch wichtige Beiträge zu allgemeinbiologischen Fragen der menschlichen Typologie liefern können. Aber ganz klar wird man wohl erst sehen können, wenn auch das Rätsel der Mittelsiniden gelöst ist. Davon sind wir noch weit entfernt.

Die Karaimen in der russischen Judengesetzgebung

Von

Dr. jur. habil. *Reinhart Maurach*, Breslau

Die folgenden Ausführungen, ein erweiterter und systematisierter Auszug aus einer Schrift des Verf. über die Judenpolitik des russischen Reiches, verzichten bewußt darauf, einen Beitrag zu der umstrittenen Frage der Volkszugehörigkeit der Karaimen auf anthropologischer oder ethnologischer Grundlage zu liefern. Sie versuchen der Problemstellung — rassisch-nationale Scheidung der Karaimen von den Juden — auf normativ-soziologischem Wege näher zu kommen, indem sie die divergierende Politik des russischen Gesetzgebers gegenüber „Juden" und „Krimjuden" (Karaimen) untersuchen. Die russische Judengesetzgebung mit ihren Berichten, Motiven und Normen, die der Gesetzessammlung lückenlos inkorporiert sind, ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Soziologie des Ostjuden. Sie bietet auch für das zur Untersuchung stehende Gebiet reiches Quellenmaterial. Die so verschiedene Einstellung des russischen Gesetzgebers gegenüber Juden einerseits, Karaimen andrerseits, könnte, bei der bisherigen, im wesentlichen durch das ostjüdische Schrifttum suggerierten Betrachtungsweise, zu der Annahme verführen, daß auch auf diesem Gebiet der konfessionelle Maßstab auch Ratio der Gesetzgebung war: daß man mit anderen Worten den Juden beschränkte, weil dieser sich zum Talmud bekannte, und daß man den Karaimen anders behandelte, weil dieser jenes jüdische geistliche Zusatzgesetz verwarf. Die Analyse der russischen Judengesetzgebung lehrt jedoch das Gegenteil. Wir sind heute wohl schon so weit, erkennen zu können, daß die russische Judengesetzgebung insbesondere in ihrer Hochperiode unter Nikolai I (1825—1855) nicht ein Kampf gegen den religiösen Juden als solchen, sondern ein — notwendig zum Scheitern verurteiltes — Ringen um den Juden durch Repression der als schädlich erkannten Charaktereigenschaften gewesen ist. Im Rahmen der Rechtsvergleichung wollen auch die folgenden Ausführungen versuchen, zu dieser Erkenntnis beizutragen. Darüber hinaus soll — an Hand des eigentlichen, speziellen Materials über die Karaimen — der Nachweis angestrebt werden, daß nicht Talmudismus oder Antitalmudismus der Karaimen, sondern ihre soziologische, durch den Gesetzgeber als „nützlich" anerkannte Stellung innerhalb der umwohnenden Völker und Gruppen die karaimenbegünstigende Gesetzgebung des russischen Reiches gefördert hat.

Daß dieser normativ-soziologische Ausgangspunkt die Streitfrage auch nicht annähernd erschöpfend klären kann, ist eine Selbstverständlichkeit. Denn es bleibt nach dem Abschluß der auf das juristische beschränkten Untersuchung immer noch der Einwand offen, daß das verschiedene Bekenntnis der Karaimen und Juden auch ihre verschiedenartige soziologische Stellung verursacht, zum mindesten mit verursacht hat. Es scheint mir aber, als könnte dieser Einwand den Wert der rechtsgeschichtlichen Forschung auf diesem Gebiet nicht in Frage stellen. Denn zum mindesten werden sie dem Forscher die Wege ebnen helfen, der die Zusammenhänge zwischen Rasse und Religion zu klären bemüht ist. Das mit der vorliegenden Studie Erreichte und deren Grenzen sollen am Schlusse zusammengefaßt werden.

Ob über den Ursprung der Karaimen überhaupt jemals volle Aufklärung erreicht werden kann, ist überaus fraglich. Die wesentlichste und kulturell geschlossenste Gruppe der Karaimen, die der Krim-Karaimen, war schon vor dem Kriege infolge Inzucht und Zweikindersystem in schnellem Abnehmen begriffen. Daß die moderne bolschewistische Forschung an der Feststellung rassischer Wesensmerkmale der Karaimen irgendein Interesse nehmen könnte, ist mit Sicherheit zu verneinen. Die Erfahrungen moderner Forschung verstreichen also, was die Karaimen anbelangt, völlig ungenützt. Eine weitere Schwierigkeit bei der Ermittlung der Volkszugehörigkeit der Karaimen besteht darin, daß dieses Volk selbst seine jüdische Abstammung als Dogma hinstellt: sie seien noch vor der Zerstörung Jerusalems in die Krim eingewandert, und zwar als Juden. Ungeklärt ist auch der Zeitpunkt des Entstehens ihrer religiösen Sonderstellung: während die einen die Meinung vertreten, daß die karaimische Religion schon vor der Begründung des Christentums bestanden habe, verlegen andere diesen Zeitpunkt in das 8. Jahrhundert nach Christo; Urheber der Lehre der Karaimen (d. h. der „Lesenden", die nur das geschriebene Gesetz, nicht den ursprünglich ungeschriebenen Talmud, anerkennen), soll Anan ben-David gewesen sein. Zahlreiche andere Widersprüche treten hinzu, welche die Aufklärung der Zugehörigkeit der Karaimen erschweren: so die Tatsache, daß Schrift- und Umgangssprache der noch nicht russifizierten Karaimen der Krim das Tatarische ist, während der Gottesdienst hebräisch abgehalten wird.

Immerhin hat der jüdische Ursprung der Karaimen schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Zweifel erregt. Es besteht Einigkeit darüber, daß zum mindesten der physische Typ der sog. Krim-Karaimen mit dem ostjüdischen Typ nicht das geringste gemein hat. Es kommt hinzu — Verf. macht sich diese Feststellungen aus eigener Kenntnis zahlreicher krim-karaimischer Familien zu eigen —, daß das soziale Leben, Lebensauffassung und Charakter der Krim-Karaimen sich von denen der Krim-Juden derart diametral unterscheidet, daß ein unbefangener Beobachter die Möglichkeit rassischer Verwandtschaft zwischen beiden mindestens für sehr unwahrscheinlich hält. Vielleicht ist doch diejenige Version berechtigt, welche in den Karaimen die Nachkommen der Chasaren sieht.

Juden und Karaimen gerieten annähernd gleichzeitig unter das Szepter der russischen Monarchie. Den ersten überaus erheblichen Zuwachs an Juden brachte dem bis dahin nahezu judenreinen Reich die erste Teilung Polens (1772): anderthalb Jahrzehnte später, mit dem Abschluß des zweiten von Katharina geführten Türkenkrieges, wurden der Rest von Neurußland und die Krim dem Reich eingegliedert; in den Städten und Flecken der Halbinsel siedelten, streng getrennt vom jüdischen Element, die tatarisch sprechenden Karaimen. Ein weiterer, unbedeutenderer Zustrom an Karaimen erfolgte 1795, als im Verfolg der dritten Teilung der Rzecz Pospolita mit dem Wilnagebiet auch das von Karaimen durchsetzte Städtchen Troki im Westen der Stadt Wilna zu Rußland kam.

Der Eintritt der Karaimen in die russische Rechtsgeschichte hatte sich jedoch schon vor dem letztgenannten Ereignis vollzogen, wie auch in der Folge die kulturell höherstehenden, wohlhabenderen und selbstbewußteren Krim-Karaimen den Vorrang vor den Wilna-Karaimen behaupteten. Der Markstein der repressiven russischen Judenpolitik ist das Jahr 1791; hier begann nach einer

mit Wohlwollen, Unentschlossenheit und Unklarheit durchmischten Stellungnahme der russischen Regierung gegenüber dem ostjüdischen Element, anknüpfend an einzelne ungünstige Erfahrungen mit den in der Periode der Freizügigkeit nach Moskau eingedrungenen jüdischen Händlern, der Kurs der Rechtsbeschränkung, der bis 1804, d. h. bis zum Erlaß der ersten Judenordnung, zufälligen und systemlosen Charakter trug, dann aber immer ausgesprochener von der Losung „Besserung des jüdischen Charakters durch beschränkende Gesetzgebung zwecks Einfügung der Fremden" getragen wurde. Die erste dieser Einschränkungen — und zudem eine solche von außerordentlicher Tragweite — brachte der Ukas vom 23. Dezember 1791, der die Freizügigkeit der Juden zwischen den neuerworbenen Provinzen einerseits, dem Altreich andererseits aufhob und damit die berühmt gewordene jüdische Siedlungsgemarkung („Rayon"; „Tscherta jewreiskoi ossedlosti") begründete, jenen „schwarzen Gürtel" an der Westgrenze des Reiches, der von Kurland längs Düna und Dniepr bis zur Krim herunterlief und bis 1917, d. h. bis zum Ende des russischen Kaiserreiches, Reservoir und Limit des russischen Judentums gleichzeitig bildete.

Es scheint, als wenn die Krim-Karaimen (die Wilna-Karaimen kamen, wie wir sahen, erst drei Jahre später unter russische Oberhoheit) durch diese Freizügigkeitsbeschränkung nicht oder nur ganz unwesentlich betroffen worden wären. Daß der Ukas vom 23. Dezember 1791 rechtlich auch auf sie Anwendung fand, steht außer Zweifel, denn erst einige Jahre später, in größerer Klarheit sogar erst Jahrzehnte später, beginnt dem russischen Gesetzgeber auf Grund der Berichte der neurussischen bzw. taurischen Gouverneure die Möglichkeit einer Abgrenzung der Karaimen von den Juden aufzudämmern. Wenn sich daher die Karaimen durch diese Freizügigkeitsbeschränkung jetzt wie auch Jahrzehnte später materiell nicht betroffen fühlten, so lag dies daran, daß der für den annektierten polnisch-litauischen Juden so charakteristische „Drang nach Osten", das Bestreben, in die Handelsmetropolen des Altreiches einzuwandern, den seßhaften, finanziell im Durchschnitt wohl auch mehr gesicherten, saturierteren Karaimen der Krim fehlte. Sofern aber auch einzelne Vertreter dieser Gruppe das Bedürfnis nach einer Verlagerung ihrer wirtschaftlichen Betätigung aus der Enge der Krim heraus verspüren, so öffneten sich ihnen hierfür angesichts der lebhaften kolonisatorischen Tätigkeit der russischen Regierung in Neurußland günstige, zudem legale Möglichkeiten: kleine karaimische Kolonien entstanden schon bald in den Neugründungen Odessa, Cherson und Nikolajew.

Anlaß zu einer Aufrollung der Karaimenfrage, richtiger: Anlaß zur Unterrichtung der Regierung darüber, daß in der Krim der Volkssplitter der Karaimen lebte, bot dagegen der Ukas vom 23. Juni 1794, welcher der gesamten jüdischen Bevölkerung innerhalb des Reiches die gegenüber den christlichen Ständen doppelte Steuerpflicht auferlegte, ein Gesetz, dessen Hintergründe auch heute noch nicht als voll geklärt angesehen werden können: es ist ebensogut möglich, daß es sich bei dieser Maßnahme um ein (angesichts der Begründung des Ansiedlungsrayons allerdings verfehltes) typisches Repressivgesetz gegenüber den Juden handeln mochte, wie es auch nicht ausgeschlossen werden kann, daß die Doppelbesteuerung zur Bildung eines Subventionsfonds für die in Aussicht genommene jüdische Landansiedlung im Süden des Reiches dienen sollte. Wie dem auch sei: die Doppelbesteuerung der Juden wurde mit dem 1. Juli 1795

eingeführt und nun traten die Krim-Karaimen auf den Plan. Der Generalgouverner von Taurien, Graf Subow, erhielt eine Petition der Karaimen, welche die Bitte enthielt, gegenüber den „taurischen Juden, genannt Karaimen", von der Durchführung der doppelten Judensteuer abzusehen und diese „taurischen Juden, genannt Karaimen", überhaupt in jeder Beziehung mit der indigenen Bevölkerung gleichzustellen. Begründet war dieses Ersuchen damit, daß diese „taurischen Juden" den Talmud nicht anerkannten und deshalb keinerlei geistige oder administrative Gemeinschaft mit den in der Krim ansässigen talmudischen Juden, den sog. „Rabbinisten", pflegten. Dieses Gesuch wurde von Subow mit warmer Befürwortung weitergegeben, wobei kaum anzunehmen ist, daß es sich auf die Ausführungen der Karaimen beschränkte und nicht noch die Stellungnahme vertrauenswürdiger Vertreter anderer Gruppen oder Bekenntnisse einholte. Die gegenteilige Annahme würde wenigstens der äußersten Zurückhaltung der Behörden gegenüber jüdischen Wünschen und Anträgen in jener Zeit der aufkommenden Kursverschärfung nicht gerecht werden. In seinem Begleitbericht wies Subow darauf hin, daß die Karaimen sich tatsächlich geflissentlich von den „Rabbinisten" fernhielten und, obwohl gering an Zahl, in der gesamten bunt durcheinandergewürfelten Krimer Bevölkerung durchaus Ansehen genössen. Von der Existenz dieser „Sekte" war der Regierung bis dahin nichts bekannt gewesen. Man interessierte sich erst jetzt für ihr Bestehen und erfuhr, daß der Hauptteil der Karaimen, etwa 12 000 an der Zahl, in den Städten der Krim (vor allem Simferopol, Bachtschi-Sarai, Feodosia, Eupatoria) zerstreut sei und daß einzelne weitere Splitter in Neurußland lebten; ob man schon jetzt von der vor einem Jahr zu Rußland gekommenen geschlossenen Karaimengemeinde in Troki bei Wilna erfuhr, bleibt immerhin zweifelhaft.

Dem Gesuch der Karaimen wurde stattgegeben. Durch den Ukas vom 8. Juni 1795 (Volle Gesetzsammlung Bd. XXIII Nr. 17 340) wurde bestimmt, daß die doppelte Steuerpflicht für die „taurischen Juden, genannt Karaimen" nicht gelten sollte, daß diese vielmehr den allgemeinen, den entsprechenden Ständen der Kaufleute und Kleinbürger obliegenden Steuern unterworfen sein sollten; außerdem wurde Subow ermächtigt, den Karaimen nach seinem Ermessen auch andere Vorteile und Erleichterungen (gemeint: gegenüber den Juden) zu bewilligen, „jedoch mit dem Vorbehalt, daß in die geistlichen Gemeinden der Karaimen unter keinen Umständen diejenigen Juden eintreten dürften, die unter dem Namen ‚Rabbinisten' bekannt seien und bezüglich derer die geltenden (beschränkenden) Gesetze mit aller Genauigkeit auszuführen sind".

In den folgenden Jahren wird es in der russischen Gesetzgebung um die Karaimen still. Weder die Krim-Karaimen noch die Wilna-Karaimen werden in den Gesetzen erwähnt. Sogar derart wichtige Gesetze wie die im Jahre 1804 erlassene erste Judenordnung erwähnen die Karaimen mit keinem Worte. Daran knüpft sich notwendig die Frage, ob der Gesetzgeber die Karaimen einfach vergessen hat, ob er sie stillschweigend den Bestimmungen der Judenordnung von 1804 entziehen oder ebenso stillschweigend deren Vorschriften unterwerfen wollte. Die Entwicklung der nachfolgenden Gesetzgebung lehrt, daß die letzte Lesart als zutreffend angesehen werden muß. Die Karaimen wurden nach wie vor als Juden betrachtet, wenn auch als Juden besonderer Art, mit teilweise abweichendem Bekenntnis und von besonderer Lebensweise. Nach wie vor stand man daher auf dem Standpunkt, daß die Karaimen als Juden allen die Rechts-

verhältnisse der Juden regelnden Gesetzen unterworfen sein sollten, sofern der Gesetzgeber nicht selbst, wie z. B. im Falle der Doppelbesteuerung, Ausnahmen vorsah. Im übrigen waren ja keineswegs alle oder auch nur die Mehrzahl der in den folgenden Jahren ergehenden Judengesetze solche beschränkender Art, so daß schon aus diesem Grunde keine Veranlassung für die Karaimen bestand, sich in Erinnerung zu bringen. Umgekehrt betrafen viele der die Juden beschränkenden Gesetze die Karaimen einfach deshalb nicht, weil sich die Karaimen ganz überwiegend von den Gewerben fernhielten, denen die Juden oblagen und die Gegenstand repressiver oder verbietender gesetzgeberischer Regelung waren.

Ein kennzeichnendes Beispiel der letzteren Art bildet die Judenordnung von 1804. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Gesetz, welches die Rechtsverhältnisse aller im Reich lebenden Juden umfassend regelte, auch auf die Karaimen Anwendung finden sollte. Wenn dieses Gesetz von den Juden als drückend empfunden wurde, so lag das ganz überwiegend an zwei Tatsachen: einmal an der Wiederholung des schon 1791 eingeführten Freizügigkeitsverbotes zwischen „Tscherta" und Altreich, zweitens an den von der Regierung angekündigten Kampfmaßnahmen gegen das sog. Landjudentum, welches, über ein Drittel der jüdischen Gesamtbevölkerung umfassend, die Dörfer als Kneipwirte und ländliche Wucherer bevölkerte. An sich galten die insoweit vorgesehenen Repressionen (Verbot des jüdischen Branntweinhandels in den Dörfern und Aussiedlung der Landjuden aus den Dörfern in Städte und Flecken) auch gegenüber den Karaimen. Wenn diese dennoch keinerlei Anlaß hatten, sich über die Judenordnung zu beschweren, so lag das daran, daß der Karaim materiell nicht von ihr betroffen wurde. Die Freizügigkeit ins Altreich war, wie wir sahen, keineswegs der Wunschtraum des seßhaften Karaimen. Ebenso stand es mit dem ländlichen Schnapshandel. Der Krim-Karaim hatte hierzu, von einer etwaigen Neigung oder Abneigung ganz abgesehen, überhaupt keine Gelegenheit. Die Dörfer der Krim waren ganz überwiegend mit Tataren bevölkert, die als Objekt des Schnapsabsatzes infolge ihrer Religion ausschieden. In den wenigen griechischen und bulgarischen Siedlungen des Südens war das Terrain nicht viel günstiger: der Bauer baute seinen Wein selbst. Aber auch die russischen, mit Freibauern besetzten Dörfer boten dem Übel des ländlichen „Faktors" weit weniger Angriffsflächen als etwa die litauisch-weißrussischen Dörfer mit ihren leibeigenen „Seelen". Darüber hinaus zeigt aber die spätere Entwicklung der Gesetzgebung, daß die Karaimen selbst in den Fällen, in denen sie Möglichkeit und Gelegenheit zu der Entfaltung einer Tätigkeit dörflicher Kneipwirte und Wucherer hatten — dies gilt für die Wilna-Karaimen —, weit weniger Neigung hierzu entwickelten als die Juden, und, sofern sie Branntweinbrennerei und -ausschank betrieben, dies nicht mit der Auswucherung der Bevölkerung verbanden; andernfalls wäre ein Gesetz vom 11. Dezember 1850 (V.G.S. Bd. XXV, Nr. 24715) unverständlich gewesen, welches den Karaimen im Gegensatz zu dem jüdischen Element das Brennen und den Ausschank geistiger Getränke ausdrücklich erlaubte.

Die Existenz der — gegenüber dem Krim-Karaimen recht geringfügigen — Gruppe der Wilna-Karaimen ist dem Reichsgesetzgeber anscheinend erst im Jahre 1829 zum Bewußtsein gekommen, in einer Periode mithin, in der unter Nikolai I die repressive Politik in ihr entscheidendes Stadium getreten war.

Es ist bekannt, daß unter Nikolai die „Besserung des jüdischen Charakters“ durch Repression in besonders ausgeprägter Weise durch verschärfte Anwendung des Rekrutensystems gegenüber der jüdischen Bevölkerung versucht wurde, hoffte man doch, die Juden durch Trennung aus ihrem Milieu im Laufe der 25jährigen Dienstzeit zu vollwertigen Staatsbürgern ummodeln zu können. Das Rekrutenreglement enthält nun keinerlei Sonderbestimmungen für Karaimen, sondern spricht schlechthin immer nur von Juden. Das im Vorhergehenden gewonnene Ergebnis, daß Karaimen im Zweifel den für Juden geltenden Bestimmungen dann unterliegen sollten, wenn der Gesetzgeber für sie nicht abweichende Bestimmungen traf, muß jedoch zum Schluß führen, daß auch die Karaimen der Dienstpflicht im gleichen Umfange wie die „Rabbinisten“ unterlegen haben. Der Umstand, daß das Rekrutenreglement in seinen eingehenden Vorschriften über die Vereidigung der jüdischen Rekruten stets von „Rabbinern“ und „Synagogen“ spricht, von Institutionen also, die den Karaimen fremd waren, darf nicht zu der gegenteiligen Annahme verführen; vielmehr ist damit zu rechnen, daß der Urheber des Rekrutenreglements bei Abfassung des Gesetzes die wenigen, gegenüber den Hunderttausenden von Juden nicht ins Gewicht fallenden Karaimen einfach übersehen hat.

Im Jahre 1829 bringen sich die Wilna-Karaimen jedoch wieder in Erinnerung. Den Anlaß zu ihrem Hervortreten bot das vielumstrittene Wohnrecht der „Rąbbinisten“ im Städtchen Troki, dem Zentrum der westrussischen Karaimen. Durch Privileg des Königs von Polen Władysław IV vom Jahre 1646 war den Karaimen das Wohnrecht in Troki unter ausdrücklichem Ausschluß des Rechts der Juden, sich in Troki niederzulassen und dort Gewerbe auszuüben, gewährt worden. Dieses Privileg war in der Folge wiederholt, zuletzt kurz vor dem Ende der Rzecz Pospolita unter Stanislaus August im Jahre 1776, bestätigt worden. Nach dem Ende Polens hatten sich die Juden an die Bestimmungen der Privilegien nicht gekehrt, sondern hatten begonnen, in steigendem Maße nach Troki zuzuziehen, indem sie sich darauf beriefen, daß die Privilegien aus polnischer Zeit durch die Freizügigkeitsbestimmungen der inzwischen in den Westgebieten eingeführten russischen Gouvernements- und Städteordnung aufgehoben worden seien. Es mag an dieser Stelle erwähnt werden, daß der Fall Troki keineswegs der einzige geblieben ist, in dem die Fragen des Verhältnisses alter städtischer Privilegien („de non tolerandis judaeis“ und andere) zu den russischen Gesetzen eine Rolle gespielt hat: der nichtabreißende Streit über das Wohnrecht der Juden in Städten wie Kiew, Kamenietz-Podolsk, Wilna, Kowno und Riga (in allen diesen Fällen als Streit zwischen Christen und Juden) fußt auf dem Widerspruch zwischen städtischen Privilegien und den allgemeinen russischen Gesetzen.

Die Karaimenbevölkerung von Troki setzte sich gegenüber der jüdischen Invasion zur Wehr und richtete eine Eingabe an den Dirigierenden Senat in Petersburg, in der um Bestätigung der Ortsprivilegien und um Entfernung der Juden aus Troki gebeten wurde; diese beriefen sich in ihrer Gegenerklärung wiederum darauf, daß sie zum mindesten auf Grund der Judenordnung von 1804 in allen Städten des Ansiedlungsrayons Freizügigkeit genössen und daß sie seinerzeit mit ausdrücklicher Erlaubnis der Lokalbehörden zugezogen seien. Der Senat zog sich mit einer salomonischen, in Wahrheit nichtssagenden Entscheidung aus der Affäre. Er erklärte durch Ukas von 6. September 1829 (V.G.S.

Bd. IV, Nr. 3136), daß die Privilegien der Stadt Troki zwar rechtlich unanfechtbar seien, daß aber die Frage, ob die inzwischen zugezogenen „Rabbinisten" nun auszuweisen seien oder nicht, seine Zuständigkeit überschreite. Eine Entscheidung wurde in dieser Sache erst sechs Jahre später durch den Reichsrat erlassen; dieser pflichtete in seinem, vom Kaiser bestätigten Gutachten (gleich Gesetz im Sinne der russischen Terminologie) dem Standpunkt der Karaimen bei: die Privilegien der polnischen Könige seien so auszulegen, daß den Karaimen in Troki das ausschließliche Wohnrecht zustehe; die Juden, die nach Troki zugezogen seien, hätten die Stadt binnen bestimmter Karenzfristen zu verlassen (Gesetz vom 7. Januar 1835, V.G.S. Bd. X, Nr. 7733). Das Privilegium de non tolerandis judaeis war für Troki damit ohne Einschränkung anerkannt, die Trennungslinie zwischen Karaimen und „Rabbinisten" damit erstmalig mit aller Deutlichkeit gezogen.

Auch an anderer Stelle war die Frage des Wohnrechts um die gleiche Zeit aufgetaucht. Nach dem russisch-türkischen Kriege widmete die Regierung dem Ausbau der Schwarzmeerflotte erhöhte Aufmerksamkeit. Als Flottenstützpunkte und Arsenale kamen vor allem die Schwarzmeerhäfen Sebastopol und Nikolajew in Betracht, und auch hier wurde das Verfahren angewandt, welches die Regierung wie früher, so auch in der Folgezeit gegenüber dem jüdischen Element in befestigten oder militärisch besonders wichtigen Zonen zu beobachten pflegte: durch das Gesetz vom 10. Juni 1830 (V.G.S. Bd. V, Nr. 3703) wurde die Aussiedlung aller Juden aus den beiden Städten verfügt, gleichzeitig aber erklärt, daß diese Maßnahmen die Karaimen nicht beträfen, „denen es unbenommen sei, dort zu wohnen und auch Liegenschaften nach Maßgabe der bisherigen Gesetze zu erwerben und zu besitzen". Anscheinend hatte sich die Anerkennung der Krim-Karaimen als einer von den Juden zu scheidenden Gruppe schon stärker Bahn gebrochen, denn es bedurfte, um diese Ausnahme zu statuieren, nicht erst einer besonderen Demarche der Karaimen; vielmehr hatte der Bericht des Innenministers, der dem Gesetz zugrunde lag, schon von sich aus die Ausnahme zugunsten der Karaimen vorgesehen.

Das Jahr 1835 war für die jüdische Bevölkerung Rußlands von besonderer Bedeutung. Zu diesem Zeitpunkt hatte der seit 11 Jahren ununterbrochen tagende „Ausschuß zur Einrichtung der Juden" ein umfangreiches Gesetz fertiggestellt, welches nach Bestätigung durch den Reichsrat als sog. Zweite (und letzte) Judenordnung des Reiches in Kraft trat und die in den vorangegangenen dreißig Jahren vielfach durchlöcherte erste Judenordnung (von 1804) ablöste. An sich war die Zahl der in diesem Gesetz neu erlassenen jüdischen Beschränkungen nicht bedeutend, das Gesetz bildete insoweit mehr einen Ruhepunkt als einen Abschluß, und die bedeutendsten, zur Assimilierung erlassenen Kampfgesetze unter Nikolai I fallen erst in die spätere Regierungsperiode dieses Monarchen. Für die Karaimen ist dieses Gesetz aber deshalb von Belang, weil es im Gegensatz zu der Judenordnung von 1804 diese Volksgruppe erstmalig in ganz allgemeiner Form erwähnt. Art. 21 des Gesetzes bestimmte: „Karaimen, wo sich dieselben auch befinden, genießen die gleichen Rechte, wie sie dieses Gesetz den Juden einräumt; darüber hinaus aber auch noch diejenigen, die ihnen durch besondere Bestimmungen und Urkunden eingeräumt sind." Zu einer wesentlichen Klärung der Rechtslage hat diese Bestimmung allerdings nicht beigetragen. Zunächst konnte sich die Frage erheben, ob die

Karaimen nur die Rechte genießen sollten, die — etwa auf dem Gebiet der Agrarkolonisierung oder der Gewerbeförderung — den Juden eingeräumt waren, von den spezifischen jüdischen Rechtsbeschränkungen aber ausgenommen sein sollten; oder ob das Gesetz nicht vielmehr zum Ausdruck bringen wollte, daß die Karaimen den rechtlichen Status der Juden schlechthin teilen sollten, sofern nicht zu ihren Gunsten Sondergesetze ergangen waren. In der Tat ist diese letztere Alternative wohl die richtige, denn sonst wäre es nicht verständlich, daß die Gesetzgebung der folgenden Jahre die Lage der Karaimen im Vergleich zu der der „Rabbinisten" ständig erleichterte; diese Gesetze wären überflüssig gewesen, wenn der Gesetzgeber die Karaimen den Juden nur hinsichtlich der Rechte, nicht auch hinsichtlich der Pflichten gleichstellen wollte. Man wird daher die Rechtslage der Karaimen nach der zweiten Judenordnung ebenso zu beurteilen haben wie nach dem Gesetz von 1804, welches die Frage mit Stillschweigen überging: gleiche Rechtslage der Karaimen und Juden, sofern nicht für die ersteren ausdrückliche Vergünstigungen getroffen waren. Im übrigen gilt für die materielle Beurteilung der zweiten Judenordnung im Hinblick auf die Karaimen das gleiche wie für ihre Vorgängerin: das Gesetz war für die Karaimen — mit Ausnahme der Rekrutenlasten — praktisch deshalb nicht drückend, weil die Karaimen durchweg nur solchen Beschäftigungen und Gewerben oblagen, die vom Gesetzgeber als produktiv nützlich anerkannt, mithin nicht von Repressalien bedroht waren. Im übrigen hatte die Judenordnung von 1835 nur die geistlichen Angelegenheiten der Juden geregelt, der abweichenden geistlichen Verfassung der Karaimen mit keinem Worte gedacht: aus der Tatsache, daß zwei Jahre später ein besonderes Gesetz über die geistliche Verwaltung der Karaimen erging, kann gefolgert werden, daß dies kein auf Unkenntnis beruhendes Versehen des Gesetzgebers gewesen war, sondern daß er die Niederlegung besonderer Bestimmungen über die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten der Karaimen von vornherein ins Auge gefaßt hatte.

Dieses Gesetz, das am 3. März 1837 erging (V.G.S. Bd. VII, Nr. 9991), ist übrigens in mehr als einer Beziehung bemerkenswert. Es vermeidet, auf Anregung und nach den Vorschlägen der Krim-Karaimen erlassen und zunächst auch nur für diese geltend, jede Parallelität mit der Verfassung der mosaischen Bekenntnisangelegenheiten, strebt vielmehr eine Gleichstellung mit der Krimer mohamedanischen Religionsverfassung an. Haupt der in der Krim und in Odessa lebenden Karaimen ist in geistlicher Beziehung nach der Regelung dieses Gesetzes der Gaham, der seine Residenz in Eupatoria (Krim) hat und durch Vertreter aller karaimischen Gemeinden in Südrußland gewählt wird, wie er auch seine Besoldung aus Mitteln der vereinigten Gemeinden erhält. Geistliche Vorstände — und zugleich Priester — der einzelnen Gemeinden sind die sog. Gazzan, denen ein Schamasch als Verwalter der kirchlichen Vermögen zur Seite steht. Die Bethäuser selbst werden noch als Synagogen bezeichnet; erst in späteren Urkunden verliert sich diese Bezeichnung, die dem Wort Kenassa Platz macht. Wie in allen Bekenntnissen, erfolgt auch bei den Karaimen die Führung der Personenstandsakte durch den Gemeindegeistlichen (Gazzan) unter allgemeiner Aufsicht des Kirchenoberhauptes (Gaham); die Personenstandsfälle werden in den sog. Schnurbüchern eingetragen. Auch auf diesem nebensächlich scheinenden Gebiet ist der Unterschied, den der Gesetz-

geber zwischen der Führung der jüdischen und der karaimischen Metrikbücher zieht, auffallend. Es ist bekannt — sogar die jüdische Geschichtsschreibung stellt dies nicht in Abrede —, in wie hohem Maße die geistliche Autonomie auf dem Gebiet des Personenstandswesens durch die Rabbiner mißbraucht worden ist, um Falscheintragungen vorzunehmen, und zwar in allen Fällen mit dem Ziel, den Bestand der jüdischen Gemeinden möglichst niedrig erscheinen zu lassen. So wurden um 1818 in Weißrußland Registerfälschungen aufgedeckt, die Zehntausende von lebenden Juden einfach unterdrückt hatten. Das Interesse der jüdischen Gemeinden (Kahale) an der Verschleierung des wahren Bevölkerungsstandes war ein doppeltes: sowohl die Zahl der zu stellenden Rekruten als auch die Höhe der von den Kahalen abzuliefernden Kopfsteuern errechnete sich nach der Bevölkerungszahl, wie sie in den Standesregistern ausgewiesen war, und tatsächlich steht nahezu die gesamte russische Judenpolitik im Zeichen eines verzweifelten, angesichts der Käuflichkeit der Behörden letztlich doch fruchtlosen Kampfes gegen die Seelenverheimlichung von jüdischer Seite. Zeugen dafür sind die unendlich zahlreichen Gesetze, die eingehende Vorschriften zur Sicherung einer den Tatsachen entsprechenden Registerführung und umfangreiche Strafandrohungen gegen die Fälschung der Register durch die Rabbiner und andere Amtspersonen enthalten. Im Gegensatz dazu fällt die summarische Ausdrucksweise des Gesetzes von 1837 auf, welches dem Gaham lediglich die Verantwortung für die Führung der Metrikbücher überträgt — ein Beweis dafür, daß die für die westrussischen Juden charakteristischen Schliche und Kniffe bei den karaimischen Gemeinden nicht vorkamen.

Die Gesetzgebung der folgenden Jahre steht im Zeichen fortwährender Lockerungen der für die Juden erlassenen Vorschriften gegenüber den Karaimen, eine Strömung, die doppelt beachtlich ist, wenn man berücksichtigt, daß mit dem Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts die repressive Politik gegenüber den „Rabbinisten" ihren Höhepunkt erreichte. Schon seit dem Gesetzbuch des Zaren Alexei Michailowitsch im 17. Jahrhundert war es Juden verboten gewesen, christliches Hauspersonal zu halten, und dieses Verbot war in den folgenden Perioden stets erneuert worden. Ebenso war auf Grund der bisherigen Gesetze ausländischen Juden die Einreise in das Reich grundsätzlich untersagt, wie diese auch keine Anträge auf Aufnahme in den russischen Untertanenverband zu stellen berechtigt waren. Das Gesetz vom 10. Dezember 1839 (V.G.S. Bd. XIV, Nr. 12963) brachte nun auf diesen Gebieten eine abweichende Regelung zugunsten der Karaimen. Diesen wurde — und zwar sowohl im Gouvernement Taurien, ihrem Hauptansässigkeitsgebiet, als auch im gesamten übrigen Reich — die Haltung von christlichem Hauspersonal ausnahmslos gestattet, ferner wurden gegenüber ausländischen Karaimen jegliche Einreisebeschränkungen beseitigt und ihnen auch die Bewerbung um die (großzügig gehandhabte) Aufnahme in die russische Untertanschaft gestattet. Ein weiteres Gesetz (vom 31. Dezember 1843, V.G.S. Bd. XVIII, Nr. 17328) glich die ständische Stellung der Karaimen praktisch der der Stammeinwohner an. Bisher hatten Juden und Karaimen nahezu ausnahmslos den für sie nach der ständisch-beruflichen Einteilung in Betracht kommenden Ständen der Kaufleute und Kleinbürger angehört. Für die Standesänderung, insbesondere für den Übertritt in den sozial höherstehenden Stand der Ehrenbürger, hatten für Juden (und implizite damit für Karaimen) gegenüber der Stammbevölkerung

erschwerte Voraussetzungen gegolten, indem diese Standeserhöhung nur per rescriptum principis auf Grund besonderer, in jedem einzelnen Falle nachzuweisender öffentlicher Verdienste bewilligt werden konnte. Die Karaimen hatten nun in einer Petition um Beseitigung dieser Ausnahmebehandlung und um Angleichung an die nichtjüdischen Stammeinwohner gebeten. Das Gesetz gab dem statt, indem es in einer ausführlichen Begründung darauf hinwies, daß die Karaimen sich nicht nur nach ihrem Glauben, sondern auch nach ihrer Lebensweise erheblich von den rabbinistischen Juden unterschieden, und daß der Gesetzgeber auch in seinen bisherigen Akten den Unterschied zwischen dem rechtlichen Status der Karaimen und Juden scharf betont habe, so daß es unbillig erscheinen müsse, die auch sonst gegenüber den Juden bevorrechtigten Karaimen von dieser Vergünstigung auszuschließen. Damit war den Karaimen, die die sonstigen hierzu erforderlichen Bedingungen (in der Hauptsache Bildungszensus) erfüllten, der Übergang in den Stand der Ehrenbürger freigegeben, ohne daß es erst des Nachweises „besonderer Verdienste" bedurfte.

Das Jahr 1844 brachte den — nominell — entscheidenden Schlag gegen das Judentum, indem dessen Verbände, die sog. Kahale, beseitigt, und die Juden — wenn auch mit gewissen, durch Sondersteuer und erhöhte Rekrutierung bedingten Ausnahmen — der allgemeinen Verwaltung unterstellt wurden. Auch hier war für die Karaimen (§ 1 Anm.) eine Sonderbehandlung vorgesehen: die gemeindliche Verfassung der Karaimen wurde nicht angetastet; zweifellos auch nur aus dem Grunde, weil die karaimischen Gemeindeverbände nicht jene demoralisierenden illegalen Funktionen ausübten, wie sie hinsichtlich der jüdischen Kahale durch die Geschichtsforschung — nicht zuletzt auf Grund jüdischer Zugeständnisse (vgl. auch das ins Deutsche übersetzte „Buch vom Kahal" von Brafmann, deutsch herausgegeben von Passarge 1927) — einwandfrei festgestellt worden sind. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß die Sonderbehandlung der Karaimen gegenüber den Juden, insbesondere der Fortfall der besonderen Besteuerung (Doppelsteuer, dann Korobka-Steuer) die Möglichkeit einer solchen illegalen Betätigung der Gemeinden der Karaimen von vornherein stark beschränkte. Als mit dem Regierungsantritt Alexanders II die erhöhte jüdische (und damit wohl auch karaimische) Rekrutenlast in Wegfall kam, fehlte es bezüglich der Gemeindeverbände der Karaimen überhaupt an einem Anlaß zu illegaler Betätigung; immerhin sind aber auch vor dieser Zeit Fälle nicht bekannt geworden, in denen die karaimischen Gemeinden die ihnen übertragenen Funktionen mißbraucht hätten. Den Abschluß dieser Entwicklung brachte endlich das Gesetz vom 13. November 1850, welches auch die Wilna-Karaimen in geistlicher Hinsicht der Oberhoheit des in Eupatoria residierenden Gahams unterstellte (V.G.S. Bd. XXV, Nr. 24634).

In anderem Zusammenhange ist das Gesetz vom 11. Dezember 1850 (V.G.S. Bd. XXV, Nr. 24715) bereits erwähnt worden, welches in Abweichung von den für Juden geltenden Vorschriften den Karaimen die Herstellung und den Verkauf von Branntwein gestattete. Augenscheinlich ist dieses Gesetz — genau läßt es sich nicht feststellen — auf Betreiben der Wilna-Karaimen erlassen worden, da ja, wie wir sahen, für die Krim-Karaimen der Anreiz zur Ausübung dieses Gewerbes infolge der besonderen Verhältnisse in der Krim nur sehr gering war. Gerade dieser Umstand ist aber für das Zustandekommen des Gesetzes bedeutsam. Äußerlich lebten die in der Hauptsache in Troki siedelnden Wilna-

Karaimen in den gleichen Umständen wie die Juden. Auch ihnen war die Freizügigkeit ins Altreich (zunächst noch) versperrt; auch sie „schmorten im eigenen Fett", wie die jüdische Geschichtsschreibung die Auswirkungen der jüdischen Siedlungsgemarkung mit Vorliebe bezeichnet. Es hätte daher nahegelegen, daß auch die Wilna-Karaimen das Schnapsgewerbe, dieses angebliche „Verlegenheitsgewerbe" der Juden, im gleichen Maße und in der gleichen Rücksichtslosigkeit und schließlich mit den gleichen unerfreulichen Folgeerscheinungen betrieben wie die Juden. Hier schied sich jedoch der karaimische Charakter auf das Betonteste von dem der Juden; Mißbräuche der Karaimen lassen sich auf diesem Gebiet — einem Gebiet, auf dem der russische Gesetzgeber besonders empfindlich und hellhörig war — nicht nachweisen. Im Gegenteil. Das Gesetz von 1830, welches den Karaimen Branntweinherstellung und -ausschank freigibt, ist für uns deshalb von besonderer Bedeutung, weil es — erstmalig — in seiner Begründung ziemlich eingehend die Gründe auseinandersetzt, die den Gesetzgeber dazu veranlaßten, den Karaimen das zu gewähren, worum sich die Judenschaft ebenso hartnäckig wie ergebnislos bemühte. Zwischen den Juden im allgemeinen, sagt die Begründung, oder vielmehr zwischen den sog. Rabbinisten und den eigentlichen Karaimen bestehe ein überaus auffallender Unterschied sowohl bezüglich der Dogmen ihres Glaubens, als auch in sittlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht. Die Karaimen erstrebten eine seßhafte Lebensweise (im Gegensatz zu dem charakteristischen Fluktuieren des stets auf der Flucht vor Steuer, Rekrutierung und anderen öffentlichen Pflichten begriffenen, seine Standesverhältnisse verschleiernden Judentums. Anm. d. Ü.) und eine Angleichung an die Lebensgewohnheiten der Stammbevölkerung, oblägen gern der Landwirtschaft und seien durch ihren Fleiß ebenso geachtet wie durch ihre strenge Lebensweise. Mit Rücksicht darauf habe der Gesetzgeber es schon seit jeher verantworten können, ihnen Rechte zuzuerkennen, die den Juden verschlossen bleiben müßten. Unter diesen Umständen könnten auch keine Bedenken bestehen, den Karaimen das Brennrecht wie auch das (den Juden strengstens verbotene) Wohnen auf dem Lande und das Unterhalten von ländlichen Schenken zu gestatten. Tatsächlich sind auch in der Folge irgendwelche Mißbräuche der ihnen gewährten Schankrechte durch die Karaimen in keinem Falle bekanntgeworden.

Mit diesem Gesetze war die Bahn für eine fortschreitende Abtrennung der Karaimen vom Judentum eingeschlagen. Schon das folgende Gesetz brachte für die Karaimen die Beseitigung einer Schranke, die von den Juden — weniger bisher von den Karaimen — vielleicht als schwerste Fessel in der Judengesetzgebung überhaupt betrachtet wurde: die Einführung der vollen Freizügigkeit innerhalb des Reiches wurde den Karaimen gewährt (Senatsukas vom 10. Oktober 1852, V.G.S. Bd. XXVII, Nr. 26604). Auch in diesem Falle ist die Erwartung des Gesetzgebers gerechtfertigt worden. Die Aufhebung der Siedlungsgemarkung zugunsten der Karaimen zeitigte keinerlei ungünstige Ergebnisse. Die Zahl der Karaimen, die sich, wie dies von den Juden bezeichnet wurde, „ins Freie drängten", war gering — die Karaimen, die sich als Kaufleute oder Angehörige freier Berufe im Altreich niederließen, haben in ihrer stillen Rechtlichkeit nicht die von ihnen ausgeübten Berufe in Mißkredit gebracht.

Auch die erste bezüglich der Karaimen in der Periode Alexanders II erlassene gesetzgeberische Maßnahme setzt den Kurs der Absetzung der Karaimen

von den Juden folgerichtig fort. Mit verschwindenden, praktisch auch kaum in Frage kommenden Ausnahmen war der jüdischen Bevölkerung der Zugang zum Staatsdienst versperrt. Durch das Gesetz vom 3. Mai 1855 (V.G.S. Bd. XXX. Nr. 29277 a) wurde hier eine Ausnahme für die Karaimen geschaffen. Allerdings wurde ihnen der Staatsdienst zunächst noch nicht schlechthin eröffnet, sondern es wurde nur denjenigen Karaimen, die „gelehrte oder medizinische Grade" erreicht, mithin die Universitäten erfolgreich beendet hatten, der Zugang zum Staatsdienst gestattet. Wesentlich für die folgende Entwicklung war aber das Gesetz in zwei anderen Hinsichten. Einmal stellte es im Gegensatz zu der bisherigen Gesetzgebung, die einen klaren Standpunkt vermissen ließ, eindeutig fest, daß diese Vergünstigung den Karaimen bedenkenlos deshalb gewährt werden könne, weil die Karaimen „nicht zur jüdischen Bevölkerung gehörten und auch die Irrlehre des Talmud nicht mit jener teilten". Hatte man bisher Religion und Sitte als Scheidungsmaßstab gewählt, so traten jetzt Religion und Volkstum entscheidend auf den Plan. Zum zweiten — und das kann angesichts der ersten Feststellung vielleicht als Inkonsequenz des Gesetzgebers gewertet werden — hielt das Judenkomitee (Ausschuß „zur Einrichtung der jüdischen Angelegenheiten" unter dem Vorsitz des in dieser Hinsicht überaus verdienten Grafen Kisselew) es angesichts der zunehmenden, in einzelnen Gesetzgebungsakten ausgesprochenen Trennung zwischen Juden und Karaimen für angebracht, die Frage der Rechtsstellung der Karaimen nunmehr einer grundsätzlichen Revision zu unterziehen. Es fußte dabei auf einer mündlichen Erklärung des zwei Monate vorher gestorbenen Kaisers Nikolai I, der gelegentlich eines Ministerialvortrages (der anscheinend die Frage der Zulassung der Karaimen zum Staatsdienst zum Gegenstand gehabt hatte) die Äußerung getan haben soll: „Die für Juden geltenden Beschränkungen sollen auf Karaimen keine Anwendung finden", und nahm diesen Wunsch des Kaisers zum Anlaß, bei der sog. Zweiten Abteilung der kaiserlichen Kabinettskanzlei (es handelte sich dabei um die Kodifikationsabteilung, die ursprünglich dem Reichsrat angegliedert gewesen war) den Erlaß eines Gesetzes anzuregen, welches unmißverständlich aussprechen sollte, welche für die Juden geltenden Beschränkungen in Zukunft noch auf die Karaimen Anwendung finden sollten, und welche nicht.

Rein rechtlich mag es sich bei dieser Anregung, wie gesagt, um eine Inkonsequenz gehandelt haben; denn wenn das Komitee schon den Standpunkt vertrat, daß die Karaimen durch Religion und Volkstum von den Juden zu scheiden seien, so war damit doch ausgesprochen, daß die Karaimen nach dem russischen Ständerecht den allgemeinen, für Untertanen geltenden Gesetzen unterlagen, so daß es einer „Revision" nicht erst bedurfte; vom Standpunkt der Verwaltungspraxis, die vielfach dazu neigte, Karaimen und Juden in einen Topf zu werfen, war aber diese Anregung unter allen Umständen zu begrüßen.

Acht Jahre später wurde die volle Emanzipierung der Karaimen Tatsache. Das von der „Zweiten Abteilung" vorgeschlagene und vom Reichsrat bestätigte Gesetz „betreffend die Rechte der Karaimen" vom 6. April 1863 (V.G.S. Bd. XXXVIII, Nr. 39460) sprach ausdrücklich aus: „Die Karaimen genießen den Schutz der allgemeinen Gesetze des Reiches und genießen alle Rechte, die den russischen Untertanen, je nach dem Stande, dem sie zugehören, zugebilligt sind." Gleichzeitig enthielt das Gesetz eine Anzahl von Vorschriften über die

Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten der Karaimen, die sich sachlich von den Bestimmungen des bereits skizzierten Gesetzes vom 3. März 1837 nicht derart unterschieden, daß ein Eingehen auf dieses Gesetz erforderlich wäre. Das Wesentliche waren ja auch nicht sie, sondern die volle Gleichstellung der Karaimen mit den Stammeinwohnern. Damit entfielen für die Karaimen sämtliche Beschränkungen, welche die russische Gesetzgebung bezüglich der Juden ausgearbeitet hatte und noch erlassen sollte: die ungehinderte Möglichkeit von Landerwerb im gesamten Reich; Zugang zu sämtlichen Staatsdienststellen; Erschließung der Offizierslaufbahn; Gleichberechtigung in gemeindlichen Körperschaften und Wahlämtern; Nichtgeltung des Numerus Clausus an Schulen und Universitäten.

Die Praxis hat sich übrigens mit der karaimischen Gleichstellung nicht sofort abgefunden und die Karaimen gelegentlich den für Juden geltenden Beschränkungen zu unterwerfen versucht; wahrscheinlich übrigens nur deshalb, weil ihre Anordnungen auf Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhten. Es bedurfte daher in der Folge noch einiger Regierungserläuterungen (vgl. z. B. Regierungsanzeiger vom 7. November 1881), um den nachgeordneten Behörden die volle Gleichbehandlung der als Karaimen festgestellten Staatsbürger zur Pflicht zu machen. Verwechslungen und Mißverständnisse kamen übrigens nur im Verhältnis zwischen Wilna-Karaimen und Juden vor, so sehr sich die ersteren auch dagegen sträubten, als Juden angesprochen und behandelt zu werden; in der Krim wußte auch der einfachste Beamte den Unterschied zwischen Juden und Karaimen zu erkennen.

Damit war — wenige Jahrzehnte vor dem Weltkrieg — der Streit um die Karaimen durch die russische Gesetzgebung in einer Weise entschieden worden, die den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung trug. Im Laufe der Entwicklung war das religiöse Moment mehr und mehr hinter dem sittlichen Faktor zurückgetreten, dieser aber hatte das Blickfeld auf das nationale Kriterium gerichtet.

Es ist selbstverständlich, daß rechtsgeschichtliche Forschungen nur als Hilfsmittel anthropologischer und ethnologischer Erkenntnisse dienen können, und ebenso selbstverständlich ist es, daß man an die Motive des russischen Gesetzgebers nicht den Maßstab rationeller Durchforschung des Problems anlegen darf. Der Ausgangspunkt der Juden- und Karaimengesetze war nüchtern und einfach: der sozial produktive, zuverlässige Untertan sollte gefördert, von hemmenden Vorschriften befreit werden — für den sozial zweifelhaften, unerwünschten Untertan galten die Beschränkungen. Die folgerichtige Lockerung der für die Karaimen geltenden Beschränkungen hat sich sozialethisch wie volkswirtschaftlich bewährt — welche Folgen eine Judenemanzipation in Rußland nach sich ziehen mußte, hat die kurze, aber verhängnisvolle Lockerungsperiode von 1855—1880 eindringlich gelehrt. Die sich hieraus ergebenden endgültigen Folgerungen aus der Wechselwirkung von Volkstum und Glauben zu ziehen, muß anderen Forschungsgebieten vorbehalten bleiben; es scheint aber, als sei im Widerstreit Juden—Karaimen, die Gewinnung von Erkenntnissen auch auf dem Boden der Rechtsgeschichte nicht ohne Bedeutung.

Die Vererbung der dichterischen Begabung

Von

Bernhard Schultze-Naumburg

Mit 9 Stammbäumen

Die dichterische Begabung ist schon häufig der Gegenstand von Vererbungsuntersuchungen gewesen. Ich erwähne die Arbeiten von C. v. Behr-Pinnow über die Dichter A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), G. Keller und C. F. Meyer[1]) und über die Familie Lessing[2]) sowie das Büchlein von W. Rauschenberger über Goethes Abstammung und Rassenmerkmale[3]). Der eigentliche Erbgang der Dichtergabe ist bei diesen Untersuchungen aber nicht zutage getreten. Wenn v. Behr-Pinnow zwei voneinander unabhängige, selbständig mendelnde Komponenten, nämlich die realistische und die romantische Dichtung, vermutet, so handelt es sich dabei um eine Frage von sekundärer Bedeutung. Die Hauptfrage ist zunächst: wie vererbt sich das Dichtertalent selbst? — Rauschenbergers anschauliche und lebendige Darstellung dringt zwar auch nicht zu einer Isolierung von Erbfaktoren vor, doch formuliert der Verfasser seine Ansicht immerhin dahin, daß das poetische Genie keine einfache Begabung sei, sondern sich aus einer ganzen Reihe von Talenten zusammensetze, von denen sich jedes einzelne selbständig vererbe.

Diese Annahme ist, wie die folgenden Untersuchungen zeigen werden, zweifellos richtig. Bevor wir auf diese eingehen, möchte ich jedoch eines betonen: Ich halte es für vollkommen unmöglich, daß der Erbgang der dichterischen Begabung aus den Sippen eines Goethe, Schiller, Lessing, C. F. Meyer usw. jemals ergründet werden kann. Hierzu bedarf es nämlich einer sehr gründlichen Kenntnis jeder einzelnen Person der Sippe; eine Notwendigkeit, die dem Leser bald ersichtlich werden wird. In den bekannten „klassischen" Fällen ist jedoch die Kenntnis der einzelnen Sippenangehörigen durchweg viel zu lückenhaft, über die Frauen ist häufig überhaupt nichts überliefert. Das Problem des Erbganges kann aber nur an einer Sippe studiert werden, bei welcher die Eigentümlichkeiten jeder einzelnen Person genau bekannt sind. Wir werden also gut daran tun, unser Material nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart zu suchen.

Dank des Entgegenkommens der Familie Schücking (vgl. Abb. 1) war es mir möglich, ein Material zusammenzutragen, welches obige Forderungen weitgehend erfüllt. Es handelt sich um eine Sippe, deren jüngste Generation, also die Enkel, gerade an der Schwelle des Erwachsenenalters stehen. Die nächste Generation lebt, bis auf eine Ausnahme, und über die Ahnen und Urahnen hat eine sehr gepflegte Familientradition eine Unmenge von Einzelzügen und Charaktereigentümlichkeiten überliefert. So wurde ich in den Stand gesetzt, vier Generationen (Nr. 1—73) sehr genau überblicken zu können — ein seltener Glücksfall! —, während weiter hinauf in die 5., 6., ja 7. Generation zumindest einzelne Eigenschaften verfolgt werden konnten. Bei der 8. und 9. Generation

[1]) Arch. Julius-Klaus-Stiftung 10, H. 4, 1935.
[2]) Volksaufartung, Erbkunde, Eheberatung H. 3, 1930.
[3]) Leipzig 1934.

setzt die Überlieferung aus. Über den Urahn in der 10. Generation (Nr. 133) wissen wir wieder einiges, doch ist es für unsere Zwecke ohne Belang.

Am bekanntesten ist Nr. 66, der Dichter Levin[4]) Schücking, bekannt insbesondere durch seine Freundschaft zu Annette v. Droste-Hülshoff. Seine Romane zeichnen sich durch starkes ästhetisches Sprachempfinden und gepflegten Stil aus. Er war mit einer Dichterin, Louise v. Gall (Nr. 70), verheiratet, die viel Romane und Novellen aus der Gesellschaft geschrieben hat. Seine Mutter, Katharina Busch (Nr. 83) war seinerzeit im Münsterlande als Dichterin berühmt und wurde von Annette v. Droste-Hülshoff hochgeschätzt. Unter den älteren Seitenverwandten begegnen uns die dichterisch sehr begabten Brüder Christoph Bernhard und Clemens August Schücking (Nr. 119/120); der letztere ist unter dem Namen des „Hainbund-Dichters" bekannt und gehörte zum Göttinger Dichterkreise. Sein Neffe (Nr. 121/S) war der plattdeutsche Dichter Ferdinand Zumbroock.

Seltsamerweise findet sich unter den vier Kindern des Dichterehepaares Levin und Louise Schücking nur ein einziges mit dichterischer Begabung (Nr. 47). Hier hat sich auch Annette v. Droste-Hülshoff getäuscht, als sie Levin Schücking nach seiner Verheiratung schrieb: „Es wäre ein Wunder, wenn die in Ihrer Familie ohnedies schon erbliche Poesie jetzt nicht doppelt aufschießen sollte." (Rüschhaus, 29. Sept. 1844.) Eine bedeutende dichterische Begabung zeigt sich erst wieder bei dem Enkel Levin Ludwig Schücking (Nr. 27, geb. 1878), von dem eine Anzahl ausgezeichneter Gedichte und Balladen herrühren. Wir müssen bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß der Vater seiner Mutter, der Major Heinr. Beitzke, ein namhafter Historiker war, dessen „Freiheitskriege" lange als die beste Darstellung der Napoleonischen Kriege galten; er gab auch ein Bändchen Lyrik heraus.

Unter den Urenkeln zeigt Lothar Schücking (Nr. 1, geb. 1904) wieder eine starke dichterische Ader; er schreibt vorwiegend Kurzgeschichten und Novellen, die sich durch gepflegten Stil auszeichnen.

Bei den übrigen Angehörigen tritt die dichterische Begabung durchweg in schwächerer Form auf. Doch wird auch diese Art des Vorkommens für die nachfolgenden Untersuchungen von Wichtigkeit sein.

Wie steht es nun mit dem Erbgang? Wenn wir die Sippschaftstafel Abb. 1 daraufhin studieren, so sehen wir, daß es sich weder um eine einfach dominante, noch um eine einfach rezessive Anlage handeln kann. Ich vermutete in meiner Arbeit „Die Vererbung des Charakters"[5]) (ich verweise nachdrücklich auf diese Arbeit, im folgenden kurz mit DVdCh bezeichnet, weil die Methodik meiner erbpsychologischen Untersuchungen dort ausführlich dargestellt ist), daß die dichterische Begabung rezessiven Erbgang besitze. Das spontane Auftreten bei Nr. 1, 27 und 83 stützt eine solche Vermutung. Sie wird aber widerlegt durch die Dichterehe Nr. 66/70, aus der nur ein einziges Kind nachweislich dichterische Begabung empfing. Es kann sich also, wie schon Rauschenberger annimmt, nur um eine zusammengesetzte, komplexe Eigenschaft handeln. Daher

[4]) Der Name Levin, im 18. Jahrh. sehr gebräuchlich — auch Bismarcks Großvater hieß so —, stammt vom hl. Levinus, einem angelsächsischen Missionar der Niederdeutschen. Dieser hatte seinen angelsächsischen Namen Leofwine zu Levinus latinisiert. Der Name Leofwine entspricht urgermanischem Leubwini = treuer Freund. Dieses Wort ist eines der ältesten urgermanischen Worte, das uns überhaupt erhalten ist.

[5]) Beiheft der Z. Rassenk. Bd. VIII, 1938.

gilt es zunächst, ihre Zusammensetzung zu ergründen und die einzelnen Komponenten zu ermitteln.

Mit meiner Methode der durchsichtigen Charakterblätter (vgl. DVdCh) läßt sich die Zusammensetzung leicht erforschen. Ich fand, daß die dichterische Begabung eine Koppelung vor allem mit Zeichengabe (Kunstsinn), Erzählergabe, mit Wortbeherrschung, Intelligenz, Sinn für Begriffliches und mit Gestaltungstrieb zeigt; dagegen ließ sich eine ausgeprägte Koppelung mit musikalischen Anlagen zunächst nicht entdecken. Hierzu seien einige Bemerkungen gestattet. Die Zeichengabe beruht im wesentlichen auf dem Sinn für bildende Kunst, kurz Kunstsinn genannt. Dieser Kunstsinn läßt sich definieren als die Eindrucksfähigkeit für den künstlerischen Gehalt sichtbarer Dinge und ist Voraussetzung der Zeichenfertigkeit. Jedem Zeichnen geht ja stets ein inneres künstlerisches Schauen voraus. Dieses künstlerische Schauen scheint nun wesentlich zu sein für die Entstehung des dichterischen Empfindens und äußert sich nebenbei dadurch, daß die Dichter zu einem großen Teil auch zeichnen können. Eine Bestätigung für diesen Zusammenhang liefert das Buch von Herbert Günther, „Künstlerische Doppelbegabungen“[6]). Von den 100 darin aufgeführten Dichtern wird bei 88 (!) Zeichengabe erwähnt, bzw. ihr Kunstsinn äußert sich auf dem Gebiet der Malerei oder Plastik; ausgesprochen musikalisch dagegen waren nur 28, schauspielerisch begabt nur 15. Die enge Koppelung zwischen Dichten und Zeichnen ist also unverkennbar. Die Musikalität dagegen tritt nicht sehr viel häufiger auf als bei phantasiebegabten Menschen überhaupt, und zum schauspielerischen Talent scheint gar keine unmittelbare Beziehung vorhanden zu sein. Eine enge Bindung zwischen Dichtung und Musik in dem Sinne, daß beiden gewisse entscheidende Grundanlagen oder Elemente gemeinsam sind, scheint daher nicht vorzuliegen. — Die Erzählergabe beruht auf der Eindrucksfähigkeit für Geschehnisse und Handlungen (in DVdCh als „Tatsachensinn“ bezeichnet) und macht den epischen Dichter aus. Dichterisch Veranlagte, denen diese Anlage fehlt, pflegen meist nicht über die Lyrik hinauszukommen.

Unter Heranziehung weiteren Materials aus anderen Sippen habe ich fünf Gruppen gebildet: die Nichtbegabten, Unproduktiven (=), die Schwachbegabten (—), die Mittelbegabten (μ), die Gutbegabten (+) und die Hochbegabten (++). Sodann habe ich ausgezählt, wie oft die obengenannten Eigenschaften in den einzelnen Gruppen vorkamen (Umrechnung in %). Die folgende Tabelle zeigt das Ergebnis:

Grad der dichterischen Begabung	=	—	μ	+	++
Phantasie	50	65	85	100	100
Kunstsinn (Zeichnen)	40	50	55	75	100
Erzählergabe	65	60	30	80	100
Wortsinn	70	—	90	100	100
Intelligenz	65	—	50	65	100
Begriffliches Denken	50	35	35	—	75
Hohe Musikalität (Rhythmischer Sinn)	35	65	45	70	50
Kampfsinn	50	—	20	—	—
Gestaltungstrieb	15	—	10	55	100
Zahl der Personen	35	8	11	9	4

Wir sehen, daß höhere dichterische Begabung nur entsteht, wenn Kunstsinn, Wortsinn usw. vorhanden sind. Es erhebt sich nun die wichtige Frage, ob die

[6]) München 1938.

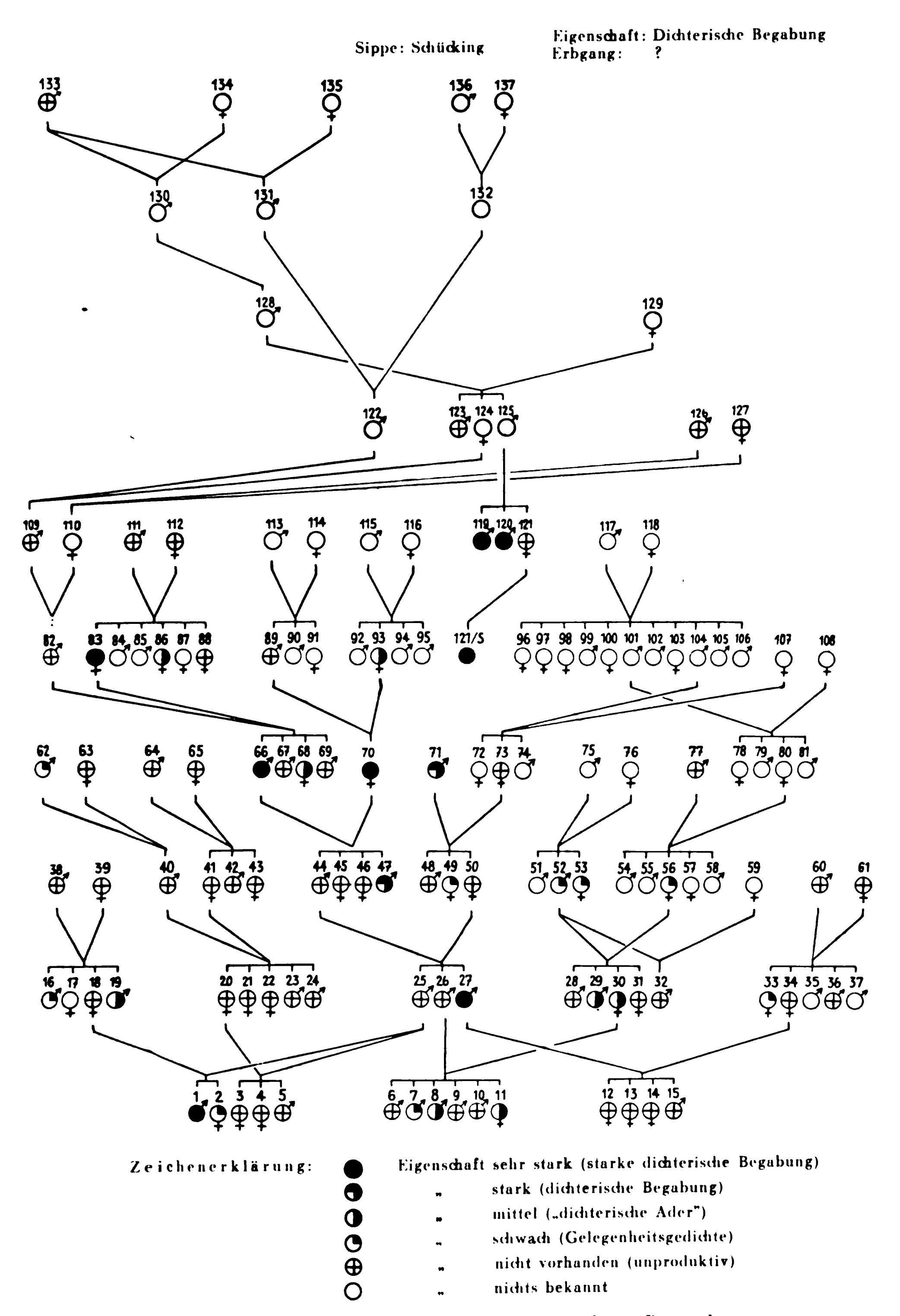


Abb. 1. Das Auftreten der dichterischen Begabung bei der Familie Schücking

Dichtergabe sich allein aus dem Zusammentreffen dieser Komponenten ergibt, oder ob sie dadurch entsteht, daß die genannten Komponenten mit einer dichterischen Grundanlage, die wir Dichterischen Sinn (zur Unterscheidung gegen die dichterische Begabung) oder kurz Dichtsinn nennen wollen, zusammentreffen. Die erstere Annahme ist freilich nicht sehr wahrscheinlich, denn sonst müßte zwischen den Gruppen = und — ein stärkeres prozentuales Anwachsen der Komponenten zu bemerken sein, nicht aber eine Abnahme, wie es bei der Erzählergabe, der Intelligenz, dem begrifflichen Denken und dem Gestaltungstrieb der Fall ist.

Der Beweis für die zweite Annahme ist allerdings noch zu führen, und zwar mit Hilfe meines erbcharakterologischen „Trennungsverfahrens". Diesem liegt folgender Gedankengang zugrunde. Wenn wir für jede einzelne Person der Sippe die „Entstehungsaussicht für Dichtergabe" aus den Komponenten Kunstsinn, Erzählergabe, Wortsinn, Intelligenz, begriffliches Denken und Gestaltungstrieb berechnen, was an Hand der Tabelle, aus der das „Gewicht" der einzelnen Komponenten hervorgeht, leicht durchzuführen ist (je mehr Komponenten eine Person besitzt, desto höher wird die Entstehungsaussicht bei ihr veranschlagt), und diese Entstehungsaussicht mit der tatsächlich vorhandenen dichterischen Begabung vergleichen, so werden wir entweder eine mehr oder weniger genaue Übereinstimmung zwischen Entstehungsaussicht und vorhandener Begabung, oder aber erhebliche Abweichungen zwischen diesen beiden Größen vorfinden. In jenem Falle wäre das Dichtertalent durch seine Komponenten genügend erklärt, in diesem Falle erheischte das Ergebnis die Annahme eines „Dichtsinnes".

Ich habe dieses „Trennungsverfahren" durchgeführt, und zwar mit größtmöglicher Genauigkeit, soweit eben auf diesem Gebiet eine Genauigkeit überhaupt möglich ist. Das Ergebnis war sehr bemerkenswert: es zeigte sich, daß Entstehungsaussicht und Dichtergabe keineswegs übereinstimmen. So fand ich, daß in der Sippe Schücking dichterisch unproduktive Personen wie Nr. 26, 34, 44 und 82 eine ebenso große Entstehungsaussicht besitzen wie die begabtesten Dichter der Sippe Nr. 27, 66 und 70. Anderseits konnte ich bei Mittelbegabten, z. B. Nr. 8 und 30, eine mittelstarke Entstehungsaussicht feststellen, d. h. hier entsprach die Fähigkeit auch den Erwartungen.

Diese Nichtübereinstimmung zwischen Entstehungsaussicht und tatsächlicher Begabung liefert uns den Beweis, daß der dichterischen Begabung noch ein besonderes Element, nämlich jener Dichtsinn, zugrunde liegen muß. Wenn wir die vorhandene Dichtergabe und die Entstehungsaussicht in jedem einzelnen Falle gegeneinander abwägen, so haben wir die Möglichkeit, das Vorhandensein des Dichtsinnes entweder zu bejahen oder zu verneinen. Es handelt sich gewissermaßen um ein mathematisches Divisionsverfahren

$$\text{Dichtsinn} = \frac{\text{Dichterische Begabung}}{\text{Entstehungsaussicht}}$$

das ich als „erbcharakterologisches Trennungsverfahren" bezeichne, weil auf diesem Wege die Kerneigenschaft, die Kernanlage von ihren Komponenten abgetrennt werden kann. Auf diesem Wege ließ sich bei Nr. 26, 34, 44 und 82 das Vorhandensein von Dichtsinn verneinen, bei Nr. 8 und 30 dagegen bejahen. Bei Nr. 50 erwies sich die Entstehungsaussicht als äußerst gering, sozusagen gleich

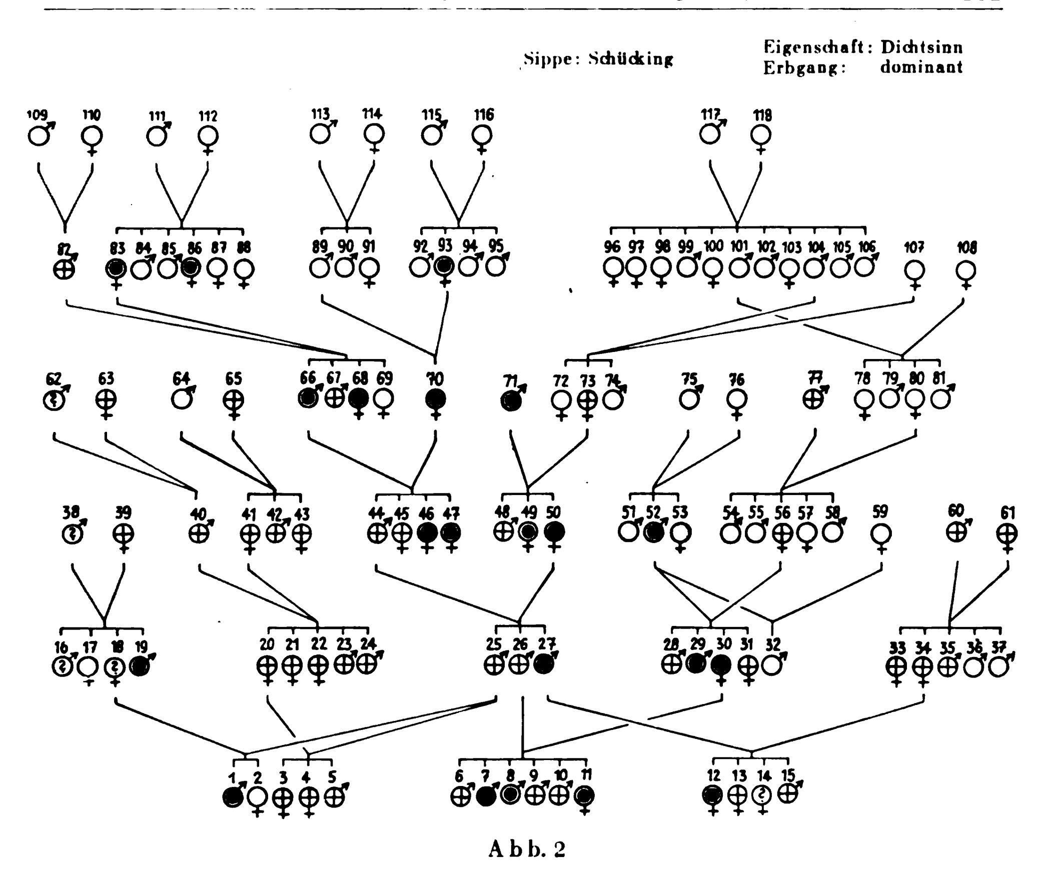


Abb. 2

Null. Das ergäbe mathematisch den Wert $\frac{0}{0}$, eine bekanntlich undefinierbare Größe, m. a. W.: ob Nr. 50 Dichtsinn besessen hat oder nicht, läßt sich zunächst nicht entscheiden. Für Nr. 50 ist jedoch bemerkenswert, daß sie literarisch und schöngeistig lebhaft interessiert war. Hieraus möchte ich folgern, daß die Anlage bei Nr. 50 vorhanden war; nur konnte sie sich hier nicht schöpferisch äußern, wobei der Mangel an Kunstsinn sicher sehr ausschlaggebend war.

Ich habe das Divisionsverfahren bei allen Personen angewandt — die Durchführung war leicht — und bin dadurch zu der Tafel Abb. 2 gekommen, die uns durch ihre Einfachheit überrascht. Diese Tafel enthält des Rätsels Lösung: der Dichtsinn erweist sich als eine einfach dominante Anlage! Wir können fünf verschiedene Erblinien in der Sippe verfolgen: die von Nr. 83 und 93 herkommenden laufen in Nr. 47 zusammen; eine dritte Linie sehen wir von Nr. 71 über 50 und 27 nach 12 sich hinziehen, eine vierte von Nr. 52 über 30 nach 7, 8 und 11. Über die Linie 38—18—1 ließ sich infolge lückenhaften Materials nichts Genaues aussagen.

Die dichterische Begabung dürfte demnach auf einem einfach dominanten Faktor „Dichtsinn" beruhen, der sich beim Zusammentreffen mit Wortsinn, Kunstsinn, Erzählergabe, Gestaltungstrieb usw. zu mehr oder weniger schöpferischer Größe erhebt.

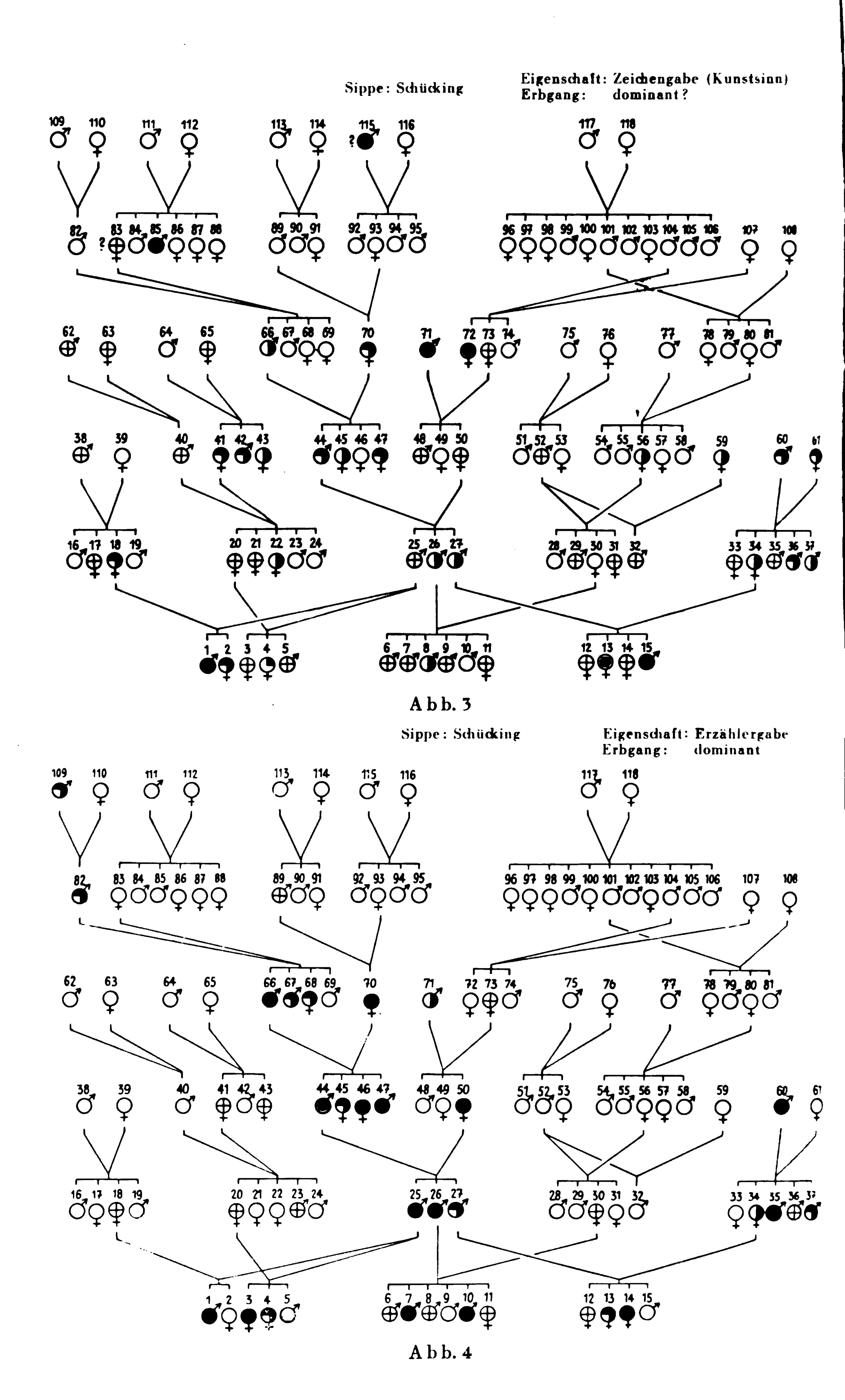

Sippe: Schücking
Eigenschaft: Zeichengabe (Kunstsinn)
Erbgang: dominant?
Sippe: Schücking
Eigenschaft: Erzählergabe
Erbgang: dominant

Abb. 3

Abb. 4

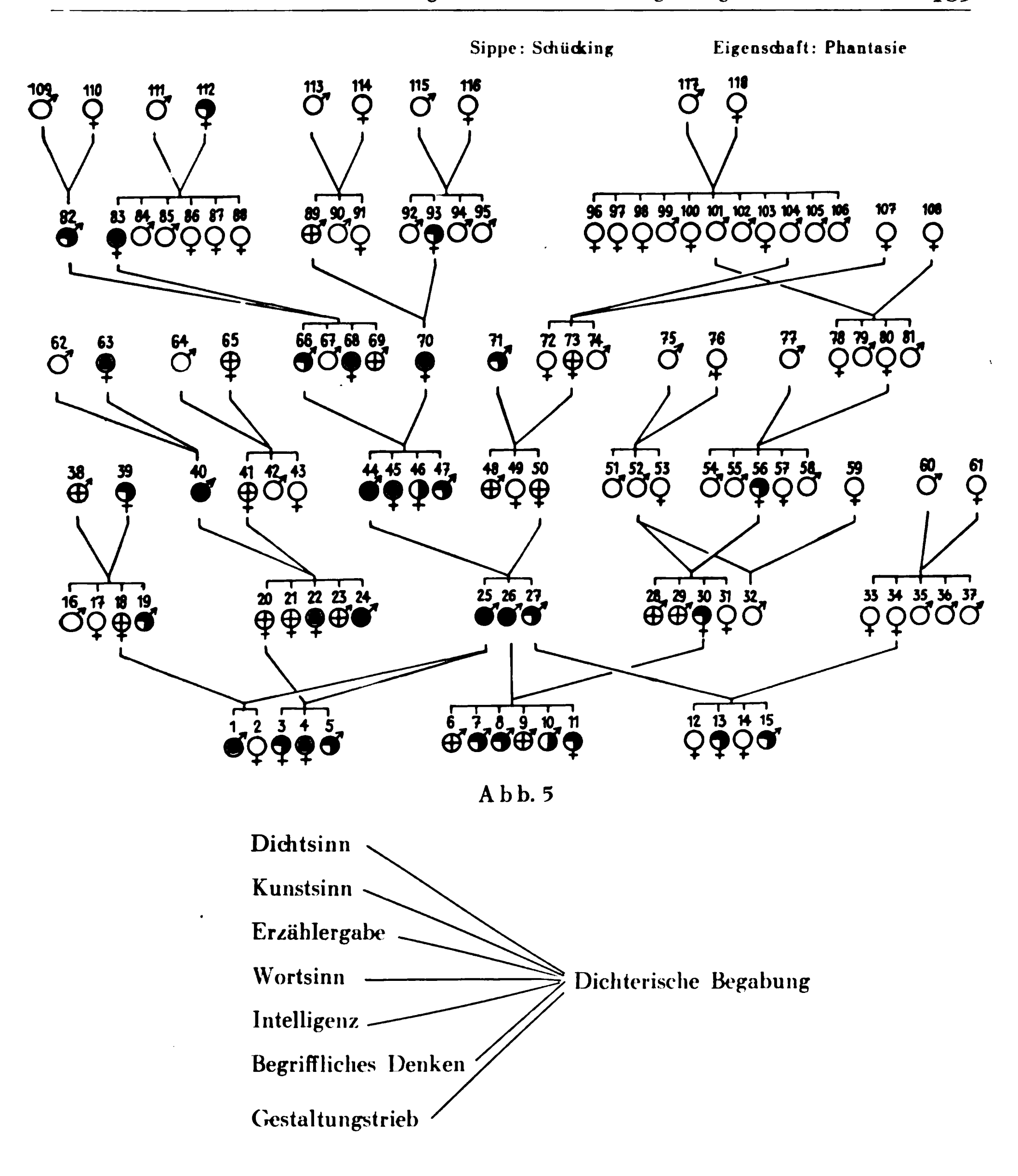


Abb. 5

Mit dieser Feststellung, die zunächst das Zustandekommen der Dichtergabe selbst verständlich machen soll, können natürlich noch nicht ihre Spielarten erklärt werden. Ob epische oder lyrische, ob realistische oder romantische Dichtung, das interessiert zunächst gar nicht so sehr. Die Sache selbst muß erst einmal erklärt werden.

In den Abb. 3 und 4 gebe ich die Erbgänge für Kunstsinn und Erzählergabe (Tatsachensinn). Beide unterliegen, wie ich schon in DVdCh mitteilte, dominantem Erbgang. Bei einem Vergleich der Tafeln sehen wir, daß die Dichtergabe überall dort hervorblüht, wo die einzelnen Komponenten miteinander zusammentreffen.

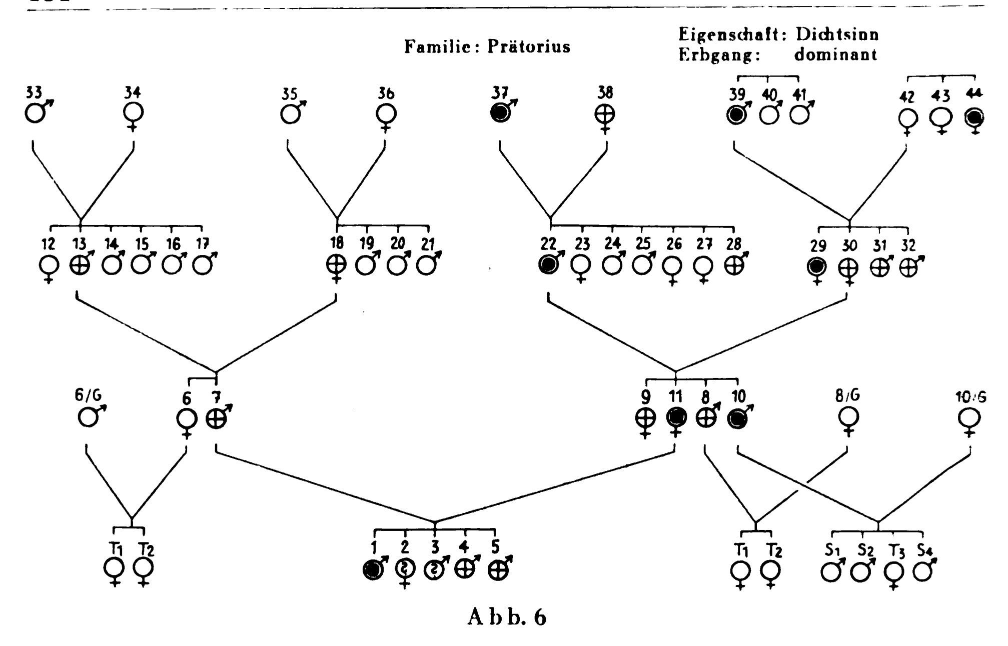


Abb. 6

Von einer Eigenschaft haben wir bisher nicht gesprochen: der Phantasie. Wie aus der Tabelle ersichtlich, nimmt auch sie mit dem Grade der dichterischen Begabung zu und könnte daher als ein Element angesehen werden. Als ein solches habe ich sie auch in DVdCh angesprochen. Neuere, sehr sorgfältige Untersuchungen mit dem Trennungsverfahren haben aber gezeigt, daß dies nicht der Fall ist, daß hier vielmehr eine komplexe Eigenschaft vorliegt, die nicht auf irgendein Element „Phantasie" zurückgeführt werden kann, sondern ganz andere Komponenten besitzt. Sie sind zum größeren Teil auch diejenigen der dichterischen Begabung: Wortsinn, Kunstsinn, Dichtsinn; auf die übrigen braucht an dieser Stelle nicht eingegangen zu werden. — Abb. 5 zeigt das Vorkommen der Phantasie. Wir sehen, daß sie mit der dichterischen Begabung in gewisser Weise parallel läuft.

Daß das Ergebnis in der Sippe Schücking kein Zufallstreffer ist, möchte ich an drei weiteren Beispielen zeigen, die aus dem „normalen" bürgerlichen Leben gegriffen sind. Solche Fälle sind in gewisser Weise geeigneter, weil die bescheidenen Talente hier nicht durch große Sterne am Dichterhimmel überstrahlt werden — wie wir es noch bei Goethe sehen werden — und sich auf diese Weise der Feststellung häufig entziehen.

Die Kontrolluntersuchung in der „Familie Prätorius" (Abb. 6) führte zu den gleichen Ergebnissen. Auch hier ergab das Trennungsverfahren für den Dichtsinn dominanten Erbgang. Man beachte die Linie 37—22—11—1. Gegen die Annahme eines anderen Erbganges spricht auch der Umstand, daß auf Seiten des Vaters, Nr. 7, und seiner Sippe dichterische Neigungen nie hervorgetreten sind, wie es bei Rezessivität der Fall zu sein pflegt.

Ein weiteres Beispiel gebe ich in der „Familie Lauff", Abb. 7, bei welcher die dominanten Erblinien auch ohne Trennungsverfahren hervortreten. Das gleiche ergibt sich in der „Familie Fischer" (Abb. 8), wo die Erblinie 21—16—6—2 zu beachten ist.

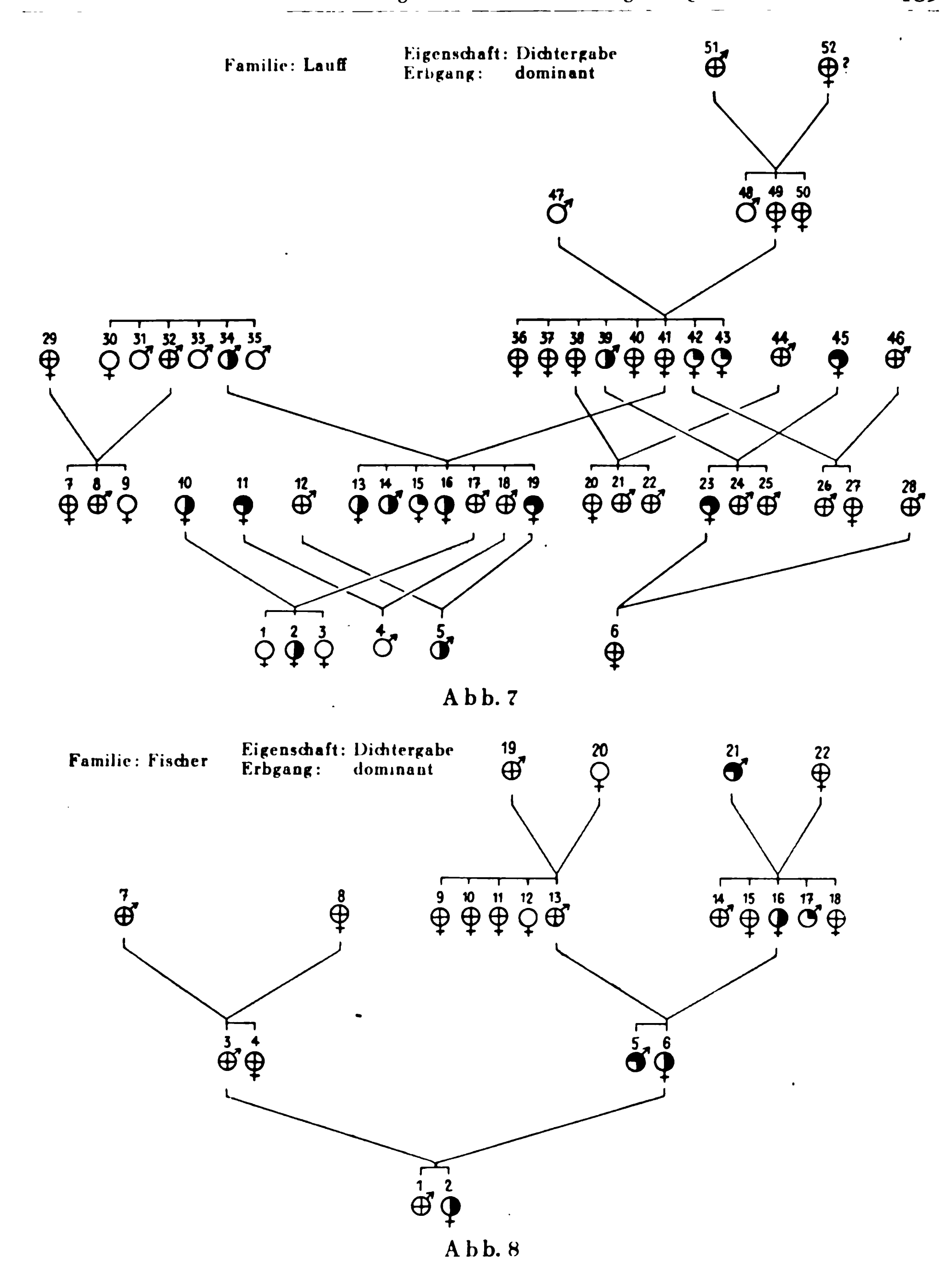


Abb. 7

Abb. 8

Die dichterische Begabung beruht also allem Anschein nach auf einem einfach dominanten Faktor „Dichtsinn“, der jedoch erst durch das Zusammentreffen mit Kunstsinn, Erzählergabe, Wortbeherrschung, Intelligenz, Gestaltungstrieb usw. höhere dichterische Fähigkeiten hervorbringt. Die dichterische Begabung ist also komplex; ihre einzelnen Komponenten folgen einfachen Mendelschen Regeln.

Zum Schluß möchte ich die gefundenen Gesetzmäßigkeiten auf einen unserer Größten, auf Johann Wolfgang Goethe, anwenden. Ich habe schon betont, daß es wegen der Lückenhaftigkeit der Überlieferung nicht möglich ist, die Erbgesetze an einem dieser klassischen Beispiele abzuleiten. Wohl aber dürfen wir den Versuch unternehmen, die bereits gefundenen Gesetze auf solche Fälle anzuwenden, was um so leichter ist, als alle Elemente der Dichtergabe offenbar dominanten Erbgang besitzen (vgl. DVdCh). Auch für das der Intelligenz zugrunde liegende Element „Selbständiges Denken" habe ich neuerdings dominanten Erbgang gefunden.

Wie bekannt sein dürfte, sind in der gesamten Sippe Goethes nur vier Fälle dichterischer Begabung aufgetreten (vgl. Abb. 9). Es ist dies der Dichter selbst, seine Mutter Katharina Elisabeth Textor, der Ururgroßvater Joh. Wolfg. Textor, sowie ein Vorfahre seiner Frau, der Magister Conrad Ley. Weder bei den Goethes, noch bei den Lindheimers, noch bei den Nachkommen des Dichters oder seiner Schwester ist irgend etwas von dichterischer Begabung bekannt. Wenn wir die Ahnentafel anschauen und uns vergegenwärtigen, daß der Dichtsinn dominanten Erbgang besitzt, so müssen wir wohl annehmen, daß das dichterische Element aus der Textorschen Linie herkommt und daß Groß- und Urgroßvater Textor sozusagen seine latenten Träger gewesen sind. Ob der Urgroßvater Christ. Heinr. Textor vom Vater oder aus der Mutterlinie geerbt hat, läßt sich freilich nicht entscheiden.

Wie steht es nun mit den übrigen Elementen der Dichtergabe? — Daß sie bei unserm Dichter vollzählig vorhanden waren, möge folgende kurze Schilderung zeigen[7]). Goethe hat bekanntlich noch bis zum 38. Lebensjahre geschwankt, ob er Dichter oder Maler (Kunstsinn!) werden sollte; seine zeichnerischen Versuche sind bekannt. Er besaß eine ungewöhnliche Urteilsfähigkeit (Intelligenz!). Er war ein ebenso großer epischer (Erzählergabe!) wie lyrischer Dichter. Er sprach selbst von seiner „Lust, zu fabulieren" (Phantasie!). Für einen großen Geist war er ungewöhnlich friedliebend (Mangel an Kampfsinn!). Er leistete eine gewaltige Gedankenarbeit (Gestaltungstrieb!) und verfügte über einen großen Reichtum an Begriffen (Begriffl. Denken!). Er war einer der fleißigsten Menschen, die je gelebt haben (Tätigkeitsdrang und Gestaltungstrieb!). Er sagte einmal: „Ich bin auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen" (Wortsinn!).

Wir können bei Goethe die Herkunft dieser einzelnen Elemente z. T. recht schön verfolgen. Soweit die Quellen[7]) es zulassen, habe ich dies auf Abb. 9 zusammengestellt. Die Eigenschaften sind mit ihren Anfangsbuchstaben D, K usw. bezeichnet. — Die Phantasie (P) findet sich bei der Mutter und beim Großvater Textor. Den Kunstsinn (K) hat Goethe von seinem Vater geerbt, der bekanntlich ein großer Kunstfreund war. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir ihn auch beim Großvater Goethe, dem erfolgreichen Frankfurter Schneidermeister, annehmen; denn er besaß einen ausgeprägten Schönheitssinn. Die Erblinie weist dann zur Urgroßmutter Sibylle Werner, die für alles Schöne empfänglich ge-

[7]) Als Quellen wurden benutzt: Rauschenberger, W.: Goethes Abstammung und Rassenmerkmale. Leipzig 1934, Bothe, F.: Drei Generationen Goethe. Arch. Sippenforschg. 1932, Lenckner: Neues über Goethes Ahnen in und um Crailsheim. Arch. Sippenforschg. 1933, Epstein: Goethe und die Mathematik. Jahrb. d. Goethe-Gesellsch. 1924, Bd. 10, Sommer, R.: Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908, v. d. Schulenburg, W.: Joh. Caspar Goethe. Vater eines Genies. Berlin 1937.



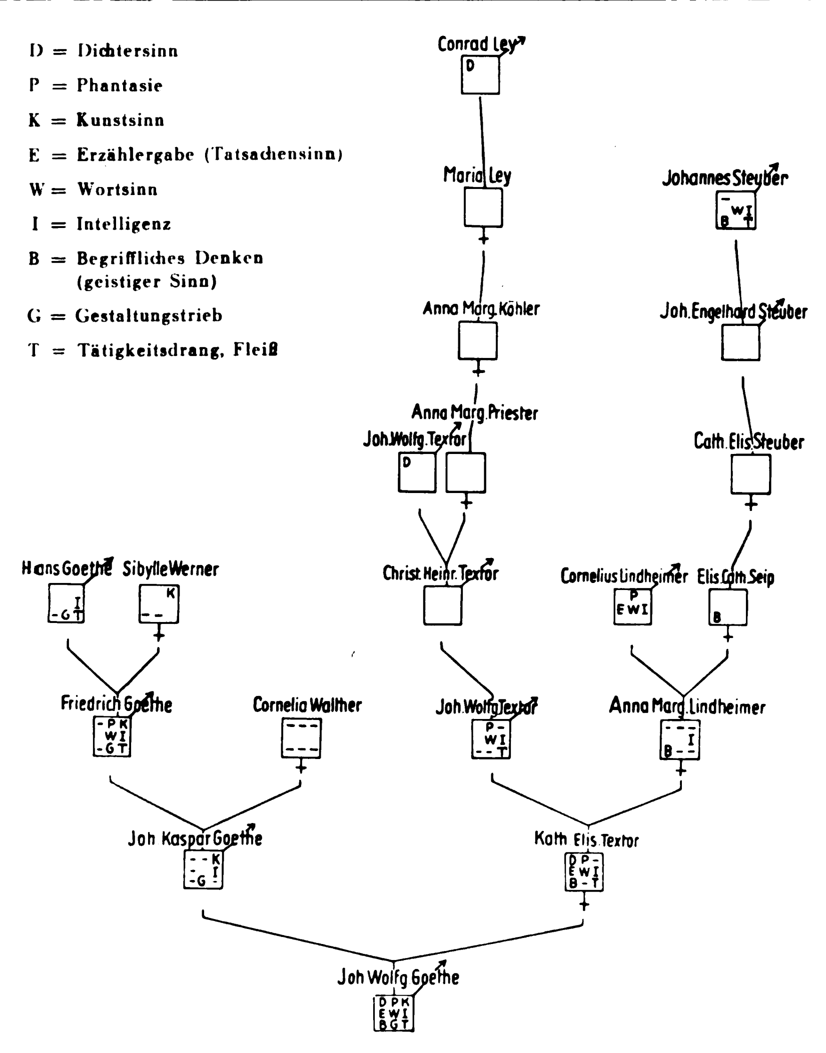


Abb. 9. Die einzelnen Komponenten der Dichtergabe und ihr Erbgang in der Familie Goethe

wesen sein soll. Der Kunstsinn dürfte demnach wohl aus der Familie Werner stammen. — Die Erzählergabe (E) läßt sich mit Sicherheit nur bei der Mutter feststellen, die uns als Märchenerzählerin bekannt ist. Bei ihren Eltern habe ich keine Anhaltspunkte für diese Gabe finden können, doch könnte sie beim Urgroßvater Cornelius Lindheimer vorhanden gewesen sein, der an der Abfassung einer Satire über die Belagerung Wetzlars beteiligt war. Also hat Kath. Elis. Textor die Erzählergabe vermutlich über die Mutter geerbt. — Ob der Wortsinn, d. h. Wortbeherrschung und sprachliche Ausdrucksfähigkeit, etwas Elementares darstellt, vermag ich vorläufig noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Wir finden diese Gabe in besonderem Maße bei der Mutter und beim Großvater Textor, der große Gewandtheit im Umgang mit Menschen besaß. — Die Intelligenz (vgl. S. 186 oben) finden wir bei allen

Vorfahren recht ausgeprägt. — Der Sinn für Begriffliches (B) dürfte Lindheimer-Seipsches Erbe sein. Rauschenberger schreibt der Großmutter Lindheimer einen bedeutenden Geist zu. Nach v. d. Schulenburg soll ihre Mutter Elis. Cath. Seip einen starken Zustrom von Geistigkeit in das Geschlecht gebracht haben. Diese Spur führt uns weiter zu dem Manne, der als der vielseitigste Ahne Goethes gilt: Joh. Steuber, Hochschullehrer, Theologe, bedeutender Sprachkenner. Wahrscheinlich rührt der „Begriffliche Sinn" von ihm her und ist über vier Frauen schließlich in die Familie Goethe gelangt. — Goethes Mutter war also Erbträgerin vieler ausschlaggebender Eigenschaften. Eine sehr wichtige, für das Genie ihres Sohnes geradezu entscheidende Anlage jedoch, den Gestaltungstrieb (G), müssen wir bei den Goethes suchen. Zweifellos hat der Vater Joh. Kaspar Goethe diese Anlage besessen; er war ein fleißiger, pflichttreuer Mann, der jede Minute gewissenhaft für seine Lebensarbeit ausnutzte. Ich erinnere an seinen „Viaggio" und an den Umbau seines Hauses, den er sorgfältig vorbereitete und mit großer Umsicht durchführte. Der Großvater Friedr. Georg Goethe, „Schöpfer kunstvoller Gewänder", ist wohl auch nicht recht ohne Gestaltungstrieb zu denken. Ich möchte annehmen, daß er ihn von seinem Vater, dem Schmiedemeister Hans Goethe in Artern, geerbt hat, von dem uns Tüchtigkeit und Zielbewußtsein berichtet werden. — Endlich habe ich noch den Tätigkeitsdrang (T) in die Abb. 9 aufgenommen, weil er für die ungeheure Leistung, die Goethe in seinem Leben vollbracht hat, kennzeichnend ist. Diese Anlage stammt vom Großvater Textor. — Nicht besonders aufgeführt ist der Mangel an Kampfsinn. Es ist bekannt, daß Goethe allen unangenehmen Eindrücken auswich und für einen großen Geist ungewöhnlich friedliebend war. Ähnliches findet sich bei der Mutter, der alle unangenehmen Ereignisse ferngehalten werden mußten. Auch der Großvater Textor wich allen Konflikten gegenüber aus.

Damit dürfte die Zusammensetzung und Herkunft von Goethes Dichtergabe in wesentlichen Zügen herausgearbeitet sein. Wir sehen, daß die meisten Anlagen in Goethes Mutter bereits vorgebildet sind. Zwei entscheidende Anlagen jedoch kommen von Vatersseite hinzu: der Kunstsinn und der Gestaltungstrieb. Dies erklärt auch, warum Goethes Mutter, die zweifellos eine „poetische Ader" besaß, keine große Dichterin geworden ist. Sie unterschied sich aber auch noch in einem andern Punkte, auf den Rauschenberger aufmerksam gemacht hat, von ihrem Sohne: sie besaß nicht das „Problematische", das Vater und Sohn kennzeichnet und das von manchen auch als pathologisch-psychopathischer Zug bezeichnet wird. Diese Anlage scheint im Wesensgefüge der Genies eine große Rolle zu spielen. Sie erzeugt gleichsam die immerwährende innere Unzufriedenheit, die zu unerhörten Leistungen anstacheln kann, wenn sie mit entsprechenden Geistesgaben zusammentrifft. Goethe hat von sich selbst gesagt, er habe sich in seinem ganzen Leben kaum vier Wochen wirklich zufrieden gefühlt. Der Mutter fehlte dieser Zug völlig. Sie war nicht nur heiter, urgesund und optimistisch, sondern auch ganz unproblematisch.

Mit der vorliegenden Untersuchung sollte das Phänomen „Warum dichtet ein Mensch überhaupt?" in seinen erblichen Voraussetzungen geklärt werden. Darüber hinaus bestehen ja bekanntlich außerordentliche Unterschiede über die Richtung und Art poetischer Bestrebungen, die ganz sicher nicht zufällig, sondern ebenfalls anlage- und damit erbbedingt sind. Zweifellos liegen ganz be-

stimmte Erbanlagen vor, wenn ein Dichter diese oder jene Gattung bevorzugt. So war z. B. Kleist auch in seinen Erzählungen Dramatiker, während Goethe selbst in seinen Dramen immer Epiker bleibt. Wie es sich jedoch im einzelnen damit verhält, warum bei diesem die Lyrik, bei jenem das Epische, bei einem dritten das Dramatische oder die Tragödie vorherrscht, weshalb der eine realistisch, der andere romantisch dichtet, oder weshalb der eine die Seelen-, der andere die Landschaftsschilderung beherrscht: diese Frage soll einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Rechnen oder Sehen?

Bemerkungen zur Methode der Rassensystematik

Von

Egon Frhr. v. Eickstedt, Breslau

Kürzlich erschien eine Arbeit von I. Michalski[1]), die in methodischer Hinsicht interessant ist, weil sie zwei verschiedene Auffassungsweisen biologischer und insbesondere anthropologischer Bearbeitung unmittelbar zu vergleichen erlaubt. Sie untersucht noch einmal das Zahlenmaterial, das in meiner 1918 ausgearbeiteten Studie über die Sikh veröffentlicht wurde, und zwar von einem neuen Gesichtspunkt. Beide Arbeiten liegen also unmittelbar zum Vergleich vor, beide stützen sich mehr oder minder auch auf das gleiche Grundmaterial, haben es aber von ganz verschiedenen Voraussetzungen und auch nicht für ganz die gleichen Ziele behandelt. Die ältere Arbeit geht von dem lebendigen Beobachtungsmaterial selbst aus, sucht die beobachteten Typen auch metrisch und statistisch aus dem Material herauszuschälen und sieht dieses Vorgehen als naturwahr an. Die andere Arbeit kombiniert statistisch eine gewisse Anzahl metrischer Merkmale, aber ohne Rücksicht auf die lebendigen Erscheinungstypen, und sieht dieses Vorgehen als allein naturwahr an.

Was ist richtiger, biologische Schau oder statistisches Kombinieren? Seit langem laufen diese beiden methodischen Möglichkeiten in der Anthropologie nebeneinander her, und immer wieder behaupten die Statistiker, daß sie über die allein zuverlässigen Methoden verfügen, und immer wieder schütteln die Biologen den Kopf und mißtrauen der Statistik, meist zunächst rein gefühlsmäßig und ohne die mathematische und logische Begründung beizubringen, jedoch aus der offenkundigen Tatsache heraus, daß die beiden Methoden oft recht verschiedene Ergebnisse zeitigen. Heute sind diese beiden Auffassungsweisen zwar in der Ganzheitsanthropologie schon zu einer Einheit verschmolzen, in der sie sich nicht gegenüberstehen, sondern sinnvoll ergänzen sollen.

[1]) Michalski, I.: Charakterystyka antropologiczna Sikhów. Uwagi na marginesie pracy E. v. Eickstedt'a pt. „Rassenelemente der Sikh". (Anthropologische Charakteristik der Sikh. Randbemerkungen zu dem Beitrag von E. v. Eickstedt: „Rassenelemente der Sikh"). Przegl. Antrop. XIII, 50—70, 1939. — v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenelemente der Sikh. Mit einem Anhang über biometrische Methoden. Z. Ethn. LII/LIII, 317—394, 1920/21.

Aber noch gibt es viele Vertreter der einen oder anderen Richtung, und es lohnt sich, die beiden Möglichkeiten einmal gegenüberzustellen.

Die rechnerische Methode setzt voraus, daß bestimmte Maße rassentypisch sind. Das ist eine rein subjektive und aprioristische Annahme, die auf Grund des persönlichen Eindrucks bestimmter vorliegender Meßergebnisse gewonnen wurde. Infolgedessen sind die gewählten und entsprechend gewerteten Meßmerkmale bei den verschiedenen Vertretern der statistischen Methoden auch sowohl in Zahl als Art und Wert ganz verschieden. Die beobachtende Methode setzt dagegen ihrerseits voraus, daß die Rassentypen, die uns erscheinungsbildlich entgegentreten und die uns durch eine nicht minder subjektive Beobachtung auffallen, auch tatsächlich Seinswirklichkeiten darstellen. Ein palämongolider Birmane und ein negrider Negrito sehen verschieden aus, also sind sie auch verschieden. So sagt die biologische Richtung. Aber ein Vertreter z. B. der statistischen Richtung Pearsonscher Prägung wird ihm sofort durch entsprechende und nicht sehr einfache mathematische Formeln und Berechnungen nachweisen können, wie es schon einmal geschah, daß dies durchaus nur eine sinnliche Annahme, ja eigentlich Täuschung ist. Hier also wird die aprioristische Zahl, dort wird der sinnliche Eindruck des Beobachters als Wirklichkeit angesehen.

Es gibt also offenbar recht verschiedene „Wirklichkeiten". Die Ergebnisse brauchen allerdings keineswegs stets so weit auseinanderzufallen, wie bei dem aus Demonstrationsgründen gewählten obigen Beispiel. Sie können und werden vielmehr auch oft mehr oder minder nahe beieinander liegen. Das wird verständlicherweise dann geschehen, wenn sich die willkürlich gewählten Grundzahlen der Mathematiker mit den Merkmalen einer einheitlichen natürlichen Erscheinungsgruppe mehr oder minder decken. Das ist für einige der älteren europäischen Rassen, von denen schon um die Jahrhundertwende reichlicheres metrisches Material vorlag, auch tatsächlich beinahe der Fall. Völlig kann es allerdings niemals der Fall sein, weil es bei der geringen Variabilität der Hominiden keine metrischen Merkmale gibt, die nicht gleichzeitig bei verschiedenen rassischen Erscheinungsgruppen auftreten. Außerdem decken sich die bereits damals anerkannten Rassen teilweise auch in rein metrischer Hinsicht nicht mehr mit den heutigen Rassen, weil inzwischen mehr und oft typischere Untergruppen gefunden wurden, oder weil sich die älteren Beobachtungen auf anderes, nämlich prähistorisches Material stützten, während heute das rezente Material für die rezenten Gruppen verwandt wird. Denn man hat ja inzwischen gelernt, daß sich die Rassen im Laufe ihrer Entwicklungsgeschichte — was an sich ziemlich selbstverständlich ist — auch entwickelt, d. h. geändert haben.

Gute Beispiele dafür, daß hierdurch erhebliche Verschiebungen in den Auffassungen auftreten können, bietet die Rassengliederung von J. Czekanowski in Lemberg. Dieser Forscher, der ein besonders eifriger Vertreter der statistischen Richtung ist, sieht z. B. die Germanen, die sonst allgemein als typisch nordisch aufgefaßt werden, als ein stark mediterranes Gemisch an, oder die Osteuropiden von Deniker, die um die Zeit der Auswahl der von ihm als kennzeichnend vermuteten Maße noch nicht allgemein erkannt waren, als eine vorwiegend nordische Mischung. In dem Schema der damals entstehenden Zahlenrassen wurden sie daher auch entsprechend fixiert, und zwar endgültig und unabänderlich. Die Folge davon ist natürlich, daß in diesem System Nor-

wegen und Schweden als stark mediterrane Länder (Wikinger 35% mediterran), Polen aber als ein überwiegend nordisches Land geführt wird. Das klang und klingt für manche sehr überraschend und scheint aller Wirklichkeit zu widersprechen. Aber es ist nicht überraschend, denn diese Mediterranen und Nordischen sind ja gar nicht mehr die sonst und allgemein derartig bezeichneten lebendigen Formgruppen, sondern sind etwas ganz anderes, nämlich rechnerische Kombinationstypen. Sie haben nur den Namen mit den natürlichen Formengruppen gemeinsam. Und so widersprechen sie — wenigstens bei den meisten und vernünftigen Statistikern — auch bewußt und absichtlich den natürlichen Erscheinungsbildern. Sie sind und wollen eine andere „Wirklichkeit" geben, die Wirklichkeit der Zahl, nicht die Wirklichkeit der Beobachtung.

Ein derartiges Vorgehen steht auch, wie schon erwähnt, keineswegs vereinzelt da. Solche Zahlenrassen deuten sich schon bei Virey 1801 an, treten klar bei Retzius 1842 heraus, finden sich bei Kollmann 1881, Iwanowski 1911 und in besonders eindrucksvoller Weise bei Dixon 1923, ähnlich bei Pearson, Morant, Klimek, Škerlj und vielen anderen. Es haben auch wiederholt solche rechnerischen Rassensysteme den Kampf gegen die biologischen Rassensysteme aufgenommen. Morant war es, der mit Pearsons Methode die Birmanen als nächstverwandt mit den Negritos, als gewissermaßen verkümmerte Negritos bezeichnete und die Tibeter an die Seite weitentfernter Völker stellte. Ein anderes rechnerisches Kombinationssystem, nämlich dasjenige von Dixon, weist unter den südamerikanischen Indianern alpine und mediterrane wie vorwiegend negride Bevölkerungen nach. Wieder andre Autoren übertragen auf Grund von zwei, drei gemeinsamen Maßen die ganze oder halbe Garnitur der europäischen Rassen kurzweg nach Indien, so z. B. Mitra, aber auch Chanda, Richards, Guha u. a. Selbstverständlich zeigt der Augenschein nichts von deren Existenz, aber dieser wird eben als trügerisch angesehen. Außerdem wollen diese Alpinen oder Negritos, wie gesagt, meist ja auch gar nicht dasselbe sein wie diejenigen, die in der allzu täuschenden sinnlichen Wirklichkeit auftreten, sondern haben sich von diesen nur infolge gewisser statistischer Ähnlichkeiten ihren Namen geborgt.

Name, Formrasse und Rechenrasse stehen also immerhin in einem gewissen inneren und logischen Zusammenhang, und weder das Borgen des Namens noch gar etwa das Aufzeigen rechnerischer Beziehungen ist völlig willkürlich geschehen. Es geschah vielmehr, und zwar ebenso bei Czekanowski wie etwa Pearson oder Dixon, auf Grund einer beschränkten Reihe von sorgfältig, aber natürlich ganz subjektiv ausgewählten und dann als typisch angesehenen Zahlen, die denjenigen Mittelwerten entsprachen, die zu der fraglichen Zeit von den betreffenden Formengruppen bekannt waren.

In dem Augenblick allerdings, wo diese Zahlen erst einmal von der natürlichen lebendigen Ganzheit, an der sie ursprünglich gewonnen waren, losgelöst wurden, begannen sie ein eigenwilliges Sonderleben zu führen. So wurden sie zur Ursache biologisch teilweise begründeter, andererseits aber auch völlig willkürlicher konstruktiver Rechengebilde. Daher entsprechen sie auch nicht den lebendigen Formrassen, deren Namen sie borgen, sondern haben nur einen Teil metrischer Merkmale mit ihnen (und anderen Rassen) gemeinsam. Die Rechenrassen sind also abstrakte rechnerische Konstruktionen mit nur einem losen Zusammenhang mit der sinnlichen Wirklichkeit. Dabei sei an sich nicht be-

stritten, daß auch sie Wirklichkeit sind — nur aber eben rechnerische, nicht gleichzeitig auch sinnliche Wirklichkeit[2]). Die natürlichen Formenrassen als solche aber sind beides, nämlich sobald man die Statistik dazu benutzt, ihre sinnliche Wirklichkeit auch durch die rechnerische Wirklichkeit zu stützen. Es spitzt sich also alles auf die Frage zu: Was ist richtiger — zu sehen oder zu rechnen? Was dient unserem Ziel besser — das Erscheinungsbild oder das Zahlenbild?

Da wird der Statistiker sagen: ich rechne, und Rechnen allein ist exakt, die oft täuschungsvolle sogenannte Wirklichkeit aus subjektiven Sinneseindrücken hat sich dem zu fügen. Richtig ist Rechnen, falsch ist Sehen. Und der Biologe wird sagen: nur was meine Sinne erfassen und was sie als eine lebendige und wirkende Einheit erkennen, das ist auch Wahrheit, die ich mit allen Methoden — und viele werden hinzufügen: nicht auch zuletzt mit den statistischen Hilfsmitteln — zu erfassen, zu klären und zu sichern suche. Das Ziel, die vorausgesetzte Wirklichkeit, ist in dem einen und anderen Falle anders und daher auch das, was als richtig angesehen wird.

So liegt auf der Hand, daß auch viele Rassen, nämlich lebendig existierende Formrassen, die in einigen Fällen schon von den Geographen und Reisenden vor vielen Jahrhunderten beschrieben und erkannt wurden, von dem einen oder anderen Rechensystem überhaupt bestritten werden. Davon wurden beispielsweise die Indiden betroffen, die bereits in der allerersten Rasseneinteilung der Hominiden eine Rolle spielen, nämlich bei Bernier am 24. April 1684. Von dieser Rasse haben später Le Gentil, Tavernier und Grose im 17. und 18. Jahrhundert und besonders auch Goldsmith 1779 und Meiners 1813 ausgezeichnete Beschreibungen geliefert, und Bory hat sie völlig nomenklaturgerecht und nach allen Regeln des Prioritätsgesetzes bereits im Jahre 1825 latinisiert. Man sollte annehmen, daß hier eine allseits anerkannte und allseits bekannte Rasse vorliegt. Aber viele Statistiker lehnen sie ab. Mehr noch: einer derselben, Guha in — ausgerechnet! — Kalkutta, bestreitet nicht nur ihre Existenz, sondern macht mir auch einen Vorwurf daraus, sie angeblich in die

[2]) Nur gestreift sei, was ja schon an anderer Stelle (Z. Rassenk. 1937, S. 80 und im Lehrbuch der Forschung am Menschen 1937, S. 45) bereits hinreichend ausgeführt wurde, daß nämlich neben den Form- und Zahlenrassen, von denen hier die Rede ist, noch Volksrassen als logische und materielle Untersuchungsobjekte bestehen. Neben den Menschengruppen gemeinsamer erblicher Form, die den Inhalt des zoologischen Begriffs der Rasse bilden, gibt es also noch Menschengruppen gemeinsamer erblicher Herkunft, die dem kulturhistorischen Begriff des Volkes — oder genauer Volkskörpers — entsprechen. Diese historischen Volksrassen werden auch als Züchtungskreise erblicher Anlagen aufgefaßt und sind als solche Gegenstand einer bevölkerungswissenschaftlichen oder kulturbiologischen Betrachtung, die von großer wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung ist. Genau wie die Zahlenrassen, so ähneln auch die Volksrassen mitunter wieder den zoologischen Formrassen, ohne ihnen jedoch zu gleichen, und sie borgen sich auch deren Namen, ohne damit dasselbe zu meinen oder hierin den Regeln der biologischen Nomenklaturen zu folgen. Die Entwicklung der Namengebung der Volksrassen ist daher auch einen ganz anderen Weg gegangen. Er beginnt schon bei den ersten und ältesten Klassifikationsversuchen der Antike und des Mittelalters, die Formrasse und Volksrasse in großen Abstammungsgruppen verschmelzen, und führt von Leibniz und Buffon besonders über Meiners, Herder und Prichard, dann Pickering, Gobineau und Chaimberlain zu verschiedenen, meist englisch sprechenden Autoren unserer Tage. Vgl. hierzu auch den nachstehenden interessanten Versuch des führenden Kulturbiologen Scheidt, zwei große Volksrassenkreise als abendländische und morgenländische Zucht gegenüberzustellen.

Anthropologie eingeführt und benannt zu haben. Als wirklichkeitsecht sieht er nur seinen „Typus A" an, der gewisse metrische Ähnlichkeiten mit den Indiden (und natürlich auch einigen anderen Rassen) aufweist.

Ähnlich Michalski, dessen Arbeit wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung nahmen. Auch er bestreitet die Existenz der Indiden, und auch er wirft mir unter Nichtbeachtung der langen naturwissenschaftlichen Geschichte gerade der Indiden vor, daß ich hier ein „künstliches Gebilde" benannt und in die Anthropologie eingeführt hätte. Während aber bei Guha immer noch ein Rechentypus annähernd der lebendigen Rasse entspricht, wird diese von Michalski überhaupt aufgelöst und auf mehrere andere Rechentypen verteilt. Diesmal sind es allerdings nicht die Rechentypen der Pearsonschen, sondern die der Czekanowskischen Voraussetzungen, und sie haben sich außerdem die Namen lebendiger Formrassen zugelegt. Die Berechtigung für ein solches Auflösen lebendiger Einheiten durch rechnerische Operationen leitet sich natürlich jeweils von den aprioristisch, also willkürlich, angenommenen Ausgangszahlen ab. Unter den Voraussetzungen des Systems von Czekanowski, das für Michalski als Ausgangspunkt dient, befinden sich nun solche aprioristisch angenommenen Ausgangszahlen für die Indiden deshalb nicht, weil es in einer Zeit der Anthropologie entstand, wo man sich um die Indiden so gut wie gar nicht kümmerte. Außerdem stehen sich die rein metrischen Werte bestimmter ausgewählter Merkmale von Indiden, Orientaliden und Mediterranen sehr nahe. Gerade auf diese willkürlich herausgegriffenen Merkmale aber stützt sich das ganze System als solches und mußte natürlich zu dem Schluß kommen: dieses und jenes metrische Merkmal ähneln sich, also liegt der gleiche Typus vor — der gleiche statistische Typus nämlich. Nur ist dieser eben etwas ganz anderes als der lebendige Rassentypus. Die morphologischen Einzelmerkmale dieser drei Rassen sind sich auch keineswegs ähnlich. Aber da sie auf Grund willkürlicher Auswahl von der Statistik ausgeschlossen werden, gelten sie als nichtexistierend. Daraufhin wird von statistischer Seite gefolgert, daß hier eine besonders auffällige Täuschung — aber nicht etwa der Statistiker, sondern der Biologen vorläge. Seit Jahrhunderten haben diese von einer Rasse geredet, haben sie gar schon vor über einem Jahrhundert lateinisch nomenklaturgerecht benannt — und diese Rasse existiert nicht einmal im Rechensystem! So haben gewissermaßen sinnenbefangene Anthropologen aller Nationen einem sinnlichen Scheingebilde nachgehangen.

In der mathematischen Wirklichkeit ist aber für derartige Täuschungen kein Platz, wie Michalski feststellt. Die Nachrechnung des v. Eickstedtschen Materials auf Grund der Systemvoraussetzungen ergibt vielmehr eindeutig, daß die Indiden vorwiegend aus Orientalen (lies Rechenorientalen) sowie Mediterranen nebst Mediterranoidalen (lies Rechenmediterranen) bestehen. Es sind also Rechenrassen, die gefunden wurden. Dagegen wäre an sich gar nichts einzuwenden, wenn diese nicht den Anspruch erheben würden, alleinige Existenzberechtigung zu besitzen. Denn aus der Tatsache, daß die in dem System berücksichtigten „Orientalen" und „Mediterranen" mit den nicht berücksichtigten Indiden in einer bestimmten systembevorzugten Anzahl von Merkmalen übereinstimmen, wird geschlossen, daß sie als selbständige Gruppe nicht existieren. Es sind das diejenigen Ähnlichkeiten mehr gröberer und proportionsbezogener Art, auf die sich bekanntlich in der biologischen Anthropologie der

Gürtel der sog. europiden Südrassen gründet, den eben diese drei Formengruppen bilden. Und es geht wohl etwas weit, nun auf Grund einiger willkürlich herausgegriffener metrischer Ähnlichkeiten die Existenz einer Formengruppe von immerhin mehreren hundert Millionen Menschen einfach bestreiten zu wollen.

Tatsächlich kommen die Indiden auch bei Michalski noch indirekt in das Schema hinein, obwohl er sie so sehr bestreitet. Denn seine Gruppe der „Mediterranoidalen", die scheinbar nur eine Nebenform der Mediterranen sind, stellen in Wirklichkeit die statistische Parallelform der Indiden dar. Das geht trotz vieler — und ja methodisch auch durchaus verständlicher — Abweichungen aus der von Klimek 1932 veröffentlichten Rechenrassenkarte hervor. Die Mediterranoidalen nehmen dort den größten Teil Indiens ein. Von dieser Seite allein gesehen, löst sich die ganze Kontroverse in die Frage auf, welche Namen natürlicher Rassenformen von der Statistik zur Bezeichnung ihrer rechnerischen Typen geborgt werden sollen oder dürfen. Denn es hat nicht mehr viel Sinn, eine und dieselbe Form als solche nur wegen verschiedener Benennung zu bestreiten, und sie dann schließlich doch wieder selbst durch ein nomenklatorisches Hinterpförtchen hereinschlüpfen zu lassen. Deshalb war es wohl auch einfacher, rundweg jede Parallelität abzulehnen.

Für die Verschiedenartigkeit der Schau von statistischer und biologischer Seite her ist es aber bezeichnend, wenn Michalski wörtlich die biologische Form der Indiden als ein „zweifellos künstliches Gebilde" von „viel mehr anthropogeographischem als anthropologischem Charakter" bezeichnet. Denn hier wird von einem Statistiker die biologische Existenz als solche ausdrücklich als etwas künstliches und nur die rechnerische Existenz als natürlich bezeichnet. Biologische Formengruppen, mit denen Anthropologie, Zoologie und Botanik, also die Naturwissenschaften überhaupt arbeiten, werden nur noch als räumliche Einheiten zugelassen. Die Natur wäre demnach unnatürlich und nur natürlich, was am Schreibtisch nach selbstgewählten Merkmalen kombiniert wurde. Daraus muß man weiterhin folgern, daß als richtige Anthropologie nur das angesehen werden kann, was in statistischen Systemen errechnet wird, und richtige Naturwissenschaft begänne dann erst mit der Statistik. Eben dies wurde übrigens — was eingeschaltet sei — von einem anderen anthropologischen Statistiker auch ausgesprochen und gedruckt. Aber das geht wohl doch etwas zu weit.

Genug der allgemeinen Voraussetzungen statistischer und biologischer Schau. Nur einige Einzelheiten seien jetzt noch kurz berührt. Eigentlich ist meiner alten Arbeit (der autodidaktisch angefertigten Erstlingsarbeit eines jungen Kriegsmediziners) viel zu viel Ehre angetan worden, wenn sie einer Neubearbeitung durch die Lemberger statistischen Methoden für würdig erachtet wurde. Damals versuchte ich nur durch Maße, somatischen Vergleich und Kombinationstafeln zwei Typen in meinem Material zu unterbauen, die mir aus meinem ziemlich langen Zusammenleben mit den Sikh wohlbekannt waren. Bergbewohner und Ebenenbewohner zeigten handgreifliche Unterschiede, boten gewissermaßen Standorttypen dar. Noch wagte ich es nicht, diese schon mit Rassen in Verbindung zu bringen, sondern nur mit zwei historischen Gruppen, nämlich den Altbewohnern des Punjab und den im zweiten Jahrtausend nachdrängenden Gruppen. Ferner hob ich unter anderem — was wirklich keine große wissen-

schaftliche Leistung war — die wohlbekannten großwüchsigen Sikh, die man in allen Häfen und Hauptstädten des Britischen Weltreichs antrifft, als ein weiteres und zunächst nur wegen seiner absoluten Größe auffallendes Formelement ab. Daher auch die Bezeichnung als „makrosome" Individuen. Erst 1932 gingen dann alle diese drei Typen oder Elemente in der altbekannten und altbenannten Rasse der Indiden auf.

Bei der Neubearbeitung wird nun nach den eigenen Worten des Verf. die Hauptaufgabe darin gesehen, aus dem seinerzeit von mir beigefügten metrischen Zahlenmaterial und ohne Ansehung der lebendigen Typengruppen selbst eine „Aussonderung der orientalen Rasse im Gebiet des weißen Asiens" vorzunehmen. Die hier gesuchten „Rechenorientalen" lehnen sich offenbar an diejenige biologische Form an, die zuerst nomenklatorisch gültig von Bory 1825 als Homo arabicus, dann synonym und mithin ungültig von J.B. Fischer 1829 als Homo orientalis bzw. ab Broc 1836 von zahlreichen Autoren als orientalische Rasse bezeichnet wurde. Ihr Typus ist unter den Nordindiden aller Schattierungen, also unter Sikh, Todas u. a., zweifellos vertreten, was ja auch schon wiederholt untersucht und festgestellt wurde, wie sie denn überhaupt zu den biologisch einigermaßen gut bekannten Gruppen gehören.

Die „Rechenorientaliden" jedoch, die aus meinem alten Zahlenmaterial herausgerechnet werden sollen, und die darin zu suchen sich Michalski ausdrücklich aufmacht, sind ihm statistisch bisher nur aus Untersuchungen an Juden und Afrikanern bekannt. Auch hier mußten sie erst nach vorgefaßten Annahmen aus stark gemischten Gruppen „ausgesondert" werden. Eine eigene und selbständige statistische Kennzeichnung dieser „Rechenorientalen" nach einer richtigen, wirklichen und kennzeichnenden Gruppe lebendiger biologischer Orientaliden aus etwa Arabien gibt es also überhaupt noch nicht. Was hypothetisch als eine orientale Rechenkombination vorausgesetzt wurde, das also zog der Autor, wie er sagt, „nach dem Augenschein" aus den Zahlen meiner Sikh heraus. Dabei verzichtete er also auf die in Lemberg sonst übliche Methode der durchschnittlichen Differenzen, vielleicht wohl deshalb, weil 76 Personen dafür schon ein etwas zu umfangreiches Material darstellen. Aber warum eigentlich dieses Tasten und Suchen an Mischgruppen und fremdem Zahlenmaterial, warum überhaupt dieses Operieren im Dunkel spekulativer Zahlenhypothesen? Ein einziger klarer Blick auf eine Gruppe Sikh zeigt doch, woran man ist! Danach mag man gern rechnen.

Den Kern der Frage, der sich damit erhebt, sieht auch Michalski selbst bereits, nur zieht er noch nicht die Folgerungen. Sagt er doch, daß von mir „physiognomische Nuancen zum Range von Merkmalen erhoben, andererseits wesentliche Unterschiede auf die Stufe von Lokalunterschieden herabgesetzt" würden. Die Wertung der Merkmale hier und da, bei biologischer Schau und bei rechnerischer Arbeitsweise, ist also verschieden. Es liegt an der Auswahl der Merkmale, daß sich ein Unterschied zwischen dem ergibt, was augenscheinlich und lebendig vor dem Beobachter steht, und dem, was nachträglich aus wenigen Zahlen am Schreibtisch herauskombiniert wird. Der Nur-Statistiker — wir können hier wieder ganz allgemein sprechen — sucht nur einige wenige Merkmale aus, meist nur nach dem Kriterium der leichten Verfügbarkeit und mathematischen Handlichkeit, und erklärt sie dann für einzig, unabänderlich und — das ist das Entscheidende — gleichwertig. Sie müssen, weil dies das

Wesen des Systems ist, in jedem Fall in gleicher Weise angewandt werden. Aber die natürlichen Rassen sind nun keineswegs immer in den gleichen Merkmalen verschieden, sondern bald in der Körperhöhe, bald in Nasenindex und Hautfarbe, bald in Lippenform oder Gesamtproportion. Und das ist der Grund, warum alle statistischen Systeme immer wieder an der Natur vorbeigreifen und bald nur ein Zipfelchen der Wahrheit erfassen, bald die Wirklichkeit überhaupt nicht greifen können.

Der Ganzheitsbiologe sucht deshalb nicht Einzelheiten und starre gleichmäßige Voraussetzungen, sondern sucht die ganzen lebendigen Individuen selbst zu erfassen. Nicht einige wenige, sondern alle augenfälligen Unterschiede der natürlichen lebenden Gruppen werden verglichen, und je stärker dann ein Merkmal die Unterschiede der Rassen betont, desto wertvoller ist es ihm. Die Körperhöhe ist bei Nordischen und Dinariern nahezu gleich und gilt ihm in diesem Falle wenig, die Nasenform, die recht verschieden ist, gilt ihm dagegen viel. Gewiß gehört die letztere zugegebenerweise nur zu den „physiognomischen Nuancen". Aber warum sollen physiognomische Unterschiede geringwertiger sein als metrische Unterschiede — wenn sie schon einmal vorhanden sind? Es liegt doch nur an unseren Methoden, daß wir sie nicht sicher messen können, nicht an ihnen selbst und ihrem biologischen Wert. Gewiß wird auch im Beispielsfalle die Körperhöhe, ein sonst und an sich theoretisch zweifellos sehr wichtiges Merkmal, zugegebenerweise „im Rang herabgemindert". Aber beides geschieht unter dem sinn- und tatsachengemäßen Gesichtspunkt der differentialdiagnostischen Wertigkeit. Und naturwissenschaftliche Vergleiche müssen nun einmal differentialdiagnostische, d. h. unterschiedsfeststellende Methoden anwenden, und sie müssen sie elastisch von Fall zu Fall anwenden, weil Fall von Fall verschieden ist. Wir müssen der Natur folgen, nicht sie belehren wollen.

Die starre Statistik dagegen, wie obige Bemerkungen wieder bestätigen, kennt keine andere Richtlinie als die subjektive Auswahl. Wahl am Objekt steht der Wahl vom Subjekt gegenüber. Hier wird lebendige Ganzheit zu erfassen versucht, dort nur einer willkürlichen und willkürlich starren Gruppe weniger Maße Wertigkeit zugesprochen. Was sollte, um einem Nachbargebiet ein Beispiel zu entnehmen, etwa ein Zoologe tun, der Tiger- und Löwenschädel (die sich bekanntlich in den Grundmaßen nahezu gleichen) zu einer statistischen Bearbeitung erhält, zu einer ebensolchen statistischen Bearbeitung mit einigen vorgefaßten und vorgeschriebenen Maßen? Er müßte erklären, daß seine armen Kollegen mit der Unterscheidung von Felis leo und tigris einer sinnlichen Täuschung verfallen waren, und er könnte vielleicht auch noch darauf hinweisen: genau wie die nicht minder bedauernswerten Ganzheitsanthropologen mit ihren Indiden.

Aber Starrheit, Statik und Statistik können nun einmal nicht das vielfältige, fließende, veränderliche Leben fassen, nicht allein und nicht so. Es muß zu Irrwegen führen, wenn man ein paar Maßen am Schädel von Tiger und Löwe oder z. B. der Körperhöhe bei Nordischen und Dinariern den g l e i c h e n Erkenntniswert zuspräche, der Nasenform aber gar keinen, und es muß ebenso zu Verwischungen führen, wenn bei Orientaliden und Indiden z. B. der ähnliche Kopf- und Gesichtsindex als grundsätzlich natürliche Gleichheit aller Merkmale heraufgewertet und auf die tatsächlichen Unterschiede, auf die „physiognomischen Nuancen", überhaupt verzichtet wird. So entstehen Zahlenrassen.

Und aus diesen werden dann noch Mischtypen gebildet — Zahlenmischlinge, papierene Zahlenmischlinge.

Ganz besonders stark wendet sich aber Michalski auch gegen meine oben erwähnte Gruppe der „makrosomen“ Sikh. Ausdrücklich sagt er von diesen: „Die makrosomatische Gruppe von E. v. Eickstedt ist ein künstliches Gebilde, dem kein Gegenstück in der untersuchten Population entspricht.“ Für ihn gibt es also die großwüchsigen Sikh nicht. Die Lemberger Methode findet sie nicht, daher existieren sie auch nicht — alle Gegenrede wäre fruchtloses Beginnen, denn sie sind ja ein „künstliches Gebilde“. Ich habe diese künstlichen Gebilde nun vieltausendmal in ihren stattlichen Khakiuniformen und dem hohen Turban vor den britischen Regierungspalästen stehen sehen, in Kalkutta oder in Port Said, in Rangoon, Bombay, Singapore oder Hongkong, habe mich tausendmal über diese prächtigen martialischen Gestalten gefreut, oft mit ihnen und immer wieder gern in ihrem weichen Hindi geplaudert, wenn sie in irgendeinem Weltwinkel, in Siam oder China, erfreut und glücklich darüber waren, daß sie jemanden trafen, der ihre Heimat, Sitten und Sprache kannte. Sie waren also alle künstliche Gebilde? Weniges fällt dem Europäer wohl mehr im Osten auf, als diese Prachtgestalten der indischen Eliteregimenter, die ragend als Posten vor den Schlössern des Vizekönigs von Indien und ragend als Polizisten über dem Gewimmel der kleinen Asiaten in den Großstädten der Straits stehen, oder die gütig von oben aus dem bärtigen Gesicht herablächelnd die Gäste in die Dancings von Singapore und Hongkong einlassen. Nicht ohne Recht wurden sie doppelsinnig „die Wächter des britischen Weltreichs“ genannt. Ein einziger von ihnen schlägt hundert kleine Südasiaten in die Flucht. Diese „Makrosomen“, waren sie wirklich nur Sinnestäuschung? Sind das alles künstliche Gebilde gewesen? Die Statistik sagt es. Michalski versichert es eindeutig und ernsthaft.

Kommen wir zum Schluß. Es wird kaum einen Anthropologen geben, der Einwände dagegen hätte, daß sich ein beliebiges, sagen wir: mein Sikh-Material, aus dem Czekanowskischen Rechentypus $\varkappa$ und dem Czekanowskischen Rechentypus ε zusammensetzt. Das Mißverständliche tritt erst ein, wenn diesen Rechenrassen auch Leben eingehaucht werden soll und sie neben ihren berechtigten statistischen Eigennamen auch noch die Namen biologischer Formrassen adoptieren wollen. Diese beiden haben nur gewisse Ausschnitte, und auch diese nur unter bestimmten Bedingungen gemeinsam, und können in anderen — wie gerade den oben gezeigten und besonders eindrucksvollen Fällen der Indiden und der „Makrosomen“ — gänzlich voneinander abweichen. Deshalb glaube ich auch, daß sehr viele Forscher Bedenken haben werden, wenn eine derartig dogmatische Feststellung gemacht wird, wie die, daß altbekannte und höchst auffällige Formengruppen als „zweifellos künstliche Gebilde“ bezeichnet werden. Es gäbe keine Indiden? Es gibt keine Rechenindiden in der Czekanowskischen Statistik, weil er sie nicht aufstellte. Es gibt aber lebendige Indide, die seit Jahrhunderten die Anthropologen und Laien gesehen haben. Und man kann doch wohl nicht gut eine so geradezu banale Erfahrungstatsache einfach wegrechnen wollen.

Im Grunde genommen aber haben, darüber muß man sich klarbleiben, gewiß beide Methoden ihre Berechtigung, sowohl das statistische Kombinieren wie das biologische Beobachten. Und es hat sich eigentlich oft genug schon in

der Wissenschaft gezeigt, daß die eine Methode nicht ohne die andere auskommen kann. Es werden nur oft abweichende Wege eingeschlagen, von dem einen, weil er gern rechnet, von dem anderen, weil er dies nicht mag. Hat aber jede Methode als solche Seinsberechtigung, so erst recht ihre Verbindung. Die Gegensätze sind ja keineswegs unüberbrückbar. Im Gegenteil, aus der Verbindung von beiden Methoden erwächst erst eine gleichzeitig naturwahre und statistisch gesicherte Forschung. Allerdings muß dabei die Schau an erster Stelle stehen, die Wirklichkeit selbst. Man kann der Natur nicht vorschreiben, wie sie sein soll, sondern man muß versuchen sie zu verstehen, wie sie ist. Das Verstehen kann dann allerdings nicht ohne die Hilfe der Zahl geschehen. Sie allein — wenn auch nicht ihre Anwendungsweise — ist gefühlsfrei. Es kommt also auf die lebendige Verbindung von Erscheinung und Zahl an. Das versucht die Ganzheitsanthropologie. Wie sie im einzelnen dabei methodisch vorgeht, wie sie nach Vergleichswert und Menge sorgfältig aufgebaute Diagnosen als Rassenformeln zur Grundlage nimmt, um die lebendige Ganzheit des Typus zu erfassen, und wie sie mit eigenen statistischen Kontrollmethoden die Erscheinung und darüber hinaus ihr Wesen und Wirken sicher zu erkennen versucht, ist schon wiederholt dargestellt worden (Z. Rassenk. 1935—1939). Das ist ein Weg, der gleichzeitig biologisch lebensnah und statistisch gesichert ist, und das ist daher der Weg, auf dem die typologische Anthropologie weiterkommen wird, wenn sie will.

Die im Titel gestellte Frage: Rechnen oder Sehen? ist also als rhetorische Frage aufzufassen. Für sich allein führt keine der beiden methodischen Möglichkeiten zur gesicherten Erkenntnis. Die Antwort auf die Frage liegt in einer anderen Formulierung. Es muß heißen: Sehen und Rechnen!

Breslau, im Juli 1939.

Die europäischen Rassen, ihre Zuchträume und ihre Kulturleistungen

Von

Walter Scheidt, Hamburg

I.

Rassensystematik ist zwar nicht die Hauptaufgabe der Rassenbiologie. Wer außerhalb der fachwissenschaftlichen Forschungsarbeit steht, erwartet aber gerade rassensystematische Belehrungen, weil er in erster Linie erfahren will, wo er selbst in einer rassenkundlich betrachteten Menschheit seinen Platz angewiesen erhalte. Das wird immer so bleiben. Es kann uns deshalb nicht ganz gleichgültig sein, was für rassensystematische Versuche in der öffentlichen Meinung Beachtung finden. Nach dem Wert solcher Lehren wird, wie unberechtigt auch immer, der Wert oder Unwert der wissenschaftlichen Rassenbiologie beurteilt. Da man im letzten Jahrzehnt rassensystematische Versuche bis in die

kleinsten Einzelheiten strittigster (und auch belanglosester) Fachforschungsfragen zum Gegenstand gemeinverständlicher Lehrabsichten gemacht hat, konnte es nicht ausbleiben, daß das Bild des fachwissenschaftlichen Rassenforschers in der öffentlichen Meinung vergleichsweise das Bild eines kurzsichtigen Gelehrten geworden ist, der an einer Kolossalstatue subtilste Kleinigkeiten mit der Lupe betrachtet und von Punkt zu Punkt eine tüftelige Karte der Oberflächenbuckel zusammenstellt, ohne auch nur einen Teil des geformten Ganzen zu übersehen. Das Publikum hat diese kurzsichtige Lupenschau eifrig nachgemacht, ist dieses Spieles aber um so schneller müde geworden, als es nicht ahnen konnte, wie sich das Ganze aus größerer Entfernung ansehe. Es ist deshalb vielleicht angezeigt, künftigen gemeinverständlichen Darstellungsversuchen einen weit größeren Abstand vom Objekt anzuraten und, als Entschädigung für viele erlittene Enttäuschungen, Hinweise zu geben, die dafür nützlich sein können.

Die selektionistische, am Züchtungsvorgang ausgerichtete Abgrenzung des Rassenbegriffes (1) versteht unter Rasse einen herausgezüchteten Komplex von Erbanlagen. Dieser Begriff hat in der praktischen Anwendung viele Vorteile. Man kann mit ihm nicht nur von der Rasse (= rassischen Beschaffenheit) eines Menschen sprechen, indem man diejenigen seiner Erbanlagen namhaft macht, welche er deshalb hat, weil die Bevölkerungen, denen seine Vorfahren angehörten, auf diese Eigenschaften gezüchtet worden sind (die er also nicht hätte, wenn seine Vorfahren anderer „Herkunft" wären). Man hat ferner eine klare Bestimmung des reinrassigen, d.h. in allen rassischen, also gezüchteten Erbeigenschaften reinerbigen Menschen und kann, ohne Rücksicht auf diese Frage der Reinrassigkeit, als vollrassige Menschen alle diejenigen, welche sämtliche zu einer bestimmten Rasse gehörigen Anlagen (rein- oder ungleicherbig) besitzen, von den teilrassigen Menschen unterscheiden, welche nicht alle Eigenschaften einer Rasse in sich tragen, ohne daß sie deshalb Rassenmischlinge zu sein brauchen, weil sich Teilrassigkeit weit öfter als Ausleserückstand oder als Erbänderung, nur seltener als Folge einer Rassenmischehe in einer nicht rassenreinen Bevölkerung (also einem Rassengemenge) erklärt (2). Vor allem aber verbietet der selektionistische Rassenbegriff die (aussichtslose) Suche nach „Rassengrenzen". Denn Zuchträume als Lebensräume, in denen eine bestimmte Zuchtrichtung herrscht, sind natürlich geographisch fast niemals scharf begrenzt, zumal da sie weitweitgehend von den Wirkungen des beweglichen (!) geistigen Kulturgutes abhängen (2).

Diese Begriffsbestimmung, mit allen ihren Folgerungen und Zusammenhängen als allgemeine Rassenbiologie herausgearbeitet, ist nichts anderes, als der geformte Kern der ganzen exakten Erblichkeits- und Ausleseforschung der letzten 80 Jahre. Er hätte auch ohne alle anthropologische Forschung entstehen können. Um so wertvoller ist er für diese Forschung, besonders dadurch, daß die allgemein genetischen Erkenntnisse von vornherein wenig Hoffnung lassen, einwandfreie Zuchtergebnisse anders als bei großräumiger und zeitlich weitgespannter Betrachtungsweise zu finden. Zwar werden sich sicher auch in kleinen Lebensräumen Züchtungsvorgänge abspielen. Aber es wird nur selten möglich sein, sie am körperlichen und geistigen Erscheinungsbilde nur einer Generation schlüssig nachzuweisen. Die Ergebnisse unserer



umfangreichen rassenkundlichen und kulturkundlichen Landeserhebungen scheinen mir weit mehr dies als irgend etwas anderes zu beweisen.

Wenn man von großzügigen, weitabständigen Versuchen einer europäischen Rassensystematik spricht, wird man Gobineau, Chamberlain und Günther nennen. Deniker, Beddoe und andere lassen sich deshalb nicht in diesen Zusammenhang bringen, weil ihre Systeme aus der kennerschaftlichen Nah- und Kleinarbeit entstanden und vom Beschreibungsgedanken der „physischen Anthropologie", beengt sind. Die drei anderen, außerhalb der Naturforschung entstandenen Systeme aber lassen deutlich eine fortschreitende Besonderung erkennen: von Gobineaus Idee der „arischen Rasse" zu Chamberlains „germanischer Rasse" und von dieser zu Günthers Umprägung und schärferer Fassung des Begriffes der „nordischen Rasse". Dieser Wandel ist nicht nur Folge und Ausdruck einer Abklärung der Begriffe „Volk" und „Rasse". Er ist zweifellos auch eine Verminderung des Abstandes vom Objekt. Chamberlain (so auch Wilser u.a.) zog seine Betrachtung viel stärker auf Mitteleuropa zusammen, Günther die seinigen (besonders anfangs) auf den nordeuropäischen Zuchtraum. Eine andere beachtliche Eigenart dieser drei großen Versuche ist die Tatsache, daß alle drei das seit den Zeiten des Humanismus bestehende europäische Geschichtsbild mit den darin anerkannten kulturellen Wertmaßstäben übernahmen und als gültig bestehen ließen.

II.

Im Laufe meiner eigenen Forschungsarbeiten (3), beim Aufbau der Bevölkerungs- und der Kulturbiologie (4) und in der Folge einer näheren persönlichen Kenntnis nahorientalischer und mediterraner Länder, nicht zuletzt über geschichtlichen Studien kam ich zu der Überzeugung, daß

1. Kultureuropa der kleinste Komplex von Lebensräumen ist, für die zur Zeit eine Rassensystematik in ganz großen Zügen begründet werden kann;
2. die künftige biologische Geschichtsforschung im europäischen Geschichtsbild zwei grundhaft verschiedene Hälften aufzeigen wird, in welchen die geschichtstragenden Völker des Morgenlandes mit der antiken Kultur wesenseigentlich verschieden erscheinen von den Trägern der abendländisch-europäischen Geschichte;
3. diese morgenländisch-abendländische Polarität alle lebenswichtigen Rassenunterschiede Europas in sich begreift.

Als einer der ersten hat wohl F. Lenz klar und deutlich herausgestellt, daß der Unterschied zwischen nordischer und vorderasiatischer Rasse (deren Aufstellung auf A. Retzius bzw. F. v. Luschan zurückgeht) den wesentlichsten und wichtigsten europäischen Rassenunterschied bedeutet. Es ist seitdem und seit Günthers ersten Versuchen oft unternommen worden, diesen Unterschied besonders im Geistigen beschreibend auszudrücken. Dabei ist die autistische Haltung, die Ungeselligkeit und Amusie auf seiten der nordischen, die Betriebsamkeit, die händlerische Begabung und der starke Erwerbssinn auf seiten der vorderasiatischen Rasse besonders hervorgehoben worden. Ich habe versucht, diese mehr in besonderen einzelnen Äußerungsseiten der Wesensart und mehr beispielhaft gedachten, unterschieds-

kennzeichnenden Züge auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen (5), da mir scheint, daß die Art der seelischen Äußerung bei Menschen vorderasiatischer Rasse wesentlich den Charakter einer beschwörenden, zauberhaften, suggestiven Beeinflussung, beim nordischen Menschen hingegen den des erkennenden und durchschauenden Eindringens und der sachlichen Bewältigung habe. (Näheres dazu a. a. O.) Alles, was von diesen seelischen Unterschieden (mehr oder weniger solid) bekannt ist, fügt sich sehr gut einer solchen psychologischen Erklärung. Insbesondere ist daraus auch jene rassentypische Lebensgestaltung abzuleiten, welche der vorderasiatische Mensch nicht nur als Händler, sondern überhaupt und allgemeiner als „Menschenbehandler“ und „Betreiber“, der nordische Mensch hingegen als „Dinggestalter“ und „Werker“ sucht, und welche sich so deutlich in den Berufen und sozialen Stellungen ausweist, wenn die rassisch vorwiegend und wesensbestimmt vorderasiatischen Juden als aufdringlichstes Beispiel für den nordisch-vorderasiatischen Unterschied gebraucht werden. (Daß gerade eine solche Deutung und psychologische Ableitung zum Bewußtsein bringt, wie sehr die rassenfremde Wesensart der Juden in Mitteleuropa durch den besonderen Volkstumszusammenhang ihres Stammes zur Auswirkung gebracht wurde, wie sehr also die Judenfrage außer einer Rassenfrage auch eine Frage der kulturellen Zuchtraumveränderung ist, mag hier nur nebenzu angemerkt werden.) Wenn aber diese psychologische Deutung des nordisch-vorderasiatischen Unterschiedes angestammter Wesensart das Richtige trifft und der einheitlichen Wurzel vieler Verhaltenserscheinungen irgendwie nahekommt, so müßte sie auch zu einer leitenden Annahme für die rassenbiologische Betrachtung und Klärung der europäischen Kulturgeschichte werden. Ich habe mir deshalb bei der Aufnahme solcher Studien die Frage vorgelegt, ob und wie sich etwa die wesensartliche Hinwendung des vorderasiatischen Menschen zur Menschenumwelt, diejenige des nordischen Menschen zur Dingumwelt bzw. zur gesamten nicht-menschlichen Umwelt in der Geschichte, besonders in den kulturellen Leistungen ausgedrückt habe. Das — freilich erst in den Haupttatsachen und großen Umrissen gestützte — Ergebnis sehe ich jetzt so:

Die Geschichte der europäischen Völker, gerechnet von den ersten überlieferten Geschichtsstoffen (der assyrisch-babylonischen Reiche) bis zur Gegenwart zerfällt bei jener rassenpsychologischen Blickrichtung über Erwarten deutlich in zwei scharf geschiedene Hälften: Die erste, welche als Geschichte des Morgenlandes bezeichnet werden kann, reicht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, hat ihre Schauplätze im nahen Orient und in den östlichen Mittelmeerländern und ist ausgezeichnet durch zahlreiche staatliche Organisationen von hoher Machtblüte, häufige und gewaltige Machtverlagerungen, höchste Blütezeiten aller künstlerischen und geselligen Kultur, durch eine mächtige, anderenortes und zu anderen Zeiten kaum je erreichten Vollkommenheit aller sprachlichen Ausdrucksform als des menschlich universellsten Mittels suggestiver seelischer Beeinflussung, im engsten Zusammenhang damit auch durch einen Kult alles Magischen und Zauberhaften, der sich in allen Blütezeiten zu Staatsreligionen und zu großen, im Wort wurzelnden Begriffsphilosophien entwickelte. Das herrschende Wort, die Schönheit aller Form, die Welt des Zaubers und die Organisation des Staatswesens bilden den wesentlichen Inhalt aller antiken Kultur. Was ihr so gut wie ganz fehlt, ist

die nüchterne Naturerkenntnis und die darauf aufgebaute technische Naturbewältigung. Von den primitiven, rein empirisch gefundenen Lebenshilfen der ältesten Reiche bis zu denselben Mitteln und Kenntnissen am Ende des römischen Imperiums, also durch fast 200 Generationen, ist kein irgendwie nennenswerter Fortschritt in der geistigen und werkenden Eroberung der Welt (Natur) zu verzeichnen. Die wenigen Ansätze aber, welche dazu in der Antike sichtbar werden, erscheinen in einem sehr erleuchtenden Licht, sobald man der Herkunft ihrer Schöpfer nachgeht: Diese nicht dem magischen Wort verfallenen Ausnahmen der antiken Geisteswelt stammen aus den westlichsten Kolonien (Syrakus, Ober- und Mittelitalien) der alten Orientreiche, während die Träger des schlechthin antiken Geistes fast alle in Kleinasien und den vorgelagerten Inseln (also nicht einmal in Griechenland) geboren sind. Muß man schon darin eine beweiskräftige Bestätigung jener leitenden Annahme sehen, so stärkt sich die Deutung zu völliger Gewißheit, wenn man feststellt, daß alle sachliche, magiefreie und wortunabhängige Naturerkenntnis und Naturbewältigung schlagartig da beginnt, wo Völker vornehmlich vorderasiatischer Rasse mit solchen vorwiegend nordischer Rasse zusammenstoßen, und zu einer Zeit, welche das Ende (gleichsam den Alterstod) der bedingungslos vorderasiatischen Geistesführung bedeutet: in Oberitalien, aus den dort vorhandenen und den dorthin eingeströmten Kräften und ersten Leistungen, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, völlig unabhängig (und unbeachtet!) von der gleichzeitigen Erneuerung des vorderasiatischen Wortgeistes im Humanismus und in der Renaissance. An dieser Wende (man kann als Jahr sogar ziemlich genau zutreffend das Jahr 1543 nennen) beginnt die zweite, von abendländischen Völkern getragene Hälfte der europäischen Geschichte, welche in knapp zwölf Generationen mit unerhörten Leistungen der Naturerkenntnis und der Naturbewältigung, in einem gigantischen Kampf gegen die mächtige Tradition der Antike, die Geschichte Europas zur Weltgeschichte schlechthin macht und damit auch die europäischen Völker über den Entwicklungsstand aller übrigen, trotz hoher Sozialgebilde und wunderbarer Kunstleistungen immer und überall primitiv-magischen Völker der Welt hinaushebt. Eine genauere Untersuchung der Blutsquellen, aus denen die Schöpfer dieser „modernen" Welt hervorgingen, zeigt dann Fall für Fall, daß nicht ein einziger von diesen welterobernden Männern aus dem europäischen Osten, keiner aus dem Süden der Mittelmeerländer, erst recht keiner aus dem nahen Orient stammt. Auch kein einziger Jude ist an dem ganzen Entdeckungs- und Erfindungswerk beteiligt. Die Schicksale der großen Naturforscher und Techniker aber liefern geradezu überwältigende Beweise für die zutiefst andere Lebenshaltung und Weltanschauung dieser Rasse. Was man bisher nur aus allgemeinen Eindrücken und Erfahrungen über die Ungeselligkeit und Menschenabständigkeit, die ausschließliche Naturzuwendung, den sachlichen, vom Nutzen her völlig uninteressierten Erkenntnisdrang des nordischen Menschen im Gegensatz zur künstlerisch einfühlenden, lebhaften Anteil nehmenden, geselligen, verkehrsbetriebsamen Handel- und Wandel-Lust des vorderasiatischen Menschen sagen konnte, findet in diesen Schicksalen der abendländischen Naturforscher und Techniker eine vielfältige und überzeugende Illustration.

So erweist sich die Geschichte der Naturforschung als die Geschichte des abendländischen Geistes schlechthin. Selbstverständlich bleiben die Werke der

antiken Kultur, welche sich durch die Verbindungsbrücke der Renaissance im Künstlerischen des Wortes, der bildnerischen Gestaltung und der Musik in die abendländische Welt und Zeit hinein fortsetzen, von dieser Erkenntnis ebenso unberührt, wie die machtpolitischen und sozialgeistigen Wertungen der antiken und der modernen Menschenorganisationen, Staatsformen und Handelsnetze. Die biologisch-historische Erkenntnis der wahren Sachverhalte zwingt den unvoreingenommenen Beobachter aber dazu, jene Kulturleistungen im Bereich der Menschengesellung als wesenseigene Leistung des morgenländischen Menschen anzuerkennen, für die rassischen Schöpferkräfte des abendländischen Menchen aber entschieden und vorbehaltlos die Erschaffung aller wirklichen Naturerkenntnis und Naturbewältigung in Anspruch zu nehmen. Das bedeutet die Richtigstellung zweier sehr schwerwiegender Irrtümer von Gobineau bis Günther: Da jene Versuche eines lebensgesetzlichen Bildes der europäischen Geschichte von Geisteswissenschaftlern unter der Meinungsherrschaft des wesentlich vorderasiatischen Geistes humanistischer Bildung erstellt worden sind, erlagen sie der Versuchung, auch die menschengeselligen Kunstleistungen und Worttriumphe der Antike dem „schöpferischen", d. h. dem nordischen Menschen zuzuschreiben und von jener im Morgenland beheimateten Überheblichkeit der „Geistes"-Philosophie auf Naturforschung und Naturbewältigung als auf etwas Ungeistig-Minderwertiges mit mehr oder minder deutlicher Verachtung herabzusehen. Damit ist der fundamentale Wesensunterschied zwischen dem magisch-naturhörigen und dem technisch-naturherrischen Menschen übersehen, das morgenländische Geschichtsbild aber unbemerkt in die abendländische Welt herübergeschmuggelt worden.

III.

Die Ergebnisse der Naturforschungsgeschichte erscheinen mir in ihrer Bedeutung für die Umgestaltung des europäischen Geschichtsbildes wichtig genug, um daraus auch die leitende Annahme für künftige rassensystematische Versuche herzuleiten, zumal da diese Annahme mit dem, was heute von der rassenkundlichen Fachkennerschaft gestützt werden kann, sehr gut in Einklang zu bringen ist. Zu den gesicherten Anschauungen gehört vor allem die Annahme eines Zuchtraumes der nordischen Rasse mit dem Brennpunkt in Nordwesteuropa und eines solchen der vorderasiatischen Rasse mit dem Brennpunkt in Kleinasien. Für die Übergänge dieser beiden Zuchträume ineinander zeugt die ganze europäische Geschichte unserer Zeitrechnung. Mannigfache vergleichende Untersuchungen, besonders auch solche vorgeschichtlicher Skelettreste (6), haben ferner immer wieder gezeigt, daß eine nahe Verwandtschaft (wahrscheinlich eine wurzelgleiche Herkunft) nordischer und sogenannter mediterraner (westmittelländischer) Rasse anzunehmen ist. An die Entdeckung der vorderasiatischen oder armenoiden Rasse in Kleinasien durch F. v. Luschan hat sich seine und anderer Autoren Abgliederung der damit nächstverwandten dinarischen Rasse und die der „orientalischen" Rasse (E. Fischer) angeschlossen. Dahingegen ist die Annahme einer sog. alpinen Rasse, ebenso diejenige der sog. ostischen Rasse Günthers durch neuere Forschungen immer zweifelhafter geworden. Ich bin der Überzeugung, daß es sich bei den betreffenden Erscheinungsbildern um den Habitus bestimmter (pyknischer, zykloider)

Konstitutionen, aber nicht eigentlich um Züchtungsergebnisse handelt. Im Bereich des Ungeklärten bleibt zunächst neben vielen weiteren Unterteilungen wohl auch die Annahme einer sog. ostbaltischen oder hellen Ost-Rasse, wie überhaupt die Frage nach dem Anteil zentralasiatischer („mongolider") Anteile an der rassischen Beschaffenheit europäischer Völker.

Dies alles, zusammen mit den psychologischen und biologisch-historischen Umrissen eines europäischen Lebensbildes spricht dafür, die Polarität der europäischen Rassenverhältnisse deutlicher und mit sichtbarem Anklang an die großen geschichtlichen Lebensräume herauszustellen. Ich möchte deshalb vorschlagen, den für Europa wichtigsten Rassenunterschied durch die Bezeichnungen einer „abendländischen" oder okzidentalen und einer „morgenländischen" oder levantinischen[1]) Rasse zum Ausdruck zu bringen. Da jedoch die dafür verantwortlichen Zuchträume größer sind als diejenigen, nach denen bisher (wenigstens in den letzten 50 Jahren) in Europa Rassen bezeichnet worden sind, wäre ein anderer Name für diese großen Züchtungsergebnisse wünschenswert. „Große" Rassen oder „Hauptrassen" oder „Rassenkreise" sind unzweckmäßige Bezeichnungen, da sich die „Größe", von der dabei die Rede ist, weder an den Rassen (Erbanlagengruppen) noch an Menschengruppen, sondern nur im Zuchtraum findet. Ich schlage deshalb vor, die Zuchtergebnisse der größten nachweisbaren Zuchträume als „Selektionen" (Zuchten), die der nächstkleineren als „Rassen", die der noch kleineren aber (wie schon früher [3]) als „Schläge" zu bezeichnen. (Das Wort „Selektion" ist sprachlich eine Parallele zum Terminus „Variation" der älteren Systematik.) Das ergibt folgenden Entwurf einer europäischen Rassensystematik, soweit sie heute begründet werden kann:

I. **Abendländische Selektion** (Zucht) (H. europ. occident.)
  1. Nordische Rasse (H. europ. occid. nord.)
    b) Nordisch-binnenskandinavischer Schlag[2])
    a) Nordisch-atlantischer Schlag[2])
    c) und weitere Schläge (Unterscheidung zur Zeit fraglich).
  2. Westmittelländische Rasse (H. europ. occid. mediterr.)
    Einteilung in Schläge zur Zeit fraglich.

II. **Morgenländische Selektion** (Zucht) (H. europ. levantin.)
  1. Vorderasiatische Rasse (H. europ. asiat.)
    a) Armenoider Schlag (v. Luschan)
    b) Dinarischer Schlag
    c) und weitere Unterscheidungen (zur Zeit fraglich).
  2. Ostmittelländische Rasse (H. orient. [Fischer])
    Einteilung in Schläge zur Zeit fraglich.

Von diesem Skelett ist zunächst, hinsichtlich der Lebensbedeutung und des Wertes für die biologische Geschichtsbetrachtung, für weitere Kreise nur die Unterscheidung der abendländischen von der morgenländischen Zucht des europäischen Menschen wichtig. Die nahe Ursprungs- und Wesensverwandtschaft der beiden bis jetzt wohlerkannten Rassen der abendländischen Selektion verdient ebenso nachdrücklich betont zu werden wie die Wesensfremdheit aller

[1]) In Rücksicht darauf, daß E. Fischer den Terminus „orientalisch" bereits für einen besonderen Schlag der vorderasiatischen Rasse vergeben hat.
[2]) Im Anschluß an meine früheren Ergebnisse (3).

Rassen und Schläge morgenländischer Zucht. Frucht und Nutzen aber wird aus solchen oder ähnlichen speziellen Rassenlehren in erster Linie dann zu erwarten sein, wenn eine lebensgerechte Umgestaltung des europäischen Geschichtsbildes die unvergleichliche Weltbedeutung der abendländischen Natureroberung ins rechte Licht rückt und damit den Untergang des morgenländischen Geistes auf abendländischem Boden endgültig besiegelt.

Schriftenhinweise: Ich habe im Text Verweisziffern angebracht, um hier am Schluß einige meiner früheren Arbeiten anzugeben, in welchen ich über den betreffenden Punkt ausführlicher gehandelt habe, als es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich gewesen wäre. — 1. Der Begriff der Rasse in der Anthropologie und die Einteilung der Menschenrassen. Natur und Mensch, Jahrg. III, 1923, S. 377. — Allgemeine Rassenkunde. München 1925. — Rassenkunde. Leipzig 1930. — 2. Ein Modell des Rassenbegriffes und die Darstellung rassischer Zuchträume. Altonaische Zeitschrift 1933, Bd. 4. — Zur Theorie der Auslese. Zschr. ind. Abst. u. Vbgsl. 1928, Bd. 46, S. 318. — Annahme und Nachweis von Rassenvermischung. Zschr. Morph. Anthrop. 1928, Bd. 27, S. 94. — 3. Monographien in der „Deutschen Rassenkunde" und den „Lebensgesetzen des Volkstums". — Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa. Stuttgart 1930. — Das Erscheinungsbild der nordischen Rasse. Arch. Rassenbiol. 1933, Bd. 27. — 4. Monographien. — Kulturbiologie. Jena 1930. — Die Lebensgeschichte eines Volkes. Hamburg 1934. — Die Sprachoberfläche der Seele. Hamburg 1936. — 5. Die nordische Rasse. In „Die nordische Welt". Berlin 1937. — 6. Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. München 1924.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Zum „Rätsel" der Blutgruppen. Erwiderung an Walter Scheidt

In der Veröffentlichung „Das Rätsel der Blutgruppen"[1]) macht sich der Genetiker Scheidt Gedanken darüber, ob die „theoretische Erklärung" der Serologen (über die Isohämagglutination) ein befriedigendes Bild von den Vorgängen gibt.

Diese Gedanken werden den tatsächlichen serologischen Vorgängen nicht gerecht. Scheidt, der sich nach seinen eigenen Angaben nicht, wie der Serologe, von irgendwelchen serologischen Erfahrungen leiten lassen kann, weil er solche Erfahrungen — ebenfalls nach seinen eigenen Angaben — nicht hat, kommt auf Grund seiner Überlegungen zu einer theoretischen Erklärungsmöglichkeit, die an sich sehr interessant sein mag, z. B. für die Erklärung der serologisch als unspezifisch anzusehenden Pseudoagglutination. Von dem Ergebnis seiner Überlegungen sagt Scheidt wörtlich: „Es kann keine Annahme zur Erklärung serologischer Erscheinungen sein", mit anderen Worten: auch dieses Ergebnis kann keine Annahme sein, die ein befriedigendes Bild von den Vorgängen gibt.

Ja, warum hat dann Scheidt seine Theorie überhaupt aufgestellt? Wie er selbst sagt: nur, um eine Frage an den Serologen zu stellen, „ob bzw. inwieweit der Serologe diese Theorie als erklärungswertig für seine Erfahrungen ansehen kann".

Diese Frage muß ich, da sie nun einmal als Ergebnis erkenntnistheoretischer Überlegungen gestellt worden ist, unmißverständlich beantworten. Meine Antwort lautet: Die von Scheidt dargebotene Theorie kann *nicht* als erklärungswertig für die serologischen Erfahrungen angesehen werden. Folgende serologischen Vorgänge und Tatsachen werden durch den Versuch einer anderen Theoriebildung nicht erklärt.

1. Die klassischen Blutgruppeneigenschaften des Menschen, A und B (Isoagglutinogene, Rezeptoren), sind nicht allein in den Erythrozyten, sondern in fast allen Organen der diese Eigenschaften in den Blutkörperchen aufweisenden Menschen nachgewiesen worden. Frei von Rezeptoren sind lediglich die Chorionzotten der Pla-

[1]) Scheidt, W.: Das Rätsel der Blutgruppen. Z. Rassenk. X, 79—87, 1939.

zenta; strittig ist der Rezeptorgehalt von Hirn, Rückenmark, Augenlinse und Liquor cerebrospinalis. Der Nachweis der Rezeptoren in den Körperzellen erfolgt durch Bindung der agglutinierenden Serumeigenschaften (Isoagglutinine, Antikörper) an blutfrei gewaschene Gewebesuspensionen der Organe. Gewebesuspensionen von Individuen der Gruppe O binden weder Anti-A noch Anti-B; das Anti-A wird nur durch Gewebesuspensionen, die von A- oder AB-Individuen stammen, das Anti-B nur durch solche, die von B- oder AB-Individuen stammen, elektiv gebunden (Agglutininbindung).

Die Körperzellen werden nicht, wie die Erythrozyten, agglutiniert; die Blutkörperchen führen, bevor sie erkennbar agglutiniert werden (sekundärer Vorgang), primär zu einer Antikörperbindung.

2. In zahlreichen Sekreten und Körperflüssigkeiten, Tränen, Speichel, Magensaft, Mastdarmschleim, Samenflüssigkeit, Urin, Schweiß, Serum, ist bei den die Rezeptoren A oder B (bzw. beide) in den Blutkörperchen aufweisenden Personen gelöste Gruppensubstanz A bzw. B (bzw. beide) vorhanden. Die gelöste Gruppensubstanz, die im Serum bei allen Individuen ihrer Gruppe, im Speichel, Magensaft und Urin bei den sog. „Ausscheidern" vorhanden ist, wird dadurch nachgewiesen, daß diese Flüssigkeiten die Agglutinationswirkung der Antikörper spezifisch aufheben (Agglutinationshemmung).

3. Aus blutfrei gewaschenen Organen und den Blutkörperchen sind die Gruppensubstanzen durch bestimmte Lösungsmittel extrahierbar; die in das Lösungsmittel — meist Alkohol — übergegangenen Gruppensubstanzen reagieren mit ihren homologen Isoantikörpern und vom Versuchstier gewonnenen Immunantikörpern.

4. Gekochte Blutkörperchen und Organsuspensionen bekannter Gruppenzugehörigkeit sind, ebenso wie frische Suspensionen, imstande, die ihren Rezeptoren entsprechenden Antikörper aus den benutzten Isoseren und Immunseren elektiv zu binden. Gekochte Blutkörperchen werden nicht agglutiniert; d. h. der sekundäre Vorgang der erkennbaren Zusammenballung bleibt aus, es tritt nur die primäre Antikörperbindung ein.

5. Mehrfach mit Alkohol extrahierte Suspensionen der gleichen Blutkörperchen und Organe sind nicht mehr bzw. nur noch in minimalem Ausmaß zu einer solchen elektiven Bindung der gleichen Antikörper befähigt.

6. Die an frische oder gekochte Suspensionen oder Blutkörperchen gebundenen Antikörper können mit den bei anderen Antikörperreaktionen gegenüber korpuskulären Bestandteilen üblichen Methoden, z. B. der Hitzeabsprengung, aus den antikörperbeladenen Suspensionen zurückgewonnen werden

7. Durch Immunisierung von Tieren (Kaninchen, Ziegen, Hämmel, Meerschweinchen, Ratten und Mäuse) lassen sich neben menschenart-spezifischen Antikörpern gruppenspezifisch reagierende Immunantikörper gewinnen.

8. Diese gruppenspezifischen Immunantikörper vom Versuchstier, ob sie nun durch Injektion von frischen oder gekochten Blutkörperchen, ob sie durch Injektion von frischen oder gekochten Organsuspensionen oder durch Injektion von alkoholischen Extrakten (in Form der Kombinationsimmunisierung) erhalten worden sind, reagieren in der gleichen Weise gruppenspezifisch.

Das sind einige — nicht alle — Vorgänge, die man kennen muß, wenn man mit erkenntnistheoretischen Überlegungen zu anderen Theoriebildungen kommen möchte.

Diese serologischen Tatsachen, die die Gruppeneigenschaften A und B als qualitativ verschiedene Eigenschaften des gesamten menschlichen Organismus erweisen und der Scheidtschen Auffassung, daß die serologische Erklärung der Isohämagglutinationserscheinungen Theorie sei, entgegenstehen, können durch die von Scheidt skizzierte Hypothese ihre Erklärungen nicht finden.

Werner Fischer

(Aus der Serodiagnostischen Abteilung [Prof. Dr. Werner Fischer] des Instituts für Infektionskrankheiten „Robert Koch", Berlin).

Immer noch Rätsel der Blutgruppen. Antwort an Werner Fischer

Es ist überaus dankenswert, daß Kollege Fischer auf einige von den Fragen zu antworten sucht, die ich an die Serologie gestellt habe. Aber es ist offenbar sehr schwer, sich von der herrschenden Theorie frei zu machen. Fischer gibt wieder diese Theorie, nicht Vorgänge; Deutungen, nicht Beobachtungen. Die beobachteten Vorgänge, die er meint, widersprechen meiner Theorie keineswegs. Es sind, soviel ich sehe, diese:

1. Körperzellen werden im gruppenfremden Serum nicht geballt. Sie verändern lediglich jenes Serum so, daß es danach auf ballbare Blutkörperchen weniger oder gar nicht wirkt (1.). Diese Veränderung kann durch Hitze rückgängig gemacht werden (6.).
2. Körperzellen und Blutkörperchen verändern sowohl in frischem (3.) wie in gekochtem Zustand (4.) Suspensionsmittel (z. B. Alkohol) so, daß diese mit entsprechenden ballbaren Blutkörperchen reagieren. Diese Veränderung ist mit denselben Körperzellen oder Blutkörperchen nur ein- oder einigemal, dann nicht mehr zu erzielen (5.).
3. Zahlreiche Sekrete und Körperflüssigkeiten können, einem die Blutkörperchen ihres Trägers ballenden Serum zugesetzt, die ballende Wirkung dieses Serums ganz oder teilweise aufheben (2.).
4. Durch die Vorbehandlung mit Menschenblut kann man das Serum von Versuchstieren so verändern, daß es die gruppenspezifische Wirkung des Menschenblutes tut (7. u. 8.).
5. Die erwähnte verändernde Wirkung auf Sera und Suspensionsmittel bringen nach den bisherigen Beobachtungen nur die Chorionzotten der Plazenten nicht hervor (1.). —

Ich sehe nicht, welche von diesen Beobachtungen dazu zwänge, Stoffe im Sinne der Landsteiner-Hirschfeldschen (letztlich wohl Ehrlichschen) Theorie anzunehmen. Ich sehe auch nicht, welche davon meiner Annahme widerspräche, daß es sich bei den Reaktionen und ihren Veränderungen um die Wirkung von Zuständen der elektrolytischen und der chemischen Dissoziation handeln könnte. Daß von allen Zellen des Organismus nur Blutkörperchen geballt werden, hingegen die allermeisten Arten von Körpersäften ballend bzw. ballungshemmend wirken können, spricht sehr für meine Annahme, die Suspension bzw. Ballung der Blutkörperchen hänge mit ihrer Form zusammen. Die einzige Ausnahme des Gewebes der Chorionzotten von den Ballungswirkungen überhaupt ist ein weiterer Anhaltspunkt dafür, daß beim Zustandekommen der fraglichen Zustände die Wechselwirkungen zwischen mütterlichem und kindlichem Organismus eine wichtige (für Erbtheorien allerwichtigste) Rolle spielen.

Verschiedene andere Fragen, wie z. B. die nach dem Blut, das weder Ballbarkeit noch Ballungsfähigkeit zeigt (im Sinne der Landsteiner-Theorie aber möglich sein müßte), sind noch nicht berührt worden.

Es wäre sehr begrüßenswert, wenn die Serologen selbst ihre Beobachtungen zunächst ungedeutet und frei von den Theorien des Ehrlich-Landsteinerschen Geisteserbes herausstellen wollten. Sie können es selbstverständlich besser als ich. Die Serologie würde dann aufhören, eine Geheimwissenschaft zu sein. Sie könnte auch gewöhnlichen Biologen verständlich werden. Natürlich wollen wir die „Vorgänge" kennenlernen, „die man kennen muß, wenn man mit erkenntnistheoretischen Überlegungen zu anderen Theoriebildungen kommen möchte". Und natürlich möchten wir das lieber, als in blindem Serologielaienglauben auf Landsteinersche Geheimstoffe vertrauen. Darum sei Kollege Fischer für den Anfang, den er geduldig und bereitwillig dazu gemacht hat, noch einmal besonders gedankt. *Walter Scheidt, Hamburg.*

Die Frage des Erbgangs geistiger Begabungen

In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, nicht nur die Vererbung geistiger Begabung zu erforschen, sondern auch einzelne Erbanlagen, die bestimmten Begabungen zugrundeliegen, zu isolieren. Es sei dem Verfasser, der sich selbst an diesen Untersuchungen beteiligt hat, erlaubt, einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Bestimmte Begabungen hinsichtlich ihrer Erblichkeit durch Familien- und dabei gleichzeitig mit Rasseuntersuchungen zu prüfen, ist ein empfehlenswertes Mittel zum Zweck, solange man dies Verfahren nur als eine Vorstufe zur Forschung ansieht.

Viele von denen, die sich mit dieser Tätigkeit beschäftigen, ziehen die musikalische Begabung heran, dabei oft die Bachschen Stammtafeln, und man kann grade hierbei gut erkennen, was fördernd und was falsch ist. Musikalische Begabung ist ein sehr großer Komplex von einzelnen Anlagen, um deren Ermittlung sowohl die Geistes- als auch die Naturwissenschaft bemüht sind, wenn auch noch lange nicht mit einem eindeutigen Erfolge. In den Tafeln, welche die Vererbung der Musikalität und andrer geistiger Begabungen graphisch darstellen, finden wir meistens die Familienmitglieder nach der Höhe der Begabung eingeschätzt und diese mit entsprechenden Zeichen bedacht, etwa schwarzen, halbschwarzen und weißen Kreisen. Das mag nützlich sein, indem es Anreiz zu detaillierterer Forschung gibt, soll vielleicht oft auch nicht mehr bedeuten. Die Zahl der Einzelfaktoren für die musikalische Begabung ist sicher enorm hoch, und kein Musikalischer, nicht einmal ein in dieser Beziehung Hochbegabter, braucht sie alle zu haben. Freilich muß jeder von ihnen, bewußt oder unbewußt, gewisse, wie Mjöen sie nennt, „basale“ Eigenschaften (richtiger Anlagen) haben. Ob es hier wirklich 20 oder mehr oder weniger gibt, vermag ich nicht zu beurteilen. Hier müßte geisteswissenschaftlich, und zwar von der Musikwissenschaft, mitgearbeitet werden. Übrigens können, wenn wirklich 20 „basale“ Faktoren da sein sollten, mehrere durch nur ein Gen bedingt werden. Mir hat bisher, wenn auch natürlich nur als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, die Teilung der gesamten Musikalität in 5 Teile gefallen. Sie stammt von geisteswissenschaftlicher Seite und macht einen sehr logischen Eindruck. Valentin Schäfer spricht vom 1. dem sensoriellen, den Tonempfindungserregungen und Tonempfindungen, 2. dem retentiven, dem Gedächtnis für Qualitäten usw., 3. dem synthetischen, dem Sinn für Melodie, Motiv, 4. dem motorischen, der Übertragung des Klangbildes auf Stimme und Instrument und 5. dem ideativen, der Fähigkeit, Tongebilde und eine nicht akustische Idee miteinander zu verbinden. Grade aus dieser Einteilung ersieht man, daß Musikalischen die eine oder andre Anlage auf ihrem Gebiet fehlen kann. Das ist wegweisend und beweist zugleich, daß die Geisteswissenschaft die biologische Vererbungswissenschaft nutzbringend unterstützen kann.

Man wird förmlich auf einzelne Anlagen gestoßen oder wenigstens auf kleinere Gruppen von ihnen, wenn man einzelne Musikalische prüft. Man findet z. B., daß motorische und ideative Anlage durchaus nicht immer vereint sind. Mancher Komponist kann bei seinen Schöpfungen des Probierens des Klangbildes auf einem Instrument nicht entraten, beherrscht dies aber trotzdem oft nicht, und daß die wenigsten Musikalischen komponieren können, ist eine Binsenwahrheit. Wenn gar behauptet wird, daß Musikalität sich dominant vererbe, so verstößt das gegen die Grundregeln der Vererbungswissenschaft, denn nicht eine Begabung, die aus vielen Teilen besteht, vererbt sich, sondern das tun die Einzelanlagen, aus denen sie besteht. Natürlich können auch Koppelungen und Korrelationen vorkommen, aber das ändert an der Grundfrage nichts.

Es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß der eine oder andere musikalische Erbfaktor rezessive Beschaffenheit hat, wie ein besondrer für das Zustandekommen der Begabung zum Komponieren. Es könnte wohl möglich sein, daß diese an sich seltener ist, weil sie durch besonders viele Gene bedingt wird, etwa durch die zu 1—3 und 5 benannten. Aber man könnte dem auch entgegenhalten, daß die ausübende auch etwa vier Gruppen, und zwar 1—4 verlangt, gleichwohl aber bedeutend häufiger als die kompositorische ist. Bei der Familie Bach ist die kompositorische Begabung allerdings recht häufig, aber auch dort nicht so stark vorkommend wie die ausübende, und es liegen zudem ungewöhnlich gute Voraussetzungen für dies Auftreten vor, da Bach zwei musikalische Frauen hatte. Jedenfalls zeigt der Fall des Komponisten Carl August von Weber, daß die ideative Begabung mindestens einen Sonderfaktor haben muß. Er hatte aus erster Ehe mit einer nicht oder recht wenig musikalischen Frau zwei Söhne, die nicht mehr als gute musikalische Interpreten werden konnten, aus zweiter Ehe mit einer hochmusikalischen Frau, einer Sängerin, einen Sohn, der bedeutender Komponist war, viel bedeutender als sein Vater (Carl Maria). Ob die zweite Frau ideativ begabt war, scheint nicht ermittelbar zu sein. Daß sie nicht komponiert hat, ist kein Gegenbeweis, denn der Entwicklung höherer Funktionen auf dem Gebiete der geistigen Veranlagung war die damalige Zeit für Frauen nicht günstig. Denkbar wäre in diesem

Falle auch geschlechtsbegrenzte Vererbung, dabei die Frau als Konduktor. Endlich könnte Peristatisches in Frage kommen, da bei zusammenlebenden Personen, namentlich Eheleuten, der stärker begabte oder sonstwie dominierende Teil den minderbegabteren in der Weise unterdrücken kann, daß letzterer nicht an genügende Fähigkeit bei sich glaubt, er also einen Minderwertigkeitskomplex bekommt und demzufolge auf Tätigkeit verzichtet.

Aus den vielen für diesen Einzelfall gezeigten Möglichkeiten geht m. E. hervor, daß man allmählich, besonders wenn man ähnlich gelagerte Fälle heranzieht und vergleicht, sehr wohl zu einer Auffindung von wirklichen Genen auch auf dem Gebiet der geistigen Begabung kommen kann. Immerhin steckt die Analyse der Begabungsfaktoren noch in den Kinderschuhen. Es haben sich darin einige wie Schultze-Naumburg und auch der Verfasser versucht. Ersterer hat aber bei Erwähnung von zwei meiner Arbeiten auf diesem Gebiet etwas übersehen, wenn er sagt, daß ich nicht zu einer Analyse der Begabung vorgedrungen sei. Ich habe vielmehr z. B. in meiner Arbeit über die drei Schweizer Dichter eine ganz ausführliche Zerlegung vorgenommen, indem ich ein Allelenpaar, Romantik-Realismus, die bei Meyer und Bitzius rein, bei Keller als Erben von beiden Eltern in Mixovariation auftreten, wohl mit Recht als nicht mehr teilbare Anlagen angenommen und ihre Wirkung als intermediär festgestellt habe, und zwar in recht ausführlicher Weise. Die Komponenten der dichterischen Begabung habe ich in ähnlicher Art in einer weiteren Arbeit (Nr. 1, Band 5) dieser Zeitschrift behandelt. Dagegen kann ich einzelnen Zergliederungen Schultze-Naumburgs nicht folgen bzw. von ihm als Anlagen bezeichnete Begabungen nicht als Faktoren ansehen. So ist „dichterischer Sinn", wie von mir wiederholt bemerkt und nachgewiesen, ein ziemlich bunter Komplex und kann als solcher nicht einen bestimmten Erbgang haben. Das kann eben nur bei Einzelheiten der Fall sein. Auch der Erwerbssinn dürfte genisch verschieden bedingt sein, wie bei Schizothymen und Ziklothymen, da er sich bei diesen nach Anlage und Auswirkung verschieden äußert. Auch der Humor hat je nach diesen beiden Formen verschiedene Art, die nur auf Verschiedenartigkeit der Gene beruhen kann. Ich unterscheide einen „trocknen" bei den Schizothymen, der feiner und zurückhaltender ist, während der „nasse" bei den Zyklothymen derber, aber auch harmloser und vergnügter auftritt. Eine Erklärung rein durch Abstufungen erscheint hier nicht richtig. Intelligenz halte auch ich nicht für einen Faktor, sondern für etwas polymer bedingtes; sie ist in meinen Augen nur ein Ausdruck für bessere Begabung.

Das letzte Wort über solche Begabungskomponenten ist natürlich noch nicht gesprochen, namentlich da sie meist heuristisch gewonnen sind und dann sorgsame Nachprüfung nötig haben, durch welche die bisherigen Ergebnisse modifiziert werden können.

Dr. Dr. C. v. Behr-Pinnow.

Literatur

Fischer, E.: Rasse und Vererbung geistiger Eigenschaften. Z. Morph. XXXVIII, 1—9, 1939. — Schultze-Naumburg, B.: Die Vererbung des Charakters. Beih. Z. Rassenk. VIII, 50 S., Stuttgart 1938. — v. Behr-Pinnow, C.: Über Geigenbauernfamilien. Arch. Rass. Ges. Biol. XXI, 284—310, 1929. — Ders.: Vererbung bei Jacob Burckhardt. Arch. Klaus. IX, 1—25, 1934. — Ders.: Die mathematische Begabung in der Familie Bernoulli. Arch. Rass. Ges. Biol. XXVII, 395—412, 1933. — Ders.: Die Vererbung bei den Dichtern A. Bitzius, C. F. Meyer, G. Keller. Arch. Klaus. X, 257—312, 1935. — Ders.: Methodologisches über die Erforschung geistiger Erbanlagen. Z. Rassenk. V, 1—19, 1937.

Die Anamnese in der anthropologischen Forschung

Wenn ein herabstürzender Balken die Nasenknochen gebrochen und einen stark eingesunkenen Nasenrücken erzeugt, wenn ein Verkehrsunfall ein Bein verkürzt und damit die Bestimmung der Standhöhe unsicher gemacht hat; wenn Kropf einen erhöhten Halsumfang bedingt, wenn jemand einen Kahnschädel oder Turmschädel aufweist, wenn ein Lungensteckschuß die Leistung am Spirometer auffällig vermindert, so sind diese Ausnahmen in jeder anthropologischen Untersuchungsreihe mit Selbstverständlichkeit auf dem Meßbogen notiert worden. Von hier aus, wie von den auf

Charakter des Berufs (Sitzberufe, Freiluftberufe u. ä.) oder Art und Dauer sportlicher Übungen abzielenden, ebenso selbstverständlichen Fragen an den Probanden ergibt sich zwanglos der Übergang zu einer planmäßigeren Berücksichtigung der Anamnese in der Anthropologie. Sie wird um so unumgänglicher, je mehr die Anthropologie des Großstadtbewohners ins Blickfeld der Forschung rücken wird und je mehr diese Forschung neben der Form die Funktion einbezieht. Materialsammlung zur Anthropologie der Stadtbevölkerung von Breslau wird seit Jahren von den Mitarbeitern des Anthropologischen Instituts Breslau unter Leitung von Prof. Dr. E. Freiherr v. Eickstedt betrieben (bisher rund 2000 Probanden), daneben sind Ansätze zu einer Stadtanthropologie in Düsseldorf (Donay)[1], Stuttgart (Gastpar)[2], Wien (Brezina, Lebzelter, Rosenfeld, Wastl u. a.)[3] usw. gemacht worden.

Innerhalb der dörflichen Gemeinschaft haben die Träger konstitutioneller Auffälligkeiten oft auch soziologisch eine Sonderstellung und sind deshalb nicht zu übersehen. Das muß im ungleich stärker differenzierten Erwerbsleben der Stadt nicht notwendig der Fall sein. Anthropologische Stadtuntersuchungen, auf deren Notwendigkeit und Dringlichkeit erst jüngst wieder hingewiesen wurde (Hellpach)[4], sind also nicht denkbar ohne Erkennung solcher Abartungen, die z. B. bei Großstadtkindern im Reifealter bis zu einem Fünftel des gesamten Menschenmaterials ausmachen können (Bober)[5]. Die Aufzeichnung von „Stigmata" (Faltenzunge, Vierfingerfurche, Steilgaumen, Hutchinson-Zähne, Zahnstellungsanomalien, Epikanthus, Behaarungsanomalien u. ä.) ist aber ohne Wert, wenn nicht Angaben über die Vorgeschichte des Individuums ihre sinnvolle Einordnung ermöglichen. Das, wozu hier angeregt werden soll, läßt sich am besten mit den Worten Zellers[6] als „Konstitutionsanamnese" kennzeichnen, die sich von der üblichen medizinischen Anamnese[7] dadurch unterscheidet, daß sie „nicht dahin zielt, die anamnestischen Bedingungen eines bestimmten Krankheitszustandes zu erfassen, sondern, daß sie die Voraussetzungen der psychophysischen Person, gleich ob gesund oder krank, an einer Reihe markanter Daten feststellen will". Für Kinder und Jugendliche ist die Anleitung von Zeller zu solchen Erhebungen über die „Vorgeschichte" des Probanden um so brauchbarer, als sein „Handbuch der jugendärztlichen Arbeitsmethoden" auch mit Kapiteln über „Psychophysiologische Konstitutionsdiagnostik" (W. Jaensch) und „Rassenbiologische Diagnostik des Jugendarztes" (B. K. Schultz) einer möglichst vielseitigen Erfassung des Individuums im Sinne des Anthropologen entgegenkommt. Es wird gezeigt, daß zwei Wege zur Erlangung anamnestischer Angaben führen: Die Befragung — bei Kindern der nächsten Angehörigen —

---

[1]) Donay: Rassische Struktur der Bevölkerung von Groß-Dortmund. Diss. Kiel, unveröff. (nach freundl. briefl. Mitt. vom Kaiser-Wilhelm-Institut f. Arbeitsphysiologie Dortmund).

[2]) Gastpar: Ergebnisse der Ehestandsdarlehen-Untersuchungen 1933/34 in Stuttgart. „Volk und Rasse" IX, 234—242, 1934.

[3]) Literaturangaben bei Geyer, E.: Der Stand der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark. In: Hesch-Spannaus: Kultur und Rasse. München 1939, 80/87. Hierzu: Brezina, E.: Über die Körperbeschaffenheit von Wiener Lehrlingen verschiedener Berufe. Z. Konst.Lehre XIV, 493—498, 1929; Brezina, E. und Lebzelter, V.: Über Habitus und Rassenzugehörigkeit von Wiener Schmieden und Schriftsetzern. Z. Konst.Lehre XIII, 1—41, 1928; Corvin, A: Über die Beziehungen der Blutgruppen zu einigen Rassenmerkmalen der Wiener Bevölkerung. Z. Rassenphysiol. X, 129—144, 1938; Rosenfeld, W.: Untersuchungen an Wiener Jugendlichen 1919—1921. Z. Konst.Lehre XV, 694—731, 1931.

[4]) Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart 1939. Vgl. den Abschnitt I: „Typik (Anthropologie, Konstitutionskunde) der Großstadtbevölkerung".

[5]) Bober, H.: Paradentalbefunde bei Schulkindern. Dtsch. Zahnärztl. Wschr. 42, 1—10, 1939.

[6]) Zeller, W. und Mitarb.: Handbuch der jugendärztlichen Arbeitsmethoden. Bd. I, Leipzig 1938. Vgl. Abschnitt C 1: Somatologische Konstitutionsdiagnostik, von W. Zeller.

[7]) Grund, G.: Die Anamnese. Psychologie und Taktik der Krankenbefragung. Leipzig 1932.

und die Beschaffung objektiver Befunde aus Berichten früherer Untersuchungen. Worauf die Befragung sich zu richten hätte, kann hier nur in Stichworten unvollkommen angedeutet werden: Schwangerschafts- und Geburtsverlauf, Stillen, Zahnen, Gehen- und Sprechenlernen, Krämpfe, Rachitis, Bettnässen über das 3. Jahr hinaus, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten usw., Unfälle, Operationen, Schulleistungen, Liebhabereien. Wie wesentlich solche Angaben sind, läßt eine Arbeit von Schneider[8]) über Hypophysen-Zwischenhirnschwächlinge erkennen, die gerade in frühester Jugend immer den einen oder anderen charakteristischen Zug („Durstkinder!") zeigten, während sie körperlich — d. h. in ihrer mit anthropologischen Mitteln faßbaren Erscheinung — eine außerordentliche Variation aufweisen und nur röntgenologisch durch die Verknöcherung der zwischen den Klinoidfortsätzen der Sella turcica ziehenden Bänder charakterisiert sind („Sellabrückenträger"). Eben diese Arbeit lehrt in ihren Krankengeschichten, welche Angaben über das Kindesalter hinaus zu sammeln wären: Menarche, Heirat, Libido, Geburten, Klimakterium; Berufsneigung, -tätigkeit, Berufsschäden, Ermüdbarkeit, Alkohol, Nikotin, Freizeitgestaltung u. a. Sinnvolle Beschränkung der Fragen ist ebenso möglich wie ihre Ausdehnung auf die Sippe des Probanden (Erblichkeitsfragen), die Entscheidung darüber fällt vom Ziel der anthropologischen Untersuchung her.

Art und Anzahl der benötigten Angaben machen die Anamnese mit wachsendem Lebensalter mühevoller, und mit Recht fordert Zeller, es müsse „mit der Zeit eine immer bessere Organisation allgemeinster Art geschaffen werden, die es ermöglicht, die Ergebnisse aller vorangegangenen Untersuchungen, möglichst auch mit Angaben über Länge, Gewicht und Entwicklungszeichen, ohne Schwierigkeiten in die Hand zu bekommen". Der Anthropologe ist an dieser Organisation (ein Ansatz ist im Gesundheitspaß des Amtes für Volksgesundheit gegeben) in gleicher Weise interessiert. Denn die Anamnese in der Anthropologie wird die Mühe des Untersuchers zwar verdoppeln, den Erkenntnisgewinn jedoch vervielfachen!

Was übrigens die Schwierigkeiten betrifft, zu den erwähnten Angaben über Länge, Gewicht und Entwicklungszeichen usw. durch systematisch wiederholte Reihenuntersuchungen zu gelangen — bereits 1936 erörtert Fürst[9]) die Frage, wer sich dieser Arbeit unterziehen solle, und Jaensch (s. o.) betont, daß z. B. sinnesphysiologische Konstitutionszeichen wie die Nachbild-Größenmessung nach Emmert „natürlich im normalen Arbeitsgang jugendärztlicher und schulärztlicher Tätigkeit nicht ohne weiteres unterzubringen" sind und der Jugendarzt hierfür Mitarbeiter gewinnen müsse —, so muß einmal die Möglichkeit erwogen werden, den Anthropologen an dieser Stelle im öffentlichen Gesundheitsdienst einzubauen, ist doch gerade in bezug auf die Reifezeichen Vorarbeit von Anthropologen geleistet worden (Scheidt)[10]) und hat erst jüngst die Methodik eine Verfeinerung erfahren (Weber)[11]). Auf der anderen Seite ist die Anthropologie in ihren Fragestellungen weit über das Somatologische hinausgelangt und berührt sich in ausdruckskundlichen, erbpsychologischen, kulturbiologischen Fragestellungen eng mit jener vom Kliniker gepflegten psychophysiologischen Konstitutionsdiagnostik. Sie kann daher beitragen, späterer Forschung die Beschaffung anamnestischer Angaben zu erleichtern, und schon heute kann ihr die Pflege der Anamnese Erkenntnisse zuführen, denen Anwendbarkeit in der Entwicklungsförderung und Anlagepflege, Berufsauslese usw. lebensdienlichen Charakter verleiht!

H. Grimm, Breslau.

[8]) Schneider, J. A.: Sellabrücke und Konstitution. Leipzig 1939.

[9]) Fürst, Th.: Die Bedeutung der Kontrolle der Gewichts- und Längentabellen bei Kindern und Jugendlichen. Gesundh. u. Erziehg. *49*, 112—116, 1936.

[10]) Scheidt, W.: Somatoskopische und somatometrische Untersuchungen an Knaben des Pubeszenzalters. Z. Kinderforsch. *28*, 71—113, 1923.

[11]) Weber, E.: Beiträge zur Erbphysiologie der menschlichen Haut. Z. menschl. Vererb. Konst.Lehre XXIII, 126—160, 1939.

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Physiologie

Abderhalden, E.: *Rasse und Vererbung vom Standpunkt der Feinstruktur von blut- und zelleigenen Eiweißstoffen aus betrachtet.* Nova Acta Leopold. N. F. VII, 59—79. 1939. (RM. 4.—.)

Dieser Vortrag gibt eine Darstellung von Geschichte und Methode der Abderhaldenschen Abwehrfermentreaktion, die auf der Spezifität der nach parenteraler Eiweißzufuhr entstehenden Fermente beruht. Untersuchungen über Artspezifität wurden bisher hauptsächlich mit der Präzipitinreaktion angestellt. Die Abderhaldensche Reaktion geht aber über die artspezifische Wirkung hinaus bis zu einer zellspezifischen. Verschiedene Schweinerassen konnten durch die A. R. einwandfrei unterschieden werden. Auch das Bastardierungs- und Mutationsproblem wurde in die Untersuchungen einbezogen. Es ist zu erwarten, daß die A. R. der Rassen- und Vererbungsforschung noch wichtige neue Erkenntnisse bringen wird. Chr. v. Krogh, München.

Bischoff, H.: *Über den Einfluß von Ultraviolettbestrahlung auf die Reifungsvorgänge des wachsenden Organismus bei verschiedener Ernährung.* Mschr. Kinderheilk. LXXIII, 300—304, 1938.

Neue Untersuchungen zur Frage des „vorzeitigen Alterns" (vgl. Z. Rassenk. VI, 113, 1937). Nach Rattenversuchen kann UV.-Licht eine durch minimale Ernährung gesetzte Schädigung (schlechte Gewichtsentwicklung, Seltenheit des Östrus) ausgleichen, nicht aber den Eintritt des Östrus vorverlegen. Dies und die Erfahrungen von Marshall und Bowden an Frettchen (welche durch Lichtbehandlung frühreif werden, trotzdem aber ein vorzeitiges Sistieren des Östrus nicht zeigen) spricht gegen Kochs Befürchtung, daß die Entwicklungsbeschleunigung der Jugend zu beschleunigtem Altern mit all seinen bevölkerungsbiologischen Konsequenzen führen muß. Es bleibt die Frage offen, ob in Tierversuchen der Verbrauch an Keimzellen ein unbedingt zuverlässiger Maßstab für den „biologischen Verschleiß" ist. Vielseitige Alterskriterien sind hier notwendig! H. Grimm, Breslau.

Boyd, W. C. and **Boyd, L. G.:** *Sexual and racial variations in ability to taste phenylthio-carbamide, with some data on the inheritance.* Ann. Eugen. VIII, 46—51, 1937.

Die fleißige Arbeit stellt als klarstes Ergebnis die höhere Schmeckfähigkeit der Frauen heraus. Die „rassischen" Untersuchungen werden an typologisch nicht bereinigtem und gegliedertem Material aus Irland, Wales, Nord- und Südrußland, Ägypten u. a. (zusammen über 4000 Personen) durchgeführt und geben einige Hinweise auf rassische Unterschiede. Die Schmeckfähigkeit ist am höchsten in Ägypten, am niedrigsten in Wales. — Möglicherweise dominanter Erbgang. I. Schwidetzky, Breslau.

Abderhalden, E.: *Die Feinstruktur von Eiweißstoffen des Organismus als Ausdruck seiner ererbten Gesamtkörperstruktur.* Scientia LXV, 249—252, 1939.

Boyd, W. C. and **Boyd, L. G.:** *Blood grouping tests on 300 mummies.* J. Immunology XXXII, 307—319, 1937.

***Hirszfeld, L.:** *Les groupes sanguins. Leur application à la biologie, à la médecine et au droit.* 172 S., Masson & Cie, Paris 1938. (Fr. 30.—.)

Sapper, K.: *Über Höhenschichtung und Arbeitskraft tropischer Rassen.* Geogr. Z. XLV, 1—10, 1939.

Steggerda, M.: *Testing races for the threshold of taste, with PTC.* J. Heredity XXVIII, 309—310, 1937.

Whitaker, W. L.: *The question of a seasonal sterility among the Eskimos.* Science LXXXVIII, 214—215, 1938.

Erbkunde

Dahr, P.: *Der erbliche Blutfaktor P.* Umschau XLIII, 883—886, 1939.

Dem Verf. gelang es, ein neues, leicht zu gewinnendes Anti-P-Agglutinin in natürlichem Schweineserum zu finden, das es erlaubt, den von Landsteiner 1927 entdeckten Blutfaktor P weiter zu untersuchen. Bei 101 eineiigen Zwillingspaaren tritt durchweg Konkordanz auf. Untersuchungen an 100 Familien machen wahrscheinlich, daß dem Erbgang ein Genpaar Pp zugrunde liegt. Es werden weitere Familienuntersuchungen durchgeführt, um das neue Ergebnis bald praktisch im Vaterschaftsnachweis einsetzen zu können. I. Schwidetzky, Breslau.

Ffoulkes, E. J. and Etherington, I. M. H.: *Blood group inheritance.* Nature I, 246, 1938.

Verff. glauben, dass den Blutgruppen nicht drei, sondern vier multiple Allele zugrunde liegen und führen einige Befunde an, die diese Annahme stützen können.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Reinöhl, Fr.:** *Die Vererbung der geistigen Begabung.* 2. Aufl. 80 Abb., 290 S., J. F. Lehmann, München/Berlin 1939. (RM 3.20.)

Die zweite Auflage dieses als Sammlung des erbpsychologischen Forschungsmaterials verdienstvollen Buches ist im wesentlichen ungeändert, abgesehen von der Berücksichtigung einzelner Neuerscheinungen, z. B. der Zwillingsuntersuchungen von Graewe und der Feststellungen Newmans über getrennt aufgewachsene Zwillingspaare. Bedauerlich ist, daß die Ergebnisse von Lehtovaara (1938) noch nicht berücksichtigt sind, da hier zum erstenmal größere Zahlen von Zwillingsfällen vergleichend für psychologische Fragen untersucht sind. B. Petermann, Göttingen.

Mogi, E.: *Untersuchung über die sensible Innervation der Handrücken bei den Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVI, 193—227, 1938.

Ders.: *Über die sensiblen Wadennerven bei den japanischen Zwillingen.* Okajimas Fol. anat. jap. XVI, 229—274, 1938.

Kurita, Y.: *Die Dichtigkeit der Körperbehaarung bei den japanischen Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVII, 85—120, 1938.

Tanaka, S. und **Tsuchiya, S.** *Morphologische Untersuchung der Herz-Lungen-Präparate bei 17paarigen japanischen Zwillingen.* Okajimas Fol. anat. jap. XVI, 283—299, 1938.

Tsuchiya, S.: *Über die Länge und den Umfang des Ductus arteriosus Botalli bei den japanischen Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVI, 275—277, 1938.

Ders.: *Über die Größe und das Gewicht des Herzens bei den japanischen Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVI, 279—284, 1938.

Ders.: *Das Arteriensystem des Herzens bei den japanischen Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVII, 163—198, 1938.

Ders.: *Das Venensystem des Herzens bei den japanischen Zwillingsföten.* Okajimas Fol. anat. jap. XVII, 199—225, 1938.

Die Arbeiten stammen aus dem Anatomischen Institut Tokyo und verarbeiten das gleiche Zwillingsmaterial (meist 17 Paare). Die Präparationsbefunde werden ausführlich dargelegt. Soweit Vergleiche zwischen EZ und ZZ möglich sind, scheint Übereinstimmung mit den Ergebnissen von Siebert (vgl. unten) zu bestehen: geringe Konkordanzunterschiede zwischen EZ und ZZ im peripheren Nervensystem (Mogi), größere bei den Eingeweiden (Herz und Lunge). I. Schwidetzky, Breslau.

Siebert, E. O.: *Anatomische Untersuchungen über die Ähnlichkeit bei eineiigen und zweieiigen Zwillingen.* Z. Anat. Entwicklungsgesch. CVIII, 1—30, 1938.

Material: 3 Zwillingsföten (1 EZ, 2 ZZ) im Alter von 5—7 Monaten, die vollständig durchpräpariert wurden, um Material zur Erbbedingtheit anatomischer Merkmale bereitzustellen. Größere, zum Teil eindrucksvolle Konkordanz bei den EZ, aber auch zahlreiche Verschiedenheiten, die nach Häufigkeit und Grad in folgender Reihe zunehmen: Muskulatur, Eingeweide, Zentrales Nervensystem, Hautnerven, Haarwirbel, peripheres Nervensystem. — Sektionsbefund in Tabellenform. I. Schwidetzky, Breslau.

Buzzati-Traverso, A., Jucci, C. and **Timoféeff-Ressovsky, N. W.:** *Genetica di popolazioni.* La Ricerca Sci. Ser. II, I, No. 11—12, 30 pp., 1938.

Fick, R.: *Wiederholte Bemerkungen über die „Vererbung erworbener Eigenschaften bei den stammesgeschichtlichen Umformungen".* Abh. preuß. Akad. Wiss., phys.-math. Kl., I, S.A. 19 S., 1939.

Fischer, M.: *Überkreuzehen.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIII, 232—243, 1939.

Francechetti, A.: *Vererbung und Auge.* (Berichtsjahr 1935/36.) Z. Augenheilk. XCI, 292 bis 320, 1937.

***Kalma, J.:** *De Mensch, een evolutiebeeld.* 255 pp., H. D. Tjeenk Willink en Zoon N. V., Haarlem 1938. (Fl. 4.25.)

McDougall, W.: *Fourth report on a Lamarckian experiment.* Brit. J. Psychol. XXVIII, 321—345, 1938.

Morgan, T. H.: *Human heredity and modern genetics.* J. Franklin Inst. CCXXVI, 373 bis 381. 1938.

Morgan, T. H.: *Human heredity and modern genetics.* Sci. Monthly XLVII, 315—320, 1938.

v. Verschuer, O. Frhr.: *Das Erbbild vom Menschen.* Forsch. Fortschr. XV, 286—287, 1939.

Wilczynski, J.: *Some new generalisations of genotypical formulae for Mendelian expectations.* Biologia Generalis XIV, 47—54, 1939.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Morphologie und Anatomie

Grzybowski, J.: *Etude morphologique et anthropologique sur l'insula de Reil.* Arch. d'Anat. XXV, 113—133, 1938.

Material: Gehirne von 25 Polen, 25 Juden und 20 Japanern. Untersucht werden alle morphologischen Elemente der Insula Reilii. Es ergeben sich einige Unterschiede (z. B. Sulcus centralis, Sulcus longus u. a.), in denen sich die drei Gruppen wechselnd zusammenordnen. Eine statistische Sicherung ist bei den geringen Individuenzahlen nicht möglich. I. Schwidetzky, Breslau.

Landra, G.: *Sulla morfologia del capello presso alcune popolazioni africane.* Riv. Antrop. XXXI, 299—337, 1937.

Sergi, S.: *Il tricocicloforo.* Riv. Antrop. XXXI, 409—410, 1937.

Untersuchung des Haars in verschiedenen Querschnitten wird in der Arbeit von Landra, in Verbindung mit anderen methodischen Verbesserungen der Haaruntersuchung mit dem neuen, von Sergi gebauten Instrument an einem großen Material (65 Acioli, 233 Tebu, 104 Dauada, 137 Tuareg) durchgeführt. Die Ergebnisse des offenbar recht ergiebigen Verfahrens werden in Tabellen und zahlreichen Abbildungen niedergelegt. Es lassen sich nicht nur Europide und Negride, sondern auch verschiedene Misch- und Sonderformen nachweisen. v. E.

Mamelock, A. K.: *Untersuchungen über die äußere Form des Os temporale und ihre Abhängigkeit von der ganzen Schädelform.* Arch. Biol. Soc. Sci. et Lettres de Varsovie VII, 56—60 (polnisch 1—55), 1938.

Verf. untersucht bei 103 Schädeln auf Grund des dioptrographischen Seitenrisses die Beziehungen verschiedener Schläfenbeinmaße zu Längenbreiten- und Längenhöhen-(ganze Ohrhöhe)index, insbesondere Lage von Porion, Asterion, Maßverhältnisse der Squama. Es ergeben sich einige Korrelationen (z. B. Verschiebung des Porion nach hinten, Zunahme der Höhe der Schuppe bei kürzeren Schädeln). — Die Arbeit ist rein beschreibend gehalten, entwicklungsmechanische oder sonstige Probleme werden nicht berührt. I. Schwidetzky, Breslau.

Stockmann, H.: *Augenfarbe.* Klin. Mbl. Augenhk. 693—714, 1938.

Behandelt vor allem die Altersveränderungen der Augenfarbe und ihre anatomisch-physiologischen Grundlagen und gibt damit eine auch für den Anthropologen wichtige und nützliche Darstellung. I. Schwidetzky, Breslau.

Wood-Jones, F.: *The cervical vertebrae of the Australian native.* J. Anat. LXXII, 411 bis 413, 1938.

Im Bau der Halswirbel ergeben sich mancherlei kennzeichnende Unterschiede zwischen Australiern und dem Normaleuropäer. Die Halswirbelsäule ist kürzer, die einzelnen Wirbel kleiner. Es sind mit diesen Größen- aber auch Formunterschiede verbunden: der 1. und 7. Wirbel sind beim Australier relativ breit, die Proc. transversi des Epistropheus besonders klein, die Foramina transversia haben eine vom europäischen Epistropheus abweichende Lage u. a. Es bleibt dahingestellt, wieweit es sich dabei um rassische, wieweit um phylogenetische Unterschiede handelt. v. E.

Abel, W.: *Kritische Studien über die Entwicklung der Papillarmuster auf den Fingerbeeren.* Z. Vererb., Konst. XXI, 497—529, 1938.

van Dusen, C. R.: *An anthropometric study of the upper extremities of children.* Human Biology XI, 277—284, 1939.

***Firth, R.:** *Human Types.* 207 S., Nelson, London 1939. (2 s.)

***Huard, P.** and **Hach:** *Les arcs axillaires et le muscle présternal chez les Annamites* 16 S., Taupin & Cie, Hanoi 1938.

Kadanoff, D.: *Über die Beziehung zwischen der Größe der Sella turcica und der Schädelgröße.* Anat. Anz. LXXXVII, 321—333, 1939.

v. d. Linden, I.: *Rassentypen und Prognathismus. Eine Untersuchung an Schädeln der Völkerwanderungszeit.* Med. Diss., 16 S., Lengericher Handelsdr., Lengerich i. W. 1937.

Mengele, J.: *Rassenmorphologische Untersuchungen des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen.* Morphol. Jb. LXXIX, 60—117, 1937.

Routil, R.: *Von der Richtung der Augenlidspalte.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIX, 34 bis 40, 1939.

Soukupova, M.: *Longueur du pas, actif et passif, chez les jeunes filles et ses rapports avec la taille et l'âge.* Anthrop. Prague XVI, 113—116 (tschechisch 110—114), 1938.

Pathologie

Frenzel, A.: *Die Karieszerstörung am Gebiß des Schulkindes.* Med. Welt XIII, 301 bis 302, 1939.

Rund 17 000 Kinder des 2. Schuljahres aus verschiedenen Bezirken Berlins wurden sehr sorgfältig auf Karies untersucht. Zahlenmäßiges Ansteigen der Kariesschäden am kindlichen Gebiß konnten H a n n e m a n n und der Verf. in gewissem Gegensatz zu anderen Untersuchern (H e i l m e y e r u. a.) nicht feststellen. Auch in dieser Arbeit wurde „das Verteilungsspiel der kariösen Zähne mit den individuell getönten Ganzheitserscheinungen des Gesamtorganismus unterbaut". Es ergibt sich dann ein Zusammenfallen der außergewöhnlichen Zahnschäden mit anderen konstitutionellen Abartigkeiten. Die „konstitutionsanthropologische" Betrachtungsweise, wie sie z. B. H. B o b e r pflegt, wird damit zu einer notwendigen Vorarbeit für die vom Verf. beabsichtigte Prophylaxe.

H. G r i m m , Breslau.

Günther, H.: *Die klinische Bedeutung der relativen Kopfhöhe.* Endokrinologie XX, 10—23, 1938.

Der.: *Kanon menschlicher Körperproportionen.* Endokrinologie XX, 93—98, 1938.

Ders.: *Der Längenumfangsindex des Kopfes.* Endokrinologie XX, 344—355, 1938.

Wenn eine Arbeit von H. B o b e r (vgl. Z. Rassenk. VIII, 110, 1938) auf die Frage nach den wechselseitigen Beziehungen zwischen Anthropologie und Klinik die zunächst entmutigende Antwort geben muß: „Die bisher angewendeten anthropologischen Meßmethoden haben keinen Zusammenhang zwischen bestimmten Formverhältnissen und Krankheitsgruppen aufzeigen können, infolgedessen müssen für die Klinik neue anthropometrische Beziehungen gesucht werden", so gewinnen die hier angezeigten Untersuchungen G ü n t h e r s besondere Bedeutung. Denn sie rücken teils bekannte, aber vernachlässigte Maße (wie die von S t r a t z verwandte Kopfhöhe) wieder mehr in den Vordergrund, teils sind sie überhaupt der Auffindung neuer Maßbeziehungen gewidmet. Verf. zeigt, daß Kopfhöhe, Längenumfangsindex und bestimmte „Formkonstanten" erhebliche differentialdiagnostische Bedeutung bei der Bestimmung von Konstitutionsanomalien (Endokrinopathien) gewinnen können, während ein sicheres Urteil über die Anwendungsmöglichkeit in der Rassenkunde zumeist noch aussteht. H. G r i m m , Breslau.

Jusatz, H. J.: *Zur Entwicklungsgeschichte der medizinisch-geographischen Karten in Deutschland.* Mitt. Reichsamt. Landesaufn. Nr. 1, 11—22, 1939.

Dankenswerte Zusammenstellung der ersten Versuche einer kartographischen Darstellung der Verbreitung von Krankheitsgruppen oder einzelnen Krankheiten auf der Erde und der monographischen Bearbeitungen der Krankheitsverbreitung bis zu den letzten Arbeiten (z. T. eigene Arbeiten des Verf. über Grippe), die die Forderung von Z e i ß nach der kartographischen Darstellung von Seuchen b e w e g u n g e n erfüllen. Rassenpathologie und Bevölkerungsgeschichte werden diese Arbeit begrüßen!

H. G r i m m , Breslau.

***N. N.:** *Vorträge und Ansprachen bei der Eröffnungsfeier des Instituts für Versicherungswissenschaft an der Universität Leipzig.* Veröff. Inst. Versicherungswiss. Universität Leipzig, H. 1, 120 S., F. Meiner, Leipzig 1938. (RM 6.—.)

Die Verwandtschaft volkskörperkundlicher Fragestellungen (Altersaufbau, durchschnittliche Lebensdauer, Wanderungsbewegungen u. ä.) mit den Problemen der Versicherungswissenschaft liegt auf der Hand. Der Beitrag von J. W e i c k s e l über Herzerkrankungen vom versicherungsmedizinischen Standpunkt aus zeigt aber am Beispiel der besonderen Krankheitsveranlagungen des leptosomen, muskulären und pyknischen Typus, an der unterschiedlichen Kreislaufsterblichkeit der Neger und Weißen usw., daß auch zwischen der Beschäftigung mit den menschlichen Körperformgruppen und der Versicherungswissenschaft starke Wechselbeziehungen bestehen. Dem Anthropologen gewähren so die Ausführungen einen interessanten Einblick in ein Gebiet, auf dem immer erneut die Ergebnisse der menschlichen Biologie in die praktische Arbeit eingebaut werden können. H. G r i m m , Breslau.

***Euler, H.:** *Die Anomalien, Fehlbildungen und Verstümmlungen der menschlichen Zähne.* Lehmann, München 1939. (RM. 11.40 bzw. 13.—.)

Kisskalt, K.: *Die Seuchen im deutschen Schicksal.* Forsch. Fortschr. XV, 321—322, 1939.

***Köhler, A.:** *Grenzen des Normalen und Anfänge des Pathologischen im Röntgenbilde.* 7. verm. umgearb. Aufl., 833 S., G. Thieme, Leipzig 1939. (RM. 51.— bzw. 53.—.)

***Straub, A.:** *Rassentypen und Karies. Eine Untersuchung an Schädeln der Völkerwanderungszeit.* Med. Diss. 16 S., Lengericher Handelsdr., Lengerich i. W. 1936.

***Wahlberg, J.:** *Studien über die Schilddrüsenkrankheiten in Finnland.* Acta med. Scand. Suppl. 94, 298 S., Akat. Kirjakauppa, Helsingfors 1938. (RM. 3.50.)

Zehnder, E.: *Zur Kenntnis der Somatologie des endemischen Kretinismus unter besonderer Berücksichtigung der Kiefer- und Zahnverhältnisse auf Grund der Untersuchung von 78 Fällen.* Arch. J. Klaus XII, 273—420, 1937.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Psychologie Unterricht)

***Bielfeldt, F.:** *Hebbels Menschengestaltung als dichterischer Ausdruck nordisch-deutschen Wesens.* Germanische Studien, H. 209, 115 S., Ebering, Berlin 1939. (RM 4.50.)

Das Buch gibt eine weitgehende philologische Analyse der Hauptgestalten der Hebbelschen Dramen und beweist aus ihnen die nordische Geisteshaltung des Dichters. Uns dünkt jedoch, daß eine „literarhistorische Anthropologie" (so der Untertitel des Werkes!) vom rassenpsychologischen und erbbiologischen Gesamtbild der schöpferischen Persönlichkeit auszugehen hätte. So bleiben aber in dem vorliegenden Werk alle diesbezüglichen Angaben gegenüber der Menge schriftgelehrsamer Zerlegungen etwas im Hintergrund.

H. Hochholzer, Wien.

***Bleek, Dr. W. H. J.** und **Lloyd, L. C.:** *Das wahre Gesicht des Buschmanns in seinen Mythen und Märchen.* Ins Deutsche übersetzt von Käthe Woldmann. 138 S., Zbinden & Hügin, Basel 1938. (Fr. 7.50.)

Jeder Anthropologe, der sich mit den Khoisaniden zu beschäftigen hat, kann ihre ganz eigenartige Psyche nur aus ihren Märchen begreifen. Frl. Woldmann bietet dazu eine fast vollständige Übersetzung von Bleek and Lloyd, Specimens of Bushman folklore, mit zahlreichen Buschmannzeichnungen versehen. Ich verweise auf S. 14 (Magie), 24 ff. (Astralmythen), 82 ff. (Fabeln), 109 f. (vom Stachelschwein), 117 f. (Jagdmagie), Stellen, die die seelische Eigenart dieser Rasse besonders deutlich machen, welche eigentlich jeder Rassenseelenforscher einmal auf sich einwirken lassen sollte.

W. Schilde, Plauen.

***Jaensch, E. R.** und **Althoff, F.:** *Mathematisches Denken und Seelenform.* 160 S., Barth, Leipzig 1939. (Br. RM 9.60.)

An eine allgemeine Erörterung der Stellung des Mathematikunterrichts insbesondere zu der Kernforderung nationalsozialistischer Erziehungs- und Bildungsziele schließt sich der Versuch, die Jaenschschen Typen im Bereich des mathematischen Unterrichts zu verfolgen: Bei einer Reihe von Vpn. (Studenten und Primaner) werden Äußerungen über ihre Stellung zur Mathematik, ihre Art mathematisch zu arbeiten usw. herbeigeführt und diese Äußerungen werden den Typen der Intergrationstypologie zugeordnet.

B. Petermann, Göttingen.

***Mumford, W. B.** and **Smith, C. R.:** *Racial Comparisons and Intelligence Testing.* J. Royal Afr. Soc. XXXVII, S.A. 12 S., 1938.

Verf. stellt zusammen, was mit Hilfe von Hirnmessungen, Sinnesuntersuchungen und Intelligenztests zur Psychologie insbesondere Negrider erarbeitet worden ist — im ganzen mit der Neigung, Rassenunterschiede, insbesondere geistige Wertunterschiede, zu negieren. Erstrebenswertes Ziel ist ihm, die intelligentesten Einzelindividuen aller Rassen ausfindig zu machen und durch geeignete Erziehung zu fördern.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Rohracher, H.:** *Kleine Einführung in die Charakterkunde.* 3. verb. erw. Aufl., 168 S., B. G. Teubner, Leipzig/Berlin 1937. (Kart. RM 2.80.)

Die neue Auflage ist in einer Richtung erweitert, die gerade den Naturwissenschaftler und Anthropologen interessiert. Neuere Ergebnisse der Konstitutionsforschung und Erbpsychologie sind eingebaut und vor allem ein beachtenswertes Kapitel über den methodischen Wert der Typendiagnose eingefügt worden. Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß für die Diagnose zyklothym oder schizothym die vorhandenen experimentellen Methoden recht brauchbar sind, daß sie aber doch nur eine „umrißhafte Skizzierung" der allgemeinen Wesensart des Menschen geben.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Textor, H.:** *Wahrnehmung und konstitutionell-typologische Veranlagung.* 45 S. Untersuchgn. z. Psychol., Phil. und Pädag. Her. v. N. Ach. Bd. 14, H. 1, Calvör, Göttingen 1938. (RM 2.50.)

Die von Ach in einer Reihe experimenteller Tests entwickelte Typologiedifferenz zwischen „fusionierend" Veranlagten (Extravertierten im Sinne von Jung) und „sejunktiv" Veranlagten (Introvertierten) wird in drei Versuchseinrichtungen weiterverfolgt — auf dem Gebiete der Tiefenlokalisation, des Richtungshörens und des Pulfrichschen Phänomens. Die Ergebnisse werden (bei allerdings nur 20 Vpn.) nach ihrer Korrelation mit anderen typologischen Testverfahren ausgewertet und so in ihrer typologischen Zuordnungsmöglichkeit erwiesen.

B. Petermann, Göttingen.

Dieckmann, W.: *Die Tiefenwahrnehmung unter dem Gesichtspunkt der Integrationstypologie.* An Fr. Schumann zum 75. Geburtstag. Z. Psychol. CXLIII, 149—201, 1938.

***England, F. E.:** *Can Human Nature be Improved?* Pp. 242, Rich and Cowan, London 1938. (3 s., 6 d.)

***Haag, K.:** *Der Ausdruck der Denkordnung im Javanischen.* 63 S., C. Winter, Heidelberg 1939. (RM 2.70.)

Stahlschmidt, W.: *Der Verlauf von Übung und Ermüdung bei den Integrationstypen.* Ein Beitrag zur Psychologie und Psychophysiologie von Arbeit und Leistung. Z. Psychol. CXLI, 133—197, 1937.

Zilian, E.: *Angewandte Rassenseelenlehre in Ausleseuntersuchungen der Wehrmacht.* Rasse VI, 1—13, 1939.

Rassenpolitik

***Just, O. und Willrich, W.:** *Nordisches Blutserbe im süddeutschen Bauerntum.* I. 26 farbige und 28 schwarze Tafeln, II. 32 farbige und 16 schwarze Tafeln. Beide mit Geleitwort von Reichsbauernführer R. Walther Darré. Beide Bruckmann, München 1938 und 1939. (RM 6.70 u. RM 5.80.)

Künstlerisch hochwertiges Bildmaterial über hellfarbige Menschen herben Antlitzes aus dem Bauerntum der südlichsten deutschen Gaue, als Wertematerial wohl vor allem im deutschen Norden zur Korrektur verkehrter Ansichten über den Süden wertvoll.

F. Keiter, Würzburg.

***Körber, R.:** *Rassesieg in Wien, der Grenzfeste des Reiches.* 308 S., W. Braumüller, Wien 1939. (RM 9.50, 10.80.)

Eine politische Schrift über das österreichische Judentum, die, wie schon der Titel andeutet, von der seit dem 9. November in Deutschland herrschenden Einstellung zum Judentum ausgeht. Sie enthält viel interessantes Material zur Geschichte der Juden, insbesondere in Wien, wobei der Text durch Wiedergabe von Urkunden, zeitgenössischen Bildern u. dgl. ergänzt wird, und zur wirtschaftlichen und geistigen Stellung der Juden im Vor- und Nachkriegsösterreich. Die zahlreichen Abbildungen sind von der gegebenen Einstellung aus geschickt ausgewählt, die ganze Ausstattung vorzüglich.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Schuster, H.:** *Die Judenfrage in Rumänien.* 244 S., Felix Meiner Verlag, Leipzig 1939. (RM 4.70.)

Das aufschlußreiche Buch behandelt in 4 Kapiteln das Judentum und die Entwicklung des rumänischen Bürgertums, die frühere rumänische Judengesetzgebung und den Kampf um die Gleichberechtigung, die Machtstellung des Judentums in Wirtschaft, Staat und Kultur, den rumänischen Nationalismus und die Judenfrage. Da die Judenfrage für das rumänische Volk ein geschichtlich einmaliges und unvergleichbares Problem bedeutet, ist das Buch, das reichen Tatsachenstoff bringt, für das Verständnis dieser Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung von hohem Wert. Leider ist die jüngste Entwicklung — die im Jahre 1938 durchgeführte Judengesetzgebung — nicht berücksichtigt worden. B. Steinwallner, Bonn.

***Sottochiesa, G.:** *Razza e Razzismo nell'Italia Fascista.* 70 S., Verlag G. B. Paravia, Turin 1939. (L. 4.50.)

***Ders.:** *La Razza Italiana el le nuove leggi fasciste.* 55 S., Verlag G. B. Paravia, Turin 1939. (L. 3.50.)

Die beiden Schriften wollen einen Einblick in das rassische Denken und Handeln des faschistischen Italien geben. Nach einer kurzen rassenkundlichen Einführung wird die Entwicklung des Rassengedankens im faschistischen Italien dargestellt, sodann (mit entsprechenden Erläuterungen) der Text der „Carta del razzismo Italiano" (des Rassenmanifests) mitgeteilt und abschließend ein Überblick über die bisher verwirklichten rassenrechtlichen Maßnahmen gegeben. Die beiden Hefte unterrichten gut über die Grundzüge der faschistischen Rassenpolitik. B. Steinwallner, Bonn.

Baron, S. W.: *The jewish question in the 19. century.* J. Mod. Hist. X, 51—65, 1939.

Brookes, E. H.: *Race relations of the future in the light of the past.* Race Relations V, 86—88, 1938.

Cestellino, N.: *Problemi della razza, i meticci.* Nuova Antologia, LXXIII, 367—395, 1938.

***Groß, W.:** *Der deutsche Rassengedanke und die Welt.* Schr. Hochschule f. Politik, H. 42, 32 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM —.80.)

Mathews, Z. K.: *Future race relations in South Africa.* Race Relations V, 84—86, 1938.

Teyneke, R. F.: *Race relations of the future in the light of the past.* Race Relations V, 88—90, 1938.

4. Historische Anthropologie

(Geschichte der Anthropologie — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte

***Brockelmann, C.:** *Geschichte der islamischen Völker und Staaten.* 495 S., R. Oldenbourg, München und Berlin 1939. (RM 12.50.)

Ein Überblick über die islamischen Völker-, Staaten- und Dynastiengeschichte von den Anfängen bis in die neueste Nachkriegszeit, der von der bewundernswerten Belesenheit und Arbeitskraft des Verf. zeugt. Der Verf. weist überall die ethnischen Hintergründe des politischen, religiösen und kulturellen Lebens nach. Die Rassengegensätze im Islam sind häufig beachtet. Das Werk gibt eine ausgezeichnete zusammenfassende Darstellung der Geschichte der islamischen Völker.

W. Hoenerbach, Breslau.

Franz, L.: *Zur Bevölkerungsgeschichte des frühen Mittelalters.* Dtsch. Arch. Landes- u. Volksforschg. II, 404—416, 1938.

Die starke Abnahme vorgeschichtlicher Funde im östlichen Mitteleuropa im 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert kann nach Verf. nicht nur auf Zufälligkeiten des Forschungsstandes, sondern muß auf tatsächlicher Bevölkerungsabnahme beruhen. Eine wesentliche Ursache hierfür können Seuchen sein; dafür sprechen sowohl Berichte der Geschichtsschreiber (vor allem Prokop, dann Paulus Diaconus u. a.), wie mancherlei Bestattungsbräuche (z. B. Gr. Sürding b. Breslau).

I. Schwidetzky, Breslau.

***Hopfner, Th.:** *Das Sexualleben der Griechen und Römer von den Anfängen bis ins 6. Jahrhundert n. Chr.* 455 S., G. Calve (R. Lerche), Prag 1938. (RM 16.50.)

Über die große Bedeutung der Kenntnis des Sexuallebens einer Zeit für die Beurteilung ihrer gesamten Kultur braucht man kein Wort zu verlieren. Bekannt ist aber auch die Schwierigkeit der Beschaffung des Materials gerade auf diesem Gebiet. Verf. hat sich daher ein großes Verdienst mit dieser auf eine ganz außergewöhnliche Kenntnis des Materials gestützten, systematisch aufgebauten und quellenmäßig fundierten Sammlung erworben, in der eine riesige Mühe und selbstlose Arbeit steckt. Jedenfalls kann man sagen, daß man aus den im Untertitel des vorliegenden Bandes angegebenen Gegenständen beim Nachschlagen nicht das kleinste Detail vermissen wird, obwohl dem Verfasser einige neuere medizinische Literatur (z. B. „Die Geschichte der Frauenheilkunde der alten Welt" des Referenten, München 1937) entgangen zu sein scheint und man dieses oder jenes auch einmal anders interpretieren möchte. Das riesengroße Material, das, wie wir hoffen, am Abschluß des ganzen Werkes durch ein ausgezeichnetes Namen- und Sachregister besonders bequem zugänglich gemacht wird, harrt nun der kritischen Einzeluntersuchung. Von besonderer Wichtigkeit scheint es uns für den Historiker der Medizin und Biologie zu sein. P. Diepgen, Berlin.

***Steding, Chr.:** *Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur.* 772 S., Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. (RM. 24.—.)

Eine eigenwillige gedankenschwere Kulturkritik, die vom Zerfall des Zweiten Reiches ausgeht und die unhistorisch-„neutrale", „ästhetische" und scheinbar-„kulturwissenschaftliche" Haltung der (vorwiegend westeuropäisch-jüdischen) Weltansicht als einen biologischen Alterungsvorgang darstellt, wobei die staatengründende Kraft der Nordischen Rasse, die jüdische Heimatlosigkeit, die Instinktabstumpfung der deutschen Oberschichten in zahlreichen, feinsinnigen, rassenpsychologischen Beobachtungen gedeutet wird. Ansätze einer biologisch unterbauten Kulturphasenlehre sind in die (kyklopisch getürmte) Stoffmasse des Werkes eingefügt. H. Hochholzer, Wien.

***Weller, K.:** *Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrh. n. Chr.* (Band 3 der „Besiedlungsgesch. Württembergs".) 379 S., 2 Kt., W. Kohlhammer, Stuttgart 1938. (RM 7.20.)

Ein anschauliches Bild der württembergischen Besiedlung im Rahmen des kulturgeschichtlichen Gesamtablaufes von der alamannischen Eroberung über Urdörfer- und Reihengräberzeit bis zur Städtegründung. Wenn auch Rassenfragen im engeren Sinn unmittelbar nur kurz gestreift werden, so ist doch rassen- und stammespsychologisch sehr beachtlich die feinsinnige Darlegung der alamannischen Landnahme, zu der zahlreiche Quellen kritisch erschlossen werden. H. Hochholzer, Wien.

***Batten, T. R.:** *Tropical Africa in World History. III. Africa in Modern History.* 195 S., Oxford University Press, London 1939. (2 s 3 d.)

***Benson, A. B. and Hedin, N.:** *Swedes in America, 1638—1938.* Oxford University Press, London 1939. (14 s.)

Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung

***Bourges, K.:** *Abstammung und Beruf.* Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Menschenführung. 69 S., Stahleisen, Düsseldorf 1938. (RM 3.50.)

Enthält Originaluntersuchungen über die Großelternherkunft westdeutscher Industriearbeiter, sowie Vermutungen über Anlagebedingtheit mancher Erscheinung der so auffallend ungleichen Industrialisierung Deutschlands. Der Niedersachse tritt dabei als industriefeindlich, der Franke als besonders industriegeeignet zutage.

F. Keiter, Würzburg.

***Mrugowsky, J.:** *Biologie eines Mansfeldischen Bergmannsdorfes.* 243 S., 46 Abb. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 1938. (RM 14.— bzw. 18.—.)

Interessant als ein erster Versuch, hygienische Forschung mit erb- und bevölkerungsbiologischer Forschung zu verbinden, wobei die Hygiene als Umweltkunde auftritt. Das anthropologische Material ist kärglich (nur 101 Erwachsene). Die Leute sind klein (165 cm), schmalköpfig (153 mm), mäßig rundköpfig (83). Etwa die Hälfte der Augen ist hell. Begabte wandern auch hier verstärkt ab, die entgegengesetzte Befundsdeutung des Verf. zeigt, wie auch manches andere, daß seine methodische Schulung verbesserungsfähig ist. Das neuartige Gesamtbild eines Dorflebens, von dessen Buntheit hier leider kein Begriff gegeben werden kann, bleibt natürlich trotzdem dankenswert.

F. Keiter, Würzburg.

***Pfeil, E.:** *Bevölkerung und Raum.* Schriften zur Geopolitik, H. 14, 23 S., Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg-Magdeburg 1939. (RM —.60.)

Die Verfasserin will mehr die Fragestellungen als die Fragelösungen aufzeigen, die sich aus der vielfachen gegenseitigen Einwirkung von Bevölkerung und Raum ergeben. Biologische Fragen (Anpassung der Einzelnen, Anpassung der Art durch Siebung und Auslese, Mutation, d. h. Entstehung neuer Erbeigenschaften) spielen hier ebenso herein wie sozialökonomische (Verstädterung, Industrialisierung) und kulturgeschichtliche (Gestaltung der deutschen Stammesräume in Beziehung zum deutschen Gesamtraum).

W. Winkler, Wien.

***Seraphim, P. H.:** *Das Judentum im osteuropäischen Raum.* 736 S., Essener Verlagsanstalt, Essen 1938. (RM 8.— bzw. 9.— bzw. 11.—.)

Verf. stellte sich die Aufgabe, das umfangreiche Material über das Ostjudentum aus den verschiedensten Fachgebieten zu einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung zu verarbeiten. Der Versuch kann als durchaus geglückt gelten. Der Schwerpunkt liegt im Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistischen, doch ist auch die Geschichte bis zu den antijüdischen Bewegungen der Gegenwart ausführlich dargestellt, ein weiteres Kapitel dem Geistesleben gewidmet. — Den Anthropologen interessiert am stärksten der dritte Teil: Gliederung und Verteilung der Juden im osteuropäischen Raum (Rußland, Lettland, Litauen, Polen, fr. Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien). Unter kritischer Würdigung der Fehlerquellen der Statistik werden Zahl und Verteilung, Bevölkerungsbewegung, Alters- und Geschlechtsgliederung usw. dargestellt. Ein Abschnitt behandelt die Rassenzusammensetzung, der mit Verständnis, wenn auch unter Verwendung einiger schiefer Ausdrücke, die wichtigsten Darstellungen verwertet. Leider ist für die bevölkerungsbiologisch besonders wichtige Tatsache der Mischehen und der Assimilation das zur Verfügung stehende Material recht dürftig. Zahlreiche Bilder und Kartogramme vervollständigen die Darstellung. I. Schwidetzky, Breslau.

***Winkler, W.:** *Deutschtum in aller Welt.* Bevölkerungsstatistische Tabellen. 160 S. F. Deuticke, Wien 1938.

Das Vorwort läßt erkennen, daß es sich um die vorläufige Herausgabe des bevölkerungsstatistischen Tabellenteils einer geplanten Neuauflage des „Statistischen Handbuches des gesamten Deutschtums" (1927) handelt. Vielleicht ist damit überhaupt eine zweckmäßigere, weil rascher aufzulegende Form dieser unentbehrlichen Tabellen gefunden. Mit seiner Aufgliederung des aus den amtlichen Quellen entnommenen Zahlenmaterials nach Bezirken, ja sogar nach einzelnen Städten und mit den Kennzahlen der Bevölkerungsentwicklung (Geburtenüberschuß, absolut und aus Tausend der Bevölkerung) ist das Heft die beste Ergänzung zu Isberts Überblick über das europäische Deutschtum (vgl. Z. Rassenk. VIII, 116, 1938). H. Grimm, Breslau.

Gorrie, R. M.: *Pressure of population and misuse of land in the Punjab.* Scottish Geogr. Mag. LIV, 284—295, 1938.

Hellpach, W.: *Wissenschaft von der Großstadt.* Umschau XLIII, 531—534, 1939.

***N. N.:** *Die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1935, 1936 und 1937.* Bearb. im Statist. Reichsamt. Die Ursachen d. Sterbefälle i. d. Jahren 1935 und 1936. Die Ergebnisse d. Krankenanstaltsstatistik i. d. Jahren 1935 u. 1936. Statistik d. Dtsch. Reichs Bd. 517, 2, 215 S., Verl. f. Sozialpolitik, Wirtschaft u. Statistik, Berlin 1938. (RM. 10.—.)

N. N.: *Number of live births by race and by urban and rural areas in each state, 1937.* Vital Statistics, Spec. Rep. VII, 29—30. 1939.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

***Dart, R. A.:** *Racial Origins. Repr. from „The Bantu-speaking Tribes of South Africa".* 32 S., 6 Tab., G. Routledge and Son, Ltd., London, E. C. 4, 1937.

Es handelt sich um einen recht interessanten Beitrag über die bisherigen Ergebnisse der Forschung über die Rassenfragen Südafrikas. Besonders wird die wichtige rassengeschichtliche Rolle der Buschmänner hervorgehoben, welche etwa 25% zum Bantu-Aussehen beitragen. Wirkliches Negerblut kann unter den Bantus nur auf etwa 51% geschätzt werden, beinahe 1/4 entfällt auf die „caucasoiden" Formen, vor allem wohl auf die „braune" Rasse (die Orientaliden), welche namentlich durch die alten Ägypter über die nach Süden wandernden Buschmänner und durch fast 800 Jahre durch die Araber u a. zur Bildung des heutigen Aussehens der Bantu beigetragen haben: etwa 1,5% entfällt endlich auf mongolide Komponenten. B. Škerlj, Ljubljana.

***Gusinde, M.:** *Anthropologie der Feuerlandindianer.* 511 S., 15 Taf., 2 Karten-Anthropos, Wien-Mödling 1939 (RM 45.—).

Der umfangreiche Band bearbeitet das anthropologische Material, das der Verf. auf vier Forschungsreisen gesammelt hat. Es ist der Individuenzahl nach nicht groß (110 Ind. der Selknam, Yamana und Halakwulup), trotzdem sehr wertvoll, da es sich um aussterbende Gruppen handelt. Für jeden Stamm werden zahlreiche Maße und morphognostische Beobachtungen ausführlich mitgeteilt, bemerkenswerterweise auch einige physiologische Beobachtungen angefügt. Ein umfangreiches Kapitel ergänzt das Material nach der kraniologischen Seite. Sonderkapitel geben eine Typenanalyse nach Czekanowskischer Methodik und Systematik (Klimek), eine auch methodisch beachtliche Bearbeitung von Verwandtenpaaren (Routil) und eine Spezialuntersuchung der Haare (Saller). — Das reichhaltige Buch ist in der Meinungsbildung sehr zurückhaltend, stellt aber bisherige Auffassungen in dankenswerter Weise zusammen. Ref. glaubt, daß es für Beurteilung und Auswertung doch nützlicher gewesen wäre, eine größere Anzahl, wenn auch nicht ganz so vorzüglicher Bilder beizugeben. I. Schwidetzky, Breslau.

***Hesch, M. und Spannaus, G.** (Herg.): *Kultur und Rasse.* Festschrift Reche zum 60. Geburtstag. 428 S., Verlag J. F. Lehmann, München 1939. (Kart. RM 16.40, Lwd. RM. 18.—.)

Eine Sammlung einzelner Abhandlungen aus den beiden Gebietskreisen der Rassenkunde und Vorgeschichte einerseits, der Völkerkunde und Volkstumskunde andrerseits, die von Freunden und Schülern Reches ihm zum 60. Geburtstag dargebracht ist, wobei die unterschiedlichsten Fragen (allgemeinerer und speziellster Art) behandelt werden. Von besonderem Interesse sind die Würdigungen, die Reche von den Herausgebern als Rassenforscher und als Völkerkundler erfährt. Hervorzuheben sind unter den Einzelbeiträgen Arbeiten von Helbok, Mjöen, Bernatzik, Hirschberg, Lehmann, Plischke und Thurnwald von mehr kulturkundlicher, Davenport, Geyer, Mollison, Stigler, E. Weber u. a. von menschenkundlicher Seite. B. Petermann, Göttingen.

***v. Krogh, Ch.:** *Das Obervieland.* Ein Beitrag zur Rassenkunde der nordwestdeutschen Marschbevölkerung. 34 S., 4 Tafeln, Arthur Geist, Bremen 1938. (RM 3.—.)

231 Personen, nämlich sämtliche Bauern des Obervielandes und die alteingesessene Arbeiterbevölkerung Habenhausens sind untersucht. Hochgradige Rundköpfigkeit (Index 84) bei sehr großem Kopf, über 80% pigmentarmer Augen, sehr großem Wuchs: Die gleiche Beschaffenheit, die, als sie aus Fehmarn mitgeteilt wurde, so große Überraschung bedeutete, trifft man also auch an der deutschen Nordseeküste an. Die Arbeitergruppe ist in allem weniger extrem. F. Keiter, Würzburg.

Maly, J. and **Matiegka, J.:** *Skeletons of Pygmies from the Ituri Basin.* Anthrop. (Prag) XVI, 39—63 (tschech. 1—39), 1939.

Matiegka, J.: *Les cheveux et la denture des Pygmées du bassin de l'Ituri.* Ebenda 68 (tschech. 64—68).

Jadin, J.: *Aperçu sur l'état sanitaire des Pygmées de l'Ituri.* Ebenda 69—83.

Valšik, J. A.: *The finger-prints of the Central African Pygmies, Negroes and their cross-breeds.* Ebenda 84—99.

Die Erforschung der afrikanischen Pygmäen hat durch Schebesta in Prag eine besondere Pflegestätte gefunden, wovon dieses Heft der Prager Anthropologie wieder Zeugnis ablegt. Maly und Matiegka untersuchen sechs vollständige Skelette, bestätigen, daß neben einer Reihe gemeinsamer Merkmale mancherlei typologische Unterschiede innerhalb der Gruppe auftreten und heben die kindlichen Proportionen (relativ

großer Schädel!) hervor. Die Zahnverhältnisse sind schlecht (Matiegka), was auf die Verstümmelungssitten zurückgeführt wird, der sonstige Gesundheitszustand bei den schweifenden Pygmäen recht gut (Jadin), so daß diese sogar den benachbarten seßhaften Gruppen in dieser Beziehung biologisch überlegen sind. Valšik hebt die starken Geschlechtsunterschiede in der Häufigkeit der Bogen und Ulnarschleifen hervor und wirft die Frage auf, ob es unter diesen Umständen überhaupt möglich ist, bei Musteruntersuchungen Männer und Frauen zusammenzufassen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Schulz-Kampfhenkel** (m. Kahle, G.): *Rätsel der Urwaldhölle.* 211 S., Deutscher Verlag. Berlin 1938. (RM. 4.80 bzw. 5.80.)

Brasilianisch-Guayana wurde 1935/37 vom Verf. und seinen Mitarbeitern auf dem Rio Jary durchquert. Schon dieser Erlebnisbericht läßt erkennen, daß die zoologisch-ethnologisch eingestellte Expedition nicht ohne anthropologischen Nebenerfolg war. Von den Indianern am Jary und seinen Nebenflüssen Ipitinga und Igarape wurden Fotos mitgebracht, die die erscheinungsbildlichen Unterschiede der breitwüchsigen Aparay mit ihrem rhombischen oder spitzen Gesichtsumriß und dem konvexen Nasenrücken; der hochbeinigen, schmalhüftigen Oayana mit dem eher viereckigen Gesichtsumriß; der auffällig kleinwüchsigen (Frauen 1,35 m!) Oyampi (Oayapi) mit dem konkaven Nasenrücken und besonders kleiner Interorbitalbreite gut wiedergeben. Dazu wurden zahlreiche Primatenbälge, -skelette und -uteri usw. gesammelt, so daß man der angekündigten wissenschaftlichen Bearbeitung mit großem Interesse entgegensehen darf.

H. Grimm, Breslau.

***Wateff, St.:** *Die Anthropologie der Bulgaren.* (Bulgarisch 63 S., dtsch. Zusammenf. und franz. Résumé je 4 S.) 77 S., Sofia 1939.

Verf. faßt in diesem Band seine Lebensarbeit zusammen, soweit sie die Anthropologie Bulgariens betrifft. Sie umfaßt nicht nur die Untersuchung rassenkundlicher Merkmale am Lebenden, für die mehrere geschlossene Übersichtskarten für das Staatsgebiet vorliegen, sondern ergänzend morphologische Untersuchungen an rezenten Schädeln, Beobachtungen über Menstruation, Wachstum, Vitalkapazität, Bezahnung, Gehirngewicht u. a. — Die angegebenen Durchschnittszahlen beruhen fast durchweg auf großen Reihenuntersuchungen (meist Tausende von Einzelpersonen), so daß die hier zusammengefaßte Arbeitsleistung imponierend ist. — Bei manchen Merkmalen (z. B. Gesichtsmaße) ist allerdings die Aufnahmetechnik veraltet, so daß die Vergleichsmöglichkeiten außerhalb Bulgariens beschränkt sind. Vielfach wird auch nur ein bulgarischer Durchschnittstypus beschrieben und die innerbulgarischen Unterschiede ebenso außer acht gelassen, wie die Beziehung auf biologische Typen. Auch im Rassenkundlichen werden nur einige Gautypen ohne nähere Begründung und Beziehung zu den Rassen herausgestellt. I. Schwidetzky, Breslau.

Barret, P.: *Contribution à l'étude anthropologique des Berbères, les Chaouia de l'Aurès.* L'Anthrop. XLVIII, 213—214, 1939.

***Christian, F.:** *Das spanische Volk. Sein wahres Gesicht.* 321 S., Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. (RM 5.80.)

Küppers-Sonnenberg, G. A.: *Rassenkundliche Beobachtungen in Ungarn.* Volk und Rasse XIV, 58—62, 1939.

Roy, S. Ch.: *Anthropological Studies in India.* New Review, Februar 1938.

Ruggles Gates, R.: *Blue eyes in natives of Ceylon.* Britisch Med. J. I, 921—922, 1938.

Schade: *Die Bevölkerung der Schwalm.* Betrachtungen zu einer erbbiologischen Bestandsaufnahme. Umschau XLIII, 612—615, 1939.

Kolonialkunde und Geopolitik

***Plischke, H.:** *Die Völker Europas und das Zeitalter der Entdeckungen.* Abh. und Vorträge d. Bremer wissensch. Ges. Bd. XII, H. 2, 56 S., Geist-Verlag, Bremen 1939. (RM 3.—.)

Unter den weltgeschichtlich bedeutsamen Völkerbewegungen hat die zu Ausgang des 15. Jahrhunderts einsetzende und bisher noch nicht zum Abschluß gekommene Ausdehnung der Europäer über den ganzen Erdball in umwälzendem Maße der Welt rassisch, kulturell, politisch und wirtschaftlich ein neues Gesicht verliehen und Ergebnisse gezeitigt, die das Weltgeschehen unserer Tage bestimmen. Die als Vortrag gehaltene Arbeit spürt den Voraussetzungen und Ursachen des europäischen Ausdehnungsdranges nach und zieht die Folgerungen, die sich aus diesem Geschichtsablauf für Gegenwart und Zukunft ergeben. K. Pieper, Breslau.

***Price, A. C.:** *White Settlers in the Tropics.* 311 S., 88 Abb., American Geographical Society, New York 1939.

Das Werk behandelt das Problem der Akklimatisation des Weißen an die Tropen mit ausdrücklicher Beschränkung auf die Bleiber (Settlers) unter Ausschluß der individuel-

len Akklimatisation der „sejourners". Das Problem ist in weiterem Sinne gefaßt als üblich, nicht nur als ein Problem der Klimaeinwirkung der Tropen und der Reaktion des Weißen darauf, sondern unter Heranziehung aller historischen, sozialen und wirtschaftlichen Einflüsse und ihrer vielfachen Verflechtungen. Ohne etwa eine Vollständigkeit in der Analyse aller bekannten Weißensiedlungen in den Tropen anzustreben, legt der Verf. für eine Anzahl typischer Siedlungen — im Vordergrunde stehen für ihn als Australier die dortigen Siedlungen — die Auswirkung aller jener Einflüsse auf Niederlassungen dar, die in Amerika und Australien bereits seit mehreren Generationen bestehen. In der die sozialen und wirtschaftlichen Einflüsse stark hervorhebenden Darstellung des Werkes wird einer biologisch-rassischen Betrachtung des Problems relativ geringerer Raum eingeräumt, als deutschen Auffassungen geläufig ist.

E. Rodenwaldt, Heidelberg.

***de la Roncière, Ch.:** *Histoire de la découverte de la terre.* Explorateurs et conquérants. 586 grav., 8 pl. 304 pp., Larousse, Paris 1939. (Fr. 140.)

Das gut ausgestattete Buch gibt einen eingehend gegliederten Überblick über die Entdeckungsgeschichte vom Altertum bis in die letzte Zeit. Die Gliederung in kleine Kapitel erleichtert das Lesen, der Stil ist flott. Dagegen hat der Verf. keinen Wert darauf gelegt, die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge und wirtschaftlichen oder politischen Ursachen der Entdeckungsfahrten darzulegen, von denen die Wissenschaft ja immer erst in zweiter Linie Vorteile hatte. So wird auch das langsame Erkennen der biologischen Stellung der neuen Völker und Rassen und der Wert dieser Erkenntnisse nicht behandelt. Bemerkenswert sind die sehr zahlreichen und guten Abbildungen, die vorzugsweise älteren und entlegenen Werken entnommen sind. v. E.

***Schmieder, O.** und **Wilhelmy, H.:** *Die faschistische Kolonisation in Nordafrika.* 204 S., 23 K., 39 Abb., Quelle und Meyer, Leipzig 1939. (RM 6.80 bzw. 5.80.)

Den breitesten Raum nimmt in dem gut ausgestatteten Buche die Schilderung der wirtschaftlichen Durchdringung Libyens durch die Italiener, ihrer Siedlungsversuche und Kultivierungsarbeiten ein. Botanische, geologisch-geographische und klimatische Abhandlungen sind vorausgeschickt. Die religiösen, sprachlichen und völkischen Gegensätzlichkeiten durch das Nebeneinanderwohnen von Arabern, Berbern, Juden und Italienern werden aufgezeigt, auf die zwischen Nomaden und Bauern bestehenden Spannungen wird eingegangen und die faschistische Rassengesetzgebung wird dargestellt. Die Berber werden wie üblich der mediterranen Rasse zugerechnet. Hervorgehoben wird die islamophile Politik des Faschismus. G. Strube, Breslau.

***Thurnwald, R.:** *Koloniale Gestaltung. Methoden und Probleme überseeischer Ausdehnung.* 492 S., 59 Abb., Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 1939. (RM 8,50 bzw. 9.80.)

Die umfangreiche Arbeit interessiert neben einer in Auswahl gebotenen Darstellung der europäischen Kolonialgeschichte vor allem wegen ihres Eingehens auf Rassen- und Bevölkerungsprobleme in tropischen und subtropischen Gebieten. Die einst wahllos angesetzten Methoden zur Befriedigung von Goldhunger und des bloßen Menschen- und Seelenfanges mußten einer Berücksichtigung der für Europäer klimatisch günstigen Landstriche und sorgfältigem Eingehen auf Organisation und Psychologie der Eingeborenen weichen. Die moderne Tropenhygiene schuf Lebensmöglichkeiten für die Frau und unterband weitgehend das Heranwachsen eines weißen Mischlingsproletariats. Begleitet von Ausstrahlungen des amerikanischen, französischen und Liberia-Negertums, von Ansprüchen der Burenrepubliken und einem Vordringen islamitischer Bewegungen als den kräftigsten modernen historischen Erscheinungen ist durch das Eindringen europäischer Kultur- und Zivilisationstünche ein Umschichtungsprozeß größten Ausmaßes unter den Eingeborenen Afrikas im Ablauf begriffen (Sprache, Gesellschaftsordnung, Wirtschaftsmechanismus). Die ganze Problematik der heutigen kolonialen Gesamtsituation findet eine allseitige und erschöpfende Darstellung.

K. Pieper, Breslau.

***Aufrère, L., Bodenheimer, F.-S., Chevalier, A. et d'Autres:** *La vie dans la région désertique Nord-tropicale de l'ancien monde.* Soc. de Biograph. Vol. 6, 406 S., P. Lechevalier, Paris 1938. (Fr. 175.—.)

***Searson, V. F.** and **Evans, F.:** *North America and Asia.* 296 S., W. and A. K. Jonston, Ltd., Edinburgh-London 1938. (3 s.)

Taylor, W. P.: *What is ecology and what good is it?* Ecology XVII. 333—346, 1937.

Wundt, W.: *Die Verschiebung der Klimagürtel seit dem Ausklang der Eiszeit.* Pet. Mitt. LXXXIV, 332—337, 1938.

***Pardey, H.:** *Über die gesundheitlichen Schädigungen durch langjährigen Aufenthalt in den Tropen und Subtropen.* Med. Diss. 34 S., Triltsch, Würzburg 1937.

Rodenwaldt, E.: *Die Rückwirkung der Rassenmischung in den Kolonialländern auf Europa.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 385—396, 1938.

III. Nachrichten[1])

Ägypten

— Bei der 7. Ausgrabung in *Beni Salame,* die von Januar bis März 1939 unter Leitung von Professor Junkers, Berlin, und Mitwirkung von Professor Menghin, Wien, stattfand, wurde innerhalb der jungsteinzeitlichen Siedlung (etwa 3300 v. Chr.) eine große Reihe von Skeletten gehoben. Die Bestattungen waren mit einer Ausnahme beigabenlos, durch ihre Lagerung ist aber die Zugehörigkeit zur Siedlung zweifelsfrei.

Deutschland

— Bei Bottendorf (Kr. Querfurt) wurden von der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle *mittelsteinzeitliche Gräber* und damit die bisher ältesten Bestattungen Mitteldeutschlands ausgegraben. Neben weniger gut erhaltenen Skelettresten von Kindern wurde ein gut erhaltener Schädel gefunden, der den jungpaläolithischen Funden von Oberkassel morphologisch außerordentlich nahestehen soll (Z).

— Auf Anregung des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. hat der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung den Auftrag zur Ausarbeitung von Vorschlägen für die Errichtung eines *Rassen-Museums* erteilt (Z).

— Der Deutsche Biologenverband vollzog seine bereits vor einiger Zeit eingeleitete Umformung zum *„Reichsbund für Biologie“*. Die Schirmherrschaft hat der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Heinrich Himmler, in seiner Eigenschaft als Präsident der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ übernommen. Im Vorstand ist die Biologie des Menschen durch Prof. Reche, Leipzig, vertreten (Z).

— Am Bremerhavener Museum wurde eine *Abteilung für biologische Rassenkunde* eröffnet. Sie zeigt in rund 100 Schaukästen und Glasschränken u. a. Rekonstruktionen und Nachbildungen prähistorischer Menschenfunde, Karten, Bildtafeln zur Rassen- und Erbkunde, statistische Zusammenstellungen u. a. (Z).

— *„Der Erbarzt“*, bisher Beilage zum deutschen Ärzteblatt, erscheint ab 1. Juli 1939 als selbständige Monatsschrift im Verlag Thieme, Leipzig. Herausgeber ist weiterhin Prof. Frhr. v. Verschuer, Frankfurt a. M.

— Die SS-Tibet-Expedition unter Leitung von Dr. Ernst Schäfer (vgl. Z. Rassenk. VIII, 118, 1938) ist mit reichem wissenschaftlichem Material nach Deutschland zurückgekehrt. Anthropologische Untersuchungen wurden durch den Zoologen Bruno Beger durchgeführt.

— *Verliehen:* Dozentur für innere Medizin und Erbpathologie *Dr. med. habil. Martin Werner,* Frankfurt a. M. — Dozentur für menschliche Erblehre und Rassenhygiene *Dr. med. habil. W. Lehmann,* Breslau. — Dozentur für medizinische Statistik *Dr. phil. habil. Siegfried Koller,* Gießen. — Die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaften *Prof. E. Rüdin,* München, Vorsitzender der deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, anläßlich seines 65. Geburtstags. — Von der Medizinisch-Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Jena die goldene Gedenkmünze *Prof. E. Rüdin,* München, die silberne *Prof. F. Lenz,* Berlin, die bronzene *Prof. G. Heberer,* Jena.

— *Berufen: Prof. Hans F. K. Günther,* bisher Berlin, an die Universität Freiburg.

Frankreich

— Ein *Laboratoire de Geologie appliquée aux Origines de l'Homme* wurde an der Ecole des Hautes Etudes gegründet und die Leitung P. Teilhard de Chardin übertragen.

— In Paris wurde ein Ausschuß zur Feier des 400. Todestages von *Paracelsus* aus französischen, englischen und schweizerischen Wissenschaftlern unter Vorsitz von Prof. L. Lavastine, Paris, gebildet.

Griechenland

— Bei Ausgrabungen am Schauplatz der Termopylenschlacht, die Herodots Beschreibung der Örtlichkeit vollauf bestätigten, wurden auch eine Anzahl *menschlicher Skelette* gefunden. Volks- und Zeitstellung konnten noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Da die Skelette in Einzelgräbern lagen, handelt es sich wahrscheinlich nicht um die Gefallenen der Termopylenschlacht (Z).

Prof Dr. Walter Groß, Berlin, Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP., hielt auf Einladung der Deutsch-Griechischen Gesellschaft in der Universität Athen einen Vortrag über Erbgesundheitspflege.

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

Italien

— Auf Vorschlag des Volkskulturministeriums hat der Duce verfügt, daß im kommenden Jahr in Rom eine große Rassenausstellung stattfinden soll, auf der der Ursprung und die tausendjährige Entwicklung der italienischen Rassen gezeigt werden soll. An der Ausstellung werden zahlreiche wissenschaftliche Spezialisten mitarbeiten.

L. Cipriani, Florenz.

— Die Königliche Akademie de Lincei hat einen Wettbewerb für eine Arbeit über die *Seuchen in Italienisch-Ostafrika mit besonderer Berücksichtigung rassenpathologischer* Fragen ausgeschrieben (Z).

— *Neue Zeitschrift: Scientia Genetica,* herausgegeben von Prof. C. Jucci und Prof. A. Buzzati-Traverso, Pavia. Die neue Zeitschrift will ein Sammelpunkt für die genetische Forschung in den lateinischen Ländern sein. Aufsätze werden in Italienisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch angenommen. Am Ende jedes Jahresbandes soll eine vollständige genetische Bibliographie der lateinischen Länder erscheinen.

— *Ernannt: Professor Nicola Pende,* Rom, zum Ehrenmitglied der Berliner medizinischen Gesellschaft.

Japan

— *Das Tagebuch des deutschen Arztes und Anthropologen Erwin v. Baeltz,* Leibarztes des Kaisers von Japan und einer der ersten Erforscher der Anthropologie der Japaner, wurde von seinem Schüler Dr. Hamabe, Schanghai, ins Japanische übersetzt.

— Im Wohlfahrtsministerium wurde eine „Forschungsstelle für Rassenhygiene" geschaffen, die ein neues Ehegesetz und ein Sterilisationsgesetz vorbereitet. Das Ehegesetz soll die Eheschließung von Personen, die an Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Geisteskrankheiten oder anderen Erbkrankheiten leiden, verhindern. Das Sterilisationsgesetz sieht zwangsweise Sterilisierung in schweren, freiwillige in leichten Fällen von Erbkrankheiten vor.

Ostafrika

— Im Frühjahr 1939 kehrte Dr. L. Kohl-Larsen von seiner neuen Ostafrika-Expedition (vgl. Z. Rassenk. VII, 208, 1938) zurück. Der Anlaß zu der Reise war der im Jahre 1935 gefundene *Africanthropus njarasensis,* dessen Fundstelle genauer untersucht wurde. Dabei fanden sich noch einige weitere kleine Fragmente menschlicher Schädel. Weiterhin wurde von Frau Kohl-Larsen die Mumbahöhle, etwa 3.5 km östlich der ersten Fundstelle, in achtmonatlicher Arbeit schichtweise freigelegt. Neben zahlreichen Tierresten fanden sich Werkzeuge, die wahrscheinlich dem *Acheuléen* zugeschrieben werden können, sowie elf menschliche Skelette mit gut erhaltenen Schädeln. Bei Grabungen am Rande des Njarasagrabens im Ursprungsgebiet des *Garussi* wurden einige menschliche Schädelfragmente, darunter Teile eines vermutlich rekonstruierbaren Schädels, aus verschiedenen Schichten geborgen. Schließlich wurden im östlichen Vorland des Njarasasees eine Reihe von Grabhügeln geöffnet, die teils der Gumbankultur B, teils der Njoroankultur (Neolithikum) zugeschrieben werden und gleichfalls menschliche Skelettfunde lieferten.

Schweiz

— Am 3. Dezember 1939 feierte Dr. Fritz Sarasin in Basel seinen *80. Geburtstag.* Schriftleitung und Herausgeber der „Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen" sprechen dem hochgeschätzten Jubilar und Mitherausgeber zu dieser seltenen Feier die herzlichsten Glückwünsche aus.

Südafrikanische Union

— W. K. Gregory und Milo Hellmann untersuchten auf Einladung von Dr. R. Broom und Prof. R. Dart die Zähne des *Australopithecus (Plesianthropus) transvaalensis* (vgl. Z. Rassenk. VIII, 360, 1938) und bestätigten, daß sie sich in vielen Einzelmerkmalen der menschlichen Zahnform nähern. Die Funde von Taungs, Sterkfontein und Kromdraai ergeben grundsätzlich dasselbe. Es haben also im oberen Pleistozän Südafrikas kleinhirnige Menschenaffen mit progressiven, menschenähnlichen Merkmalen der Bezahnung gelebt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Egon Frhr. v. Eickstedt, Breslau; für den Anzeigenteil verantwortlich: Walther Thassilo Schmidt-Gabain, Stuttgart. — I. v. W. g. — P. L. 2. — Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. — Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. — Printed in Germany

Zeitschrift für Rassenkunde

Zeitschrift für Rassenkunde

und die

gesamte Forschung am Menschen

JAHRGANG 1940 / 11. BAND



1 9 4 0

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

INHALTSVERZEICHNIS DES XI. BANDES

A. Aufsätze

Seite

Count, Earl W.: *On the Biological Value of Racial Characters. A Further Comment on the Racial Classificatory System of Dr. Škerlj* 165—171

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. IV. Die Annamiten und der Untergang von Tchampa (28 Abb.)* . . . . 21—79

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. V. Untersuchungen bei der indochinesischen Urbevölkerung der Moi (23 Abb.)* . . . . 115—153

Fischer, W.: *Noch einmal: Zum „Rätsel" der Blutgruppen. 2. Erwiderung an Walter Scheidt* . . . . 171—172

Lundman, Bertil J.: *Über die Körperhöhensteigerung in den nordischen Ländern nach dem Weltkriege (2 Abb., 2 Tab.)* . . . . 1—5

Nakayama, Eiji: *Physisch-anthropologische Untersuchung der Ainu (4 Abb., 27 Tab.)* . . . . 97—115

Schwidetzký, I.: *Beiträge zur Rassengeschichte Südosteuropas. I. Die Illyrer des Glasinac. Gleichzeitig eine Anwendung des relativen Ähnlichkeitskoeffizienten (13 Abb., 4 Tab.)* . . . . 153—165

Škerlj, B.: *Was ist ein Konstitutionsindex? (1 Abb.)* . . . . 16—21

Tumlirz, Otto: *Das Leib-Seelenproblem in der Rassenpsychologie* . . 5—16

B. Umschau und Fortschritte

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie . . . . 80—82, 173—175
2. Morphologische Anthropologie . . . . 83—84, 176—178
3. Psychologische Anthropologie . . . . 85—87, 179—181
4. Historische Anthropologie . . . . 88—90, 182—186
5. Geographische Anthropologie . . . . 91—93, 187—190

II. Nachrichten

Argentinien . . . . 94 Canada 191
Bulgarien . . . . 94 China 191

Dänemark 94
Deutschland (1 Abb.) . . . 94—95, 191
Frankreich 192
Großbritannien 95
Haiti 192
Italien 95, 192
Mexiko 96
Niederlande u. Niederländisch-Indien 96
Ostafrika 192
Palästina 96
Schweiz 192
Schweden 96
Türkei 96
Uganda 96
Ungarn 192
U.S.A. 96

* Besprochene Arbeiten

Akabori, E. 83
Albert, R. 173
Andree, J. 88
Aoki, Y. 187
Asmus, G. 190
Astel, K. 185
Aubin, H. 183

Banniza v. Bazan, H. . . 186
Benedict, F. B. 174
Bernatzik, H. A. 189
Beurlen, K. 80
Blatz, E. W. 174
Blume, F. 85
v. Bonin, G. 91
Bonne, C. 178
Brandes, G. 84
Brewitz, W. 183
Broesike, G. 176
Büttner, L. 85

Camavitto, D. 174
Cordes, E. 85
Cummins, H. 178

Dart, A. 187
Delafield, E. M. 179
Deneffe, P. J. 181
Dietzsch, H. 177
Dobzhansky, Th. 80
Döring, H. 81
v. Duhn, Fr. 182

Eckert-Greifendorff, M. . 189
Ehrenberg, K. 177
Eller, K. 80
Elsenhans, Th. 85
Engel, C. 91
Enisi, J. 178
Exner, F. 82

Feist, K. 83
Ferreira, F. J. 83
Feyerabend, O. 87
Francis, C. C. 176
Frohloff, H. 89
Fromaget, J. 83

Giemsa, G. 187
Giese, F. 85
Gini, C. 91, 175
Glaß, P. 190
Gottschalk, W. 190
Grahmann, R. 84
Groß, W. 180
Günther, H. F. K. 185

Hach 83
Hambly, W. D. 91
Hartnacke, E. 185
Haubold, H. 180
Heberer, G. 84
Heischkel, E. 182
Heiß, R. 181
Helbok, A. 183
Herrmann, A. 89
Hölscher, W. 183
Holecek-Holleschowitz, C. . 173
Holm, St. 174
Hooton, E. A. 90
Hoppe, W. 185
Huard, P. 83
Husemann, F. 173

Kelly, A. R. 89
Klemm, O. 179
Knorr, W. 82
Kögel, G. 81
Koya, Y. 177, 187
Kranz, H. W. 82
Krebs, N. 189
Kremer, F. 90
Kretschmar, F. 190
Kretschmer, E. 179
Krueger, F. 182
Künkel, H. 179

Lastra, D. Sch. 184
Lippmann, H. 176
Liu, H. 187
Lochte, Th. 83

Macomber, E. 181
Magnussen, K. 82
Mair, R. 176
Melchers, G. 81
Messerschmidt, Fr. . . . 182
Miyake, S. 88
Moore, D. R. 184
Morant, G. M. 91
Mukai, T. 187
Müller, R. 186
Müller, W. 87
Muzaffer, S. S. 176

N. N. 92, 186
Namba, M. 88
Nauck, E. G. 187
Neweklowsky, K. 181
Nippold, A. 181
Nguyen, Van Duc 92
Nguyen-Xuan-Nguyen . . 83

Orchi, P. de 175

Petersen, E. 182
Piper, M. 190
Planck, M. 87
Pont 179

Reyer, W. 179
Riehl, W. H. 184
Rohracher, H. 180
Rörig, H. 85
Ruß, E. 177

Salvadori, M. 93
Samesima, M. 92
Sarasin, F. 189
Sauser, G. 188
Seitz, L. 175
Sell, M. 93
Sesemann, H. 86
Shryock, R. H. 182
Snell, C. A. R. D. 93
Sombart, W. 87
Sommer, W. 184
Sprockhoff, E. 183
Suzuki, S. 187

Schachermeyer, F. 86
Schäfer, E. 190
Schattenfroh, F. 86
Schebesta, P. 188
Schlempp, H. 180
v. Schoen-Wildenegg, E. P. 81
Schreiner, K. E. 92

Stegerda, M. 171, 181
Stiel, W. 188
Stubbe, H. 81

Takabatake, T. 177
Thieler, H. 86
Timoféeff-Ressovsky, N. W. 81
Townsend, J. G. 82

v. Ungern-Sternberg, R. . 185

Versluys, J. 84

Waldmann, G. 180
Walter, H. 90
Weber, E. 185
Weber, W. 89
Weinert, H. 177
Wellek, A. 86
Wells, H. G. 82
Werle, P. P. 176
Wissler, Clark 185
Wolf, J. 186
Woltereck, H. 175

Yagasaki, T. 90
Yerushalmy, J. 90
Yosimi, T. 88
Young, M. 88

Żejmo-Żejmis, St. 88
Zeller, W. 177
Zotz, L. 84

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor, Dr. phil. nat., Dr. med. h. c., Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 32 Abbildungen und 2 Tabellen



1940

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 27. Februar 1940

JAHRGANG 1940 11. BAND 1.—2. HEFT

Jahrgang 1940, Bd. XI, Heft 1—2

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

Lundman, Bertil J.: *Über die Körperhöhensteigerung in den nordischen Ländern nach dem Weltkriege (2 Abb., 2 Tab.)* 1

Tumlirz, Otto: *Das Leib-Seelenproblem in der Rassenpsychologie* . . 5

Škerlj, B.: *Was ist ein Konstitutionsindex? (1 Abb.)* 16

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. IV. Die Annamiten und der Untergang von Tchampa (28 Abb.)* 21

B. Umschau und Fortschritte

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie 80
2. Morphologische Anthropologie 83
3. Psychologische Anthropologie 85
4. Historische Anthropologie 88
5. Geographische Anthropologie 91

II. Nachrichten

Argentinien, Bulgarien, Dänemark, Deutschland (1 Abb.) 94

Großbritannien, Italien 95

Mexiko, Niederlande und Niederländisch-Indien, Palästina, Schweden, Türkei, Uganda, U.S.A. 96

Über die Körperhöhensteigerung in den nordischen Ländern nach dem Weltkriege

Von

Bertil J. Lundman

Mit 2 Textabbildungen und 2 Tabellen

Nachdem Verfasser eine in den letzten Jahren bedeutende Körperhöhensteigerung der schwedischen Stellungspflichtigen festgestellt hatte (Z. Rassenk. Bd. IX, S. 266 ff.), dehnte er seine Zusammenstellungen auch auf die Nachbarländer aus.

Zunächst einige Bemerkungen zu Literatur und Quellen. Eine ausgezeichnete und sehr sorgfältige Zusammenfassung der bisher bekannten Tatsachen bis zum Jahr 1925, natürlich zunächst für Norwegen (hier bis zur Steinzeit hinab!), aber unter Einbeziehung des wichtigsten schwedischen und dänischen Materials, gab K. E. Schreiner in der „Somatologie der Norweger"[1]). Die amtlichen Berichte der verschiedenen Länder sind jedoch ein wenig verschiedenwertig. Norwegen veröffentlicht für jedes Jahr einen umfassenden „Rapport om rekryteringen for den norske haer", aber er kommt erst nach etwa zwei Jahren heraus, und nach gef. Mitteilungen der norwegischen statistischen Zentralbehörde sind auch noch keine jüngeren Zahlen zu erhalten, was für die Beurteilung der gerade in den letzten Jahren außerordentlich schnellen Zunahme sehr zu wünschen gewesen wäre. Wir haben also hier keine Zahlen für die Zeit nach 1936 (herausgeg. Dezember 1938). Die Norweger und ebenso die Dänen benennen im Gegensatz zu den Schweden die Jahrgänge nach ihrem Eintreten in das Wehrpflichtsalter. So ist „Jahrgang 1936" im Sommer und Herbst 1935 untersucht worden: das Durchschnittsalter beträgt bei Normaljährigen etwa 20,1—20,2 Jahre. Leider werden bei den Berechnungen der Durchschnittshöhe und der Verteilung auf die Größenklassen auch die Über- und Unterjährigen einbezogen. Nach 1921 sind erstere jedoch auf einige wenige Hundertstel zusammengeschrumpft und in den letzten Jahren noch weniger geworden. Letztere sind immer sehr gering an Zahl gewesen. Ich habe darum keine Korrekturen vorgenommen.

Dänemark publiziert seine Ergebnisse mit rühmenswerter Schnelligkeit in „Statistik Aarbog for Danmark". So hat man schon die Zahlen für „Jahrgang 1938" im Herbst 1937 gemessen (Durchschnittsalter der Normaljährigen etwa 20,25 Jahre). In diesem Lande stellen sich aber auch viele Unter- und Überjährige zur Musterung ein. Sie machen zusammen etwa drei Zehntel des Jahreskontingentes aus, sind aber für sich behandelt und werden hier nicht berücksichtigt werden. Da die Über- und Unterjährigen ungefähr gleich zahlreich

---

[1]) Skrifter utgitt av det norske videnskabsakademi i Oslo I, Mat.-natv. Kl. 1929, nr 1, S. 25—37, 44—47. (Hier auch alle bezüglichen Schriftnachweise.)

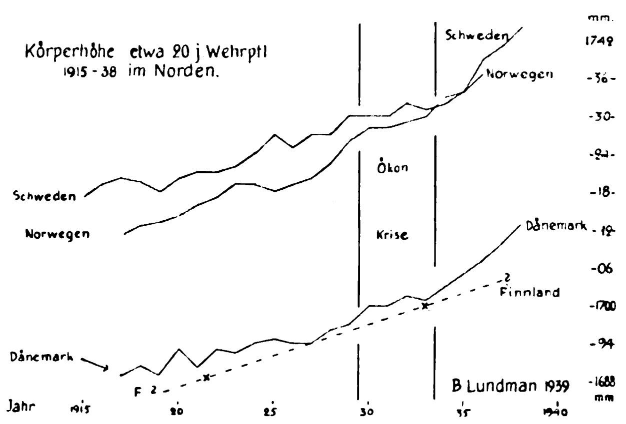


Abb. 1. Körperhöhe etwa 20jähriger Stellungspflichtiger in den nordischen Ländern

sind, dürften die Normaljährigen auch kaum eine merkbare Auslese darstellen.

Finnland hat sehr wenig Material veröffentlicht. Wilskman berichtete zwar 1925 über die Durchschnittshöhe der Rekruten nach dem Dienste (Durchschnittsalter 21,0 Jahre), erfaßt aber 1921—1922 leider nicht alle Stellungspflichtigen. Gleiche Zahlen, nebst Verteilung auf Größenklassen, findet man für die Jahresklassen 1929—1937 in den letzten Jahrgängen des „Statistisk årsbok över Finland". Da Wilskman auch die Höhe der Rekruten vor dem Dienste angab (1,3 cm weniger, was ungefähr dem Mittel anderer nordischer Serien entspricht; Durchschnittsalter 20,0 Jahre), so kann man entsprechende Reduktionen auch bei den anderen Zahlen vornehmen. Um außerdem die Durchschnittshöhe der Stellungspflichtigen zu ermitteln, wird man noch 1 bis 2 Millimeter abziehen müssen (nach schwedischen Messungen). — Mehr soll über die Größenverhältnisse der Stellungspflichtigen bzw. Soldaten des freien Finnlands nicht veröffentlicht sein.

Auch in Island und auf den Färinseln ist in den letzten Jahren die Körperhöhensteigerung sehr beträchtlich. Neuere Zahlen liegen jedoch nicht vor, auch gibt es dort keine allgemeine Wehrpflicht.

Ich habe nun die Körperhöhensteigerung der letzten 25 Jahre in einem Diagramm (Abb. 1) veranschaulicht. Das Alter ist, wie oben angeführt, nicht völlig gleich (Schweden 19,67 Jahre, Norwegen etwas über 20 Jahre, Dänemark 20,25 Jahre, Finnland 20,0 Jahre), aber ich habe (außer für Finnland, s. o.) keine Reduktionen vornehmen wollen.

Für Finnland bin ich so vorgegangen, daß ich außer Wilskmans (red.) Zahl für 1921—1922 nur die Mittelzahl der Periode 1929—1937 berechnet und letztere bei 1933 (Periodenmitte) ebenso wie die vorige mit einem Kreuze eingezeichnet habe. Dann habe ich die beiden Punkte mit einer gebrochenen Geraden vereinigt. Sie entspricht also einigermaßen der Körperhöhensteigerung.

Man sieht nun, wie parallel die Kurven im großen und ganzen laufen. Schweden liegt fast immer am höchsten (und würde es bei Reduktion auf völlige Gleichaltrigkeit immer tun!), in geringem Abstand von Norwegen be-

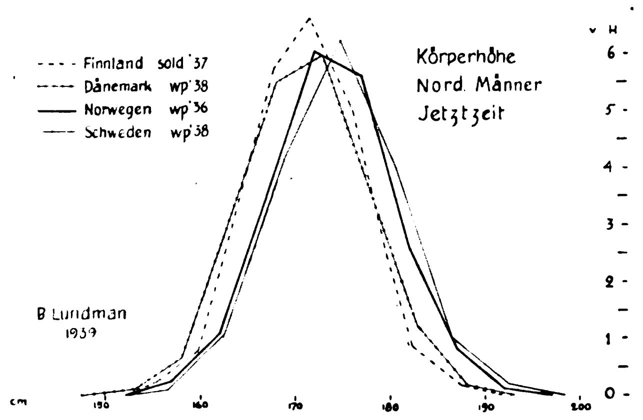


Abb. 2. Kurven der Körperhöhe von Soldaten (= Sold.) bzw. Stellungspflichtiger (= Wp.) in den nordischen Ländern

gleitet. Etwa 3 cm darunter folgt das andere Länderpaar: Dänemark und das freilich unvollständig bekannte Finnland. Auch in Einzelheiten macht sich der Parallelismus bemerkbar. Mindestens Schweden und Dänemark reagieren deutlich negativ auf die schlechten Ernährungsverhältnisse des Weltkriegs. Ebenso ist die Steigerung während der letzten Wirtschaftskrise in allen drei Ländern sehr vermindert, um in der jetzigen Hochkonjunktur zu immer höheren Beträgen zu steigen.

Auch ist interessant, daß die Steigerung in dem ehemals so reichen, jetzt im Verhältnis zu Schweden eher ärmeren Dänemark im Mittel schwächer ist (1850 bis 1914 lief sie mit Schweden völlig parallel). Am größten ist sie in Norwegen, wo die Ernährung ehemals durch den geringen Landbau usw. am schlechtesten, jetzt aber bei der Erleichterung der Zufuhr ebensogut wie in den anderen Ländern ist.

Für die spätesten erreichbaren Jahre (Schweden 1938, Norwegen „1936“, Dänemark „1938“, Finnland 1937) habe ich auch schematische Verteilungskurven gezeichnet (Abb. 2). Leider ist nur die Verteilung auf die ziemlich weiten und nicht in allen Ländern gleich großen Größenklassen bekannt (siehe hierüber Tab. 1). Die durch diese grobe Methode nur im großen richtige Form der Kurven ist für alle Länder ungefähr die gleiche, nur die finnische Kurve ist etwas steiler, teils infolge der kleineren Klassenbreite, vor allem natürlich aber dadurch, daß sie nur Soldaten, nicht aber Zurückgestellte umfaßt. Dadurch werden ja viele (oft schwächlichere) Extremvarianten ausgeschlossen. Dann habe ich den Hundertsatz der Klasse durch die Klassenbreite in Zentimeter geteilt und erst diesen Betrag auf das Diagramm eingezeichnet. Deshalb sind natürlich die Kurven flacher geworden.

Tab. 1. Einteilung der Stellungspflichtigen in Größenklassen

Land	Klassenbreite cm	Niedrigste Klassengrenze
Schweden	6	153,5
Norwegen	5	154,5
Dänemark	5	145,5
Finnland	4	149,5

Schließlich noch ein paar Bemerkungen über Norwegen. Die norwegischen Städter waren früher (in den Zeiten der industriellen Gründungszeit) kleinwüchsiger als die Landbevölkerung (Arbo, Bryn). Jetzt sind sie im Zusammenhang mit dem sozialen Vormarsch der (Stadt-) Arbeiterschaft dagegen größer als das übrige Volk. Dieser Überschuß steigt immer mehr. 1930—1933 betrug die Differenz zwischen Stadt und Land im Mittel 5,2 mm, 1934—1936 aber 7,6 mm (Differenz statistisch völlig gesichert!)[2]).

Umgekehrt ist die Körperhöhe der zum großen Teile lappisch-finnisch untermischten Bevölkerung von (Norwegisch-) Finnmarken nicht mehr gestiegen als die des Reichs. Das hätte man vielleicht auch aus dem Zuzug von Südnorwegen und der sozialen Hebung der Bevölkerung glauben können, was auch behauptet wurde (Differenz zum Reiche im Mittel 4,8 cm).

Verfasser hat auch trotz der großen Unsicherheit versucht, die Körperhöhe völlig erwachsener Männer für einige weiter zurückliegende Zeiten zu berechnen (Tab. 2; Zahlen für ältere Zeiten aber mit der größten Vorsicht zu benutzen!). Hierbei wurde bei der Berechnung Rücksicht darauf genommen, daß einige der ältesten Knochenserien offenbar aus Häuptlingsgräbern stammen und in bezug auf Körperhöhe ein ausgelesenes Material darstellen.

Tab. 2. Körperhöhe erwachsener Männer (in cm)

Jahr oder Zeit	Schweden	Norwegen	Dänemark	Finnland
1939	174,5	174,5	171,5	171,0
1895	170,0	169,5	168,5	167,5
1855	167,5	168,0	165,5	—
Mittelalter	167,5	167,0	—	—
Eisenzeit	167,0	167,0	168,0	—
Bronzezeit	166,5	—	166,5	—
Steinzeit	164,5	(164)	170,0	—

Die Großwüchsigkeit der (übrigens auch von den anderen nordischen Steinzeitsbevölkerungen und dem jetzigen Dänenvolk stark abweichenden) dänischen Steinzeitleute ist merkwürdig. Im übrigen stimmen die Ergebnisse mit denjenigen bei den ersten Messungen an Lebenden gut überein, so daß von der Eisen-, ja der Bronzezeit bis 1840 fast gar keine Körperhöhensteigerung zu verzeichnen ist! Schweden steht fast immer an der Spitze, von Norwegen gefolgt, Dänemark ist in der Neuzeit kleinwüchsiger und die Körperhöhensteigerung ist hier, wie schon hervorgehoben, oft schwächer als in den anderen Ländern.

Leider fehlt dem Verfasser für Vergleiche genügend Material über andere Völker. Völlig vergleichbares Material von Stellungspflichtigen aus der letzten Zeit habe ich nur von Holland, wo die Körperhöhe um 1923 mit 19 Jahren 170,8 betrug (Bolk) von der Schweiz bei gleichem Alter 1930 168,6 (Schlaginhaufen), und von Estland um 1933 mit 22 Jahren 172,1[3]) (Aul). Die völlig Erwachsenen Hollands dürften also jetzt um 173,5 groß sein, die Schweizer wenig über 170, die Esten gegen 173,0. Das alles bezieht sich auf die jüngste

[3]) Ich danke Pfarrer S. Danell, ehemals Probst in Estland, für Übersetzung estnischer Quellen!

[2]) 1902 — 3—6 mm (neg.); 1937 + 9 mm!

völlig ausgewachsene Jahresklasse (etwa 24—25 Jahre). Die älteren Jahresklassen sind natürlich nie so hoch gewesen.

Wenn man dagegen das wirkliche Mittelmaß sämtlicher jetzt lebender Männer von z. B. 25—50 oder 25—60 Jahren haben will, muß man (auch wenn man die Schrumpfung, die bei schwerer Arbeit schon vor dem 60. Jahre einsetzt, wegkorrigiert) etwa 1,0—1,5 cm abziehen (schon für eine so weit zurückliegende Zeit wie 1855 aber muß man diesen Betrag kleiner ansetzen, denn dann waren nur die jüngsten Jahresklassen von der Steigerung betroffen).

Letzteres haben viele Anthropologen und Statistiker nicht berücksichtigt, sondern „die jetzige Mittelhöhe" folgendermaßen berechnet: Mittelhöhe der letzten Jahresklasse nicht ausgewachsener Stellungspflichtiger + deren Zuwachs bis zur Vollgröße (nach älterem Materiale). Diese Zeit liegt aber in der Zukunft, und kein bisher aufgewachsener Jahrgang ist bisher so groß gewesen.

Und noch etwas: Besonders Hultkrantz schätzt den mittleren weiteren Zuwachs von „21" (eig. 20,67) Jährigen in Schweden auf etwa 1,5 cm und danach die mittlere Körperhöhe völlig Erwachsener schon um 1926 auf 174,5 cm. Das ist aber gar zuviel, besonders in unseren Tagen mit dem durch die reichlichen Ernährungsverhältnisse bedingten Hoch- und Frühwuchs. Ich habe viel weniger zugeschlagen. Hultkrantz stützt seine Behauptung auf die Vergleiche der Mittelhöhe zwischen Mannschaftsgruppen, die teils bei der ersten Aushebung, teils bei einer Reserventruppenübung im 25. oder einem noch spätern Jahre gemessen wurden. Aber dann haben die Männer durch die ganze Militärzeit eine viel straffere Haltung erworben! Man muß natürlich nur Leute in ungefähr derselben Haltung vergleichen. Nach Hultkrantz' Berechnungsweise wären die jetzigen erwachsenen Schweden um 177 cm hoch: 174,4 (Höhe der Stellungspflichtigen 1938) + 1,0 (Zuwachs nach H. von 19,67 bis 20,67 Jahre) + 1,5 (späterer Zuwachs nach H.), was auch ohne die Ergebnisse meiner eigenen ausgedehnten Messungen an etwa 7000 schwedischen Männern aller Alter vom 20. Jahre an von vornherein ganz unmöglich erscheint.

Insgesamt kann man aber wohl sagen, daß die Körperhöhensteigerung in der letzten Generation im Norden in Zusammenhang mit dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung offenbar eher größer als kleiner gewesen ist als in anderen mittel- und westeuropäischen Kulturländern. (April 1939)

Das Leib-Seelenproblem in der Rassenpsychologie

Von

Prof. Dr. *Otto Tumlirz*, Graz

Anmerkung der Schriftleitung: Wir bringen im folgenden den ersten Beitrag zu einer für die Rassenpsychologie wichtigen Frage, die vom Herausgeber einer Reihe von Anthropologen und Psychologen mit der Bitte um Stellungnahme vorgelegt wurde: der Frage, wieweit für die Psychologie die Kenntnis des körperlichen Erscheinungsbildes unerläßliche Voraussetzung rassenpsychologischer Erkenntnisse ist oder wieweit sie davon unabhängige Ergebnisse erzielen kann, die erst nachträglich mit den Ergebnissen der Körperformforschung in Beziehung gesetzt werden müßten.

Wie die Geschichte der Seelenforschung lehrt, gibt es zwei Hauptwege, um zur Erkenntnis des eigenen und des fremden Seelenlebens zu gelangen: das Aus-

gehen von seelischen Vorgängen, die man an sich selbst beobachtet, und die Erschließung seelischer Eigenschaften aus dem körperlichen Ausdruck. Anscheinend ist der zweite Weg der naturgemäßere. Wir haben zunächst ein stärkeres Bedürfnis, andere Menschen als uns selbst kennenzulernen, da ihr freundliches oder feindliches Verhalten uns gegenüber für uns lebenswichtiger ist als eine beschauliche Selbstbetrachtung. Was in der Seele der anderen vorgeht, das können wir nicht unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus der Beobachtung körperlicher Vorgänge wie Veränderungen im Gesicht, in Gang, Haltung und Bewegungen, im Gesamtverhalten in bestimmten Lebenslagen usw. erschließen. Diese Beobachtung und dieser Schluß sind anscheinend leichter zu vollziehen als in zergliedernder Selbstwahrnehmung die eigenen flüchtigen, stets wechselnden seelischen Erlebnisse festzuhalten und in ihrer Bedeutung für das eigene Leben zu erkennen.

Die Ansicht, daß das Ausgehen vom körperlichen Ausdruck der leichtere und natürlichere Weg der Seelenforschung sei, hat zwar die Charakterkunde von der Physiognomik des Pseudo-Aristoteles bis zur Gegenwart bestimmt, ist jedoch durchaus nicht unanfechtbar. Man kann andere Menschen von ihrem körperlichen Ausdruck her nicht richtig beurteilen, wenn man sich nicht zuvor durch Selbsterkenntnis die geistigen Werkzeuge zur Fremderkenntnis erworben hat. In der seelischen Entwicklung geht der Weg zum Du über das Sichzurückziehen in die Einsamkeit der Selbstbespiegelung, die Ichentdeckung geht der Entdeckung fremder seelischer Werte voraus. Wie freilich der Jugendliche aus der Selbsterkenntnis, aus dem Forschen nach dem Sinn des eigenen Daseins nicht zu sicherer Fremderkenntnis gelangen muß, so ist auch der Schluß der Erwachsenen, daß sich vorübergehende seelische Erlebnisse ebenso wie dauernde seelische Zustände im Mienenspiel und in bestimmten Gesichtszügen, in Bewegung und Haltung des Körpers, in Einzelhandlungen und Werken widerspiegeln, durchaus unsicher. Denn fürs erste schließen die meisten Menschen aus einer oft recht mangelhaften Kenntnis ihres eigenen Seelenlebens auf ähnliche Vorgänge in den anderen Menschen, ohne die großen Wesensunterschiede zwischen sich und den anderen ausdrücklich zu beachten, und fürs zweite ist jede Ausdrucksdeutung mit starken Fehlerquellen belastet. Wir erwähnen nur die drei wichtigsten: Dem Reichtum seelischen Erlebens steht nicht ein ebensolcher Reichtum körperlicher Ausdrucksmittel gegenüber. Wir können weder durch die Sprache, die in erster Linie ein Werkzeug unseres Verstandes ist, die überaus zahlreichen Gefühlsabschattungen und Stimmungen ausdrücken noch durch die Bewegungen unseres Körpers philosophische Gedanken. Die Ausdrucksmittel sind nicht nur beschränkt, sondern auch mehrdeutig, da manchem Erleben mehrere Ausdrucksbahnen zur Verfügung stehen, anderseits verschiedene, selbst gegensätzliche Erlebnisse sich in der gleichen Weise ausdrücken. Eine weitere Fehlerquelle bilden die Tatsachen der Verstellung, der Ichmasken, der Lüge, der anerzogenen Gesellschaftsformen, der Entseelung bestimmter Ausdrucksformen, die ursprünglich beseelt waren und gewohnheitsmäßig oder zur Täuschung eines Mitmenschen beibehalten werden. Gewiß ist es schärferer Beobachtung möglich, Verstellung, Masken, Pose, Unechtheit zu durchschauen; wenn wir aber feststellen, daß der Ausdruck dieses oder jenes Menschen verstellt, unecht sei, so wissen wir noch nichts über sein echtes Wesen. Und schließlich, wissen der echte und der unechte Mensch selbst, wie sie sind?

Zum Verstehen des Seelenlebens müssen wir, wie die Psychologie der Gegenwart überzeugend dargetan hat, Schichten des Bewußtseins ansetzen. Ist nun das wache Bewußtsein eine Oberflächenerscheinung, hinter der sich verschiedenartige untergründige Vorgänge abspielen, was drückt sich in den Ausdrucksfeldern aus, das der Selbstbeobachtung zugängliche bewußte Erleben oder die halb- und unbewußt verlaufenden Triebregungen und Affekte?

Mit den Unstimmigkeiten zwischen Erleben und Ausdruck sind wir bei der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Leib und Seele angelangt, bei jenem alten, immer wieder aufgeworfenen Problem der metaphysischen Psychologie, das grundsätzlich nur vier Lösungen gestattet, den Dualismus, den Spiritualismus, den Materialismus und den transzendenten Monismus. Wir können hier auf metaphysische Erörterungen verzichten, zumal keine Lösung völlig befriedigend und einwandfrei ist. Auch die Ganzheitsauffassung der Gegenwartspsychologie, die zur Aristotelischen Ansicht zurückkehrt, Seele sei die beseelte Form des Leibes, kommt nicht über die Tatsache hinweg, daß einerseits erscheinungsmäßig eine Zweiheit gegeben ist, der höchstwahrscheinlich auch wesensmäßige Unterschiede zugrunde liegen, daß anderseits zwischen Leiblichem und Seelischem, wie die Funktionen der Sinnesorgane, des Gehirns, des Nervensystems, der Einsonderungsdrüsen usw. erkennen lassen, ein unauflöslicher Zusammenhang besteht. Aus der Fragwürdigkeit aller Erklärungen über die Art dieses Zusammenhangs ergibt sich eine Hauptschwierigkeit aller Ausdrucksforschung, die sich, wie wir noch zeigen wollen, besonders im Bereiche der Rassenpsychologie auswirkt.

Ist demnach der zweite Weg, das Ausgehen von den seelischen Erlebnissen, erfolgreicher? Durch Selbstbesinnung und Selbstbeobachtung sind wir imstande, unsere eigenen Erlebnisse kennenzulernen. Aber auch die genaueste Untersuchung führt nur zur Kenntnis der Eigenwelt, die sich von den Eigenwelten aller anderen Menschen in wesentlichen Zügen unterscheidet. Für die anthropologische Betrachtung bilden nicht allein Körper und Seele eine lebendige Ganzheit, diese Leib-Seelenganzheit ist auch untrennbar verflochten mit den Fremdwelten, die sich aufgliedern in die Vor- und die Triebwelt, in die Außen-, Mit- und die Wertwelt. Das Werden der Eigenwelt ist von Mensch zu Mensch verschieden. Bei jedem Einzelwesen ist der Ausgangspunkt der Entfaltung, die Erbmasse (Vorwelt), anders, deshalb besitzt auch jedes eine andere Empfänglichkeit für die Einwirkungen der Fremdwelten, ist das Ergebnis der Entwicklung der Anlagen, die in anlagebedingter Weise durch die gegebenen Umweltwirkungen gefördert oder gehemmt werden, eine andere Form des seelischen Seins und eine andere Art des Verflochtenseins mit den Fremdwelten. Jeder Mensch lebt in seinem persönlichen Raum — alle Raumangaben wie oben und unten, vorne und hinten, nah und fern, rechts und links usw. sind stets auf das raumwahrnehmende Ich bezogen —, jeder Mensch lebt in seiner persönlichen Zeit, die für ihn die jeweils unmittelbare Gegenwart seiner Lebensgeschichte ist. Jeder Mensch ist triebgebunden, doch herrschen bei dem einen die Selbsterhaltungstriebe, beim andern die Geschlechtstriebe, beim dritten die Gesellschaftserhaltungstriebe vor; jeder ist wertgerichtet, doch ist der eine vorwiegend für wirtschaftliche, der andere für wissenschaftliche, der dritte für künstlerische, der vierte für politische Werte empfänglich. Jeder muß sich mit seiner Mitwelt abfinden, doch sind die Beziehungen jedes einzelnen zu seinen

Mitmenschen außerordentlich verschieden. Jeder ist in eine bestimmte gegenständliche Außenwelt gestellt, doch sieht sie jeder, wie die tiefreichenden Gegensätze in der Erkenntnistheorie veranschaulichen, mit seinen Augen.

Daß zwischen den Menschen tiefgreifende Unterschiede bestehen, lehrt die Erfahrung. Sie sind so groß, daß die Kluft zwischen manchen Menschen einfach unüberbrückbar ist, daß wir Gefahr laufen, unsere eigenen Anschauungen und Wertungen in die Eigenwelten der Anderen hineinzutragen, daß selbst die Psychologen und Erkenntnistheoretiker notwendigerweise vom Erleben ihrer Eigenwelt ausgehen und dadurch zwangsläufig zu gelegentlich ganz gegensätzlichen Aufstellungen gelangen. Die Psychoanalyse erscheint uns Deutschen so fremdartig, ihre Behauptungen so unannehmbar, weil Freud seine, d.h. eine semitische Eigenwelt beschrieben hat. Wenn demnach jeder Psychologe nur seine Eigenwelt schildert, ist dann eine allgemeine Psychologie überhaupt möglich? Eine allgemeine im Sinne des Allgemeinmenschlichen kaum, höchstens als rein formhafte Elementenpsychologie, wohl aber eine rassisch und völkisch bedingte Psychologie, eine deutsche, eine italienische, eine französische, eine englische usw. Es gibt nicht nur große Unterschiede, sondern auch weitreichende Gemeinsamkeiten, die jedoch offenbar um so spärlicher werden, je größer die Gruppen von Menschen, die an ihnen teilhaben.

Die geistige Haltung jedes Erwachsenen, seine Anschauungen und Wertungen, sein Verhalten und seine Handlungen sind das Ergebnis des Zusammenwirkens von Erb-, Fremd- und Selbstbildung. Im Mittelpunkt der geistigen Entwicklung stehen die Anlagen, denn die planmäßigen und zufälligen Einflüsse der Umwelt können die Entfaltung der Anlagen fördern oder hemmen, niemals aber neue Anlagen schaffen. Bei den Anlagen müssen wir unterscheiden zwischen Gattungs-, Geschlechts-, Rasse- und Familienanlagen. Die vier Gruppen überschichten und überkreuzen einander. Bei unseren Betrachtungen können wir die allgemeinmenschlichen Gattungsanlagen vernachlässigen, da sie, abgesehen von den wenigen fertig vererbten Instinkten, schon geschlechtlich, rassisch und familial aufgegliedert in Erscheinung treten. Da wir die Entstehung der Gruppenanlagen noch zu wenig kennen, ist es schwer zu sagen, welche von ihnen in den tiefsten seelischen Schichten wurzeln. Die naheliegende Annahme, daß die Familienanlagen der jüngsten und obersten Schicht angehören, ist unzutreffend, da auch Einzelanlagen, wie z.B. die mathematische oder die musikalische Begabung, geschlechtlich und rassisch mitbedingt sind. Ebenso sind die Beziehungen zwischen Geschlechts- und Rasseanlagen noch wenig geklärt. Die nordische Frau z.B. ist anders geartet als die alpine (ostische) oder die mediterrane (westische), weil sie einer anderen Rasse angehört als diese, aber sie teilt mit allen Frauen gleichgültig welcher Rasse die Mutterschaftsbestimmung und die aus dieser hervorgehenden weiblichen Eigenarten. Immerhin dürfen wir annehmen, daß wenigstens die für den Rassencharakter entscheidenden Anlagen in den tiefsten seelischen Schichten wurzeln, da sie im Erbgang immer wieder hervortreten und sich auch gegenüber gleichmachenden Einwirkungen der geistigen Umwelt in ihrer Eigenart behaupten.

Von den Gruppenanlagen berücksichtigen wir in diesem Zusammenhange nur die Rasseanlagen und verstehen mit v. Eickstedt unter Menschenrassen „Formengruppen innerhalb der Hominiden, deren Angehörige eine mehr oder minder kennzeichnende Vereinigung von normalen und erblichen Merkmalen

der Gestalt und Verhaltensweise zeigen" (Die Forschung am Menschen, S. 40). Der zweifellos berechtigte Ansatz, innerhalb der Gattung „Mensch" verschiedene Gruppen mit bestimmten körperlichen und seelischen Anlagen zu unterscheiden, scheint die Aufgaben der Psychologie zu erleichtern. Ist bei allen Angehörigen einer Rasse ein Stamm gleicher Erbanlagen vorhanden, dann ist mit Rücksicht auf diese Gemeinsamkeiten ein gegenseitiges Verstehen viel leichter möglich, ist der Schluß vom eigenen auf fremdes Erleben, das sich der gleichen Ausdrucksmittel bedient wie man selbst, mehr berechtigt, als wenn die Erbmassen zweier Menschen vollkommen verschieden sind. Daß die Gruppenforschung neue Wege der Seelenkunde eröffnet, läßt das immer stärkere Hervortreten der Rassenpsychologie im Rahmen der allgemeinen Psychologie erkennen. Dürfte man also sagen: Da eine allgemeine Psychologie, die die Gattung Mensch zum Gegenstand hat, nur eine formhafte Elementenpsychologie sein kann, die weder die Menschenkenntnis fördert noch die Bedürfnisse der Erziehung und der Politik befriedigt, so habe man nur noch Psychologie des nordischen, des dinarischen, des alpinen, des mediterranen Menschen usw. zu treiben? Diesen Versuch haben in der Tat Günther, Clauss und andere gemacht, doch zeigen die Einwände, die gegen die bisherige Rassenpsychologie erhoben worden sind, daß mit der Aufgliederung der Menschen in Gruppen die Schwierigkeiten der Seelenforschung nicht überwunden, daß im Gegenteil neue Schwierigkeiten aufgetaucht sind. Ich erblicke sie in folgenden Richtungen: a) Die Teilung in Menschengruppen ist schwierig, da mehr noch als im körperlichen im seelischen Bereich überall fließende Übergänge gegeben sind, weshalb jede Einteilung bis zu einem gewissen Grade künstlich und willkürlich ist. b) Eine reinliche Scheidung wird überdies erschwert durch die Tatsache der Rassenmischung. c) Die seelischen Anlagen sind nicht unmittelbar wahrnehmbar wie die körperlichen, sondern können nur aus bestimmten Leistungen erschlossen werden. d) Die meisten seelischen Anlagen sind ergänzungsbedürftig, weshalb neben der gegebenen Erbmasse stets die geistige Umwelt berücksichtigt werden muß, in der sie sich entfaltet hat. Diese vier Punkte müssen wir etwas eingehender erörtern.

Die Anzahl der bei den einzelnen Autoren unterschiedenen Hauptrassen und Nebentypen in Europa schwankt selbstverständlich, doch hat sich im Laufe der Zeit ein weitaus überwiegend gebrauchtes Schema für die Hauptformen herausgebildet. Sind aber schon hinsichtlich der körperlichen Merkmalsverbindungen reinliche Scheidungen nicht leicht durchführbar, so ist es mit Rücksicht auf die fließenden Übergänge im Seelischen noch viel schwerer, klare Linien zu ziehen. Die Ganzheitsauffassung fordert aber, daß der Zahl körperlich unterscheidbarer Rassen die gleiche Zahl seelisch unterschiedener Rassen gegenübersteht. Die Abgrenzung von Rassetypen wird ferner durch die Variabilität der Merkmale und die Rassenmischung außerordentlich erschwert. Es gibt in Europa und besonders im deutschen Volke sehr wenige „reinrassige", d. h. höchsttypische Menschen. In der Erbtafel der meisten Deutschen haben sich verwandte Rassen gekreuzt. Nur Mischungen europafremder Rassen sind leichter bestimmbar, da anscheinend europafremde Anlagen im Erbgang nicht gekoppelt auftreten, während nahverwandte Anlagen zu neuen höheren Einheiten verschmelzen können. Die Versuche der Rassenpsychologen, den seelischen Typus des nordischen, des alpinen, des mediterranen Menschen zu zeichnen, treffen daher

nur Ausnahmen und stellen überdies, wie beim vierten Punkt zu zeigen sein wird, eine weitgehende Abstraktion dar. Da kein europäisches Volk reinrassig ist, so ist es wichtig, festzustellen, aus welchen Rassen sich die verschiedenen Völker zusammensetzen.

Die Ganzheitsauffassung dürfte körperliche und seelische Anlagen nicht voneinander trennen. Es ist jedoch eine unbestreitbare Tatsache, daß uns die körperlichen Merkmale wie Körpergestalt, Gesichts- und Schädelform, Haut-, Haar- und Augenfarbe usw. in der Sinneswahrnehmung gegeben und genau meßbar sind, während die seelischen Eigenschaften erst erkennbar werden, wenn wir die ihnen entsprechenden Leistungen hervorrufen oder wenn wir Gelegenheit haben, selbsttätig vollzogene Leistungen zu beobachten. Ob jemand Mut und Tatkraft besitzt, ob er mathematisch begabt ist, ob er Klavier spielen kann, läßt sich weder aus der Körperhöhe noch aus der Augen- und Haarfarbe ablesen, sondern ist nur an mutigen Handlungen, an mathematischen bzw. musikalischen Leistungen erkennbar. Manche Begabungen sind unter den Alltagsbedingungen kaum erfahrbar. Wie selten hat jemand im wohlgeordneten bürgerlichen Leben Gelegenheit, Mut und Tapferkeit zu beweisen, wie viele organisatorische Talente sind erst im Krieg entdeckt worden, da sie sich im engen bürgerlichen Kreis nicht betätigen konnten. Mit der Beschreibung körperlicher Merkmale ist der Rassenpsychologie nicht ausreichend gedient. Man hat Günther nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß die körperlichen und seelischen Merkmale seiner Rassetypen beziehungslos nebeneinander stehen, daß zahlreiche keineswegs nordisch aussehende Staatsmänner, Gelehrte und Künstler echtes nordisches Kulturwollen verkörperten. Man ist allerdings in der Ablehnung viel zu weit gegangen. Die körperlichen Rassenmerkmale können insofern für die Rassenpsychologie wichtig sein, als ein nordisch aussehender Mensch eine nordische, ein alpin aussehender Mensch eine alpine Geisteshaltung vermuten läßt. Trifft die Vermutung zu, dann haben wir einen wichtigen Ansatzpunkt zur Charakterbeurteilung dieses Menschen gewonnen. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn zwischen der körperlichen und der seelischen Eigenart keine Übereinstimmung gegeben ist. Da jedoch die Nichtübereinstimmung aus dem Verhalten rasch erkennbar wird, so ist damit wenigstens der Hinweis gegeben, daß wir es mit einem seelischen Mischling zu tun haben. Es ist falsch, die rassische Gestaltlehre (Morphologie) zu vernachlässigen, doch kommt sie für die Rassenpsychologie erst in zweiter Linie in Betracht.

Am wichtigsten ist der vierte Punkt. Anlagen sind Entwicklungskeime, zunächst wenig bestimmt, aber mit der ebenfalls angeborenen stärkeren oder geringeren Neigung, sich zu bestimmten Eigenschaften zu entwickeln. Diese Entwicklung ist jedoch kein ausschließlich naturbedingter Ablauf, sondern stets auch beeinflußt durch äußere und innere Einwirkungen (Fremd- und Selbstbildung). Ohne solche Einflüsse würde die Entwicklung bald zum Stillstand kommen. Selbst die fertig entwickelten Anlagen, also die Eigenschaften sind nur Formen, nicht Inhalt des geistigen Daseins. Scharfsinn, Folgerichtigkeit, Anschaulichkeit usw. sind nur Formen des Denkens, während die Gegenstände, an denen sich das scharfsinnige oder das folgerichtige Denken betätigt, von den Fremdwelten kommen. Da es im seelischen Leben keine Form ohne Inhalt gibt, da der Inhalt auch die Form bis zu einem gewissen Grade umzu-

gestalten vermag, so sind die Lebenslage und die geistige Umwelt, in der sich das Einzelwesen von der Geburt an entfaltet, für seine seelische Haltung von entscheidender Bedeutung. Angenommen, ein deutsches und ein englisches Kind würden mit den gleichen Anlagen zur Welt kommen, so würden doch die Entwicklungsergebnisse sehr verschieden sein, da jedes der beiden Kinder in eine andere geistige Welt hineinwächst, jedes vom Anfang an unter dem Einfluß einer anderen Kulturumwelt steht und ohne sein Zutun die Welt von einem anderen Standpunkt betrachten lernt. Und würden wir dieses deutsche Kind sofort nach der Geburt in ein Hottentottendorf versetzen, so würden seine Anlagen weder das innerlich angelegte Maß der Entwicklung erreichen, noch hätten die entwickelten Formen auch nur einen annähernd gleichen Inhalt wie jene gleichgearteter deutscher Kinder, die in der deutschen Kulturumwelt aufgewachsen sind.

Wir haben absichtlich dieses Beispiel gewählt, da an ihm das schwierige Problem sichtbar wird, das der Rassenpsychologie zur Lösung gestellt ist. Vererbt werden die Rassenanlagen. Sie brauchen zu ihrer Entwicklung und inhaltlichen Erfüllung eine geistige Umwelt. Die naturgegebene Umwelt ist das Volk als Sprach-, Kultur- und Schicksalsgemeinschaft. Die Bindung an die Volksgemeinschaft ist zwangsläufig. Jeder wird ohne seinen Willen in eine Volksgemeinschaft hineingeboren und niemand kann sich den Einflüssen entziehen, die durch die Sprache und die völkischen Eigenarten auf ihn einwirken. Denn sie beeinflussen ihn vom ersten Tag seines Erdenlebens an, und bevor er zu ihnen Stellung nehmen könnte, ist er schon durch sie geformt. Selbst eine ablehnende Haltung könnte nur mit Hilfe jener Sprache erfolgen, durch die er bereits die Anschauungen und Denkweisen seines Volkes in sich aufgenommen hat. Jeder Mensch ist also doppelt gebunden, an seine Blutsgemeinschaft und an seine Volksgemeinschaft, und beide Bindungen sind unlösbar, die erste, weil keine äußeren Einflüsse die gegebene Erbmasse zu ändern oder neue Anlagen zu schaffen vermögen, die zweite, weil sich niemand der Dauerwirkung entziehen könnte, ohne sein durch die Volksgemeinschaft geformtes Wesen zu zerstören und aufzugeben. Obwohl sich Rasse und Volk gedanklich insofern leicht trennen lassen, als eine Rasse sich über mehrere Völker erstrecken, ein Volk mehrere Rassen in sich schließen kann, besteht tatsächlich zwischen den beiden Gemeinschaften nicht allein eine enge Beziehung, weil das gleiche Ich beide Bindungen erlebt: die Abhängigkeit geht noch viel weiter. Es genügt nicht, zu sagen, Rasse ist eine im Laufe von vielen Geschlechterfolgen verhältnismäßig gleichbleibende, einer größeren Gruppe von Einzelwesen gemeinsame Erbmasse und Volk ist eine geistige Umwelt, die diese Erbanlagen zur Entfaltung bringt. Die geistige Umwelt eines Volkes, seine Sprache, seine Kulturgüter, sein Brauchtum ist von Menschen einer bestimmten Rasse oder einer bestimmten Rassenmischung geschaffen worden, sie ist also in diesem Sinne eine Funktion der Anlagen. Diese Feststellung zusammen mit der Tatsache, daß keine Umwelt neue Anlagen schaffen kann, ist für die Rassenpsychologie von besonderer Bedeutung.

Welche Anlagen ein neugeborenes Kind besitzt, können wir aus der Kenntnis der Eigenart seiner Eltern höchstens vermuten, niemals aber mit Sicherheit voraussagen. Bis diese Anlagen durch Leistungen erkennbar werden, sind sie schon durch die geistige Umwelt bis zu einem gewissen Grade entfaltet und inhaltlich bestimmt. Auch die Rasseanlagen treten erst in der völkischen

Formung in Erscheinung. Ein völlig reinrassiger nordischer Deutscher muß daher zu einer anderen geistigen Haltung kommen als ein ebenso reinrassiger nordischer Engländer, Schwede oder Holländer, weil die nordischen Rasseanlagen sich in den völkisch verschiedenen Kulturumwelten verschieden entfalten. Die Umwelt kann keine neuen Anlagen schaffen, daher gilt auch die Umkehrung: Trotz der gleichen geistigen Umwelt muß sich ein nordischer Deutscher anders entwickeln und verhalten als ein alpiner oder dinarischer, weil der Ausgangspunkt ihrer Entwicklung, die rassische Erbmasse bei jedem eine andere ist. Ich habe früher absichtlich von den Möglichkeiten einer deutschen, italienischen, französischen, nicht aber einer nordischen, alpinen, mediterranen Psychologie gesprochen. Kennzeichnen wir den Typus eines nordischen Menschen, so müssen wir von seinem Deutschtum, Engländertum, Holländertum absehen, da die Rasseanlagen ohne diese völkische Prägung nicht faßbar sind. Eine derartige Abstraktion ist immer bis zu einem gewissen Grade willkürlich und vor allem von der genauen Kenntnis der völkischen Eigenarten abhängig, die wir vorläufig noch gar nicht besitzen. Die Rassenpsychologie hat bisher von den formenden Einflüssen der geistigen Umwelt abgesehen und es ist nicht zufällig, daß z. B. die Stilbegriffe Clauss' in erster Linie das Verhalten der einzelnen Rassen zu ihrer Mitwelt treffen, während die Stellung zur Wertwelt und zu den geistigen Gütern fast ganz außer acht bleibt. Die Abstraktionen der Rassenpsychologie machen verständlich, daß einerseits die Kennzeichnung der Rassetypen z. T. recht widerspruchsvoll ist und daß anderseits die anthropologische Psychologie versucht, „Volksrassen“ zu schildern, d. h. die seelische Eigenart von Menschengruppen, die ein bestimmtes Rassengemisch darstellen und ihre rassischen Anlagen in einer bestimmten geistigen Umwelt entfaltet haben. Freilich darf gleich gefragt werden, ob denn die Beschreibung der „Volksrassen“ den Ausgangspunkt bilden kann, da die Feststellung der rassischen Bestandteile eines Volkes die Kenntnis der Grundrassen voraussetzt. Wir müssen also trotz aller Schwierigkeiten vom Anlagenbestand der reinen Rassen ausgehen, doch bevor wir die Frage beantworten, wie oder wie weit dieser durch die völkische Umformung hindurch erkennbar ist, müssen wir noch auf einen wichtigen Zusammenhang zwischen Rasse und Volk hinweisen.

Die völkische Umwelt ist eine Leistung der in einem Volke vorhandenen schöpferischen Rasseanlagen. Wenn auch bei den meisten europäischen Völkern die nordische Rasse kulturschöpferisch führend war und der abendländischen Kultur ihr Gepräge gegeben hat, so gibt es doch natürlich kein reinrassiges europäisches Volk. Jedes stellt, wie wohlbekannt, eine andere Rassenmischung dar. Setzen wir vereinfachend an, daß z. B. das deutsche Volk eine Mischung aus nordischen, alpinen und dinarischen Elementen darstellt, das englische eine Mischung aus nordischen, mediterranen und alpinen, so muß selbst bei der Annahme, daß der Anteil nordischen Blutes bei beiden Völkern gleich groß sei, die geistige Umwelt verschieden sein, da sie aus verschiedenen Rassengemischen entstanden ist. Diese Umwelten wirken auslösend und befruchtend auf die Entfaltung jener Rasseanlagen, die entweder das gleiche Gemisch oder einen Bestandteil dieses Gemisches darstellen. Fremde Rasseanlagen hingegen können durch diese rassisch bestimmten geistigen Umwelten nicht zur Entfaltung gebracht werden, weil sie, sofern sie schöpferisch sind, eine ihrer Eigenart entsprechende geistige Umwelt hervorbringen müssen. Die den Europäern rasse-

fremden Juden haben daher ihre armenid-orientaliden Rasseanlagen entwickelt und bleiben Juden, ob sie nun in einer deutschen oder englischen oder französischen Umwelt aufgewachsen sind.

Wir kehren nun zu unserer Frage zurück, wieweit die rassischen Anlagen durch die völkische Prägung hindurch erkennbar sind. Gerade weil die seelischen Anlagen durch die geistige Umwelt inhaltlich bestimmt werden, ist es nicht statthaft, unter Vernachlässigung der körperlichen Merkmale von rein seelischen Stilbegriffen oder Formprinzipien auszugehen. Anderseits haben wir schon betont, daß das körperliche Erscheinungsbild für die Einordnung in einen Rassetypus deshalb nicht entscheidend sein kann, weil eine Übereinstimmung zwischen körperlichen und seelischen Rassemerkmalen zwar möglich, sogar wahrscheinlich, aber durchaus nicht notwendig ist. Blaue Augen gestatten nicht ohne weiteres den Schluß auf Kühnheit, Mut, Entschlossenheit, doch wenn sie beim Sprechen oder in irgendeiner anderen Lebenslage aufleuchten, wenn ihre Blicke den Beschauer bannen und durchdringen, dann wissen wir, daß ihr Besitzer nicht gerade sanftmütig, feig und zaghaft ist. Trotz der erwähnten Schwierigkeiten, mit denen die Ausdrucksforschung zu kämpfen hat, müssen also die rassenpsychologischen Untersuchungen von der Beobachtung des beseelten, des ausdruckshaltigen Leibes ausgehen. Der Leib als Träger von Ausdrucksvorgängen steht an der Grenze zwischen dem unräumlich Seelischen und dem räumlich Dinglichen und nur von ihm aus ist fremdes Seelenleben überhaupt faßbar. Clauss hat zweifellos einen guten Ansatzpunkt gewählt, da er den Körper als Ausdrucksfeld, als Schauplatz der Seele betrachtet. Denn dadurch vermag er die Nichtübereinstimmung zwischen seelischen und körperlichen Rassemerkmalen ohne Schwierigkeiten zu erklären. Jede artreine Seele braucht einen ebenso artreinen, stilgerechten Leib, um den Stil ihres Erlebens ausdrücken zu können. Ist die Seele anderer Artung als der Leib, dann erscheint der Stil ihres Ausdrucks gehemmt, „gebrochen". Soweit sind wir mit Clauss einverstanden. Seine phänomenologische Betrachtungsweise veranlaßt ihn aber, das Leibliche an sich, soweit es anthropologisch bestimmbar ist, als unwichtig zu vernachlässigen und selbst beim Körper als Ausdrucksfeld der Seele sich auf den Wechsel der Farbe und die Bewegungen zu beschränken, während alles andere Ausdrucksgeschehen unberücksichtigt bleibt. Nun haben wir bereits betont, daß jeder einzelne Ausdruck vieldeutig ist — Erröten kann ebenso der Ausdruck von Zorn wie von Scham oder Verlegenheit sein, Zorn kann durch Erröten oder durch Erblassen ausgedrückt werden —, daß die Ausdrucksdeutung durch Verstellung und Maskenbildung erschwert wird. Wir können daher nicht darauf verzichten, alle Arten des Ausdrucksgeschehens zur Beurteilung der Rassecharaktere heranzuziehen, die eigentlichen Ausdrucksvorgänge des Mienenspiels, der Hand- und Körperbewegungen ebenso wie den festgewordenen Ausdruck in der Gesichtsbildung, im Bau der Hand und im Körperbau und wie die Ausdrucksspuren in Handschrift, Zeichnungen, Stil, Leistungen aller Art, Handlungen und Verhalten in den verschiedensten Lebenslagen. Jedes Ausdrucksgebiet hat nur einen beschränkten Bereich, der Wechsel der Farbe einen anderen als der Gang und die Haltung, der Gesichtsausdruck einen anderen als der Körperbau und die Form der Hand. Es gibt jedoch zahlreiche Überschneidungen. Die Zielbewußtheit läßt sich aus dem Gesichtsausdruck, aus Gang und Haltung, aus den Handbewegungen erschließen, die Genußsucht ist ebenso aus dem

Mienenspiel wie aus dem Gesichtsausdruck, aus der Form der Hand wie aus dem Gesamtverhalten erkennbar usw. Dadurch, daß mehrere Ausdruckserscheinungen den gleichen Schluß gestatten, wird die Vieldeutigkeit eingeschränkt, gewinnt die Deutung an Wahrscheinlichkeit. Zur Beurteilung der Rassecharaktere wäre geradezu eine „Grammatik" des rassischen Ausdrucks notwendig, die uns instand setzte, eine einwandfreie Zuordnung zwischen der rassischen Grundform und den rassischen Eigenschaften von den rein physiologischen Abläufen bis zu den höchsten Schichten des Seelischen herzustellen.

Genügt jedoch nicht die Erkennung des Stils des Erlebens, der alle Eigenschaften durchgreift, weshalb die verschiedenen Rassen gleiche Eigenschaften und doch eine andere Weise des Erlebens haben können? Clauss vergleicht die Erlebensstile mit den Stilen in der Kunstgeschichte, die auch nicht an bestimmte Bauwerke gebunden sind. Das ist richtig; muß aber der Kunstgeschichtler zur Bestimmung, ob ein Dom, ein Schloß, ein Fenster usw. romanisch oder gotisch seien, nicht bestimmte Merkmale der Linienführung, der Fensterbogen, der Säulenform usw. beachten? Müßte daher nicht auch der Rassenforscher den Stil des Leibes und der Seele durch bestimmte Eigenschaften nachweisen können, die ebenso zum Wesen des nordischen oder des alpinen Menschen gehören wie der Rundbogen zum romanischen und der Spitzbogen zum gotischen Stil? Bei Clauss finden wir nur im Bereich des Körperlichen einige Ansätze zur Herstellung des Zusammenhanges zwischen Stil und Eigenschaften wie Abstand und ausdrucksempfindliche Haut, Ausgriff und aufrechte, die Dinge überragende Gestalt, dumpfe Kugel und kugelige Gestalt. Wäre es nicht naheliegend, im seelischen Bereich ähnliche Beziehungen herzustellen wie z. B. Abstand und Feinfühligkeit, Empfindlichkeit, Ausgriff und weite Zielsetzung, entschiedenes Wollen? Wir bestreiten, daß zwischen Stil des Erlebens und Rasseeigenschaften kein notwendiger Zusammenhang bestehen sollte, daß Menschen verschiedener Stile gleiche Eigenschaften und Menschen gleichen Stiles verschiedene Eigenschaften haben könnten (natürlich nur hinsichtlich der Rassemerkmale, nicht der Familien- und Sonderbegabungen). Wem Feinfühligkeit und Aufwühlbarkeit fehlen, der kann nicht echten Abstand zu seinen Mitmenschen erleben, wer von einem starken Machttrieb erfüllt ist, der kann sich nicht demütig unterwerfen, und wer mehr nach innen als nach außen lebt, dem bleiben Bekennernaturen unverstehbar. Ist der Zusammenhang zwischen dem Stil des Erlebens, also des seelischen Verhaltens und den Rasseeigenschaften schon im Bereich des Körperlichen erkennbar, dann wäre es seltsam, wenn er im Seelischen, also im eigentlichen Bereich des Erlebens nicht gegeben wäre.

Der Stilbegriff Clauss' enthält eine vierfache Abstraktion: Er sieht ab von den körperlichen Rassemerkmalen, von dem größten Teil des Ausdrucksgeschehens, von den seelischen Eigenschaften, die die Voraussetzung einer bestimmten Erlebensweise bilden, und vom geistigen Gehalt des seelischen Erlebens. Mit dem vierten Punkt kommen wir zur doppelten Bindung jedes Einzelwesens an Rasse und Volk zurück. Ist der Stil des nordischen Erlebens durch Abstand und Ausgriff ins Weite gekennzeichnet, sind dann die Erlebensweisen aller reinrassigen nordischen Menschen durchaus gleichartig, gleichgültig welcher Volksgemeinschaft sie angehören? Gleichartigkeit darf angenommen werden, soweit die Form des Erlebens, die geistige Haltung im Vordergrund steht, also bei den Beziehungen zu den Mitmenschen. Ist jedoch der Inhalt

stärker betont, also vor allem beim Erleben der Werte, aber auch beim Wirken in die Außenwelt, dann meinen wir, daß ein nordischer Deutscher die Wertwelt anders erlebe als ein nordischer Engländer oder Holländer.

Wollen wir zu einer lebensnahen Psychologie der Rassen gelangen, dann können wir nicht darauf verzichten, den mannigfachen Zusammenhängen nachzugehen, die zwischen Leib und Seele, Eigenschaften und Verhaltensweisen, Erbmasse und Umweltwirkung bestehen. v. E i c k s t e d t betont mit Recht, daß die Rassenforschung von der lebenden Form ausgehen müsse und weist darauf hin, daß aus der Völkerpsychologie und der Völkercharakterlehre eine allgemeine Rassenseelenkunde erwachsen könnte. Von den unlöslichen Beziehungen zwischen Rasse und Volk kann also die Rassenpsychologie keinesfalls absehen. Es gibt kein vollkommen reinrassiges europäisches Volk, doch weisen schon die äußere Erscheinung und das ganze Verhalten darauf hin, aus welchen Rassen ein Volk gemischt ist. Freilich können wir, da die Rassenpsychologie bisher so weitgehende Abstraktionen vorgenommen hat, die Charakterbilder und Stilbestimmungen nur als Leitlinien, als wegweisende Gesichtspunkte betrachten, die einer Überprüfung und allenfalls einer Richtigstellung bedürfen. Eine annähernd zutreffende Scheidung zwischen der Wirkung der vererbten Rasseanlagen und der stärksten formbildenden Umweltwirkung, der Volksgemeinschaft — Ungenauigkeiten ergeben sich durch das Absehen von den anderen Umweltwirkungen — wird dadurch möglich, daß wir untersuchen, wieweit die verschiedenen Rassen von den gleichen völkischen Einflüssen geformt worden sind und wie sie die geistige Umwelt ihres Volkes erleben, und umgekehrt, wie die gleiche Rasse durch verschiedene völkische Einwirkungen geprägt worden ist. Natürlich können wir diese Unterschiede nur an Menschen feststellen, die körperlich und seelisch nur einer Rasse angehören bzw. möglichst wenig gemischt sind. Wie schwer wäre die Auswahl geeigneter Vergleichspersonen, wenn wir auf die Beachtung der körperlichen Erscheinung verzichten wollten! Es braucht kaum betont zu werden, daß eine Rassenpsychologie, die die Angehörigen einer oder mehrerer Rassen in ihren Beziehungen zu ihren geistigen Umwelten betrachtet, die Kenntnis der Geschichte und Schicksale, der Sprache und Brauchtümer, der Kulturlage und Kulturschöpfungen der betreffenden Völker voraussetzt, daß also die Rassenpsychologie auf die engste Zusammenarbeit mit der Anthropologie, der Kulturwissenschaft und der Geopolitik angewiesen ist.

Große Ereignisse geben über Einzelforschungen hinaus Aufschlüsse, in welcher Richtung sich die Untersuchungen zu bewegen haben. So haben bekanntlich die Italiener die großen geistigen Bewegungen der Renaissance und des Humanismus ganz anders erlebt als die Deutschen oder die Engländer, so hat die Reformation zwar die germanischen, nicht aber die romanischen und slawischen Länder ergriffen. Man hat diese Unterschiede festgestellt, ohne sich darüber klar zu werden, daß sie vor allem in dem verschiedenen Rassengemisch bzw. in dem Vorherrschen einer Rasse gründen. Da wir nun in unserer Gegenwart die Entstehung einer neuen geistigen Bewegung verfolgen und miterleben konnten, werden auch innerhalb eines Volkes die Rassenunterschiede deutlich sichtbar. So haben die Deutsch-Österreicher, Menschen mit starkem dinarischem Einschlag, den nationalsozialistischen Umbruch anders erlebt als die vorwiegend nordischen Norddeutschen oder als die mediterran gemischten Rhein-

länder. Besonders bei Massenereignissen, bei denen der Einzelne in der Masse untertaucht, von den anderen mitgerissen und bis zu den Grundlagen seines Seins aufgewühlt wird, sind die verschiedenen Formen des Erlebens leichter erkennbar als bei der Stellungnahme zu eigenpersönlich gestalteten hohen Kulturwerten. Die stürmischen Massenkundgebungen in den österreichischen Städten während der Umbruchstage waren für die Erlebnisweisen der dinarischen Rasse recht aufschlußreich, zumal je nach der rassischen Zusammensetzung sogar innerhalb eines Gaues deutliche Unterschiede erkennbar waren. Anderseits zeigt sich die rassische Eigenart gerade im Kulturschöpfertum, bei der Bevorzugung bestimmter Wertgebiete des Schaffens und nachschaffenden Nacherlebens. So erscheint, wenn wir unsere großen Deutschen vom rassischen Standpunkt betrachten, die Verteilung der politischen, wissenschaftlichen, dichterischen, musikalischen Begabung im deutschen Volke durchaus nicht als Zufall, sondern wesentlich durch die verschiedene Rassenmischung bei den einzelnen deutschen Volksstämmen mitbedingt.

Die Rassenpsychologie ist über die ersten vielversprechenden Anfänge noch nicht gar weit hinausgelangt. Ihre Bedeutung für die Staatsführung, für die Erziehung im völkischen Geiste, für die Leistungssteigerung und die Begabungslenkung kann kaum hoch genug veranschlagt werden. Sie wird aber ihre vielseitigen Aufgaben nur lösen können, wenn sie nicht mit abstrakten und idealen Typen arbeitet, sondern im wirklichen Sinne anthropologisch vorgeht.

Was ist ein Konstitutionsindex?

Von

B. Škerlj

Mit 1 Textabbildung

Die jüngste Anregung, diese Frage zu stellen, die mir schon lange am Herzen lag, erhielt ich während des Lesens der S t e n b o r g schen Arbeit (1) über einen „neuen Konstitutionsindex". Also wieder einer! Nachdem ich vor Jahren selbst einen Index vorgeschlagen habe (2) und mich seit mehr als 10 Jahren mit „Konstitutionsfragen" befasse, glaube ich mich berechtigt, einige Bemerkungen zur Frage des „Konstitutionsindex" zu machen.

Zunächst: offenbar wird fast immer K o n s t i t u t i o n m i t K ö r p e r b a u v e r w e c h s e l t. Man kann doch aus einem Verhältnis nur zwischen Körperhöhe und Gewicht, sei es noch so kompliziert und mit Logarithmen, Konstanten, kleinsten Quadraten usw. berechnet, nicht auf eine bestimmte K o n s t i t u t i o n schließen!

Es ist ausgeschlossen, auf engem Raum darüber zu verhandeln, was eigentlich Konstitution ist, aber ich glaube, daß ich einige Anhänger finden werde, wenn ich behaupte, daß K o n s t i t u t i o n n i c h t a l l e i n d a s V e r h ä l t n i s v o n K ö r p e r h ö h e u n d G e w i c h t s e i. Im übrigen halte ich mich an J a n k o w s k i s Auffassung (3), daß der Körperbaubegriff eine Ableitung vom Konstitutionsbegriff sei. Mit den zwei anthropometrischen Bestimmungen allein kann man höchstens e i n e Feststellung am Körperbau des Probanden machen.

nie aber den ganzen Körperbau erfassen. Es ist eigentlich eine Vermessenheit, etwas so Kompliziertes, wie es ein bestimmter Körperbau oder gar eine Konstitution ist, durch zwei Maße erfassen zu wollen. Die verschiedensten Indizes, die vielfach unter dem hochtrabenden Namen „Konstitutionsindex" in Gebrauch kamen, von Quetelet angefangen und mit Stenborg endend, sind nichts weiter als eine mehr oder weniger geglückte Antwort auf die Frage nach einem der jeweiligen Körperhöhe entsprechenden Gewicht. Nur diese Frage nämlich könnte auf Grund der beiden meist in Erwägung gezogenen Maße gelöst werden, mehr nicht. Selbst diese, direkt auf den beiden Maßen beruhende Frage, ist jedoch noch immer nicht zufriedenstellend gelöst.

Sowohl das Gewicht als auch die Körperhöhe sind sehr komplexe Maße. Ein Mensch hat z. B. bei gleicher Höhe und gleichem Gewicht einen langen Rumpf, der andere lange Beine, der eine hat z. B. einen dickeren Rumpf und dünne Extremitäten, der andere umgekehrt, der eine starke Knochen und wenig Fett, der andere umgekehrt usw. usw. — die „Konstitution" ist in vielen solchen Fällen wahrscheinlich verschieden, der „Konstitutionsindex" jedoch, natürlich, gleich! Wie wenig und, andererseits, wieviel Falsches man aus dem Verhältnis des Gewichtes zu nur einem Streckenmaß herausbekommen kann, illustriert der bekannte und viel zu häufig gebrauchte Pirquetsche Index „Pelidisi" oder „Gelidusi". Zwei Fälle (4): a) Mann: Höhe 180 cm, Gewicht 63,8 kg — gewiß zu gering für diese Höhe, aber der „Pelidisi" ist 98, also „sehr gut", denn „Pelidisi" ist im Optimum 90—100! Aber das verwundert nicht weiter, wenn man erfährt, daß die Beinlänge dieses Mannes 104 cm war, daß der Rumpf also kurz war, und daß „Pelidisi" ja nur die Sitzhöhe in Rechnung stellt. b) Zwei Männer: A ist 181 cm hoch und wiegt 74,5 kg; B ist 166 cm hoch und wiegt 72 kg. Ohne Anthropologe oder Arzt zu sein, macht man sich schon ein Bild über das Größengewichtsverhältnis dieser beiden Probanden und sagt sich: A ist schlank, vielleicht zu leicht, B muß aber dick sein. Doch nein! „Pelidisi" ist bei beiden vollständig gleich, 103, also „sehr gut". Die Sitzhöhe ist nämlich bei A 88 cm, bei B 87 cm und A wiegt 2,5 kg mehr, wobei er aber um 15 cm größer ist!

Von den einfachen Indizes ist jedenfalls der Rohrersche, wenigstens für die mittleren Höhen, noch der beste. Noch besser ist eine Kombination dieses Index mit dem recht brauchbaren Oederschen. Aber man sieht aus diesen Beispielen, daß schon allein das „richtige" Gewicht zu ermitteln, wenn sich dabei der Proband gesund fühlt, fast ein Ding der Unmöglichkeit ist und gewiß nicht nur von zwei — mathematisch außerdem schwer richtig vergleichbaren — Maßen abhängig sein kann. Dazu müßten doch noch andere Streckenmaße und besonders Umfänge in Rechnung gezogen werden.

Aus dieser letzteren Überlegung heraus errechnete ich schon in meiner Doktorandenzeit ein „theoretisches Gewicht" (T.G.) nach folgender Formel:

$$\text{T.G.} = \Big\{ 2(O^2 - o^2 \times v) + 2(o_1^2 \times v_1) + 2(o_2^2 \times v_2) + (o_3^2 \times v_3) + (o_4^2 \times v_4) + \left[\left(\frac{o_6 + o_5}{2}\right)^2 \times v_5\right]\Big\} \times k \times 1.025$$

Hierbei ist O der maximale Oberschenkelumfang, o der Knieumfang, v die Oberschenkellänge, o_1 der Wadenumfang, v_1 die Kniehöhe vom Boden, o_2 der maximale Oberarmumfang, v_2 die Oberarmlänge, o_3 der maximale Unterarm-

umfang, v_3 die Unterarmlänge (mit Hand), o_4 der horizontale Kopfumfang, v_4 die Kopf + Hals-Höhe (von der Inc. jugularis bis zum Scheitel), o_5 der minimale Taillenumfang, v_5 die Länge der vorderen Rumpfwand, o_6 der mittlere Brustumfang, $k = 0{,}0795$ und 1,025 das spez. Gewicht des Menschen (nach Bardeen). Der ganze menschliche Körper ist dabei eigentlich in Kegelstumpfe und Walzen zerlegt und man erhält zunächst die Raumverdrängung und mit Hilfe des spezifischen Gewichts ein theoretisches Gewicht, welches den Maßen des Individuums wenigstens beiläufig entspricht. Dieses Gewicht kann mit dem empyrisch ermittelten in Beziehung gesetzt werden und im Idealfall müßte der Index $\frac{G}{T.G.} = 1$ sein.

Aus obiger Formel kann man die ungefähren Gewichte einzelner Körperabschnitte berechnen: für Kopf und Hals, für den Rumpf, für den Oberarm, den Unterarm mit Hand, den Oberschenkel und den Unterschenkel mit Fuß. Dabei kommen die Geschlechtsunterschiede und auch die biotypischen Unterschiede zum Vorschein. So seien hier als Beispiel die Verhältnisse eines Mannes und eines Weibes angeführt. Der Mann war 174,0 cm hoch und wog 80,750 kg, das Weib war 163,7 cm hoch und wog 71,730 kg.

	Mann	Weib
Theor. Gewicht	80,160 kg	72,100 kg
Kopf und Hals	12,04%	11,81%
Rumpf	41,80%	38,40%
Oberarm	4,08%	3,32%
Unterarm und Hand	3,78%	3,00%
Oberschenkel	8,32%	11,71%
Unterschenkel und Fuß	6,90%	6,99%
Index	1,007	0,995

Der Mann ist somit seinen Maßen nach etwas übergewichtig, das Weib etwas untergewichtig. Man kann auf Grund dieses Indexes gewiß behaupten, ein gegebenes Individuum hat ein seinen Maßen entsprechendes oder nicht entsprechendes Gewicht. Ist das nun ein Konstitutionsindex? Ich wage es nicht, so etwas zu behaupten[1]).

Man kann zwar in Serien einen gewissen Durchschnitt des gegenseitigen Verhältnisses von Körperhöhe und Gewicht aufstellen; dieser Durchschnitt wird je nach der Berechnungsart mehr oder weniger variabel sein. Aber für die Einzelperson ist es doch sehr die Frage, ob sie, wenn sie z. B. um 5 kg mehr wiegt als „sie sollte", wirklich auch „zuviel" wiegt. Wer soll dieses „zuviel" bestimmen? Doch nicht allein das Größen-Gewichts-Verhältnis! Da kämen denn schon wohl eher physiologische Untersuchungen, besonders des Grundumsatzes in Betracht, um eine bestimmte Person auf „zu schwer" oder „zu leicht", besonders im pathologischen Sinne, zu verurteilen.

Der Stenborgsche Index zeigt eine große Konstanz und das spricht für ihn. Aber deshalb handelt es sich doch noch lange nicht um einen Konstitu-

[1]) Dieser Index und besonders seine Berechnung ist aber so kompliziert, daß er kaum Verbreitung finden wird, und es ist die Frage, ob das Problem des „richtigen" Gewichts so wichtig ist, daß es eine so lange Berechnung für jeden einzelnen Fall rechtfertigt. Für wissenschaftliche Untersuchungen ist er aber gewiß zweckentsprechend und brauchbar. Eine brauchbare Verkürzung dieses Index wurde in dieser Zeitschrift bereits veröffentlicht (2 b). Immerhin ist es jedenfalls der Wunsch der meisten Praktiker, aus so wenig als möglich Maßen ein brauchbares Höhen-Gewichts-Verhältnis zu erhalten.

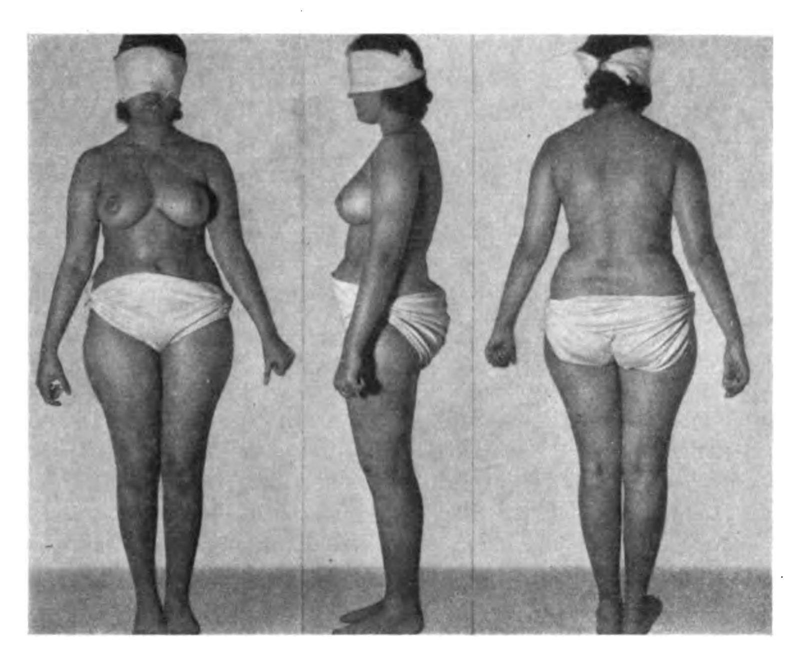


Abb. 1. 16jähriges tuberkulöses Mädchen mit vorwiegend leptosomem Körperbau — aber pyknisch[1])

tionsindex. Eher könnte man, wie das Oeder, Rohrer u. a. taten, von einem Körperfüllenindex sprechen. Als solcher hat er seinen Wert, und Stenborg hat seine Vorzüge vor dem v. Pirquetschen schlagend nachgewiesen — allerdings sind die Pirquetschen Indizes bei Erwachsenen nur mit größter Vorsicht anzuwenden. Es müßten also die Vorzüge des Stenborgschen Index noch an anderen Indizes verglichen werden. Nach meinen Erfahrungen wird er nicht schlechter, aber auch nicht bedeutend besser sein als die bisher üblichen.

Die Schlußfolgerungen aber, für die sich Stenborg an Hand ihres „Konstitutionsindex" berechtigt erachtet, gehen meiner Meinung nach gerade in puncto Konstitution viel zu weit. Weil nämlich Keys Serie von 1883 einen Index von 102,13 und Stenborgs Serie von 1931 einen von 99,99 hat, schließt die Autorin (s. S. 30 l. c., zunächst vorsichtig, im selben Absatz aber am Schlusse schon ganz kategorisch), daß „Keys Material einen mehr eurysomen Typus und mein Material einen mehr leptosomen repräsentiert". Das halte ich für einen Trugschluß. Wenn man nämlich nur zwei Körperbautypen unterscheidet und sie eurysom und leptosom nennt, womit ich völlig übereinstimme (3), und wenn man mit einer gewissen Berechtigung annehmen darf, daß diese zwei Extremtypen wirklichen Konstitutionen oder wenigstens Teilkonstitutionen entsprechen, so muß man doch auch daran denken, daß es fettere, fleischigere

---

[1]) Leptosome Merkmale: Leptorhinie (68,0), Leptoprosopie (94,7), langer Brustkasten mit mehr kreisförmigem Durchschnitt (81,0), lange, schmale Hände (44,2) und Füße, schmale, abfallende (s. Rückenansicht) Schultern und breite Hüften. Der oberflächliche Gesamteindruck könnte zwar zur Diagnose „eurysom" verleiten, es handelt sich aber nur um eine pyknisch überdeckte Leptosomie.

und magere sowohl Eurysome als auch Leptosome gibt. Zu Keys Zeiten waren wahrscheinlich sowohl die Leptosomen als auch die Eurysomen dicker als heute bzw. 1931, zur Zeit des Grassierens der berüchtigten „Linie", zumal bei jungen Mädchen! Der Unterschied von 2,14 Einheiten bewegt sich übrigens noch innerhalb der mittleren Abweichung von 3,32% (s. S. 27 l. c.!) und kann zu so weitgehenden Schlüssen über eine Verschiebung der Konstitutionsverhältnisse binnen der letzten 50 Jahre in Schweden keinen begründeten Anlaß geben. Außerdem müßte wohl erst die Frage der Möglichkeit von Konstitutionsumänderung sowie des Vererbungsganges der (mindestens zwei) Konstitutionen prinzipiell gelöst sein. Ist das heute schon der Fall?

Natürlich wäre es nun angebracht, die Körperbaubegriffe „eurysom" und „leptosom" genauer zu definieren — das würde hier jedoch zu weit führen. Jedenfalls sollte festgehalten werden, daß sowohl Eurysomie als auch Leptosomie im Knochengerüst festgelegt ist, in den Verhältnissen der Höhen- (bzw. Längen-) und Breitenmaße. Man sollte daher nicht „pyknisch" gleich „eurysom" setzen, wie das noch immer häufig (vielfach unbewußt) getan wird, weil pyknisch „üppig" bedeutet. Und „pyknisch" kann sogar auch ein leptosomer Körper sein. Das Gegenteil zu „leptosom" („schmalkörperig") ist nur „eurysom" („breitkörperig"). Es gibt aber dem Habitus nach auch asthenische und hypoplastische Eurysome, andererseits kann man aber gewiß nicht von asthenischen Pyknikern sprechen! Also — ich stelle mir das etwa so vor: Es gibt einen eurysomen und einen leptosomen Körperbau (vielleicht auch die entsprechende Konstitution), bei beiden kann man dem Habitus nach hypo-, eu- und hyperplastische Menschen unterscheiden: die ersteren können auch asthenisch, die letzteren auch pyknisch genannt werden.

Ich möchte — um nicht mißverstanden zu werden — dem Stenborgschen Index nicht seinen Wert absprechen, man kann aus ihm sogar, wie die Autorin zeigt, recht gute Schlußfolgerungen ziehen, besonders über das wechselnde Verhältnis von Gewicht und Körperhöhe während der Entwicklung, vielleicht auch unter den verschiedenen Rassen usw., aber nur über dieses Verhältnis, nicht über die Konstitution!

Und nun noch die Frage, was man sich eigentlich unter einem Konstitutionsindex vorzustellen hätte? Wenn man bei der Annahme bleibt, es gäbe im Grunde nur zwei extreme Körperbautypen, welche einer bestimmten wenigstens Teilkonstitution entsprechen, so möchte man von einem „Konstitutionsindex" mindestens erwarten, daß er mit einiger Sicherheit aussagt, ob ein Proband leptosom oder eurysom ist. Weder die Anthropologen (als Biotypologen) noch die Ärzte sind sich jedoch über den Begriff der Konstitution schon einig, weder diese noch jene wissen heute um eine sichere Methode, um auf Grund von meßbaren Beobachtungen, sei es rein morphologischen, sei es physiologischen, eine Konstitution zu erfassen. Meines Erachtens ist heute die beste Art und Weise, einen Körperbau — und somit mehr weniger wahrscheinlich eine bestimmte Konstitution — zu erkennen, noch immer das geschulte, noch besser das intuitive (und geschulte) Auge. Mit Maßen, physiologischen Proben und — um die ganze Person wirklich zu erfassen — mit psychologischen, eventuell psychiatrischen Erhebungen suchen wir unsere vorhergehende Bestimmung durch Aspekt zu stützen. Es ist wahrscheinlich, daß man bald dazu kommen

wird, sich mit allen diesen Hilfsmitteln wirklich ein gut unterbautes Urteil über Körperbau und Konstitution zu schaffen, aber heute sind wir noch nicht so weit. Sicher genügen hierzu nicht nur Gewicht und Körperhöhe, und ob wir einmal zu einem wirklichen Konstitutionsindex, d.h. zu einer einzigen indizierenden Zahl kommen werden, die uns die Konstitution sicher darstellt, ist wohl noch sehr fraglich — ja, heute vielleicht noch hoffnungslos erscheinend.

Was den Stenborgschen Index betrifft, so möchte ich nochmals betonen, daß er mir nur die Veranlassung zu diesen allgemeinen Bemerkungen abgab. Sie sollen die Bewertung dieses, aber auch anderer ähnlicher Indizes, auf den richtigen Platz stellen, sie sollen aber auch vor zu weitgehenden Schlüssen auf den noch gar nicht klaren oder einheitlichen Begriff der Konstitution warnen.

Schrifttum

1. Stenborg, G.: Wachstum schwedischer Mädchen und ein neuer Konstitutionsindex. Lund-Leipzig 1938. (Vgl. Z. Rassenk., Bd. 9, S. 190!) — 2. Škerlj, B.: Indeks rejenosti in teoretična teža. (Index and Theoretical Weight.) Zdravniški vestnik III/p. 64 bis 66, Ljubljana, IV/p. 13—19, Golnik. — Ders.: Ein Körperfüllenindex Škerlj. Z. Rassenk. V/p. 89—90, Stuttgart 1937. — 3. Jankowsky, W.: Konstitution, Körperbau und Rasse in ihrer gegenseitigen Beziehung und Abgrenzung. Anat. Anz. LXX, 20, 24, Jena 1930. — 4. Škerlj, B.: Příspěvek k anthropologii Jihoslovanů. (Contribution à l'anthropologie des Yougoslaves.) Anthropologie V/p. 55—91, Praha 1927. — 5. Ders.: Die Körperformtypen des Weibes. Acta Neerlandica Morphologiae Normalis et Pathologicae, II/p. 20—41, Utrecht 1939.

Forschungen in Süd- und Ostasien

IV. Die Annamiten und der Untergang von Tchampa

Von

Egon Freiherr von Eickstedt, Breslau

60. Intermezzo in China
61. In der Kaiserstadt Hué
62. Östliches Basarleben
63. Reste einer Urbevölkerung
64. Barkenleben mit Annamiten
65. Von fernöstlicher Tonkunst
66. Volkslieder am Düftestrom
67. Fragen der musikpsychologischen Anthropologie
68. Eine orientalische Legende
69. Der Typus des Opiomanen
70. Psychologische Randbemerkungen
71. Von der Seele der Annamiten
72. Verwandtschaften und Wandlungen
73. Chinesische Kulturausstrahlungen
74. Eine andere Geisteshaltung
75. Rasse und Kunst in Süd-Annam
76. Die Tragödie von Tchampa
77. Biodynamische Auswirkungen
78. Bei den letzten Tcham
79. Das Typenspiel eines Restvolkes
80. Dörfer der Tcham
81. Beziehungen zwischen Tcham und Moi
82. Symbiose oder Konföderation?

60. Intermezzo in China

Niedertonking hatte ausgezeichnete und vielseitige Gelegenheit zum Studium des Kerntypus des heutigen Annam gegeben, und die Reisen in den obertonkinesischen Berggebieten hatten zur Aufdeckung zweier rassischer Kontaktgürtel geführt, die die Beziehungen der zahlreichen dortigen Splittervölker zu den wirtschaftlich-räumlichen Völkerschichtungen und zu den

großen historischen Südbewegungen klärten. Damit waren Grundlage und Sprungbrett zur Inangriffnahme der so ungemein interessanten zentral-annamitischen Rassenprobleme gewonnen.

Als allerdings die kleine Yünnan-Bahn nach Abschluß der Arbeiten um Laokay Stufe um Stufe des südchinesischen Berglandes emporklomm, war es noch ganz unsicher, ob es mir je vergönnt sein würde, das Gewonnene auch für weitere Arbeiten nutzbringend einzusetzen. Erst in Kunming selbst, der Hauptstadt von Yünnan, entschied sich die Weiterreise nach Indochina, die durch die dortigen und damaligen Kriegsereignisse einen ganz anderen Verlauf nahm, als geplant und für die wissenschaftlichen Arbeiten günstig war. So war ich unter anderem zwei Monate lang in Chengtu festgehalten, der großen Haupt- und Handelsstadt des Roten Beckens von Ssetschuan, in der entlegensten, fremdenfeindlichsten, urchinesischen Provinz an der tibetischen Grenze. Wenn diese Monate auch infolge der widerstrebenden örtlichen Verhältnisse an zählbarem Material, an Beobachtungen, Maßen und Bildern trotz aller Mühe nur wenig brachten, so waren sie doch ganz und gar nicht verloren. Denn den größten Teil der dortigen Zeit verlebte ich in einem chinesischen Haus, einer als Gästehaus der Regierung eingerichteten ehemaligen Generalswohnung, lebte in rein chinesicher Umgebung mit chinesischen Möbeln und Geräten und inmitten der engen lärmenden und gerüchedurchzogenen Gassen einer wimmelnden gelben Millionenstadt. Ich konnte nicht nur, sondern mußte chinesisch essen, reden, denken und handeln. Das war von außerordentlichem psychologischem Erkenntniswert. Es war darüber hinaus von entscheidender Bedeutung auch für meine ganzen Auffassungen und Arbeiten.

Dort in Inner-China ist alles und jedes, ist jede Zelle und Regung der Menschen, alles Handeln und jede Begriffsbildung, Kunstempfindung und Geschichtsbetrachtung, sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft grundsätzlich und wesenhaft anders als in Europa. Dieses China hat sich in langen Zeitaltern ganz aus seinen eigenen rassischen Grundlagen und seinen eigenen seelischen Schöpfungen herausgebildet, hat in einem von Europa und der übrigen Welt so gut wie völlig isolierten Wirkenskreis ein eigenes und durchaus eigenartiges Wesen selbständig geschaffen und ausgebreitet und zu einer gewaltigen geschlossenen Einheit gestaltet. Menschen auf einem fernen Planeten könnten nicht wesenseigener als das rassische Gebilde des Sinidentums sein. Dieses ist nicht nur einfach etwas anderes, irgendeine beliebige oder stärkere Abstufung von schon Bekanntem. Es ist vielmehr etwas radikal Neues, es ist das Andere schlechthin. Die Welt besitzt zwei große rassisch-seelisch-kulturelle Gegenpole: die Europiden und die Siniden. Dort drüben liegt daher nicht nur eine beliebige, sondern die andere Welt.

In diese Welt bewußt eingehen und untertauchen zu können, in seinen leuchtenden Vorzügen und abstoßenden Fehlern, in seinen milden Düften und bodenlosem Gestank, seiner abgeklärten Ruhe und seinem infernalischem Lärm, seiner kalten Ichbezogenheit und feinen Ästhetik leben zu dürfen, sich an seine merkwürdige Laut- und Wortbildung, sein völlig anderes Denken, Sehen und Fühlen herantasten zu können und im Spiegel dieser einzigartigen Andersheit den eigenen Kulturkreis und das eigene Volk und Ich sich fern und neu abheben zu sehen — das mußte zu unersetzlichen Ein-

drücken und Erkenntnissen führen. Dort ist wirklich alles tiefinnerst, wurzelhaft, wesenhaft, rassisch anders, seit Jahrtausenden, seit Urbeginn.

In den faszinierenden Glanz seiner ehrwürdig-alten, selbstgefälligen, allzu zweckbedacht-stagnierenden Kultur und in den Bann seines gleichmütigen, materialistischen und kindvergnügten Wesens hat China im Lauf der Zeit viele Nachbarländer gezogen. Zu ihnen gehört auch Annam. So trug der Aufenthalt in China auch unmittelbar zum Verständnis von Annam und den dortigen rassenhistorischen und rassenpsychologischen Fragen bei. Annam gehört durchaus noch zum chinesischen Kulturkreis. Südlich und östlich von hier liegen die malayische Kulturwelt und die weddide und palämongolide Rasse. Das sind Länder und Menschen, die letzten Endes vorwiegend unter dem Einfluß jener indischen Hochkultur standen, die mir Jahre früherer Reisen nahegebracht hatten. Auch die Inselwelt, die Philippinen, Java, Bali, Sumatra, Malaya, wurden jetzt noch besucht und zum Teil eingehend und systematisch bearbeitet. Aber das alles ist nicht mit China zu vergleichen. Malaya und Indien sind immer noch Ausläufer des Europidentums. Immerhin, es waren somit die beiden großen Pole rassischer und kultureller Antithetik bekannt, zwischen denen Indochina — dessen Name zwar nicht sehr selbständig, aber treffend gewählt ist — liegt. Das mußte sich für die bevorstehenden Aufgaben in Annam günstig auswirken.

Der Kongreß für Tropenmedizin in Hanoi war es, der im Dezember 1938 den dritten Besuch in Hanoi, und damit den vierten in Indochina, ermöglichte. Von hier ging es dann wieder nach Süden: in das eigentliche zentrale Annam, die Kaiserstadt Hué, dann die kleinen Städte an der Küste bis hart an der kotschinchinesischen Grenze und schließlich zu wiederholten Malen hinauf in die Wälder der Hochplateaus zu verschiedenen Stämmen der sogenannten Moi. Von den Eindrücken und Ergebnissen dieser Reisen sollen die beiden folgenden Berichte sprechen. Die Hauptprobleme, die hier zur Bearbeitung standen, waren Wesen und Typologie der Annamiten der Ebenen und der Moi der Hochplateaus, ihre beiderseitigen Beziehungen und die anthropodynamische Rolle des untergegangenen Reichs von Tchampa und seiner Bevölkerung. Die damit aufgeworfenen Einzelfragen hatten wir bereits oben (Bericht III, S. 120 ff.) kurz umrissen. Jetzt konnten sie angegangen werden.

61. In der Kaiserstadt Hué

Die zackigen Kalkschroffen von Ninh Binh fliegen vorüber, Nam Dinh und Thanh Hoa mit ihrem Basargewimmel, es kommt die wohlbekannte breite Ebene von Vinh, und Reisfelder dehnen sich über endlose flache Weiten, hier und da blaut zwischen Buchten und Lagunen die weite See auf. Dann windet sich der Zug empor. Es ist die malerische Berglandschaft erreicht, die Tonking vom eigentlichen Annam trennt. Hier liegt der altberühmte Paß der Porte d'Annam, wo sich mehr als einmal das Schicksal von Tonking und Tchampa entschied. Dann fällt die Linie wieder. Sie läuft nicht mehr über schier endlose, tischflache Reisfeldebenen, sondern Bahnlinie und Straße — die vielgenannte Route Mandarinière — ziehen durch schmale Küstenkorridore und winden sich durch malerische, kahle oder buschbedeckte Hügelsporne und zerschluchtete Felsen, die zahlreiche kleine Reisfeldlandschaften abkammern. Das ist das eigentliche oder zentrale Annam, das einstige Gebiet von Tchampa. Es schwingt von hier aus über 1300 km weit als ganz



Abb. 80. Typisches Annam: Eine bergumrahmte, meeresnahe Reisfeldkammer
(phot. v. E.)

dünnes, unregelmäßiges Band bis an den alten Grenzwald gegen Kotschinchina tief im Süden und nahe Saigon. Noch folgen Dong Hoi und Quang Tri, dann fährt der Zug in den Bahnhof der Residenzstadt Hué ein. Er sieht genau so aus, als ob er in einem kleinen französischen Provinzstädtchen stände.

Regenschwer hängen die Wolken nieder, wie mich rasche Rikschas in den letzten Dezembertagen 1938 den langen Boulevard durch die kleine Europäersiedlung zu dem einzigen europäischen Hotel bringen. Es ist alles hübsch und gepflegt hier, weitab liegt die eigentliche Stadt. Mit dem Oberresidenten M. Graffeuille und seinen Beamten werden die Reisewege im Süden und im Land der Moistämme besprochen. Einige Telegramme gehen voraus. Es ist kalt, wenn auch nicht so sehr wie in Hanoi mit seinen Fallwinden. Aber dauernd drängen Nebelschwaden über dem Fluß, und verhangen und kotig liegt die kleine Eingeborenenstadt da, die sich drüben hinter das enorme und viel ausgedehntere Mauerrechteck der Zitadelle klemmt. Nach wenigen Tagen fahre ich weiter. Im Süden, 1000 km weiter, wird es wärmer sein, und auf der Kordillere der Moi, besonders an der Ostabdachung, liegt die langersehnte Sonne, denn bis dorthin reicht der Einfluß des Nordostmonsuns nicht mehr. Es ist also in jeder Hinsicht ratsam, sich baldmöglichst auf den jenseitigen Hang der Bergketten zu schwingen. Das geschieht, und die dortigen Reisen sollten recht interessante und recht wichtige Aufschlüsse bringen. Bahnar, Sedang, Dscharai, Radé, ja sogar die letzten Tcham können besucht werden. Doch noch vor Ende Januar 1939 bin ich wieder in Hué, verarbeite Ergebnisse und Eindrücke, entwerfe die Berichte und gliedere die nun ausgiebig angestellten örtlichen Beobachtungen in das Gesamtbild der Rassengeschichte und Volkskörperkunde von Annam ein.

Und diesmal strahlen Stadt und Strom in hellem Frühjahrssonnenschein. Ich gehe auch nicht wieder in das teure und verblüffend lärmhafte Hotel, sondern miete einen Sampan, ein Boot (wörtlich „Dreibrettner", von chin. san[1] ban[3] = 3 Brett). So machen es auch die Annamiten. Das ist nicht nur billig, sondern auch höchst lehrreich. Man lebt als Annamite unter Annamiten, man sieht, hört, riecht und ißt, was allen Touristen und den meisten sonstigen Europäern verschlossen bleibt. Man verschwindet in einem

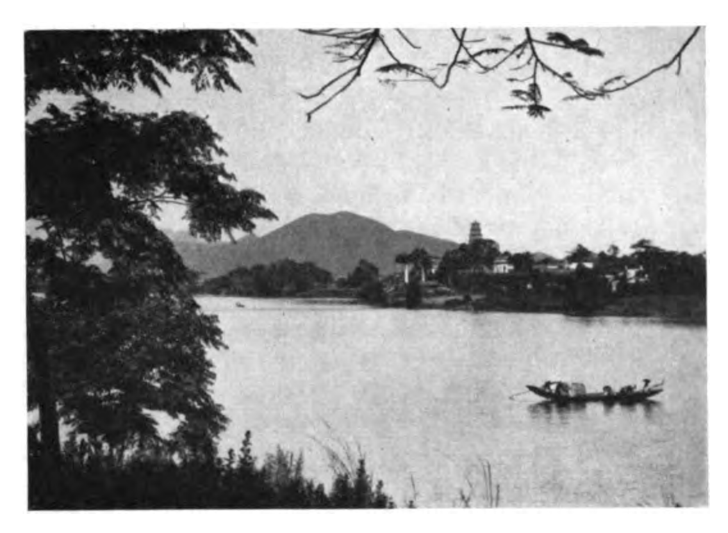


Abb. 81. Landschaft am Strom der Düfte
(phot. v. E.)

neuen anderen Lebenskreis, entwöhnt sich Messers und Gabel und des Sitzens auf hohen muskelzerrenden Stühlen, und es ist sogar romantisch, wenn auch anfangs noch ein wenig unbequem, denn das gehört wohl zur Romantik wie zur Feldforschung. Dr. med. Tribouillet und Herr Phan Gian in Phanrang haben zudem gute Empfehlungen mitgegeben, und ich kann bald annamitische Freunde in meinem Boot begrüßen und viele annamitische Häuser von Ministern, Gelehrten, Bürgern, Handwerkern, Studenten und Fischern besuchen. Besonders die Herren Xuan An, Ung Can und Tuyen gehen mir mit Rat und Tat zur Hand. Typenphotos und Beobachtungen werden systematisch ausgeführt. Ich fühle mich sehr zu Hause in Hué. Das ist zudem eine interessante und merkwürdige Stadt mit sehr ausgeprägtem Charakter, eine unverfälschte eingeborene Annamitenstadt.

Im Alter kann sich Hué allerdings nicht mit Hanoi messen, das wir schon kennengelernt haben. Zwar hat es dort, wo der kurze Lauf des Song Thuong Thien oder Flusses der Düfte in höchst malerischer Umgebung aus dem steilen Ostabfall der Kordillere heraustritt, auch immer Siedlungen gegeben. An 20 km breit dehnt sich das Alluvialland von den letzten bewaldeten Hügeln bis zu den sandigen Lagunen und Dünen der Chinasee. Hier konnte sich eine stattliche Reisfeldzelle entwickeln, die Zehntausende von Menschen nährte, und unfern von der, ein wenig südlich des Col des Nuages (Ai-vanson) und nahe dem heutigen Fai-fo, auch eine der unglücklichen Hauptstädte der Tcham gelegen hatte, das glänzende Indrapura. Nach seinem Sturz im Jahre 1000 war das ganze Land im Norden gefährdet und kam schließlich in die Hände der nach Süden drängenden Tonkinesen. Aber die Gründung der eigentlichen Palaststadt von Hué geht doch erst auf Gia Long (1802—1822) zurück, den ersten Kaiser der Dynastie der Nguyen. Das war ein tatkräftiger Mann, zudem der Kunst und Dichtung zugeneigt. Er liebte die schöne Landschaft am Song Thong Thien über alles und ließ von seinen Hofgeomanten auf das sorgfältigste feststellen, wo ein glückverheißender Platz zum Palastbau sei. So entstand unfern der Stelle, wo in zahlreichen Windungen zwischen

Wäldern und Hügeln der Strom das Gebirge verläßt, das weitausgedehnte Rechteck von Zitadelle und Palast mit allen Anbauten, Umbauten und Nachbauten, den hohen bizarren Toren und stillen harmonischen Hallen, den breiten Zeremonienhöfen, Wohngärten, Tempeln und den weitläufigen Hüttenstraßen der Beamten, Bürger, Wächter und des Gesindes. Hué war also nur als Palaststadt gedacht, und es ist es auch geblieben. Es ist ein versonnener und versponnener Ort, von Romantik und Lieblichkeit umhegt und durchzogen, still, fern, grünend und duftend.

62. Östliches Basarleben

Dann aber siedelten sich auch Minister und Exminister, Adelsfamilien und Beamte vor den Mauern an, Händler und Bauern kamen, die unvermeidlichen Chinesen auch, sowie Handwerker, Musiker, Künstler und Gelehrte. So wuchs zwischen der Ostmauer und dem Knie des Stromes der Düfte eine neue Stadt, eigentlich nur ein Vorstädtchen, empor. Sein Brennpunkt ist heute die lebendige Geschäftsstraße Rue Paul Bert, die boulevardartig und baumbeschattet am Strom entlangzieht, und wo die Kähne der Händler anlegen, die den großen luftigen Basarbau versorgen. Er steht hart am Ufer, umgeben von Rikschas und Teebuden, umwimmelt von fliegenden Küchen, Kulis, Gaffern und Käufern, von Soldaten in Spitzhut, seidengewandeten Annamitinnen, Dienern und zahllosen Bäuerinnen mit wippenden Gemüsekörben an der unvermeidlichen und so landestypischen Tragstange. Auch einige modern-europäisch gekleidete Annamiten-Elegants tauchen hier und da auf, würdige Mandarine mit rundem schwarzem Käppchen, ganz selten ein Europäer. Aber überall gibt es Rudel von schreiender, schmutzstarrender Jugend, die hilft, schleppt, lacht, jagt und stößt.

Durch das Gebrodel der Hallen schiebt sich über den von Betelsaft rotgesprenkelten Boden schlürfend und sandalenklappernd eine mit Hand und Mund rastlos tätige Menge an den Ständen und Podien vorüber und durch die halbdunkle Enge der Kleinkramläden und Verschläge der Außengänge. Unaufhörlich hört man Gackern und Grunzen, eifrig jachtern Hunde mit eingeklemmtem Schwanz um die Fleischstände, dunstig ziehen um Fischkörbe und Berge von Gemüse die Düfte von Räucherstäbchen und Riechhölzern. Und über allem liegt das durchdringende Geschwirr der hohen, singenden, näselnden Stimmen unzähliger annamitischer Marktweiber und Käuferinnen. Gelegentlich durchsticht ein helles, hohes, spitzes Lachen, gelegentlich ein im höchsten Fistelton kreischender und scheltender Ausruf das wabernde, düfte- und gestänkegetragene Schwirren und Scharren. Denn auch die kleinen annamitischen Marktweiber in ihren schmutzigen erdbraunen Kitteln und mit den lackschwarzen Mäulern sind recht energisch, je älter desto mehr, und die jungen lachen gern. Trotzdem ist diese ganze Symphonie, dieses Wischen, Summen, Diskantieren aus dem Schlürfen nackter Sohlen, dem hellen Klappern winziger Holzsandalen und vor allen Dingen dem mit fünf Tönen singenden Annamitisch in der hohen, gepreßten, „miauzenden" Stimmlage etwas grundanderes, als das starke, dröhnende Brausen sachlicher europäischer Markthallen. Das liegt neben kulturellen Erscheinungen letzten Endes doch an Kehlkopf und Verhalten der wimmelnden

Mengen. Es gibt also außer Musik und Gesang offenbar noch andere „Rassengeräusche".

Am östlichen Ende der kurzen Hauptstraße mit ihren Schneiderläden, Buchhandlungen und chinesischen Restaurants zweigen dann die beiden weiteren Verkehrsstraßen ab, die Hué noch aufweist, die Rue Gia Hoi diesseits zwischen Ostmauer und dem schönen, schattigen und stets reich mit Barken besetzten Kanal, und die Rue Gia Long jenseits der Brücke über den Kanal. Beide verlieren sich in den Wohnvierteln. In vielen von deren Häusern konnte ich mich wiederholt aufhalten. Es fällt die deutliche Scheidung der zu Repräsentations- oder Wohnzwecken gebrauchten Eingangshalle und Vorderräume von den rückwärtigen Zimmern der Frauen und des Gesindes auf. Erstere sind bei den Großen prächtig weit und stattlich, voll geschnitzter Möbel mehr-minder chinesischen Stils, Lacksäulen und Schrifttafeln, aber nur mit ein paar Plakaten oder Postkarten geschmückt bei den Bürgern, die alle auf die Pflege des Hausaltars großen, aber auf Wohnungskultur nur geringen Wert legen. Letzteres ist ja in Indien ebenso.

63. Reste einer Urbevölkerung

Selten ist mir fremdes Wesen und Denken, die Seele, Geschichte und Eigenart eines exotischen Volkes so nahe gerückt und klar geworden, wie in den Wochen meines zweiten Aufenthaltes in Hué. Zwischen annamitischen Booten glitt oder ankerte nun auch mein Sampan, die Besucher waren Annamiten, das Gesinde und die flutende Menge, wenn wir am Bac der Pont Gia Hoi anlegten. Das geschah mittags und abends regelmäßig, war Treffpunkt, Hausnummer gewissermaßen. Lastkähne zogen auch vorüber, winzige Ein-Personen-Bootchen, gelegentlich ein festlich geschmückter Sampan oder eine der pompös-altertümlichen Totenbarken. In der übrigen Zeit wurde vorwiegend in der Mitte des Stromes geankert. Unaufhörlich glitt hier der Fähr- und Bootsverkehr vom Ost- zum Westufer vorüber, voller Menschen und Waren alle Boote. Ganze Fischerfamilien leben in den großen schweren Booten, die an langen kranartigen Bambusgestängen die Netze zum Auswurf bereithalten. Gegen Abend wurde es stiller. Mitunter kam dann noch ein Boot der Mönche vom nahen Tempel herüber. Dann erschollen die langgezogenen buddhistischen Sprechgesänge, dumpf hallte der Gong, hell klingelten kleine Glöckchen, und es wurden — auf 10 m vom Sampan aus deutlich erkennbar — die Opfer dargebracht und eine Papierfigur verbrannt, um den Geistern der Ahnen zu gefallen.

Gegen Abend läßt auch der Verkehr im Kanal oder Fluß nach, und vom Basar kehren die großen, schwerfälligen Boote hoch und leer in die heimatlichen Dörfer oder zu den Umschlagsplätzen zurück. Scharf hebt sich am Heck die dunkle Gestalt der rudernden und stakenden Sampanière, des Bootsmädchens, gegen den westlichen Abendhimmel ab. Immer liegt die schwere Arbeit des Fortbewegens der großen Barken und Sampans in den Händen von Frauen und Mädchen. Sie haben kein leichtes Leben. Noch tief in der Nacht, wenn längst das zitternde Silberband des Mondlichts über den schwarzen Wässern des Stroms liegt, bewegen sich schwerfällig, fast lautlos die letzten Boote vorüber. In dieser Stunde und im unsicheren Dunkel der



Abb. 82. Eine Sampanière, grobsinider Typus (phot. v. E.)

Nacht stimmt die Sampanière auch ihren merkwürdigen, urtümlichen, fast unheimlichen Gesang an. Das ist ein Arbeitsgesang von schleppendem Rhythmus und tiefer Traurigkeit[1]). Er findet sich nur bei dieser einen Volksklasse, wird belächelt und verspottet und hat sich doch aus uralten tchamischen oder vortchamischen Zeiten erhalten. Denn diese Fischerbevölkerung auf den Lagunen, Wässern und Flüssen des zentralen Annam ist sowohl ethnisch als anthropologisch etwas anderes, als die jetzigen Bewohner der neuen Stadt, die zugewanderten Annamiten oder auch die annamitischen Reisbauern ringsum. Diese Fischer lebten hier gewiß schon zu Zeiten der Tchamkönige Bhadravarman oder Simhavarman, ja sie ragen wohl aus jenen Zeiten, wo es noch nicht einmal Tchamkönige mit Sanskritnamen gab, als uraltes Relikt bis in unsere Tage herauf. Ihre Armut hat sie geschützt. Auch ihr körperliches Aussehen ist ein anderes als das der Annamiten oder Tonkinesen. Sie sind gröber, plumper, dunkler als diese. Das schwere Untergesicht und die Augengegend sind ganz unannamitisch gebildet, dazu oft primitiver, fast brutal. Man wird an primitive Malayengesichter, an die Küstenwanderer von Malakka und der malaiischen Inselwelt erinnert. Hier handelt es sich also offenbar um eine sehr alte Bevölkerungsschicht. Wie steht sie zu Tcham und Moi?

Man sieht zuweilen auch einige sogenannte Moi auf dem Basar in Hué. Diese Leute wohnen ja nur einen Tagemarsch von der Stadt entfernt in den Bergen. Das eigentliche Annam ist schmal, ganz schmal, und jenseits dehnt sich eine riesige, weite Gebirgs- und Dschungellandschaft. Kraß treten die Gegensätze der Typen heraus, wenn sich die halbnackten, braunrötlichen Bergbewohner voller Mißtrauen, scheu und doch hochmütig zwischen den Annamiten bewegen. Eines Abends sah ich sie — les extrêmes se touchent — die Gesichter in ein europäisches Dancing pressen. Manche ihrer scharfgeschnittenen Köpfe wirken europid — richtiger: europiform —, andere fast indianerhaft. Diese Leute, wenigstens diejenigen vom Basar hier in Hué, stellen in rassischer Hinsicht sowohl etwas anderes als die Annamiten oder Tonkinesen und als die Fischerbevölkerung dar. Das gibt neue rassische Fragen auf. Was kennen wir denn von den Moi? Vermutungen, Theorien, einige Reiseberichte und fleißige messende Arbeiten, wenige und meist wenig gute Bilder. Möglicherweise handelt es sich gar nicht um eine somatisch auch nur annähernd einheitliche Bevölkerung. Die Theng und Muong, denen

[1]) Sein Inhalt ist schlichten Alltagsmotiven entnommen: „Jetzt ist die Zeit zum Essen — Fischsuppe wird gekocht — mit dicken Bambussprossen — das endet meine Mühen — und bei der Arbeit für das Mahl — soll meine Trauer weichen." — Oder: „Bald wird der Winter kommen, dann schlägt mein Herze rasch — dann fischen wir in Gründen — wo nah der Liebste weilt."



Abb. 83. Der annamitische Gautypus
Prinzessinnen beim Guitarrespielen (phot. v. E.)

wir im Norden begegneten, zeigten jedenfalls ein anderes rassisches Gemisch als die Suoy am Basar von Hué.

Die Probleme werden dadurch nicht durchsichtiger, daß die zentralannamitische Bevölkerung selbst auch ihrerseits recht deutlich von der tonkinesischen Bevölkerung abweicht. Der südsinide Typus ist hier abgeschwächt, sein Wesen gemilderter, umgänglicher. Gautypische Kennzeichen sind vor allen Dingen die Zartheit der Gesichtszüge und die Feingliedrigkeit des Körpers. Darüber hinaus erscheint der ganze Gesichtsschnitt aber europider, denn die Mongolenfalte ist weit geringer, die Nase besitzt einen etwas höheren Rücken, der Wuchs ist schlanker, und der Gesichtsumriß zeigt ein längliches, feines Oval. Kein Wunder, daß die Frauen von Hué wegen ihrer Schönheit landauf und landab weit berühmt sind. Die Hautfarbe ist hellgelblich, die Augen sind dunkel und groß, nicht selten mandelförmig und können wie schwarz lackiert wirken. Gut ausgeprägt sind die Augenbrauen, sehr fein geschwungen die vollen Lippen, tief hängt der schwere Knoten des blauschwarzen und sehr langen Haares in den Nacken. Es kommen auch breite, ja eckige Gesichter vor, aber dann sind die Nasenflügel nicht so plump, die Wangenbeine so kantig, das Kinn so fliehend wie bei den richtigen Tonkinesen. Daneben gibt es besonders in den höheren Klassen zweifellos auch chinesische und nicht zu selten auch japanische Mischungen. Aber auch bei der Masse des Volkes ist der Unterschied augenfällig. Um so deutlicher heben sich von dem feinen zentralannamitischen Gautypus die plumpen Formen der alten Fischerbevölkerung ab.

Aber nicht nur der Typus der Bevölkerung von Stadt und Fluß, sondern auch die Gefühlswelt ist anders. Die sozialen Unterschiede unterstreichen das. Als ich einmal in meinem Boot eine Platte mit dem tieftraurigen Sang der Sampanière vor einigen Annamiten spielte, war die Stimmung der sehnsüchtigen, zarten Lieder von Hué von vorher im Augen-




Abb. 84a—b. Bürgermädchen aus Hué
stark abgeschwächter südsinider Typus (phot. v. E.)



Abb. 85. Ruderndes Bootsmädchen
Mondscheinnacht am Strom der Düfte (phot. v. E.)

blick wie weggewischt, und alles barst vor Lachen. Der ganze Hochmut der Sieger fremder Rasse lag darin. Und vielleicht eben gerade deshalb, weil aus diesen alten Gesängen das Leid und Elend eines untergegangenen Volkes klingt. Wie oft zog in den stillen Nächten unter dem Dunkel der Wolken oder im weichen Mondlicht ein solches Fischerboot langsam und fast lautlos dicht an meinem Sampan vorüber, und schon in den Halbschlaf drang das langgezogene gurgelnde Aufstöhnen, dieses Aufschreien und Abbrechen, ein abgrundtiefes Schluchzen und wieder ein Aufschreien, ja Aufkreischen durch die Bambuswände. Wie das Boot weitergleitet, verklingt und verrinnt dann im Dunkel der Nacht der Gesang, bis nur noch von Zeit zu Zeit ein fernes Schluchzen, nur erstickte Seufzer herüberklingen — die Seufzer einer hoffnungslos vernichteten Rasse. Und dann schwebt wieder die tiefe Stille über dem nächtlichen Strom.

64. Barkenleben mit Annamiten

Die Barken in Hué gleichen sich alle. Die vom Nachbarn, der drüben ankert, mißt wie die meine etwa 12—15 m in der Länge und 2 m in der Breite, besitzt ein freies Vorderdeck, wo gekocht wird, und ein freies Hinterdeck, wo man wohnt. Dazwischen wölbt sich gut 1½ m hoch ein Bambusdach, in dessen Sparrengestell sich ausgezeichnet Papier und Broschüren, Schriften, Kleider, Aufhänger und Geräte unterbringen lassen. Es deckt zwei Innenräume, denn in der Mitte des Bootes ist auf zwei Spann hoher Konsole eine getäfelte Holzwand errichtet. Sie besitzt ein kleines Schubtürchen, durch das dreimal am Tag vom Küchenteil her gutes chinesisches Essen von der ersten Frau meines Wirtes herübergereicht wird. Diese ist gleichzeitig Köchin. Gelegentlich muß allerdings gemahnt werden, die Gemüse oder Soßen, auch gewisse Beitaten, nicht zu stark zu annamitisieren. Ich bin kein Freund von Nuocmam, der wenig vertrauenerweckenden Soße aus Dörrfisch. Annamitische Kost ist zwar sonst nicht schlecht, ist geschickter zusammengesetzt und besser zubereitet als siamesische oder gar laotische Küche, aber chinesische, besonders kantonesische, steht noch wesentlich höher. Auch europäische Kost kann da nicht mithalten. Sicher würde ein Kantonkuli — jene Leute also, von denen ahnungslose „Chinakenner" behauptet haben, daß sie von einer Handvoll Reis am Tag leben — ein durchschnittliches bürgerliches Europäeressen nicht ohne besonderen und dringenden Zwang auch nur anrühren.

Die zweite und jüngere Frau meines Wirts, des alten Halbchinesen Tung, rudert das Boot und kommt beim Staken mitunter auch zum Hinterdeck, das sie in Ordnung hält und über das sie bei greller Sonne ein breites Bambussegel zieht. Es ist auch noch ein Junge da, ein etwa fünfzehnjähriges, munteres und hilfsbereites Bürschchen, das gern in weißem Gewand und Tropenhelm einherspaziert und den „Bo-y" spielt. Er serviert meinen annamitischen Gästen, wenn wir auf der glatten Reisstrohmatte mit den mächtigen roten chinesischen Glückszeichen hocken. Das ist eine sehr angenehme und bequeme Form des Sitzens. Ich sitze täglich viele Stunden so, wenn Berichte und Briefe auf der Konsole entstehen. Die beiden flachgelegten Koffer dienen als weitere Arbeitstische, denn dieser Sampan ist geräumig und sauber, nicht so primitiv wie seinerzeit das ganz schmale und niedrige Laoboot auf dem Mäkong. Daß das Sitzen in Hockstellung eine schwierige oder unpraktische Haltung sei, ist wirklich nur ein anfängerhaftes Vorurteil europäischer Ahnungslosigkeit und Selbstversponnenheit. Es ist sogar in höchstem Maße entspannend und erholsam, wenn man 5 oder 10 Stunden oder gar, wie es einmal geschah, 17 Stunden im engen schütternden Eingeborenenautobus europäisch gesessen hat. Es ist auch schon eine Erholung, wenn man einige Stunden Marsch hinter sich hat. Hockersitz und Stäbchenessen sind keineswegs Nachteile, sondern — gewisse Gewöhnung und Vorurteilslosigkeit vorausgesetzt — ausgesprochene Vorteile des Sampanlebens.

Auch viele Bürger der Stadt besitzen derartige Boote. Sie gleiten tagsüber unablässig von Ufer zu Ufer. Viele Annamiten mieten sich zudem ein Boot, wenn sie in Hué zu tun haben. Das ist wesentlich angenehmer als ein europäisches Hotel, bietet Hotel und Transportmittel in einem. Auch stellt sich die Miete sehr niedrig. Sie beträgt etwa 1.50 bis 2 RM pro Tag, und zwar einschließlich Essen und Bedienung, was selbst für meine immer verzweifelte Devisenlage ungeahnte Möglichkeiten bietet. Annamitische Besucher von Hué sind keineswegs selten. Jeder bessergestellte Annamite hat den Wunsch, einmal oder auch öfter die Kaiserstadt zu sehen — den Palast des großen Herrschers Gia Long, die wunderbar in die Berge eingebetteten Gräberpärke der Kaiser, den herrlichen Strom der Düfte, die reizvolle Landschaft an den Ausläufern und Hängen der in der Ferne blauenden Kordillere. Er möchte die zwanzig köstlichen Plätze besuchen, die der Kaiser Tu Duc in seinen Gedichten besungen hat, möchte durch die Hallen der in Schnitzwerk und in Rot und Gold prangenden Pagoden schreiten, im Hung-Mieu-Tempel beten und — nicht zuletzt! — auf dem breiten maje-



Abb. 86. Musik in Hué
Künstler im Wohnboot (phot. v. E.)

stätischen Strom der Düfte Barkenfahrten machen. Das muß nachts geschehen, auch Mondschein gehört dazu. Wo wäre er heller, zauberhafter und milder als in den weichen Nächten und über den tiefschwarzen, ölglatten Wassern des vielbesungenen Stromes! Kein namhafter annamitischer Dichter hat versäumt, sich mit diesem Thema zu befassen. Kein Europäer kann sich eine Gondelfahrt in Venedig dringender wünschen, als der Annamite die zauberhaften Nächte von Hué. Sie sind zudem naturnaher als das europäische Gegenstück, und eine gepflegte, harmonische, ein wenig spielerische und vor allem auch leicht erreichbare Natur liebt der Ostasiate über alles. Das ist eine andere Naturliebe, als sie der Europäer erst um die vorletzte Jahrhundertwende in sich entdeckte. Es spiegeln sich darin die psychologischen Grundhaltungen zweier großer Rassenkreise. Der Europäer strebt alsbald auf höchste Zinnen oder auch (wesentlich häufiger) zu einer nahegelegenen Stätte mit gutem Bier. Der Ostasiate zieht statt dessen den Gesang seidengewandeter Mädchen und den Klang von Guitarren vor.

So sind denn auch die Gedichte, Gesänge und Kompositionen für die Mondscheinfahrten in Hué so alt wie die Stadt selbst, und weit berühmt landauf und landab sind die Sängerinnen dieser Lieder, die ihre Kunst von Generation zu Generation vererben. Auch gehören die Guitarre- und Geigenspieler von Hué zu den empfindsamsten Künstlern des Ostens, sie haben Format. Nicht selten zog, wenn mein Boot abends oder nachts in der Mitte des Stromes ankerte, der Klang des zarten Guitarrespiels und Gesanges von fern her über die Wasser heran. Ich hatte es wirklich nicht nötig, mir auch selbst den Devisenluxus einer solchen Fahrt zu leisten. Aber für Fragen und Photos kamen eines Tages die Großen der Lokalkunst in mein Boot. Wie ich dann ihre alten Lieder auf Schallplatten spielte, fielen Guitarren, Geigen und Stimmen sofort begeistert in die feinen alten Weisen ein, und ich kann mich kaum entsinnen, je gesehen zu haben, daß die verhaltenen Ostasiaten ihr innerstes Wesen so offen zeigten wie bei der Begeisterung dieser annamitischen Künstler.

63. Von fernöstlicher Tonkunst

Die Platten waren in der Tat gut. Dank der Beratung verschiedener annamitischer Bekannter war auch die Auswahl gut, d. h. sie gab ein Bild von der

rassentypischen Auffassung und der Spannweite annamitischer Musik. Natürlich besitzt auch Annam verschiedene Musikformen. Sie sind zunächst schon lokal verschieden nach dem nördlichen Tonking, dem zentralen Annam und dem südlichen Kotschinchina. Auch die Menschen selbst, Typen, Wesen und Werden, sind ja jeweils deutlich unterschieden. Daneben gibt es klassische und moderne Musik und einige Übergangsformen zur europäischen Auffassung und Instrumentierung. Aber trotzdem bildet die annamitische Musik als Ganzes eine geschlossene und ungemein kennzeichnende Einheit. Sie gibt die Geschlossenheit und Einheit der seelischen Haltung des Volkes und seines rassischen Grundtypus wieder. Das regte zu einigen Betrachtungen über den anthropologischen Erkenntniswert der Musikpsychologie an.

Setzt sich doch die annamitische Musik sogar gegen die Stammutter aller fernöstlichen Kulturerscheinungen, gegen China, mit einer starken eigenen und unverkennbaren Note ab. Diese ist in erster Linie durch die ausgesprochenere Schlichtheit und Ausgeglichenheit und den im Durchschnitt viel geringeren Umfang der orchestralen und melodiösen Variationen gekennzeichnet. Aber an Tiefe der Empfindung nimmt sie es durchaus mit dem Besten aus China auf. Das gilt selbstverständlich mutatis mutandis, also unter Berücksichtigung des östlichen und nicht etwa des europäischen ästhetischen Standpunkts. Auf das ungeübte Ohr wird sowohl chinesische wie annamitische Musik zunächst nur „fremd", also undeutbar und daher nichtssagend und unverständlich, bei schlichtheiteren Gemütern gar „komisch" wirken — etwa ähnlich, wie auf den immer humorvollen, nichtgeschulten Chinesen die europäische Musik. Aber das gilt nur für den Anfang. Dann hört man durch die technischen Äußerlichkeiten von Instrumentar, Stimmlage, Sprachton und Leiter hindurch die tiefen Empfindungen, das Sehnen, Freuen, Trauern der anders fühlenden, anders gewordenen und daher anders intonierenden Rasse. Alles ist hier relativ, Ursprung, Inhalt wie Genuß, denn Material, Geschichte und Rasse sind verschieden. So hört man später auch in der annamitischen Musik überhaupt nicht mehr jenes mühselig erworbene, gepreßte und gepflegte Näseln und die hohe Stimmlage, die sich anfangs in den Vordergrund drängen, oder die zugleich schlichtere und andersartige Instrumentation, die nicht nur materialbedingt ist. Man empfindet dann den Gefühlswert des fremden Rhythmus im Klopfholzklang, in den zarten Andeutungen der Guitarren und in der eigenartigen Tonformung des Gesanges, die mit annamitischer Musik untrennbar verbunden sind, und zwar sowohl mit der klassischen tonkinesischen wie der lokalen zentralannamitischen Musik.

In diesem gemeinsamen Rahmen ist aber das klassische Orchester von Hanoi verhältnismäßig kräftiger, geschwungener und voller, auch reicher besetzt als das zentralannamitische, und die Wechselgesänge sind modulierter und bunter. Meist handelt es sich um althistorische Vorwürfe, die fast immer auf chinesische Quellen und Theaterstücke zurückgehen. Die gemäßigte altchinesische Auffassung, die in der Musik Harmonie der Empfindungen und den Ausgleich von Wünschen und Leidenschaften suchte, klingt hier daher auch noch durch. Mäßigung ist Schönheit. Die Tonfolgen dürfen nur gedämpfte Fröhlichkeit, nur verhaltene Sehnsucht und nur stilisierte Leidenschaft wiedergeben.

Diese Haltung ist in der chinesischen Musik seit der Mitte des vorigen

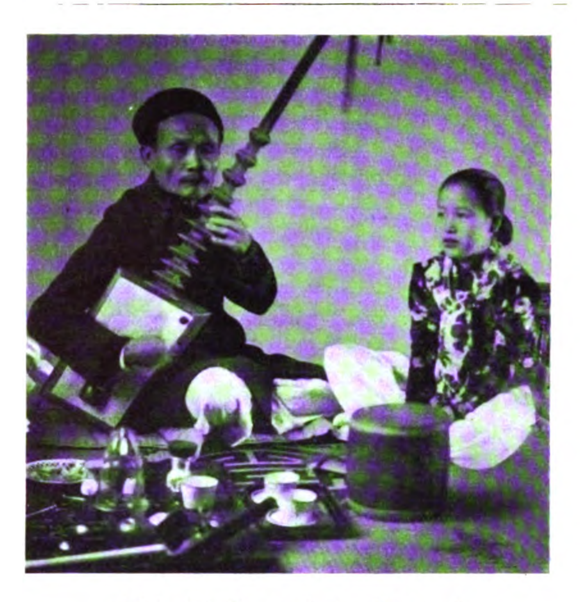


Abb. 87. Musik in Hanoi
im Vordergrund Opiumgeräte (phot. v. E.)

Jahrhunderts selbst weitgehend abgestreift und als Ideal verlassen worden. In dieser Hinsicht haben sich die sonst so sehr verschiedenen chinesischen Musikprovinzen auch gleichsinnig verhalten. Am meisten kommt die neue Bewegtheit vielleicht bei der derben Lautfreude der Teochew-Musik mit ihren scharf aufdonnernden, dröhnenden Gonganfängen und dem unbekümmerten Dreinschlagen der Flöten, Zimbeln und Messingbecken zum Ausdruck. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß insbesondere die einleitenden Präludien mit ihrem Getöse — und zum Teil auch die klassische Fistel-Stimmlage — entwicklungsgeschichtlich aus dem Interesse abzuleiten sind, das eine Musik- oder Theatertruppe auf freiem Marktplatz oder in geräuschvoller Großstadtstraße daran hatte, die Kunstbeflissenen überhaupt erst einmal zu sich heranzuziehen und das Brausen der Straße zu übertönen oder zu durchstechen. Bei dem enormen Lärm der klassischen Kriegerstücke aber spielen naheliegende magische und militärische Absichten eine verständliche Rolle. Er fehlt daher auch bei den hübschen ländlichen Liedern der musikalischen Nordprovinz, die ganz auf Zartheit und Natürlichkeit, ja eine gewisse Realistik abgestellt sind. Südchina und besonders Kanton bevorzugen dagegen die Sängerinnen mit dem spitzen Diskant und einer gebändigten Vielheit und stilistischen Glättung des Vortrags. Ganz neue Richtungen sucht die moderne chinesische Musik besonders in Shanghai zu gehen, die mit ihrem wiegenden und weichen Rhythmus alte und neue Stiltendenzen mit Erfolg in volkstümlicher Weise zu verschmelzen wußte.

Gerade diese lokalen und rassisch wie modisch gebundenen Ausdrucksstile mit ihrem Ringen um neue Formen unter dem überwältigenden Eindruck einer überschwenglich reichen und empfindungsstarken Tonkunst, nämlich der europäischen, bieten ausgezeichnete völkerpsychologische Ansatzpunkte. Der äußere Schock der Erkenntnis der europäischen politischen

Ebenbürtigkeit war für China nicht größer gewesen als der innere kulturelle, der auch die neue und in einer grandiosen und allumfassenden Technik schwelgende Tonkunst brachte, deren souveräner Naturalistik und deren Ausdrucksmitteln und Ausdruckswillen nichts Menschliches mehr fern blieb. China nahm die Auseinandersetzung stürmisch auf. In Annam fehlt sie dagegen noch ganz[1]).

Selbst annamitische Tanzmusik erschöpft sich in der alleinigen Übernahme des rhythmischen Motivs, das zu Tode gehetzt wird und sich nicht in eigene Melodien zu steigern in der Lage ist. Nur das Nachsingen europäischer Vorbilder ist bei geschickten Künstlerinnen wie der berühmten jungen Co Ai Lien auch über alle Schwierigkeiten von Stimmumschaltungen und Einbau der fünfstufigen Tonlage der Sprache gelungen, und zwar gut. So wird die derzeitige Lage der annamitischen Musik, wenn wir von diesen imitatorischen Ansätzen absehen, noch ganz von einer historisierenden, rückschauenden Stimmung beherrscht. Unverbunden stehen die Tendenzen des Gestern und Morgen noch nebeneinander, während sich China längst im schöpferischen Stadium befindet. Aber das sind natürlich nur ephemäre, zeitbedingte Unterschiede.

66. Volkslieder am Düftestrom

Auch die Musik von Hué — um nunmehr zu Annams zweitem Tonkreis zu kommen — ist durchaus noch traditionsgebunden, entfernt sich dabei aber stärker von der chinesischen Stimmung und ist auch für den Europäer, man möchte sagen, nicht so fremdartig wie diese. Dem liegen möglicherweise rassische Momente zugrunde. Aber auch hier in Hué ist die Spannweite der Ausdrucksmittel nicht entfernt so groß wie bei der chinesischen Musik. Das ganze musikalische Empfinden scheint nur eine einzige, immer wieder variierte Basis zu kennen. Ihren besten Ausdruck findet sie zweifellos in dem ungemein volkstümlichen Lied von der Trennung. Dieses ist vielleicht die beste Schöpfung der nationalannamitischen Tonkunst überhaupt. Sehr still wurden meine annamitischen Freunde, wenn diese Platte gespielt wurde, manche hatten Tränen in den Augen, und noch eine Viertelstunde später schob der alte Tung seinen Kopf durch das Schubtürchen und sagte mit tiefbekümmerter Miene: „Monsieur très bon beaucoup". Das Lied behandelt die Klage einer jungen Frau, deren Gatte in die Feste Tang Long (heute Hanoi) berufen wurde. „Scheint mir nun doch, als wären drei Tage schon drei Herbsten gleich." Eine tiefe Traurigkeit, inniges Gefühl, Sehnsucht und Zartheit sprechen aus Melodie und Gesang und werden durch die leisen und weichen hellen Guitarreklänge und den langsam wie Tropfen fallenden Klangholzrhythmus unterstützt und mit sparsamsten Mitteln meisterhaft zur Geltung gebracht. Das ist die Stimmung, die der Annamite heute allen anderen vorzieht — ein Animato, das sich bis zum Doloroso steigert.

Sie klingt daher auch in fast allen jenen unzähligen dörflichen Liedern wider, die man am Reisfeldrain und im abendlichen Hüttenfrieden oft hört.

[1]) Übrigens blieben auch die Versuche einer Einschmelzung von fernöstlicher Musik in klassischen europäischen Stücken mehr als schwach und natürlich gänzlich einflußlos. In der leichten Musik sind ihre Motive kaum andeutungsweise verarbeitet, wie bei Parmentiers „Marche de la Garde Indigène" oder der bekannten „Petite Tonkinoise".





Abb. 88. Eine Elevin der Gesangskunst
(phot. v. E.)

wo eine sangesfreudige Bevölkerung für beinahe jedes Dorf seine eigenen Melodien erfunden hat. Der Reiz dieser Lieder für den Europäer liegt gewiß darin, daß sie mit dem Fallen der chinesischen Bindungen unmittelbarer anzusprechen vermögen. Von vielen der Weisen von Hué (Dieu Ca Hué) heißt es, daß sie von zwangsversiedelten tchamischen Kriegsgefangenen stammen. Aber die alten Tchameinflüsse sind meist bis zur Unkenntlichkeit verschüttet und von chinesisch-tonkinesischen Auffassungen und Motiven überlagert. Wenn beispielsweise eines der nettesten Lieder von einer annamitischen Prinzessin handelt, die in der Fremde bei dem barbarischen König der Tcham klagende Lieder dichtete, so erinnert das stark an jenes reizende altchinesische Motiv der kaiserlichen Prinzessin bei dem groben Wusunhäuptling. In einem anderen und bei aller Zurückhaltung und Mäßigung doch vergnügteren Lied, dem beliebten Lied von der Mondscheinpartie, tritt wieder die chinesische Tonführung stärker heraus. Aller dieser Musik sind aber Zartheit, Trauer und Gepflegtheit gleicherweise eigen.

Gegen sie wirkt das oben erwähnte Lied der Sampanière mit seiner engen Melodik allerdings fast erschreckend primitiv. Und doch: die Richtung, in der die annamitische Kunst, und ganz besonders die von Hué, von der chinesischen abweicht, liegt in Richtung oder mit in Richtung dieser bizarr-jammernden Werkgesänge. Ihr gedehnter Arbeitsrhythmus, der sich ähnlich in den Gesängen der Königsbarkenruderer von Siam findet, das mühselige Durchziehen der langen Ruder und Staken, unterstreicht die Stimmung noch. Man möchte bei dieser andersartigen Musik der ältesten Reste einer Urbevölkerung in den Ebenen noch viel eher als bei der eigentlichen Hué-Musik an Beeinflussungen durch die Tcham oder überhaupt an Tcham-Elemente denken. Leider ist mir deren Musik wenig bekannt, Schallplatten gibt es nicht. Sie mag, nach ihrer Baukunst zu urteilen, in den Kreis der alten kambodschanisch-siamesischen Musik gehört haben, wie sie beste Wiedergaben etwa für Siam im klassischen Ramakyen oder für Kambodscha in den hübschen Oden an Mond und Wasser durch die Hofsängerinnen von Pnom Penh gefunden haben.

Aber auch diese Musik, wie überhaupt der alte, vom fernen Indien beeinflußte Kunstkreis Südostasiens, wirkt als Ganzes primitiver als die unter den Ausstrahlungen des nahen chinesischen Zentrums stehende annamitische Musik. Zudem liegt das laute Vorstürmen der Klangholzkaskaden und die innige Verhaltenheit der Guitarren auf zwei grundverschiedenen rassenpsychologischen Ebenen. Darüber darf die gemeinsame chinesische Wurzel von Leiter und Stimmschulung nicht täuschen.

67. Fragen der musikpsychologischen Anthropologie

Fassen wir zusammen. Die allgemeinen Kennzeichen annamitischer Musik sind ihre Zartheit, Ausgeglichenheit, Trauer und Verhangenheit. Auch dieses

heitere Völkchen wird traurig und nachdenklich, wenn es den lauten Alltag flieht. An der Stimmung als solcher haben Geschichte und Weltanschauung ihren Anteil. Aber dazu tritt die Verhangenheit. Man wird unwillkürlich daran erinnert, wie oft die Annamiten als verschlagen geschildert wurden. Verhangenheit wie Ausgeglichenheit liegen dem Europäer nicht. Er versteht sie nicht und beurteilt sie daher abfällig. Das Urteil mildert sich, je stärker Elemente hinzutreten, die auf westliche, und wenn auch noch so verdünnte und umgebildete westliche Einflüsse, deuten.

Das läßt die Schwierigkeit erkennen, vor denen die musikpsychologische Anthropologie überhaupt steht. Das annamitische Beispiel zeigt, daß zunächst eine Bereinigung von modischen und kulturellen Wertidealen, von den stimmungsmäßigen und zum Teil auch materialbedingten Zutaten von Zeit und Umwelt nötig ist, daß aber auch dann das Herausschälen der wirklich rassentypischen Züge noch keineswegs ohne weiteres möglich ist. Brauchen doch die jeweiligen zeitgebundenen Wertideale nicht notwendigerweise der typischen Haltung einer Rasse — Rasse gleicherweise als Formtypus oder Volkskörper verstanden — zu entsprechen. Es kommt ganz darauf an, was von den rassischen Neigungen und Stimmungen jeweils durch Erziehung oder Ereignisse aktiviert wird. Alle Menschen haben die gleiche Skala der menschlichen Empfindungen, aber nicht alle Rassen haben sie in gleichem Maß. Rassische Grundhaltung und modische Aktivation können sich also überschneiden. Auch treten nicht alle Eigenschaften in der gleichen äußeren Gewandung auf. Verhangenheit ist nicht Verschlagenheit. Vorliebe braucht nicht innerer Neigung zu entsprechen, sondern kann auf einen Ausgleich streben, ja wird zu Zeiten geradezu auf ein Bedürfnis zur Überkompensation oder Abwechslung zurückzuführen sein. Keineswegs braucht daher zarte Musik auch einer zarten Grundhaltung zu entsprechen. Denn die Musik höherer Kulturvölker ist Stimmung und Genuß, und beide sind bildsam, flüchtig und wechselnd. Sie mögen für kurze Zeit an sich wohl vorhandene, aber keineswegs jene besonders rassentypischen Züge aktivieren, die den Alltag von Rasse zu Rasse kennzeichnen. Welche derbe, gesunde Kraft zeigen die Finnen — und doch ist ihre z. B. karelische Volksmusik so lieblich und fein, daß man nur an singende Kinder und wiegende Birken vor weiten sonnenblauen Seen denken möchte. Oder auch die rührend-klagenden Gesänge der sibirischen Völker mit ihrer ganzen Verlorenheit der Steppe, das schmelzend-sehnsüchtige, weich-modulierende Dolcissimo der Malaien, die keineswegs der psychischen Grundhaltung des rassischen Alltags entsprechen. Erst der vorsichtige Vergleich mit anderen rassenseelischen Ausdruckssphären kann daher zu einem gesicherten Gesamtbild führen.

Deutung und Aufbau sind zudem hier wie bei jeder psychologischen Erkenntnisarbeit mindestens in Ansätzen und Stimmung von den eigenen Gaben und Eindrücken des Beobachters abhängig, und zwar in hohem Grad. Eine Musik kann keinen „Anklang" finden, wenn im eigenen Inneren des Hörers keine Saite mitklingt. Sucht doch Musik als Form l e b e n d i g e r Bewegung über das rein Physikalische hinauszustreben und im Hörer eine gleichgerichtete Bewegung zum Schwingen zu bringen. Und es sind Mitfühlen und Miterleben, Genuß und ästhetischer Ausgleich nur möglich, wenn Melos und Psyche in die gleiche harmonische Bewegung einfallen. Diesen Ausgleich,

mindestens die harmonische Gestaltung einer Situation, besser noch die Beschwingung des Lebensgefühls überhaupt, sucht aber der tonästhetische Genuß. Daher hat sich auch gezeigt, daß das musikwissenschaftliche Handwerksmaterial, sogar Musikalität selbst nur matte Behelfe für die musikpsychologische Anthropologie sind. Mit der einst so beliebten Leiterforschung, mit Noten, Takten und Akkorden, ist man nicht weitergekommen. Das Entscheidende ist vielmehr das psychologische Moment, sind die Stimmungen, die in Stimmklang und Stimmdarbietung liegen. Stimme und Vortrag sind es, die zwar noch nicht die Rassenpsyche als solche, aber doch bestimmte Seiten, Formen und Zustände von ihr enthüllen. Diese Medien führen aber beide nicht so sehr auf äußere Momente, auf die Behelfe von Tonordnung oder Klangerzeugung, als auf die inneren Anlagen. Diese sind einerseits in der Bewegungsphysiologie des Kehlkopfes für die Tonformung beim Gesang, andererseits in der Art der Tondarbietung nach eigenen Stimmungselementen gegeben. So entsteht ein Rassenstil. Und dessen Elemente und Ganzheit sind es, die letztlich die musikpsychologische Anthropologie sucht[1]).

68. Eine orientalische Legende

Wie die Aufenthalte in Hué und Hanoi für die junge musikpsychologische Anthropologie Anregungen gaben, so auch für ein selten beschrittenes Gebiet der typologischen Anthropologie, für die Pathotypologie. Bayern hat den Typus des Biertrinkers, Frankreich den des Absynthfreundes, die Russen lieben den Wotka, und in Annam findet sich der Typus des Opiumrauchers.

[1]) Die meisten oben genannten Schallplatten werden von der A.G. Lindström in Berlin hergestellt und von Beka (Bernhard Keller) in Saigon vertrieben. Sie erfreuen bzw. erfreuten sich in Indochina eines ausgezeichneten Rufes. Beiden Firmen bin ich für Entgegenkommen bei meinen Studien zu großem Dank verbunden, ebenso der Firma Arnold O. Meyer in Hamburg bzw. Shanghai.

Schallplatten mit typischer Hué-Musik sind beispielsweise: Beka 20 494 (Lied von der Trennung), Beka 20 333 (Klage der Prinzessin bei den Tcham), Beka B. 20 504 (Lied einer Mondscheinfahrt), Beka B. 20 503 (Gesänge des Bootsmädchens). Dagegen gibt Beka B. 20 611 einen modernen annamitischen Twostep, Columbia DW 40 48 die „Petite Tonkinoise“ und Beka 20 525 eine gute Platte der Co Ai Lien, also annamitischen Gesang mit europäischem Orchester.

Zum Vergleich mit alt-kambodschanischer Musik eignen sich Beka B. 75 514 (Oden an Mond und Wasser), Beka B. 20 602 (Klangholz-Volksmusik), Beka B. 20 730 (Hochzeitslieder). Dagegen gibt Beka B. 20 899 den typischen derb-bäuerlichen modern-kambodschanischen Foxtrott bzw. Beka B. 75 500 einen Tango.

Die erwähnten Gesänge der Königsbarkenruderer von Siam wurden auf Parlophon B 18 741 veröffentlicht. Typisch für alt-siamesische Musik ist z. B. das Ramakyen auf Parlophon B 37 036 (Odeon-Exotenserie) oder His Masters Voice P 16 710. Madoigan und das Sainwi-Lied erschienen auf Odeon OB 5034 bzw. Rabbit T 7061, typische modern-siamesische Tanzmusik auf Rabbit HA 6032 (Slow-Waltz). Die laotische Kän (Mundorgel) zeigt Rabbit HA 60 066.

Für Hanoi-Musik sind Pathé 46 207 und Pathé 45 251 typisch, für Kanton-Musik Pathé 50 277 oder Odeon A 227 167. Teochew-Musik wird z. B. geliefert auf Pathé 737 501 oder Beka B 19 832, nordchinesische Musik auf Odeon A 24 193 (Volkslieder) oder Great Wall 32 003. Gute Beispiele für die weiche modern-chinesische Tanzmusik („Shanghai-Musik“) bieten Odeon A 233 478 (Walzer), Odeon A 233 481 (Fox) oder Odeon A 233 469 (Blues).

Die vergleichsweise erwähnte karelische Musik findet sich auf Platte La 1510-11 des Instituts für Lautforschung in Berlin, ebenso die sibirische usw. Musik als Platte La 1003-4. Sehr gute und typische modern-malayische Stücke geben z. B. Odeon A 204 079 (Bintang Soerabaia), Columbia GI 352 (Terang Boelan, ein Tango), mehr volksmäßig auch His Masters Voice 10 166 — OC 3273 (Gunong Klumpang) oder Odeon A 278 152 (Krontjong Berpisahan), während sich alt-malayische Stücke in der bekannten Exotenserie von Odeon als O-4315-6 finden.

Man muß die ausgesprochenen Genußmenschen dieses Schlags anthropologisch wohl in die Gruppe der Pathotypen einreihen, der harmloseren Pathotypen. Vielleicht gerade mit Ausnahme des Opiumrauchers, denn bei diesem soll es sich um eine ernstere Angelegenheit handeln, wie immer wieder versichert wird. Ein paar Glas Bier, selbst wenn sie typenverändernd wirken (Regio nasalis), selbst die Liter von Whisky-Soda, die nicht wenige Tropeneuropäer so gut wie täglich zu sich nehmen und an denen sie nicht selten mittelbar oder unmittelbar zugrunde gehen, und selbst die zahlreichen Unglücksfälle, Delirien oder Morde infolge von Alkoholeinwirkung sollen unwesentlich gegenüber den Folgen sein, die vom Opium berichtet werden, für dessen Lasterhaftigkeit keine Farbe der moralischen Palette schwarz genug erscheint. Das wird so gut wie übereinstimmend berichtet, von allen Seiten und auch von unzweifelhaft klugen und ehrlich überzeugten Leuten. So scheint, rein menschlich gesehen, mit dem Opiomanen der tragischste aller Pathotypen der Anthropologie überhaupt vorzuliegen. Dem nachzugehen, ist in Fernost nicht schwer.

Annam, China, Siam oder die malayische Inselwelt gaben überall hinreichende Gelegenheit, den Typus des Opiumrauchers verschiedenster Rasse zu beobachten. Denn in China und Siam wird Opium — abgesehen von dem enorm ausgedehnten Schleichhandel — in großen, besonders konzessionierten Unternehmungen auf Marken abgegeben. In Hallen oder (bei besseren Rauchereien) in Zimmern liegen auf breiten Pritschen die „Verlorenen" mit Tablett, Lampe, Büchschen, Nadel und Pfeife. Es ist etwas schmutzig und düster in diesen Massenquartieren, wo vorwiegend Kulis verkehren. Abfall häuft sich, Kakerlaken huschen, geräuschvoll und unbekümmert spuckt, wer des Spuckens bedürftig ist. Daher schaudert es den in blütenweißes Linnen gekleideten Europäer bei dem Gedanken, dem freundlich einladenden, halbnackten Diener zu folgen und hinter den rohen, klebrigen Verschlägen irgendeines Winkels solcher „Höhlen" etwa gar selbst zu rauchen. Er fühlt sich vielmehr peinlich berührt von den (wie er trotz Dunkelheit erkennt) Tausenden von verglasten und lasterhaften Blicken, die ihn aus der summenden, wimmelnden, räkelnden Menge auf den Bänken verfolgen. Beklemmend legen sich Dunst, Opiumgeruch und das Gesehene auf die Brust. Aufatmend steht er wieder draußen in der leichten heißen Tropennacht und glaubt nun über alle notwendige Erfahrung zu verfügen.

Allerdings gibt es auch andere Opiumhallen als jene Massenquartiere, deren Dunst sich schon um zwei Häuserblocks bemerkbar macht. Diese besseren „Fumerien" finden sich vor allem in Indochina, in Saigon, Hanoi, Cholon usw., und man kann sich hier auch ohne weiteres sein Opium selber mitbringen. Denn auch in keinem kleinsten Städtchen fehlt eine staatliche Opiumregie, der Laden mit dem kleinen RO-Schild, wo man für 90 Sous oder einen Piaster (60 Pfennig) ein oder auch zehn oder zwanzig Messingdöschen zu fünf (oder zehn) Gramm der zähen, braunen Opiummasse erstehen kann. Die besseren Opiumstuben liegen gern etwas abseits von den Hauptstraßen, in kleinen Orten aber auch oft im Opiumladen selbst. Sie sind nicht selten hübsch sauber in mehr-minder chinesischem Stil eingerichtet, mit viel Schwarzholzmöbeln und roten taoistischen Schrifttafeln, mattengedecktem breitem Podium, gestickten Kopfstützen und mit silberbeschlagenen oder

jadeverzierten langen Pfeifen aus Ebenholz oder Elfenbein. Deren Zubereitung — die ja recht mühselig und für den Anfänger sogar aussichtslos ist — wird nicht von der betagten Türschließerin, sondern von sauberen und höflichen jungen Damen vorgenommen. Jetzt ist der „Erfahrene" natürlich völlig im Bild — da tritt, wenn auch raffiniert getarnt und ästhetisiert, und eben deshalb nicht minder ruchlos, das offenkundige Laster zutage. Das ist die Stunde der mahnenden Erinnerungen. Wird doch übereinstimmend berichtet, und zwar von allen Seiten und von unzweifelhaft klugen und ehrlich überzeugten Leuten gesagt und sogar gedruckt, daß Opiumgenuß den Organismus zerrüttet und schließlich zerstört.

Das Rauchen soll zuerst Benommenheit, Rausch und liebliche Wahnvorstellungen hervorrufen, die in völlige Erschlaffung und Störung der physiologischen Abläufe ausmünden und auf die alsbald eine betörende und vernichtende Besessenheit folgt, die sich in wollüstigen Träumen und Halluzinationen auslebt, welche endlich zwischen Opfer und Wirklichkeit jede sittliche Bindung lösen und es in die Arme moralischer Idiotie, körperlichen Ruins und schwerer Verbrechen treiben. Daran erinnert sich der „Erfahrene". Vage klingt noch nach, daß Opium allerdings auch in der Medizin gebraucht wird und günstige schmerzstillende oder stimmungsbessernde Wirkungen ausübt. Aber daran in einer Opiumhöhle zu denken, wäre des Teufels Versuchung. Die zweite Serie von Eindrücken ist nunmehr gesammelt und der „Erfahrene" weiß, was er zu tun hat. Zu Haus wird er es dann erzählen, und schauernd und sehr ernst nehmen die Zuhörer die gründliche und zuverlässige Bestätigung dessen entgegen, was sie infolge ihrer Belesenheit an sich ja auch bereits wußten. Das löst bei beiden Teilen eine tiefe Befriedigung aus, und die Atmosphäre ist von Moral und Wissen derart gesättigt. daß man sie in Würfel schneiden könnte. Trotzdem gehen diese Vorstellungen und distanzierten Erfahrungen teils auf Irrtümer und Verwechslungen zurück, teils sind sie einfach falsch.

Zunächst beruhen viele Schauermärchen, die von der unmittelbaren Wirkung des Opiums in Sonntagsblättchen und Hintertreppenromanen erzählt werden, auf einer Verwechslung mit Haschisch. Dieser im vorderen Orient gerauchte Extrakt einer Hanfpflanze stellt aber etwas durchaus anderes als das aus jungem Mohn gewonnene Opium dar. Unter Haschischintoxikationen hielt schon der Haschischinenfürst, der gefürchtete „Alte vom Berge", seine zukünftigen Gefolgsleute, die die Kreuzfahrer bis nach Europa hinein verfolgen sollten, und die er mit einem Vorgeschmack eines sehr real gebotenen Paradieses betören wollte. Seitdem besteht diese Verwechslung — durch Alter, aber nicht Richtigkeit bemerkenswert. Sie wurde besonders in Frankreich von antikolonialen Kreisen aufgegriffen, denen an der Herabsetzung des Ansehens der Marine- und Kolonialoffiziere lag. Denn letztere rauchen im Fernen Osten oft und gern, wobei allerdings unbegreiflicherweise noch niemand einen ernsten Schaden genommen hat, wie das beispielsweise täglich durch Alkohol geschieht. Weitere interessierte Kreise, auch das Gasthausgewerbe, nahmen diese Ideen aus naheliegenden Gründen auf, und auch heute noch gibt der französische Beamte in Indochina meist nicht gern zu. daß er „raucht". Wahrscheinlich tut es der größere Teil, obwohl es französische Stimmen gibt, die meinen, daß nur ein gewisser Prozentsatz, andere

annamitische, die meinen, daß „alle" rauchen. Jedenfalls wird geraucht, gelegentlich auch von Frauen, und schwere Schäden sind äußerst selten. Sie treten aber gewiß häufiger bei den Annamiten selbst auf. Dem mag Rassenanlage und Rassenstimmung der Mongoliden entgegenkommen. Rassenunterschiede als solche sind in der Opiumwirkung gewiß festzustellen. Aber auch in Annam und China muß man suchen, wenn man die Fälle schwerer Opiomanie studieren will.

69. Der Typus des Opiomanen

Der Typus des Opiomanen tritt also erst bei außergewöhnlich starkem und andauerndem Opiumgenuß auf, d. h. bei ausgesprochener Übertreibung. Letztere ist unzweifelhaft auch von Schädigungen begleitet, und diese können auch schwerwiegend werden. Man sagt allerdings, daß dies auch bei Alkohol vorkommen solle, und wenn man die Zahl derer, die angeblich den Opiumgenuß übertreiben, mit denen vergleicht, die sicher durch Alkohol schwere soziale und gesundheitliche Schäden heraufbeschworen haben, so bemerkt man sofort, daß sich die ersteren in verschwindender Minderzahl befinden. Aber die Hominiden lieben es, von Zeit zu Zeit etwas merkwürdig in ihrer kollektiven Urteilsbildung zu werden, weil das Gemeinschaftsleben sonst zu eintönig abliefe. Und immerhin gibt es ja auch tatsächlich, wenn auch seltener, Opiumtypen, wie es tatsächlich, wenn auch häufiger, Trinkertypen gibt. Zudem können Fälle eintreten, wo Opium — besonders bei Jugendlichen — durch die Gefahr der Gewöhnung bedenklich wird. Allerdings soll die Abgewöhnung — etwa bei zurückkehrenden Kolonialoffizieren — leicht gewesen sein. Doch gibt es auch viele junge Annamiten, die grundsätzlich ein gewohnheitsmäßiges Rauchen ablehnen und verabscheuen, und die nur rauchen, wenn sie eine „nuit blanche" machen, also die Nacht durchfeiern wollen. Und das geschieht auch bei den nicht oft, aber dann meist ungemein ausdauernd feiernden Ostasiaten eben nur sehr selten.

Das Entscheidende ist also die Menge an Opium, die der einzelne Raucher gewohnheitsmäßig beansprucht. Eine Pfeife entspricht einem Kügelchen, von denen ein Fünfgrammdöschen etwa zwölf liefert. Sechs oder acht solche Pfeifen werden niemandem schaden, selbst wenn er sie fast täglich rauchen sollte. Zwanzig oder dreißig aber wären schon ein reichliches Quantum. Das opiomane Gegenstück unseres Quartalsäufers, der weiße Mäuse sieht, nimmt aber 100—150 Pfeifen täglich, und dann setzt in der Tat mit Appetitlosigkeit und Apathie ein körperlicher Verfall und — da die Droge dann auch teuer wird — sehr oft ein Ruin von Vermögen und Familie ein. Es liegt auf der Hand, daß nur sehr wenige Annamiten bis in dieses Stadium kommen, und normale — d. h. an sich nicht süchtige — Europäer wohl so gut wie nie. Nur bei solchen schweren Fällen aber zeigt sich die kennzeichnende Veränderung von Aussehen und Verhalten, die wir als den Pathotypus des Opiomanen bezeichneten.

Bei diesem Opiumtypus, also bei den seltenen hochintoxikativen Formen, ist die Abmagerung am auffälligsten, die zuerst das Fettgewebe, in späteren Stadien aber auch die Muskelsubstanz betrifft. Besonders die Muskulatur an den Beinen pflegt — bei normal erhaltenen Reflexen — schon früh abzuneh-



Abb. 89. Der Typus des Opiumrauchers (phot. v. E.)

men, was einen charakteristisch langsamen und matten Gang hervorruft. Im Zusammenhang mit Verstopfung treten leichte Gelbsucht und Hautausschläge besonders in der Nasengegend auf. Die Haut wird trocken, die Stimme belegt, und in den schwersten Stadien werden die Schleimhäute zyanotisch und an die Stelle der Verstopfungen treten Dysenterien. Während mäßiges Rauchen zu einer Aktivierung aller physischen und zerebralen Kräfte führt, hat habitueller Massengenuß eine Verringerung vor allem des Willens, dann aber auch des logischen Denkens und der natürlichen Hemmungen zur Folge. Diese führen aber schon infolge der allgemeinen zufriedenheitsgetragenen Apathie nicht zu spontanen oder gar geplanten Verbrechen. Infolge der erhöhten Reizbarkeit der Sinne und besonders des Gehörsinns sucht der notorische Raucher vielmehr Ruhe und Behaglichkeit, ja Abgeschlossenheit. Die Schlaflosigkeit nach dem Opiumgenuß wird immer wieder durch Schlaf ausgeglichen, und die Träume sind dann — oder selbst in den Stadien der Benommenheit nach unmäßigem Genuß — keineswegs abnorm, sondern bewegen sich in der üblichen Interessensphäre des Süchtigen, wobei sie sich allerdings durch Lebendigkeit und Heiterkeit auszeichnen. Der Gesichtsausdruck des blassen Opiumsüchtigen ist (vom schwersten Stadium der Apathie abgesehen) daher auch ruhig und heiter, und die Augen mit der leicht erweiterten Pupille scheinen still und zufrieden in die Ferne zu schauen. Den Typus eines starken Opiumrauchers aus Hué zeigt die Abb. 89, bei dem Abmagerung und Ausdruck durchaus kennzeichnend sind.

Worin besteht nun die Wirkung des Opiums in Wirklichkeit, die Wirkung eines mäßigen und nicht pathologisch extremen Opiumgenusses, wenn schon all die schönen wollüstigen Träume nur in den Hirnen ahnungsloser Moralwetterer ihr Unwesen treiben? Man kann das mit einem Satz sagen: in der Steigerung und im harmonischen Ausgleich der ganzen Persönlichkeit. Man fühlt sich klarer, frischer und energischer, und in diesem Stadium einer leichten Euphorie verfliegen Arbeitsunlust, Niedergeschlagenheit und Mattigkeit. Die Welt erscheint harmonisch und erfreulich (was sie bekanntlich keineswegs immer ist), die Stimmung zufrieden und zuversichtlich, die Gedanken sind geordnet und klar, beschwingt die Gespräche. Es findet also vor allem ein leichter Reiz auf die Hirnnerven, aber dann auf das Nervensystem überhaupt statt, die diese Gefühle der Frische, der Heiterkeit und des Wohlbefindens erzeugen. Es fehlt völlig die Müdigkeit oder gar die Streitsucht, wie sie mit Alkohol gelegentlich verbunden sind, oder die Erregtheit und enorme Intensivierung nach Haschischgenuß, und es fehlen auch Katzenjammer oder irgendwelche sonstigen unerquicklichen Nachwirkungen.

Man mag nach dem Abendessen ein wenig rauchen, vielleicht vier oder fünf Pfeifen, besucht ein endloses Eingeborenentheater, macht mit Bekannten noch eine nächtliche Flußpartie mit oder ohne Mondschein, ißt oder trinkt ein wenig zwischendurch, besucht in den Morgenstunden noch einen Freund

und setzt sich dann bis zum Mittag so frisch und ausgeglichen an die Arbeit, als ob man die ganze Nacht durch geschlafen hätte. Der Schlaf wird bei Gelegenheit nachgeholt. Das schildere ich nicht, weil irgendein „Erfahrener" mir davon erzählte oder ich es sehr genau beobachtet habe, sondern weil ich mir aus meinem vierten Lebensjahr die für den wissenschaftlichen Forschungsreisenden gute und nützliche Eigenschaft bewahrte, alles selbst zu untersuchen. Und jeder, der ebenso handelte, wird zugeben, daß das Gefühl körperlicher, seelischer und geistiger Frische, das mäßigem Opiumgenuß folgt, alles andere als lasterhaft oder verbrecherisch ist. Jeder aufgeschlossene Tropenarzt wird auch zugeben müssen, daß mäßiger Opiumgenuß gegen Malaria und Dysenterie vorbeugend wirkt, was ja auch die Eingeborenen schon längst wissen, und daß Sonne, Hitze und körperliche Anstrengungen bei vorsichtigem Opiumgenuß spielend überwunden werden können.

Die Gefahr liegt im Übermaß. Das ist verhältnismäßig selten, aber dann auch gewiß ernst zu nehmen. Vielleicht wirklich so ernst wie beim Alkoholgenuß. Denn die Schäden bei übermäßigem Alkoholgenuß sind grob-augenfällig, diejenigen des Opiums wirken nur sehr langsam und im Laufe von Jahren und Jahrzehnten. Um so besser und richtiger wird es also sein, sich grundsätzlich jedem dieser trügerischen Lebensverschönerer gegenüber ein gesundes Mißtrauen zu bewahren.

70. Rassenpsychologische Randbemerkungen

Starker Opiumgenuß, starke Süchtigkeit jeder Art überhaupt, muß selbstverständlich nicht nur die körperliche Erscheinung, sondern auch die seelische Struktur eines Individuums verschieben, da die innersten Lebensregulatoren, nämlich Nervensystem und Hormonsystem, betroffen sind. Diese Verschiebungen der Struktur des Charakters eines Individuums sind aber bei Europiden und Mongoliden sowohl nach Ansprechbarkeit wie Form und Ausmaß zweifellos verschieden. Es fragt sich, worin diese rassenbedingten Verschiedenheiten der seelischen Struktur und damit der Haltung und Verhaltung von Individuen und ganzen Völkern eigentlich begründet sind.

Weit mehr als in der anatomischen Anthropologie muß man sich dabei zunächst klar werden, wieweit psychologische Erscheinungen überhaupt als rassisch und erblich anzusehen oder wieweit sie nur durch vorübergehende äußere Bewirkungen verursacht worden sind — also sagen wir durch Opium oder andere äußere Einflüsse. Stärker noch muß natürlich die „normale" Lebensweise an sich wirken, die durch Sitte, Überlieferung und Zeitgeist nach ganz bestimmten Richtungen hin „normiert" wird. Auch ist in der Körperkunde das eine vom andern, nämlich das Erbstreben als solches von seiner zeitwechselnden Strebensnormierung, meist leicht zu trennen. Ganz anders in der Seelenkunde. Denn es ist sicher, daß mit den uns so geläufigen Worten und Eigenschaften wie Geiz, Edelmut, Feigheit oder Güte keineswegs erbliche Anlagen von Eigenschaften als solchen, sondern nur die Kombinationen erblicher Angelegtheiten der allerverschiedensten Art vorliegen. Das ist zwar auch bei den anatomischen Elementen z. B. der Nase der Fall, aber hier sind die großen proportionalen Züge leicht durch Messung oder Beobachtung zu fassen, und sie bleiben auch dauernd greifbar und sichtbar. Die Grundzüge eines Charakters dagegen liegen keineswegs ohne weiteres und greifbar vor, sondern müssen stets erst durch eine Situation aktiviert werden. Es handelt sich also gar nicht um gegebene Eigenschaften wie im Körperlichen, son-

dern vielmehr nur um Möglichkeiten oder Angelegtheiten, die immer wieder von neuem geweckt und aktiviert werden müssen. Der Körper ist immer da, sein Verhalten muß erst hervorgerufen werden, der Leib hat Eigenschaften, die Seele nur Dispositionen. Was sich dann beim lebenden Menschen äußert, ist also ein Ergebnis 1. der erblichen Struktur und 2. ihrer äußeren Formung nebst der augenblicklichen Lage zusammen. Wir haben also mit zwei verschiedenen Gruppen von seelischen Angelegtheiten zu rechnen: den Grundangelegtheiten und den Folgeeigenschaften, die aus a) mehreren und sicher sehr verschiedenen erblichen Angelegtheiten und b) äußeren Reizwirkungen heraus gleiche oder ähnliche Verhaltensweisen bilden. Die echten Rasseneigenschaften sind nur die Grundangelegtheiten.

Auf beide, die Grund- wie Folgeeigenschaften, muß nun die jeweilige Situation und Lebenslage erst auslösend oder weckend wirken. Sie kann aber, besonders als Dauersituation, wie sie in der Stimmung, den Idealen und dem Schicksal eines Volkes liegen, auch einschläfernd, verstärkend oder umbildend wirken. Lebenslage, Kulturkreis und Zeitgeist haben also einen aktiven Anteil an der Verwirklichung seelischer Möglichkeiten, und der ewige innere Abwechslungstrieb der Menschen erst recht. Diese, wie man sagen könnte, Wirkungswecker und die Grundangelegtheiten zusammen bedingen dann einen „Volkscharakter". Diesen können wir beobachten, erleben, fühlen und zergliedern. Aber durch ihn hindurch müssen und wollen wir zu dem eigentlich Wesentlichen, den Grundangelegtheiten, dem dauernden inneren Strom der Rasse vordringen.

So müssen also alle psychologischen Beobachtungen zunächst am Einzelindividuum aus einem Volke ansetzen und seine Dispositionen zu erfassen trachten, dann aus dem Durchschnitt von Art und Bevorzugung bei den einzelnen Individuen den Volkscharakter als solchen zu fugen und formen suchen und schließlich die dauernden echten Rasseneigenschaften herauszuschälen trachten. Das ist gewiß nicht leicht. Denn ganz abgesehen von dem flüchtigen Gegenstand, der erfaßt und zergliedert werden soll, hängt die Art der Erfassung in beträchtlichem Maße auch vom Beobachter selbst ab. Dessen Stimmung und Begabung sowohl in intellektueller als weit mehr noch in gefühlsmäßiger Ansprechbarkeit können oft entscheidend werden und zudem bewußt oder unbewußt von wählender Zu- oder Abneigung begleitet sein. Auf der anderen Seite erfassen die weniger ichgebundenen nüchternen Tests, Prüfungen und Fragebögen meistens nur einzelne Eigenschaften oder Seiten, und nur Einzelsituationen, und versprechen auf Forschungsreisen nur dann Erfolg, wenn sie systematisch ausgeführt werden. So müssen sich bei einer lebensvollen und lebensnahen Rassenpsychologie also subjektives Beobachten und Wägen mit objektiven Prüfungen und Fragetechnik zielstrebig verbinden und ergänzen. Damit könnte man auch heute schon eine diskutable, vielleicht sogar schon eine solide Basis gewinnen. Aber rassen- und völkerpsychologische Forschungsreisen in diesem Sinne, nämlich im Sinne einer ganzheitlichen Menschforschung, sind bisher noch nie unternommen worden.

Diese Gedanken mußten mich notwendigerweise gerade in Annam beschäftigen, wo sich nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen Unterschiede zwischen den besuchten Völkern und den Europäern dauernd geradezu aufdrängten. Zudem liegen Wesen und Charakter gerade der Annamiten dem Europäer verhältnismäßig fern, ohne daß man sich bisher um Art und Grad dieser Verschiedenheit sonderlich gekümmert hätte. Völker- und Rassenpsychologie stecken im abendländischen Wissenschaftskreis immer noch in einem aschelbrödelhaften Anfangstadium. Als ob von dem Verhalten eines Volkes nicht sein Schicksal, sein Wesen und innerer Wert, ja im eigentlichsten und wahrsten Sinne überhaupt sein ganzes Menschsein abhinge! Aber was kennen wir beispielsweise von der Psychologie der Annamiten? Ein paar Oberfläch-

lichkeiten von Reisenden, einige Eindrücke von schriftstellernden Beamten, ein paar Gemeinplätze, vielfach gedankenlos, oft sogar geradezu verständnislos, die manchmal noch aus der Portugiesenzeit her sich als stehendes Urteil in einem allzu flach und seicht gebliebenen Winkel unseres sonst so hohen europäischen Geisteslebens erhalten haben. Da gibt es auch das Büchlein von Giran, von dem Exzellenz Pham Quinh, der Hofmarschall, mir sagte, es werde dem annamitischen Volke nicht gerecht. Es ist sogar ein ausgesprochen ungerechtes Buch, voll von unbewiesenen und subjektiven Verallgemeinerungen, die alle nach der negativen, ablehnenden, bösen Seite gehen, ein krasses Beispiel dafür, wie Psychologie nicht getrieben werden kann — und darf.

Gewiß besteht für den Europäer immer die Schwierigkeit der Sprache. Dazu tritt die durch Veranlagung wie konfuzianische Ethik gleicherweise bedingte Verhangenheit des Annamiten, die dem Europäer so schwer verständlich ist, weil er die ethnisch-psychologischen Hintergründe nicht sucht, oft auch gar nicht die Zeit dazu hat. „Ein Annamit wird nie sagen, was er wirklich denkt", meinte einmal ein junger gebildeter Annamite zu mir. Der Annamit denkt aber auch ganz anders, reagiert vielfach ganz anders, als der Europäer es erwartet, und hängt zudem diesen dichten Schleier vor seine Seele — wenigstens bei bestimmten Anlässen und Lagen. Dann fühlt sich der Europäer ungemütlich, spricht nicht nur von Undurchsichtigkeit, sondern sehr oft von Verschlagenheit. Bei den Beamten in Indochina ist das überhaupt stehendes Urteil, besonders natürlich in den nichtannamitischen Gebieten, wo gleichzeitig Annamiten leben, also in Kambodscha und Laos. Denn die stärker weddiden Gruppen werden durchweg leichter und besser verstanden und in ihrer kindlich-heiteren Offenheit und primitiv-naiven Unbeschwertheit gar nicht so selten geradezu angeschwärmt. Alle Beamten stimmen zudem darin überein, daß es in Zentralafrika — wo sehr viele von ihnen vorher stationiert waren — so viel schöner und angenehmer war, trotz Einsamkeit, Wüste und gewaltiger Hitze. Ursache: der Mensch, der offene, willige, gutherzige Neger. Nur wenige sind mit der Versetzung zufrieden. Das gilt vom kleinen Garde Principale bis zu den höchsten Staatsfunktionären. Und doch ist nicht nur Indochina als Land schön, sondern auch seine Bevölkerung ungewöhnlich interessant, oft liebenswert und gewiß immer verstehenswert. Aber das Verstehen ist für den Europäer schwer.

Auch die Geschichte hat sehr bestimmte und erkennbare äußere Einflüsse auf die annamitische Psyche ausgeübt. Sie hat gewisse vorhandene Eigenschaften — besser: Angelegtheiten, Dispositionen — geweckt und ausgebildet und andere zurückgedrängt, hat das rassische Gefüge zwar nicht verändert, wohl aber Wirkungsfeld und Aktionskegel umgestellt. Wir sehen die Rassenseele aber nur durch die gebrochenen Strahlen einer solchen historischen Linse, die übertreibt, verengt oder verbreitert und verzerrt, wie ein Hohl- oder Konvexspiegel die körperliche Form, die auch immer sich gleich bleibt, täuschend verzieht und aus dick dünn macht. Dem entgeht keine Zeit, kein Volk und keine Rassengruppe, auch nicht die Annamiten. Jahrhunderte mußte bei ihnen der Bauer und Bürger jeden kleinsten Wohlstand vor seinen eigenen Mandarinen verbergen. Jahrhundertelang war auch die Frau abgeschlossen und unterdrückt, und war der Kaiser schrankenlos allmächtig — und grausam. Man kann als moderner Europäer kaum ahnen, was der Druck unablässiger Abhängigkeit und Angst vor den gewaltigen und gewalttätigen Mandarinen und ihrer will-

kürlichen Rechtshandhabung bedeutete. Sie griffen dauernd ins Leben ein und bestimmten alles Handeln, Planen und Fühlen. Die öffentliche Gewalt lag in der Hand einer ganz kleinen Schicht, deren tragender und entscheidender sozialpsychologischer Typus geradezu der Sprangerschen Typologie entnommen sein konnte. Dieser Herrenschicht aus historischer Oberklasse und psychotypischer Auslese gleichzeitig galt nur das Selbst und die Befriedigung seiner materiellen und seelischen Neigungen, Volk und Volksgemeinschaft aber nichts. Ich habe in China noch die unmittelbaren Auswirkungen eines derartigen sozialen Aufbaus sehen können, wenn ich das Verhalten der Besucher der großen Yamens im entlegenen Innern beobachtete, und Annam ist ja in kulturpsychologischer Hinsicht ein Annex zu China, wenn auch heute schon auf so viel höherer Zivilisationsstufe und in einer so viel glücklicheren Lage. Das unablässige Eingestelltsein auf Verbergen mußte das ganze psychische Gefüge säkular umschichten.

Doch nicht nur der Besitz mußte verborgen werden, auch die Pläne, Hoffnungen und Neigungen und Empfindlichkeiten. Wie empfindlich ist aber der Annamite! Er teilt diese Eigenschaft mit dem Inder, Kambodschaner oder anderen Südvölkern, aber er zeigt sie noch viel weniger. Unbewegt bleibt das Gesicht — vielleicht werden die Augen ein wenig starr. Man glaubt kein Gefühl und keine Seele zu sehen — was ja oft genug den Annamiten vorgeworfen wird — und plötzlich bricht es auf, ganz unvermutet, der Wunsch oder Plan, die Entschuldigung oder Erklärung. Aber die Triebfedern dafür sind wiederum ganz und gar nicht immer seelischerblicher Art, sondern oft nur traditionelle oder konfuzianische Sittenlehre, die, so wenig sie dem Europäer liegt und bekannt ist, doch dem innersten Wesen der Ostasiaten entspringt und von Kindheit an mit allem Denken und Handeln verwurzelt und verbunden ist. So nimmt der Europäer oft für Herzlosigkeit, was Sittenstrenge ist, für Herzlichkeit, was der Routine entspringt, oder für Sittenlosigkeit, was Gemüt oder Gehorsam ist.

Es geht also nicht ohne Kenntnis der Sozialgeschichte, Religion und Philosophie, und wenn es auch nur die Volksphilosophie, die abgeschliffene und abgegriffene Überlieferung der Generationen ist, die sich damit selbst formten und einfügten in das große Ganze und das Muß der Zeit. Dann werden Eigenschaften verdrängt, müssen andere gepflegt und gelobt werden, und aus Wesen und Wollen zusammen erst entspringt die typische Handlung. Kalt, dumpf und undurchsichtig erscheinen eben noch die Gesichter, aber wenn die sozialen und inneren Hemmungen fallen, sind sie mit verblüffender Schnelligkeit verändert und leuchten im Frohsinn, in einer spielerischen, kindlichen, hemmungslosen Heiterkeit. Man wird bei lustigen annamitischen Kindern geradezu an Kätzchen erinnert, natürlich auch wegen der Tonhöhe der Sprache. Annamitinnen miauen wirklich oft wie kleine Katzen, die Chinesinnen zwitschern. Die annamitische Heiterkeit ist aber keineswegs ohne Geist. Es wäre sehr kurzsichtig, die Annamiten als geistlos zu bezeichnen, vielleicht deshalb, weil ihnen abstraktes und idealistisches Denken und Initiative wenig liegen. Dafür besitzen sie einen klaren Tatsachensinn und eine ungemein rasche Auffassungsgabe, die wahrscheinlich rascher als bei der gleichen europäischen Sozialschicht arbeitet, und sind durchaus intelligent. Der Geist kann sogar oft ätzend, spottend, ja höhnisch werden und bis zur Boshaftigkeit gehen. Der junge Annamit wirkt daher mitunter bodenlos frech. Das wird natürlich durch die jetzt sich verbreitende Halb-

kultur, eine halbverstandene europäische Erziehung oder Nacheiferung, noch unterstrichen, wurde früher von Servilität zugedeckt. Auch Sticheleien, Neckereien und Zweideutigkeiten sind höchst beliebt. Der annamitische Geist ist also durchaus wendig.

Eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe und ein vorzügliches Gedächtnis führen auch zu einer bemerkenswerten Nachahmungsfähigkeit. Die Gewecktheit, Anpassungsfähigkeit, Geduld, und dann der Nachahmungstrieb, lassen die Annamiten auch zu den brauchbaren Dienern und Beamten werden, als die sie in der ganzen Kolonie geschätzt sind. Aber auch für die Zukunft weckt die Nachahmungsfähigkeit und die ausgesprochene Begabung für technische Dinge — sie sind glänzende Chauffeure und recht brauchbare Mechaniker — allerhand Perspektiven, denn auch die Japaner sind durch ihre Nachahmungsgabe zu einem äußeren zivilisatorischen Aufstieg geführt worden, dem immer mehr ein innerer kultureller Gewinn zu entsprechen beginnt.

71. Von der Seele der Annamiten

Sind nun Empfindlichkeit, Frechheit, Heiterkeit, Geist und Verhangenheit, sind solche häufigen und auffallenden Verhaltensweisen aus wirklichen rassischen Grundangelegtheiten entstanden? Empfindlichkeit und Verhangenheit gewiß. Beim Geist kommt es nicht so sehr auf die Stärke als auf die Ausdrucksart an. Ist dann Frechheit Rasseneigenart? Sie ist oft genug nur die Kehrseite, nur die Überkompensierung einer inneren Unsicherheit, die sich um so stärker bemerkbar macht, als sich daneben ein beträchtlicher Hochmut bei allem findet, was gelb ist. Viel eher ist also jene Spottsucht des annamitischen Geistes, die dem Franzosen natürlich durchaus liegt und unmittelbar verständlich ist, ein erbliches Merkmal. Ebenso die Heiterkeit, erst recht die Grausamkeit, eine kindliche Grausamkeit, die in ihrem Egoismus allenfalls noch den Schmerz der eigenen Familienmitglieder beachtet, aber außerhalb derselben ein Mitleid nicht kennt, der der Schmerz anderer nur Anlaß zu Gelächter und Spott ist. Oder wurde das Mitleid nur nicht geweckt — die annamitische weibliche Psyche ist doch sonst so zart? Aber man kann es auch von annamitischen Dienern nicht erreichen, von der Gewohnheit abzulassen, die Hühner lebend zu rupfen. Es ist eine ganz unbewußte und eben dadurch so kindhaft wirkende Grausamkeit.

Diese Kindhaftigkeit, die zweifellos eine echte Grundangelegtheit des annamitischen Charakters ist und völlig mit der somatischen Primitivität hier wie bei anderen somatisch primitiven Rassen Hand in Hand geht, äußert sich auch in noch vielen anderen Zügen. Sie wirken wirklich oft sehr kindlich, diese Annamiten, wenn auch noch nicht kindisch, wie manchmal Chinesen. Da ist beispielsweise die brennende Neugierde an allen persönlichen Dingen, das spielerische Vergnügen an den beweglichen und bunten Gegenständen im engeren Blickradius und mit heiteren und abwechslungsreichen Beziehungen zum eigenen zentralgestellten Ich. Wenn man einer Familie etwa Porträtphotos bringt, dann ist alle konfuzianische Verhangenheit verloren und vergessen und alle Welt kommt herbeigestürmt. Da gibt es auch gar kein Verbergen, denn das ist Schutz oder Sitte. Darin äußert sich nur kindliche Neugier und Freude.

Aus der Kindlichkeit leitet sich zum Teil dann auch die außerordentliche Kinderliebe ab, die für die Annamiten wie für viele Südvölker so kennzeichnend ist. Die innere Entfernung von Kind zu Erwachsenem scheint geringer als bei progressiveren Rassen, beide Partner sind spielerischer, heiterer, unbedenklicher, die glitzernde Nähe alles, die abstrakte Ferne gleichgültig, das Ich einziger Wertmesser. Was wird diesen kleinen altklugen, bedächtigen Püppchen alles aufgehängt, was mit ihnen angestellt vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Nichts ist den Eltern zu viel. Eine allzu energische Abwehr, etwa eine Ohrfeige für ein aufsässiges Bürschchen, käme in stillem Dorf oder stiller Gasse dem Platzen einer Bombe gleich. Dann könnte sich der Gemeinsinn regen, der sonst so gering entwickelt ist und auch in Fragen sozialer und kommunaler Art durchaus an der Grenze des Dorfes endet. Denn Idealismus gibt es nicht, alle Zuneigung ist dem engsten Familienkreis gewidmet, wozu ein unbeschränkter Respekt dem Familienoberhaupt gegenüber tritt. In dessen Hand sammelte sich bis vor kurzem noch eine Macht, die bis zum Verkauf von Kindern und Frauen gehen konnte, aber praktisch nur bei letzteren und auch da nur selten und bei wirklichen Vergehen zum Ausdruck kam.

Rückhaltloser Gehorsam und tiefster Respekt gegen das Familienoberhaupt sind noch heute unabdingbare Voraussetzungen für jeden anständigen Annamiten, der sie nicht zu brechen wagen würde, ja wagen dürfte, ohne aus der Gesellschaft, aus dem Dorf, das seine Welt ist, ausgestoßen zu werden. Diese Vorstellungen wurzeln natürlich im Ahnenkult, und so ehrt der Sohn den Vater noch weit über das Grab hinaus, wie er selbst erwartet, daß seine fernen Urenkel noch die Räucherstäbchen vor Grab und Ahnentafel abbrennen werden, damit seine Seele Ruhe findet. Und sie tun das auch, denn nicht nur Respekt, sondern auch Geisterglaube, ja ihr ungeheuer großer, tief verwurzelter Aberglaube, halten sie noch viel dringlicher dazu an als die öffentliche Meinung. Und so sind die Annamiten auch ungemein fruchtbar. Kinder verlangt der Ahnenkult, Kinder sind dem Bauern Hilfe, und Kinder gibt es in überquellenden Mengen im ganzen bäuerlichen ahnenverehrenden Osten der gelben Rasse. Damit erobern sich die Annamiten, die zum typischen Kolonialvolk wurden, immer neuen Boden, damit erobert sich überhaupt die gelbe Rasse den Erdball, langsam, zäh und sicher.

72. Verwandtschaften und Wandlungen

Es sind also Respekt und Furcht, die weitgehend an die Stelle von Liebe und Güte treten. Wo wir sie erwarten, steht Gleichgültigkeit. Aber Altruismus und Güte können auch neben dem krassen Materialismus und der ausgesprochenen Ichbezogenheit des Annamiten schwer hochkommen. Letztere sind zwar nicht ganz so stark wie bei den Chinesen ausgeprägt, aber doch noch durchaus auffällige Züge. Von den Chinesen wurde ja auch die streng patriarchalische Familienform mit ihrem Ahnenkult und Egoismus übernommen bzw. mitgebracht. Wie in China, so gilt auch hier, wenn überhaupt etwas über die eigene Sippe hinaus gilt, nur das eigene Land. Nur Annam ist ein gutes Land, nur die Annamiten sind erträgliche, sind richtige Menschen. Immerhin ist das eine Auffassung, die für alle Kulturkreise bzw. Länder mit bescheidenem Horizont gilt, und über die Haltung der Chinesen hinaus hat sie auch

zu einem wirklichen Patriotismus geführt, der sich schon in ihrer ältesten Geschichte so schlagend zeigte und unsinid wirkt. Die Tai haben durch Gemeinschaftswillen erobert, die Siniden dringen durch ihre Masse vor. Selbst verdrängte und kolonisierende rassisch-sinide Gruppen, wie die Miau und Man, kennen keinen Gemeinschaftsidealismus.

Recht ähnlich tritt aber wieder bei Annamiten wie Chinesen eine gewisse Furchtsamkeit auf, doch wieder nur nach Auffälligkeit, nicht Grad. Denn sie ist in Annam weniger ausgeprägt als in China, wo es schlicht und offen im Sprichwort heißt: Von allen 36 Möglichkeiten ist Fortlaufen die beste. Auch geht die annamitische Heiterkeit nie bis zur Albernheit, der kleinliche Hochmut nicht bis zum Fremdenhaß, die Eingebildetheit nicht bis zur Kränkung. Umgekehrt erscheint aber auch die bemerkenswerte chinesische Ehrlichkeit recht abgeschwächt. Lügenhaftigkeit darf sogar als ein typischer Zug der Annamiten gelten, ein kindliches Drauflosligen aus dem Streben nach kleinsten persönlichen Vorteilen und aus der Freude an unklaren, möglichkeitsgeladenen Situationen und fließenden Zuständen. Nur das Leben nicht zu ernst nehmen, nur nicht sich beunruhigen, nur nicht um jemand anderen willen die eigene Lässigkeit behelligen. Daraus folgt natürlich eine sehr große Unzuverlässigkeit überall da, wo nicht ein Vorteil winkt oder der Wille bewußt für eine Pflicht eingesetzt wird. Eine Abmachung, ein Versprechen, eine Zusage gelten an sich nur wenig, und ich habe mich immer gern davon überraschen lassen, wenn sie doch innegehalten wurden. Aber das gilt für den ganzen Süden und Osten.

Soviel von Geist und Gemüt der Annamiten, und zwar, wohlgemerkt, nur in Randbemerkungen. Es muß auch schon dabei auffallen, wie oft sich Züge der annamitischen Volkspsychologie gerade an China anlehnen und wie hier wie da gleiche Verhaltensweisen ins Auge springen. Aber ihre Stärke ist verschieden. China erscheint immer stärker ausgeprägt, schärfer umrissen, geschlossener, eigenartiger. Annam ist immer abgeschwächt, verändert, beeinflußt, sei es in positiver, sei es in negativer Hinsicht. Das deutet in ganz bestimmte Richtung. Es zeigt sich auch in Geist und Gefühl, die wir streiften, genau wie im Wollen, bei den Neigungen und Trieben, zu denen noch einiges gesagt sei.

Gewiß ist der Annamite arbeitssam und fleißig, ist durchaus regsam, aber nicht sparsam. Der Chinese spart emsig, der Annamite läßt die Arbeit einfach liegen, wenn er erst mal Geld für einige Zeit in der Hand hat. Wie das an die Laoten und Kambodschaner erinnert! Es wird auch Mangel an Ausdauer dem Annamiten vorgeworfen. Mit Begeisterung wird etwas aufgegriffen und bald wieder lächelnd hingeworfen. Die bohrende Zähigkeit des Chinesen ist gebrochen. Die glückselige Lässigkeit der Weddiden und Weddid-Palämongoliden beteiligt sich. Eine harte Energie kennt der Annamite nicht, soll nicht einmal ein Wort für unseren Begriff Energie besitzen. Dabei wird ihm niemand die Fähigkeit zu kurzfristiger Willensballung absprechen, aber Zähigkeit und Härte fehlen. Und die Weichheit ist nicht die gepflegte und gebildete Sanftmut, die innere zufriedene Ausgeglichenheit des Chinesen, sondern weit mehr die sonnige Lässigkeit der heiteren naiven Weddiden.

Von dieser Seite aus läßt sich auch verstehen, daß den Annamiten oft mangelnder Sinn für Schönheit und Bequemlichkeit vorgeworfen wurde. An sich ist der Sinn für Schönheit gewiß vorhanden. Die Silberarbeiten und Stickereien

von Hanoi, die Elfenbeinschnitzereien von Hué und der Bronzeguß der Paläste zeugen gewiß von Schönheitssinn, und in der Porträtkunst, die so recht eine annamitische Gabe ist, verbindet sich mit Geschick und Geschmack die immer wache Bewunderung für weiblichen Charme. Aber in einem annamitischen Haus merkt man in der Tat weder von Schönheit noch Gemütlichkeit etwas. Beim Bauern erklärt die unglaubliche Armut vieles, bei den Begüterten scheint aber wirklich für Bequemlichkeit oder Gemütlichkeit kein Sinn vorhanden zu sein. Diese harten, glatten Bretterbetten, diese steifen, eckigen, holzharten sog. Kissen, diese kahlen, nüchternen, eckigen Räume entspringen nur krassem Zweckempfinden und einer wahrhaft beneidenswerten Bedürfnislosigkeit. Und das ist schließlich doch ein gewisser Vorzug, einer der Eintrittsscheine in das Land des Glücks. Aber man sollte nicht werten, vor allem nicht vom europäischen Standpunkt. Hier gelten höchste Bedürfnisse und Ansprüche als Zivilisation und Zivilisation als Glück. Der Osten sucht das Glück im Bescheiden, in der Freude an den kleinen Dingen, im Nutzen aller Möglichkeiten. Wieder ist China darin groß und Annam folgt. Auch dort das Streben nach konfuzianischem Glück in Familie, Gesittung, bescheidenem Glück in Dürftigkeit und selbst Unterdrückung. Das alles also will von ganz anderem Gesichtspunkt aus gesehen werden, als unsere heutige europäische Ethik und Zielsetzung es will.

Sicher ist auch Fleiß im Konfuzianismus gewertet, aber Fleiß um des materiellen Vorteils des eigenen Selbst oder der Familie wegen. Keineswegs kennt der durchschnittliche Ostasiate die Arbeit als Vergnügen, als Freude am Schaffen, an zweckvoller, nützlicher Betätigung als solcher. Das bleibt dem rastlosen, harten, unruhigen Europäer vorbehalten. Hier äußern sich gewiß Verschiedenheiten der Grundangelegtheiten. Aber man darf nicht vergessen, daß gerade unsere Zeit Arbeit und Idealismus so hoch hält, weil sie sie als gemeinnützig erkannt und anerkannt hat. Es kommt sehr darauf an, welche Züge eine Zeit herausstellt, ja heraussiebt, welche Eigenschaften im Gemeinschaftsleben dominieren sollen und dürfen. Die anderen sind trotzdem da.

Es scheint, daß das Streben nach Ausgeglichenheit und Sanftmut, das den Kindern und besonders den Mädchen eingehämmert wird und zudem als Anlage vorhanden ist, der Prozeßwut und auch den häufigen Zänkereien widerspricht, die wir oben von den Marktweibern von Hué erwähnten. Aber nicht nur auf dem Markt, auch in der Stille der Dörfer und dem Wimmeln der Stadthäuser geraten sich die Frauen gar nicht so selten in höchst eindrucksvoller Weise in ihre langen schwarzen Haare. Gegensätzliche Eigenschaften widersprechen sich keineswegs. Seelische Eigenschaften schließen sich nie aus, da sie ja stets situationsbedingt sind, und gerade im Wechseln und Abwechseln der verschiedenen Eigenschaften liegen die Buntheit und das Farbenspiel des Charakters. Auch der sanftmütige, ausgeglichene, gleichgültige Chinese kann bei bestimmten ungefährlichen Anlässen eine unglaubliche Behendigkeit und Wortgewandtheit zeigen. Auch gegen infernalischen Lärm scheint er völlig unempfindlich zu sein, ebenso — bei aller seiner Liebe zu fleckenlosen Seidenstoffen, alten edelgeformten Bronzegefäßen und goldenen Sittensprüchen auf schwarzen Lacktafeln — für den gräßlichsten Schmutz in seiner näheren häuslichen Umgebung. Die europäische Reinlichkeit ist ihm nur lächerliche Angst — Angst vor Krankheitsgeistern. Und wenn der Europäer sich so viel wäscht,

so ist das eben nötig, weil er sonst noch mehr stänke. Gerade dieser — von uns aus gesehen — Mangel an Reinlichkeit wird ebenso dem Annamiten vorgeworfen.

Aber auch hier ist ein Unterschied, nämlich eine deutliche Milderung zu merken. Man darf nur nicht an die immer badenden und auf glatten Matten oder Bambusgestängen lebenden Laoten oder Kambodschaner denken. Bei diesen besteht allerdings ein sehr starker Sauberkeitssinn, mehr als beim Europäer, hier auch eine Gutmütigkeit, ja träumerische Sentimentalität und selige Naivität und Gutgläubigkeit, wie sie der Europäer gleichfalls nicht besitzt. Von all diesen milden und mystischen, dem heiteren, lässigen, dem gutgläubig offenherzigen Leben und Lebenlassen der Weddid-Palämongoliden hat auch der Annamite einen kleinen Einschuß. Er mildert bald diese, bald jene echtsinide Eigenheit und bedingt dadurch eigene Proportionen und ein eigenes seelisches Gefüge.

So sehen wir sehr deutlich, daß die seelische Struktur der Annamiten in rassischer Hinsicht durchaus ein ähnliches Bild wie ihre körperliche Proportioniertheit zeigt, und zwar sowohl hinsichtlich des Rassentypus wie der Entwicklungsschicht. Hier wie da ist das Zurückführen auf eine sehr starke rassische Komponente des Südsinidentums möglich. Wieder geht das auch mit Geschichte und Sprachforschung Hand in Hand, wieder aber sind die Einflüsse nicht überall gleich stark. Im Sprachlichen scheint sich von der palämongolid-weddiden Vorbevölkerung noch am meisten erhalten zu haben, im Körperlichen überwiegt das südsinide Element, im Seelischen und Seelisch-Geistigen erst recht. Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß China immer als Lehrmeister gegolten hat, und daß sich hier Anlage und Lehre zusammengefunden haben, um eine geistige, sittliche und ästhetische Haltung zu schaffen, die sich ganz in den Kreis der chinesischen Kulturausstrahlungen einfügt. Das alles aber ruft nach systematischer zielbewußter Bearbeitung, die die drei indochinesischen Rassenblocks in die biologische Wirkungskette von Indien nach China lebendig einfügt.

73. Chinesische Kulturausstrahlungen

Einen Besuch des Palastes und der Kaisergräber kann man sich bei einem Aufenthalt in Hué nicht entgehen lassen. Ihre Bedeutung liegt natürlich in erster Linie auf kulturgeschichtlichem und künstlerischem Gebiet. Aber auch in völkerpsychologischer Hinsicht ist es interessant, den so außerordentlich starken und tiefverankerten Halt zu sehen, den die chinesische Kultur im annamitischen Volk gewann. Das lange zurückliegende Jahrtausend chinesischer Herrschaft hat trotz allen Widerstrebens und Hassens doch einen sehr nachhaltigen, sogar einen endgültigen Einfluß gewonnen. Der Grund dafür dürfte nicht nur in der räumlichen Nähe, sondern vor allem in der rassischen Verwandtschaft zu suchen sein. Denn auch heute noch ist der Chinese an sich in Annam keineswegs beliebt, und das Baumaterial der Tempel chinesischen Stils war auch nicht von einer Art, die längere Dauer und damit langes Wirken von sich aus ermöglicht hätten. Aber die Erneuerungen wiederholten in Holz, Lack und Stuck immer getreu das Alte, weil es dem inneren Wesen und Geschmack lag, der Grundriß wurde beibehalten, weil die chinesische Magie

unausrottbar festsaß. Das ist nicht nur im alten Tonking der Fall gewesen, sondern auch in allen Gegenden, wohin die Tonkinesen später vordrangen. So müssen noch im 15. und 16. Jahrhundert beträchtliche Reste der ganz andersartigen Tcham-Kultur in der Gegend von Hué vorhanden gewesen sein, die erst im 17. Jahrhundert restlos ausgelöscht wurden.

Und damit gewinnt die annamitische Kunst über das psychologische auch ein rassengeschichtliches Interesse. Wurde doch hier im zentralen Annam durch eine echt sinide Kultur die geistige und ästhetische Haltung einer älteren Kultur geradezu radikal vernichtet, was die Annahme nahelegt, daß ihre Träger nicht nur „umkultiviert" oder aufgesogen, sondern daß sie tatsächlich vernichtet oder mindestens völlig zersprengt wurden. Aber darüber konnte nur ein Besuch bei den Tcham selbst sichere Auskunft geben.

Inzwischen bot Hué die beste Gelegenheit, den kulturellen Hintergrund der annamitischen Rassenpsyche zu studieren und die Fäden zu verfolgen, die sich hinüber und herüber spinnen. Die Bautenfluchten des Kaiserpalastes erheben sich in der Mitte der Südfront des großen Rechtecks der Zitadelle, dessen 10 Kilometer lange, starke und grabengeschützte Mauern die Straßen, Gärten, Häuser und Hütten eines guten Teils der eingeborenen Bevölkerung und dazu die kleinen ebenerdigen Bauten der sieben Ministerien, Schulen, Archive und französische Kasernements beherbergen, alles in dichtem Grün, und schließlich auch das bemerkenswerte Museum der „Gesellschaft der Freunde des alten Hué" in der feinen alten Palasthalle, die einst der Kaiser Khai Dinh erbaute. Hier tagen auch die Sitzungen der Gesellschaft, und ich hatte Gelegenheit, einen ausgezeichneten Vortrag über den Einfluß der Kunst der Ming-Zeit in Annam zu hören. Es war eine erlauchte Zuhörerschaft zugegen — der amtierende Oberresident, der Altregent von Annam, fast alle Minister, zahlreiche Studenten, Bürger und französische und annamitische Intellektuelle, an ihrer Spitze der Nestor der Gelehrtenschaft von Annam, der unermüdliche P. Cadière, der als Volksforscher und Orientalist von erstem Rang in Europa und Fernost bekannt ist. Danach kehrte ich in ein paar Minuten wieder zum Strom und zu meiner wartenden Barke zurück, wechselte die europäische Kleidung, und der alte Tung reichte Stäbchen und Bambusgemüse durch das Schubfenster.

Dann der Palast. Vom Osttor „der gewaltigen Güte" führt ein weiter, steinplattenbelegter Weg zu Empfangssaal, Thronhalle und Ahnentempel. Nördlich dahinter liegen die Bauten des eigentlichen Wohnschlosses des Kaisers, das ich anläßlich eines Besuches seines Hofmarschalls kennenlernte. Es besteht aus mehrstöckigen Wohngebäuden, während alle offiziellen Bauten säulengetragene Hallen in weiten Höfen darstellen, wie es genau so bei den alten chinesischen Gouverneuren der Fall war. Der kaiserliche Drache von China wurde auch der kaiserliche Drache von Annam und bläht sich in vielen Dutzend Farben fein gestickt und auf riesigem Wandschirm hinter dem goldstrotzenden Thronsessel. Dieser steht auf dreistufiger Estrade, chinesische Lampen, Schrifttafeln mit chinesischen Zeichen hängen von der geschnitzten Decke, und in goldenem, rotem und schwarzem Lack glänzen die reich bemalten Pylonen. Riesige Kessel aus prächtiger Bronze, in denen einst Staatsverbrecher zu Tode gekocht wurden, stehen im Hof. Statuen und spärliche Baumgruppen säumen die breiten Höfe zwischen den Hallen. Das alles entstand erst nach 1805, als Kaiser Gia Long die Zitadelle und den Palast dort anlegen ließ, wo gleich den himmlischen Strömen der Fluß der Düfte die Inseln des blauen Drachens und des weißen Tigers in glückverheißendster Weise umspült. In jeder Einzelheit äußert sich chinesischer Geist.

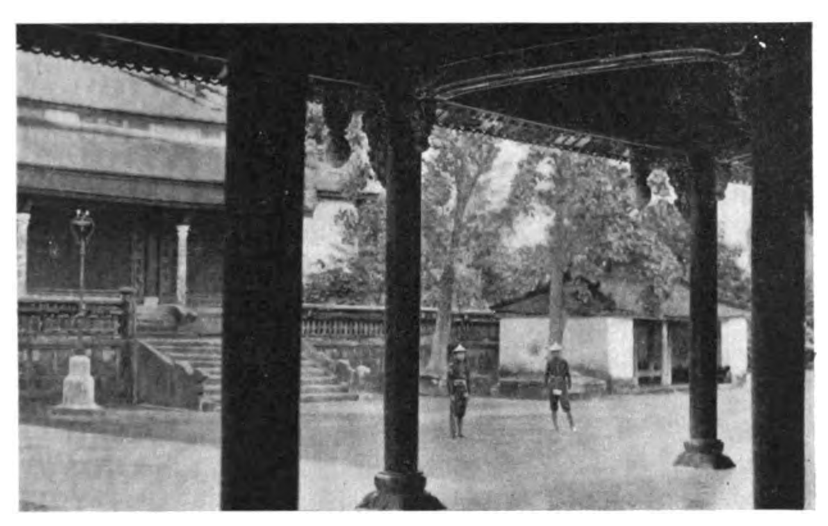


Abb. 90. Ein Hof im Kaiserpalast in Hué
(phot. v. E.)

Weit draußen im Südwesten der Stadt liegen die Gräber der Kaiser der Nguyen-Dynastie. In diesem Zusammenhang erwies sich die Entdeckung eines Fahrrad-Verleihs als eine recht devisenschonende Einrichtung. In kuppigem Gelände mit zwischen Feldern und Wiesen eingebetteten reichen Kiefern- und Laubbeständen führt die wohlgepflegte Straße an dem Opferhain vorüber, wo alle drei Jahre der Kaiser selbst den Geistern von Erde, Himmel und Ahnen ein mit großem Pomp gefeiertes Opfer darbringt. Dahinter öffnet sich vom Belvedère-Berg ein selten schöner Blick auf den bergumrahmten Fluß der Düfte, nahe dessen Ufern die eigentlichen Gräber liegen — diejenigen von Thieu Tri und Tu Duc, dann weiter von Minh Mang, Khai Dinh und Gia Long. Sie stellen alle große Parkanlagen dar, die — teils offen, teils mauerumzogen — von Wäldern und Hügeln eingerahmt sind und regelmäßig einen großen steinplattengedeckten „Hof der Trauer" mit zwei Reihen von steinernen Statuen fast lebensgroßer Krieger, Mandarinen, Elefanten und Pferde aufweisen, dazu einen offenen Pavillon der Stele, Pagoden, Gartenhäuschen, den Tempel der Ahnentafel und meist schließlich auch irgendwo unter lauschigen Bäumen und Büschen den eigentlichen Grabhügel. Meist — aber im schönen Park des von Brücken, Kanälen und Felsszenerien übersäten weiten Grabhain von Tu Duc fehlt das eigentliche Grab. Irgendwo soll es versteckt sein. Seine Erbauer wurden hingerichtet. Den Mittelpunkt bildet hier der bautenumstandene Hof der Trauer, von dem breite gepflasterte Esplanaden in Stufen hinunter zu der säulengetragenen „Halle des Königsbads" führen, wo der Kaiser zu seinen Lebzeiten die heißen Stunden der Sommertage vor einem lotosbedeckten Weiher mit seinen Frauen zu verbringen pflegte. Von grazilen Torbauten öffnen sich reizvolle und liebliche Blicke auf die umgebende Landschaft. Bauten und Landschaft sind unmittelbar aufeinander abgestimmt, die Bauten sollen nicht von der Landschaft losgelöst betrachtet werden. Das ist die typische chinesische Auffassung. Im Bann sinider Geistes- und Stimmungshaltung sind alle diese wirklich schönen und bemerkenswerten Anlagen gehalten.

Man könnte meinen, daß diese vielleicht nur für eine sinisierte Oberschicht gelten. Aber auch überall in Dörfern und Feldern stehen die kleinen buddhistischen und taoistischen Tempelchen, in denen die Andacht meist gleicherweise den Verehrungswürdigen des Buddhismus wie taoistischen Göttern und kon-



Abb. 91. Am Grab des Kaisers Tu-duc
(phot. v. E.)

fuzianischen Sittensprüchen gilt. Neben den drei Allbarmherzigen stehen die Heilige Mutter, der Jadekaiser und die Berufs- und Dorfgötter. Oft aber rauchen außerdem unmittelbar vor oder nahe dem Tempel an einem schönen Baum, einem auffallenden oder auch beliebigen Stein die Räucherstäbchen in ihren mit Blumenopfern geschmückten Aschegefäßen. Auch Tiger oder Schlangen, Hügel, Ströme oder Brücken verehren die Dorfbewohner, bringen unzähligen Geistern ihre Opfer, weit mehr, als noch in China selbst. Für sie ist die ganze Umwelt beseelt. Allverbreitet, allgegenwärtig und allverursachend sind diese Geister, und eine Schar von Magiern ist Mittler. Es versteht sich, daß für die breitere Bevölkerung im Grunde genommen die höheren Religionen nur additive magische Potenzen darstellen. Annam hat nicht nur eine, sondern viele Religionen, aber der Animismus ist die entscheidende Grundlage.

Und damit ergibt sich auch im Kulturpsychologischen das gleiche Bild, das schon Geschichte und Rassenkunde zeigten: die Verschmelzung nördlicher sinider und südlicher primitiv-palämongolider Elemente. Am stärksten war die körperlich-seelische Sinisierung, schwächer schon die sprachliche, am geringsten die religiöse. Zäh hat der alte Glaube, von den Frauen treu bewahrt, selbst die Rasse überdauert, die zu schützen nicht in ihrer Macht lag.

74. Eine andere Geisteshaltung

Die Zeit von Hué ist vorüber. Südwärts gleitet der Zug wieder, den Tcham und Moi und dem großen Rätsel der Rassengeschichte von Annam entgegen. Bald taucht Tourane auf, der Hafen von Mittelannam. Nicht weit von hier liegen südlich des heutigen Fai-fo und inmitten bergiger Dschungellandschaft die 67 erhaltenen Ruinen von Mison, dem hügelumrahmten heiligen Tempelbezirk von Indrapura, der fast verschwundenen alten Kapitale unfern des heutigen Dörfchens Tra Kieu. Die besten Stücke von dort und der Tchamkunst überhaupt birgt das Museum in Tourane. Aber bei dem Kampf in meinem

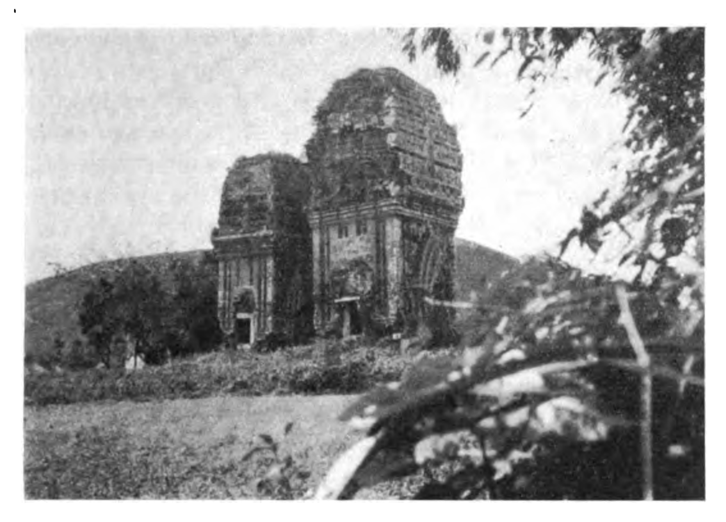


Abb. 92. Die „Tchamtürme“ von Quinhon
(phot. v. E.)

Innern, den alsbald brennendes Interesse und kalte Devisennot auszufechten haben, siegt die letztere. So rollt der Zug weiter südwärts, in den jungen Morgen, einen staubigen Mittag, einen lauen Abend hinein. Auf Hügelkuppen tauchen bald hier bald da einzelne turmartige Bauten auf, die weit hinaus in kahles Land schauen. Das sind die sog. Tchamtürme, Tempelbauten der Vorbewohner, die einst nahe großer Städte standen. Längst sind deren letzte Spuren verweht, aber an den dicken trotzigen Türmen singt noch heute der Dünensand im Nordostmonsum. Er wird schwächer, je weiter wir nach Süden kommen, auch die Temperatur wird wärmer und die Vegetation tropischer. Dann wird Quinhon erreicht, von wo eine der wenigen Straßen Annams abzweigt, die hinauf in die Gebirge der Moi führt. Qui-Nhon (spr. kwi-nyohn) in der Provinz Binh Dinh, das ist annamitisch, früher aber hieß es Sri Vini und die Provinz Vijaya, weil hier die gleichnamige jüngere Kapitale der Tcham lag, deren vielumkämpften Haupthafen es bildete.

Ganz nahe dem Weichbild des heutigen Annamitenstädtchens Quinhon erheben sich auf niedrigem Hügel noch zwei an 20—23 m hohe, massige und große „Türme“ der Tcham. Hügel wurden von den Tcham ja stets für ihre Kultbauten bevorzugt. Diese waren auch stets aus Ziegeln gebaut, viereckig im Grundriß und mit dem Haupteingang gegen Osten gerichtet — also Morgengottesdienst. Ein kleiner schmutziger Feldweg führt durch Anpflanzungen und Ödland auf die verwahrloste und von Bambus umstandene Kuppe. Hier — wo sich einst das emsige Leben einer bedeutenden Hafenstadt abspielte — ragen einsam, kahl und wuchtig die hohen, massigen Bauten über Büsche, Felder und Hütten empor. Die Wände um die Eingänge und die Gesimse der Dächer sind abgeblättert, und allerorts wächst das Unkraut in Mengen zwischen den Fugen. Man wird ein wenig an altertümliche Tempel von Orissa in Indien erinnert, aber auch an die älteste Kmer-Kunst von Kambodscha. Welch einen Gegensatz bilden diese Auffassungen zu denen der Annamiten! Man kann sich den Unterschied der geistigen und ästhetischen Haltung zwischen der Stimmung

der landschaftsverbundenen Kaisergräber, den leichten, säulengetragenen Hallen des Palastes in Hué und den offenen niedrigen Dorftempelchen der annamitischen Kunst und andererseits der wuchtigen strengen Architektur der einsam ragenden letzten Bauten der Tcham gar nicht groß genug vorstellen. Das ist ein vollständiger Bruch in Stimmung und Stil. Die Erbauer dieser Tempeltürme müssen etwas ganz anderes dargestellt haben als die Annamiten. Vielleicht waren sie doch auch anderer Rasse.

Später bot sich die Gelegenheit, noch manche anderen Tchambauten zu sehen. Die meisten dieser Tempel liegen in Schutt und Trümmer. Und wenn sich überhaupt noch einiges erhalten hat, so nur wegen der Geisterfurcht der Annamiten. Diese opfern ja auch vor Schiwa und Ganescha, wenn zufällig alte Tchamreste nahe bei ihrem Dorfe stehen. Man konnte die Tcham totschlagen oder verjagen, aber bei den Geistern der Götter ging das nicht. So war man lieber vorsorglich, opferte, betete und erhielt dadurch mehr von der Kunst der Tcham, als nach dem völligen Zusammenbruch und der Vernichtung dieses Volkes zu erwarten gewesen wäre. Bei Hoa Loi stehen einige noch ganz besonders schöne Bauten. Reiche Arabesken sind in die blinden Türen gemeißelt, und die Figuren von himmlischen Tänzerinnen, von Apsaras, schmücken die Wände. Das erinnert sehr an Angkor, wenn Arbeit und Umfang natürlich auch nicht im entferntesten an die prachtvollen Riesenbauten der Kmer heranreichen. Aber sie sind auch nicht schlecht.

73. Rasse und Kunst in Südannam

Zeitlich jünger und viel weniger wuchtig und geschlossen sind dann die größeren und recht gut erhaltenen Tempel von Po Nagar bei Nhatrang und Po Klong Garai bei Phanrang. Der letztere wurde von König Simhavarman III. erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts gegründet und fällt durchaus schon in die Zeit des Niedergangs der Kunst. Dessen Stempel trägt auch das oft nieder-



Abb. 93. Der Tempel von Po Klong Garai
(phot. v. E.)

gebrannte Po Nagar, obwohl gerade dieses Heiligtum schon Mittelpunkt einer „indischen" Siedlung oder Kolonie zu Beginn unserer Zeitrechnung war. Die Dachkuppeln sind in Stufen und zahlreiche Aufsätze, die Gesimse in Figuren und Akroteren aufgelöst und die Eingänge vorgeschoben und schärfer gegliedert. Die Blütezeit von 700—1200 liebt straffere Formen, der archaische Stil ist plumper. Aber genaue zeitliche Anhaltspunkte sind für diese Kunststufen noch kaum vorhanden.



Abb. 94. Der Schiwa-Kopf am Lingam von Po Klong Garai
Europider Typus (phot. v. E.)

In einigen der südlichsten Tempel, so in Po Klong Garai, werden noch heute Gottesdienste abgehalten. Die Bewohner einiger nahegelegener elender Tchamdörfer halten Pfad und Tempelplätze oberflächlich in Ordnung. Über dem Eingang überrascht eine in Auffassung und Form charakteristische Wiedergabe des vielarmigen Schiwa des Zerstörers, in der dämmerigen Vorhalle liegt, in dauerhaftem Granit geschlagen, ein verkleinertes Abbild seines Begleittiers, des Stieres Nandi. Und wenn das Auge sich an das Dunkel des von huschenden Fledermäusen erfüllten Innenraums gewöhnt hat, beginnen sich an den Wandsockeln im Hintergrund hundsgroße Elefanten und in der Mitte ein großer steinerner Lingam loszulösen, das Sinnbild Schiwas des Schöpfers. Das alles sind die wohlvertrauten Embleme eines unverfälschten Hinduismus. Am Lingam, der so zum Mukhalingam wird, ist ein Kopf von Schiwa nachgebildet. Er trägt keineswegs mongolide, sondern europide Züge. Das Antlitz ist weiß und rot bemalt, und vor dem Eingang liegen die Reste von Blumenopfern und Räucherstäbchen. An anderen Tempeln treten auch Lakschmi auf, Ganescha, Skanda oder Uma, auch Tänzerinnen, Nagas und Affen, und natürlich der Garuda-Vogel, der in Angkor und von da bis in die heutige siamesische Kunst hinein eine so große Rolle spielt. Der Uma, der weiblichen Inkarnation von Schiwa, ist Po Nagar gewidmet. Lingams fehlen nie. Alle Köpfe und Porträts tragen europide Züge.

Die hinduistische Grundlage der alten Tchamkunst und Tchamkultur ist also eindeutig. Kamen sog. „indische" Abenteurer aus Java etwa auch hierher? Es wäre nicht unmöglich, denn die hinduistischen Reiche im heutigen Java und Sumatra haben im ersten nachchristlichen Jahrtausend zuzeiten zweifellos eine außerordentliche Ausstrahlungskraft besessen. Es fragt sich nur, ob solche Abenteurer oder auch politisch-religiösen Sendlinge über eine primitive mongolide Bevölkerung oder vielleicht über eine überhaupt noch nicht mongolide Bevölkerung herrschten. Auch alle Königsnamen und Städtenamen sind indisch, ebenso die Inschriften der Stelen und letzten literarischen Überbleibsel, und auch die Zeilen, die mir der alte Tchamchef in mein Notizbuch malte, zeigten sofort ihre Ableitung vom Sanskrit. Ich entsinne mich, daß beim Tod eines berühmten Tchamfürsten — es war Harivarman IV. 1081 — nicht weniger als 14 seiner jungen Frauen „freiwillig" den Scheiterhaufen bestiegen, und daß diese altindische Sitte des Satitods trotz Religionswechsel noch im 17. oder 18. Jahrhundert vorkam.

Aber mehr noch als an Indien selbst erinnern Namen, Bauformen, Garudas



Abb. 95. Tänzerin

und Apsaras an das nahegelegene Kambodscha. Ein Herumgreifen über See im Süden war — da im Innern Grenzwald und Hochgebirge lagen — sehr gut denkbar. Tatsächlich stand das Tchamreich auch wiederholt unter kmerischem Einfluß, und wie die Kmer Vijaya, so haben die Tcham Angkor in seiner Spätzeit erobert. Die Beziehungen sind eng. Man versteht daher, daß die Tchamruinen anfangs überhaupt den Kmer zugeschrieben wurden, nachdem deren Hauptstadt und Reich von Henry Mouhot 1861 entdeckt und einige Jahre später von Doudard de Lagrée bestätigt und Adolf Bastian beschrieben wurden. Die äußere Ähnlichkeit der Ruinen läßt diesen Irrtum erklärlich erscheinen. Es wäre immer noch denkbar, sich die Tcham als einen Südflügel der Annamiten vorzustellen, die unter der Herrschaft der Kmer oder auch bestimmter Teilfürsten oder Tributfürsten des Kmerreichs kamen, und daß sie sich dann hinter ihrem Bergwall selbständig machten. Mit anderen Worten: Südannam besaß im ersten Jahrtausend n. Chr. eine südsinide und annamitische Bevölkerung, die unter einer nichtsiniden und kulturell indo-kmerisch eingestellten Oberschicht lebte, die möglicherweise zahlreich und mindestens in Städten in der Führung dominierend war. Wo sollten auch etwaige andere Vorbewohner in den wenigen Jahrhunderten seit dem Verfall des Reiches geblieben sein? Alles schien den üblichen Gang der Geschichte zu bestätigen, daß ein unterworfenes Volk schließlich die fremden Eroberer teils aufsaugt, teils beseitigt und ihr Schicksal selbst in die Hand nimmt. So dachte und schrieb ich noch in Hanoi. Aber so einfach und einleuchtend das erscheint, so wenig sollte es sich bestätigen.

76. Die Tragödie von Tchampa

Die Weiterreise, wieder weiter nach Süden, gibt im langsam fahrenden Zug und in kleinen Annamiten- und Chinesenhotels der Provinzstädtchen Gelegenheit und Zeit, sich der Arbeiten in der Bibliothek in Hanoi und damit auch der Geschichte des Reiches von Tchampa zu erinnern. Diese Geschichte, das ganze Schicksal des Volkes und sein schließlicher Untergang, sind eine Tragödie ohnegleichen. Aber ich habe nie geglaubt, daß es eine Tragödie von Tchampa in dem Sinne gäbe, daß hier ein Volk verschwunden sei, daß also die Rasse oder seine Rassen heute einfach nicht mehr existieren.

Etwas Derartiges ist ungemein selten. Grenzverschiebungen und Überlagerungen finden statt, in alter Zeit auch Umsiedlungen — aber ein völliges Verschwinden ist mindestens auf größerem Raum eigentlich nur einmal vorgekommen. Wir müssen es im Falle des Untergangs der nordischen Rasse und der nordischen Kultur in der Ukraine — einem Untergang, von dem wenig gesprochen wird — annehmen. Die dauernden, frühmittelalterlichen Nomadenvorstöße, die teils noch unter Attilas Namen gehen, haben fruchtbaren Ackerboden in Weideland verwandelt, und die Wiederbesiedlung fand von den Randgebieten, vom dinarischen Karpathenbogen und osteuropiden Zentralrußland aus statt. Etwas Ähnliches für die vorannamitische Bevölkerung von Annam anzunehmen, schien nicht zwingend nötig. Rassen sind zäh. Die heutigen Annamiten dürften, wie mir schien, dieselben Leute sein, die sich vor kaum einem halben Jahrtausend Tcham nannten. Die Tonkinesen, die Vorstoßgarde der gewaltigen siniden Dynamik, besaßen hier also wohl einen älteren, etwas primitiveren und vielleicht von jenseits der See überfremdeten Flügel, einen Südflügel gleicher Rasse. Die kulturelle Sinisierung schritt aber weiter, und damit wurde die Tragödie von Tchampa eine kulturelle Tragödie und zudem ein Unglück, das uns näher angeht, weil die zerstörte indische Kultur letztlich in den europiden Kreis, die siegreiche chinesische aber in den mongoliden Rassenkreis gehört.

Diese Auffassung wurde aber schon während der Fahrt nach Süden erschüttert. Die außerordentlich andersartige seelische Haltung, die sich in den Kunstdenkmälern der Tcham zeigt, spricht nicht für die gleiche leibseelische Rassenform. Das ist eigener Geist. Es fragt sich, ob er nur der alten herrschenden Rasse zukam oder auch der Masse des Volkes. Dann folgten Dong Hoi, Quang Tri und Hué und die Reisfeldkammern von Quang Ngai, Quinhon und Nhatrang. Das sind alles scharf abgekapselte kleine Wirtschaftsräume, wirtschaftliche Zellen, und daher auch biologische Zellen. Die entferntesten liegen weit von jeder Hilfe und können eine nach der anderen ausgeräumt werden. Das tonkinesische Druckzentrum war zweifellos stark genug, dies zu besorgen, und die tonkinesische Politik geschickt genug, dies durchzusetzen. Auch die Moi gaben zu denken. Deren Typus stand scheinbar doch in Beziehung zum zentralannamitischen Gautypus und mußte daher, so schien mir wenigstens anfangs, auch in irgendwelchen Beziehungen zu den Tcham stehen. Aber schließlich und endlich konnte auch das doch nur ein Besuch bei den Tcham selbst entscheiden.

Sie waren wirklich keine geschickten Politiker und Strategen gewesen, diese Tcham. Wie leicht wäre die Porte d'Annam zu halten gewesen! Dort befindet

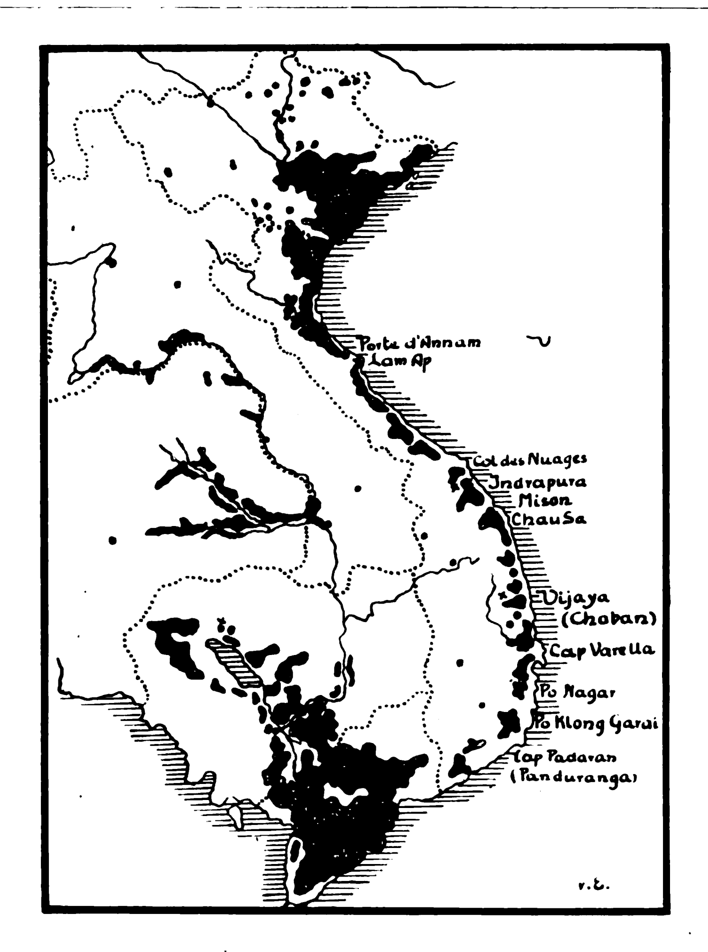


Abb. 96. Etappen des Schicksals von Tchampa

Raster: Zusammenhängende Naßkulturen mit 150 Bewohnern auf den km² als Mindestzahl. In allen übrigen Gebieten überwiegen Wald und Savanne mit Hackbau oder Trockenkultur und mit 3 Bewohnern auf den km² als Höchstzahl.
Punkte: Örtlichkeiten mit rassendynamischer Bedeutung.
Kreuzchen: Ruinen aus der Tchamzeit.

sich eine prächtige natürliche Grenze, an der tatsächlich auch Lam Ap, eine der ältesten Festungen der Tcham, lag. Aber diese bildete nur einen schwachen Bau, und die Tcham selbst hielten an dieser Grenze nie Ruhe. Außerdem waren sie notorische Piraten, und die buchtenreiche Küste und der reiche Handel von Indien nach China machten das Geschäft gewinnreich. Sie hatten einmal sogar die Stirn, arabischen Seefahrern einen für den Kaiser von China bestimmten Tribut abzujagen und ihn dann selbst dem Kaiser feierlich zur gleichen Zeit zu überreichen, als die klageführenden Araber am Hof eintrafen. Immer wieder machten sie politische Ungeschicklichkeiten, und schon 446 und 605 wurden die Tempel und Bibliotheken ihrer Hauptstadt Simhapura von den empörten Tonkinesen verbrannt. Dabei waren sie reich an Gold und Reis, und von König Sri Manorathavarman († 480) sagt die chinesische Chronik: „Seine Macht war groß wie das Meer", von Bhadravarman III. († 913) heißt es: „Er war Herr des

ganzen Landes, das der Ozean bespült." Aber dann töten sie Gesandte und haben die Folgen zu tragen. Ein anderes Mal gab ein Tchamkönig die blutig umstrittenen beiden Nordprovinzen um einer hübschen annamitischen Prinzessin willen her und starb ein Jahr darauf.

Im 8. Jahrhundert machten die Malayen zahlreiche Einfälle, verbrannten das uns wohlbekannte Po Nagar (774) und schleppten Schiffslasten von Gold und Statuen fort. Immer wieder gab das unruhige, räuberische Piratentum der Tcham Anlaß zu Hecheleien, und als in Tonking 938 die chinesische Herrschaft ihr endgültiges Ende fand, wandte sich die erstarkende Kraft bewußt gegen Tchampa. Und immer wieder erwies sich dabei das Drachenbanner siegreich gegen die Feldzeichen von Schiwa. Immer wieder war Tchampa auch zu politischen Ungeschicklichkeiten bereit. Der unmittelbare Lehrmeister China fehlte. 984 wird ein Tchamkönig für einige Zeit tonkinesischer Vasall und die Hauptstadt Simhapura wird südwärts verlegt. 1069 gehen Quang Binh und Quang Tri — südlich der Porte! — verloren. 1308 nach glücklicher Zeit auch Thua Thien. Schwere Verluste bringen die Kriege mit den Kmer, die von 1190—1223 sogar ein Protektorat aus Tchampa machen. Noch einmal aber erhebt sich dann die Macht der Tcham in ihrem ganzen alten Glanz unter einem König, dessen Namen wir heute nicht einmal mehr kennen, den die Annamiten Che Bong Nga nennen, und der die tonkinesische Hauptstadt Hanoi, das Herz von Tonking, zweimal eroberte und bei der dritten endgültig gedachten Eroberung auf der Kommandobrücke seiner Königsdschunke erschossen wurde (1390). Kaum 100 Jahre später aber wurde dann auch die jüngere, die südliche Hauptstadt der Tcham, die sieglose Siegesstadt Vijaya, die in Chaban umgetauft worden war, 1471 endgültig von den Tonkinesen zerstört und gleichzeitig der ganze Norden annektiert und aufgeteilt. 60 000 Tcham, vor allem alle Führer, waren dabei hingerichtet, 30 000, vor allem alle jungen Frauen, fortgeschleppt worden. Ein und ein Viertel Jahrtausend hatte die Zeit der Macht gewährt, genauer: 1279 Jahre.

Nun war die Berglandschaft am Kap Varella die Grenze zwischen Tchampa und Annam. Die Porte d'Annam lag 1000 Kilometer nördlich. Bis an Nhatrang war die Grenze gerückt. Mein Blick schweift über die bewaldeten Berge und die Felskuppen, die sich zackig und zerschluchtet in Kaps und Klippen auflösen und schließlich an herrlicher blauer Bucht in das Meer untertauchen. Dies Kap Varella ist wirklich mit Recht wegen seiner Schönheit berühmt. Und es ist ganz ähnlich wie die Porte d'Annam oder der Col des Nuages strategisch leicht zu halten. Aber das war den Reststaaten der Tcham wohl nicht mehr möglich. Unter diesem oder jenem oft leicht gebotenen Vorwand greifen die Annamiten weiter. Song Can wird 1611, Phanrang 1653, Phanthiet 1697 besetzt und dann auch gleich nach Kotschinchina vorgegriffen. Die Reste der Tcham werden erschlagen, vertrieben, verpflanzt, was noch übrigbleibt oder zurückkehrt, in jeder denkbaren Weise drangsaliert. Wie sich das tonkinesische Reich zwischen 1674 und 1774 in das eigentliche Tonking der Trinh und das Annam der Nguyen im Süden trennte, hechelten sich die Nguyen auch mit dem Mandarin von Kotschinchina im alleräußersten Süden, und wenn die Nguyen obenauf waren, mußten die Tcham schwer dafür büßen, daß sie die Kotchinchinesen ins Land gelassen hatten, und waren diese obenauf, so trafen sie die gleichen nicht minder schweren Strafen von der anderen Seite. Unter Kaiser Gia Long, der nun

wirklich endgültig mit den Tcham Schluß machen wollte, mußten im Anfang des 19. Jahrhunderts die jungen Tçhamfrauen annamitische Söldner und Bauern heiraten (aber wohl meist nur in zweiter und dritter Ehe), und der letzte islamische Schattenfürst von Phanrang floh mit allen Getreuen 1822 nach Kambodscha und gründete Kampong Cham, die Kümmerkolonie am Mäkong. In der Tat, von diesen Tcham konnte eigentlich nicht mehr viel übrig sein. Wer weiß, was für ein Mischmasch diese letzten Tchamdörfer, die sich da im äußersten Süden um Phanrang und Phanthiet noch befinden sollten, überhaupt enthielten.

77. Biodynamische Auswirkungen

Den Druck der in der Rassengeschichte ja schon seit langem erkannten großen biodynamischen Stromlinie an der Chinasee entlang erweist der Lauf der historischen Ereignisse in Annam somit in einer geradezu grandiosen Weise. Denn wenn man von den kleinen Schwankungen absieht, die durch innerpolitische Schwäche auf tonkinesischer Seite oder einen der seltenen geschickten Fürsten der Tcham herbeigeführt wurden, so geht das Zurückgedrängtwerden der Tchammacht mit einer wirklich erschütternden Folgerichtigkeit vor sich.

Letztlich war es der sinide Druck, der — selbst aus dem tungiden Unruhezentrum gespeist — mit dem Wandern der Chinesen und Chinoisants gegen Süden zu dynamischen Wirkungen im nördlichen Hinterindien und schließlich auch hier in Annam geführt hat. Denn Tonking ist gewissermaßen nur Sprungstellung, Ballung, Etappe. Hier formte sich aus den in Massen auf breitem und reichem Raum sich vermehrenden Südsiniden und letzten palämongoliden Resten ein Volk zusammen, das kraft seiner geopolitischen Lage eine enorme dynamische Kraft zu entfalten in der Lage war. Gewiß bleibt der Druck aus Norden erhalten, aber gegen diese Ballung wird er von Jahrhundert zu Jahrhundert schwächer. Gegen Westen aber schützen die Gebirge, gegen Osten das Meer. So entlädt sich dieser ganze Druck gegen den Süden. Abwehr des Nordens, Abwehr chinesischer Übergriffe nach der Abschüttelung der chinesischen Vorherrschaft, Abwehr selbst der Armeen der Mongolen — und zwar dieses eine Mal mit den Tcham zusammen —, dann wieder mit kurzer Unterbrechung nur ein oft recht loses Tributverhältnis — das ist die eine, die geringere Seite der tonkinesischen Aktivität. Unaufhörliches, siegreiches Weitertragen tonkinesischer Interessen, tonkinesischer Macht und tonkinesischen Volkes gegen den Süden, das ist die andere Seite, die die eigentliche Geschichte von Annam bildet. Selten haben anthropodynamische Stromlinien so deutliche und klare historische Ergebnisse bis an die Schwelle der Neuzeit geliefert, wie dies hier im Bereich des annamitischen Druckkanals der Fall ist.

Gewiß kommt das räumliche Moment dieser Entwicklung entgegen. Dem großen Ballungskern des Rotflußdeltas stehen südlich nur die kleinen Reisfeldzellen der Küste gegenüber, die sich wie eine Perlenkette am Rand des Ozeans nach Süden schwingen. Jede Perle trägt den Namen eines Städtchens, jede Perle einzeln war dem Gegner leicht zu rauben. Wirklich säuberlich geschah das auch im Sinn der anthropodynamischen Stromlinie. Schritt um Schritt, Etappe um Etappe lag jede jüngere tonkinesische Eroberung um ein paar Dutzend Kilometer südlicher: Quang Tri 1069, Hué 1306, Quinhon 1471, Nha-



Abb. 97. Das Weitergreifen der Annamiten. Basar im Moigebiet
(phot. v. E.)

trang 1653 usw. Auch an den Festungsbauten der Tcham sind die Geschicke des Landes zu erkennen. Die nördlichsten Festungen sind noch schwach, weil sie sich nur gegen die immer noch verhältnismäßig schwachen Eingriffe der Chinesenzeit richten. Das gilt bis Hué, dann, also weiter südlich und gleichzeitig jünger, liegt in Quang Ngai die mächtige Festung Chau Sa, außerdem noch Co Luy. Ebenso stark ist abermals südlicher und wieder jünger in Binh Dinh die Festung Cha Ban, dem seinerseits Binh Lam zur Seite steht. Es folgen Thanh Ho am wichtigen und verhältnismäßig großen Songdarang, wo noch heute verschüttete große Bewässerungsanlagen der Tcham liegen, und schließlich als letzte Festung ganz im Süden Song Luy in Binh Thuan. Dann ist das Land zu Ende. Riesige Grenzwälder dehnen sich gegen das Mäkongdelta zu, ostwärts liegt das Meer, westwärts liegen hohe Gebirge. Die Tcham saßen in der Falle. Die Annamiten raubten und schleppten fort, vertrieben die Bevölkerung, wo sie zu finden war, und setzten sich in ihren Dörfern fest. Es gab keine Hoffnung mehr.

Der annamitische Druck aber geht in Richtung der alten biodynamischen Stromlinie auch dann noch weiter vor, flutet über die Tcham hinweg. Binh Thuan im Süden wurde, wie gesagt, 1697 endgültig annamitisiert. Aber schon ein paar Jahre vorher war Saigon (1690) annektiert und den Kambodschanern entrissen worden, und die bis dahin noch ziemlich geringe Besiedlung des Mäkongdeltas ging nunmehr in mächtigen Kolonisationsströmen weiter. Ihren durchschlagenden Erfolg sahen wir schon oben (Soairieng als Rassengrenze, Bericht I, S. 313). In Kürze ist Kotschinchina, das bis dahin zur ostweddiden Rasse zu rechnen war, völlig in der Hand der Südsiniden.

Jetzt staut sich die Flut. Der Druck aber hält an. Und so beginnt eine friedliche Durchsetzung der kambodschanischen Städte und ein Weitersiedeln an den Waldrändern. Als die Franzosen Straßen bauen, geht der Druck auch in die Wälder hinein und die Täler aufwärts. An der ganzen langen annamitischen Kette sind heute die Annamiten im Vordringen gegen die ältern Siedlungsgebiete der Moi im Süden und der Lao im Norden. Xieng Khouang und Cua

Rao im Norden sind im wesentlichen Annamitensiedlungen, selbst das ferne Luang Prabang im Herzen von Laos besitzt eine sehr starke Annamitenkolonie, und Kontum oder Banmethuot im Süden und im Zentrum der Kordillere sind gleichfalls in erster Linie annamitische Kolonialstädtchen. Unweigerlich folgt jedem französischen Regierungsposten die annamitische Siedlung. Ja, die Regierung legt solche Siedlungen sogar selbst an, vor allem im Norden, um die enorme Übervölkerung des Rotflußdeltas zu entlasten. Aber auch sonst, wo immer ich auf so vielen Dschungelstraßen im ratternden Eingeborenenautobus fuhr, sah man bald hier bald da entlang des Wegs kleine Weiler oder oft auch nur eine einzige Hütte; sie waren von Annamiten besetzt — ob es sich nun um Posten des Wegebaus oder um Rasthäuser, ob es sich um Plantagen, Militäranlagen oder richtige Neusiedlungen handelte. Überall sickern und dringen die Annamiten jetzt in die Berge hinauf. Die Ebenen sind vollständig von ihnen besetzt, und der biodynamische Druck quetscht sie nun auch in die Gebirge und in unzähligen Kanälen aufwärts und zu den stillen Moi und Lao. „La colonie est toute préparée pour devenir la proie du peuple qui a été depuis 30 ans l'enfant gâté de la Métropole" (Madrolle). Das ist die Auswirkung biodynamischer Gesetze.

78. Bei den letzten Tcham

Der liebenswürdige Wegebauingenieur Cassoux nimmt mich in seinem Auto mit. Nach 16 Stunden ist Nhatrang erreicht. Hier lag im alten Kauthara Beginn und Ende der Tchammacht. Noch einige Notizen in tiefer Nacht, eine Mütze Schlaf, dann um 5 Uhr wieder in ein Auto und weiter nach Phanrang. Das ist das alte Panduranga! Dort sollen, wie mir von verschiedenen Seiten versichert wurde, richtige Tcham noch auf den Straßen zu sehen sein. Dort muß sich die Frage entscheiden, ob die Tcham rassisch südsinid wie die Annamiten sind oder eine eigene Rasse darstellen.

Wir rollen ein. Was für ein kahles, elendes Städtchen! Es besteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße, durch die jetzt tosend der frühmorgendliche Nordostmonsum bricht, der jede Stunde in einen der hier so häufigen und verheerenden Taifune übergehen kann. Trotz ein paar Regenspritzern macht alles einen sonnverbrannten und trostlosen Eindruck. Ich erinnere mich, daß hier die heißeste Gegend von Annam liegt. Die einzige Unterkunft im Ort selbst ist ein „Dortoir" für Eingeborene — eine phantastische Unterkunft, fast ein Stall, dunkel, unglaublich lärmhaft und von Annamiten und Annamitinnen, Chinesen und Chinesinnen wimmelnd. Das ist wirklich interessant, und nützlicherweise zeigt sich der Wirt auch sehr gesprächig. Ich mache sofort dem Residenten M. Guillot meine Aufwartung. Er ist von meinem Kommen nicht unterrichtet, gibt aber unverzüglich alle nötigen Anweisungen, empfiehlt mich vor allem an den annamitischen Provinzgouverneur Exzellenz Ton That Dinh, der mir in unverfälscht chinesisch gehaltener Amtshalle mancherlei Informationen und als Begleiter seinen netten Sekretär Herrn Nguyen Fich Trung gibt. Nur ein paar Kilometer entfernt liegt ein ganzer Haufe kleiner, dichtgedrängter Tchamdörfer. Für den Nachmittag wird daher ein Dorfbesuch, für den nächsten Tag eine Untersuchung angesetzt.

Aber das dauert mir zu lange. Die Leute sollen doch in der Stadt herumlaufen. Also zuerst einmal nach altbewährtem Rezept auf den Basar — es ist ja nun schon spät am Morgen geworden, aber wohl noch nicht zu spät. Nach wenigen Minuten winde ich mich durch die Menschen und Waren der immerhin recht umfangreichen Hallen. Überall sind nur Annamiten, Spitzhüte, Gelbgesichter und Betelspritzer zu sehen, an billigem Porzellan, Blech, Bildern,

Fischen und Fleisch ist auch kein Mangel. Doch dort drüben hinter Bergen von Gemüse: die Leute sehen ganz anders aus, die sind braun, haben auch gar keine richtigen Schlitzaugen — das müssen wohl Tcham sein. In der Tat, die Haut ist bräunlich — meine Theorie vorannamitischer Urannamiten beginnt langsam zusammenzusacken. Und was sind die Leute schmutzig, wirklich eine Restbevölkerung, verdrängt und verachtet, die beiden Frauen huschen auch nur scheu durch die Menge. Merkwürdig ihre Tücher — sie haben Tücher über den Kopf geschlagen, die sich über der Stirn kreuzen wie bei den Turbanen der Radschputen in Nordindien. Sie beten ja auch zu Schiwa. Was für alte Traditionen haben sich hier noch erhalten! Und die braunen Gesichter, das ist jetzt in unmittelbarer Nähe deutlich zu sehen, sind wirklich ganz unannamitisch. Haut, Augen, Nase, alles anders. Bei der jüngeren Frau möchte man fast an Weddides denken, aber die Backe ist so dick und das Untergesicht so stark vorgeschoben wie bei Malayen. Die Alte ist magerer, sehr runzlig, sie hat eine ganz schmale Nase, und das wirkt bei den fast deckfaltenlosen Augen schlechthin europid bzw. vorsichtiger: europiform. Weitere Tcham sind nicht zu entdecken. Es war schon zu spät geworden. Zwei Personen sind nicht viel. Vielleicht läßt sich die Theorie noch retten.

Am Nachmittag fahren wir im Auto Seiner Exzellenz nach Phu Nhuan, dem nächsten Dorf, das unweit der Eisenbahnstation Tour Cham liegt. Sie heißt „Tchamtürme", weil kaum einen Kilometer weit von der Station und auf kleinen kahlen Kuppen die Bauten von Po Klong Garai liegen. Dieses bildet eine der jüngsten und letzten Tempelanlagen der Tcham, wo heute noch jährlich ein großes Fest zu Ehren von Schiwa gefeiert wird. Hier haben sich auch die letzten Tchamdörfer angeklammert, die letzte größere Gruppe von Dörfern der Tcham überhaupt. Es mögen da noch an 8000 oder 9000 Seelen leben. Weiter südlich bei Phanri liegt noch eine zweite kleinere Gruppe mit vielleicht 6000 Seelen. Das ist alles, was übrigblieb. Wir haben noch einen Fluß zu überqueren, dann halten wir vor einem mauerumgebenen festen Haus mit kleiner Vorhalle, dem Sitz des Chefs dieser Tchamgruppe. Rings liegen hinter dichten Dornenverhauen eine Menge kleiner, ärmlicher Hütten. Eilends läuft alles weg. Aber im Hof steht eine Gruppe von Dorfschulzen. Die ganze Führerschaft, die ganze Elite der Tcham, die letzten Reste und nominellen Nachkommen jener räuberischen, machtvollen, leichtsinnigen Oberherren von Simhapura und Vijaya scheinen hier versammelt zu sein. Doch die Tracht ist jetzt annamitisch: weiße Hose, langer schwarzer Überwurf mit kurzem festen Kragen und steifes rundes Turbankäppi. Manch einer sieht auch gut „annamitisch" aus, aber die übrigen tragen gewiß keine annamitischen Züge, sie sind völlig anders. Da treten lange, faltige und eingefallene Gesichter mit scharfen Zügen und fast gar keiner Mongolenfalte auf, da sind dickbackige, braunhäutige junge Leute mit weichem, sich wellendem Haar. Nein, die Theorie einer Rassenähnlichkeit von Annamiten und Tcham ist hoffnunglos verloren. Die Tcham stellen rassisch etwas völlig anderes als die Annamiten dar. Die vereinzelten annamitischen Gesichter können bei der Geschichte der Tcham wirklich nicht überraschen. Es muß vielmehr überraschen, daß die alten Rassenkomponenten immer noch so stark erhalten sind, daß sie ohne weiteres und sofort ins Auge fallen.

Die Tragödie von Tchampa ist also nicht nur eine Kulturtragödie, sondern auch eine Rassentragödie. Das Volk der Tcham wurde zerrieben, aufgelöst oder



Abb. 98. Der Kaiser von Annam, nord-annamitischer Typus (Coll. v. E.)

verjagt, und es sind wirklich die allerletzten Vertreter einer einst großen und mächtigen Rasse, die da jetzt freundlich und ein wenig mißtrauisch vor mir stehen und Kotaus nach chinesischer Weise machen.

Dann kommen ein paar Diener, auch Frauen vom Hausgesinde werden geholt, Kinder springen zum Hof herein. Jetzt wird es erst recht deutlich: das sind alles ganz andere Menschen als die Annamiten. Die richtigen Annamitengesichter sind nur in der Gruppe der Dorfchefs häufiger vertreten, mögen dort gut ein Viertel ausmachen. Die anderen haben einen Eigentypus. Das also sind die letzten Tcham, die hier unfern Phanrang leben, sind die letzten elenden Reste eines großen Volkes, das für mehr als ein volles Jahrtausend eine große kulturelle Blüte auf indischer Kulturgrundlage erlebte, und das nahezu völlig aus seiner ursprünglichen Heimat herausgedrückt wurde.

Dabei wurden die jungen Frauen einst die Beute der Sieger, und zwar oft, über Jahrhunderte und in zahllosen Kriegen. Wo blieb ihre Nachkommenschaft? Die langen europiformen Gesichter und die weitberühmten Frauenschönheiten von Hué zeigen gerade Abweichungen in Richtung dieses langgesichtigen großäugigen Tchamtypus. Auch wurden Zehntausende von Kriegsgefangenen umgesiedelt, noch bevor der Endkampf tödlichen Haß aufschrankte. Darum also sind die Frauen von Hué so schön! Darum also ist so vieles in Wesen und Stil der Annamiten anders als bei den Tonkinesen. Deshalb anders, weil die Annamiten das Blut der Verachteten in sich tragen. Es ist nur wenig und es ist nur rezenten Datums, aber es hat doch, und das ist um so bemerkenswerter, den annamitischen Gau- oder Volkstypus geformt und bestimmt. Auch hier in Phanrang sind die Annamiten schon nicht mehr ganz vom gleichen Typus wie in Hué. Schmalgesichtigkeit und Feingliederigkeit haben noch zugenommen, auch die Nasen sind besonders schmal. Das gibt eine allmähliche Typenreihe von Tonking bis hier herunter, ja bis nach Kotschinchina hinein. Die Schmalnasen nehmen von Norden nach Süden zu. Tonking ist plump-breitnasig, Annam fein-breitnasig, der südlichste Süden fein-schmalnasig. Außerdem zeigt jede größere Reiskammer ihren eigenen „Reiskammertypus". Das lassen schon die paar in Madrolles Reiseführer verzeichneten Kopfindizes erkennen. Hier müßte man einmal Menschen, Haustiere und Feldtiere biologisch vergleichen, Kammer um Kammer! Dann wären vielleicht die Wirkungen kosmisch-tellurischer Reize auf das Erbplasma einer örtlichen Lebensgemeinschaft von den inneren Zertrümmerungen und harmonisierenden Umschichtungen durch die Mischung bei den Menschen zu trennen. Bei diesen Mischungen ist das Tcham-Element offenbar typenführend.

So lebt also der Tchamtypus, wenn auch nur als Komponente, noch in den

a   b

Abb. 99 a—b. Die Kaiserin von Annam in Hofornat und moderner Kleidung, südannamitischer Typus
(Coll. v. E.)

Zügen und der Seele der Bewohner Annams weiter, schwingt ein wenig auch in dem neuen Volke mit, das sich nun dort und eben erst, geradezu noch unter unseren Augen, gebildet hat. Aber als eigentliches Volk, als selbständiger, an eigene Rassenformen gebundener Volkskörper, sind die Tcham doch ausgelöscht. Ausgelöscht bis auf die paar wenigen schmutzigen Dörfer der Kaphir oder Heiden hier im äußersten Süden, wo auch noch der alte Hinduismus weiterlebt, und bis auf einige wenige Exklaven der Bani (= arab. Beni) oder mohammedanischen Tcham um Kampong Cham in Kambodscha, die aus der Zeit stammen, wo die allerletzten Tcham vor den Annamiten flüchten mußten.

Diese verstreuten wenigen Flüchtlinge in Kambodscha besitzen kaum mehr nennenswerte Erinnerungen, und dies um so weniger, als sie, wie viele Tcham der Spätzeit, etwa des 15. Jahrhunderts, den aus Java herübergekommenen Islam angenommen hatten. In Pnom Penh sah ich öfter einige dieser Leute. Ich hielt sie für Malayen. Sie waren überhaupt kein Problem für mich. Gesicht wie Tracht stimmten durchaus. Auch von den Kambodschanern hoben sie sich nicht sonderlich stark ab. Eine malayisch-kambodschanische Mischung mußte als etwas ganz Naheliegendes erscheinen. Erst jetzt wird mir die tiefere Bedeutung meines Irrtums klar. Die malayischen Züge, also die Züge der schon stark ins Weddide hinübergleitenden südlichen und inselbewohnenden Palämongoliden von Sumatra, Borneo usw., die als die neside Unterrasse der Palämongoliden bezeichnet werden, eben diese Züge treten auch unter den Tcham auf. Tcham als Malayen? Auch ihre Sprache wird in den malayo-polynesischen Kreis gestellt, das Wortinventar ist zweifellos größtenteils malayisch, aber voller indischer, arabischer und annamitischer Übernahmen, und die grammatische Grundlage ist weitgehend monkmerisch. So dürfte auch die Typenanalyse der Tcham noch manches Interessante zu bieten haben.

79. Das Typenspiel eines Restvolkes

Zuerst nehme ich die Dorfchefs auf. Ich lasse dabei die steifen Turbane ablegen, dann wirken sie schon wesentlich weniger annamitisch. Beim Gefolge und Gesinde ist kaum hier oder da einmal ein Typus festzustellen, der südsinid aussieht. Eine Frau besitzt deutlich chinesischen Einschlag. Dann wird an Bauern gemessen, was erreichbar ist. Schließlich kommen die Frauen an die Reihe. Das macht nicht geringe Mühe. Es wird herangeschleppt, was das Unglück hat, den Amtsdienern im Dorf in die Hände zu fallen. Im ganzen fahre ich fünfmal hinaus in die Tchamdörfer, dann können die ersten typologischen Eindrücke zusammengefaßt werden.

Zunächst ist also durchaus klar, daß das Typengemisch der Tcham einen grundsätzlich andersgearteten Volkskörper als den der Annamiten aufbaut. Beide Völker haben nur gewisse Einschläge voneinander übernommen. Bei den Tcham fallen, abgesehen von diesen, vor allem zwei Formtendenzen sowohl bei Männern wie Frauen auf. Der eine Typus geht in Richtung der nesiden Malayen und erreicht deren kennzeichnende Züge sehr oft vollständig. Aber genau wie bei den Malayen selbst verrinnt er auf der anderen Seite in rein weddide Formen. Der andere Typus ist progressiver und bewegt sich in europiformer Richtung, ohne aber richtige europäische Züge, auch nicht südeuropide Züge, zu erreichen. Aber er steht bei Männern wie Frauen gar nicht selten unmittelbar davor. Der Einschlag einiger mongolider Formmerkmale läßt ihn einerseits gelegentlich in geradezu indianerhafte Typen übergehen, andererseits aber wird er, je mehr die progressiven Merkmale und die Gesichtslänge zurücktreten, immer weddidenähnlicher und verrinnt gewissermaßen ähnlich den malayischen Gesichtern schließlich in der gleichen weddiden Basis. Merkwürdigerweise finden sich die weddiden Typen, die an sich keineswegs die Hauptmenge der Bevölkerung ausmachen, eher etwas häufiger bei den Männern als bei den Frauen, und besonders als bei den älteren Frauen. Die Typenverteilung scheint also nach Geschlechtern und Altersklassen gewissen leichten Schwankungen zu unterliegen. Das wird beim malayischen Typus besonders klar. Dieser findet sich bei jüngeren Frauen und Männern entschieden häufiger. Im Alter schwindet also die Polsterung, und die Typenreihe wird bei den Frauen ein wenig mehr ins Europiforme, bei den Männern mehr ins Indianiforme verschoben. Auch schon bei den kleinen Kindern deuten sich die typischen Elemente in Körperbau wie Körperzügen an.

Es ist also keineswegs schwierig, die wesentlichen unterscheidenden Typenelemente der Tcham schärfer zu fassen. Es gibt zwei, wenn man will drei Haupttypen: 1. die nesiden Malayenähnlichen, 2. die progressiven Europäerähnlichen und 3. die weddiden Kambodschanerähnlichen. Dabei sei kurz daran erinnert, daß die Weddiden diejenige primitive, rötlichbraune Bevölkerung des Südens unseres europäisch-asiatischen Kontinents ist, die sich letztlich an westliche, also europäische Bildungen anschließt, daß die Palämongoliden aber diejenige primitive gelblichbraune Bevölkerung in Südasien darstellt, die sich mit sowohl ihrem kontinentalen oder pareïden wie ihrem insularen oder nesiden Flügel näher an die Mongoliden, also an ostasiatische Bildungen anschließt.

Bei den Tcham ist der Haupttypus 1, die nesiden Malayenähnlichen, durch einen mäßig hohen, etwa um 158 cm liegenden Wuchs, grazilen und sogar schlanken Bau, aber durch massige Gesichtszüge gekennzeichnet. Diese Massig-

a   b

Abb. 100 a—b. Malayiformer (nesider) Tchamtypus
(phot. v. E.)

keit liegt ausgesprochen im Untergesicht, dessen Backen hamsterartig aufgebläht und dessen Mundpartie mit richtiger Prognathie vorgetrieben erscheint. Dagegen ist die Stirngegend glatt und steil, während es bei den Annamiten gerade die starken Überaugenbögen und vorgetriebenen knöchernen Wangenbeine sind, die den Eindruck der Grobheit hervorrufen. Die neside Grobheit ist also durch die Weichteile, die südsinide Grobheit durch die Knochenunterlage bedingt, oder wenigstens in erster Linie bedingt. Bei den nesiden Tcham steht die Backe in Vorderansicht im Vergleich mit der kleinsten Stirnbreite eher noch weiter zur Seite als bei den Tonkinesen, aber deren starke Wangenbeine und starke Mongolenfalten fehlen. Nur eine deutliche Schlitzung pflegt immer vorhanden zu sein, dazu natürlich die Gerundetheit der Wangengegend, wie sie auch bei den Weddiden auftritt. Die Nase ist nicht stupsförmig verquollen und niedrigwurzelig wie bei den Südsiniden, sondern zeigt bei mittlerer Höhe eine nach vorn gerichtete Kuppe mit sehr deutlich abgesetzten Nasenflügeln. Auch die Lippen zeigen deutliches Philtrum und geschwungenen Bogen. An die Stelle der südsiniden Neigung zu Flachheit und Verquollenheit tritt also eine deutliche Neigung zum europiden Reliefreichtum. Bei älteren oder mageren Typen beginnt die Schwere des Untergesichts, da sie ja wesentlich auf Fett- und Muskelgewebe zurückzuführen ist, zu weichen, und es besteht daher eine leichte Tendenz zum Anschluß an den progressiven europiformen Typenkreis.

Als Haupttypus 2 bezeichnen wir eben diese Europiformen, die zwar noch nicht eigentliche Europide und ja geographisch auch fern von Europa wohnhaft sind, die aber in den Tendenzen ihrer Formbildung als solcher eindeutig die Richtung auf das Europide halten. Dieser Typus findet sich durchaus auch bei jungen Individuen. Der Körper ist hier hochwüchsiger, etwa um 162 cm, und grazil, dabei ausgesprochen kurvig. Die Ausbildung der Rückenlordose und — besonders bei Frauen — der Taille pflegt ja bei den südsiniden Tonkinesen nur gering zu sein. Das ist schon bei Kindern deutlich, die wie kleine Säckchen wirken können. Bei Tcham, und ganz besonders beim europiden Typus der

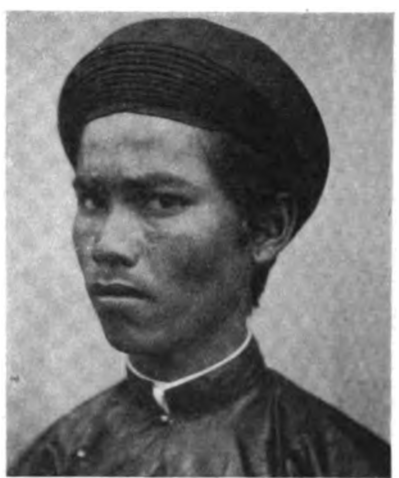
a   b

Abb. 101 a—b. Europiformer Tchamtypus
(phot. v. E.)

Tcham, schwingen Lordose und Taille dagegen deutlich ein, auch sind die Köpfe nicht so groß wie bei den Tonkinesen. Das Gesicht dieser Europiformen zeigt überhaupt keine Plumpheit mehr. Das sind vielmehr lange und magere Gesichter mit ziemlich schmaler, hoher und gerader Nase, Augen ohne Mongolenfalte, anliegenden Wangenbeinen und insgesamt einer verstärkten Relieftendenz. Einzelne Typen mögen entfernt an Indien erinnern. Bei verstärkter Magerkeit und vorgerückterem Alter tritt die Schmalheit der hohen Nase noch stärker heraus, und es findet sich eine nicht unbeträchtliche Faltigkeit, die sich besonders scharf in der Nasolabialgegend ausprägt und bei breitem Mund und in der Mischung unvermeidlich mitunter auftretenden verstärkten Wangenbeinen an Indianide erinnert.

In den Haupttypus 3, die Weddiden mit ihrem kleinen Wuchs um 154 cm und den knopfnasigen und steilstirnigen primitiven Rundgesichtern, münden alle beide vorgenannten Typen verständlicherweise ein. Man kann, je nachdem wie man will, die Weddiden auf primitive Europiforme, oder umgekehrt die Europiformen auf progressive weddide Tendenzen zurückführen. Man kann aber auch die Nesiden auf Weddide mit leichten mongoliden Tendenzen, oder umgekehrt die Weddiden auf Palämongolide mit verlorenen oder bis zur Unkenntlichkeit verdünnten Mongolidmerkmalen zurückführen. Denn die Natur kennt ja nie scharfe Gegensätze und Grenzen, sondern zeigt überall, in Entwicklung wie Raum, gleitende Übergänge. Was entscheiden muß, ist die Häufung, und nicht nur einfach von Merkmalen, sondern von somatischen Tendenzen. Es ist kein Zweifel, daß die primitive Tendenz des südlichen europiden Rassenkreises, die sich so schön bei z. B. zentralindischen Formen (Oraon) ausprägt, auch hier bei den Tcham klar heraustritt, und zwar ohne Beimischung einerseits der mongoliden oder andererseits der progressiv-europiden Tendenz. Man könnte also geneigt sein, den Tcham letzten Endes eine weddide Grundlage zuzusprechen, die eine eigene, europiforme Tendenz im Begriff ist zu ent-

a   b

Abb. 102 a—b. Weddider Tchamtypus
(phot. v. E.)

wickeln, und in der sich sehr beträchtliche neside und südsinide Einschläge nebst einigen pseudo-indianiden Sonderbildungen finden.

Nun werden auch gewisse territoriale Zusammenhänge klar. Die schmalgesichtigen und großäugigen Europiformen stecken zweifellos in nicht unbeträchtlichem Maße in der ganzen südannamitischen Bevölkerung drin, was besonders in Hué den Lokaltypus beeinflußt. Sie mögen von den Tcham direkt übernommen sein, aber der Einfluß mag ebensogut von einer Moigruppe ausgegangen sein, die möglicherweise oder auch nicht unter tchamischer Herrschaft stand. Und die plumpen malayischen Gesichter erweisen sich ebenso zweifellos als unmittelbar mit der nesiden Komponente unter den Tcham verknüpft. Wieder muß dabei die Frage offen bleiben, ob und wieweit es sich hier um eine besonders an die Tcham gebundene oder eine auch bei den Moi vorhandene Komponente handelt. In jedem Fall ist der in engerem Sinne annamitische Typus von Komponenten der Tcham beeinflußt, und es ist überraschend genug, daß bereits heute, nach wenigen Jahrzehnten und vielleicht nur rund einem Dutzend Generationen, ein klarer einheitlicher Volkstypus ausgesiebt worden ist.

Dabei unterscheiden sich die somatischen Haupttypen, wie sie sich in den Tchamdörfern bei Phanrang ergaben, auch insgesamt sehr deutlich von dem annamitischen oder gar tonkinesischen Volkskörper. Zunächst gehört ihre Hautfarbe (Unterarm, Innenseite) in eine mittlere rotbräunliche Reihe hinein, etwa um 15 der Farbentafel, bei jenen aber in eine helle gelbbräunliche Hautfarbenreihe hinein, etwa um die 12 mit Aufleuchtung durch 8. Manche Tcham können eine Hautfarbe von Nr. 22 besitzen. Sie sind also dunkler als die Lao, wenn auch immer noch etwas heller als die Siamesen. Das Haar ist bei allen Tcham weicher und welliger, und das liegt nicht nur an ihrer erschreckenden Unsauberkeit. Das südsinide Haar ist weitaus überwiegend schlicht. Der Bartwuchs erweist sich allerdings auch bei den Tcham als recht mäßig, was ja für Neside und Weddide auch im allgemeinen gilt, aber die tiefliegenden Augenbrauen, unter

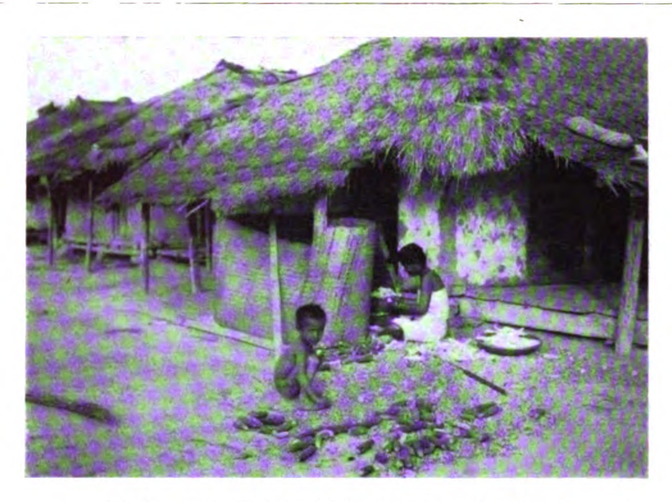


Abb. 103. Eine Hütte der Tcham
(phot. v. E.)

denen die Augenhöhle deutlich mit scharfem Rande einfällt, sind verhältnismäßig stark. Die Stimmen klingen rauher, voller, klarer, nichts findet sich vom zwitschernden Genäsel annamitischer Fistellagen. Im übrigen zeigt sich allgemein die Neigung zu Grazilität, zu harmonischerem Körperbau und zu reicherem Relief von Gesicht und Körper.

So hat die anthropologische Untersuchung der Tcham ein ebenso überraschendes wie eindeutiges Resultat gezeitigt. Sie stellen eine völlig andere Rassenmischung als die Annamiten dar, und ihre Typenkomponenten deuten sehr ausgesprochen in ganz bestimmte Richtungen. Dieser Volkskörper wurde im Lauf der letzten Jahrhunderte zerstückelt, zurückgedrängt oder vernichtet, und die Tcham haben als Volkskörper nahezu aufgehört zu existieren. Was noch blieb, wurde in den paar Dörfern um Phanrang zusammengepreßt oder verjagt. Wenn verjagt — dann wohin? Es gibt nur eine Zuflucht, und diese Zuflucht ist in jedem Sinne des Wortes sehr naheliegend. Es sind die Berge. Man sollte meinen, daß die Bergbewohner einem nicht einmal sehr schwachen Einfluß der Tcham gar nicht hätten entgehen können. Bei ihnen auch müssen daher die Anknüpfungspunkte für die rassischen Komponenten der Tcham liegen.

80. Dörfer der Tcham

Es kann nach allem, was wir sahen, nicht überraschen, daß auch die häusliche und soziale Kultur der Tcham recht merklich von der der Annamiten abweicht. Manches davon besitzt gewiß auch rassengeschichtliche und bevölkerungswissenschaftliche Bedeutung. Die wiederholten Besuche in verschiedenen Tchamdörfern gaben auch Gelegenheit, einige Beobachtungen darüber anzustellen.

Auf dem Weg zum Dorf rollt uns schwerfällig ein mächtiger Büffelkarren entgegen. Er hat eine merkwürdige Form. Wir müssen warten, ehe wir die Brücke passieren können. Ziegen und Büffelherden folgen, aber weder Schweine noch Kühe sind in Dorfnähe zu bemerken. Die Kuh sei heilig, wird mir erklärt, sie wird nicht zur Arbeit



Abb. 104. Eine Hütte der Südannamiten
(phot. v. E.)

oder Nahrung verwandt. Bambus- und Laubbäume, dabei offensichtlich auch Mangos und Wollbäume, stehen in Flußnähe. Aber völlig kahl liegt die Landschaft am Dorf da. Weite Reisfelder dehnen sich ringsum, sie waren schon der Reichtum des alten Tchampa. Auch Mais und Tabak fehlt nicht. Aber das letzte Grün hört am Dorf selbst auf. Graue, sparrige Steckenverhaue umschließen jedes Gehöft. Die Annamiten ziehen lebende, grüne Hecken vor. Hier starren nur tote Zweige und Dornen. Auch auf Höfen und Wegen ist nichts Grünes, nicht einmal etwas Gras, zu entdecken. Trostlos sind die Pfade, trostlos die Landschaft, trostlos die Dörfer.

Zu jedem Grundstück führt ein richtiges Tor mit hölzernem Rahmen. Dahinter liegen zwei oder drei niedrige Hüttchen. Sie sind ausnehmend klein. Breit schweift das Dach nieder und überschattet eine steckengetragene Veranda, deren Eingang kaum mehr als einen Meter hoch ist. Aber auch die Eingangstür des Hauses selbst ist kaum mehr als $1^1/_2$ Meter hoch. Die Wände bestehen aus Lehmbewurf oder nur aus enggeflochtenem Bambus, aber es finden sich richtige Dielen. Darunter schnattert und gackert es. Denn das ganze Puppenhäuschen steht auf kurzen Pfählen etwa 20 cm über dem Boden. Das ist weder ein Pfahlbau wie bei den Lao, noch eine ebenerdige Hütte wie bei den Annamiten. Winzig sind die einzelnen Räume, umfassen nur je wenige Quadratmeter und sind hinter ihren festen Schiebetüren noch dazu oft stockfinster. Drinnen stehen vor allen Dingen Pritschen mit Matten, aber auch Körbe und Truhen, gelegentlich sogar auf Holzrädern. Die hinteren Räume, ersichtlich für die Frauen bestimmt, enthalten auch Reis- und Maiskörbe, Schnapskrüge und Dörrgemüse. Überall steckt im Sparrenwerk des Daches natürlich allerhand Kleinzeug. Aber es ist nicht verräuchert, wie man es sonst gewöhnt ist, auch fehlen alle Küchengeräte. Draußen im Hof aber steht ein winziges Häuschen, oft nur ein Dach auf vier oder sechs Stecken, wo auf drei Steinen oder einem niedrigen Erdofen gekocht wird. Billiges chinesisches Geschirr, Stäbchen, Kokosschalen, Kürbiskalabassen liegen herum. Auch Ziegen und Hühner hocken unter solchen Verschlägen, Ackergeräte werden dort gefertigt, Mais und Reis gestampft und enthülst. Es liegen auch Mörser und Joche, Reusen, Netze, Wagenteile und Worfeln dort aufgestapelt. Ganz offenbar ist das Haus nur für die Nachtruhe und für die Vorräte gedacht und die Leute leben hauptsächlich unter Vordach oder Verschlägen. Unglaublich schmutzige, magere und wundenbedeckte Köter verfolgen alle meine Bewegungen und nehmen beim Herunterkriechen unter die niedrigen Dächer, Türen und Verschläge jede Gelegenheit zu nicht immer

erfolglosen Angriffen wahr. Das Prasseln zahlreicher Projektile scheinen sie viel zu gewohnt zu sein, um sich besonders beeindrucken zu lassen. Immer wieder treffe ich nur ganz alte und ungemein zerfältelte Frauen oder kleine Kinder an. Auch Höfe, Wege, Landschaften sind menschenleer, vielleicht nicht alle Körbe.

Es war und ist aber in den Häusern der Dorfältesten, die als einzige aus Stein gebaut sind, hinreichende Gelegenheit zur Beobachtung der Tracht gegeben. Am meisten fällt bei Männern wie Frauen der Sarong auf, ein bei den Männern meist weißes, bei Frauen farbiges Hüfttuch statt der weißen annamitischen Hosen. Viele Männer bevorzugen diese schon. Aber die Frauen bewahren hier wie sonst das ältere Kulturgut: den großen Turban, den Sarong, Reihen von zwei oder drei langen Glasperlenketten bis zum Gürtel, runde Ohrringe mit langbaumelnden weinroten Fransen. Die Jacken zeigen kleinen spitzen Ausschnitt und ganz enganliegende Ärmel. Grün ist bevorzugt. Vielleicht geht das doch auf die Zeit der sehr starken islamischen Einflüsse im alten Tchampa zurück.

Viele der alten Frauen tragen nur den Sarong. Offenbar sind die Tcham ähnlich den Lao oder Radé keineswegs so brustscheu wie die Annamitinnen. Aber sie starren oft vor Schmutz, wirr schlagen die Strähnen des ungepflegten Haares um das Gesicht. Auch auf die Körperhaltung wird merkwürdig wenig Wert gelegt. Wenn sich die Frauen zum Photographieren aufbauen, sind die Bäuche weit vorgestreckt und die engbeärmelten dünnen Arme hängen nach rückwärts. Alles läuft barfuß. Das fröhliche Klappern annamitischer Sandalen fehlt. Lautlos huschen auch, wenn der Abend sinkt, die Gestalten zum Bach, den Wasserkübel auf dem Kopf wie bei den Indern, nicht auf der Tragstange wie bei den Annamiten. Sehr vergnügt ist dabei die Jugend. Gedrückt erscheinen die Älteren. Man sagt ihnen auch Mißtrauen und Fanatismus nach, man wirft ihnen von europäischer Seite aus — wie den Annamiten — vor, daß sie lügnerisch, eitel und faul seien. Aber teils dürfte dabei wohl auch ein Mißverstehen, teils die Aktivierung von, wie man sagen könnte, Elendseigenschaften eine Rolle spielen. Nur daß die Tcham — sehr im Gegensatz zu den Annamiten — auch undankbar und respektlos sind, mag direkt oder indirekt auf rassenpsychologische Züge zurückgehen. Gewiß ist das bei der unter Scheu, Stolz und Verachtung schlummernden ausgesprochenen Weichheit und Tiefe ihres Gemütslebens der Fall. Sie tanzen und dichten auch gerne. Aber eine richtige Völkerpsychologie der Tcham, die Rasse und Elendslage, Züge und Erziehung, Eigenes und Fremdes trennt, ist noch zu schreiben. Bald wird es zu spät sein. Sehr kinderarm sind die Tcham, was besonders gegenüber dem unglaublichen Kinderreichtum der Annamiten auffällt und nicht ohne rasche Wirkung bleiben kann. Es soll auch ein starker Frauenüberschuß bestehen. Das ist merkwürdig. Die Stellung der Frau in der sozialen Gemeinschaft der Tcham ist an sich schon eigenartig.

Die Frauen sind die eigentlichen „Herren im Haus" der Tcham, denn die soziale Organisation der Tcham ist matriarchalisch. Alle Erbschaften laufen durch die weibliche Linie. Schon das Mädchen sucht sich ihren Jungen aus und heiratet den, den sie sich aussucht, nicht umgekehrt. Auch sie bestimmt später, ob eine Scheidung eintreten soll, und ob eine Nebenfrau genommen werden darf oder soll. Allerdings lastet gleichzeitig auch die weitaus meiste Arbeit auf den Schultern der Frau, und nicht nur im Haus. Die Männer faulenzen dagegen auf das ausgiebigste. Beide Teile halten das durchaus für den einzig natürlichen und möglichen Stil des Zusammenlebens. Schwer vereinbar mit diesem Einfluß

und den Leistungen der Frau scheint die große Scheu, ja Angst zu sein, die sie oft bekunden. Aber die Scheu setzt nur gegenüber den Fremden ein. Seit Jahrhunderten sind diese übermächtig und fast immer feindlich gesonnen gewesen, und bei all den Kriegen und Unterdrückungen standen die jungen Frauen unweigerlich in Gefahr. So wurde Flucht zur Gewohnheit. Denn die Frauen hüten nicht nur die alten kulturellen Traditionen, sondern auch die alten blutsmäßigen Traditionen, und zwar sehr bewußt. Sie sind alles andere als leichtfertig. Es gibt nur sehr wenige Mischlinge zwischen Annamiten und Tcham. Fremdes Blut ist fast stets aufgezwungenes Blut, trotz der Armut. In keiner Stadt gibt es Tchamdirnen. Bei allem Schmutz, aller Verachtung und Unterdrückung haben sich die Tcham einen ausgesprochenen Stolz bewahrt. Sie hassen die Annamiten aus tiefstem Herzen. Eine Tcham, die einen Annamiten zur rechten oder linken Hand heiratet, ist so gut wie ausgestoßen.

Von annamitischer Seite werden Haß und Verachtung in vollem Maße erwidert. Die verschiedenen Sozialsysteme, verschiedene Nahrung, Tracht und Sprache verhindern Verbindungen. Auch die Annamiten wollen diese gar nicht, obwohl die Tchammädchen, das mußte mein Begleiter zugeben, oft sehr nett sind. „Aber sie stinken gräßlich.“ Tatsächlich mußte auch ich einen sehr eigenartigen, aber nicht unbedingt unangenehmen, süßlich-räucherigen Eigengeruch feststellen. Die Ursache wird, wenn keineswegs allein, so doch in der Hauptsache in Nahrung und Lebensweise liegen, und zur letzteren gehört gewiß auch die geringe Körperpflege, die für die nötige Beteiligung des Rassenmoments sorgt. Aber die Zeit fehlt, dem nachzugehen.

Nur die Tempel sollen noch besucht werden. Die beiden Priester in ihren weißen Mänteln und in großen weißen Turbanen mit breiter goldgewirkter Borte sind leider gar nicht gesprächig. Sie zeigen einige topfartige Silbergefäße, die reich mit Arabesken geschmückt sind. Auch gute Webearbeiten bekomme ich zu sehen. Die Kanten zeigen metalldurchwirkte, vorwiegend rotgoldene Muster, deren Sinn bis zur Unkenntlichkeit verwischt erscheint. Schnitzereien finden sich, trotz der auffallend reichen Verwendung von Holz, nur wenig. Nur die Fensterflügel des Gemeindehauses zeigen Arabesken. „Sie sind sehr alt, heute kann das keiner mehr von uns.“ Nur dort und in dem Mandarinenhaus gibt es auch Tische und Stühle. Keinerlei Schnitzereien zeigt der Tempel. Das ist ein mäßig großer rechteckiger Bau, fast kahl im Innern, der nur mit alleräußerstem Widerstreben gezeigt wird. Er ist außen mit typischen annamitischen Linien und Figuren bemalt und von einer mächtigen, haushohen Pallisade mit Gabelstützen und Querbalken umgeben. So wirkt er geradezu wie eine Burgkirche.

Auch die großen alten Tempelbauten des nahen Po Klong Garai sehe ich mir noch genau an. Eifrig betet der Dorfchef draußen, wie ich im Innern bin. Ich frage ihn nach Alter und Herkunft des Tempels. Erst 1445, als das Reich im Norden zusammenbrach, sind wir hierhergekommen. (Merkwürdig, das müßte doch 1471 heißen.) Damals wohnte niemand hier. (Aber die Tempel sind doch älter.) Eigentlich kommen wir aus Indien, dort gibt es Leute, die sprechen unsere Sprache. (Fabelhaft — solche Sachen wissen die Leute? Vielleicht gibt es doch noch irgendwo einige Schriftrollen aus den alten Bibliotheken.) Ich frage weiter. „Ach, nein“, meint der Alte, „vor 20 Jahren ist einmal ein französischer Mandarin aus Hanoi hier gewesen, der konnte sogar Tcham sprechen, und der hat das alles gewußt.“

81. Beziehungen zwischen Tcham und Moi

Hier brennen annamitische Räucherkerzen vor den Tchamtempeln, und dort respektieren die Tchampriester die magischen Figuren der Annamiten. Ein starker magisch-animistischer Einschlag ist also in der ganzen Bevölkerung festzustellen. Aber das Übergewicht besitzt zweifellos die Magie der Tcham. Vor ihr haben die Annamiten eine außerordentliche Angst. Die Beschwörungen und Mixturen der Tcham gelten als unfehlbar. Das ist nicht überraschend. Auch in Indien ruft noch heute in allen waldnahen Provinzen der Zamindar, der reiche Landbesitzer, den elenden und kümmerlichen Baiga, wenn bei den Landfragen irgendwelche Rechtstitel oder religiöse Momente berührt werden. Der Baiga ist der vertriebene Urbewohner. Seine Götter und Geister sind an den Boden gebunden. Die Tcham konnten getötet oder vertrieben werden, aber die alten Geister haben noch Macht über den alten Boden und was auf ihm lebt. In ihrer Obhut stehen Tempel und Liegenschaften, ihrem Zauber unterliegen Bodenrecht und Besitz und die Wünsche und Hoffnungen, Liebe, Haß und Jenseitsleben der Neubewohner. Sie schützen Glück und Schätze. Sie schützen die Schätze der Annamiten, wenn diese sie anrufen und beschenken, genau so wie die der Tcham.

Solche Schätze der Tcham sind keinesfalls Sage. Sie bestehen meist aus Silberarbeiten. Goldener getriebener Götterschmuck, Platten, Ketten und Tiaras von Götterbildern wurden zwar unter dem Fußboden der eingestürzten Tempel von Mison gefunden, aber von den anscheinend ungeheuren Goldschätzen, die einst die Tonkinesen, Kmer und Malayen unentwegt in Tchampa fanden, ist so gut wie nichts mehr unter den heutigen dörflichen oder privaten Kostbarkeiten vorhanden. Meist handelt es sich um gepunzte Arbeit. Der Stil ist bei allen Stücken sehr ähnlich. Sie dürften verhältnismäßig neueren Datums sein, vielleicht aus dem 16. bis 18. Jahrhundert stammen. Einiges, wie Waffenformen und besonders die metalldurchwirkten Webearbeiten, kann aber auch ein erheblich höheres Alter besitzen. Von all dem befindet sich noch manches in den paar restlichen Tchamdörfern im Süden. Aber das sind doch immer nur sehr kleine Schätze.

Auch der Schatz der letzten „Königin" ist nicht groß, besteht aus ein oder zwei Dutzend Stücken. Sie wird zudem bezweifelt. Vielleicht stammt sie auch wirklich nicht mehr in direkter Linie von den letzten Tchamkönigen ab, stammt nicht aus der allein gültigen weiblichen Hauptlinie, sondern aus irgendeiner bedeutungslosen männlichen Nebenlinie. Jedenfalls lebt sie seit langem im Konkubinat mit einem annamitischen Grundbesitzer, und die Tcham erkennen sie nicht an, die Franzosen mögen sie nicht. Es hat Hecheleien und Betteleien gegeben, heißt es. Die letzte anerkannte Königin, die vor einigen Jahrzehnten starb, schien dagegen eine recht würdige Dame gewesen zu sein, würdiger als die allesamt recht würdelos verbliebenen Tcham, von denen kein einziger den Eindruck macht, als ob er aus einer auch nur einigermaßen alten Familie stamme. Bei der alten Königin war die richtige direkte Abstammung eindeutig. Aber beide Königinnen haben keine Nachkommen. Es ist zu Ende mit den Tcham.

Diese letzte rechtmäßige Königin verfügte nicht ohne weiteres über ihren Schatz, der im Gegensatz zu dem erwähnten dörflichen Besitz keineswegs un-

beträchtlich war. Er war im Grunde genommen gar nicht in ihrer Hand. Das gilt für alle großen Tchamschätze, die bisher bekannt wurden. Vielleicht ist das auch gut so, bei den Tcham selbst sind sie nicht mehr sicher. Aber auch die Annamiten haben keinen Einfluß auf die alten Königsschätze, sonst wären sie längst eingeschmolzen. Sie sind vielmehr bei den Moi, bei den Bergbewohnern, versteckt, und zwar an äußerst unzugänglichen Stellen. Etwa 20 solcher Schätze sind bisher bekannt. Manche von ihnen bestehen aus vielen hundert Stücken: Schwertern, Hellebarden und Krisen, Geweben, Kleidern, Tiaras, Kronen und unzähligen Gefäßen, Ringen, Ketten. Es war noch vor kurzem äußerst schwierig, sie zu Gesicht zu bekommen. Die Moi bewahrten absolutes Schweigen. Immer war es nur ein Zufall, der den einen oder anderen Schatz zur Kenntnis der Europäer brachte. Einer der größten dieser Schätze wurde von der Ecole Française d'Extrême Orient unter Denkmalsschutz gestellt und inventarisiert. Aber alles bisher bekannte Material stammt kaum aus der Zeit der Hochblüte des Reiches. Die Kunstreste der Tempel sind schöner, selbst die der jüngsten Perioden. In Banmethuot sah ich in der Hand eines französischen Beamten einen vollendet formschönen Apsarakopf aus Po Nagar. Mit diesen Dingen halten die Königsschätze nicht mehr Schritt, von denen es gewiß noch viele unbekannte Depots gibt, natürlich bei den Moi. Es ist eine merkwürdige Angelegenheit um diese Symbiose zwischen Moi und Tcham.

82. Symbiose oder Konföderation?

Vielleicht ist es aber auch gar nicht richtig, hier von einer Symbiose zu sprechen, so sehr auch das Verhältnis von Tcham zu Moi als eine solche dargestellt wird. Man erfährt in diesem Zusammenhang z. B. auch, daß „die Moi" eine blinde Anhänglichkeit an jene erwähnte alte Königin besessen haben sollen. Welche Moi? Sie sollen weiterhin auch gesagt haben, daß das auch ihre Königin sei. Das ist mehr als Symbiose — aber wieder: w e l c h e Moi sagten so? Es gibt matriarchalische und patriarchalische, kmer- und malayischsprechende, recht zivilisierte und denkbar primitive Moi. Jedenfalls sind solche Moi, die die Tchamkönigin als ihre eigene Herrscherin ansehen, die die absolute Treue gegenüber alten Tchamfamilien wahren, den Staats- und Fürstenbesitz mit unbestechlicher Zuverlässigkeit hüten und noch heute fast für nichts auf den Feldern der Tcham arbeiten, keine einfachen Freunde oder Bundesgenossen mehr. Sie bringen auch Waren aus den Wäldern, besonders Wildbret, dann Harz, Wachs, Riechhölzer, auch Schweine, Hühner, Holz, Honig, die sie den Tcham für Kleidung oder Salz geben. Und dieser offenbar uralte Tauschhandel geht durchaus zugunsten der Tcham vor sich. Die Annamiten haben sich nicht dazwischendrängen können, obwohl viel dabei zu verdienen wäre, denn die Moi geben doppelt im Wert. Sie sind nicht dumm, sie müssen das wissen. Sie wollen aber Vorteile und Zusammenhang mit den Tcham, und nur mit diesen. Das ist nicht mehr nur Symbiose oder Hörigkeit, das ist vollständige Zusammengehörigkeit, und zwar eine im tiefsten Unterbewußtsein verankerte Schicksalsgemeinschaft, die längst zu einer Selbstverständlichkeit wurde und als solche das wirtschaftliche und soziale Leben beider Gruppen mitbestimmt. Das Verhältnis von Moi zu Tcham ist also keineswegs nur als Freundschaft oder Symbiose abzutun.

Allerdings kommen dabei nicht alle Moi in Frage. Dieses vage annamitische

Wort umfaßt alle nichtannamitischen Bergbewohner. Nur ein Teil von ihnen spricht Sprachen, die auch den Tcham verständlich sind. Gerade diese scheinen bei weitem am engsten von dem Zusammengehörigkeitsgefühl ergriffen zu sein, was nur verständlich ist. Aber es ist sicher, daß selbst heute noch der Tchameinfluß über diese Stämme hinausgeht. Einige von den Waldstämmen sprechen sogar ein unverfälschtes Tcham. Man berichtete mir in Phanrang, daß ein französischer Beamter, der Radé sprach, sich auch ohne weiteres in den Tchamdörfern unterhalten konnte. Wenn aber solche „Moi" dieselbe Sprache wie die Tcham sprechen, deren Königin als die eigene anerkennen und die Staatsschätze bewachen oder in Besitz haben — können sie dann überhaupt noch als andere Leute als die Tcham selbst bezeichnet werden? Man müßte sie sehen, um das zu entscheiden.

Die rassische Zusammensetzung hatte das letzte Wort zu sprechen. Denn der Einfluß der Kultur ist hier nur bedingt. Gewiß ist die Kultur aller Bergvölker primitiv. Aber in tropischen Ländern richtet sich die Kultur nach der Wirtschaft; und beide sind nicht so stark eingeebnet wie in Europa. Aber selbst dort, selbst im Herzen beispielsweise des Massiv Central in Frankreich, sah ich primitivste Einzimmerhütten, in denen Menschen, Perlhühner und schwarze Schweine zusammen hausten, und der Rassentypus der Bewohner war doch kein anderer, als der der Bewohner von Limoges unten in dem Tal. Verschiedene Wirtschaft und verschiedene Gebräuche formten einst und erhalten noch heute in den Tropen die Stämme. Aus solchen Stämmen oft gleicher Rasse aber verschiedener Kultur wurden einst alle Reiche gebildet. In den Reisfeldkammern der langen Küste von Tchampa müssen aber vor Beginn des Tchamreiches erhebliche derartige Unterschiede bestanden haben, und die Abkapselung der Landschaften mußte das Erhaltenbleiben dieser Stammesunterschiede auch später noch stark unterstützt haben.

Einige Gelehrte glauben, daß Tchampa in den nachchristlichen Jahrhunderten im Norden und erst unter unmittelbarem Einfluß der staatsbildenden Kräfte der benachbarten Chinesen zu einer staatlichen Einheit gekommen sei. (Losreißen der Herrschaft Lin-yi aus der chinesischen Kommanderie Je-nan durch „Kiu-lien" 192 n. Chr.). Gewiß ist, daß im Süden, gerade um Quinhon und Phanrang (also Vijaya und Panduranga) immer Fürstentümer bestanden haben, deren Herrscher oder Gouverneure auch selbst zur Blütezeit des Königtums große Vorrechte genossen. Panduranga durfte immer eigene Gesandtschaften an den chinesischen Hof senden. Noch 757—860 stellte es sogar die Reichsdynastie, während es 1050 vom Reich unterworfen werden mußte, ebenso 1084. Zur gleichen Zeit wurde eine andere selbständige Herrschaft zurückgegliedert, die der Randai, die heute Radé genannt werden und eigentlich Nakdé heißen, Leute auf den südlichen Hochplateaus. Auch die letzten Überbleibsel nach der großen Zerschlagung von 1471 splitterten ja wieder in eine Reihe solcher Fürstentümer, deren letztes Phanrang war, auf. Die vielen Piratereien, deretwegen die Tcham gefürchtet waren, gingen gleichfalls stets nur von Einzelteilen des Reiches aus, und es blieb eben auch bei solchen Piratereien, weil die endlos lange Küste gemeinsame Aktionen erschwerte. Am Hof gab es deshalb oft Hader und der Zusammenhang der Provinzen war wiederholt sehr locker.

Allerdings kennen wir davon keine weiteren Einzelheiten. Schon nach Eroberung der alten Hauptstadt im 7. Jahrhundert rühmen sich die Tonkinesen,

daß sie umfangreiche Bibliotheken der Tcham verbrannten. Sie taten es später noch oft. Die Archive — bis ins 9. Jahrhundert in Sanskrit, dann in Tcham abgefaßt — sind alle und endgültig verloren, die Auskünfte der annamitischen Annalen, so wertvoll an sich, bleiben mager. Doch wissen wir immerhin, daß es auch in der Blütezeit des Reiches noch eine Clanorganisation gab. Es bestand beispielsweise ein Clan der Wollbaumleute, ein anderer der Arekaleute, bzw. des Arekastammes, usw. Das weist sehr deutlich auf einen noch blühenden Stammesbestand hin. Tchampa war also eine Vielheit. Es war gewiß ein einiges Reich, aber ob ein einheitliches? Das gesamte Staatsgebilde trug viel eher den Stempel einer Koalition mit ausgeprägter Zentralgewalt. Diese faßte die zahlreichen Clane, Stämme und Gaue zusammen. Richtige Tcham waren nur die Herrenschicht, die anderen waren Mitglieder des Reichs.

Damit bekommt aber auch das Verhältnis von Tcham und Moi ein anderes Gesicht. Wie liegen die Dinge, wenn diese Freundschaft der sog. Moi nur von ganz bestimmten Gruppen ausgeht, wie, wenn diese Gruppen somatische Beziehungen zu den Tcham zeigen, vielleicht gar matriarchalisch und malayischsprechend sind? Dann wäre Tchampa als eine Stammeskoalition anzusehen, in die die rassisch und sprachlich den Tcham zugehörigen Moi ohne weiteres einzugliedern wären. Denn sie waren ja dann entweder ursprüngliche Tcham oder später verdrängte Tchampaleute. Dann gäbe es in Wirklichkeit weit mehr Tcham als nur jene wenigen im Süden von Annam. Und wo sollen eigentlich auch die Tcham geblieben sein, die bei jeder einzelnen der einstigen Niedermetzeleien schließlich und endlich doch entrinnen konnten? Sie werden sich doch nicht alle haben stur abschlachten lassen, wo der bergende Wald oft nur ein paar Kilometer hinter ihren Siedlungen lag. Ohne eine genaue Klärung dessen, was sich heute hinter dem vagen Ausdruck Moi verbirgt, war darüber aber nichts festzustellen.

Bei den Moi also liegt der Schlüssel zum letzten Verständnis der Rassengeschichte und Typenverteilung von Indochina und deren Schußstein. Zu den Moi sollte die letzte Kundfahrt in Indochina führen.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine Biologie

Beurlen, K.: *Die Bedeutung der organischen Entwicklung für die Erdgeschichte.* Nova Acta Leopoldina. N.F. V, 369—391, 1939.

Verf. gehört zu denjenigen Geologen, die die Erdgeschichte nicht losgelöst vom Ablauf des Lebens betrachten, sondern als Biologen erkannt haben, daß sowohl die Erdgeschichte wie auch die Geschichte des Lebens nur dann dem Verständnis nähergeführt werden kann, wenn man Gesamtheitsforschung treibt. So zeigt der Kieler Geologe in dem vorliegenden Aufsatz in anregender Weise an Hand einiger Beispiele, wie die Entwicklung des Lebens in die erdgeschichtlichen Abläufe eingegriffen hat und heute noch eingreift. Daß eine solche Betrachtungsweise für die Abstammungslehre unter Umständen bedeutsame Konsequenzen haben kann, liegt auf der Hand. Es sei deshalb hier auf die Ausführungen des Verf. besonders hingewiesen.

G. Heberer, Jena.

***Dobzhansky, Th.:** *Die genetischen Grundlagen der Artbildung.* Nach der englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. Witta Lerche, Berlin. VIII, 252 S., mit 22 Abb. im Text. G. Fischer, Jena 1939. (Brosch. RM 9.50; geb. RM 11.—.)

Ein berufener Fachmann behandelt hier beinahe erschöpfend das Evolutionsproblem vom Standpunkt der Genetik aus, die heute zu diesen Fragen die engsten Beziehungen besitzt und die zur Analyse der Kräfte beim Ablauf der Evolution allein berufen ist. Als die für die Phylogenie wesentlich maßgebenden Faktoren erkennt der Verf. die verschiedenen Mutationstypen und die Auslese (die „statische" und die „dynamische" Seite der Entwicklung). Die vielen Beispiele vor allem aus der Chromosomengenetik zeigen mit aller Klarheit, daß wir mit den durch die Genetik erschlossenen und analysierten (bzw. analysierbaren) Faktoren zur Erklärung der Phylogenie auskommen. Besondere Gesetzmäßigkeiten für die Entstehung von „Arten", „Gattungen" usw. anzunehmen, ist nicht allein unnötig, sondern sogar falsch, da die experimentelle Genetik eindeutig erwiesen hat, daß die „Makroevolution" (vgl. manche paläontologische Vorstellung) nur durch mikroevolutionistische Schritte gedeutet werden kann. — Das Werk bietet eine Fülle an Material und ist zur Orientierung wie als Nachschlagebuch gleich gut geeignet. — Frl. Dr. Lerche muß man danken für die umsichtige und klare Übersetzung des nicht immer leichten Textes.

W. Zündorf, Jena.

Eller, K.: *Versuch einer historischen und geographischen Analyse zur Rassen- und Artbildung.* (Auf Grund von Untersuch. i. d. Papilio-machaon-Gruppe Lep. Rhop.) Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXVII, 135—171, 1939.

Diese Arbeit versucht, dynamische und ganzheitliche Gesichtspunkte auch an Fragen der zoologischen Systematik heranzutragen und sie dadurch lebensnäher und erkenntnisreicher zu gestalten. Sie gelangt dabei zu Schlüssen, die auch für die Biologen und Systematiker der Menschenrassen von Bedeutung sind. Dabei werden die Reinigschen Stamm- oder Refugialrassen der Schmetterlinge weiter ausgebaut, die nach der Eiszeit in ihre neuen postglazialen Invasionsgebiete allmählich einfielen — genau so wie natürlich die Hominiden. Die Fragen der Rassenbildung und Variabilität, der Auslesesiebung und Standortmodifikationen, auch die Wertigkeit der Merkmale und der Übergangsreihen der Formen können somit hier an einem gänzlich unverfänglichen Material wichtigen allgemeinbiologischen Erkenntnissen zugeführt werden. Dabei handelt es sich um Einzelfragen, die für die Hominiden teils angenommen, teils, wie die Standortsformen der Biotypen für die Hominiden, neuerdings auch exakt nachgewiesen werden konnten. Denn der Mensch stellt sich nun einmal nicht außerhalb der Naturgesetze der übrigen Lebewelt.

v. E.

*__Kögel, G.:__ *Die Transdeszendenzlehre. Grundfragen der Biologie und Biophysik.* 84 S., Boltze, Karlsruhe/Leipzig 1939. (RM 6.20.)

Ein Versuch, zu einer neuen Einheit von Physik und Biologie zu kommen. „Transelemente" von einer im Vergleich zu den Elementenarten, welche die bisherige Atomphysik behandelt, anderen Kernbindung sollen hinter dem biologischen Geschehen stehen, auch die Deszendenz von innen heraus bestimmend. F. Keiter, Würzburg.

Melchers, G.: *Genetik und Evolution.* (Bericht eines Botanikers.) Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXVI, 229—259, 1938.

Auf knappstem Raum ein vorzüglicher Überblick über das Material, welches der pflanzliche Genetiker heute zur Lösung des Evolutionsproblems beitragen kann. Behandelt werden die Mutationen als das Evolutionsmaterial, Selektion und Isolation als die Faktoren, die Anpassung und Differenzierung bewirken. Dazu werden Sippenanalysen unter verschiedenen Fragestellungen zusammengestellt. — Verf. kommt zu dem Schluß, daß die Evolution ohne Schwierigkeiten auf die behandelten Faktoren zurückführbar ist und daß ein denknotwendiges Bedürfnis zur Einführung weiterer Faktoren nicht vorliege. Es besteht so volle Übereinstimmung mit den von der zoologischen Seite vertretenen Auffassung. G. Heberer, Jena.

*__v. Schoen-Wildenegg, E. P.:__ *Urmaß und Schöpfung. Neuentdeckte Gesetzlichkeiten.* 235 S., G. Schoenfeld, Berlin 1938. (RM 7.80.)

Die vom Verf. „ergründeten Beziehungen zwischen biologischen und kosmischen Gesetzlichkeiten", zwischen der bei ihm die größte Rolle spielenden „genetischen Reihe" 1, 2, 3, 5, 8... (jede Zahl die Summe der beiden Vorgänger), der Fünffingrigkeit, dem Goldenen Schnitt, Konstanten des Planetensystems und des Weltalls, der Zahl pi usf., haben weder mit der heutigen Wissenschaft noch mit der exakten Forschungsweise früherer Gelehrter, z. B. des vom Verf. vielzitierten Kepler, etwas gemein. Kennzeichnend für den Inhalt, für den Biologen von Interesse und dabei vielleicht am wenigsten anzweifelbar ist z. B. die Behauptung, die Gliederung des Armes (bzw. Beines) in 1 Oberarmknochen, 2 Unterarmknochen, 3 (?) Handwurzelknochen in der ersten und 5 in der zweiten Reihe — damit endet die Übereinstimmung — sei eine Auswirkung der genannten genetischen Reihe. W. Ludwig, Halle.

Stubbe, H. und **Döring, H.:** *Untersuchungen über experimentelle Auslösung von Mutationen bei Antirrhinum majus VII.* Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXV, 341—351, 1938.

Mangel an bestimmten Nährstoffen, d. h. Störung des Nährstoffwechsel-Gleichgewichts erhöht in statistisch gesichertem Grade die Mutationsraten, nicht dagegen allgemeiner Nährstoffmangel. Untersucht wird der Mangel von Stickstoff, Phosphor und Schwefel, also solchen Stoffen, die wahrscheinlich am molekularen Aufbau der Gene beteiligt sind. I. Schwidetzky, Breslau.

Timoféeff-Ressovsky, N. W.: *Genetik und Evolution.* (13. Jahresvers. d. Deutsch. Ges. f. Vererbungswiss. in Würzburg 1938.) Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXVI, 158—219, 1939.

In diesem inhaltsreichen und wegweisenden Vortrag zeigt Timoféeff-Ressovsky an Hand einer Fülle von Beobachtungen aus der modernen Erbforschung, „wie die experimentelle Genetik alle nötigen Tatsachen, Vorgänge und Vorstellungen für Theorienbildungen über den Mechanismus der Mikroevolution zu liefern schon imstande ist". Der Vortrag wird für Diskussionen über das Evolutionsproblem von grundsätzlicher Bedeutung sein, da er in konzentriertester Form alle wesentlichen und neuesten Argumente für eine genetische Theorie der Evolution bringt.

W. Zündorf, Jena.

Alverdes, F.: *Die Bedeutung der Begriffe Finalität, Zweckmäßigkeit und Sinn innerhalb der Biologie.* Forsch. Fortschr. XV, 303—304, 1939.

Feuerborn, H. J.: *Zum Begriffe der „Ganzheit" lebender Systeme.* Naturwiss. XXVI, 761 bis 771, 1938.

Gilchrist, F. G.: *The nature of organic wholeness.* Quart. Rev. Biol. XII, 251—270, 1937.

Jordan, P.: *Strahlenbiologische Erforschung des Lebensgeschehens.* Umschau XLIII, 435—437, 1939.

*__Lefèvre, J.:__ *Manuel critique de biologie.* 1048 S. Masson & Cie., Paris 1938. (Fr. 190.—.)

Rode, P.: *Considérations biologiques et biogéographiques sur les primates de l'Afrique.* Scientia LXIV, 27—36, 1938

Young, C. W. and others: *The Human Organism and the World of Life, a Survey in Biological Science.* 657 S. Harper, London 1938. (10 s 6 d.)

Rassenhygiene

***Exner, F.:** *Kriminalbiologie.* 366 S., Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939. (Brosch. RM. 12.50, Lwd. RM. 15.—.)

Das ausgezeichnete Werk gibt eine handliche und umfassende Gesamtdarstellung des Gegenstandes. Leitgesichtspunkt ist die Rückbeziehung der Tatsachen auf Anlage- und Umweltbedingungen, wobei zunächst die kriminalstatistischen Befunde und die Frage nach dem Verbrechen im Leben der Volksgemeinschaft, dann psychologische und soziologische Befunde und die Fragen nach der individuellen Lebensbedingtheit der Kriminalität im Täter und nach der besonderen psychologisch-soziologischen Aktualbedingtheit der kriminellen Tat behandelt werden. Dabei wird eine Fülle von sonst verstreutem Einzelmaterial verarbeitet und geschickt in wohlabgewogener Art dargestellt. Von besonderem Wert sind wegen der Vorsicht der Betrachtung die Abschnitte „Volkscharakter und Verbrechen", „Person des Täters", in denen vom kriminologischen Sektor her das psychologische Rasse- und Erbproblem aufschlußreich diskutiert wird.

B. Petermann, Göttingen.

***Knorr, W.:** *Vergleichende erbbiologische Untersuchungen an drei asozialen Großfamilien.* 32 S., W. de Gruyter, Berlin 1935. (RM. 1.50.)

Man muß die Sippen der Asozialen kennen, um zu den richtigen Ansichten zu kommen. Die Unterwelt jeder Siedlungsgemeinschaft ist letzten Endes untereinander irgendwie verwandt oder verschwägert. Knorr kommt zum Schluß, daß durch die jetzige deutsche Gesetzgebung bezüglich Unfruchtbarmachung die Asozialen nicht richtig erfaßt werden können. Eine nette kleine Studie, die die vorsichtigen Schlußfolgerungen des Autors rechtfertigt.

B. Škerlj, Ljubljana.

***Kranz, H. W.:** *Die Gemeinschaftsunfähigen.* I. Teil. 80 S., 11 Tab., 1 Diagr. K. Christ. Gießen 1939. (RM. 4.80.)

Kranz verarbeitet ein Material von insgesamt 4502 Personen und kommt, wie Knorr, zum Schluß, daß nur die Kenntnis der gesamten Sippschaft der Asozialen zu richtigen, die Gemeinschaft schützenden Maßnahmen führen kann. Die erbliche Anlage scheint beim Symptomenkomplex der Gemeinschaftsunfähigkeit eine ausschlaggebende Rolle zu spielen; die Fortpflanzung ist ausgiebiger als bei den „Normalen". Kranz gibt schließlich praktische Vorschläge für rassenhygienische gesetzliche Bestimmungen. Eine lesenswerte Untersuchung einer brennenden Frage.

B. Škerlj, Ljubljana.

***Magnussen, K.:** *Rassen- und bevölkerungspolitisches Rüstzeug.* 2. Aufl. 193 S., J. F. Lehmanns Verlag, München 1939. (RM. 3.40 bzw. 4.20.)

Vorliegende Schrift bringt eine Zusammenstellung des bevölkerungs- und rassenstatistischen Materials und der diesbezüglichen deutschen Gesetzesmaßnahmen. In 3 Kapiteln werden Deutschlands bevölkerungs- und rassenpolitische Lage, die bevölkerungs- und rassenpolitischen Maßnahmen der Reichsregierung und schließlich das Deutschtum im Daseinskampf inner- und außerhalb der Grenzen erörtert. Daß dieses Übersichtswerk einem praktischen Bedürfnis entspricht, zeigt seine erneute (stark erweiterte) Auflage.

B. Steinwallner, Bonn.

Townsend, J. G.: *Disease and the Indian.* Sci. Monthly XLVII, 479—493, 1938.

„And so to-day we find the Indian with a better knowledge of his physical ills and meeting them more successfully than in the past. He can be reassured in the facts that his race is definitely increasing and that his medical services are far above the average seen among the needy whites."

***Wells, H. G.:** *The Fate of Homo Sapiens.* 330 S., Martin Secker & Warburg, London 1939. (7 s 6 d.)

Ein im englischen Schrifttum bemerkenswertes Buch, das eine Umwertung aller Werte, die Ausrottung des Krieges und Entwicklung des Gemeinschaftsdenkens fordert, um der Selbstausrottung der Menschheit entgegenzutreten. Das Schwergewicht liegt in psychologisch-pädagogischen Forderungen, doch schwingt die biologische Lage insbesondere Europas überall mit.

I. Schwidetzky, Breslau.

Binder, R. M.: *Germany's population policy.* Eug. News XXIII, 113—116, 1938.

***Boehm, H.:** *Erbgesundheit, Volksgesundheit. Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Grundsatz und Anwendung.* 120 S., Verl. d. dtsch. Ärzteschaft, Wien 1939. (RM. 3.—.)

Fischer, E.: *Menschliche Erblehre und ärztliche Praxis.* Dtsch. med. Wschr. LXV, 483 bis 487, 1939.

***Hermann, E.:** *Das Problem des einzigen Kindes in umweltpsychologischer und charakterologischer Beleuchtung.* Beih. Z. angew. Psychol. Charakterkd. 86, 184 S., J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM. 12.—.)

Pearl, R.: *The search for longevity.* Sci. Monthly XLVI, 462—483, 1938.

2. Morphologische Anthropologie

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Anatomie und Morphologie

Akabori, E.: *Torus mandibularis.* J. Shanghai Sci. Inst. Sect. 4, IV, 239—257, 1939.

Der Torus mandibularis zeigt keine korrelativen Beziehungen zu Alter, Rasse oder Kauakt, findet sich aber bei allen menschlichen Nordformen und bei verschiedenen primitiven Hominiden — nicht aber bei Anthropoiden — häufiger als sonst. v. E.

Ferreira, F. J.: *A abóbada palatina e a mandibula nos Bantos de Angola e de Moçambique.* Arqu. Anat. Antrop. XIX, 355—375, 1938.

57 Mandibeln aus bantuiden Völkern zeigen einen um 105—118 liegenden Maxillo-Alveolar-Index und 39% elliptischer, 26% semielliptischer Formen. Bei grazilem — im einzelnen näher untersuchtem — Relief tritt ein Torus überhaupt nicht auf, wodurch sich ein starker Gegensatz zu europäischem und besonders nordeuropäischem Material ergibt. v. E.

Fromaget, J.: *L'éruption des dents permanentes chez les Négroides du Néolithique supérieur de la chaine annamitique septentrionale (Laos).* L'Anthrop. XLIX, 49—54, 1939.

Bei zwei verschütteten Kinderskeletten aus dem Neolithikum des östlichsten Laos — das hier zeitlich keineswegs weit zurückliegt — wird ein vorzeitiger Durchbruch von M_2 und M_3 festgestellt, was auch von Buschmännern bekannt ist. Ursache soll ausschließlich die Umwelt, die Jägerstufe, sein. Die Diagnose auf negroid (was wohl negritoid heißen soll) muß bei unmittelbaren Vorfahren der heutigen Ka und angesichts der geringen Kenntnis der kraniologischen Verschiedenheiten zwischen Negritiden und Weddiden als mindestens gewagt angesehen werden. v. E.

Huard, P., Nguyen-Xuan-Nguyen et Hach: *Recherches sur l'oeil des Indochinois et sur ses annexes.* L'Anthrop. XLVIII, 29—54, 1938.

Neben Achsenwinkel und Irisstruktur wird vor allem die Variabilität von Spaltenform und Richtung des annamitischen Auges beobachtet. Für die Form wird ein Schema von 16 Typen aufgestellt, nach dem Frauen und Kinder überwiegend mandelförmige Spalten zeigen. Die Schräglage ist geringer als bei den Kambodschanern, die im übrigen wesentlich europide Weichteilbildung zeigen, ist aber stärker als bei rein siniden Chinesen (A.: ♂ 4,36°, ♀ 4,99°; K.: ♀ 5,39°; Ch.: ♀ 4,61°). Es scheint eine positive Gruppenkorrelation zwischen Schräglage und Kopfindex zu bestehen. Als Ursache des Rassenepikanthus wird nicht ein Überschuß der Oberlidhaut, sondern umgekehrt eine Verkürzung des Ligamentum palpebrale interior angenommen. Beobachtungen über Breite und Insertion der Lidmuskulatur und über die relativ geringe Fettdicke am Oberlid der Annamiten beschließt die gut bebilderte und nützliche kleine Arbeit. — Literatur. v. E.

Lochte, Th.: *Cuticulastudien am menschlichen Haar.*

Derselbe: *Über die Kopfhaarlänge beim Säugling und Kleinkinde und über den Haarwechsel des Kopfhaares des Neugeborenen.*

***Derselbe** und **Feist, K.:** *Grüngefärbte Haare eines Kupferarbeiters.* Zentralbl. f. Kleintierk. u. Pelztierk. „Kleintier und Pelztier" 14 (Beitr. zur Haut-, Haar- u. Fellkunde 2), 59 S., zus. 21 Abb., 1938. (RM 6.—)

Der Bericht über die Kutikularverhältnisse menschlicher Haare enthält zahlreiche, durch gute Mikrophotos erläuterte, interessante Einzelheiten, die im Original einzusehen sind. Für den Rassenkundler von besonderem Interesse sind die Mitteilungen über die Kopfhaarlängen bei Säuglingen und den Haarwechsel des Kopfhaares bei Neugeborenen. Die Untersuchung eines Falles von Grünfärbung der Haare eines Kupferarbeiters führt zu dem Schluß, daß es sich um Auf- und Einlagerung des Kupfers handelt. Neben Kupfer wurde auch Eisen festgestellt. G. Heberer, Jena.

Bianchi, L.: *Considerazioni sulla solcatura cerebrale delle razze umane.* Arqu. Antrop. Etnol. LXVII, 175—182, 1937.

Bondy, E.: *Der Aufbau der lateralen Orbitalwand.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 292—298, 1938.

Derry, D. E.: *Two skulls with absence of the premaxilla.* J. Anat. London LXXIII, 295—298, 1938.

***Huerkamp, B.:** *Die Muskeln des linken Armes eines Somalinegers.* Med. Diss. 30 S., Buschmann, Münster i. Westf. 1937.

Kadanoff, D.: *Über die Beziehung der Schädelbasiskrümmung und dem Ganzprofilwinkel.* Anat. Anz. LXXXVII, 334—344, 1939.

Abstammungslehre

***Brandes, G.:** *Buschi. Vom Orang-Säugling zum Backenwülster.* 135 S., 155 Abb., Quelle und Meyer, Leipzig 1939. (Geb. RM 4.80.)

Zum ersten Male wird hier in sehr ansprechender Form die Entwicklung eines Orang-Säuglings bis zum erwachsenen Backenwülster von einem erfahrenen Tiergärtner verfolgt. Dabei werden zahlreiche Beobachtungen über die Biologie des Orang Utan mitgeteilt und alles mit einer Fülle von photographischen Aufnahmen belegt. Dazu treten zahlreiche morphologische und anatomische Feststellungen, von denen hier die über das Gebiß und den Zahnwechsel hervorgehoben sein mögen. Im letzten Kapitel wird verschiedentlich zu phylogenetischen Fragen Stellung genommen. Hier wird man dem Verf. nicht immer folgen können. Die Ergebnisse Köhlers an den Teneriffaschimpansen werden angezweifelt und die Meinung vertreten, daß auch der intelligenteste Menschenaffe nicht über das assoziative Denken hinaus käme. — Mit Recht wird gegen eine isolierte Entstehung des Menschen unter Ausschluß einer Anthropoidenstufe Stellung genommen. Die phylogenetische Bedeutung des Schimpansen wird der des Orang etwa gleichgestellt und eine Anzahl von Argumenten, die für eine nächste Schimpansenverwandtschaft des Menschen sprechen, werden kritisiert. Auch der Meinung des Verfassers, daß die Stammesgeschichte nicht ohne einen — psycho-lamarckistischen — Vervollkommnungstrieb verstanden werden könne, wird man nicht beistimmen. Sehen wir von diesen theoretischen Dingen ab, so bietet das Buch für jeden Rassenkundler eine wertvolle Sammlung von Dokumenten zur Biologie des großen asiatischen Menschenaffen. G. Heberer, Jena.

Grahmann, R.: *Neue Hominidenfunde und ihre Altersstellung.* Forsch. Fortschr. XV, 334—335, 1939.

Zotz, L.: *Vom Urmenschen zum Gegenwartsmenschen.* Geist. Arb. VI, Nr. 9, 1—2, 1939.

Ein Geologe und ein Prähistoriker untersuchen von ihrem Material aus die durch die Funde von Kanam, Steinheim und Swanscombe aufgeworfene Frage, ob die jungpaläolithischen Funde des Homo sapiens fossilis vom Neanderthaler abzuleiten sind, oder neben diesem eine frühere Abzweigung progressiverer Menschenformen anzunehmen ist. Beide kommen zu dem Ergebnis, daß die zweite Auffassung auch von ihren Fächern aus wesentliche Stützen erhält. I. Schwidetzky, Breslau.

Heberer, G.: *Die gegenwärtigen Vorstellungen über den Stammbaum der Tiere und die „Systematische Phylogenie" E. Haeckels.* Der Biologe VIII, 264—273, 1939.

Der 20. Todestag Ernst Haeckels im August vorigen Jahres war Anlaß, einmal Rechenschaft abzulegen über die gegenwärtige Lage in der von Haeckel begründeten Stammbaumforschung und über den Anteil, den sein Werk an der heutigen phylogenetischen Wissenschaft hat. Heberer zeigt in seinem Aufsatz, wie Haeckels Vorstellungen im wesentlichen auch heute noch Gültigkeit haben und wie sehr sich unsere Kenntnisse vom Wandel des Lebens auf der Erde seit dem Tode des Altmeisters vertieft haben. Trotz des Fortschrittes im Erkennen phylogenetischer Zusammenhänge wird eines für die Geschichte der Biologie feststehen: „Haeckel ist der große Klassiker und wird es auch in der Zukunft sein." W. Zündorf, Jena.

***Versluys, J.:** *Hirngröße und hormonales Geschehen bei der Menschwerdung.* Vortr. 50 S., W. Maudrich, Wien 1939. (RM 6.—.)

Dubois wies darauf hin, daß die Hirnmasse in der Phylogenese sprungartig durch Verdoppelung zunahm, nicht allmählich, und Bolk, daß die typisch menschlich progressive Gesichtsbildung durch eine Schwächung bestimmter Hormone bedingt sei, die „Fetalisation" und verlangsamtes Wachstum verursachen. Zusammen heißt das aber, so betont Versluys, daß Zerebration und lange Lernzeit die eigentlichen Ursachen der menschlichen Kulturleistung und damit des eigentlichen Menschtums überhaupt bilden. Dazu fügen Poetzel und Lorenz einige morphologische bzw. individualpsychologische Diskussionsbemerkungen von psychiatrisch-psychologischer Einstellung bei. v. E.

Blanc, A. C.: *Il Monte Circeo, le sue grotte paleolithiche ed il suo uomo fossile.* Boll. Soc. Geogr. Italiana Ser. VII, IV, 485—493, 1939.

Dubois, E.: *The mandible recently described and attributed to the Pithecanthropus by G. H. R. von Koenigswald, compared with the mandible of Pithecanthropus erectus described in 1924 by Eug. Dubois.* Proc. roy. Acad. Amsterdam XLI, 139—147, 1938.

Fischer, C.: *Weisen die jungpaläolithischen Schädel von Cro-Magnon, Combe Capelle und Předmost einen einheitlichen rassischen Typ auf?* Gegenbaurs Jb. LXXX, 313 bis 378, 1937.

***Hué, E.:** *Crânes paléolithiques.* 183 S., Costes, Paris 1938. (fr. 35.—.)

***N. N.:** *Cinquième rapport de la commission pour l'étude des terrasses pliocènes et pleistocènes, préparé pour le Congrès International de Géographie, Amsterdam 1938.* 106 S., Bureau du Sécrétaire Général, Paris 1938 o. P.



3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Blume, F.:** *Das Rassenproblem in der Musik. Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung.* 85 S., Gg. Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel 1939. (RM 3.20.)

Der Verf. wiederholt die anderwärts mehrfach begründete Ansicht, daß Rassisches sich stark — für ihn einzig unmittelbar — in der Klanglichkeit einer Musik offenbart (31). Er ist darüber hinaus der Meinung, daß „niemals oder vielleicht nur in ganz primitiven Verhältnissen Rasse als das unmittelbar Veranlassende, in der Regel nur als der letzte und tiefste Antrieb verstanden werden kann" (11). Ihm wird „jede Musik letztlich geformt durch den Ausdruck des schaffenden Willens" (23), d. h. hier: aus dem Bereiche des bewußten Geistes, also in erster Linie und entscheidend aus dem Kräftespiel der Überlieferungen. Die Arbeit zeigt indirekt, daß letzte Klarheit in der Frage nach den Zusammenhängen zwischen Rasse und Musik eben doch nur aus der tiefen und eingehenden Erkenntnis des Wesens ihrer menschlichen Gestalter und Träger wachsen kann und nicht vom philosophisch-historischen, sondern allein vom psychologischen Ansatz her zu gewinnen ist. S. Günther, Berlin-Britz.

***Büttner, L.:** *Gedanken zu einer biologischen Literaturbetrachtung.* 152 S., Hueber, München 1939. (RM 4.80.)

Dieses ausgezeichnete Buch kommt gerade noch zurecht. Es sollte auf dem Schreibtisch jedes liegen, der sich forschend mit den so überaus schwierigen Fragen der Beziehungen zwischen Rasse und Literatur beschäftigt. Endlich einmal ein Buch, das mit erfreulicher Offenheit wie Klarheit sorgsam erst einmal die positiven Voraussetzungen darlegt, auf Grund deren überhaupt die Deutung von Dichtern und ihren Werken vom Standpunkt der Rasse mit Sicherheit vorgenommen werden kann. Als wichtigste Forderungen werden zu Recht aufgestellt: Erscheinungsbild, Erbbild des Dichters, dichterische Menschengestaltung, Verhältnis von Landschaft und Seelenart, künstlerische Form als biologische Erscheinung. Die — durchaus notwendige — Annahme dieser Grundforderungen (zu denen weitere Kapitel Ergänzungen bieten) zeigt gleichzeitig aber eindringlich auf, wie unendlich weit wir heute noch vor einer derartigen Literaturbetrachtung stehen! F. Neubert, Breslau.

***Cordes, E.:** *Kleines Volk — großes Volk: Japan — China.* Gegenüberstellung japanischer und chinesischer Wesensart in Erlebnisberichten. 268 S., Safari, Berlin 1939. (RM 7.50.)

Ein volkstümliches Buch, skizzenhaft und unter Anlehnung an Stil und Auffassungen von Buck und Waln geschrieben, auch nicht immer einheitlich in der Konzeption, aber plastisch, lebhaft, echt und vor allem — weshalb es hier erwähnt sei — voll guter einzelner Beobachtungen zur Psychologie der Chinesen und zur Rassenfrage zwischen Weiß und Gelb. Auch die Bebilderung ist gut und gut gewählt. v. E.

***Elsenhans, Th.** und **Giese, F.:** *Lehrbuch der Psychologie.* 3. veränd. Aufl., 588 S., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1939. (RM 24.— bzw. 26.—.)

Das alte, sachlich distanzierte Lehrbuch von 1912 erscheint nunmehr in einer von Giese völlig und mühevoll neubearbeiteten Auflage, die nach dessen Tod von H. Gruhle und F. Dorsch zu Ende geführt wurde. Auf Geschichte, Methode und Philosophie folgen mit den Bereichen von Wahrnehmung, Denken, Gefühlen und Wille die Hauptstücke der experimentellen Individualpsychologie, an die — deutlich neu und Giese — die „Biofunktionen" von Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Leistung und schließlich die Entwicklung des Seelischen schließen. Dies Kapitel enthält knapp ausgewählt auch die Entwicklungs- und Völkerpsychologie, danach die Typenlehren und schließlich einige massen- und rassenpsychologischen Bemerkungen. Letztere erweisen sich teilweise leider als begrifflich und stofflich unsicher und schütter. Abgesehen davon, bietet das Buch bei knapper Paragraphierung und reicher Literaturdarbietung aus dem deutschen Sprachgebiet einen sehr nützlichen Überblick über den Stand, ja aus seiner inneren Anlage heraus auch über die Entwicklung besonders der deutschen Psychologie. Und Psychologie ist ja eine vorwiegend deutsche Wissenschaft, wenn man auch besonders die amerikanischen Ergebnisse gerne etwas inniger verarbeitet gesehen hätte. Vorteilhaft wirkt sich aus, daß die Autoren ihr Blickfeld nicht durch Vertreten einer einseitigen Schulrichtung doktrinär verengen. v. E.

***Rörig, H.:** *England und der englische Mensch.* 64 S., H. Schaffstein, Köln 1939.

Vom soziologischen Standpunkt aus wird mit ausgezeichneter Sachkenntnis versucht,

die individuelle und politische Andersartigkeit des Engländers zu schildern, was in lebhafter, unmittelbarer und unbefangener Weise zügig durchgeführt wird. v. E.

***Schachermeyr, F.:** *Zur Rasse und Kultur im minoischen Kreta.* „Wörter und Sachen" N. F. II, S.A. 61 S., C. Winter, Heidelberg 1939 (o. P.).

Mit einer Darlegung von Funden und Geschichtsverlauf des minoischen Kreta wird eine eingehende Schilderung und Deutung der seelischen Haltung der minoischen Kunst verbunden, die nach Claußscher Methode als besonders typisch mediterran gedeutet und bildlich belegt wird. Eingehende Kenntnisse und plastische Darstellungsweise zeichnen die Arbeit aus. v. E.

***Schattenfroh, F.:** *Wille und Rasse.* 444 S., Payer & Co., Berlin/Wien 1939. (RM 4.80.)

Das Ziel des Buches ist, „manche heiß umstrittenen Begriffe zu klären und vor allem Antwort zu erhalten auf die Frage nach der Ursache der erstaunlichsten Erscheinung der Geschichte ... nach der Ursache des fast dämonischen Einflusses, den das jüdische Volk auf seine Umwelt ausübt und in dem seine vielfache Vormachtstellung begründet ist". In ruhig sachlicher Weise, mit z. T. sehr eindrucksvollem Material wird diese Frage verfolgt in den Bereichen der Religion, des Rechtslebens, der Kunst und Wissenschaft, des politischen Lebens. Und es wird dann versucht, zu einem Gesamtbild vom jüdischen Wesen zu gelangen. Das Buch ist populär und für einen allgemeinen Leserkreis geschrieben. B. Petermann, Göttingen.

***Sesemann, H.:** *Der Kerl-(Mutter-)Typus und der Schalk-(Hetären-)Typus.* 2. Aufl., 62 S., H. Böhlaus Nachfolger., Weimar 1938. (RM 3.15.)

Ein Versuch zu einer „bildungs"psychologischen Typengliederung. In den durch den Titel umschriebenen Haltungsformen sieht Verf. „Richtungskonstanten durchgängigen Verhaltens eines Menschen in allen Lebenssituationen". Sichtbar sollen diese Haltungen werden vorab im Bewegungsbild, in bestimmten Reaktionskennzeichen und endlich in charakteristischen Zügen des sozialen Verhaltens. Eine reiche Kasuistik aus der Schulpraxis verdeutlicht die gemeinte Typenscheidung und belegt ihre Fruchtbarkeit im Bereich insbesondere erzieherischer Menschenbehandlung. Eine genauere Analyse in funktioneller oder genetischer oder strukturgesetzlicher Hinsicht, die man über das Gebotene hinaus erwarten könnte, wird nicht gegeben. B. Petermann, Göttingen.

***Thieler, H.:** *Lehre vom Wesen des deutschen Menschen.* 204 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM 8.50.)

Es geht um den Idealtypus, nicht um konkrete Charakterkunde. Die Darstellung ist sehr klar und fast lehrbuchhaft knapp. Ein (im Zusammenhang des Ganzen fast zu ausführlicher) biologischer, ein kulturgeschichtlicher, ein philosophiegeschichtlicher Teil. Driesch, Erbt, Clauß, Rosenberg, Bäumler, Haller u. a. sind zu einem Bilde von großer Geschlossenheit verarbeitet, das zu lesen unbedingt verlohnt: so weit sind wir heute schon mit der heranreifenden deutschen Weltschau.

F. Keiter, Würzburg.

***Wellek, A.:** *Typologie der Musikbegabung im deutschen Volke — Grundlegung einer psychologischen Theorie der Musik und Musikgeschichte.* 307 S., 22 Abb., 31 Tab., C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1939. (Geh. RM 15.—.)

Auf der Grundlage exakter Versuche stellt der Verf. einen linearen (26), messendanalytischen (30, 158), genetisch späteren (163) dem zyklischen, polaren, harmonischklanglich erlebenden, gefühlsmäßig-ganzheitlichen Typ mit Korrelation zur Farbbeachtung (152) gegenüber. Den linearen Typ fand er bei seinen norddeutschen Versuchspersonen vorherrschend. Von Mittel- zu Süddeutschland und der Ostmark überwog der polare immer stärker (231/34). Der lineare „Nordtyp" mag in Zusammenhang mit der nordischen und fälischen, der polare „Südtyp" mit der dinarischen, und alpinen, auch mediterranen Rasse stehen (280). In Welleks „gestaltungskräftigem Typus", welcher „die typologischen Grundpole spannungsvoll in sich vereint" (31), klingt die personale Problematik der rassegemischten Schöpferpersönlichkeit an. Den sich aus den grundlegenden Untersuchungen ergebenden ästhetischen und musikgeschichtlichen Ausblicken und Folgerungen wird eingehend nachgegangen.

S. Günther, Berlin-Britz.

Dieckmann, W.: *Die Tiefenwahrnehmung unter dem Gesichtspunkt der Integrationstypologie.* Z. Psychol. CXLIII, 149—201, 1938.

***Fox, C.:** *The Personality of Britain.* 3. Edit., 94 S., National Museum of Wales, Cardiff 1938. (4 sh.)

Feuerborn, H. J.: *Der Instinktbegriff und die Archetypen C. G. Jungs.* Ein Beitrag zur Synthese zwischen Tierpsychologie und Psychologie des Menschen. Biologia Generalis XIV, 456—506, 1939.

***Günzel-Haubold, M.:** *Seelisches Erwachen und geistiges Reifen.* Lehr- und Lernbuch der Kinderseelenkunde. 147 S., J. Klinkhardt, Leipzig 1939. (RM 2.80.)

Philosophische Anthropologie

***Feyerabend, O.:** *Das organologische Weltbild.* Eine philosophisch-naturwissenschaftliche Theorie des Organischen. 276 S., W. de Gruyter, Berlin 1939. (RM 8.60.)

Nachdem es nun schon ein organisches, organismisches und organizistisches Weltbild gibt oder gegeben hat, wird uns hier von philosophischer Seite ein organologisches Weltbild angeboten. Wir geben dem Verf. durchaus recht, wenn er in seinem Vorwort bemerkt: „Kein Naturforscher will sich daher von einem Philosophen, geschweige denn von einem Metaphysiker in seine Wissenschaft hineinreden lassen." Es möge nur auf das Kapitel über die Stellung des Menschen in der Natur hingewiesen sein. Hier fehlen die elementarsten Kenntnisse (z. B. sei der „Neger" in der Entwicklung stehengeblieben). Vertreten wird ein allgemeiner Entelechismus, wobei Metaphysiker wie Dacqué und der Anthroposoph Poppelbaum eine große Rolle spielen. Früher, so liest man, hätte man den Menschen vom Affen abgeleitet (wer?), heute dagegen nähme man eine gemeinsame Urform an. Urformen aber seien im Sinne Dacqués Ideen. Ob sie materiell verkörpert gewesen seien, das sei das Problem. Die Entwicklung der physisch erschienenen Arten aber, das spricht der Verf. tatsächlich aus, sei im Überphysischen vor sich gegangen. Das Tier stamme vom Menschen, von dessen entelechialer Urform ab... Was soll man dazu sagen? Höchstens dem Verf. ein Kolleg und Praktikum über den fossilen Menschen empfehlen. G. Heberer, Jena.

***Müller, W.:** *Stehen Naturwissenschaft und Philosophie vor einer neuen Grundlage der Erkenntnis?* 41 S., Buchholz & Weißwange, Berlin-Charlottenburg 1938. (RM 0.90.)

Hier wird der Versuch gemacht, die Kraft zum Prinzip der Welt zu erheben. Zur Charakterisierung der Ergebnisse der Schrift seien einige Sätze wörtlich zitiert: „Kraft bedeutet nichts anderes als Zustand, Ereignis. — Der unbelebte Stoff ist reine Stoffkraft: die Pflanze besitzt neben der Stoff- und Lebenskraft nur wenige latente Intellektskraft: das Tier gegenüber der Pflanze stark latente und wenig dilatente, und schließlich der Mensch stark latente und stark dilatente Intellektskraft. Die Grenzübergänge sind dadurch bedingt, daß die Natur keine Sprünge macht. — Die Welt ist, aber sie wird nicht. — So zeigt sich die Welt und ihr Geschehen als Tat des Chaos: In der Welt regiert das Chaos! Hierin liegt die Ursache für die Wiederkehr, das ewige Sein." ... Die Naturwissenschaften empfangen aus der Schrift keine Anregungen.
H. F. Krallinger, Breslau.

***Planck, M.:** *Determinismus oder Indeterminismus?* 32 S., Sonderheft zum 111. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft f. vaterld. Kultur. Barth, Leipzig 1938.

Der Vortrag behandelt in populärer Form das Determinismusproblem in den verschiedenen Wirklichkeitsbereichen. Insbesondere die in der modernen Physik oft proklamierte Tendenz zum Indeterminismus und die Behauptung, dieser Indeterminismus sei durch den Gang der Forschung heute wissenschaftlich gefordert, werden scharf kritisiert und eine neue in der Zukunft zu leistende Grundlagenbesinnung in dieser Hinsicht gefordert, wobei die Heisenbergschen Positionen als vorläufige Rahmengegebenheiten für eine Wiederbegründung eines geklärten Determinismus in Anspruch genommen werden. B. Petermann, Göttingen.

***Sombart, W.:** *Vom Menschen.* Versuch einer geisteswissenschaftlichen Anthropologie. 463 S., Buchholz & Weißwange, Berlin 1938. (RM 10.— bzw. 12.—.)

Das neue Buch des berühmten Nationalökonomen will zu einer Wesenslehre vom Menschen die Umrisse geben. In breiter Darstellung, unter Berücksichtigung vor allem auch der älteren Literatur wird zunächst eine vorläufige Bestimmung des Menschtums vom Geistbegriff her gegeben, der dabei in glücklicher Weise weitgefaßt bestimmt wird. Daran schließt sich eine Darstellung der individuellen Verschiedenheiten der Menschen, eine Lehre vom Volk und ein Abriß der Verschiedenheiten der Völker. Im dritten Hauptteil folgt eine Überschau über die Probleme des Werdens und zwar nacheinander, des Werdens der „Menschheit", der „Völker", der Einzelperson. Die Betrachtung bewegt sich im ganzen in den Bahnen geisteswissenschaftlicher Tradition. Rückanschlüsse an die biologische Wurzelschicht menschlichen Seins im eigentlichen Sinne sind kaum irgendwo versucht, schon deshalb nicht, weil offenbar das neuere und neueste Schrifttum der hier einzusetzenden psychologischen und psychobiologischen Forschung nicht berücksichtigt ist. So führt das Buch nicht vorwärts zu den Problemen, die uns heute vordringlich aufgegeben erscheinen, so anregend manche Einzelabschnitte und manche der z. T. sehr eigenwilligen Stellungnahmen des Verf. auch sind.
B. Petermann, Göttingen.

***Hempel, L. L. und Oppenheim, P.:** *Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik.* 130 S., A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N.V., Leiden 1936. (RM 2.25 bzw. 3.25.)

***Henseling, R.:** *Umstrittenes Weltbild.* Ph. Reclam, Leipzig 1939.

4. Historische Anthropologie

(Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Vorgeschichte

***Andree, J.:** *Der eiszeitliche Mensch in Deutschland und seine Kulturen.* (Mit Beiträgen von F. K. Bicker, W. Hülle und H. Piesker.) 758 S., 306 Abb., 25 Tab. Ferd. Enke, Stuttgart 1939. (RM 50.—.)

Das Buch soll „eine zusammenfassende Übersicht über die deutschen paläolithischen Funde" geben; gewiß ein verdienstvolles Unternehmen, das auch wohl als in vieler Hinsicht gelungen bezeichnet werden kann. Der erste Abschnitt bringt die Beschreibung der Umwelt des eiszeitlichen Menschen, eine geologisch-paläontologische Übersicht, der zweite Bericht über die neueren Funde aus Mittel- und Nordwestdeutschland. Der dritte Abschnitt, das Hauptstück, ist den Kulturen des eiszeitlichen Menschen gewidmet, weitere Abschnitte behandeln noch die eiszeitlichen Menschenreste, das Leben des eiszeitlichen Menschen und die Verbreitung und den Entwicklungsgang der eiszeitlichen Kulturen. Ein umfangreiches Schriften-, Sach- und Ortsverzeichnis beschließen das Buch. — Der Hauptwert des Buches liegt meines Erachtens in der reichhaltigen Materialsammlung und -beschreibung, die auch reichlich und ausgezeichnet bebildert ist. Weniger notwendig scheint die neue Nomenklatur zu sein (Handspitzen, Klingen, Blattspitzen), die sachlich gegenüber den älteren, namentlich gegenüber der französischen, wohl keinen nennenswerten Fortschritt bringt, sondern — im Gegenteil — das Vergleichen mit dem älteren Schrifttum erschwert. Daß das Aurignacien bestimmt und nur in Mitteleuropa entstanden ist, und daß sich hier der Mensch aus einer neanderthaloiden Urform zum heutigen nordischen Menschen entwickelt hat, wird zwar häufig zu beweisen versucht, kann aber doch nicht ganz überzeugen, zumal die Kraft der Beweisführung stellenweise mehr (z. B. gegenüber Garrod und Zotz!) in energischen Worten als in Argumenten liegt. B. Škerlj, Ljubljana.

Miyake, S., Yosimi, T. und Namba, M.: *Über die menschlichen Skelettfunde in den Gräbern von Hung-shan-hou bei Ch'ih-fêng in Dschehol, Mandschukuo.* Archaeologia orientalis VI, S.A. 2 S., 4 Taf., 20 S. Tab., 1938.

Die vorliegende, sowohl in ihren ostasiatischen wie europäischen Lettern besonders sauber gedruckte und sehr gut bebilderte Arbeit ist für die Rassengeschichte von Fernost insofern von Bedeutung, als sie erstmalig ein verhältnismäßig umfangreiches, wenn auch nicht immer allzugut erhaltenes Skelettmaterial von 32 Stück vom Volk der sog. Tung-hu aus der Mandschurei untersucht und bestimmt. Diese Leute wurden noch von den Han-zeitlichen Chinesen (also um unsere Zeitwende) als Fremdvolk empfunden und daher von späteren Gelehrten gewöhnlich entweder mit den Tungusen oder den Mongolen gleichgesetzt, was nach Namens- bzw. Ortsgleichheit ja sehr verständlich ist. Die Skelette zeigen aber zu beiden Völkern bzw. deren rassischen Grundelementen keinerlei Beziehungen, wohl aber zu den Äneolithikern aus Kansu (D. Black) und zu heutigen Nordchinesen. Es handelt sich also rassisch um frühe Nordsinide, nicht um Tungide. Wurden diese von den eigentlichen Frühchinesen, die erst langsam dabei waren, besonders im Süden stammfremde Rassen in ihren Macht- und Blutskreis einzubeziehen, noch als Fremdvolk empfunden, so dürfte dies, wie der Verf. sehr richtig betont, allein an kulturellen Verschiedenheiten gelegen haben. So steht es heute noch in Hinsicht auf die Miao, ja vom Standpunkt der Südsiniden aus sogar für die Man. v. E.

Young, M.: *The London skull.* Biometrika XXIX, 277—321, 1938.

Eingehende Untersuchungen des 1925 ausgegrabenen, seiner Zeitstellung nach (Jungpaläolithikum?) stark umstrittenen Londoner Schädels. Ausführlicher Vergleich mit weiblichen Neanderthalern, jungpaläolithischen und rezenten Funden. Trotzdem ergibt auch die morphologische Analyse keine sicheren Hinweise für die Zeitstellung. Jedenfalls dürfte es sich nach Verf. um einen Homo sapiens handeln.

I. Schwidetzky, Breslau.

Żejmo-Żejmis, St.: *Die neolithische Serie aus Brześć Kujawski.* Wiadomości Archeol. XV, 184—196 (poln. 138—184), 1938.

Die bandkeramische Siedlung Brześć Kujawski lieferte 22 gut meßbare Schädel (16 ♂, 6 ♀), von denen 20 mit der Methode der durchschnittlichen Differenzen bearbeitet und mit anderen, meist neolithischen Gruppen verglichen werden. Die Bevölkerung stellt eine „ausgesprochene Cromagnon-nordische Formation" dar, daneben werden mediterrane und wahrscheinlich „sublapponoide" Einschläge festgestellt. — Mittelwerte nur von einigen Indizes (♂ + ♀), keine Streuungsmaße, aber Individualwerte von 33 Maßen und Indizes. Leider keine Schädelabbildungen, obwohl die Zeitschrift reich mit Tafeln ausgestattet ist. I. Schwidetzky, Breslau.



Geschichte

***Frohloff, H.:** *Die Besiedlung des Kreises Neustadt O.S. von den Anfängen bis zur Entwicklung der Gutsherrschaft.* Unter Berücksichtigung der gesamtschlesischen Verhältnisse. Histor. Stud. 345, 133 S. Ebering, Berlin 1938. (RM. 6.60.)

Eine monographische Siedlungsgeschichte eines räumlich beschränkten Gebietes, wie sie sich der Rassenforscher viele wünscht. Sowohl der auf umfassendem Quellenstudium aufgebaute Text wie vor allem auch die Karten werden eine wichtige Grundlage sein für die Deutung der rassenkundlichen Befunde in diesem Teil Schlesiens, für den die Materialsammlung bereits abgeschlossen ist. I. Schwidetzky, Breslau.

***Herrmann, A.:** *Das Land der Seide und Tibet im Lichte der Antike.* Quellen und Forschungen zur Geschichte der Geographie und Völkerkunde I, 181 S., 2 Taf., 7 Kart., Koehler, Leipzig 1938. (RM 12.— bzw. 14.—.)

Die Arbeit zerfällt in einen ersten Teil, der die jeweils ältesten Nachrichten der verschiedenen Kulturgebiete über die Grenzgebirge Zentralasiens und ihre Bewohner behandelt, einen zweiten, der die ältesten antiken Nachrichten über Zentralasien und China bietet, sowie schließlich einen dritten, den bei weitem umfangreichsten, der die geographischen Angaben des Marinos-Ptolemaios-Werkes deutet. Wenn auch der erste Teil wohl nicht in allen Punkten die Zustimmung der Fachwelt finden wird, so stellt doch besonders das, was der Verf. in allen Teilen seines Buches an Zeugnissen einer bis nach Innerasien hineinreichenden negriden Urbevölkerung vorhistorischer Zeiten zu gewinnen weiß, einen wertvollen Gewinn gerade für die Rassenkunde dar. Daneben wird auch manches völkerkundlich Interessante geboten. Die Arbeit wird durch die Abbildung anthropologischer Typen der modernen Zeit wie des Altertums ebenso wie durch eine Reihe von Karten glücklich illustriert. P. J. Junge, Berlin.

***Kelly, A. R.:** *A preliminary report on archaeological explorations at Macon.* Smithsonian Inst. Bur. of Amer. Ethnology, Bull. 119, 1—68, Washington 1938. (40 Cents.)

Vierjährige Ausgrabungen auf dem Macon Plateau (Georgia) lieferten Belege für eine frühe, dichte Besiedlung. Die Funde reichen von einer Feuersteinkultur, die die Töpferei noch nicht kennt („prepottery") und fast an das mittlere und späte Paläolithikum Europas gemahnt, bis zu europäischen Waffen und Handelsgegenständen, mit denen die Ocmulgee-Indianer etwa um 1700 in Berührung gekommen sein mögen. Hinweis auf Überreste von etwa 50 männlichen und weiblichen Ocmulgees jeden Alters, die einzeln und in kleinen Gruppen bestattet waren. Anthropologische Angaben sind sehr kurz gehalten (künstliche Schädeldeformation u. a.). H. Grimm, Breslau.

***Weber, Wilh.:** *Rom, Herrschertum und Reich im zweiten Jahrhundert.* 417 S., 11 Taf., 3 Karten. Kohlhammer, Stuttgart 1937. (Brosch. RM. 7.80, Ganzl. 9.60.)

Der angesehene Berliner Historiker versucht in seinem umfassenden Buch über die Zeit der „guten Kaiser", das Rom der größten Machtausdehnung, die gestaltenden Kräfte aufzuzeigen, die den Übergang vom Prinzipat zur absoluten Monarchie, vom römisch-italisch ausgerichteten Imperium zum übernationalen Weltreich, von der römisch-hellenistischen Gesittung zu einer vom Orientalischen überwucherten Zivilisation bewirkt haben. Er führt die geistig-formale Romanisierung der Provinzen, auch der Heimatprovinzen der fünf Kaiser des zweiten Jahrhunderts, auf ein bescheidenes, manchen vielleicht zu bescheiden dünkendes Maß zurück und schlägt dafür die bodenständigen Kräfte des Volkstums um so höher an. Weil diesen Kaisern schon vom Blute her die Gedankenwelt eines Augustus fremd war, konnten sie den Sinn des augusteischen Vermächtnisses nicht mehr erfassen, durch Reinerhaltung des römisch-italischen Blutes die Grundlage des Imperium Romanum zu sichern. So erliegt im Verlauf des 2. Jahrhunderts Rom mehr und mehr den Einflüssen der östlichen und afrikanischen Provinzen, die in den kommenden Dynastien sogar die Herrscher stellen. J. Göhler, Breslau.

Breysig, K.: *Die menschheitliche Entwicklung als Begriff und als Geschehensform.* Scientia LXVI, 36—49, 1939.

***Czortkower, S.:** *Die Herkunft der blonden Juden.* Przegl. Antrop. XII, S.A. 22 S., 1938.

***v. Hagen, B.:** *Die Pest im Altertum.* Vortrag geh. in d. Med.-naturwiss. Ges. zu Jena am 9. Juni 1939. 26 S., Fischer, Jena 1939. (RM 1.—.)

***Haller, J.:** *Der Eintritt der Germanen in die Geschichte.* Samml. Göschen 1117, 119 S., de Gruyter, Berlin 1939. (RM 1.62.)

Iskraut, M.: *Lebensgesetzliche Geschichtsbetrachtung.* Vergangenheit und Gegenwart XXIX, 201—220, 1939.

Lange, M.: *Führung und Führungsauslese in der deutschen Geschichte.* Vergangenheit und Gegenwart XXIX, 1—16, 1939.

Rauschenberger, W.: *Immanuel Kants Rassenmerkmale.* Ostdtsch. Mh. XIX, 246—252, 1938.

Schmidt-Rohr, G.: *Rasse und Sprache.* Rasse VI, 161—168, 1939.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Hooton, E. A.:** *The American Criminal. I. The Native White Criminal of Native Parentage.* 309 S. + Appendix, Harvard University Press, Cambridge 1939. ($ 10.00.)

Dieser stattliche Band, der erste einer beabsichtigten Reihe, enthält Text, Zusammenfassung (von 57 S.) und zur guten Hälfte die Tabellen des aufgearbeiteten Grundmaterials von nicht weniger als 14 000 nordamerikanischen Verbrechern und 3000 unbescholtenen Bürgern als Vergleichsmaterial. Keine Bilder. Abgenommen wurden die meisten Kopf- und Körpermaße nebst zahlreichen Beobachtungen (die jedoch nicht die für Erbgutachten übliche Zahl und Art erreichen). Getrennt wurde nach Delikt, Alter, Personenstand, Staat, Beruf, Bildungsgang. Auch der Konstitution wird ein Versuch gewidmet, indem aus zwei Merkmalen neun künstliche Rechen-Körperbautypen gebildet werden (ähnlich den bekannten „Rechenrassen"). Die üblichen Konstitutionsindizes wurden fortgelassen. Die Vergleichsserien zeigen teilweise Auslesegruppen. Der lebendige Rassentypus wurde nicht beachtet, doch sollen spätere Bände rechnerische Kombinationstypen bringen. Es tritt also überall die statistische Verarbeitung und Vergleichung als solche in den Vordergrund, während auf biologische Analyse und Synthese weitgehend verzichtet wurde. So werden auch keine psychologischen Tests, erb- und familienkundlichen Fragen und völkischen Beziehungen berücksichtigt. Trotz dieser Abstriche sind aber die Ergebnisse gesichert, eindeutig und klar, und sie sind zudem eindringlich und durchsichtig dargestellt. Die gewählten Verbrechergruppen zeigen unter sich kennzeichnende Abweichungen und damit klare Typenbildungen. Es gibt d e n Typus z. B. des nordamerikanischen Räubers (vgl. S. 271 ff., 297, 300 ff.). Ebenso sind Gesamtabweichungen gegen die normale Bevölkerung (häufige Asymmetrien und Kümmerformen, Primitiv- und Brutaltypus, Überwiegen extremer und rassengemischter Merkmale) deutlich. Wenn der Autor sich einleitend mit Lombroso und dem Anti-Lombroso Goring auseinandersetzt, so ist sein Schluß im Grunde genommen eine glänzende Rechtfertigung, wenn auch nicht der Einzelheiten (etwa der berüchtigten Ohr-Stigmata), so doch der Denkweise des ersteren, und dies zudem an einem überwältigend großen und gesichert bearbeiteten Material. So wird Hootons mühevolle Arbeit auch immer ein Standardwerk der menschlichen Sozialtypologie bleiben. v. E.

***Kremer, F.** und **Walter, H.:** *Bevölkerungsbiologie der Rhöndörfer Haselbach und Frankenheim vor der Rhön.* Schr. Rassenpol. Amt NSDAP., Gauleitung Mainfranken, Beitr. 19, 32 S., H. Stürtz, Würzburg 1939. (RM 2.—.)

Eine mehr statistische als biologische Arbeit: sie führt in Raumausstattung und Ereignisabläufe der Gegend ein, um dann die Bevölkerungsstatistik und besonders die Lebenskurve der letzten Jahrhunderte nach Schwankungen, Quantität und Wanderungen zu betrachten. Die ursächlichen Typenkreise (Rassen-, Körperbau- und Psychotypen) werden nicht berücksichtigt. Beide Verff. haben ihre Aufgabe sauber und gefällig gelöst. v. E.

Yagasaki, T.: *Beiträge zur Sozialbiologie der ländlichen Bevölkerung.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa III. 209—221, 1937.

In einigen Dörfern im SW der Provinz Etschu stellte der Verf. eine sehr hohe Fruchtbarkeit, Seltenheit kinderloser Ehen, Menarchebeginn wie bei anderen Klassen, aber auch hohe Säuglingssterblichkeit der ärmeren Schichten fest. Die Wohlhabenderen heiraten b e s o n d e r s früh, doch läßt das neuerdings nach, und zwar besonders bei den Mädchen. v. E.

Yerushalmy, J.: *Age of father and survival of offspring.* Human Biol. XI. 333—336. 1939.

Totgeburten erweisen sich als zunehmend häufig, je jünger und je älter die Eltern sind, sind also selten in den mittleren Lebenslagen. Ähnlich Frühgeburten, die sich dazu besonders häufig bei besonders jungen Eltern erweisen. Die Kleinkindersterblichkeit ist hier umgekehrt geringer. v. E.

De Porte, J. V.: *Fusion of the racial elements of the American people as observed in the state of New York.* Congr. Intern. de la Population, Paris, III. Démographie Statistique: Etudes d'Ensemble. 70—88. 1937.

Ronge, A.: *Die sozialbiologische Bedeutung der „Lebensbewährung".* Med. Welt XIII. 86—88. 1939.

Schmidt, I.: *Über Beziehungen zwischen Landflucht und Intelligenz.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII. 358—370. 1938.

Smailes, A. E.: *Population changes in the Colliery districts of Northumberland and Durham.* Geogr. J. XCI. 220—232. 1938.

Thorndike, E. L.: *Great abilities, their frequency, causation, discovery and utilization.* Sci. Monthly XLVII. 59—72. 1938.

Willoughby, R. R.: *Fertility and intelligence of college men.* Science N. S. LXXXVII. 86—87. 1938.

5. *Geographische Anthropologie*

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

v. Bonin, G. and Morant, G. M.: *Indian races in the United States.* A survey of previously published cranial measurements. Biometrika XXX, 94—129, 1938—1939.

1167 nordamerikanische Schädel werden in 16 Gruppen und unter Verwendung von je 11—18 Grundmerkmalen — von ihrer Auswahl hängt viel ab! — nach dem CRL. (Koeffizient der Gruppenähnlichkeit) von Pearson bearbeitet, wobei sich zeigt, daß nahe morphologische Beziehungen zwischen bestimmten Stämmen und einerseits den nordostasiatischen Tschuksehen, andererseits den Eskimos bestehen. Im übrigen zeigen die untersuchten Stammesgruppen starke Unterschiede auch unter sich, die sich jedoch in Ähnlichkeitsgruppen zusammenschließen, die mit der nordamerikanischen Rassenklassifikation v. Eickstedts übereinstimmen. Insbesondere beweist sich die Verwandtschaft der östlichen und westlichen Margiden (Florida und Kalifornien), sowie das Bestehen der Zentraliden und Silviden. Bei den letzteren sehen die Verff. jedoch schon eine Untergliederung in eine Präriegruppe mit Sioux und Arikara und eine Waldgruppe, deren typisches Element bei den Ostalgonkin sich bemerkbar macht. Damit ist für Nordamerika erstmalig der biostatistische Nachweis geführt worden, daß die dort angenommenen großen morphologischen Rassenkreise noch heute so stark voneinander getrennt sind, daß sie auch bei einer Mittelwertsbearbeitung der Stammesähnlichkeiten wieder heraustreten. v. E.

***Engel, C.:** *Baltische Lande. I. Ostbaltische Frühzeit.* 498 S., Hirzel, Leipzig 1939. (RM 40.— bzw. 44.—.)

Der erste Band eines ganz ausgezeichneten Sammelwerks, in dem die einzelnen gut aufeinander abgestimmten Beiträge von den besten Sachkennern stammen. Die klare Untergliederung der Einzelbeiträge, die genauen Quellen- und umfangreichen Literaturangaben, zahlreiche einheitlich gestaltete Karten und gute Abbildungen tragen zu dem vorzüglichen Eindruck bei. — Den Anthropologen geht in erster Linie der Beitrag von Sophie Ehrhardt, „Zur Rassenkunde und Rassengeschichte der Baltischen Völker und Ostpreußens" an. Er bringt eine vollständige Übersicht über die bisherigen Untersuchungen an Lebenden und prähistorischem Skelettmaterial, zuerst nach Völkern getrennt, dann in einer vergleichenden Übersicht mit Karten (auf denen Estland dank der Arbeiten Auls besonders gut dasteht). Die 12 Seiten umfassende tabellarische Übersicht über die Maße zeugt von der mühevollen Arbeit, die dahintersteht. Auch die Zusammenstellung prähistorischer Menschenfunde, nach Zeitabschnitten gegliedert, wird man dankbar begrüßen. — Aber auch die übrigen Beiträge bieten dem Anthropologen eine Fülle, insbesondere die sprachlichen (Kiparsky, Karsten) über die Verwandtschaftsbeziehungen der Völker und die siedlungsgeschichtlichen Beiträge (Laakmann, Johansen, Arbusow, Mortensen u. a.).

I. Schwidetzky, Breslau.

***Gini, C.:** *I Samaritani. I. Antropologia.* Comitato Italiano per 10 Studio dei Problemi della Popolazione, Ser. 3, 272 S., Rom 1938—XVI. (L. 60.)

Diese umfangreiche Studie stützt sich auf ein Material von zahlreichen Kopf- und Körpermessungen und Beobachtungen an 81 ♂ und 90 ♀ Individuen, von denen allerdings fast die Hälfte Kinder sind. Das Ergebnis wurde in einen breiteren rassengeschichtlichen Rahmen gestellt. Danach schließen sich die Samaritaner in rassischer Hinsicht eng an den morphologischen Übergangsgürtel zwischen armenider und orientalider Rasse und damit auch an die Juden selbst an. Hier finden sich im Norden mehr armenide Kurzköpfe, im Süden mehr orientalide Langköpfe, von ersteren leiten sich mehr die gemischteren Aschkenasim, den letzteren die ursprünglicheren Sephardim ab. So ergeben sich zwei rassisch sehr verschiedene jüdische Wanderströme. Das Material wurde sorgfältig metrisch durchgearbeitet und wird übersichtlich und in Einzelheiten dargeboten. Die wichtigsten Mittelwerte lauten: Kl. ♂ 79,1 bzw. ♀ 80,1; GGI. ♂ 94,0 bzw. ♀ 91,6; NI. ♂ 64,4 bzw. ♀ 64,5, KH. ♂ 173,2 bzw. ♀ 157,3. Exakte Typenbestimmungen wurden nicht ausgeführt, auch nicht auf Standort- oder Sozialtypen Rücksicht genommen, wohl aber auf Konstitutionsgruppen. Zahlreiche Bilder, umfangreiches Tabellenmaterial. v. E.

***Hambly, W. D.:** *Anthropometry of the Ovimbundu, Angola.* Field Mus. Nat. Hist., Anthrop. Ser. Publ. 426, XXV, 79 S., Chicago 1938. ($ 1.00.)

Individualmaße, Mittelwerte und Indizes der wichtigsten Merkmale von 55 Ovim-

bundu in Angola. Technik nach der British Association (also Gesichtshöhe bis Prosthion, nicht Stomion!). Wichtigste Mittelwerte: KI. 73,1 NI. 87,9, GGI. 93,7, KH. 168,7. Vergleich der gemessenen Gruppe mit Zahlen benachbarter Gruppen. Den Abschluß bilden einige bevölkerungsbiologische Bemerkungen, aus denen der besonders rasche Ablauf der Lebensprozesse innerhalb der vorliegenden Population, also hohe Geburten- wie Sterberaten, bemerkenswert ist. Einige unzulänglich horizontierte Abbildungen, keine Diagnosen, keine Typenbeschreibung, keine Analyse. v. E.

***N. N.:** *Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung.* Bd. IX. Vorträge, gehalten am 17./18. September 1937 auf der 9. Tagung in Tübingen. Herausg. von B. K. Schultz. Sonderh. zum Anthrop. Anz. XV, 234 S., 29 Taf., 120 Abb., E. Schweizerbart, Stuttgart 1938.

Der 234 Seiten starke Band umfaßt 29 Referate. Besonders gut vertreten sind die Berliner, Breslauer, Münchener und Wiener Schule. Hervorheben möchte ich die Berichte Heberers (Neuere Ergebnisse der Chromosomenforschung mit besonderer Berücksichtigung des Menschen) und die ausführlichen Vorträge über die Kopfbestattung des Hohlensteins (Lonetal) von Wetzel und Gieseler. Berichte allgemeineren anthropologischen Inhalts gaben (außer Heberer) Mollison, Brückner, Claußen, Perret und Geipel. Die spezielle Forschungsrichtung der Wiener Schule war vertreten durch Referate von Koenner, Tuppa, Rolleder, Essen-Möller und Geyer. Rassenfragen behandelten Fischer, Schwidetzky, Würth, Malán, Jacobshagen, Breitinger, Rolleder, Tuppa, Grau, Schäuble, Heckh und Fleischhacker. Die menschliche Vor- und Urgeschichte kam in den Berichten von Pratje, Berckhemer, Wetzel und Gieseler zur Geltung. Man sieht wohl aus allen Berichten den Willen zu gründlicher Durchforschung anthropologischer Probleme, nur stellenweise stört vielleicht das Hereinspielen von nicht rein wissenschaftlichen Momenten, wozu eben die Rassenkunde leider allzu leicht Gelegenheit gibt. Jedenfalls bietet aber diese reichhaltige Sammlung dem Ausländer einen recht guten und zufriedenstellenden Einblick in die deutsche anthropologische Tätigkeit des Jahres 1937. B. Škerlj, Ljubljana.

***Nguyen, Van Duc:** *Recherches craniologiques sur les Indochinois.* Thèse pour le doctorat en médecine. 110 S., Taupin & Cie., Hanoi 1938.

Ein Überblick über das nicht unbeträchtliche prähistorische Schädel- und Knochenmaterial aus Indochina und über die metrischen Arbeiten an modernen Schädeln, von zahlreichen Strichätzungen und einem ausführlichen Literaturverzeichnis sowie zusammenfassenden Tabellen begleitet. Rasse wird natürlich im Sinn von Volkskörper gebraucht, auf die eigentlichen zoologischen Rassentypen kaum eingegangen. Die Arbeit — Dissertation bei P. Huard in Hanoi — ist für alle diejenigen von Nutzen, die sich mit der hinterindischen Rassenkunde oder Anthropologie überhaupt befassen. v. E.

Samesima, M.: *Rassenbiologische Untersuchung über die Bevölkerung der Yarut-Insel (einem Stamm von Mikronesiern).* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa V, 237—297, 1938.

An 201 ♂ und ♀ Yurat-Mikronesiern (Marschall-Inseln) wurden 33 absolute Maße genommen, deren Aufarbeitung dargeboten wird. KH. 163,8 bzw. 152,4; KI. 76,1 bzw. 77,4: GI. 83,3 bzw. 90,1 ; NI. 81,2 bzw. 79,4. Metrischer Vergleich mit japanischen Gruppen, keine Analyse. Auf den Bildern fällt das starke Vorherrschen der europiden (polynesiden) Komponente auf. v. E.

***Schreiner, K. E.:** *Crania Norvegica.* I. 201 S., 33 Taf., H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), Oslo 1939. ($ 7.80.)

Diese großzügig und vornehm ausgestattete Publikation bringt eine eingehende und sehr sorgfältige Bearbeitung des gesamten zugänglichen Schädelmaterials aus dem norwegischen Mittelalter, insgesamt über 2000 Kranien. Ihre Darstellung erfolgt in Frequenzkurven und Parametern nach 14 Fundgruppen und Geschlechtern getrennt. Zur Analyse werden aus den wichtigsten Maßen Rechentypen unter Zugrundelegung des CRL abgeleitet. (Dieser Coefficient of „Racial" Likeness wird irrtümlicherweise als K. d. „Rassenähnlichkeit" bezeichnet, doch operiert er nur mit Mittelwertsähnlichkeiten von Populationsgruppen, ist also ein K. d. „Gruppenähnlichkeit".) Zur endgültigen Typenbildung verwendet der Autor daher berechtigterweise auch noch zusätzlich kranioskopische Methoden und gelangt zur Aufstellung einer Reihe biologischer Erscheinungstypen. Unter diesen nimmt der „Reihengräbertypus" überall und besonders gegen Osten die erste Stelle ein, während im Westen die bekannten Brachykranen hinzutreten. Offenbar belegen hier die Arboschen Bezeichnungen als finnoider und keltoider Typus das nomenklatorische Prioritätsrecht. Wenige dinarische Typen aus Oslo werden als land-

fremd angesehen, die Cromagnon-Fragen auf eine spätere prähistorische Studie verschoben. Das Bildmaterial ist hervorragend. v. E.

***Snell, C. A. R. D.**: *Menschelijke skeletresten uit de duinformatie van Java's zuidkust nabij Poeger (Z.-Banjoewangi).* Diss. 135 S., G. Kolff, Soerabaia 1938 (o. P.).

Sorgfältige Untersuchung und Vergleichung zweier Schädel aus den Dünensanden im Süden von Banjoewangi (östlichstes Java), die ihr ziemlich rezentes Alter und eine ins Melanide spielende neside (malayische) Rassenverwandtschaft feststellt. v. E.

Kato, Y.: *Physisch-anthropologische Untersuchung über die Hida- (Sirakawa-) Bewohner.* In: Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa V, 133—194, 1938.

Kato, Y.: *Physisch-anthropologische Untersuchung über die Hida-Bewohner.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa VII, 1—105, 1939.

Murata, S.: *Rassenbiologische Untersuchung über die Tokai-Japaner.* In: Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa II, 1—164, 1936.

Sewall, K. W.: *Blood, taste, digital hair and color of eyes in eastern Eskimo.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXV, 93—99, 1939.

Kolonialkunde und Rassenkontakt

***Salvadori, M.**: *La colonisation européenne au Kenya.* 227 S., Larose, Paris 1938. (Frs. 30.—.)

Verf. sieht die Weißensiedlungen in Kenya nicht als einen großen Erfolg an, wenn er auch den durch sie entstandenen wirtschaftlichen Aufschwung, genauer die Steigerung der Ausfuhrprodukte Kaffee, Tee und Mais, zugibt. Auf sie entfallen 4/5 des Gesamtexports. Die Steigerung war möglich durch sehr hohe Kapitalanlagen der Siedler wie der Regierung, so daß rein geldmäßig gesehen der Erfolg zweifelhaft ist. Viele haben entgegen ihrer ursprünglichen Absicht das Land wieder verlassen und andere müssen einsehen, daß ihnen und ihren Familien das Klima nicht bekommt. Die Eingeborenen haben unter der Siedlung gelitten, indem sie einen großen und den besten Teil ihres Grundbesitzes an die Weißen haben abgeben müssen, und sie sind übermäßig, zum Teil bis zu 50% ihres Einkommens, besteuert. Der Haushalt der Kolonie ist durch die Fürsorge für die Siedler schwer belastet. Für die englische Wirtschaft hat die Siedlung keinen Nutzen gebracht, denn die in Kenya gezogenen Produkte könnte man anderswo ebenso billig kaufen. — Diese rein utilitaristische Betrachtung ist sicher einseitig, aber sie verdient neben der idealistischen doch Beachtung, vor allem weist sie darauf hin, daß von einer Unterbringung der überschüssigen Bevölkerung Europas in Afrika nur in ganz beschränktem Umfang die Rede sein kann, in Kenya leben heute trotz allseitig günstiger Bedingungen noch keine 20 000 Siedler. D. Westermann, Berlin.

***Sell, M.**: *Die schwarze Völkerwanderung. Der Einbruch des Negers in die Kulturwelt.* 315 S., W. Frick Verlag, Wien 1940. (RM 7.80.)

In flüssiger und plastischer Diktion werden Anfänge und Verlauf der großen Negerbewegungen dargestellt: die Negersklaverei des ägyptischen und klassischen Altertums, spanischer und portugiesischer Kulturkreis zur Blütezeit, die zweideutige Rolle Englands im Negerhandel nach Afrika, Sklavenemanzipation und „schwarze Gefahr". Das alles ist in erster Linie vom historischen Standpunkt aus dargelegt. Die wirtschaftlich-ursächlichen, auch die bevölkerungskundlichen Gesichtspunkte treten also stark zurück. Dafür aber durchzieht der Rassengedanke das ganze Buch. Seine wissenschaftliche Fundierung und Verankerung ist allerdings nur bescheiden, ein wissenschaftliches Material rassenhistorischer, deskriptiver oder gar metrischer Art wird nicht herangezogen. Auch im Historischen ist besonders das Altertum — wo doch vor allem Ägyptologie und klassische Philologie mancherlei brachten — stiefmütterlich dargestellt, manches Spätere erscheint einseitig. Aber der Verf. betont selbst, daß es ihm mehr auf Wurf und Anregung, die gut sind, als auf eine gewisse Vollständigkeit, die zu erreichen gewesen wäre, ankam. v. E.

Oberdörffer, M.: *Unterschiedliche Gesundheitsschädigungen in verschiedenen Tropenländern.* Kol. Rdsch. XXX, 39—43, 1939.

Rodenwaldt, E.: *Rassenbiologische Probleme in Kolonialländern.* Dtsch. Med. Wschr. LXV, 1029—1032, 1939.

Rodenwaldt, E.: *Die Anpassung des Menschen an ein seiner Rasse fremdes Klima.* Forsch. Fortschr. XV, 14—15, 1939.

Sapper, K.: *Zur Frage der Dauerakklimatisation Weißer in den Tropen.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXI, 394—412, 1937.

Ziemann, H.: *Vom Problem der Akklimatisation der weißen Rasse in den Tropen.* Dtsch. Med. Wschr. LXIII, 666—672, 1937.

II. Nachrichten[1])

Argentinien

— Die jährliche „*Anthropologische Woche*" der Argentinischen Gesellschaft für Anthropologie (die auch Ethnologie und Urgeschichte umfaßt) fand vom 26. Juni bis 1. Juli 1939 in Buenos Aires statt. Gegenstand der Verhandlungen war die prähistorische Kultur von Santiago del Estero. Entgegen der frühen Datierung und der Deutung dieser Kultur durch ihre Entdecker, die Brüder Wagner, wurde sie von allen Vortragenden übereinstimmend in die Zeit der spanischen Eroberung gesetzt. Prof. J. Imbelloni berichtete über Skelettfunde ihrer Träger (andide Rasse).

Bulgarien

— Die bulgarische Kammer hat einen Antrag der Regierung angenommen, nach dem der Nachlaß von Junggesellen dem Staat anheimfällt. Die Steuern der Ledigen sollen ferner um rund 20% erhöht werden. Unverheiratete über 25 Jahren sollen keine öffentlichen Stellen erhalten.

— *Gestorben:* Am 27. Sept. 1939 Dr. *Stefan Kostoff*, der Direktor des Ethnographischen Nationalmuseums in Sofia, an dem zeitweise auch die Anthropologie eine Pflegestätte gefunden hatte. Nachfolger wurde Dr. K. Mijateff.

Dänemark

— Auf dem 3. Internationalen Neurologenkongreß, der vom 21.—25. August 1939 in Kopenhagen stattfand, spielte die Frage der Erbkrankheiten eine wesentliche Rolle. Insbesondere wurde die außerhalb Deutschlands vielfach bestrittene Miterbbedingtheit der Epilepsie durch hirnphysikalische Untersuchungen von Dr. Lennox, Boston, bestätigt.

Deutschland

Zwecks endgültiger Klärung der Frage des Beweiswertes der Blutgruppenbestimmung fand im Reichsministerium des Innern eine Besprechung unter Zuziehung führender Sachverständiger aus dem Gebiete der Serologie und Erbkunde statt. Als Ergebnis der Beratung wurde Folgendes festgestellt:

> *„Die Blutgruppenbestimmung ist als Methode geeignet, in bestimmten Fällen die Vaterschaft einer bestimmten Person auszuschließen. Einwendungen gegen den Erbgang oder auf Grund möglicher Mutationen und Modifikationen schränken diese Tatsache nicht ein."*

Übereinstimmung bestand darüber, daß unter „bestimmten Fällen" diejenigen Blutgruppenkombinationen zu verstehen sind, die nach dem Gutachten des Preußischen Instituts für Infektionskrankheiten Robert Koch vom 12. Januar 1939, veröffentlicht durch die allgemeine Verfügung des Reichsministers der Justiz vom 20. Januar 1939 — (3470 — IV b268) — Deutsche Justiz S. 349 — Rückschlüsse mit „absoluter Sicherheit" zulassen.

— Am 22. Januar 1940 jährte sich zum 100. Mal der *Todestag Johann Friedrich Blumenbachs*, des Begründers der Naturgeschichte des Menschen. In Gotha, wo er am 11. Mai 1752 geboren worden war, wurde in seinem Geburtshaus in der Fritzelsgasse eine Gedenktafel angebracht. Die Herzogliche Bibliothek veranstaltete ferner eine Sonderausstellung seiner Werke.

— *Die Deutsche Kolonialausstellung Dresden* zeigte in der anthropologisch-ethnographischen Abteilung lebensgroße Plastiken von 8 männlichen und 6 weiblichen Rassetypen vorwiegend aus den deutschen Schutzgebieten, die unter wissenschaftlicher Leitung der Anthropologischen Abteilung der Museen für Tier- und Völkerkunde (Kustos Dr. Hesch) in Zusammenarbeit mit Dresdner Bildhauern hergestellt wurden, ferner Karten zur Rassenverbreitung, große Photos von Rassentypen u. a. Das Material wurde nach Schluß der Ausstellung zu einer Sonderschau „Die Rassen der Menschheit" im Völkerkundemuseum vereinigt.

---

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.



Am 12. Januar 1940 starb nach kurzer Krankheit im Alter von 56 Jahren *Professor Dr. Erich Jaensch*, Direktor des Instituts für psychologische Anthropologie in Marburg und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Am 26. Februar 1883 in Breslau als Sohn eines Arztes geboren, studierte er in Breslau, Tübingen, Jena und Göttingen Philosophie und Naturwissenschaften, habilitierte sich 1910 in Straßburg und wurde bereits 1912 als Nachfolger des jüdischen Philosophen Hermann Cohen nach Marburg berufen, wo er das Institut für psychologische Anthropologie begründete. Durch seine Typenlehre, die von ihm und seinen Schülern auch in rassenkundlicher und biologischer Richtung unterbaut wurde, schlug er eine wichtige Brücke von der reinen Psychologie zur Biologie des Menschen. Sein Institut wird in seinem Sinn von seinen Schülern fortgeführt. (Wichtige Werke: Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode 1925; Grundformen menschlichen Seins 1929: Studien zur Psychologie menschlicher Typen 1930: Der Gegentypus, psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie 1938.)

— Das Reichsgericht hat in einem Urteil des 4. Zivilsenats vom 13. März 1939 entschieden, daß die Feststellung, daß die Vaterschaft offenbar unmöglich ist, auch allein auf ein erbbiologisches Gutachten (über die Blutgruppenuntersuchung hinaus) gestützt werden kann (Z).

— Der Reichsminister des Innern hat angeordnet, daß bei den einzelnen Gesundheitsämtern ein *Verzeichnis der Mehrlingsgeburten* und ein Verzeichnis der Verwandtenehen geführt wird.

— Die seit 1895 bestehende, etwa 3000 Bände umfassende *Rassen-Bücherei* des Deutsch-Bundes ging in den Besitz der Stadt Gotha über.

— Die *Heiratshäufigkeit der jüdischen Mischlinge* 1. und 2. Grades liegt weit unter dem Durchschnitt. 1937 kamen auf 1 234 799 deutsche Eheschließende nur 250 viertel- und 146 halbjüdische.

— *Dozentur verliehen:* Dr. phil. habil. *Ilse Schwidetzky*, Breslau, für Anthropologie.

— An der Universität Hamburg wurde ein Kolonialinstitut unter Leitung von Prof. Adolf Rein errichtet.

— Die Stadt Danzig brachte eine Briefmarke mit dem Bild Gregor Mendels und der Aufschrift „Gesunde Kinder, frohe Zukunft“ heraus.

Großbritannien

— Auf der Jahrestagung der *British Association for the Advancement of Science*, die vom 30. August bis 7. September 1939 in Dundee stattfand, sprach Prof. W. E. Le Gros Clark als Präsident der Sektion H (Anthropology) über „Ziel und Grenzen der Physischen Anthropologie“. Im Aufbau der englischen Anthropologie fußend, wies er auf die Grenzen der Kraniologie hin und forderte eine stärkere Beachtung des lebenden Menschen mit allen seinen biologischen Fragen.

Verliehen: Von der American Geographical Society die Charles-P.-Daly-Medaille für 1939 und von der R. Scottish Geographical Society die Forschungs-Medaille für 1939 an *Professor Dr. H. J. Fleure*, Manchester.

Italien

— Der Ständige Ausschuß für die alle drei Jahre stattfindende italienische Überseeausstellung schrieb eine Preisarbeit für eine auf Originalmaterial beruhende Untersuchung über Rassenfragen in Italienisch-Afrika aus. Der Preis beträgt 6000 Lire.

— Eine *zweite große Siedlerflotte* (vgl. Z. Rassenk. IX, 95, 1939) brachte wiederum 1600 italienische Bauernfamilien, vorwiegend aus Venezien, nach Libyen. Sie werden vor allem in der Cyrenaika angesiedelt.

— Prof. Frhr. von Richthofen, Königsberg, unternahm eine Studienfahrt nach Albanien, wo er u. a. einen altsteinzeitlichen Siedlungsplatz entdeckte.

Mexiko

— Vom 5. bis 15. August 1939 fand in Mexiko City der 27. *Internationale Kongreß für Amerikanistik* statt. Er arbeitete in 9 Sektionen, von denen je eine die physische Anthropologie, Anthropogeographie und praktische Eingeborenen- und Negerfragen behandelte.

Niederlande und Niederländisch-Indien

— Am 14. Juni 1939 wurde in Amsterdam eine Stiftung „*Niederländisches Museum für Anthropologie und Prähistorie*" (Vorsitzender Prof. Dr. J. P. Kleiweg de Zwaan, Sekretärin A. J. van Bork-Feltkamp) gegründet, die sich zum Ziel setzt, aus vorhandenen kleinen Anfängen ein Museum mit einer Bibliothek aufzubauen. Die Stiftung ruft zur Förderung des Planes durch Anregungen, Stiftungen und Überlassung von Sammlungsgegenständen auf.

— Die derzeitige *mittlere Lebensdauer* in den Niederlanden wurde für Männer auf 65,1, für Frauen auf 66,4 Jahre berechnet gegenüber 38,4 und 40,7 Jahren in der Zeit 1870—1879.

— Das „*Greater India Research Committee*" führte in den Jahren 1937—1939 umfangreiche Ausgrabungen in Kedah, Perak und Johore durch zur Erforschung des indischen Einflusses im Malaiischen Archipel. Die Funde von Kedah umfassen das 4.—13. nachchristliche Jahrhundert. Der indische Kultureinfluß hat danach mindestens ein Jahrhundert früher eingesetzt als man bisher annahm.

Palästina

— Nach Angaben des britischen Kolonialministers betrug die Bevölkerungszahl von Palästina im März v. J. 1 535 000 Köpfe, davon 1 113 000 Araber und 422 000 Juden. Für das Jahr 1919 wird die Bevölkerungszahl von 635 000 Arabern und 58 000 Juden angegeben (Z).

Schweden

— Vom 23. bis 25. Sept. 1939 feierte die *Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften ihr 200jähriges Bestehen* (Gründungstag 2. Juni 1739). Die schwedische Post gab zu dieser Feier 4 Sonderbriefmarken aus, von denen zwei Linné, den Mitbegründer und ersten Präsidenten der Akademie, die anderen beiden Berzelius darstellen.

— Am 1. Januar 1939 trat ein Gesetz in Kraft, nach dem *Schwangerschaftsunterbrechung* nicht nur aus medizinischen und strafrechtlichen, sondern auch aus rassenhygienischen Gründen (erbliche Geisteskrankheit oder körperliches Gebrechen von Mutter oder Erzeuger) vorgenommen werden kann.

Türkei

— Südlich des Dorfes Ludumlu, 12 km sw. von Ankara, fand Prof. *K. Leuchs*, s. Z. Geologe an der Landwirtschaftlichen Hochschule Ankara, jetzt Wien, in der schmalen Erosionsrinne eines Höhenzuges einen Faustkeil, der nach Prof. *Sevket A. Kansu*, Ankara, dem Chelles-Typus angehört. Es handelt sich um die erste sichere Spur des altpaläolithischen Menschen in Inneranatolien.

Uganda

— Auf Veranlassung der Kolonialverwaltung von Uganda trat Prof. *C. van Riet Lowe*, Direktor des archäologischen Büros der Südafrikanischen Union, eine Forschungsreise nach Uganda zum *Studium der ältesten menschlichen Besiedlung in Zentralafrika* an. Es sollen Untersuchungen am Kageratal, am Kivusee, Albertsee und den Murchisonfällen durchgeführt werden.

U.S.A.

— Die Zeitschrift Growth (vgl. Z. Rassenk. VIII, 110, 1939) veranstaltete vom 7. bis 11. August in North Truro (Massachuetts) eine Vortragsreihe über „Wachstum und Entwicklung".

— Nach Berechnungen von Dr. *O. E. Baker* vom Department of Agriculture wird bei gleichbleibender Entwicklung die *Bevölkerung von U.S.A.* 1960 ihren Höchststand erreichen, um dann abzusinken. Die Geburtenzahl sinkt seit 1924.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Egon Frhr. v. Eickstedt, Breslau; für den Anzeigenteil verantwortlich: Walther Thassilo Schmidt-Gabain, Stuttgart. — I. v. W. g. — P. L. 2. — Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. — Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. — Printed in Germany

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; F. Burgdörfer, München; V. Christian, Wien; J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Jena; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; M. Popoff, Sofia; F. Sarasin, Basel; I. Schwidetzky, Breslau; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor, Dr. phil. nat., Dr. med. h. c., Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 40 Abbildungen und 31 Tabellen



1940

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 23. April 1940

JAHRGANG 1940 11. BAND 3. HEFT

Jahrgang 1940, Bd. XI, Heft 3

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

Nakayama, Eiji: *Physisch-anthropologische Untersuchung der Ainu (4 Abb., 27 Tab.)* 97

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Forschungen in Süd- und Ostasien. V. Untersuchungen bei der indochinesischen Urbevölkerung der Moi (23 Abb.)* 113

Schwidetzky, I.: *Beiträge zur Rassengeschichte Südosteuropas. 1. Die Illyrer des Glasinac. Gleichzeitig eine Anwendung des relativen Ähnlichkeitskoeffizienten (13 Abb., 4 Tab.)* 153

Count, Earl W.: *On the Biological Value of Racial Characters. A Further Comment on the Racial Classificatory System of Dr. Škerlj* 163

Fischer, W.: *Noch einmal: Zum „Rätsel" der Blutgruppen. 2. Erwiderung an Walter Scheidt* 171

B. Umschau und Fortschritte

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie 172

2. Morphologische Anthropologie 176

3. Psychologische Anthropologie 179

4. Historische Anthropologie 182

5. Geographische Anthropologie 187

II. Nachrichten

Canada, China, Deutschland 191

Frankreich, Haiti, Italien, Ostafrika, Schweiz, Ungarn 192

Physisch-anthropologische Untersuchung der Ainu

Von

Eiji Nakayama (Kyoto, Japan)

Mit 4 Abbildungen und 27 Tabellen

Einleitung

Die Ainu stellen anthropologisch ein sehr interessantes Problem dar. Als Dr. Morse 1878 die vorhistorischen Muschelhaufen von Omori in Japan ausgrub und die japanische Steinzeit entdeckte, wurde gleichzeitig der physische Zusammenhang zwischen der Urbevölkerung der japanischen Steinzeit und den Ainu diskutiert. Seither spielen die Ainu unvermeidlich eine wichtige Rolle, wenn die Abstammung der Japaner erörtert wird. Daher wird von allen Seiten her versucht, Aufklärung über die Ainu zu gewinnen.

Nach der Veröffentlichung genauer Berichte über die Ergebnisse der physischen Anthropologie, besonders Skelette betreffend — von Koganei (1894) an Hokkaido-Ainu und von Hirai (1927) und Seki (1930) an Sachalin-Ainu gewonnen —, suchte man vielfach die heutigen Japaner und die Völker der japanischen Steinzeit zu vergleichen. Alle auf diese Weise erzielten Resultate wurden mehrfach unter dem Titel „Theorie über die Rasse, der die japanischen Steinzeitmenschen angehörten" von Professor Kiyono und seinen Schülern veröffentlicht und die physischen Merkmale soweit wie möglich klargestellt.

Messungen an Lebenden wurden aber nur sehr wenig unternommen, d. h., allein von Koganei (1894), Sakaki (1910), Torii (1918), Montandon (1927) und Koya (1937). Diese Berichte sind von unzureichendem anthropologischen Wert, weil ihre Meßpunkte oder ihr Meßmaterial sehr mangelhaft waren. Nur die Berichte von Koganei und Koya sind heute brauchbar. Aber auch die Untersuchungen von Koganei, die ohne Verwendung der Biometrik vorgenommen wurden, sind noch ungeeignet zum Vergleich.

Mein Bericht bietet die Resultate der im September 1935 vorgenommenen Messungen an 71 männlichen Ainu, die im Dorfe Shiraoi, Provinz Iburi, Hokkaido, geboren sind. Natürlich bedarf es zur Vervollständigung noch Messungen an Ainufrauen. Da sich ziemlich starke Differenzen unter den Ainu selbst konstatieren lassen, beschränkte ich die Untersuchung auf ein möglichst kleines gemeinsames Herkunftsgebiet und studierte nur die Shiraoi-Ainu, um spätere Vergleiche zu erleichtern.

Ihrem Beruf nach waren alle Gemessenen Fischer, im Alter von 21—46 Jahren. Um Mischlinge mit Japanern auszuschließen, untersuchte ich ihre Abkunft möglichst gründlich, indem ich die Betreffenden selbst oder andere Personen befragte, und ließ Mischlinge mit anderem Blut beiseite. Daher handelt es sich bei den hier gemessenen Personen durchweg um reine Ainu.

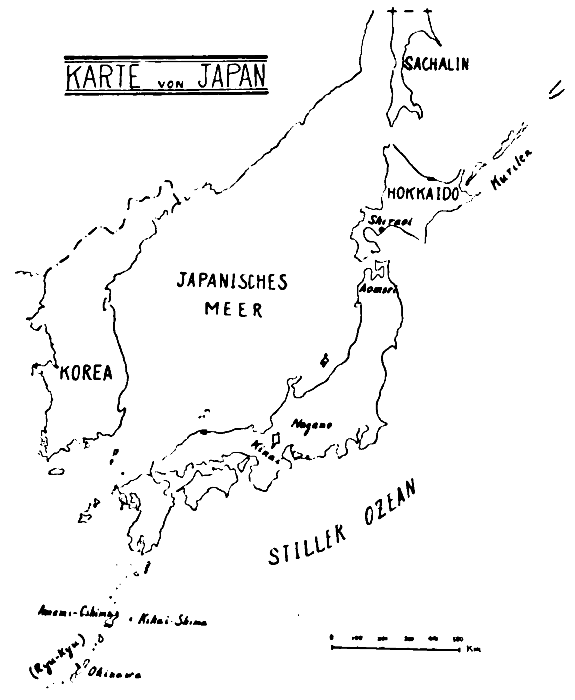


Abb. 1. Karte von Japan

Mein Vergleichsmaterial bestand ausschließlich aus Männern.

Die anthropometrischen, an den Shiraoi-Ainu gewonnenen Resultate sowie Vergleiche mit den sie umgebenden Stämmen und Völkern bieten die folgenden 26 Tabellen.

I. Kopfmaße:

Tabelle 1. Größte Kopflänge (mm) ♂

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_V$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	195,70 ± 0,61	5,17 ± 0,43	2,64 ± 0,22		Nakayama
Ainu	80	193,25 ± 0,65	5,81 ± 0,46	3,01 ± 0,24	2,75	Koganei
Ainu	155	195,4 ± 0,47	5,90 ± 0,33	3,02 ± 0,17	0,39	Koya
Ainu	55	198,3				Montandon
Aomori-Japaner	176	189,86 ± 0,43	5,67 ± 0,30	2,98 ± 0,16	8,58	Nakayama
Nagano-Japaner	945	187,47 ± 0,19	6,03 ± 0,14	3,21 ± 0,07	12,84	Yamanouchi
Kinai-Japaner	151	186,76 ± 0,59	7,35 ± 0,42	3,93 ± 0,23	9,98	Nakayama
Amamioshima-Insulaner	92	189,13 ± 0,58	5,58 ± 0,42	2,95 ± 0,22	7,82	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	191,79 ± 0,78	6,68 ± 0,55	3,48 ± 0,29	3,95	Miyake, Nakayama
Japaner	6000	188,55 ± 0,07	6,17 ± 0,06	3,27 ± 0,03	11,72	Matsumura
Südkoreaner	171	181,19 ± 0,52	6,81 ± 0,37	3,76 ± 0,20	18,21	Arase
Nordkoreaner	90	182,83 ± 0,87	8,27 ± 0,62	4,52 ± 0,33	12,14	Arase
Koreaner	552	181,37 ± 0,28	7,10 ± 0,21	3,91 ± 0,12	21,68	Kubo
Nordchinesen	1106	190,07 ± 0,21	7,04 ± 0,15	3,70 ± 0,08	8,65	Takamure
Mongolen	192	183,16 ± 0,40	5,53 ± 0,28	3,02 ± 0,15	17,17	Shima
Tungusen	290	186,77 ± 0,36	6,21 ± 0,26	3,32 ± 0,14	12,57	Shima
Kamtschadalen	158	188 ± 0,53	6,8 ± 0,38	3,61 ± 0,20	9,50	Jochelson

Tabelle 2. Größte Kopfbreite (mm) ♂

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	151,15±0,46	3,88±0,33	2,57±0,22		Nakayama
Ainu	80	149,56±0,47	4,22±0,33	2,82±0,22	2,41	Koganei
Ainu	155	149,3 ±0,37	4,66±0,20	3,12±0,17	3,13	Koya
Ainu	55	149,5				Montandon
Aomori-Japaner	176	151,98±0,35	4,71±0,25	3,09±0,16	—1,43	Nakayama
Nagano-Japaner	943	154,16±0,16	4,94±0,11	3,20±0,07	—6,14	Yamanouchi
Kinai-Japaner	150	152,90±0,40	4,94±0,28	3,23±0,19	—2,87	Nakayama
Amamioshima-Insulaner	92	153,08±0,58	5,55±0,42	3,62±0,27	—2,74	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	150,89±0,63	5,36±0,44	3,55±0,29	0,33	Miyake, Nakayama
Japaner	6000	152,18±0,06	4,98±0,04	3,27±0,03	—2,24	Matsumura
Südkoreaner	171	154,52±0,49	6,37±0,34	4,12±0,22	—5,03	Arase
Nordkoreaner	90	157,06±0,66	6,30±0,47	4,01±0,29	—7,38	Arase
Koreaner	552	150,89±0,22	5,23±0,16	3,47±0,10	0,51	Kubo
Nordchinesen	1106	147,65±0,16	5,34±0,11	3,62±0,08	7,15	Takamure
Mongolen	192	156,10±0,40	5,56±0,28	3,56±0,18	—8,11	Shima
Tungusen	290	152,11±0,30	5,05±0,21	3,32±0,14	—1,56	Shima
Kamtschadalen	158	149 ±0,45	5,7 ±0,32	3,82±0,21	3,36	Jochelson

Tabelle 3. Längenbreiten-Index des Kopfes ♂

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	77,29±0,30	2,52±0,21	3,26±0,27		Nakayama
Ainu	80	77,31±0,32	2,82±0,22	3,65±0,29	— 0,05	Koganei
Ainu	155	76,59±0,22	2,73±0,15	3,56±0,20	1,89	Koya
Ainu	55	75,5				Montandon
Aomori-Japaner	176	80,18±0,23	3,12±0,16	3,89±0,21	— 7,60	Nakayama
Nagano-Japaner	943	81,71±0,10	3,18±0,07	3,87±0,09	—13,81	Yamanouchi
Kinai-Japaner	150	82,12±0,34	4,21±0,24	5,13±0,29	—10,73	Nakayama
Amamioshima-Insulaner	92	80,99±0,36	3,43±0,25	4,29±0,31	— 7,87	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	78,75±0,43	3,72±0,31	4,72±0,38	— 2,81	Miyake, Nakayama
Okinawa Insulaner	133	80,70±0,28	3,27±0,21	4,05±0,25	— 8,31	Oshima
Japaner	6000	80,81±0,05	3,67±0,03	4,54±0,04	—11,73	Matsumura
Südkoreaner	171	85,36±0,36	4,72±0,26	5,53±0,30	—17,17	Arase
Nordkoreaner	90	85,46±0,56	5,27±0,39	6,17±0,46	—12,76	Arase
Koreaner	552	83,35±0,21	4,97±0,14	5,96±0,18	—16,40	Kubo
Nordchinesen	1106	77,80±0,12	4,02±0,09	5,17±0,11	— 1,59	Takamure
Mongolen	192	85,29±0,27	3,74±0,19	4,39±0,22	—20,00	Shima
Tungusen:						
Dauren	290	81,51±0,20	3,39±0,14	4,16±0,17	—11,72	Shima
Golden	52	81,5 ±0,50	3,68±0,35	4,46±0,38	— 7,25	Sternberg
Negda	26	83,0 ±0,61	3,10±0,43	3,73±0,51	— 8,39	Sternberg
Amur-Giljaken	48	81,1 ±0,48	3,30±0,33	4,07±0,41	— 6,68	Sternberg
Sachalin-Giljaken	29	85,7 ±0,51	2,74±0,34	3,19±0,42	—14,25	Sternberg
Kamtschadalen	158	78,9 ±0,23	2,9 ±0,16	3,67±0,21	— 4,23	Jochelson
*Aleuten	138	84 ±0,28	3,3 0,19	3,93±0,24	—16,36	Jochelson

(* ♂ + ♀)

Zusammenfassung der Tabellen

Die auffallendsten Unterschiede zwischen Ainu und den anderen Gruppen sind folgende:

I. Die speziellen Merkmale der Ainu

a) Der Längenbreiten-Index des Kopfes ist verglichen mit allen benachbarten Gruppen der kleinste. Bei Vergleich der Erscheinungsprobabilität aller Kopftypen zeigt sich, daß der dolichokephale alle anderen Typen an Häufigkeit

Tabelle 4. Einteilung des Längenbreiten-Index des Kopfes

Gruppe	dolichokephal		mesokephal		brachykephal		hyperbrachykephal	
	n	% ± m%	n	% ± m%	n	% ± m%	n	% ± m%
Ainu (Shiraoi)	23	32,4 ± 5,55	41	57,7 ± 5,86	7	9,9 ± 3,54	—	—
Aomori-Japaner	13	7,4 ± 1,96	90	51,2 ± 3,76	65	36,9 ± 3,63	8	4,5 ± 1,56
Nagano-Japaner	16	1,7 ± 0,42	298	31,6 ± 1,51	515	54,6 ± 1,62	114	12,1 ± 1,06
Kinai-Japaner	5	3,3 ± 1,45	56	37,3 ± 3,94	61	40,7 ± 4,01	28	18,7 ± 3,18
Amamioshima-Insulaner	6	6,5 ± 2,57	40	43,5 ± 5,17	35	38,0 ± 5,06	11	12,0 ± 3,38
Kikaishima-Insulaner	12	6,4 ± 2,86	42	57,5 ± 5,78	16	21,9 ± 4,84	3	4,1 ± 2,32
Japaner	292	4,9 ± 0,28	2235	37,3 ± 0,62	2750	45,8 ± 0,64	723	12,0 ± 0,42
Koreaner	18	3,3 ± 0,73	137	24,8 ± 1,84	203	36,8 ± 2,05	194	35,1 ± 2,03
Nordkoreaner	2	2,2 ± 1,54	16	17,8 ± 4,03	37	41,1 ± 5,18	35	35,4 ± 5,04
Amur-Giljaken	—	—	—	49,0 ± 7,21	—	40,0 ± 7,06	—	10,0 ± 4,33
Sachalin-Giljaken	—	—	—	7,0 ± 4,73	—	41,0 ± 9,12	—	52,0 ± 9,27

Tabelle 5. Längenhöhen-Index des Kopfes

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$-diff.	Autor
Ainu	71	65,04 ± 0,28	2,39 ± 0,20	3,67 ± 0,31	—	Nakayama
Ainu	80	64,96 ± 0,29	2,63 ± 0,21	4,05 ± 0,32	0,20	Koganei
Ainu	155	64,18 ± 0,32	3,81 ± 0,28	5,93 ± 0,43	2,02	Koya
Aomori-Japaner	176	63,89 ± 0,23	3,15 ± 0,17	4,93 ± 0,26	3,19	Nakayama
Kinai-Japaner	150	73,60 ± 0,39	4,85 ± 0,28	6,59 ± 0,39	— 17,83	Nakayama
Amamioshima-Insulaner	92	69,61 ± 0,36	3,44 ± 0,25	4,94 ± 0,37	— 9,93	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	68,97 ± 0,42	3,59 ± 0,29	5,21 ± 0,43	— 7,86	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	74,65 ± 0,41	5,40 ± 0,29	7,23 ± 0,39	— 19,22	Arase
Nordkoreaner	89	74,43 ± 0,84	7,89 ± 0,59	10,60 ± 0,80	— 10,55	Arase
Nordchinesen	1105	65,25 ± 0,12	3,96 ± 0,08	6,04 ± 0,13	— 2,10	Takamure
Mongolen	192	66,71 ± 0,25	3,50 ± 0,18	5,25 ± 0,27	— 4,51	Shima
Tungusen	289	66,79 ± 0,23	3,85 ± 0,16	5,76 ± 0,24	— 4,86	Shima

Tabelle 6. Einteilung des Längenhöhen-Index des Kopfes

Gruppe	chamaekephal		orthokephal		hypsikephal	
	n	% ± m%	n	% ± m%	n	% ± m%
Ainu	—	—	11	15,5 ± 4,29	60	84,5 ± 4,29
Aomori-Japaner	3	1,7 ± 0,97	54	30,7 ± 3,47	119	67,6 ± 3,52
Kinai-Japaner	—	—	1	0,7 ± 0,68	149	99,3 ± 0,68
Amamioshima-Insulaner	—	—	—	—	92	100,0
Kikaishima-Insulaner	—	—	2	2,7 ± 1,87	71	97,3 ± 1,89
Koreaner	2	2,2 ± 1,55	2	2,2 ± 1,55	85	95,6 ± 2,17

Tabelle 7. Breitenohrhöhen-Index des Kopfes

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$-diff.	Autor
Ainu	71	84,25 ± 0,39	3,30 ± 0,28	3,92 ± 0,33		Nakayama
Ainu	80	84,06 ± 0,36	3,21 ± 0,25	3,82 ± 0,30	0,36	Koganei
Ainu	155	83,93 ± 0,42	5,07 ± 0,37	6,04 ± 0,44	0,56	Koya
Aomori-Japaner	176	79,79 ± 0,31	4,09 ± 0,22	5,31 ± 0,27	8,92	Nakayama
Kinai-Japaner	149	89,61 ± 0,42	5,09 ± 0,29	5,68 ± 0,33	— 9,40	Nakayama
Kikaishima-Insulaner	73	87,11 ± 0,55	4,74 ± 0,39	5,44 ± 0,45	— 4,26	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	87,60 ± 0,48	6,34 ± 0,34	7,24 ± 0,39	— 5,40	Arase
Nordkoreaner	89	87,19 ± 0,93	8,75 ± 0,65	10,03 ± 0,76	— 2,91	Arase
Nordchinesen	1105	83,95 ± 0,15	4,81 ± 0,10	5,73 ± 0,12	0,71	Takamure
Mongolen	192	78,34 ± 0,32	4,32 ± 0,22	5,59 ± 0,29	11,82	Shima
Tungusen	289	81,97 ± 0,26	4,46 ± 0,19	5,44 ± 0,23	4,85	Shima

Tabelle 8. Einteilung des Breitenohrhöhen-Index des Kopfes

Gruppe	tapeinokephal		metriokephal		akrokephal	
	n	% ± m%	n	% ± m%	n	% ± m%
Ainu (Shiraoi)	4	5,6 ± 2,73	36	50,7 ± 5,93	31	43,7 ± 5,88
Aomori-Japaner	78	44,3 ± 3,74	81	46,0 ± 3,75	17	9,7 ± 2,23
Kinai-Japaner	2	1,3 ± 0,93	25	16,8 ± 3,06	122	81,9 ± 3,15
Kikaishima-Insulaner	4	5,5 ± 2,66	18	24,7 ± 5,05	51	69,8 ± 5,37

Tabelle 9. Horizontalumfang des Kopfes (mm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma + m_\sigma$	$V \pm m_\nu$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	571,06 ± 1,63	13,71 ± 1,15	2,40 ± 0,20		Nakayama
Aomori-Japaner	176	559,99 ± 0,99	13,12 ± 0,69	2,34 ± 0,12	8,49	Nakayama
Kinai-Japaner	150	552,60 ± 1,09	13,38 ± 0,77	2,42 ± 0,14	9,42	Nakayama
Kikaishima-Insulaner	73	554,63 ± 2,16	18,47 ± 1,53	3,33 ± 0,27	6,02	Miyake, Nakayama

Tabelle 10. Jochbogenbreite (mm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V + m_\nu$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	143,70 ± 0,53	4,46 ± 0,37	3,10 ± 0,26		Nakayama
Ainu	155	142,3 ± 0,44	5,58 ± 0,31	3,92 ± 0,22	2,03	Koya
Ainu	55	142,4				Montandon
Kinai-Japaner	389	143,76 ± 0,18	3,47 ± 0,12	2,42 ± 0,09	−0,11	Nakayama
Nagano-Japaner	948	142,42 ± 0,16	5,06 ± 0,12	3,54 ± 0,08	2,32	Yamanouchi
Amamioshima-Insulaner	92	142,68 ± 0,54	4,81 ± 0,36	3,37 ± 0,24	1,34	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	143,41 ± 0,55	4,73 ± 0,39	3,29 ± 0,27	0,38	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	145,30 ± 0,43	5,60 ± 0,30	3,85 ± 0,21	−2,35	Arase
Nordkoreaner	90	145,54 ± 0,53	5,02 ± 0,37	3,44 ± 0,26	−2,45	Arase
Mongolen	192	141,77 ± 0,37	5,09 ± 0,26	3,59 ± 0,18	2,97	Shima
Tungusen	290	140,92 ± 0,29	4,92 ± 0,20	3,49 ± 0,14	4,63	Shima
Kamtschadalen	158	144 ± 0,45	5,7 ± 0,32	3,96 ± 0,22	−0,43	Jochelson

Tabelle 11. Physiognomische Gesichtshöhe (mm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V + m_\nu$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	67	187,64 ± 1,21	9,91 ± 0,85	4,74 ± 0,41		Nakayama
Kinai-Japaner	387	186,01 ± 0,44	8,69 ± 0,31	4,67 ± 0,16	1,26	Nakayama
Nagano-Japaner	946	181,88 ± 0,26	7,98 ± 0,18	4,38 ± 0,10	4,64	Yamanouchi
Kikaishima-Insulaner	73	184,90 ± 1,12	9,54 ± 0,79	5,16 ± 0,43	1,66	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	168	190,68 ± 0,70	9,13 ± 0,50	4,79 ± 0,26	−2,17	Arase
Nordkoreaner	90	188,93 ± 0,96	9,10 ± 0,68	4,82 ± 0,36	−0,83	Arase
Nordchinesen	1096	189,12 ± 0,29	9,63 ± 0,21	5,10 ± 0,11	−1,22	Takamure
Mongolen	192	186,34 ± 0,58	8,03 ± 0,41	4,31 ± 0,22	0,96	Shima
Tungusen	290	187,59 ± 0,49	8,29 ± 0,34	4,42 ± 0,18	0,04	Shima

überwiegt, welche Tatsache auch einen großen Unterschied zu allen anderen Rassen beweist. Es besteht kein Unterschied zwischen diesen Dolichokephalen und den Nordchinesen dem Index nach, aber eine deutliche Differenz bezüglich der Kopflänge und Kopfbreite.

Tabelle 12. Morphologische Gesichtshöhe (mm) ♂

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	36	118,19 ± 0,83	5,00 ± 0,59	4,23 ± 0,49		Nakayama
Ainu	155	121,3 ± 0,45	5,70 ± 0,32	4,70 ± 0,27	—3,29	Koya
Ainu	55	118,2				Montandon
Kinai-Japaner	388	119,03 ± 0,32	6,35 ± 0,23	5,33 ± 0,19	—0,94	Nakayama
Nagano-Japaner	948	116,06 ± 0,17	5,32 ± 0,12	4,58 ± 0,11	2,51	Yamanouchi
Kikaishima-Insulaner	73	121,73 ± 0,73	6,22 ± 0,51	5,11 ± 0,42	—3,20	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	168	120,24 ± 0,48	6,23 ± 0,34	5,18 ± 0,28	—2,13	Arase
Nordkoreaner	90	117,92 ± 0,45	4,29 ± 0,32	3,64 ± 0,27	0,28	Arase
Nordchinesen	1102	118,81 ± 0,22	7,25 ± 0,16	6,10 ± 0,13	—0,71	Takamure
Mongolen	192	119,44 ± 0,44	6,14 ± 0,31	5,14 ± 0,26	—1,33	Shima
Tungusen	290	120,33 ± 0,37	6,28 ± 0,26	5,22 ± 0,22	—2,35	Shima

Tabelle 13. Morphologischer Gesichtsindex

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	36	81,58 ± 0,59	3,51 ± 0,41	4,30 ± 0,51		Nakayama
Ainu	155	85,32 ± 0,38	4,73 ± 0,27	5,54 ± 0,31	—5,33	Koya
Ainu	55	83,0				Montandon
Kinai-Japaner	389	82,78 ± 0,25	4,99 ± 0,18	6,03 ± 0,22	—1,87	Nakayama
Nagano-Japaner	946	81,03 ± 0,13	4,15 ± 0,09	5,13 ± 0,12	0,91	Yamanouchi
Amamioshima-Insulaner	92	85,49 ± 0,49	4,69 ± 0,34	5,49 ± 0,42	—5,08	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	85,01 ± 0,50	4,25 ± 0,35	5,00 ± 0,41	—4,43	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	167	82,84 ± 0,37	4,81 ± 0,26	5,81 ± 0,32	1,80	Arase
Nordkoreaner	90	80,96 ± 0,46	4,38 ± 0,33	5,41 ± 0,40	0,82	Arase
Mongolen	192	84,39 ± 0,33	4,52 ± 0,23	5,36 ± 0,27	—4,13	Shima
Tungusen	290	85,41 ± 0,26	4,51 ± 0,19	5,28 ± 0,22	—5,98	Shima

Tabelle 14. Einteilung des Gesichtsindex

Gruppe	hypereuryprosop	euryprosop	mesoprosop	leptoprosop	hyperleptoprosop
Ainu	13,9 ± 5,76	61,1 ± 8,12	16,7 ± 6,21	8,3 ± 4,60	—
Nagano-Japaner	27,9 ± 1,46	46,2 ± 1,62	18,8 ± 1,27	6,4 ± 0,79	0,6 ± 0,25
Amamioshima-Insulaner	6,5 ± 2,57	30,4 ± 4,79	28,3 ± 4,68	27,2 ± 4,64	7,6 ± 2,76

Tabelle 15. Höhe der Nase (mm)

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	36	47,08 ± 0,41	2,43 ± 0,29	5,16 ± 0,61		Nakayama
Ainu	155	49,4 ± 0,29	3,71 ± 0,21	7,52 ± 0,42	— 4,61	Koya
Ainu	55	47,6				Montandon
Kinai-Japaner	388	50,33 ± 0,25	4,92 ± 0,18	9,77 ± 0,35	— 6,76	Nakayama
Nagano-Japaner	947	46,24 ± 0,10	3,06 ± 0,07	6,62 ± 0,15	2,00	Yamanouchi
Amamioshima-Insulaner	92	51,88 ± 0,43	4,19 ± 0,31	8,08 ± 0,59	— 8,13	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	51,99 ± 0,47	3,99 ± 0,33	7,67 ± 0,63	— 7,87	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	48,71 ± 0,24	3,17 ± 0,17	6,51 ± 0,35	— 1,34	Arase
Nordkoreaner	90	49,00 ± 0,41	3,86 ± 0,29	7,88 ± 0,59	— 3,31	Arase
Nordchinesen	1105	47,43 ± 0,13	4,20 ± 0,09	8,86 ± 0,19	— 0,81	Takamure
Mongolen	192	50,13 ± 0,24	3,31 ± 0,17	6,60 ± 0,34	— 6,49	Shima
Tungusen	290	48,64 ± 0,19	3,23 ± 0,13	6,64 ± 0,28	— 3,46	Shima

Tabelle 16. Breite der Nase (mm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	70	39,00 ± 0,29	2,43 ± 0,21	6,23 ± 0,53		Nakayama
Ainu	155	38,8 ± 0,26	3,26 ± 0,18	8,42 ± 0,48	0,51	Koya
Ainu	55	39,3				Montandon
Kinai-Japaner	388	37,78 ± 0,11	2,27 ± 0,08	6,01 ± 0,21	3,93	Nakayama
Nagano-Japaner	974	37,20 ± 0,07	2,20 ± 0,05	5,91 ± 0,14	6,00	Yamanouchi
Amamioshima-Insulaner	92	36,65 ± 0,22	2,15 ± 0,16	5,86 ± 0,43	6,53	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	37,81 ± 0,32	2,75 ± 0,23	7,27 ± 0,60	2,75	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	38,28 ± 0,19	2,50 ± 0,14	6,53 ± 0,35	2,06	Arase
Nordkoreaner	90	38,01 ± 0,25	2,36 ± 0,18	6,21 ± 0,46	2,60	Arase
Nordchinesen	1104	38,20 ± 0,08	2,61 ± 0,06	6,83 ± 0,15	2,67	Takamure
Mongolen	192	36,43 ± 0,15	2,14 ± 0,11	5,87 ± 0,30	7,79	Shima
Tungusen	290	36,55 ± 0,12	2,10 ± 0,09	5,75 ± 0,24	7,90	Shima

Tabelle 17. Nasenindex

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	36	84,75 ± 1,32	7,89 ± 0,93	9,31 ± 1,09		Nakayama
Ainu	155	79,20 ± 0,67	8,49 ± 0,48	10,72 ± 0,61	3,75	Koya
Ainu	55	83,4				Montandon
Kinai-Japaner	386	75,63 ± 0,41	8,12 ± 0,29	10,73 ± 0,38	6,59	Nakayama
Nagano-Japaner	944	80,34 ± 0,23	7,00 ± 0,16	8,71 ± 0,20	3,29	Yamanouchi
Amamioshima-Insulaner	92	70,88 ± 0,71	6,80 ± 0,54	9,60 ± 0,71	9,24	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	73,16 ± 0,87	7,45 ± 0,62	10,18 ± 0,84	7,33	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	171	78,94 ± 0,49	6,37 ± 0,34	8,07 ± 0,44	4,12	Arase
Nordkoreaner	90	78,02 ± 0,69	6,51 ± 0,49	8,34 ± 0,62	4,51	Arase
Nordchinesen	1103	81,22 ± 0,26	8,59 ± 0,18	10,58 ± 0,23	2,62	Takamure
Mongolen	192	73,08 ± 0,45	6,17 ± 0,31	8,44 ± 0,43	8,39	Shima
Tungusen:						
Dauren	290	75,52 ± 0,38	6,45 ± 0,27	8,54 ± 0,35	6,59	Shima
Golden	52	71,8 ± 0,99	7,18 ± 0,74	10,00 ± 0,98	7,91	Sternberg
Negda	24	77,8 ± 1,08	5,32 ± 0,76	6,84 ± 0,98	4,06	Sternberg
Amur-Giljaken	48	79,9 ± 0,82	5,71 ± 0,56	7,15 ± 0,72	3,34	Sternberg
Sachalin-Giljaken	29	77,0 ± 1,17	6,32 ± 0,76	8,20 ± 0,82	4,40	Sternberg

Tabelle 18. Einteilung des Nasenindex

Gruppe	hyper-leptorrhin	leptorrhin	mesorrhin	chamaerrhin	hyper-chamaerrhin
Ainu	—	2,8 ± 2,75	52,8 ± 8,32	41,6 ± 8,21	2,8 ± 2,75
Nagano-Japaner	—	5,7 ± 0,75	68,6 ± 1,51	23,5 ± 1,38	1,1 ± 0,34
Amamioshima-Insulaner	2,2 ± 1,52	43,5 ± 5,16	51,1 ± 5,20	3,3 ± 1,86	—
Golden	—	56,0 ± 6,74	37,0 ± 6,69	6,0 ± 3,29	—
Amur-Giljaken	—	16,0 ± 5,29	49,0 ± 7,21	36,0 ± 1,92	—
Sachalin-Giljaken	—	24,0 ± 7,93	65,6 ± 8,85	10,0 ± 5,60	—

Der sehr kleine Index der Ainu ist darauf zurückzuführen, daß bei diesen die Kopflänge die Kopfbreite sehr überwiegt, mehr als bei anderen Rassen.

b) Der Horizontalumfang des Kopfes ist sehr groß.

c) Der Nasenindex ist ebenfalls groß wegen der beträchtlichen Breite.

d) Ohrindex. Der physiognomische Index ist sehr klein, wegen der besonders großen Ohrlänge. Der morphologische Index ist sehr groß, und zwar auf Grund derselben Ursache wie oben, außerdem in diesen Fällen wegen der auffallend großen Breite.

Tabelle 19. Weitere Maße der Shiraoi-Ainu

	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_V$
Ganze Kopfhöhe	36	235,36 ± 1,59	9,56 ± 1,13	4,06 ± 0,48
Ohrhöhe des Kopfes	71	127,25 ± 0,58	4,91 ± 0,41	3,86 ± 0,32
Kleinste Stirnbreite	71	110,66 ± 0,63	5,27 ± 0,44	4,76 ± 0,39
Unterkieferwinkelbreite	71	114,63 ± 0,59	4,99 ± 0,42	4,35 ± 0,37
Augenspaltenbreite	36	32,67 ± 0,29	1,73 ± 0,20	5,30 ± 0,62
Nasenwurzelbreite	70	34,43 ± 0,34	2,85 ± 0,24	8,28 ± 0,70
Physiognomischer Gesichtsindex	68	130,37 ± 0,88	7,26 ± 0,62	5,57 ± 0,48
Transversaler Frontoparietalindex	71	73,23 ± 0,37	3,08 ± 0,26	4,07 ± 0,34
Breite der Mundspalte	71	55,82 ± 0,36	4,24 ± 0,36	7,60 ± 0,64
Höhe der Schleimhautlippe	71	19,25 ± 0,51	3,07 ± 0,36	15,95 ± 1,88
Breitenhöhen-Index der Lippe	36	34,67 ± 1,03	6,19 ± 0,73	17,85 ± 2,10
Physiognomische Länge des Ohres	36	66,78 ± 0,62	3,72 ± 0,44	5,57 ± 0,66
Physiognomische Breite des Ohres	35	33,71 ± 0,45	2,64 ± 0,32	7,83 ± 0,94
Physiognomischer Ohrindex	35	50,40 ± 0,67	4,07 ± 0,49	8,08 ± 0,96
Morphologische Länge des Ohres	36	28,86 ± 0,65	3,87 ± 0,46	13,41 ± 1,58
Morphologische Breite des Ohres	36	53,94 ± 0,76	4,56 ± 0,54	8,46 ± 1,00
Morphologischer Ohrindex	36	187,92 ± 5,25	3,60 ± 3,72	16,86 ± 1,98

II. Körpermaße:

Tabelle 20. Körperhöhe (cm) ♂

Gruppe	n	M ± m	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_V$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	158,49 ± 0,64	5,42 ± 0,45	3,42 ± 0,29		Nakayama
Ainu	76	156,82 ± 0,76	6,65 ± 0,54	4,24 ± 0,34	1,67	Koganei
Ainu	155	159,02 ± 0,37	4,64 ± 0,26	2,92 ± 0,17	— 0,71	Koya
Ainu	52	159,50				Montandon
Aomori-Japaner	165	157,70 ± 0,40	5,10 ± 0,28	3,23 ± 0,18	1,05	Nakayama
Nagano-Japaner	946	158,69 ± 0,18	5,48 ± 0,13	3,45 ± 0,08	— 0,30	Yamanouchi
Kinai-Japaner	151	164,77 ± 0,25	3,09 ± 0,18	1,87 ± 0,11	— 9,10	Nakayama
Amamioshima-Insulaner	92	158,18 ± 0,54	4,83 ± 0,36	3,06 ± 0,22	0,37	Oshima
Kikaishima-Insulaner	73	156,97 ± 0,60	5,15 ± 0,43	3,28 ± 0,27	2,86	Miyake, Nakayama
Japaner	5970	161,98 ± 0,07	5,19 ± 0,06	3,20 ± 0,03	— 5,13	Matsumura
Südkoreaner	171	163,02 ± 0,46	5,96 ± 0,32	3,49 ± 0,19	— 5,73	Arase
Nordkoreaner	90	166,77 ± 0,51	4,87 ± 0,36	2,92 ± 0,22	— 10,09	Arase
Koreaner	550	161,43 ± 0,21	4,89 ± 0,15	3,03 ± 0,09	— 4,39	Kubo
Nordchinesen	1107	167,19 ± 0,17	5,58 ± 0,12	3,34 ± 0,07	— 13,18	Takamure
Mongolen	192	165,17 ± 0,40	5,51 ± 0,28	3,34 ± 0,17	— 8,90	Shima
Tungusen:						
Dauren	289	164,50 ± 0,32	5,36 ± 0,22	3,26 ± 0,14	— 8,34	Shima
Golden	56	164,20 ± 0,79	5,94 ± 0,56	3,62 ± 0,48	— 5,69	Sternberg
Negda	25	157,40 ± 1,11	5,58 ± 0,79	3,54 ± 0,50	0,85	Sternberg
Amur-Giljaken	48	161,10 ± 0,77	5,35 ± 0,54	3,32 ± 0,34	— 2,61	Sternberg
Sachalin-Giljaken	29	161,90 ± 0,82	4,42 ± 0,58	2,73 ± 0,35	— 3,27	Sternberg
Kamtschadalen	158	159,70 ± 0,43	5,40 ± 0,30	3,38 ± 0,19	— 1,57	Jochelson

Tabelle 21. Frequenz der verschiedenen Körperhöhen

Einteilung nach Martin	Ainu	Aomori-Japaner	Nagano-Japaner	Kinai-Japaner	Amamioshima-Insulaner	Kikaishima-Insulaner	Japaner (Matsumura)	Japaner (Yoshida)	Koreaner
Zwergwuchs	—	—	—	—	—	—	—	0,1 ± 0,03	—
sehr klein	5,6 ± 2,72	8,5 ± 2,17	5,0 ± 0,71	—	4,3 ± 2,11	9,6 ± 3,45	1,0 ± 0,12	3,7 ± 0,23	0,2 ± 0,19
klein	54,9 ± 5,90	57,6 ± 3,84	50,2 ± 1,62	1,3 ± 0,92	62,0 ± 5,06	63,0 ± 5,65	33,4 ± 0,61	48,5 ± 0,61	40,2 ± 2,05
unter mittelgroß	22,5 ± 4,95	23,6 ± 3,30	22,5 ± 1,35	45,0 ± 4,04	19,6 ± 4,14	19,2 ± 4,61	31,6 ± 0,60	25,3 ± 0,53	30,6 ± 1,06
mittelgroß	9,9 ± 3,54	6,7 ± 1,94	12,7 ± 1,08	27,8 ± 3,64	6,5 ± 2,56	5,5 ± 2,67	17,7 ± 0,49	11,5 ± 0,39	17,6 ± 0,87
über mittelgroß	2,8 ± 1,95	3,6 ± 1,45	5,5 ± 0,74	18,5 ± 3,16	7,6 ± 2,76	1,4 ± 1,37	10,1 ± 0,39	6,9 ± 0,31	6,9 ± 0,58
groß	4,2 ± 2,31	—	3,1 ± 0,56	7,3 ± 2,11	—	1,4 ± 1,37	6,1 ± 0,31	4,3 ± 0,24	4,4 ± 0,47
sehr groß	—	—	—	—	—	—	0,02 ± 0,01	0,04 ± 0,02	0,2 ± 0,19
Riesenwuchs	—	—	—	—	—	—	—	0,02 ± 0,01	—

Tabelle 22. Stammlänge (cm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	71	85,01 ± 0,54	4,56 ± 0,38	5,35 ± 0,45	—	Nakayama
Ainu	75	82,25 ± 0,41	3,58 ± 0,29	4,35 ± 0,35	4,05	Koganei
Ainu	155	86,03 ± 0,22	2,71 ± 0,16	3,15 ± 0,18	— 1,74	Koya
Kinai-Japaner	388	89,53 ± 0,13	2,54 ± 0,09	2,83 ± 0,10	— 8,13	Nakayama
Aomori-Japaner	165	86,77 ± 0,35	4,47 ± 0,24	5,15 ± 0,28	— 2,74	Nakayama
Nagano-Japaner	943	86,72 ± 0,10	3,09 ± 0,07	3,56 ± 0,08	— 3,11	Yamanouchi
Kikaishima-Insulaner . .	73	87,67 ± 0,35	3,02 ± 0,25	3,50 ± 0,29	— 4,15	Miyake, Nakayama

Tabelle 23. Spannweite der Arme (cm)

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	70	168,16 ± 0,72	6,04 ± 0,51	3,59 ± 0,30		Nakayama
Ainu	76	166,89 ± 0,59	5,21 ± 0,42	3,12 ± 0,25	1,37	Koganei
Ainu	55	164,2				Montandon
Kinai-Japaner	148	167,55 ± 0,38	4,63 ± 0,27	2,76 ± 0,16	0,75	Nakayama
Nagano-Japaner	938	160,96 ± 0,21	6,52 ± 0,15	4,05 ± 0,09	9,60	Yamanouchi
Kikaishima-Insulaner . .	73	160,90 ± 0,61	5,22 ± 0,43	3,24 ± 0,27	7,59	Miyake, Nakayama
Südkoreaner	166	163,37 ± 0,55	7,11 ± 0,39	4,35 ± 0,24	5,26	Arase
Nordkoreaner	90	166,59 ± 0,62	5,83 ± 0,43	3,49 ± 0,26	1,65	Arase
Nordchinesen	1096	167,94 ± 0,20	6,46 ± 0,14	3,85 ± 0,08	0,24	Takamure
Mongolen	189	167,69 ± 0,49	6,69 ± 0,34	3,99 ± 0,21	0,54	Shima
Tungusen	284	167,24 ± 0,39	6,55 ± 0,27	3,92 ± 0,16	1,12	Shima

Tabelle 24. Relative Spannweite

Gruppe	n	$M \pm m$	$\sigma \pm m_\sigma$	$V \pm m_v$	$\frac{D}{m}$ diff.	Autor
Ainu	70	106,26 ± 0,28	2,33 ± 0,20	2,19 ± 0,19		Nakayama
Ainu	75	106,27 ± 0,26	2,25 ± 0,18	2,11 ± 0,17	—0,03	Koganei
Ainu	52	103,0				Montandon
Kinai-Japaner	148	101,57 ± 0,19	2,29 ± 0,13	2,25 ± 0,13	13,79	Nakayama
Südkoreaner	166	100,22 ± 0,19	2,40 ± 0,13	2,39 ± 0,13	17,76	Arase
Nordkoreaner	90	99,95 ± 0,24	2,25 ± 0,17	2,25 ± 0,17	17,05	Arase
Nordchinesen	1096	100,49 ± 0,07	2,23 ± 0,05	2,22 ± 0,05	19,89	Takamure
Mongolen	189	101,51 ± 0,15	2,09 ± 0,11	2,06 ± 0,11	14,84	Shima
Tungusen	284	101,67 ± 0,12	2,10 ± 0,09	2,07 ± 0,09	13,30	Shima

Tabelle 25. Einteilung der Brustformen nach Brugsch. (Relativer Brustumfang)

Typus	Ainu %	Japaner %
schmalbrüstig	—	34,2 ± 0,62
normalbrüstig	19,7 ± 4,71	60,0 ± 0,63
weitbrüstig	80,3 ± 4,71	5,8 ± 0,30

e) Die Körperhöhe ist gering und viel kleiner als die der anderen umgebenden Gruppen.

f) Die Spannweite der Arme ist größer als die der anderen Gruppen, besonders ihrem relativen Wert nach. Daher ist die ganze Armlänge am größten.

Tabelle 26. Weitere Körpermaße der Shiraoi-Ainu

	n	M ± m	σ ± m_σ	V ± m_v
Sternalhöhe	71	128,76 ± 0,65	5,51 ± 0,47	4,28 ± 0,36
Schulterhöhe	71	130,56 ± 0,69	4,95 ± 0,42	3,79 ± 0,32
Vordere Spinalhöhe	71	87,59 ± 0,49	4,16 ± 0,35	4,75 ± 0,39
Symphysenhöhe	71	79,49 ± 0,45	3,77 ± 0,32	4,74 ± 0,40
Ellenbogenhöhe	71	99,32 ± 0,51	4,34 ± 0,36	4,37 ± 0,37
Handgelenkhöhe	71	75,54 ± 0,44	3,68 ± 0,31	4,87 ± 0,41
Fingerspitzenhöhe	71	57,35 ± 0,41	3,47 ± 0,29	6,05 ± 0,51
Handlänge	71	18,46 ± 0,09	0,74 ± 0,06	4,01 ± 0,33
Handbreite	71	8,58 ± 0,05	0,45 ± 0,04	5,24 ± 0,44
Trochanterhöhe	71	80,90 ± 0,43	3,59 ± 0,30	4,44 ± 0,37
Kniehöhe	71	42,06 ± 0,31	2,65 ± 0,22	6,30 ± 0,53
Fußhöhe	71	8,32 ± 0,08	0,65 ± 0,05	7,81 ± 0,65
Fußlänge	71	24,57 ± 0,13	1,11 ± 0,09	4,52 ± 0,38
Fußbreite	71	10,34 ± 0,08	0,67 ± 0,06	6,48 ± 0,55
Relative Stammlänge	71	53,51 ± 0,22	1,88 ± 0,16	3,51 ± 0,29
Schulterbreite	71	36.21 ± 0,28	2,32 ± 0,19	6,41 ± 0,54
Relative Schulterbreite	71	22,85 ± 0,15	1,29 ± 0,11	5,64 ± 0.47
Beckenbreite	36	27,01 ± 0,14	0,84 ± 0,10	3,11 ± 0,37
Relative Beckenbreite	36	16,91 ± 0,10	0,60 ± 0,07	3,54 ± 0,42
Rumpflänge	71	48,92 ± 0,44	3,74 ± 0,31	7,64 ± 0,64
Relative Rumpflänge	71	30,82 ± 0,23	1,97 ± 0,16	6,42 ± 0,54
Transversaler Brustdurchmesser	36	28,71 ± 0,22	1,34 ± 0,16	4,67 ± 0,55
Sagittaler Brustdurchmesser	36	19,22 ± 0,20	1,18 ± 0,14	6,13 ± 0,72
Thorakalindex	36	67,11 ± 1,29	5,20 ± 0,62	7,75 ± 0,91
Brustumfang	71	91,11 ± 0,51	4,32 ± 0,36	4,74 ± 0,39
Relativer Brustumfang	71	57,58 ± 0,35	2,99 ± 0,25	5,19 ± 0,43
Oberarmlänge	71	31,34 ± 0,22	1,85 ± 0,15	5,90 ± 0,49
Vorderarmlänge	71	24,05 ± 0,18	1,52 ± 0,13	6,32 ± 0,53
Ganze Armlänge	71	73,30 ± 0,35	2,97 ± 0,25	4,05 ± 0,34
Relative ganze Armlänge	71	46,15 ± 0,18	1,53 ± 0,13	3,31 ± 0,28
Oberschenkellänge	71	45,52 ± 0,34	2,88 ± 0,24	6,33 ± 0,53
Unterschenkellänge	71	33,76 ± 0,32	2,66 ± 0,22	7,71 ± 0,65
Ganze Beinlänge	71	84,58 ± 0,47	4,00 ± 0,33	4,74 ± 0,39
Relative Beinlänge	71	53,45 ± 0,18	1,52 ± 0,13	2,84 ± 0,24
Extremitätenindex	71	86,62 ± 0,30	2,57 ± 0,22	2,98 ± 0,25

g) Die ganze Beinlänge gehört dem relativen Werte nach zu den größten im Vergleich mit allen benachbarten Gruppen.

h) Der relative Brustumfang ist sehr groß und zeigt eine auffallende Differenz zu den Nachbargruppen.

Außer obengenannten Eigentümlichkeiten möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß der Längenhöhen-Index des Kopfes und der Breitenohrhöhen-Index des Kopfes ziemlich klein sind und die Stammlänge kleiner als die der Japaner ist.

Um diese Verhältnisse weiter zu verdeutlichen, stelle ich die Resultate von $\frac{M_1 - M_2}{\sqrt{m_1^2 + m_2^2}}$ in Tabellenform wie folgt dar (s. nebenstehende Tabelle).

II. Vergleich mit den 7 Nachbargruppen (Abb. 1)

Die Untersuchung der Japaner ist zur Erforschung der Ainu unentbehrlich. Der Japaner müßte sogar den Mittelpunkt bei solchen Forschungen bilden. Aber unglücklicherweise gibt es keine umfassende anthropologische Untersuchung des lebenden Japaners. Dies verhindert leider eine vergleichende Untersuchung mit den lebenden Ainu. Deshalb rechnete ich einstweilen mit einem Teil der an

	←— —3	—2	—1	0	+1	+2	+3	—→
1. Größte Kopflänge								Kn. Ks. Ch. M. T. Kamtschadalen Ja. Jn. Jk. Jo. Jkk.
2. Größte Kopfbreite	Kn. Ks. M. Jn.	Jo. Jk. Japaner (Matsumura)	T. Ja.		Jkk. Koreaner (Kubo)			Kamtschadalen. Ch.
3. Längenbreiten-Index des Kopfes	Jo. Jk. Jn. Ja. Ks. Kn. Jok. Kamtsch. M. T. Giljaken. Aleut.	Jkk.	Ch.					
4. Längenhöhen-Index des Kopfes	Jk. Jo. Ks. Jkk. Kn. M. T.	Ch.						Ja.
5. Breitenhöhen-Index des Kopfes	Jk. Ks. Jkk.	Kn.			Ch.			Ja. M. T.
6. Horizontalumfang des Kopfes								Ja. Jk. Jkk.
7. Jochbogenbreite		Kn. Ks.		Kamtsch.		Jo.	Jn. M.	T.
8. Physiognomische Gesichtshöhe		Ks.	Ch.	Kn.	M. T.			Jn.
9. Morphologische Gesichtshöhe		Ks. T.	M.	Ch.	Kn.		Jn.	
10. Morphologischer Gesichtsindex	Jo. M. T.				Jn. Kn.	Ks.		
11. Höhe der Nase	Jo. Kn. M. T.		Ks.	Ch.			Jn.	
12. Breite der Nase							Kn. Ks. Ch.	Jn. Jo. M. T.
13. Nasenindex							Ch.	Jn. Jo. Kn. Ks. M. T. Giljaken
14. Körpergröße	Jk. Kn. Ks. M. Ch. Giljak. (S) T. (Gold)	Giljak (Amur)	Kamtschadal.	Jn.	Jo. T. (Negda)	Ja.	Jkk.	
15. Stammlänge	Jn. Jk. Jkk.	Ja.						
16. Spannweite					Jk. M. Ch.	Kn. T.		Jn. Ks.
17. Relative Spannweite								Jk. Ks. Kn. Ch. M. T.

Kn. = Koreaner (Nord), Ks. = Koreaner (Süd), Ch. = Nordchinesen, M. = Mongolen, T. = Tungusen, Ja. = Aomori-Japaner, Jn. = Nagano-Japaner, Jk. = Kinai-Japaner, Jo. = Amamioshima-Insulaner, Jkk. = Kikaishima-Insulaner, Jok. = Okinawa (Riukiu-Insulaner).

Japanern aus Tohoku, Kinai, Amamioshima usw. gewonnenen Messungsresultate, die ich bei mir hatte, und stellte sie zugleich mit den Untersuchungsresultaten der Frühzeit dar, doch boten sich nur wenig Punkte zum Vergleich. So ließen sich zu meinem Bedauern keine befriedigenden Resultate erzielen. Sowie aber an lebenden Japanern erhaltene Daten bekannt werden, läßt sich hier eine Ergänzung vornehmen. Eine sichere Zusammenfassung für später erwartend, wollen wir wenigstens versuchen, in diesem Bericht eine Übersicht zu

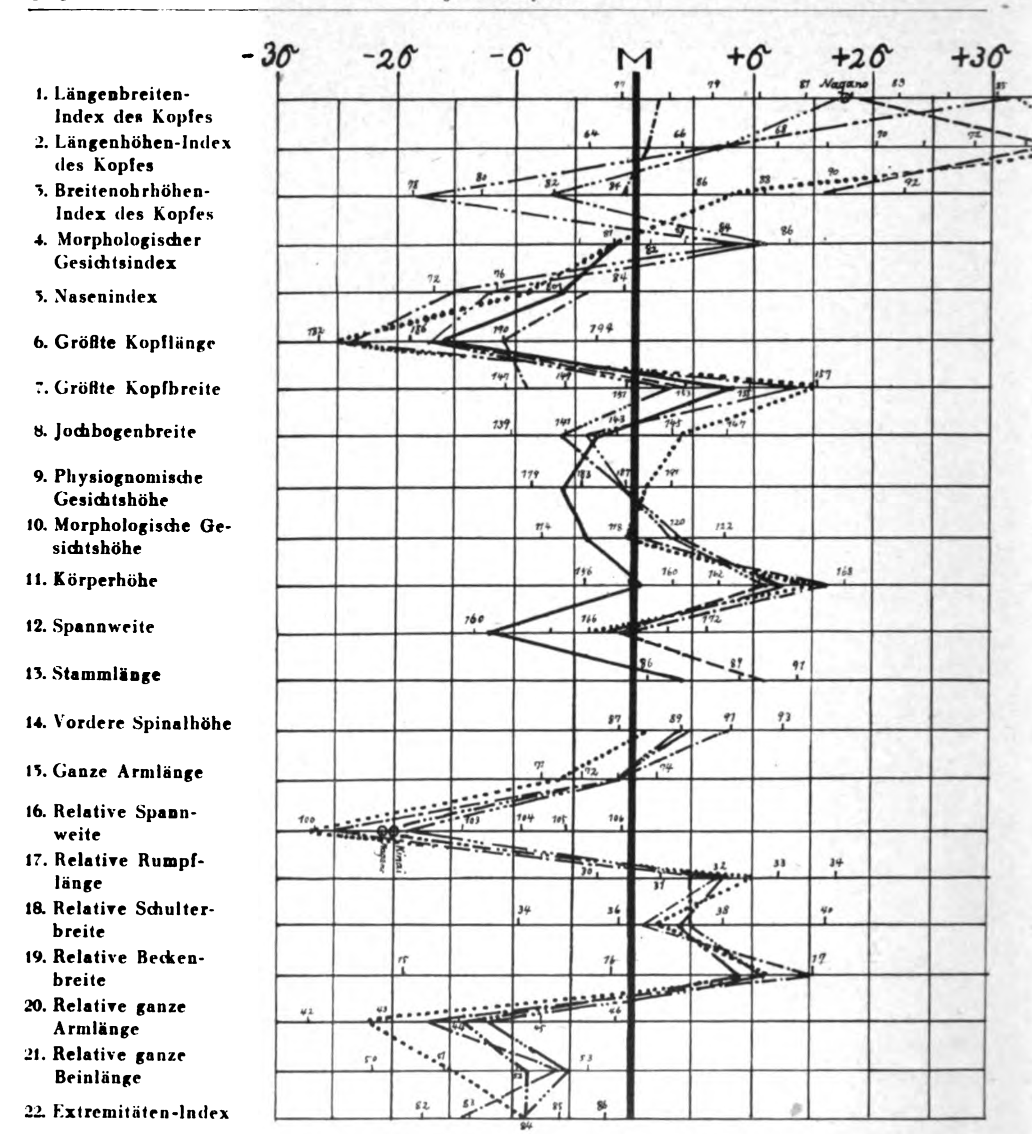


Abb. 2. Abweichungskurve I

Basislinie, Ainu. — — — Kinai-Japaner; ——— Nagano-Japaner; ..... Koreaner (Nord-); —.—. Nordchinesen; —..—.. Mongolen; —...— Tungusen

gewinnen. Wir bedienen uns dazu der Abweichungskurven nach Mollison. Bei der Konstruktion dieser Kurve benutzte ich beinahe alle vergleichbaren Maße, da die relative Zahl sehr gering war. Da es sich weiter bei diesem Material durchweg um Männer handelte, verwandte ich zum Vergleich den absoluten Wert nach der Feststellung von Arase und seinen Mitarbeitern.

Der Abb. 2 nach zeigen alle andern Gruppen ziemlich starke Abweichungen von den Ainu, das Wichtigste aber ist, daß die Kurven bei allen Gruppen in der gleichen Richtung verlaufen, und nur die der Ainu einen weit abweichenden Verlauf nimmt.

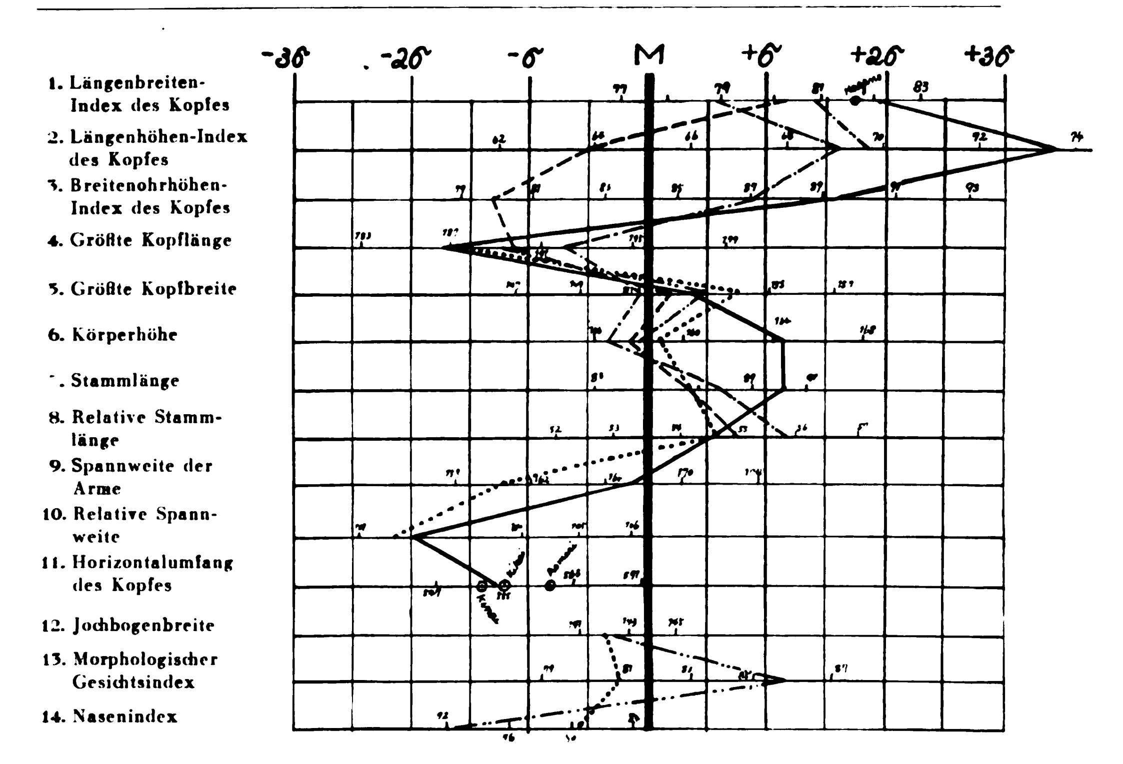


Abb. 3. Abweichungskurve II

Basislinie. Ainu. ——— Kinai-Japaner; — — — Aomori-Japaner; —.—. Kikaishima-Insulaner; ...... Nagano-Japaner; —..—.. Amamioshima-Insulaner

III. Vergleich mit den Japanern verschiedener Provinzen (Abb. 3)

Da die Japaner lokale Differenzen erkennen lassen, dürfte es eine sehr interessante Frage sein, in welchem Verhältnisse der Japaner der einzelnen Provinzen zu den Ainu steht. Der Abb. 3 können wir einen Teil der Antwort auf diese Frage entnehmen. Alle Kurven sind beinahe gleich, doch der Aomori-Japaner zeigt oft eine entgegengesetzte Richtung in Vergleich zu den anderen Provinzen. Ferner ist die Abweichung am größten bei dem Kinai-Japaner und am kleinsten bei dem Amamioshima-Insulaner. Weitere, genauere Vergleiche dürften noch interessantere Resultate ergeben.

IV. Typendifferenz von Poniatowski

Mit der Typendifferenzformel von Poniatowski $100(M_1-M_2)\frac{\sigma_1+\sigma_2}{\sigma_1\,\sigma_2}$ habe ich weiter die Differenz zwischen den einzelnen Völkern und zwischen den Ainu und allen japanischen Provinzen berechnet.

Der Japaner in Tabelle 1 ist der Kinai-Japaner, der in Tabelle 2 der Nagano-Japaner. Aus Tabelle 1 und 2 und dem dadurch gewonnenen Dreieck (I und II) können wir eine ziemlich große Differenz der Ainu von den Japanern, den Chinesen und den Koreanern konstatieren. Der Japaner und der Koreaner sind

Tab. 27. Typendifferenz $100\,(M_1 - M_2)\,\frac{\sigma_1 + \sigma_2}{\sigma_1\,\sigma_2}$

I

	Ainu ~ Japaner	Ainu ~ Koreaner	Ainu ~ Chinesen	Japaner ~ Koreaner	Japaner ~ Chinesen	Koreaner ~ Chinesen
Längenbreiten-Index des Kopfes	292	479	45	142	216	335
Längenhöhen-Index des Kopfes	534	511	13	28	383	348
Breitenohrhöhen-Index des Kopfes	266	123	15	75	229	104
Größte Kopflänge	276	825	188	101	92	190
Größte Kopfbreite	80	246	155	150	204	316
Körperhöhe	317	322	316	105	121	16
Spannweite der Arme	23	53	6	37	17	44
Relative Spannweite	424	553	508	142	95	48
M	276	389	155	97	169	175

II

	Ainu ~ Japaner	Ainu ~ Mongolen	Ainu ~ Tungusen	Japaner ~ Mongolen	Japaner ~ Tungusen	Mongolen ~ Tungusen
Längenbreiten-Index des Kopfes	314	531	292	209	12	204
Morphologischer Gesichtsindex	28	112	193	155	202	41
Nasenindex	119	278	260	221	143	77
Größte Kopflänge	295	468	316	149	23	123
Größte Kopfbreite	138	216	44	74	82	157
Jochbogenbreite	53	72	119	25	60	37
Morphologische Gesichtshöhe	82	45	72	18	112	28
Physiognomische Gesichtshöhe	132	29	11	111	140	30
Körperhöhe	7	244	354	235	343	24
Spannweite der Arme	255	14	29	203	192	11
Relative Spannweite	414	431	415	7	21	15
M	167	222	191	137	121	68

III

	Ainu ~ Aomori-J.	Ainu ~ Kinai-J.	Ainu ~ Amami-oshima-Insulaner	Kinai-J. ~ Aomori-Japaner	Kinai-J. ~ Amami-oshima Insulaner	Aomori-J. ~ Amami-oshima Insulaner
Längenbreiten-Index des Kopfes	207	292	112	109	170	81
Längenhöhen-Index des Kopfes	84	534	274	443	224	302
Breitenhöhen-Index des Kopfes	244	266	147	433	102	333
Stammlänge	78	298	146	105	165	49
Horizontalumfang des Kopfes	276	272	209	111	26	69
Größte Kopflänge	223	276	134	96	143	63
Größte Kopfbreite	38	80	11	38	74	43
Körperhöhe	38	317	58	367	403	27
M	148	292	136	212	163	121

einander am ähnlichsten (diese Feststellung mag vor allem für die Kinai-Japaner zutreffen). Mongolen und Tungusen ähneln viel mehr den Japanern als den Ainu, und diese beiden Gruppen stehen in engerer Beziehung zueinander als zu den Japanern und Koreanern. Was Tabelle 3 und das Beziehungsdreieck zwischen den anderen japanischen Provinzen und den Ainu betrifft, so stehen die Amamioshima-Insulaner und Aomori-Japaner den Ainu näher als die

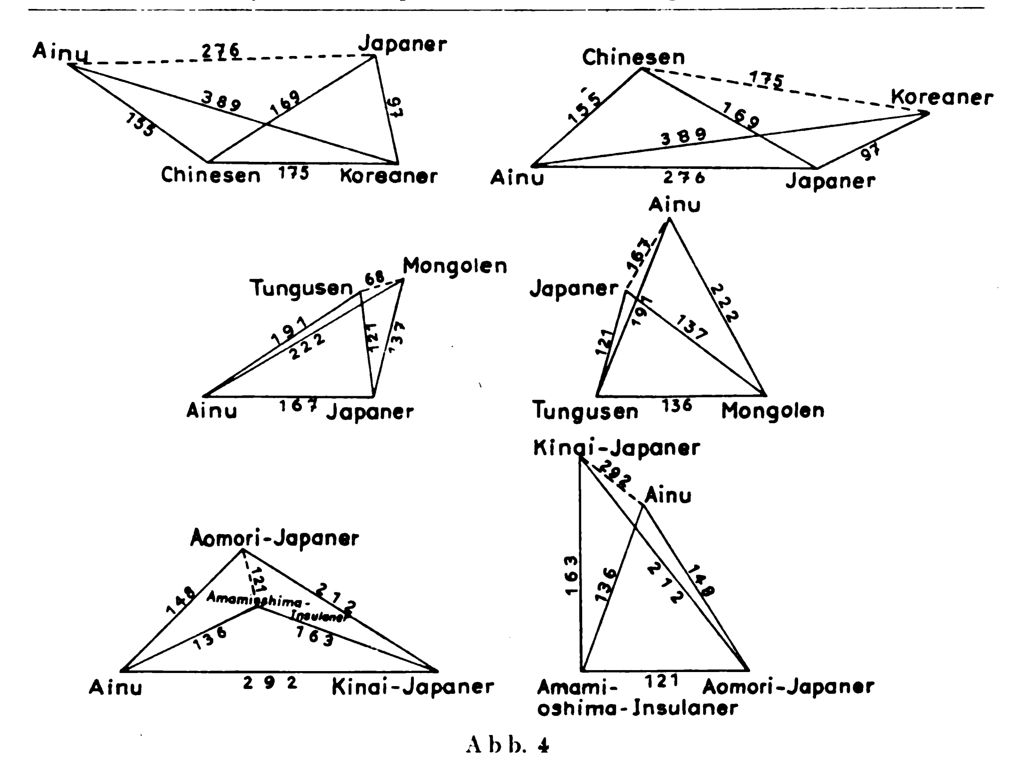


Abb. 4

Kinai-Japaner. Ja, die Amamioshima-Japaner und Aomori-Japaner zeigen eine einander ähnliche Stellung gegenüber den Ainu und den Kinai-Japanern (Abb. 4).

Schlußergebnis

1. Der Ainu zeigt einen mäßig großen konstitutionellen Unterschied in Vergleich zu allen benachbarten Gruppen. Das heißt, die Nordchinesen und die Japaner zeigen den Ainu gegenüber im großen und ganzen eine Differenz gleichen Grades. Der Koreaner steht am weitesten vom Ainu entfernt und am nächsten dem Japaner. Tungusen, Mongolen und Japaner weisen einen gleichgradigen Unterschied untereinander auf, während die Ainu diesen drei Gruppen fernstehen. Über die anderen Gruppen herrscht noch Unklarheit, ein partieller Vergleich aber ergibt, daß es keine den Ainu näherstehenden Gruppen als die obengenannten geben wird.

Den Beobachtungen in den einzelnen japanischen Provinzen nach stehen die Aomori-Japaner und Amamioshima-Japaner in enger Beziehung zu den Ainu (vgl. Karte Abb. 1). Vergleicht man die zwischen den Aomori-Japanern, Amamioshima-Japanern, Kinai-Japanern, Nagano-Japanern und den Ainu bestehenden Unterschiede, so bemerkt man, daß der Zusammenhang zwischen den Aomori- und Amamioshima-Japanern und zwischen den Kinai- und Nagano-Japanern am engsten ist. Die Bewohner wieder von Aomori und Amamioshima stehen den Ainu näher als der Nagano- und Kinai-Japaner.

2. Die Merkmale der Ainu, d. h. Spannweite der Arme, relativer Brustumfang, Horizontalumfang des Kopfes, Ohrindex, Nasenindex usw., sind alle

sehr auffallend. Die Tatsache ferner, daß der Kopfindex am kleinsten unter allen benachbarten Gruppen und der relative Wert der ganzen Beinlänge sowie der ganzen Armlänge am größten ist und außerdem eine kleine Standardabweichung vorhanden ist, deutet auf einen geringen Mischungsgrad der Ainu.

3. In bezug auf die Frage „Welcher Abstammung ist der Ainu?", wurde schon von Professor K i y o n o auf Grund von Skelettuntersuchungen eine Theorie aufgestellt. Danach gibt es eine Grundrasse in Japan, die sog. Steinzeitmenschen Japans; durch Mischung mit den anderen Rassen X_1X_2—— X_x entstand der rezente Japaner, durch Mischung anderseits mit Y_1Y_2——Y_x der rezente Ainu.

Meine Untersuchung möchte für diese Theorie weitere Belege bringen. Obwohl nämlich keine Blutsverwandtschaft zwischen dem Ainu und seinen Nachbarn besteht, finden wir doch mit den Ainu in enger Beziehung stel[illegible]nde Provinzen in Japan. Nun nehmen die Aomori- und Amamioshima-Japane[illegible] die es sich hier handelt, den Norden und Süden Japans ein. Wenn es a[illegible]ch ist, daß der Aomori-Japaner dem Ainu nahesteht, was bedeutet es [illegible]r, daß die weit entfernten Amamioshima-Japaner ebenfalls den Ainu [illegible]n?

Beide, Ainu und rezente Japaner, weisen eine gewisse Ähnl[illegible]keit mit dem japanischen Steinzeitmenschen auf, noch größer aber und gleichen Grades ist die Differenz beiderseits gegenüber dem letzteren. Es wird d[illegible]ch zahlreiche Abhandlungen K i y o n o s und seiner Schüler an Hand der Skele[illegible]befunde klar, daß diese Differenzen als Rassendifferenzen gelten müssen.

Lokale Differenzen deuten auf Mischlinge, und zwar auf verschiedene Grade der Mischung. Beide, Ainu und Japaner, zeigen lokale Differenzen, besonders stark aber der Ainu. Ich möchte dies dadurch erklären, daß die Mischung bei den Ainu noch weit entfernt ist von ihrem Sättigungspunkt.

Die Aomori- und Amamioshima-Japaner sind Bewohner schwer zugänglicher, von den Verkehrszentren weit entfernter Orte. Daher läßt sich vermuten, daß beide unter solchen Umständen ihre primitive Konstitution mehr als die anderen Provinzen beibehalten konnten. Aber wenn wir auch annehmen, daß der Aomori-Japaner geographisch direkt bis auf die neue Zeit den Einfluß des Ainublutes erkennen läßt, wie steht es mit dem Amamioshima-Japaner der durch das Meer abgetrennten Inseln?

Auf Grund allein des gesunden Menschenverstandes möchten wir für diese Ähnlichkeit zwischen den Bewohnern beider Provinzen ihre gemeinsame primitive Konstitution verantwortlich machen, ebenso, denke ich, ist die Ähnlichkeit dieser beiden Provinzbewohner mit dem Ainu auf die primitive Konstitution in beiden Provinzen zurückzuführen.

4. Wichtig ist die Bearbeitung des Problems, ob wir den Shiraoi-Ainu als Vertreter aller Ainu gelten lassen sollen. Mit Ausnahme des Falls, wo eine Rasse ganz rein ist, bildet die mehr oder weniger große Durchmischung stets ein Problem bei allen Rassen, und man kann sich nicht auf die Rasse selbst und ihre reinen Vertreter beschränken. Bei den Ainu ist es sehr schwierig zu entscheiden, ob eine Gruppe rein ist oder nicht, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich möglichst der reinen Elemente in den daraufhin erfragbaren Gebieten zu versichern und das unzuverlässige Material auszuscheiden. Wenn die Bewohner solcher Gegenden vor allem auffallende Merkmale der Ainu besitzen und den bisher sichergestellten konstitutionellen Merkmalen nahekommen, oder wenn anderseits eine eventuelle Differenz nur als lokale Differenz zu verstehen ist,

können sie als Vertreter des Ainutypus gelten. Als Forscher sind wir natürlich zu einer möglichst strengen und sicheren Beschreibung verpflichtet. Es findet sich aber kein Beweis dafür, daß der Shiraoi-Ainu nicht rein ist. Dies ist nur eine Hypothese. Allerdings ist Mischung mit Japanern in neuerer Zeit ziemlich reichlich vorhanden. Daher müssen die Mischlinge zwischen Ainu und Japaner ausgeschlossen werden. Nach diesem Grundsatze benutzte ich die reinsten Ainu als Material. Die Messungsresultate an Shiraoi-Ainu genügten meinem Zwecke und waren sehr brauchbar.

Wenn daher meine an den Shiraoi-Ainu gewonnenen Resultate einige Differenzen zu den an anderen Ainu gewonnenen aufweisen sollten, muß man an lokale Differenzen denken. Je höher die Reinheit der Rasse (um so weiter entfernt von dem Sättigungspunkte der Mischung), desto deutlicher ist die lokale Differenz.

5. Da die Provinz Aomori dem Wohnort der Ainu geographisch nahe liegt, läßt sich natürlich denken, daß hier viel Ainublut eingedrungen ist. Die Wissenschaft verlangt jedoch einen möglichst gut begründeten Nachweis.

Wenn auch die Beschreibungen sicher sein mögen, so können sie doch keine Bürgschaft für die Konstitution der jetzigen Bewohner geben. Als gutes Beispiel möchte ich die gegenwärtigen Verhältnisse bei den Ainu zitieren. Genaue und sichere Beschreibungen jedes Einwohners liefert heutzutage in Japan das Familienregister. Wie viele reine Ainu gibt es unter denen, die nach dem Familienregister sicher Ainu sind und öffentlich und heimlich als Ainu behandelt werden? Zu meinem großen Erstaunen konstatierte ich, daß beinahe die Hälfte der Shiraoi-Dorfleute Mischlinge von Japanern oder gar reine Japaner sind. Diese Erscheinung ist im Dorfe Shiraoi besonders auffallend, nicht aber so selten in den Ainudörfern überall in Hokkaido. Sie findet sich ziemlich selten bei Leuten über 50—60, die im Alter unter 40 jedoch zeigen alle in mäßigem Grade einen derartigen Fremdfaktor. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß der Ainu gern ein Kind von Japanern adoptiert oder mit Japanern gern Heiraten eingeht.

Wir konnten sogar einige tätowierte Japanerinnen feststellen.

Nach meiner Untersuchung der 53 Kinder in der Volksschule (Ainuschule) des Shiraoi-Dorfes waren reine Ainu 26 (♂ 8, ♀ 12), gemischte Ainu 20 (♂ 8, ♀ 12) und reine Japaner 7 (♂ 4, ♀ 3); sie alle wachsen in dem Ainu-Dorf auf und gehen, von Ainufamilien ausgeschickt, in die Schule. Später müßten wir, nach der Beschreibung, alle diese als charakteristische Ainu betrachten. Diese Tatsache zeigt, daß es keine zuverlässigen Eintragungen gibt. Diese Daten mögen ein Teil des Materials bilden, um die Vergangenheit aufzuklären, können aber niemals einen Nachweis für die Konstitution der jetzigen Einwohner liefern.

Somit ist im großen und ganzen das zuverlässigste Material die Konstitution der jetzigen Bewohner selbst.

Wenn wir die anthropologische Stellung des Aomori-Japaners auf Grund seiner Konstitution erklären, ist der Aomori-Japaner kein Ainu. Er zeigt nur eine dem Ainu ähnlichere Konstitution als andere Provinzen Japans. Die Differenz zwischen Ainu und Aomori-Japaner ist eine Rassendifferenz, während die zwischen Aomori-Japaner und Kinai-Japaner nur eine lokale Differenz ist.

6. Wünschenswert ist es, daß die lokalen Differenzen der Bewohner aller Provinzen Japans möglichst bald festgestellt werden. Die interessanteste Aufgabe

ist das Studium der Konstitution der ethnologisch isolierten, unter spezifischen Bedingungen lebenden Völker, d. h. der Bewohner der umgebenden Inseln oder im Gebirge verstreuten Dörfer. Ich bin der Meinung, daß Untersuchungen an solchen Menschen zur Klarstellung der Konstitution des Japaners und Ainu sehr brauchbar sein dürften.

Schrifttum

1. Arase, S., Kohama, M., Shima, G., Nishioka, T., Tanabe, H., Takamure, I.: Physisch-anthropologische Untersuchungen an Koreanern. The Journal of the Chosen Medical Association. Vol. 24, No. 1. 1934. (Jap.). — 2. Hirai, T.: Anthropologische Untersuchungen über das Skelett der Sachalin-Aino. I. Teil. Der Schädel. The Journal of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. 42. 1927. (Jap.). — 3. Jochelson, W.: Archaelogical Investigations in Kamchatka. 1928. — 4. Ders.: Archaeological Investigations in the Aleutian Islands. 1925. — 5. Johannsen, W.: Elemente der exakten Erblichkeitslehre. 1926. — 6. Koganei, Y.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino, I. Untersuchungen am Skelett. Mitteilungen aus der Medizinischen Fakultät der Kaiserlichen Universität zu Tokyo. II. Band. 1894. — 7. Ders.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino, II. Untersuchungen am Lebenden. Mitt. Med. Fak. Univ. Tokyo. II. Bd. 1894. — 8. Kiyono, K.: Studien zur Rassenspezialität und über die altostasiatischen Rassen. Japanische Zeitschrift für Mikrobiologie und Pathologie. Bd. XVI. 1923. (Jap.). — 9. Ders.: Studien über die Urbewohner Japans. Herausgegeben bei Oka-Shoin. 1925. (Jap.). — 10. Ders.: Studien über die Steinzeitmenschen Japans. Verlag von Oka-Shoin. 1928. (Jap.). — 11. Ders.: Die Urbewohner Japans. Rekishi-Kyoiku. Bd. VIII. (Jap.). — 12. Ders.: Woher die Hauptstämme der Steinzeitmenschen in Japan stammen? Minzoku. Bd. II, 6. (Jap.). — 13. Ders.: Über die Rasse der Steinzeitmenschen in Japan. Nippon Gakujitsu-Kyokai Hokoku. Bd. II. (Jap.). — 14. Ders.: Die Steinzeitmenschen Japans. Biologische Abhandlung. 1932. (Jap.). — 15. Ders.: Wandel in der Auffassung des Problems der japanischen Rasse. Iwanami-Koza. 1934. (Jap.). — 16. Kiyono, K. und Miyamoto, H.: Waren die im Tsukumo-Muschelhaufen gefundenen Steinzeitmenschen Aino? The Journal of the Archaeological Society, Tokyo. Vol. XVI. 1926. (Jap.). — 17. Kiyono, K. und Kintaka, K.: Das Rassenproblem der Steinzeitmenschen Japans. The Journal of the Archaeological Society of Tokyo. Vol. XIX. 1929. (Jap.). — 18. Kiyono, K. und Miyamoto, H.: Gründe dafür, daß die Steinzeitmenschen des Tsukumo-Muschelhaufens keine Aino waren. The Journ. of the Archaeological Society of Tokyo. Vol. XVI. 1926. (Jap.). — 19. Kiyono, K. und Tabata, T.: Das Rassenproblem der Steinzeitmenschen Japans auf Grund anthropologischer Untersuchungen des Beckens. The Journ. of the Archaeological Society of Tokyo. Vol. XX. 1930. (Jap.). — 20. Kiyono, K. und Hirai, T.: Studien über das Rassenproblem des Steinzeitmenschen Japans auf Grund anthropologischer Untersuchungen des Extremitätenskelettes. The Journal of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. XLIV. 1929. (Jap.). — 21. Kiyono, K. und Ishizawa, M.: Studien über das Rassenproblem des Steinzeitmenschen Japans auf Grund anthropologischer Untersuchungen der unteren Extremitäten der Yoshiko-Muschelhaufenmenschen. The Journal of the Archaeological Society of Tokyo. Vol. XXI. 1931. (Jap.). — 22. Kubo, T.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Koreaner. Mitt. Med. Fak. Kais. Univ. Tokyo. XII. 1913. — 23. Kanaseki, T.: Rassenkunde der Japaner. — Biologische Abhandlung. 1931. (Jap.). — 24. Koya, Y.: Rassenkunde der Aino. 1937. — 25. Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie. Bd. I, II. 1928. — 26. Ders.: Anthropometrie. 1929. — 27. Matsumura, A.: On the Cephalic Index and Stature of Japanese and their Local Differences. Journal of the Faculty of Science. Imperial University of Tokyo. Sectio — V — Anthropology. Vol. I. part 1. 1925. — 28. Montandon, G.: Aïnou, Japonais, Bouriates. L'Anthropologie. XXXVII. 1927. — 29. Miyake, S. und Nakayama, E.: Somatometrische Untersuchungen über die Kikaishima-Insulaner, Provinz Kagoshima, Japan (noch nicht publiziert). — 30. Nakayama, E.: Physisch-anthropologische Untersuchungen über die Kinai-Japaner. Proceedings of the Joint Meeting of the Anthropological Society of Tokyo and the Japanese Society of Ethnology. 2nd Session. 1937. (Jap.). — 31. Ders.: Anthropologische Untersuchungen über die Japaner in der Provinz Aomori (noch nicht publiziert). — 32. Oshima, A.: Physisch-anthropologische Untersuchungen über die Amamioshima-Insulaner, Provinz Kagoshima. The Journ. of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. XLIII. 1928. (Jap.). — 33. Seki, M.: Anthropologische Untersuchungen über das Skelett der Sachalin-Aino. II., III., IV. Teil. Die oberen Extremitäten. Die unteren Extremitäten. The Journ. of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. XLV. 1930. (Jap.). — 34. Seki, M. und Kikitsu, Y.: Anthropologische Untersuchungen über die Rippen der Sachalin-Aino. The Journ. of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. XLVI. 1931.

(Jap.). — 35. Sakaki, Y.: Ohrformen bei Aino. Zs. Med. Ges. Tokyo XV. 1901. — 36. Shima, G.: Physisch-anthropologische Untersuchungen über die Mongolen und Tungusen (I). The Journal of the Anthropological Society of Tokyo. Vol. L. 1935. (Jap.). — 37. Sternberg, L.: Gilyaks, Orochs, Golds, Negidals, Ainu. Habarovsk. 1933. — 38. Torii, R.: Etudes anthropologiques et ethnologiques. Les Aïnou des Iles Kouriles. Jour. coll. sci., Imp. Univ. Tokyo. XLII. 1918. — 39. Takamure, I.: Anthropologische Untersuchungen über die Arbeiter und die Schauspieler (Nordchinesen) in Dairen, Mandschukuo. Kaibogaku-Zassi. Bd. VI. 1934. (Jap.). — 40. Yamanouchi, S. und Hiranuma, D.: Anthropologische Untersuchungen über die Bewohner in der Provinz Nagano, Japan. Shinano-Kyoiku. Nr. 440. 1923. (Jap.).

Forschungen in Süd- und Ostasien

V. Untersuchungen bei der indochinesischen Urbevölkerung der Moi

Von

Egon Freiherr v. Eickstedt, Breslau

83. Die Waldstämme im südlichen Indochina
84. Ergebnisse der Linguistik
85. Ein bemerkenswerter Rassenwirrwarr
86. Hinterland und Küstenstädtchen
87. Reise nach Kontum
88. Bevölkerungskunde einer Neugründung
89. Bei den Moi Sedang
90. Bei den Moi Bahnar
91. Rasse und Konstitution der monkmerischen Moi
92. Theorien und Wirklichkeit
93. Rassengeschichtliche Klärungen
94. Über das Hochplateau der Dscharai
95. Banmethuot und die Radé
96. Rasse und Konstitution der tchamischen Moi
97. Einbruch oder Restvolk
98. Das Fügen des Schlußsteins
99. Wieder nach Siam
100. Hinterindische Synthese

83. Die Waldstämme im südlichen Indochina

Wo immer man in Annam reist, sieht man am westlichen Horizont die Berge blauen, und wo immer man an den Fuß dieser Berge gelangt, riegeln dichte tropische Urwälder und felsenstarrende, stürzende Hänge von oft beträchtlicher Höhe das weitere Vordringen ab. So wurde auch erst in den letzten Jahrzehnten das weite Gebiet des Inneren dieser Berglandschaften etwas näher bekannt. Es stellt in räumlicher Hinsicht den Kern der hinterindischen Halbinsel überhaupt dar, denn es füllt dessen wohlbekannte typische Bauchung im Osten fast ganz aus. Von hier gesehen, sind die Flußmündungen und Küstenanschwemmungen von Annam nur kleine Beigaben.

Dieses weite Gebiet ist das Reich der Moï (spr. Meu). Dieses Wort bezeichnet aber genau so wie das laotische Ka oder kambodschanische Pnong einfach die Bergbewohner schlechthin und kann dabei bald die Nebenbedeutung von Sklave oder Wilder, bald von Waldmensch oder Unzivilisierter annehmen. In rassen- und völkerkundlicher Hinsicht ist es also ebenso nichtssagend wie das indische Dschengeli oder chinesische Tu-jen. Dabei war aber von jeher schon durch die Aussagen von Annamiten oder Kambodschanern bekannt, daß diese Moi recht verschiedene Sprachen sprechen und recht verschiedene Kleider, Waffen und Dörfer besitzen. Es lag also das typische Völker- und Stammeskonglomerat eines ausgesprochenen Rückzugsgebietes vor, das die Reste alter und ältester Schichten der hinterindischen Kulturen und Rassen barg und bewahrte. Das zeigten denn auch bald die Berichte

der ersten Weißen im näheren, nämlich der französischen Missionare aus Kotschinchina, die wie P. Dourisboure in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dorthin vordrangen. Das geschah schon bevor die Franzosen dort auch politisch Fuß faßten. Erst 1862 wurde Kotschinchina Kolonie, 1884 bzw. 1885 wurden Kambodscha und Annam endgültig als Protektorate erworben. und erst 1893 auch die Moi nominell in die eben begründete Union Indochinoise einverleibt. Kurz vor dieser Zeit durchzogen dann auch verschiedene Expeditionen die Randgebiete der großen Bergmassive, die sich allmählich als vielgegliederte Hochplateaus von teilweise großer Schönheit herausstellten. Aber noch während des ganzen ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts mußte Frankreich hier sogar Blutopfer bringen.

Man ging allerdings nicht mit Gewalt gegen die Moi vor, denn die zivilisierten Völker der Ebenen gaben viel zu viel Arbeit und vor allen Dingen auch viel mehr wirtschaftliche Aussichten. Aber es kam vor, daß ein eindringender Offizier oder Pflanzer das ihm nicht recht schmackhaft erscheinende Begrüßungsmahl, der andere eine feierliche gemeinsame Zecherei, der dritte die Respektierung eines göttereigenen Hügels ablehnte, als er seine geodätischen Instrumente aufstellen wollte. Tödlich war damit die Ehre des Dorfes oder der Geister beleidigt, und unweigerlich folgte daher die Strafe — so 1901 für Hauptmann Hugo und den Gardekommandanten Henri, 1908 den Siedler Paris, 1911 für die triangulierenden Soldaten Perrin und Mesnard. und 1904 wurde sogar der Administrator der Provinz Phanrang, namens Odend'hal, von den Leuten des Feuerkönigs der Dscharai hingerichtet, weil er die Riten des Wasserkönigs nicht genügend respektiert hatte. So wurde es nötig, sich auch näher um die Eingeborenen selbst, ihr Kulturleben und ihre Eingliederung zu kümmern. Es ging das bei einigen Stämmen, wie den Dscharai, nicht ohne Kämpfe, Truppen und Opfer, bei anderen, wie den Sedang, nicht ohne lange Streitereien, Gewaltmaßnahmen und gefährliche Situationen ab. Beträchtliche Gebiete gelten auch heute noch als nichtunterworfen, viele andere sind oder werden zeitweise wieder unsicher und müssen in eine wenigstens lose und möglichst milde Verwaltung zurückgeführt werden. Von solchen Pazifikationsexpeditionen wird natürlich nicht gern mehr als nötig gesprochen. Posten um Posten der Garde Indigène mit ihren kleinen festungsartigen und von Palisaden umgebenen Blockhäusern schiebt sich inzwischen Jahr um Jahr in die Berge und Hochwälder weiter vor. Soldaten aus angesehenen Eingeborenenfamilien werden angeworben, um gleichzeitig Schutz und Freundschaft zu gewinnen. So weiß man heute von den meisten großen Stammesverbänden auch schon das wichtigste von ihren Sitten und religiösen Überzeugungen, auch Vokabulare wurden gesammelt und die Grundlagen der Sprachen erforscht, und man kann schon zusammenfassen. Die Linguistik fühlt also als erste Wissenschaft etwas Grund unter den Füßen.

84. Ergebnisse der Linguistik

Diese Ergebnisse sind für unsere Zwecke bereits recht aufschlußreich. Es handelt sich durchweg um monotone Sprachen, nicht um die variotonen oder Stimmhöhen-Sprachen wie bei Tai, Chinesen oder Miao. Die typischen Sprachen der höheren mongoliden Rassen sind also ausgeschlossen. Es überwiegt

vielmehr das Monkmer, das wir oben als die ursprüngliche Sprache der kontinentalen Palämongoliden ansahen und bei den Ka von Laos oder Palaung von Oberbirma fanden, und das vermutlich schon in früher prähistorischer Zeit über die kontinentalen Ostweddiden geschoben wurde. Gerade für diese Auffassung bieten auch die Moi eine Stütze. Denn es zeigen sich bei ihnen verschiedene Gruppen stärkerer und geringerer Beeinflussung durch das Monkmer, wobei im letzteren Fall anscheinend eine ältere Grundschicht beteiligt ist. Die typischsten Vertreter der Monkmergruppe sind bekanntlich die Kambodschaner, die Kmer selbst, die zugleich das zahlreichste und zivilisierteste aller Monkmervölker sind. Alle Waldbewohner der einstigen Herrschaftsgebiete der Kmer schließen sich daher auch eng an die Sprache ihrer alten Herren an, so die uns wohlbekannten Porr in den südlichen Gebirgen oder die Stieng in den östlichen Niederungswäldern. Dabei sind die kulturellen Unterschiede zwischen den feingebildeten Kmer und den fast nackten Stieng außerordentlich, die zu den recht zivilisierten Chema und primitiveren Pnong, die die Südgruppe der Moi vervollständigen, immer noch beträchtlich (vgl. Karte 119 S. 139).

Rücken wir weiter nördlich, so folgt zunächst, und zwar auf der Höhe der uns vertrauten Orte Quinhon—Nhatrang, eine umfangreiche Intrusion Anderssprachiger. Erst dann haben wir den breiten Zentralgürtel der monkmersprechenden Moi vor uns, der von der Kuoy-Gruppe der nordkambodschanischen Hügelwälder über die Bolowen, Brao und Sukhok der Westplateaus bis zu den Sedang und Bahnar am Ostabfall der Kordillere reicht. Alle sprechen typisches Monkmer, wenn auch mit den üblichen beträchtlichen Abweichungen innerhalb einer Sprachfamilie. Als vierte und letzte Gruppe schließt sich die Nordgruppe an, die von allen am größten und gleichzeitig am wenigsten bekannt ist. Hier finden sich auch die Beziehungen zu einem älteren sprachlichen Substrat. Das sind die Stämme der Suoy-Gruppe, die in dem am schwersten zugänglichen Gebiet, in dem breiten Hinterland von Hué bis Vinh, leben. Einigen Vertretern dieser Stämme begegneten wir bereits in Hué. Wenige Kilometer hinter den schönen Kaisergräbern setzt ihr völlig uneingeschränktes Machtbereich ein, das unbekannt und ununterworfen ist. Im ferneren Norden lösen sie sich in jene Ka-Splitter auf, wie die Theng und Khoi, die wir dort gleichfalls schon trafen (vgl. hierzu Karte 119 S. 139).

Auffallend ist also zweierlei: Die Grundschicht der Nordgruppe und die große Intrusion in der Zentralgruppe. Diese letztere setzt sich zunächst aus Churu und den Raglai (= Orang Glai) — den unmittelbaren Nachbarn und Freunden der Tcham —, den Blao und einigen weniger bekannten Splitterstämmen zusammen, die alle am Abfall der Kordillere und im Hinterland zwischen Phanrang und Quinhon leben. Dann, beim Herauftreten auf die eigentliche Kordillere, verengt sich das Verbreitungsgebiet, um sich danach auf den breiten Plateaus wieder fächerartig auseinanderzufalten. Die Stelle des Eindringens auf die Höhen erfolgt aber gerade dort, wo der Song-ba, der größte Fluß des eigentlichen Annam überhaupt, einen verhältnismäßig leichten Zugang schafft. Oben leben Stämme beträchtlicher kultureller Unterschiede, vor allem die sehr zivilisierten Radé, die es empört abweisen, als Moi bezeichnet zu werden, dann ihre nahen Verwandten, die kriegerischen

Dscharai, und einige weitere verwandte Stämme wie die primitiveren Krung. Alle diese Leute sprechen eine Sprache, die in den malayo-polynesischen Kreis gehört. Das ist die gleiche Gruppe, der auch die Tcham zugehören. Aber mehr noch: Radé und Tcham beispielsweise stehen sich so nahe, daß sie sich ohne weiteres miteinander verständigen können. Ähnlich steht es mit Dscharai und Raglai. Es sind also nicht weit auseinanderfallende, selbständige Sprachen einer Sprachfamilie, sondern Dialekte ein und derselben Sprache. Wir können demnach von einer richtigen Tcham-Gruppe sprechen.

Das ist um so aufschlußreicher, als die Bewegungen dieser Stämme noch im letzten Jahrhundert teilweise sehr lebhaft waren. So haben auch die Dscharai, die die nördlichste Avantgarde der ganzen Bewegung bilden, erst damals die monkmerischen Bahnar aus den Gebieten des Oberlaufs des Blao herausgedrückt oder wieder herausgedrückt. Andererseits kann es schwerlich Zufall sein, daß sich die Intrusion nicht nur an der Stelle des breitesten Durchbruchs der Kordillere befindet, sondern auch gerade gegenüber von dem Gebiet, wo im 17. und 18. Jahrhundert die letzten Tcham zersprengt wurden.

Weit weniger als die Linguistik kommt uns die Ethnographie zu Hilfe. Hausbau, Trachten und Gebräuche sind außerordentlich verschieden, ohne daß es heute schon möglich wäre, die vorhandenen Kulturgruppen klar zu umreißen oder gar schon Kulturschichten abzuheben. Im übrigen ist selbstverständlich bei allen Bergvölkern der Brandfeldbau üblich, und zwar meistens als einfacher Hackbau, nur bei den Radé und wenigen anderen schon als Pflugkultur. Alle Moi errichten ihre Hütten auf Pfählen, die jedoch nur etwa die Hälfte der Mannshöhe wie bei den Laoten erreichen und somit gewissermaßen eine Übergangsstellung zu den fast ebenerdigen Hütten der Tcham einnehmen. In der geistigen Kultur sind die Legenden und Riten von besonderer Bedeutung, doch nur bei wenigen durch Missionare näher bekannten Stämmen auch untersucht. Es ist aber von Interesse, daß unter verschiedenen Stämmen, insbesondere den Stämmen der Intrusion, die hinduistischen Götternamen der Tcham teils in korrumpierter Form, teils mit geändertem Rituell auftreten. Der Einfluß ist hier deutlich, der Verfall aber verständlicherweise noch wesentlich stärker als bei den Tcham selbst. Im sozialen Leben fällt ein — wenn auch durch Übergänge verbundener — Zerfall in vorwiegend patriarchalische und vorwiegend matriarchalische Stämme auf. Vaterrecht zeigen Bahnar, Sedang, anscheinend die meisten Suoy und einige weitere kleine Monkmer-Stämme, während Mutterrecht bei Radé, Dscharai, Churu und Raglai, aber auch bei Stieng und Chema auftritt. Es wird also deutlich, daß die ganze Südgruppe und insbesondere auch alle Tcham-Stämme matriarchalisch sind, wie das auch von den Tcham im engeren Sinn des Wortes gilt.

85. Ein bemerkenswerter Rassenwirrwarr

So heben sich die Südstämme, und besonders die Tchamvölker auch in dem wenigen, was wir von der Kultur wissen, von den übrigen Stämmen ab. Zum mindesten widersprechen sie nicht der Annahme eines früheren, engeren, konföderativen Zusammenhangs der Tchamvölker. Damit wird die Frage nach der blutsmäßigen Zusammensetzung der einzelnen Stämme von besonders großer Bedeutung.

Nun ist schon seit den Berichten der ersten Reisenden bekannt, daß alle Moi durch eine bräunliche oder rotbräunliche Haut und ein weniger mongolides Aussehen, als etwa dem der Annamiten, gekennzeichnet sind, und es wurde in diesem Zusammenhang besonders auf Beziehungen zu „Indonesiern"

hingewiesen. Das ist nun eine sehr vage, geographische Bezeichnung, die über die typologische Zusammensetzung im einzelnen nichts vermuten läßt. Was aber des weiteren noch mitgeteilt wurde, klärt nicht die Frage, sondern macht sie noch verwickelter. Da wurden beispielsweise negroide und europide Typen festgestellt, und die letzteren wurden mit Polynesiern oder Indern, die ersteren (und gerade hier unvermeidlicherweise) mit Negritos oder Negritovorfahren in Beziehung gesetzt. Das gleiche Problem, dem wir bereits in Kambodscha und bei den Porr nachgingen, tritt also auch hier wieder auf. Ein älterer Autor sprach 1810 sogar von richtigen Kaffern im Hinterland von Kambodscha, später wurde von anderen krauses Haar und schwarze Haut berichtet. Eifrigst griffen die Vertreter der Auffassung, daß noch ganz allgemein in Südasien Negritonachkömmlinge zu finden seien, diese Berichte auf, so Earl, Hamy oder Verneau (noch 1927), und andere widersprachen nicht minder eifrig. Die Europiden wurden aber auch mit den Lolos in China und allerhand „Ariern" verknüpft, indianische Typen mit Nordamerika, palämongolide Typen mit den Dayak und schließlich primitive Einzeltypen mit den Australiern, was letzteres zeitweise ganz besonderen Anklang fand. Das Bild der Anthropologie der Moi-Stämme war also wirklich reichlich bunt, keine größere Rasse und kein Erdteil fehlte.

Als dann gegen Ende des Jahrhunderts die Theorienbildung einsetzte, wurde vor allem von Draviden gesprochen, die einmal Hinterindien bevölkert haben sollen (Zaborowski 1895). Nun bilden die Draviden in Indien eine weitverbreitete Sprachgruppe, die im Norden die hellen, progressiven Indiden, im Süden die tiefdunklen, progressiven Melaniden und im Zentrum den hellen und dunklen Flügel der Westweddiden umfaßt. Auch primitive australiforme Restelemente aus dem Entwicklungsprozeß der höheren Rassen fehlen nicht ganz. Welcher der zahlreichen Typen der „Draviden" war nun gemeint? Bei den Trägern der dravidischen Sprache konnte jede Theorie eine Stütze finden. Mengenmäßig bilden die Melaniden, das tragende Typenelement des 20-Millionenvolks der Tamil, die größte Masse der dravidischsprechenden Rassen. Aber dieser Typus ist mit Sicherheit nahezu bedeutungslos für Indochina.

Leider wurde aber außerdem von Dravida-Munda-Völkern gesprochen, also eine weitere und nunmehr monkmerische Sprache mit hereingenommen, die abermals verschiedene Typen, nämlich vor allem Weddide, Nordmelanide und einige Palämongolide, umfaßt. Solche „Dravida-Munda" sollten um die Zeitwende in Masse in Hinterindien eingewandert sein, und zwar unter der Führerschaft von „Hindu". Aber auch die Hindu sind keine Rasse eines einheitlichen Typus, sondern eine Glaubensgemeinschaft, die abermals verschiedene Typen und nicht weniger als etwa die Christenheit in Europa umfaßt. Wie erst Rassentypus und Sprachgruppen, so wurden jetzt Rassentypus und Religionsgemeinschaft vermengt.

Es tauchte dabei allerdings auch schon damals — 1897 — in der Diskussion gelegentlich die Bemerkung auf, daß Draviden wie Hindu in rassischer Beziehung recht verschiedenartig und daher ganz ungeeignet seien, die Frage der Rassenstellung der Moi zu klären. Man wisse doch noch nicht einmal, welcher Typus eigentlich der richtige Rassentypus der Draviden in Indien sei — was ja in der Tat auch erst im letzten Jahrzehnt völlig geklärt worden ist. Und



Abb. 105. Basarstraße in Phanrang
(phot. v. E.)

aus dem beispiellosen Wirrwarr, der somit entstanden war, versuchte sich ein Anthropologe dadurch zu retten, daß er den gordischen Knoten mit einem Bonmot durchhieb: „Der Dravide? Das ist der Moi von Kotschinchina!“ Das war gut gesagt, aber brachte nicht weiter. So versackte die Diskussion auch an dieser Stelle und neuere Arbeiten fanden keine wesentlichen neuen Gesichtspunkte.

Das also war der Stand der Anthropologie der Moi. Das Chaos und die Widersprüche konnten gar nicht größer sein. Weder für das Tchamproblem noch für eine rationelle Typengliederung oder Rassengeschichte war damit etwas anzufangen. Ein wenn auch nur kurzer Besuch bei den Moi war zum Ziel aller Wünsche geworden.

86. Hinterland und Küstenstädtchen

Hinter Phanrang liegen über dem zitternden Glast der Reisfeldebenen die Berge von Panduranga, hinter Nhatrang die Berge von Kauthara, hinter Quinhon die Berge der annamitischen Kordillere im engeren Sinn. Überall dort oben hausen die in Annam so viel genannten und so wenig bekannten Moi, die das Schicksal der Weddas teilen, von denen jeder auf Ceylon spricht, aber die nur eine verschwindende Minderheit gesehen hat. Die Berge sind schwer zugänglich, die Wälder weit und dicht. Von den drei genannten Städtchen führen aber heute auch Straßen in die Gebiete der Moi: von Phanrang mit 100 Kilometer hinauf nach dem Höhenkurort Dalat auf dem Plateau von Darlac und mitten im Gebiet der Chema Lat, von Nhatrang über Ninh-hoa mit 200 Kilometern nach Banmethuot im Herzen des Landes der Radé Kpa, und von Quinhon mit 240 Kilometern nach Kontum mit seiner alten Mission bei den Bahnar Rangao. Die drei Orte oben auf den Plateaus bezeichnen gleichzeitig das in den letzten Jahren dort erschlossene Gebiet, zu dem man auch noch den 250 km langen, fahrbaren Weg von Kontum über Pleiku nach Banmethuot rechnen kann.

Aber von dem Kurort Dalat abgesehen, sind diese drei Städtchen oben auf den Bergplateaus, nämlich Kontum, Pleiku und Banmethuot, doch nur winzige Verwaltungsposten, die drei in der Ebene, Phanrang, Nhatrang und Quinhon dagegen wirklich



Abb. 106. Die Bucht von Quinhon
Blick zur Hafenausfahrt (phot. v. E.)

kleine Städte, bescheidene, stille, langweilige Provinzstädte von ausschließlich annamitischer Prägung. Am bescheidensten — wenn auch für mich nicht immer stillsten — ist Phanrang. Nichts erinnert mehr an seine mehr als tausendjährige Glanzzeit. Nett sind nur die baumumstandenen europäischen Bungalows und die gute Straße nach Dalat. Von hier bis Nhatrang beträgt der Weg knapp 100 km. Kommt man dort von Süden oder Westen an, so fährt man zunächst durch schlotternd häuserleere Planungsstraßen, ehe man das große, auf Badeverkehr eingerichtete Hotel Beau Rivage erreicht. Auch ein stattliches ozeanographisches Museum liegt dicht an der Küste, macht aber noch einen etwas unbenutzten Eindruck. Bezaubernd schön ist der Blick auf die Bucht selbst. Wie ich zum zweiten- und drittenmal nach Nhatrang komme, schaue ich mir die recht stattliche Basarstraße, die sogar zwei kurze Abzweigungen hat, gründlich an, kaufe Töpfe, Garn, annamitische Schallplatten und Gemälde — ein richtiges metergroßes Gemälde mit einer sehr treffend wiedergegebenen Dscharaifrau, das 1 Piaster = 65 Pfennig kostet. Ich wohne auch nicht wieder im Beau Rivage, sondern in dem sauberen Annamitenhotel Terminus, wo es eine ausgezeichnete chinesisch-annamitische Küche gab.

Ähnlich ist Quinhon, das abermals 250 km nördlicher liegt. Die Basarzeile ist etwas kleiner als in Nhatrang, aber es liegt Militär im Ort, und daher fehlt ein kleines Restaurant und Dancing nicht. Auch hier findet sich hinter der Stadt eine prächtige Bucht, auf der zahlreiche Dschunken aus Swatau ankern und in die auf spitzem Sporn das Städtchen selbst vorstößt. Wieder auch dehnen sich im Süden saubere baumbeschattete Europäerviertel und wieder wird das Zentrum von einer etwas kurzen Geschäftsstraße gebildet — mit den üblichen würfelartigen und einstöckigen getünchten Häuschen, deren Erdgeschoß die offene Ladenhalle aufweist, mit notdürftigem Pflaster, schattenloser Sonnenglut, kahlen Plätzen und dem Geruch nach Stoffen, Lack, Fischen, Räucherkerzen, Benzin und natürlich auch nach Schum-Schum und Nuoc-mam. Das sind Reisschnaps und jene säuerlich-salzige und nie fehlende Tunke, die der Annamite der guten chinesischen Soyatunke vorzieht. Dazu reicher Autobusverkehr in den Morgen- und Abendstunden, Rikschas, Sandalengeklapper und lebhafter Meinungsaustausch in den Basarstraßen, gähnende Stille in den heckenumstandenen Hüttengassen der Vororte. Das ist überall das gleiche Bild. Sie bieten nicht viel, diese kleinen Provinzstädte, wenn man von der Natur absieht.

Der Typus der Annamiten in dieser ganzen Gegend weicht schon wieder merklich von dem von Hué ab. Es muß hier geradezu „Reiskammertypen“

geben. Gewiß wechseln auch die metrischen Kennzeichen beträchtlich von Bucht zu Bucht. Im großen und ganzen ist aber eine zunehmende Verfeinerung, ja, man könnte dazu sagen, eine Europidisierung vom tonkinesischen Norden bis Kotschinchina festzustellen. Noch schmaler als in Hué sind hier die Nasen, zugleich gerade und oft mit etwas nach oben gerichteter und dabei stumpfer Kuppe, dazu kräftige Augenbrauen und Wimpern und dunklerer Teint. Es fällt auf, daß die Mongolenfalte oft nur als ganz zarte Doppelung auftritt, die Tränendrüse also kaum bedeckt wird und daher die Augenspalte mandelförmig wirkt. Ein fremder Einschlag ist unverkennbar. Er mag wohl in Richtung des europiformen Tchamtypus liegen, und die Affinität der Erbanlagen hat zu einem harmonisierten Typus geführt.

Äußerlich gesehen, in Kleidung und Sprache, gibt es hier nur Annamiten, aber das Blut der Tcham ist doch unverkennbar. Nicht umsonst war Quinhon, das einstige Sri Vini, während eines halben Jahrtausends der größte Hafen von Tchampa, von dem unzählige Tribut-Gesandtschaften mit Gold, Silber und Geschmeide, mit weißen Elefanten, weißen Rhinozerossen oder weißen Hirschen, mit Sklavinnen, Gewürzen und Stickereien an den Hof des chinesischen Kaisers gingen. Er als einziger gab gelegentlich Schutz gegen die vordringenden Tonkinesen. Nur 26 km von Sri Vini lag die Hauptstadt Vijaya. Aber heute ist es hier ganz still geworden. Mehr als 10 000—15 000 Einwohner besitzt wohl keine dieser kleinen Küstenstädte.

87. Reise nach Kontum

Die erste Reise zu den Moi geht von hier, von Quinhon aus. Gegen 1/25 Uhr morgens zieht rasselnd ein alter Autobus durch die nachtdunklen Gassen, schwankt stöhnend und klappernd um die Ecken, erreicht die ersten Reisfelder und braust prasselnd bergwärts. Es ist eigentlich immer etwas lebensgefährlich mit diesen alten Ungetümen. Schon hinter der ersten Kurve öffnete sich die grifflose Tür an meiner Seite, aber ich konnte sie ja festhalten, wie der Chauffeur durchaus treffend riet. Im Morgengrauen gegen 7 Uhr tauchen beim Dorf Phu Phong (43 km) schon einige Hügel auf, dann Hütten hinter Hecken, offene Handlungen in Bretterbuden, Chinesenschenke, annamitische Schneider, Kramläden, Tankstelle. Zwei junge Mädchen wollen mir durchaus kleine, in Reihen auf Bambus gespießte und in grüne Blätter gewickelte Päckchen verkaufen. Sie enthalten rohes, gepfeffertes Kalbfleisch, leider mit Nuoc-mam oder Nem. Dann steigt der Weg, Gestrüpp wechselt mit Sekundärwald, nur gelegentlich sind noch kleine Reisfeldparzellen zu sehen, denn die Annamiten terrassieren ja nicht. Plötzlich bricht mitten in Wald und Bergen und mit schrillem schmerzlichem Aufkreischen die gequälte Gangschaltung. Noch aber ist auf dieser Strecke der Morgenautobus aus Binh-dinh fällig. Er kommt auch und nimmt nun seinerseits spielend, wenn auch nicht minder kreischend und klappernd, den steilen Anstieg zum ersten Paß, zum Col d'An-khe. Tief unten liegt im Grau die Ebene, weit draußen das Meer. Die Hänge sind nur mit Niederwald bedeckt.

Wir sind am Nordrand einer über 100 km breiten Depression des Kordillerenabfalls, jener Depression des Song-ba, die den Zugang für die Tchamvölker bot. Zwischen den paar ärmlichen Hütten von An-khe gibt es in einer annamitischen Kneipe etwas Reis und Fisch für wenige Sous. In der Nähe liegen einige Zuchtfarmen, das Distriktsbüro, eine „Delegation" (Militärposten). Schon die Tcham unterhielten hier einen Posten, was leicht verständlich ist. Es geht an der Kaffeeplantage des 1905 ermordeten M. Paris vorüber (90 km). Kurz darauf folgt ein schmales Tal, das zu einem Oberlauf des Song-ba gehört. Jenseits und auch nur erst in 825 m Höhe liegt der scharf aus-



Abb. 107. Bac und Bungalow von Kontum
(phot. v. E.)

gesprochene Paßrücken des Col de Mang Giang (120 km), und hier wie in An-khe wimmeln schon ein paar Moi herum, meist junge Burschen, ärmliche rotbraune Gesellen vom Stamm der Bahnar Halong, die gerade noch bis hierher südwärts reichen, später (160 km) Bahnar Hagu.

Mit dem Col de Mang Giang ist gegen ½12 Uhr die Hochebene erreicht. Noch sind Wald und Savannenlandschaft gemischt, aber Hügel und Wälder bleiben rasch zurück, wie sich das Gelände sanft westwärts zu senken beginnt. Schon vor der Gabelung der Straße nach Pleiku im SW und Kontum im NW dehnt sich nur noch breit und weit eine von wenigen Baumgruppen bestandene Savanne, von kleinen Wannen oder flachen Kuppen hie und da unterbrochen. Jetzt wandern oder sitzen überall am Weg die Moi. Das sind Dscharai, kräftigere Leute als oben bei An-khe. Der Unterschied gegen die Annamiten ist schlagend. Es ist auf den ersten Blick zu sehen, daß sie den Tcham näher stehen.

Ich notiere: „Sie halten sich gut, diese rotbraunen Burschen, sind selbstbewußt, oft geht der Hautton ins dunkle Rotbraun, wellige Haare sind ganz häufig, bei vielen fehlt die Mongolenfalte völlig. Das sind Typen, wie man sie in Zentralindien sieht. Einige haben auch Schlitzaugen, deren Oberlid gut unterpolstert ist, aber es liegt in reliefreichem Gesicht, nicht in flachem, wie bei den Chinesen. Auf diesen ersten Eindruck hin würde man sagen: weddide Grundlage mit palämongolidem Einschlag, dazu natürlich örtliche Eigenbildungen und Variationen. Mittags um 1 Uhr braust der Autobus in Pleiku ein. Milizposten, 1909 gegründet, 785 m Höhe. In der Nähe Kaffee- und Teepflanzungen an kleinen Hängen. Der kurze Annamitenbasar nimmt nur die halbe Straße ein. Aber es gibt eine große Basarhalle, wo sich alles von Dscharai nur so drängt. Weit verstreut liegen kleine Regierungsgebäude, man muß kilometerweit von dem einen zum anderen laufen, welche Raumverschwendung, welches Ausschweifen in Platz! Die Annamiten bleiben immer nahe beieinander kleben. Kleine Hüttenhäufchen, Zellen für spätere Dörfer, lagen wiederholt am Weg. Es ist jetzt 1 Uhr, im Bungalow ist nichts Eßbares zu haben, aber es gibt Orangeade. Der Resident schläft, ich lasse ihn ruhen. Glücklicherweise holt mich der Autobus hier ab, denn es ist eine halbe Stunde Wegs bis zum Basar.

Hinter Pleiku dehnt sich für Dutzende von Kilometern wieder die flache, weitwellige Ebene, sie fällt langsam gegen NE und in Mengen laufen die Primitiven überall herum, Dscharai Habau und Dscharai Hadrong. Ungemein erinnern sie an die „Dschengeli" in Chota Nagpur, und das um so mehr, als der weddide Typus gar nicht selten genau so schön wie bei den Oraon ausgeprägt ist, auch die spärliche Kleidung ähnelt natürlich. Lockige, ja gelegentlich englockige Individuen sind gar nicht sehr selten. Das Weddide ist wirklich stark vertreten, Europiformes und palämongolide — sowohl neside wie pareïde — Einschläge fehlen nicht. Gegen 6 Uhr wird ein Flüßchen erreicht. Eine hohe neue Betonbrücke ist zur Hälfte vom Hochwasser weggerissen worden, sparrig sticht die geborstene Fahrbahn in den kühlen Abendhimmel. Rings nahe Berge, besonders im Osten. Ein Bac, eine Fähre, trudelt langsam zum jenseitigen Ufer, hoch am Prallhang liegt ein niedriger langgestreckter Verandenbau. Das sei das Bungalow von Kontum, sagt der Chauffeur." (Abb. 107.)

88. Bevölkerungskunde einer Neugründung

Eine halbe Stunde später sitze ich wirklich dort oben am Prallhang, den Dak Bla zu meinen Füßen. Es ist ein hübscher Platz. Der Dak Bla mündet weiter westlich in den Se San, dieser in den Srepok und dieser in den Mäkong, den Strom der Lao. So kommen auch wieder talauf die Lao heran. Ich wechsele Khaki mit Palmbeach und mache mich sogleich daran, den Ort anzusehen, dem Residenten schicke ich eine Karte, denn für einen offiziellen Besuch ist es schon etwas zu spät geworden. Es gibt aber keine Lao in der Basarstraße, die sich für 200 m hinter dem Bungalow entlangzieht, und zwar wieder nur auf einer Seite. Die annamitischen Händler halten hier die paar Dutzend Läden offenbar in fester Hand. Der größte Laden ist Abzweigung einer europäischen Firma Morin und schauderhaft teuer, der zweitgrößte gehört dem Chinesen Kam Tan gegenüber und ist bemerkenswert billig. Nur einen Löffel kann ich durchaus nicht auftreiben, er wäre für geplante Expeditionen nützlich. Hinter dem Ladenraum gibt es aber noch ein Opiumstübchen. Das ist der einzige Luxus, den Kontum aufzuweisen hat, sagt man mir später.

Die Laohändler streifen in den Dörfern umher. Weiter unten am Se San ziehen sich auch schon ihre Dörfer herauf. Östlich also der Song-ba, von Annam her, wo die Tchamvölker vorgestoßen sind, westlich des Se San mit der jungen Laointrusion: da bereitet sich eine Durchschnürung der alten Moistämme vor. Und dazu die annamitischen Sprengzellen wie Kontum oder Pleiku! Hier ist eine bevölkerungskundlich hochinteressante Gegend. Die Regierung hat bereits in die Abläufe dieser Völkerdynamik eingegriffen. Die Lao dürfen seit alters in den ganzen Waldgebieten handeln, den Annamiten aber sind Geschäfte nur in den Basarzentren gestattet. In die Moi-Dörfer selbst aber dürfen sie nicht — sie haben den unerfahrenen Bergbewohnern allzusehr das Fell über die Ohren gezogen. Nun sind sie mit dem Verbot sehr unzufrieden. Es wird aber auf diese Weise künstlich und wenigstens für einige Zeit ein Schutz gegen die allzuschnelle Proletarisierung der Moi gesetzt, die mit der Befriedung an sich schon nahe genug gerückt ist. Solche Reservate haben die Engländer in Indien nicht zum Schutz der Primitiven eingerichtet, bei den Weddas auf Ceylon sogar ausdrücklich den Vettern Sarasin abgeschlagen, und die gefürchteten mohammedanischen Händler und Wucherer dürfen bei den Wedda wie Oraon oder Kurumber frei schalten.

Der Resident, Herr Paul Guilleminet, besitzt ein reges Interesse für seine „Province Moi de Kontoum" und zeigt mit berechtigtem Stolz ein umfangreiches Material von Sprache und Legenden der Bahnar. Im Fort auf flacher Hügelkuppe, einem recht stattlichen und turmbewehrten quadratischen Bau mit ausgedehntem Innenhof, lerne ich als Kommandanten der Garde Indigène einen sehr gebildeten Franzosen-Annamitenmischling kennen. Auch Tirailleurs Montagnards liegen im Ort, die sich jedoch im wesentlichen aus angeworbenen Moi zusammensetzen. So tritt die militärische Bedeutung von Kontum deutlich heraus, dem die Sicherung gegen die auch jetzt noch von Zeit zu Zeit aufsässigen Dscharai oder Sedang in erster Linie zufällt. Das Lazarett des Dr. Bouillerce, dem früheren Leibarzt des Kaisers, ist im Aufbau. Alles Geschilderte, das Regierungsviertel von Kontum, liegt östlich vom Basar, westlich jedoch das alte Missionsviertel mit Kirchen, Priesterseminar und Sitz des Bischofs, M. Jeannin, den ich kurz sehe. West und Ost verstehen sich nicht immer ganz, was begreiflich ist, denn die wirtschaftlichen Interessen der später gekommenen Regierung überschneiden sich mitunter mit den kirchlichen Interessen der alten und in ganzen Dörfergruppen der Bahnar fest verankerten Kirche. So war es hier: erst kam die Mission, dann folgten Soldaten, Kaufmann, Verwaltung, und nun ist das Bahnar-Gebiet französisch.

Die lange Hauptstraße von Kontum verläuft schließlich im Osten in einem grasbestandenen Sandweg, der zu einem Schild führt: „Ende der Stadt Kontum". Also Stadtrecht, gewiß ein annamitischer Bürgermeister, dessen Leute diese Grenze nicht überschreiten dürfen. Denn dahinter liegen Hecken, Hütten und Gehöfte, ein Dorf — ein großes Dorf der Bahnar —, das alte namengebende Kontum. Sein Besuch drängt nicht. Es kann mir nicht entgehen. Ich höre von den Kren im Osten, die sich selbst noch Tcham nennen. Aber eine Expedition dorthin scheint bei der gegebenen Devisenlage ebenso hoffnungslos wie der Gedanke an die immer wieder geplante Ausführung der „Bevölkerungsbiologie eines Urwalddorfes", obwohl es gewiß nützlich wäre, den alten und neuen Völkerbeziehungen hier nachzugehen. Denn einige 3 und 7 km Bla-aufwärts gibt es noch Tchamruinen, Gräber und Altäre. Sie fehlen auch um Pleiku und Banmethuot nicht ganz. 36 km von letzterem steht sogar noch ein Schiwatempel, den Simhavarman III. im 13. Jahrhundert stiftete. Das sind sehr deutliche Hinweise darauf, daß diese Gebiete schon zur Blütezeit in die alte Tchamkonföderation einbezogen und Ausstrahlungspunkte tchamischer Kultur und Sprache waren.

Außerhalb der Tchamvölker standen aber immer die entfernteren Monkmerier. Als einer ihrer wenig berühmten Stämme, deren Gebiet eben gerade durch eine nordwärts gelegte Straße geöffnet wird, die bis nach Hué durchstoßen will, gelten die Sedang Kamrang. Sie sollen erstes Ziel der Arbeiten sein. Noch aber ist es unsicher, welche Transportmittel und Aufenthaltsmöglichkeiten verfügbar sein werden. So muß wieder einmal überlegt werden, was zum kleinen oder großen Gepäck gerechnet werden soll, was wichtig oder entbehrlich für Dschungelfahrten ist. Im Dschungel selbst gibt es nichts mehr zu kaufen, über alles Nötige muß man selbst verfügen.

89. Bei den Moi Sedang

Dr. Bouillerce will die Dörfer und „Infirmerien" im Norden inspizieren und nimmt mich mit. Hier wie überall legen die Franzosen gerade auf das Sanitätswesen sehr viel Wert. Dauernd steigt die Landschaft nördlich von Kontum, wird waldiger und hügelreicher, ein kleiner Fluß wird mit Fähre überquert und nach einigen 40 km

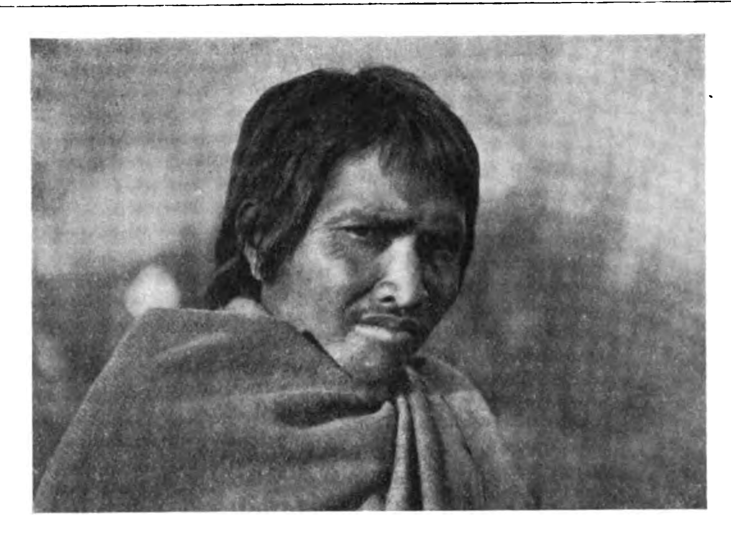


Abb. 108. Ein Magier der Sedang
(phot. v. E.)

ist Dakto erreicht. Das ist ein Militärposten schon mitten im Gebiet der Sedang. Sie sind hier gerade beim Bau für neue Baracken der Truppen beschäftigt, für die Garde Indigène. Der Posten liegt auf der Höhe einer waldfreien Geländekuppe. Weit schaut man von den hohen Pfahlbauten der Wohnung des Kommandanten ins Land. Wir bekommen bei ihm etwas Kaffee und Gebäck. Er ist ein ehemaliger französischer Feldwebel, der hier schon seit 7 Jahren mit seiner Frau lebt, einer nicht mehr jungen Annamiten-Europäer-Métisse, die wie eine Kambodschanerin aussieht. Kinder sind nicht da, aber zahme Papageien, auch ein Äffchen klettert mir auf die Knie.

Draußen am Weg stehen schon einige Hütten von Laohändlern, wo vor allem die großen und derben, schwarz-rot gestreiften Manteltücher für die Sedang verkauft werden. Andere Sedang weiter westlich weben sie, und in den Bergen gibt es auch berühmte Eisenschmiede. Nicht weit von hier lag früher das Fort Robert, das die Sedang dem Erdboden gleichgemacht haben. Sie sind ziemlich wilde Leute und waren noch vor wenigen Jahrzehnten der Schrecken der annamitischen oder laotischen Dörfer in den Tälern. Angriffe waren an der Tagesordnung. Die Alten oder Widerstrebenden wurden erschlagen und von den Lanzen der Teilnehmer durchbohrt, die Leber gegessen. Alle übrigen wurden Sklaven. Diese wurden selten behalten, sondern meist weiterverkauft. Das ist heute nun unterbunden. Aber in den heidnischen Dörfern gibt es immer noch Sklaven. Bei diesen handelt es sich jedoch nicht um Fremdstämmige, sondern um arme Sedang selbst. Jedes Dorf besitzt neben der führenden Häuptlings- und Priesterfamilie eine Schicht von Freisassen und von Sklaven. Letzteren geht es keineswegs schlecht. In christlichen Dörfern heißen sie einfach Diener. Vererbt wird von Vater auf Sohn, aber dieser zieht auch zu seiner Frau. Alleinherrscher ist überall nur der einzelne Häuptling, staatliche Einheit also im Grunde genommen das Dorf.

Auch von Dakto aufwärts ist der Weg, der von den Sedang selbst wald- und grasfrei gehalten werden muß, noch durchaus fahrbar. Er verschwindet im dichten Sekundärwald der immer noch ansteigenden Hügellandschaft. Kaum 60 km von Kontum aus wird mit der „Infirmerie Po-ko" das Ziel erreicht. Ein junger Lazarettgehilfe aus Dakto bleibt als Dolmetscher bei mir zurück, der flinke und nette Tul, ein Annamiten-Bahnar-Mischling aus Kontum. Am Wege buddeln hier einige Sedang, Sedan Kamrang. Sie tun das natürlich gar nicht gern, diese freiheitsliebenden und etwas wilden Gesellen, und sie haben gerade in dieser Gegend auch vor ein oder zwei Jahren gemeu-



Abb. 109. Ein Dorfhäuptling der Sedang
(phot. v. E.)

tert, so daß es nicht möglich gewesen wäre, damals ihre Dörfer zu besuchen. Jetzt haben sie eingesehen, daß Widerstand keinen Zweck hat. Einer ihrer reichsten Häuptlinge war auch in Saigon, hat Häuser, Truppen, Schiffe der Weißen gesehen — dagegen ist nichts zu machen, gar nichts. Der Mann ist ein gut aussehender Bursche (Abb. 109), der mir alle seine Wegebauleute sofort zusammentrommelt. Dann geht es ohne Verzug, ohne zu essen oder den kleinen Sack auszupacken, der mein ganzes Gepäck ausmacht, erst einmal sogleich an das Beobachten, Messen und Photographieren. Für den nächsten Tag werden weitere Leute aus den Dörfern bestellt, besonders auch Frauen.

Am Nachmittag lasse ich mich in das nahe Dorf bringen. Silbern gleiten die Tropfen von dem Paddel, mit dem der Sedangjunge den Einbaum weiterdrückt. Die schrägen Strahlen der Sonne liegen auf seiner rötlichbraunen Haut, der Ponnyfrisur und dem weißen Stirnbastband, wobei er wie ein brasilianischer Indianer aussieht. Hinter einem dicht mit Bambus bestandenen Prallhang liegt das Dorf auf weitem freien Platz. Es handelt sich nur um etwa ein gutes Dutzend strohgedeckter halbhoher Pfahlbauten recht verschiedener Größe, darunter als größtem das Gemeinschaftshaus (Abb. 10), wo auch die Lanzen, Schilde und Schlingen und die Fetische für die Feste und besonders das Büffeltöten aufgehoben werden. Die Wände bestehen aus breiten geflochtenen Bambusbändern, der schwankende Fußboden aus dickeren Absplissen. Darunter tummeln sich Schweine, Hunde und Hühner. Ein starker gekerbter Baumstamm führt zu der Estrade herauf, die sich geländerlos vor jedem Breitseiteneingang erstreckt und auf der die tägliche Hantierung geschieht. Ihre Zeugen liegen vor jedem Haus — die Worfeln, Mörser und Reisstampfer und die zahllosen Kiepen verschiedener Größe und Flechtart für Bergreiskultur und Früchte- oder Holztransport und die großen oder kleinen Reusen oder Speere für das Fischen. Im Innern werden dann noch Armbrüste, Schlingen und Fallen für die Jagd, das einfache Kücheninventar, Zaubergerät, Amulette und Vorräte aufgehoben, nicht zu vergessen die schönen langen kupfernen Pfeifen, die großen Schnapskrüge, die bastgeklopften Matten. Die Leute sind etwas scheu, aber ganz nett. Wir erobern sogar ein Huhn. Es halten sich nur wenige Männer im Dorf auf, da in der Nachbarschaft eine Hochzeit stattfindet. Zu einer solchen gehört stets eine gewaltige Reisschnapssauferei, die sich nur wenige gern entgehen lassen.

Spät abends und schon bei flackerndem Fackellicht wird die sog. Infirmerie selbst inspiziert. Sie liegt kurz vor einem hübschen, sich romantisch windenden Flüßchen,



Abb. 110. Das Gemeinschaftshaus in Po-ko
(phot. v. E.)

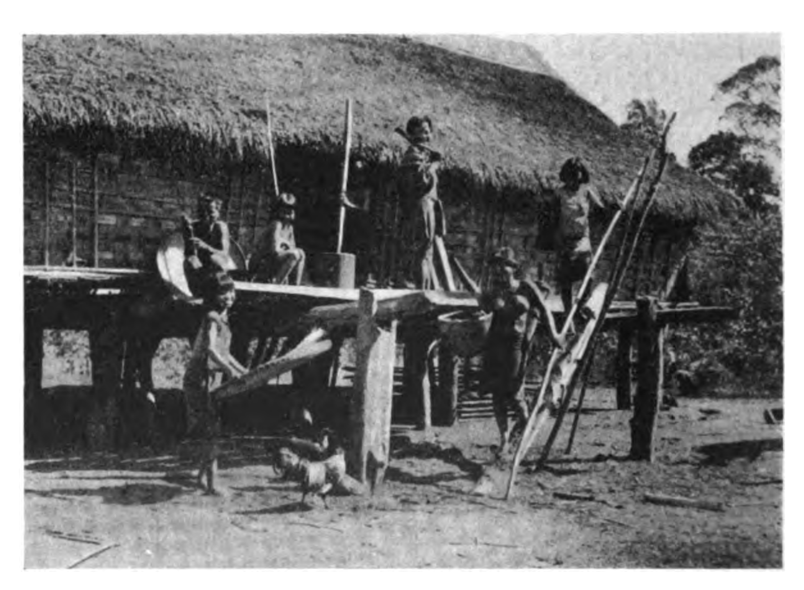


Abb. 111. Eine Hütte der Sedang
(phot. v. E.)

dessen Fähre im Bau ist. Starke Palisaden umgeben den kleinen Hof des merkwürdigen, aber nicht unzweckmäßigen Pfahlbaues, zu dem eine gleichfalls pfahlgestützte und überdachte kurze Galerie führt. Im Innern zeigen Wände und Dreiteilung in Wohn-, Schlaf- und Kochraum mit dreisteiniger Kochstelle das typische Innere eines Sedanghauses. Auf einer Pritsche rolle ich mich für die Nacht zusammen. es wird schon kühl hier oben. Da kommt plötzlich noch der Häuptling vom Nachbardorf. Er schwankt

und ist äußerst vergnügt, ebenso seine Suite. Mit größter Freude wollen sie mich noch einmal selbst zurück in das Hochzeitsdorf begleiten, es sei nur eine Stunde Wegs durch den Wald. Eben geht der Mond auf. Dies Dorf erwies sich dann als fast doppelt so groß wie Po-ko. Im Gemeinschaftshaus ist noch Betrieb. Aus mächtigen Krügen mit Reisschnaps staken lange biegsame Bambusrohre, an denen die Umhockenden, im unsicheren Fackellicht kaum erkennbar, eifrig saugen. Es riecht nach Schnaps, Rauch und Schweiß. Eier erhalte ich als Ehrengabe, natürlich auch das Bambusrohr angeboten. Nach Kräften halte ich mich. Das Zeug schmeckt wie säuerlicher leichter Landwein, etwas muffig, hat es aber in sich. Ich belebe noch einmal die Musik, besonders die Gongmusik. Es sind mehrere Gongs vorhanden. Gongs, Krüge und Sklaven bilden den Reichtum des Sedang! Dumpf, langgezogen, eintönig schallen die Töne durch die Nacht, dann kommen die Wechselgesänge wieder langsam in Gang. Zuerst traut sich nur eine Alte an die Sache heran. Es muß improvisiert werden, und selbstverständlich möglichst geistreich. Sie schmettert: „Ich hab' nun keine Zähne mehr und meine Stimme ist auch futsch." Und ein mir befreundeter Sedang, der einmal „Milicien" war, antwortet: „Ach, nein, du singst wie eine Nachtigall, du bist so schön wie Blütentau." Schließlich windet sich dann wieder eine endlose Schlange von Heimkehrenden durch den nachtschwarzen Dschungel zurück.

90. Bei den Moi Bahnar

Kontum ist Gebiet der Moi Bahnar Rangao. Bei ihnen werden die Arbeiten fortgesetzt. Das sind freundliche und sogar etwas kunstliebende Leute. Auf den Gräbern ihrer Dorfhäuptlinge stehen rohgeschnitzte Menschengestalten und die Pfosten ihrer außerordentlich spitzgiebligen hohen Gemeinschaftshäuser sind oft verziert. Fast überreichen Schmuck tragen die Frauen an den Feiertagen. Die Bahnar sind unter den Moi die gutmütigen Intellektuellen, die Sedang die gefühlsrohen Krieger. Beide sprechen Monkmer, beide sind vaterrechtlich organisiert. Erst weiter südlich schließen dann die äußerst angriffslustigen und wohl auch etwas kulturreicheren Dscharai an, die ein — wenn auch noch stark mit Monkmer durchsetztes — Tcham sprechen, wie aus der Karte 119 S. 139 hervorgeht.

Um Kontum liegen zahlreiche Bahnardörfer. Die Niederung des Dak Bla erlaubte hier schon seit alters einen einfachen Ackerbau und damit eine dichtere Besiedlung, wenn diese auch nicht so dicht wurde wie bei den Dscharai weiter flußabwärts. Dem größeren Reichtum entsprechen größere und solidere Hüttenbauten als bei den Sedang, auch stehen die Pfosten höher als dort, und Flechtwerk wie Balkenwerk sind solider ausgeführt. Aber der Schmutz ist eher noch größer. In der Gegend von Kontum sind inzwischen die meisten Bahnar Christen geworden. Vor Eintreffen der Verwaltung war es den Missionaren schon gelungen, die unabhängigen christlichen Dörfer zu einem lockeren Verband zusammenzuschließen. Die außerordentlich zahlreichen Riten und magischen Praktiken eines geradezu wuchernden Animismus sind zum großen Teil aufgegeben worden und die Macht der Dorfpriester gebrochen. Ihren Orakelsprüchen folgte die Bevölkerung einst blind. Regen und Krankheit, Krieg, Schicksal und die Ränke einzelner konnte nach dem Glauben der Bevölkerung ein solcher Patau ohne weiteres beschwören, er war allmächtig, seine eigenen Ränke beherrschten das Leben der kleinen Gemeinde. Aber noch tritt vieles vom einstigen Aberglauben bei Geburt, Hochzeit und Tod in Erscheinung, ebenso bei Geschäft, Ackerbau und Krank-

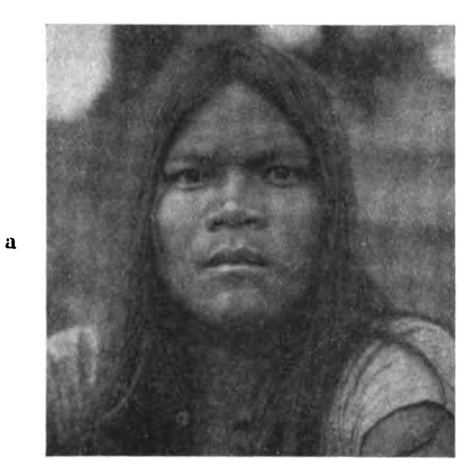
a   b

Abb. 112 a—b. Weddide Bahnar: ein junger Bauer und die Lieblingsfrau des Oberpriesters
(phot. v. E.)

heit. Die alten Geister der Bäume und Erde, die Geister von Nacht, Wind und Wasser sind zurückgedrängt und gebannt, aber sie leben hier unter dem christlichen Firnis wie in Annam unter dem buddhistischen noch weiter. Zu den alten erhaltenen Gebräuchen gehört auch das Ausschlagen der Schneidezähne, die dann mit einem groben Stein glattgeschliffen werden. Die schmerzhafte Prozedur wird zur Pubertätszeit vorgenommen und erfaßt bei den Mädchen die unteren, bei den Knaben die oberen Schneidezähne. In der Kleidung sind neben kurzem Rock und einfachem Schurz eine dunkle Jacke und zur kalten Jahreszeit ein weißes, d. h. richtiger, ein mehr oder minder hell gebliebenes Manteltuch übrig. Die Frauen tragen Ohrringe und Glasperlenketten und vor allem, was sie von den anderen Stämmen unterscheidet, ein Perlenband auch auf dem Kopf. Dagegen sind für die Sedangfrauen die großen Ringe im Ohr und die Ponnyfrisur, bei den Männern drei an den Mundwinkeln eintatauierte Punkte typisch, während die Dscharaifrauen Knochenpflöcke im Ohr tragen.

Merkwürdigerweise lebt in Kontum auch noch eine Art Oberpriester oder Oberhäuptling, den die Regierung sehr gut behandelt, denn er ist wahrscheinlich erst von ihr eingesetzt bzw. gefördert worden. Sein Bungalow liegt ganz am entgegengesetzten Ende von der Mission. Es sieht beinahe europäisch aus, aber dient mehr zur Repräsentation. Ich erhalte dort bei einem Besuch Tee in silbernen Ehrentassen, und einer von den Bahnar, die in Mengen auf dem weiten Vorplatz herumstehen, besorgt mir eine der hübschen und langen Kupferpfeifen, an denen die Bahnar sehr hängen. Der Herr Oberpriester ist ein sehr vergnügter älterer Mann. Er läßt es sich offenbar gut sein. Hinter dem Bungalow steht auch eine Garage. Daneben liegt noch eine kleinere annamitische Hütte, in der er mit seinen drei oder vier Frauen wirklich lebt. Seine derzeitige Favoritin ist eine kräftige und urgesunde, vergnügte Person, die die typischen Bahnarzüge trägt (Abb. 112 b). Übrigens amtiert auch ein annamitischer Gouverneur in Kontum, den ich leider erst spät kennenlerne. Die Zeit drängt. Ich messe noch einige Sedangfrauen, die gerade kamen, um ihre Männer bei den Tirailleurs Montagnards d'Annam des Kapitän Rack zu besuchen. Dann beginnen die Untersuchungen in den



Abb. 113. Typisches Sedangmädchen (weddid)
(phot. v. E.)



Abb. 114. Ein bärtiger Sedang (weddid-eurid)
(phot. v. E.)

beiden Dörfern von Ober- und Niederkontum. Später werden noch zwei weitere Dörfer einige Kilometer weiter im Süden und jenseits des Flusses aufgesucht. Die Leute sind manchmal ein wenig unwirsch, das macht wohl die Nähe der „Großstadt". Dann sitze ich wieder auf der Veranda des Bungalow, den Dak Bla zu meinen Füßen, auf dem Tisch die Meßstreifen und das Tagebuch, und ordne die Eindrücke. Was sind nun die „Moi" eigentlich in rassischer Hinsicht?

91. Rasse und Konstitution der monkmerischen Moi

Es interessiert jetzt vor allem die Frage, welche typologischen Beziehungen von den Moi zu ihren Nachbarvölkern laufen und wo typologische Wurzelverwandtschaften gesucht werden können, die die biologische Geschichte und Wesenshaltung der hinterindischen Halbinselvölker aufzuklären in der Lage sind. Da scheiden zunächst die Annamiten, also die südsiniden Lokalformen und die tonkinesischen und zentralannamitischen Gautypen, völlig aus. Gelbliche Haut und Straffhaar in Verbindung mit knollig vorspringenden Wangen und flachliegenden Schlitzaugen gibt es hier nicht. Dagegen überwiegt eine rotbraune und nicht sehr dunkle Hautfarbe (Tafel Nr. 23) mit welligem Haar und großen, tiefliegenden und meist überhaupt nicht geschlitzten Augen in einem rundlichen breitlippig-breitnasigen Gesicht. Das ist eindeutig weddid. Und weddid war auch die Grundlage der Tcham, so sehr sie auch verwaschen und durch vor allem neside (malayische) wie progressiv-europide Formen und südsinide Mischungen zersetzt erschien. Daraus folgt: Moi und Annamiten sind scharf getrennt, Moi und Tcham besitzen eine gemeinsame typologische Grundlage.

Aber die beiden Stämme der Sedang und Bahnar sind keineswegs gleich in ihrem rassentypologischen Aufbau. Die weddide Grundlage zeigt vielmehr selbständige stammestypische Entwicklungsrichtungen und eigene Kombinationen und Mischungen. Diese sind sogar sehr kennzeichnend. Bei den kräf-

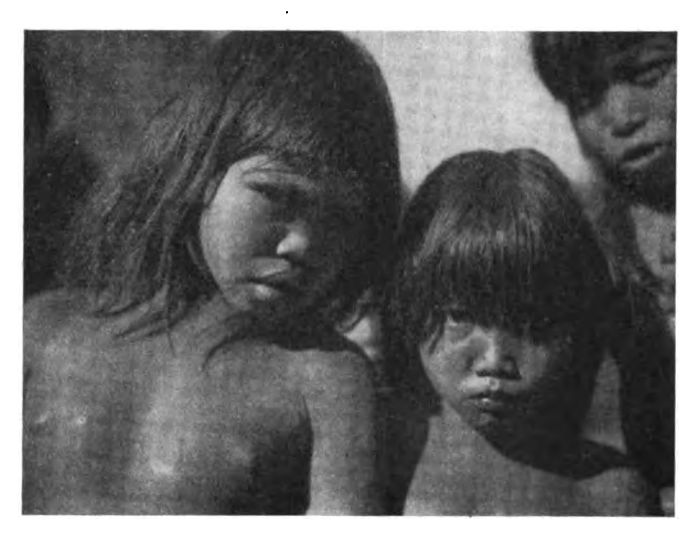


Abb. 115. Sedang-Kinder („südindianiform")
(phot. v. E.)

tigen und derben **Sedang** macht sich vor allem die europiforme Weiterentwicklung der weddiden Rasse bemerkbar und äußert sich da nicht nur durch längeres Gesicht und Schwinden der weddid-weichen Polsterung und Rundlichkeit, sondern auch in anliegenden Wangenbeinen und höherem und ganz geradem Nasenrücken. Dabei bleibt die Nase immer noch recht breit. Sie ist überhaupt bei allen Sedang recht kräftig, breit und reliefiert. Das Relief tritt auch in den gebrochenen Linien der Augengegend gut heraus und führt mitunter zu geradezu überkragendem Stirnteil. Ein australiformes Merkmal also! Daraufhin allerdings schon australiforme Einflüsse aufzubauen, wäre gewagt, denn es fehlen alle übrigen australiden Merkmale von Schädelkapsel und Gesichtsskelett. Reliktsucher finden hier also nur sehr schwachen Anhalt. Dagegen zeigt die stärkere und wenn auch oft grobe, brüchige Reliefierung der weddiden Grundlage zweifellos deutlich in die europide Richtung und also auch an, wie richtig es ist, in den Weddiden eine ältere infantilprimitive und entwicklungsfähige Gruppe des europiden Rassenkreises zu sehen. Denn auch die Südsiniden, auch tonkinesische Typen, zeigen die osteologische Vergröberung der Stirnpartie, aber diese zielt nicht auf eine europiforme Reliefiertheit, sondern auf mongolid flachliegende Aufwulstungen. Die gleiche hormonale Formtendenz wird also durch den jeweiligen Rassenstil gelenkt.

Immerhin fehlen gewisse mongolide Anklänge auch bei den Sedang nicht ganz. Zwar habe ich eine richtige Mongolenfalte mit auch nur teilweiser Überdeckung der Tränendrüse nicht ein einziges Mal gesehen. Wohl aber kann die äußere seitliche Deckfalte etwas überhängen, was den Eindruck der leichten „Schlitzung" der Augenspalte hervorruft. Es ist das wenig genug. Aber doch unterstützt es eine merkwürdige Täuschung und das Auftreten transkontinentaler Paralleltypen. Denn sieht man die leichte Schlitzung in dem braunen Gesicht und unter der Ponnyfrisur, sieht man gar das weiße Bastband über die Stirn laufen, so wird man betroffen von dem Eindruck, daß

hier südamerikanische Indianer kopiert sind. Manches meiner Bilder erinnert geradezu an Aufnahmen von Koch-Grünberg bei brasiliden Indianern, wenn auch der Einzelvergleich von etwa Nasen-Wangen-Relief die andersartige, stärker mongolide Kombinierung und gelblichere Tönung der Haut in Südamerika erweist. Aber die Täuschung als solche besteht und ist, abgesehen von den Äußerlichkeiten, durch die hier wie da primitive Grundlage und leichte mongolide Tendenzen unschwer zu erklären.



Abb. 116. Sedangmann mit Hasenscharte (phot. v. E.)

Fassen wir also zusammen. Die Sedang sind ein ostweddider Stamm mit merklich europiformer Tendenz, gelegentlicher primitiver Gesichtsgrobheit und ganz geringen palämongoliden Einschlägen, die jedoch mitunter zu südindianiden Pseudotypen führen. Im Hormonalbild beginnen also die thyreotischen streckenden Einflüsse eben über die thymöse Rassenkindlichkeit zu überwiegen. Es handelt sich um kräftige und gesunde Leute mit starker Muskulatur und hochliegenden Schultern, bei denen mit leichter Neigung zu pyknischem Bau die athletischen Individuen überwiegen.

Ganz anders der Stammestypus der **Bahnar**. Allerdings ist auch hier die weddide Grundlage unverkennbar, aber sie ist stärker verwaschen als bei den Sedang. Am deutlichsten ist sie natürlich bei den Frauen erhalten, wo sich die Stilrichtungen der rassischen und sexualtypischen Merkmalsausprägungen summieren. Sie sind daher oft recht gut ausgeprägt. Um so mehr aber rücken auch die Männer von dem typologischen Erscheinungsbild der Frauen ab. Denn sie zeigen, genau wie die Sedang, ein progressives Formenspiel, und zwar ein stärkeres und auch körperbaulich deutlicher ausgeprägtes. Dabei liegt dieses keineswegs mehr so eindeutig nur nach der europiden Seite gerichtet. Wohl ist die Nase hoch, ja höher und zudem weniger breit als bei den kräftigen Sedanggesichtern, aber es verbindet sich damit gern ein trockener Habitus mit faltiger Mund- und Augengegend — mit Nasolabialfalten und hängender Augendeckfalte. Die Nase kann sogar hakig werden. Und damit ist ein zweiter transkontinentaler Paralleltyp gegeben. Diese hageren, faltig-gestrafften Gesichter mit leichter Betonung von Wangenprofil und Augenfalte erinnern an nordamerikanische Indianer. Das ist mitunter sogar ganz augenfällig und wird zu einem kennzeichnenden Zug der Typologie der Bahnar.

Aber noch ein anderer Bahnar-Typus ist merkwürdig. Zwar haben alle Bahnar mehrminder schlichte bis wellige Haare, aber sie können gelegentlich auch engwellig werden. Wenn dann im weddiden Typenspiel kleine, knorrige, unterthyreotische Individuen auftreten, untersetzt und mit knolliger Nase, wird man wirklich von ferne, wenn auch nicht an Negritos,

a   b

Abb. 117 a—b. Indianiforme Bahnar
(phot. v. E.)

so doch an kleinwüchsige Negride erinnert. Dazu paßt die Hautfarbe allerdings gar nicht. Denn sie liegt bei allen Individuen (am Unterarm gemessen) wesentlich um 22, bei den Frauen um 17 (bei echten Negritos dagegen um 30). Bilden nun derartige abwegige Individuen, die immerhin einen gewissen Prozentsatz ausmachen, nur das Ergebnis eines hormonalen inner-rassischen Spiels, oder liegen hier außer-rassische, selbständige Relikthormone vor — Relikte einer negritiden Aufsaugung? Das ist nicht leicht zu entscheiden, wo man hier doch immerhin aus rassengeschichtlichen Gründen ernsthaft mit der Möglichkeit von Beimischungen aus einem alten Negritosubstrat rechnen könnte. Dessen Überreste in Malakka sind nur 1000 km entfernt, die Andamanesen von dort auch 1000 km, die Aëtas von hier 1500 km. Aber dieser Einschlag wäre gewiß sehr gering gesät und umgewandelt. Auch der palämongolide Einschlag ist gering, doch in Einzelfällen noch durchaus spürbar. Er beteiligt sich naheliegenderweise gern am Zustandekommen der nordindianiden Pseudotypen. Daneben fehlt hier und da auch eine grobe osteologische Gesichtsunterlagerung nicht, auch nicht bei den Frauen, und geht oft mit stärkerer Behaarung und Lippenwulstung zusammen, d.h. jener wohl über-parathyreotischen Auftreibung, die auch unser weichathletischer Konstitutionstypus zeigt. Aber gerade bei den Frauen fehlt auch nicht das konstitutionelle Gegenstück, die unter-parathyreotische Tendenz zu längerem und zarterem Bau der Glieder und Gesichtsbildung.

So fassen wir wieder zusammen: Die Bahnar bieten ein in seiner Grundlage gleichfalls weddides Typengemenge dar, das zur Ausbildung von progressiven und teils mehr europiformen, teils mehr nordindianiformen Paralleltypen bei den Männern und zu guten weddiden Typen bei den Frauen neigt. Letztere zeigen eine beträchtliche (wohl parathyreoidale) Variabilität von verhältnismäßig grazilen bis grobreliefierten Typen, und bei beiden Geschlechtern lassen sich ferne Anklänge an klein-knollige unter-thyreotische Formen aus dem Schwarzrassenkreis nicht ganz ausschließen. Es besteht daneben eine Neigung zu trockenen Longitypen — also noch nicht asthenischem Habitus —, und die

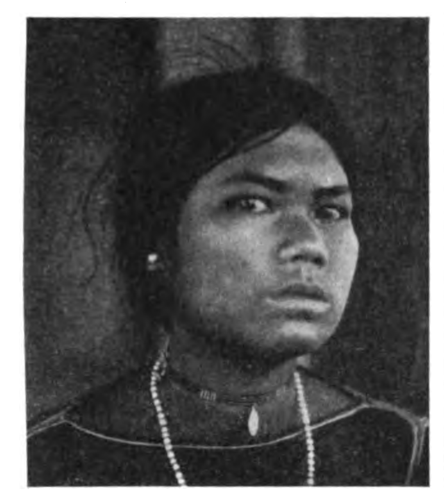
a   b

Abb. 118 a—b. Weiblicher Grobtypus und negritiformer Mann
(phot. v. E.)

muskuläre und bauliche Urwüchsigkeit der Sedang erscheint, wenn auch nicht gerade verkümmert oder gebrochen, so doch merklich geschwächt. Das gilt zunächst, was nicht unbetont bleibe, natürlich nur für den Kreis der jeweils untersuchten Dörfer hier wie da. Es liegt auf der Hand, daß die stammestypischen rassischen und hormonalen Merkmale in Häufigkeit und Typenballung auch hier die übliche dörfliche Variabilität zeigen müssen.

92. Theorien und Wirklichkeit

Damit ist in rassentypologischer Hinsicht ein etwas festerer Boden gewonnen worden. Gewisse einheitliche Typenkreise und deutliche Fugungen und Schichtungen beginnen sich abzuheben und deutbar zu werden. So erscheinen auch die früheren Theorien über die rassische Zusammensetzung der Moi (vgl. S. 118 ff.) in einem anderen Licht. Auch sie gehen ja in der einen oder anderen Art auf Beobachtungen und Berichte und auf deren richtige oder irrtümliche Deutung zurück. Was lag also diesem wahren Wirrwarr von Meinungen an greifbarem typologischem Gehalt zugrunde?

Wir sahen, daß die schon früh erwähnten europiformen Typen als solche durchaus zu Recht bestehen. Nur treten sie nicht als Gruppe oder Schicht, sondern vereinzelt und als natürliche progressive Weiterentwicklung der weddiden Grundlage auf. Das überthymöse Hormonalstadium der Kindlich-Pyknischen wird eben durch stärkere thyreotische Einflüsse abgelöst. Deren Verknüpfung gerade mit Polynesiern ist daher auch zunächst noch nicht zwingend, denn solche progressiv-europiformen Varianten müssen in jedem Falle bei weddid-palämongoliden Bevölkerungen erwartet werden. Sie sind ja deshalb auch in Siam vorhanden und brauchen, wie in Kambodscha, auch ihrerseits ebensowenig mit „Hindus“ oder „Ariern“ verknüpft zu werden. Im übrigen treten sie auch in den Laogebieten und ganz Westchina auf und dies vielleicht aus durchaus anderen Gründen, die wir noch bei der Behandlung

von China zu erörtern haben werden. Mit diesen Europiformen, oder wie wir abgekürzt sagten „Euriden“, hebt sich also ein großer und neuer, recht interessanter Problemkreis ab, der sowohl biologische wie dynamische und kulturelle Auswirkungen besitzt. Bei den Moi aber wird es gut sein, in diesen Euriden zunächst nur Progressivvarianten zu sehen.

Ihre Verbindung mit trockenem Habitus und palämongoliden Einschlägen erklärt auch zwanglos die verschiedentlich getroffenen indianiformen Typen. Wieder ist es hier keineswegs nötig, gleich an Einfälle der Sioux in Hinterindien zu denken. Wir haben vielmehr einfach ein Beispiel, und zwar ein gutes Beispiel, für rassische Pseudotypenbildung vor uns. Diese kann bei entsprechenden rassischen und hormonalen Verbindungen überall auftreten und nimmt hier nur die merkwürdige Form von transkontinentalen Paralleltypen an. Anders liegen die Dinge bei den wiederholt und auch schon in alter Zeit in krassester Form behaupteten Mischungen mit negerhaften Elementen. Dabei sollte es sich aber vielfach nicht nur um einige Individuen, sondern um gewissermaßen eine Imprägnation des ganzen Blocks als solchen mit vor allem Negritos, also Zwergnegern, handeln. Davon kann nun gar keine Rede sein. Einige wenige Einschläge oder Aufsaugungen von Negritos, oder richtiger protonegritiden Erbtendenzen, sind jedoch hier nicht so völlig auszuschließen wie bei den Porr (Bericht I). Aber für die Annahme negritider Massen findet sich gar kein Anhalt. Trotzdem muß auch eine solche Behauptung irgendeine reale Grundlage besessen haben. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir sie in der gleichen Richtung suchen wie bei den Porr, nämlich in einer Verwechslung der kleinwüchsigen lockenhaarigen Weddiden mit kleinstwüchsigen kraushaarigen Negritos. Das konnte zu einer Zeit, wo das vorliegende Material sehr gering war, wo die Methoden mit vagen Schätzungen arbeiteten wie „dunkelhäutig“ und „sehr dunkelhäutig“ und wo sich die Namengebung noch in blühender Konfusion befand, sehr leicht daheim in der Bibliotheksstube zu übertriebenen Anschauungen führen. Derartiges ist nicht einmal auf europäische Gelehrte beschränkt. Auch die Chinesen verwechseln — und zwar schon in den Annalen der Südlichen Tsi zu Ende des 5. Jahrhunderts — die Weddiden und Negritos, denn sie sagen damals von den Bewohnern von Fu Nan, also den heutigen Kambodschanern: „Sie sind häßlich, sind schwarz und haben krause Haare“ und mildern in den Tang-Annalen des 9. Jahrhunderts nur auf „lockige Haare“. Das heißt denn doch auch den Gegensatz zu den schönen hellen, straffhaarigen Chinesen zu stark herausarbeiten.

Konnten somit die angeblichen Negritos der alten Theorien und die oft als rätselhaft und geheimnisvoll betrachteten europiformen oder „arischen“ Einschläge auf ihren Tatsachengehalt zurückgeführt werden, so bleibt noch die Frage der Australier. Auch ihre Merkmale schwingen nur noch in sehr schwachen rassisch-hormonalen Tendenzen theromorpher Primitivität mit, die sich zudem gern mit europider Reliefiertheit verbindet. Eigentlich australische Einflüsse sind dabei der ganzen anthropogeographischen Sachlage nach ausgeschlossen. Aber Reste australiformer Stilprägungen aus älteren Entwicklungsstadien bleiben durchaus im Bereich biologischer Denkmöglichkeiten.

Man hätte nun meinen sollen, daß — ganz abgesehen von den kleineren, in Mängel von Methode und Material begründeten und an sich verständlichen

Irrtümern — wenigstens das Hauptproblem nicht allen Anthropologen der Frühzeit hätte entgehen können, und daß damit die weddide Grundlage doch schon in irgendeiner Form Erwähnung gefunden hätte. Das ist auch tatsächlich der Fall, aber in einer so verwischten und verklausulierten Form, daß daraus niemand Schlüsse gezogen hat. Denn Zaborowski, der 1895 vergeblich einen Vorstoß in dieser Richtung vornahm, sprach — wie schon S. 119 erwähnt — von „Dravidiern" oder „Dravida-Monkmeriern" als Ahnen der Moi. Zwar steckt in diesen Sprachgruppen so ziemlich alles, was Südasien an Rassentypen aufzuweisen hat, aber Zaborowski selbst dachte zweifellos vor allem auch an die Weddiden. Spricht er doch ausdrücklich von „südindischen Draviden mit Einschluß der Weddas". Daß die südindischen Draviden in der Hauptsache gar nicht dem gesuchten weddiden Typus angehören, wußte er nicht, und die bereits vorliegenden und hinreichend klaren Feststellungen von Emil Schmidt waren ihm in Frankreich noch nicht bekannt — sonst wäre das ganze Problem schon 40 Jahre eher einer befriedigenden Lösung nähergebracht worden. So verhinderte aber auch noch die wirre Nomenklatur mit ihrer Verwechslung von Sprachgruppen und Typenkreisen, wie sie damals nicht nur in Frankreich üblich war, daß er und seine Gegner sich überhaupt verständigten. Doch gewiß war das Richtige mehrminder gemeint. Eben deshalb wendete er sich auch so nachdrücklich gegen die Negrito-Theorie, und eben wiederum deshalb überging ihn deren Hauptvertreter Verneau noch 25 Jahre später in einem wenig glücklichen Versuch mit völligem Stillschweigen. Beide Kombattanten aber wollen die obengenannten Europiformen, die progressiven Weddiden, auf eine indische Einwanderung zurückführen, ja Zaborowski überhaupt die ganze sowohl weddide wie euride Bevölkerung, den ganzen hinterindischen Block. Alle sollten aus den dravidischen Ländern erst in jüngsten historischen Zeiten dorthin gekommen sein. Darüber braucht man heute nicht mehr zu diskutieren. Aber es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie sich die Wissenschaft erst mit entwickelteren Methoden und sicheren Beobachtungen und Bezeichnungen langsam an die tatsächliche Sachlage herantastet.

93. Rassengeschichtliche Klärungen

Denn in Wirklichkeit liegen die Dinge ja viel einfacher. Wir haben hier in den hinterindischen Bergplateaus, und damit in einem typischen und ausgezeichneten Rückzugsgebiet, eine große und einheitliche weddide Masse. Sie gehört als Hochlandflügel in und an die breite Schicht von Ostweddiden, deren Tieflandflügel die Völker in den einstigen Sumpfländern von Mäkong und Mänam bilden (vgl. Bericht I). Das ist eine geschlossene, aber hier wie da schon zurückgedrängte und durchsetzte Altsiedlerschicht. Und damit runden sich unsere typologischen und rassendynamischen Ergebnisse für ganz Hinterindien zu einem klaren Bild ab.

Ist auch gewiß nicht völlig auszuschließen, daß geringe und jahrzehntausende alte Aufsaugungen von Urnegritos und Australiformen in der zentralen Kordillere noch mit nachklingen, so ist sonst doch der ganze Block der hinterindischen Bevölkerung von Kordillere—Kambodscha—Siam in den weddiden Kreis zu stellen. Gewiß zeigen sich daneben innerhalb dieses

Blocks gewisse lokale typologische Eigenzüge und Weiterentwicklungen und zudem beträchtliche zivilisatorische Unterschiede, dies je nach der Zugänglichkeit für fremde Wirtschaftsweisen und Kulturbeeinflussungen. Und es laufen auch körperbaulich-konstitutionelle Unterschiede insofern hindurch, als innerhalb des kultivierteren Tieflandflügels (Siamesen) eine stärkere Neigung zu einer körperbaulichen Ballung um einen pyknischen Kern besteht, während innerhalb des Hochlandflügels (Moi) die athletischen Tendenzen überwiegen. Dadurch haben sich merkliche Unterschiede zwischen dem kambodschanisch-siamesischen Flügel einerseits und den Moi und Ka andererseits herausgebildet. Zudem sind auch die palämongoliden Überdeckungen in recht verschiedenem Maße vorhanden. Kambodscha und auch die Porr zeigen sie nicht selten ganz deutlich, noch deutlicher natürlich die Ka, die unmittelbar in der ersten Vorstoßrichtung der palämongoliden Lao oder Tai liegen und nicht erst so spät von ihnen erfaßt wurden, wie die eigentlichen oder südlichen Siamesen. Bei den Moi auf den südöstlichen festungsartigen Bergplateaus haben die Palämongoliden natürlich den geringsten Einfluß. Aber auch hier greifen die Lao schon in allen Tälern herauf. Die steigende Lao-Flut hat die weddiden Ka-Reste im Norden schon allerorts völlig umspült und durchsetzt und mit den neuerdings von oben heruntergreifenden siniden Miao in eine auf die Dauer tödliche Zange genommen, und sie pressen jetzt auch durch die Täler auf die letzte südliche Bergfestung der Weddiden herauf. Man vergleiche nur Karte Abb. 79 S. 161 bei der Abkürzung La und Karte Abb. 119 bei III! Dort zeigt sich deutlich die Zersprengung in den Laoländern im Norden und die Einengung im Süden, und zwar auf den „annamitischen“ Hochplateaus ebenso wie entlang des Mäkong in die kambodschanischen Gebiete hinein. Im Osten und Süden aber, also an der Küste, sind die Urweddiden längst durch die Annamiten verdrängt, also durch eine nicht palämongolide, sondern eine südsinide Komponente der mongoliden Drucklinien.

Damit kommen wir auch wieder zu den Tcham zurück. Denn auch diese zeigten ja eine weddide Grundlage (s. S. 70), und auch sie bilden demnach einen Teil, wenn auch schon stark überfremdeten Teil der Zersprengung des ostweddiden Rassenkörpers. Gewiß waren die ursprünglichen Tcham, die Vorgänger und Ursiedler an der langen annamitischen Küste, in den Ostweddidenblock einzuschließen. Weddide Jäger waren es, die an den kleinen beginnenden Buchten schweiften und an den Klippen fischten, später erst kamen dann Fremde von Übersee und abermals Fremde mit indischer Kultur aus malayischer Hand, die Reisfeldbau brachten und die Reisfeldkammern besetzten. Sie erst und die alten Weddiden bauten das neue Tchamvolk auf. Denn auch im Volkskörper der letzten Tcham sind ja neben der südsiniden Verwüstung auch noch klar sowohl die altweddiden Komponenten, wie deren progressive euride Varianten zu erkennen, ja bei den hageren und leicht mongolisierten Typen auch noch die indianiformen Anklänge, die wir ebenso bei Sedang und Bahnar fanden. Die alte erbliche rassische Hormonalmasse besitzt also hier wie da noch die gleichen Stilrichtungen und die gleichen inneren Siebungs- und Bildungstendenzen. Das wird wenig davon berührt, daß verschiedene Standorte auch verschiedene äußere Ausformungen und Abwandlungen bedingen. Der Indianiforme bei Tcham oder Bahnar ist zwar etwas anders, ist aber doch hier wie da indianiform. Die rassische Verwandtschaft der beiden Gruppen, nämlich

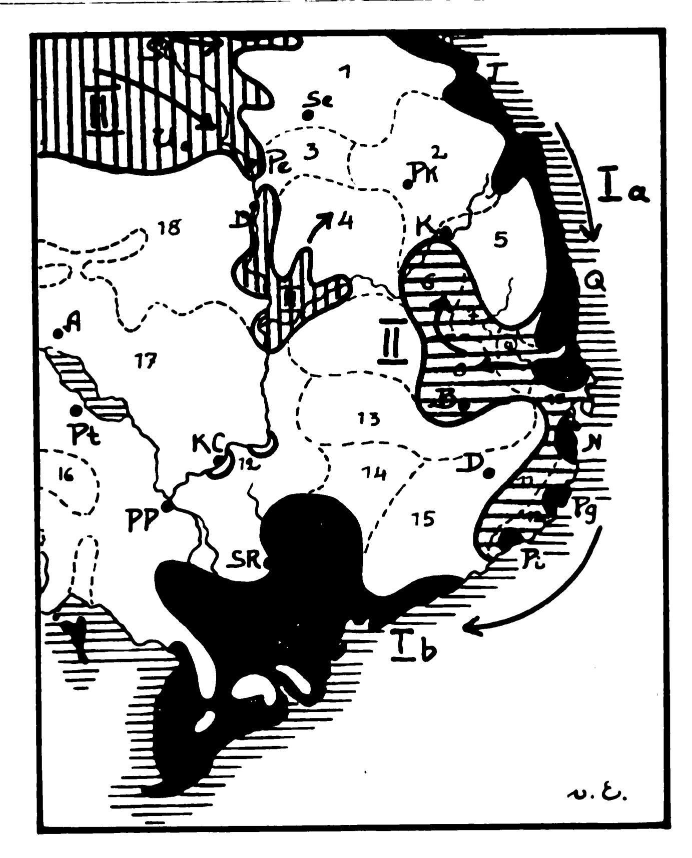


Abb. 119. Die Zertrümmerung des ostweddiden Blocks (derzeitiger Stand)

I. Die annamitische und südsinide Intrusion in a) Tchampa und b) Kotschinchina
II. Die malayische und neside Intrusion der Tcham auf den Südplateaus
III. Die laotische und pareïde Intrusion der Tai im Korat-Mäkong-Becken

Stammesnamen: 1. Suoy, 2. Sedang, 3. Boloven, 4. Brao, 5. Bahnar, 6. Dscharai, 7. Krung, 8. Radé. 9. Mdhur, 10. Blao, 11. Raglai, 12. Tcham, 13. Mnong, 14. Stieng, 15. Chema 16. Porr. 17. Kambodschaner, 18. Kuoy.

Städtenamen: A = Angkor, B = Banmethuot, Ba = Basac, D = Dalat, H = Hué, K = Kontum, KC = Kampong Cham, N = Nhatrang, Pe = Pakse, Pg = Phanrang, Pi = Phanri, Pk = Poko, PP = Pnom Penh, Pt = Pursat, Q = Quinhon, S = Saigon, SR = Soairieng, St = Savannakhet, T = Tourane, U = Ubon.

Diese Karte schließt unmittelbar an diejenige auf S. 161 des III. Berichts in Band X an

unserer monkmerischen Moi und der malayischsprechenden Tcham, ist also offenkundig.

Aber dabei haben wir noch nicht jenes Element beachtet, das gerade bei den Tcham besonders auffiel, jene dickgesichtigen und leicht prognathen Typen, die sich besonders bei den jüngeren Individuen deutlich bemerkbar machten. Und sie waren um so interessanter, als sie, die neside Komponente, ja auch die rassische Basis der Malayen bildet und eben die Tcham einen, wenn auch monkmerisch durchsetzten Malayendialekt sprechen. Dagegen ist die Sprache der Sedang und Bahnar ein reines Monkmer. Wir sehen also mit dem Auftreten malayischer Sprache malayische Typen und mit dem Fehlen der Sprache auch das Fehlen des entsprechenden Typus. Zudem sind die Monkmerier patriarcha-



Abb. 120. Dscharaigruppe am Weg
Typische Landschaft der Hochplateaus (phot. v. E.)

lisch organisiert, die Tcham matriarchalisch. Das sind gewiß aufschlußreiche Scheidungen. Aber noch sind die tchamsprechenden und matriarchalischen Stämme der Plateauvölker selbst, sind die Dscharai und Radé nicht besucht.

Alles spitzt sich jetzt auf die Frage zu, wie sich bei ihnen die Typenverteilung verhält. Fehlen ihnen die Nesiden, so kommt den Tcham eine geringe rassengeschichtliche Bedeutung zu, treten die nesiden Typen aber bei ihnen auf, so ergibt sich ein ganz neues und sehr klares Bild für die Rassendynamik des südlichen Fernost, das gleichzeitig den Schlußstrich unter alle unsere Untersuchungen zieht. Wir müssen also zu den Dscharai und Radé reisen, um unseren Arbeiten den letzten Schlußstein einzufügen. Den letzten Schlußstein, das letzte Ziel jahrelanger Arbeiten und Eindrücke, Freuden, Mühen und Entbehrungen!

94. Über das Hochplateau der Dscharai

Von Kontum führt ein Weg über das schon bekannte Pleiku (Plei = Dorf) im Dscharailand in einer fast geraden Strecke von 250 km südwärts nach Banmethuot im Herzen des Radégebiets. Weithin dehnen sich die Hochplateaus mit ihren Savannen und wenigen kuppigen Erhöhungen. Grasflächen wechseln mit kleinen Buschwaldparzellen von Bambus und Kraut. Dort wimmelt es von Hirschen und Tigern, Büffeln, Elefanten und Rehen, deren Herden sich gegen Abend auf der weiten Savanne zeigen. Auch Wildschweine, Leguane und Schlangen, darunter die gefährliche Kobra, sind nicht selten. Das ist ein wahres Dorado für den Jäger. Wenn der Sonnenglast über den in winterlichem Gelb daliegenden Grasflächen mit ihren wenigen vereinzelten Bäumen liegt, wird man an afrikanische Landschaften erinnert. Das war hier in Hinterindien einst der herrschende Landschaftstypus, als die Klimagürtel weiter nordwärts lagen und ein freier Verkehr über die landverbundenen Sundainseln mit dem asiatischen Kontinent noch möglich war. Eine ideale Wanderstraße für die Fauna! Heute sind es nur die Basalt- und Sandsteinhochflächen, die noch den alten Typus wahren. Sie sind von Mulden, oft auch von kleinen Tälern mit eirunden Tümpeln und einigen wenigen Flußläufen durchsetzt, die alle westwärts zum Se San laufen. Hier findet sich auch dichterer Regenwald.

Der größte Teil des Weges führt durch das Gebiet der Dscharai. Oft ziehen ganze Kolonnen von ihnen am Weg entlang, nicht selten auch mit Pferden. Es sind freche Burschen dabei, die sich dummdreist herandrängen und betteln. Schüchtern sind die Dscharai nie gewesen, aber hier scheinen schon amerikanische Jäger mit Dollars nachgeholfen zu haben. Der Typus der Leute ist oft gut weddid, häufige „euride" Tendenzen sind unverkennbar, aber bei den besonders muskulös und breitschultrig gebauten jüngeren Männern macht sich vor allem jene schwere Untergesichtspartie bemerkbar, die für den nesiden (malayischen) Schlag der Tcham kennzeichnend war. Daß es sich hier um die gleiche Rassenkomponente handelt, kann kaum einem Zweifel unterliegen, obwohl dabei auch noch die zwischen beiden wohnenden Radé ein Wort mitzusprechen haben. Später kann noch eine ganze Gruppe von jungen Dscharai näher untersucht werden. Diese sind sogar überwiegend nesid, auch die Frauen. Das kann nicht Zufall sein, um so weniger als die Dscharai ja auch einen Tchamdialekt sprechen und matriarchalischen Gesellschaftsaufbau aufweisen. Auch eine Menge Klans, Bambus-, Termiten-, Wegeklans usw. mit entsprechenden Speiseverboten, gibt es.



Abb. 121. Typischer Dscharai („malayiform", d. h. nesid). (phot. v. E.)

Ihre Dörfer machen von weitem oft einen recht stattlichen Eindruck und sind weitaus besser und größer gehalten als die der monkmerischen Moi. An den großen, festbedachten Hütten treten auch umfangreiche Schnitzereien und Malereien auf, und die hockenden Figuren an den Grabpalisaden erinnern oft merklich an Indonesien. Die Felder scheinen recht fruchtbar zu sein. Die Bevölkerung ist hier streckenweise gewiß weit dichter als in den nördlichen Berggebieten. Es soll weit über 100 000 Dscharai geben. Der flüchtige Eindruck scheint dafür zu sprechen, daß eine höhere Kulturschicht als bei den monkmerischen Stämmen der Sedang und Bahnar vorliegt.

Gerade mittwegs zwischen Kontum und Banmethuot taucht dann in der Ferne, etwa ein Dutzend Kilometer entfernt, ein kleiner hübscher Bergrücken auf, der dem Plateau aufsitzt, und an dessen Fuß das Dorf des weitberühmten „Wassersadeten" liegt. Wir befinden uns hier auf dem Abfall zu den Laosländern und gleichzeitig an der schmalsten Stelle der Plateaus überhaupt. Hier müssen einst die kambodschanisch-kmerischen Armeen herübergekommen sein, als sie Tchampa angriffen, hier müssen zur Zeit des Kmer-Protektorats auch die Boten von Vijaya nach Angkor vorübergeeilt sein! Einige Kilometer westlich und schon am Abfall gegen die annamitische Ebene aber liegt, bzw. lag früher, das Dorf des noch berühmteren „Feuersadeten", dessen Leute den Provinzchef von Phanrang, Herrn Odend'hal, 1904 umgebracht hatten. Diese beiden Priesterhäuptlinge sind merkwürdige Gestalten, die ganz aus dem Rahmen dessen herausfallen, was man sonst von den Moi weiß. Allerdings erstreckt sich auch ihr unmittelbarer, verwaltungsmäßiger Einfluß nur auf einige wenige, nahe beieinander liegende Dörfer, aber ihr Ruf und Ansehen reicht weit darüber hinaus und bis in die Ebenen von Annam und Kambodscha hinunter.

Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sandten die Könige von Kambodscha reichliche Geschenke wie Elefanten, Lebensmittel und Pretiosen in diese

weltverlorenen Berge hinauf, um vor allem dem „Feuerkönig" zu gefallen. Dieser verfügte über ein sagenumwobenes Schwert, mit dem er nach Belieben Feuer und Vernichtung über die Menschen bringen konnte, während der Wassersadet über ein kleineres Schwert und einen Becher verfügt, mit dem er Regen und Sintflut herbeizaubern kann. Überdies steht den beiden Herren der böse Blick und eine Fülle sonstiger magischer Kräfte und Zaubergegenstände zur Verfügung. Die Ämter dieser Priesterhäuptlinge, die zudem verwandt sind, scheinen erblich zu sein, und zwar über die schwesterlichen Neffen, aus derem Kreis eine geeignete Person durch einen Ältestenrat gewählt wird. Erkrankt ein Sadet — das Wort ist laotischen Ursprungs, während die Dscharai von Patau Pui und Patau Ya sprechen — und muß an seinem Aufkommen gezweifelt werden, so soll er durch Lanzenstiche getötet werden oder worden sein (was auch bestritten wird). Es ist merkwürdig, hier und so weit von Afrika entfernt der Idee des Königsmords zu begegnen, die im ganzen Osten nur noch in Indien, in Malabar, auftritt. Nach Indien und dem kambodschanisch-tchamischen Kulturkreis weist auch die Sitte, den toten Priesterhäuptling zu verbrennen, wenn auch unter Exhumierung erst ein Jahr nach seinem Tod, während die Dscharai ihre Toten sonst begraben. Baumembleme lassen an Tchampa, die magischen Schwerter an Kambodscha denken, die ja dort wie im alten laotischen Vientiane eine Rolle spielten. Sowohl die Kmer wie Lao und Tcham haben auch mehr wie einmal versucht, dieses Schwert den Dscharai unter dem Vorwand abzujagen, daß es ihnen überhaupt gestohlen worden sei. Man hat bei diesen Priesterhäuptlingen also den Eindruck, daß es sich keineswegs um ein eigenes Kulturelement der Dscharai handelt, sondern vielmehr um ein Randrelikt der höheren, indisch beeinflußten Kulturen.

Es wäre naheliegend, an letzte Überbleibsel von Priesterfürsten aus der Tchamkonföderation zu denken. Aber es sind bisher keinerlei Überlieferungen dieser Art bekanntgeworden, und nähere Beziehungen zu den wenigen nahen Tchambauten im Land scheinen auch nicht zu bestehen. Natürlich erinnern sich die höheren Stämme, wie die Dscharai und die Radé, noch an die Tcham, aber sie sehen sie nicht ohne weiteres als ihre eigenen Leute an. Die Konföderation zeigte hier auf den entfernten Höhen also — und wohl notwendigerweise — eine gewisse Lockerheit. Die Einrichtung der Priesterkönige aber muß entsprechend älteres Kulturgut darstellen.

93. Banmethuot und die Radé

Das Grenzgebiet zwischen dem „Plateau des Djarais" mit den eigentlichen weiten und afrikanisch savannenhaften Graslandschaften einerseits und der schon hügeligeren und von talreicheren Flüssen durchschnittenen Abdachung des „Plateau du Darlac" wird schon weit vor Banmethuot überschritten und damit in das Bereich der Radé Kpa eingetreten.

Hier sind lichter Trockenwald und üppige Talvegetation häufig. Von den lianenbehangenen Bäumen lärmen und schreien die Affenherden, im Dunkel des feuchten Unterholzes haust das Nashorn. Diese Abdachung zieht sich ebenfalls in Schollen gegen den Westen, gegen den Srepok. Etwa 50 km vor Banmethuot wird ein großer Posten der Garde Indigène berührt. Zwischen Mais- und Bananenpflanzungen und unfern großer Bergreisfelder liegen Radédörfer entlang des Wegs. Ihre nord-südlich gerichteten Hütten sind viel größer als bei den übrigen Stämmen und oft 100 bis 200 m lang, aber nur an 7 m breit. Zahlreiche Familien hausen darin, deren Feuerstellen durch Zwischenwände getrennt sind. Die Schmalseite zeigt kleine Balkenestraden, leider oft so morsch, daß man beim Inspizieren und Photographieren ein Durchtreten kaum vermeiden kann. Die leichteren Radé brechen noch nicht ein. Die Pfosten der Hütten sind aber niedrig und erinnern schon ein wenig an die Gepflogenheiten der Tcham.

Diese Radé sprechen ja auch einen Tchamdialekt und sind matriarchalisch

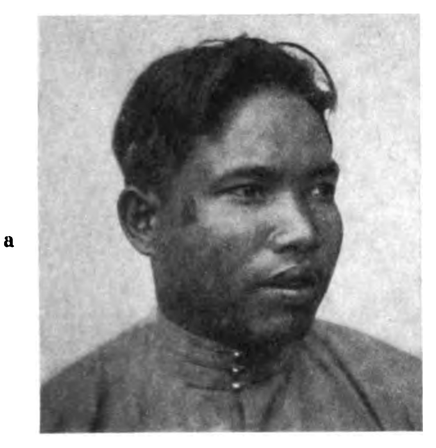
a   b

Abb. 122 a—b. Nesider und nesid-europiformer Radémann
(phot. v. E.)

organisiert. Die Tochter erbt also Besitz, Namen, Titel und Rechte und sucht sich nach Wunsch den Gatten aus, der zu ihren, nicht seinen Eltern, ziehen muß. Stets hat die Frau das Vorrecht, deren Geschlechtszeichen auch oft den Hütteneingang ziert. Die Radé stehen dabei in ihrer ganzen Lebenshaltung deutlich über den anderen Stämmen und wollen nicht als „Moi" bezeichnet werden. Sie treiben Handel, züchten Pferde, singen Epen, bedecken ihre Hacken, kurzen winkligen Pfeifen und die Bambustuben zum Trinken und Botschaftsenden mit geometrischen Ornamenten und flechten feine, nette Tragekörbe. Geschmeide und Tücher der jetzt immer häufiger am Weg vorüberkommenden Radé deuten auf ein entwickeltes Handwerk hin. Erstaunlich ist aber vor allem die Art, wie sehr viele Frauen den scheinbar meist getragenen dunkelblauen Turban binden, nämlich nach indischer Art, gekreuzt wie bei Radschputen und den Priestern der Tcham. Im übrigen gehen die Frauen gewöhnlich brustfrei, aber bei besonderen Gelegenheiten — gewissermaßen als Ausgangskleid — wird eine festgewebte verzierte blaue Jacke getragen. Sie kehrt ähnlich bei den Männern wieder, aber schmuckloser und mit einer Art gleichfarbiger Husarenschnüre versehen. In den Dörfern gehen alle Leute schlicht daher, aber die offenbar schon vornehmeren Frauen der Radésoldaten in Banmethuot, an deren Kasernements man kurz vor dem Ort vorüberfährt, sind alle in blaue Jacken und türmende Turbane eingepackt.

Banmethuot besitzt neben den weitverstreuten Regierungsgebäuden auch zwei Hotels, das wohl um der internationalen Großwildjäger willen. Während — vor rascher Weiterfahrt nach Nhatrang — ein Imbiß zubereitet wird, gehe ich über die weiten Rasenflächen nach Westen zu, wo das alte Radédorf liegt. Kurz vor seinem Eingang steht ein Brunnen, um den sich eine ganze Gruppe von Frauen drängt. In der Tat: jene Frau, die eben ihren Kübel auf den Kopf hebt, könnte aus Bandoeng, diese etwa aus Soerabaja sein, zwei andere, die gerade mit ihren Kindern herankommen, ohne weiteres aus Djokjakarta. Noch sind kaum sechs Wochen verflossen, seit ich mich in jenen volkreichen Städten von Java aufhielt, und noch stehen unmittelbar und lebendig die dortigen Typen vor dem geistigen Auge. Es ist, wenn auch vage, so doch durchaus berechtigt, wenn hier

a  

Abb. 123 a—b. Neside und nesid-europiforme
(phot. v. E.)

vom Vorhandensein von „indonesischen“ Typen gesprochen
zeigt sich auch, daß von den in Indonesien auftretenden Hau,
der stärker weddide, plumpe Sundanesentypus (Bandoeng), wı
anscheinend viel seltener — der mehr grazile und palämong
gesprochen neside Javanentypus (Djokjakarta) auftreten. Al das
genauer erfaßt werden. Ich muß versuchen, noch einmal hier heraufzu

96. Rasse und Konstitution der tchamischen M

Nach einer guten Woche komme ich wieder nach Banmethuot, diesma'
Der Weg hatte von Nhatrang und dem Tempel von Po Nagar nach Ninh-h
die Bruchstufe durch die Wälder hinauf auf die Hochplateaus geführt.
verläuft hier sehr allmählich. Oben liegt am Eingang zu den weiten Ebene
kleinen Mamelons ein stattlicher Posten namens M'drac. Den Kommand und
„Garde Principale de la Délégation“ kenne ich bereits. Er und seine Frau sind Elsässer, die früher in Tunis, Madagaskar und der Sahara stationiert waren. Es gibt — nicht übel — Omelett und Bier für die beiden Durchreisenden, einen aus Europa zurückkehrenden Kolonialfeldwebel und mich. Wir hatten diesmal nur zwei belanglose Pannen erlebt. In Banmethuot muß ich leider mit einem teuren und schlechtbedienten europäischen Hotel vorlieb nehmen und einen jähen Wechsel zurück zur europäischen Kost vollführen. Aber ich treffe dort einen sehr anregenden Kreis: Herrn Antomarchi, Großenkel von Napoleons Leibarzt und Chef de l'Ecole Français-Radé, der an einem Radé-Wörterbuch arbeitet, und die Kollegin Gabriele Bertrand, eine Schülerin von Kollegen Rivet in Paris, die auf der Heimfahrt von den Jurten der Mongolen ist. Der Resident gibt bereitwilligst alle Hilfen, und ich beginne sofort im Dorf und bei der Garde mit den Arbeiten.

Das Ergebnis ist einfach und klar genug. Allerdings erweisen sich keineswegs alle Radé ohne weiteres als nesid, wie der erste Eindruck am Brunnen vielleicht hätte vermuten lassen können. Ich schaue mich jetzt in die Typen ein und gewinne gleichzeitig die notwendige Distanz von den unmittelbar vorangegangenen Arbeiten. Es spielt ja eine beträchtliche Rolle, welchen Eindrücken man vor einer neuen Arbeit ausgesetzt war. Aber hier bleibt wirklich der neside





b

Europiformer Mann und weddide Frau der Radé

(phot. v. E.)

…hlichsten unter allen bisher beobachteten Gruppen, wie sorg-
… vergleicht und rückvergleicht und die gruppentypischen Züge
… oder abzieht. Auch diese Leute sind zudem kräftig und musku-
…gleicher Größe wie die übrigen Plateaustämme, aber hellfarbig,
…hell etwa wie die Tcham (um Nr. 16), und die weddiden Gesichter er-
…h eigentlich als recht selten. Gute Weddide waren ja auch bei den
…ht sehr häufig festzustellen. Wohl aber treten bei den Radé die pro-
…Typen in recht beträchtlichem Maße auf, ohne jedoch gleichzeitig
…eiden oben erwähnten indianiformen Ausprägungen anzunehmen.
…kennasige Bahnar-Langgesichter fehlen gänzlich. Dafür zeigen diese
…gressiven oft eine feinere, weichere Ausprägung, natürlich auch be-
…i den Frauen, sie neigen zu ovalen Gesichtern, besitzen glatte, har-
monisch… Züge und große, dunkle, offene Augen sowie zarte, mäßig hohe, aber



Abb. 123. Radéfrauen

(Rechts Grobtypus: unterparathyreotisch-thyreoidale Hormonalvariante) (phot. v. E.)

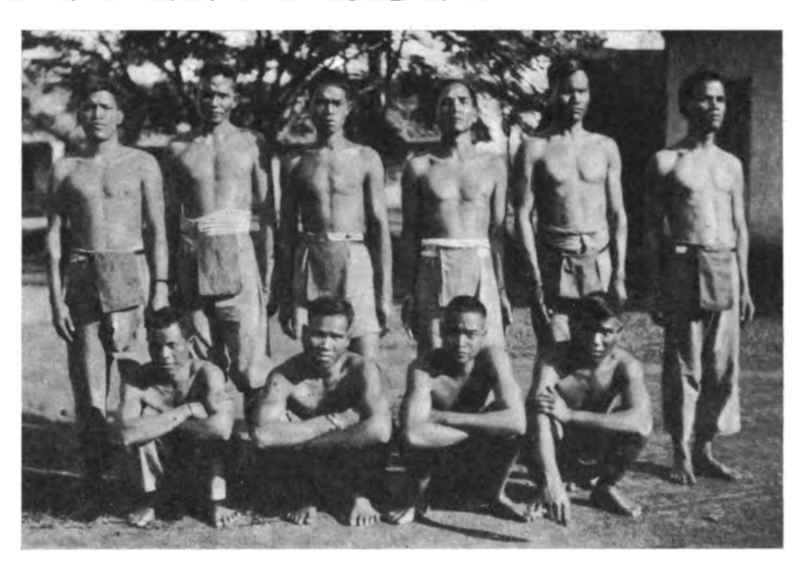


Abb. 126. Eine Gruppe junger Radémänner
(phot. v. E.)

doch ziemlich schmale Nasen. Das ergibt Typen, wie wir sie ganz unmittelbar ähnlich bei den hellfarbigen Indern finden. Der nach indischer Art gewundene Turban unterstreicht das. Indiforme also, statt Indianiforme! Und dazu vor allem eben doch die Nesiden. Sie sind ganz eindeutig. Eine Schlitzung der Augen tritt zwar bei den jüngeren Individuen ziemlich selten, bei älteren oft immerhin merkbar auf. Umgekehrt findet sich die Dicke der Weichteile des Untergesichts bei den jüngeren besser als bei den älteren ausgeprägt. Also innerrassischer Alterswandel. Australiforme und negriforme Typen kamen nicht zur Beobachtung, Überparathyreotiker nur wenig.

So stellen die Radé in typologischer Hinsicht etwas erheblich anderes als die Bahnar und Sedang dar. Man kann überhaupt nicht mehr von einer weddiden Grundlage sprechen. Vielmehr bauen hier auf einer nesiden Grundlage feingliederige „euride" und sehr oft ausgesprochen indiforme Typen auf, die nur noch gelegentlich flüchtige weddide oder palämongolide Wurzelbeziehungen erkennen lassen. Der athletische Körperbautypus überwiegt, die — vermutlich — überparathyreotischen Tendenzen treten zurück, sind aber besonders bei den Frauen noch durchaus vorhanden. Damit stellen sich die Radé zwar ganz nahe an die Seite der Dscharai, aber gegen die monkmerischen Plateauvölker der Bahnar und Sedang ist ein eklatanter Bruch vollzogen.

97. Einbruch oder Restvolk?

Jetzt erinnern wir uns auch daran, daß die Dscharai und Radé mit den Tcham sowohl durch Sprache und Gesellschaftsaufbau wie durch geographische Nachbarschaft verbunden sind. Was die untersuchten und tchamsprechenden Plateaustämme gegen die monkmersprechenden Plateaustämme, die außerhalb des geographischen und kulturellen Einflusses der alten Tcham-Konföderation stehen, anthropologisch abhebt, ist das neside Rassen-

element. Die Nesiden treten an die Stelle der Weddiden. Sie sind bei den Tcham selbst weitgehend durch südsinide Einbrüche verwüstet, sind reichlich bei den Dscharai vorhanden und treten bei den Radé voll in Erscheinung. Damit werden sie zu dem kennzeichnenden Rassenelement der tchamsprechenden Völker. Da das Tcham aber ein malayischer Dialekt und der neside Typus auch der tragende Typus der malayischsprechenden Völker von Malaya und Indonesien ist, runden sich damit unsere Ergebnisse endgültig ab. Nicht nur die Tcham als solche, sondern die malayischsprechenden Völker der einstigen Tcham-Konföderation überhaupt, stellen also einen rassischen Einbruch in die Domäne der monkmerischen Weddiden dar.

Nun mag der kritische Beobachter wohl die Frage stellen, warum in dieser Tchamgruppe denn gerade eine Intrusion vorliegen solle — es könnte sich ja genau so oder vielleicht besser um einen Überrest einstiger größerer Verbreitung der Nesiden in Hinterindien handeln. Dann wäre Hinterindien Urheimat und Ausgangsgebiet der zahlreichen und epochalen malayischen Seefahrten. Und dafür spricht zudem, daß verschiedene prähistorische und zeitlich gar nicht allzu weit zurückliegende Schädelfunde als „indonesisch" klassifiziert wurden. Diese Ansicht ist denn auch schon wiederholt geäußert worden. Warum erscheint sie uns unwahrscheinlich und jetzt mehr den je?

Vier Gründe erscheinen uns zwingend. Zunächst: Wenn es sich bei unseren Nesiden um ein Relikt handeln würde, fänden sie sich nicht ausgerechnet an der Stelle der Hochplateaus, die den leichtesten Zugang von der Küste bietet, sondern in einem bergigen Rückzugsgebiet, wie etwa von den Sitzen der Sedang an nordwärts. Zweitens dürften aber die Tchamsprechenden auch nicht einen malayischen Oberbau mit malayischen Worten und noch mehr-minder monkmerische grammatikalische Anklänge in der Tiefe ihrer Sprache haben, sondern es müßte sich umgekehrt verhalten, die Restsprache müßte in der grammatischen Tiefe wurzeln. Weiterhin wäre es aber auch mindestens sehr unwahrscheinlich, wenn gerade die fruchtbarsten Teile der Hochländer und die beste Kultur der südlichen Reisfeldkammern in der Hand angeblich verdrängter, versprengter, vertriebener Stammesreste geblieben sein sollte, während die Eroberer sich mit dürren Dschungeln und steinigen Bergen begnügt hätten. Und schließlich viertens — wer hätte denn allein dieser Eroberer sein können? Doch nur die monkmerischen Weddiden — jene Weddiden mit ihren primitiven und armen selbstherrlichen Dorfgemeinschaften ohne Rückhalt von Organisation, Waffen, Reisfeldern und damit vor allem auch ohne Menschen. Denn diese sammeln sich nur dort, wo Reis, Kultur, Macht liegen. Die Zurückweichenden hätten bei den Nachdrängenden, die sich über sie hinwegschoben, neben den grammatischen Tiefenrelikten aber auch somatische Spuren zurücklassen müssen. Und auch hier sehen wir gerade das Gegenteil: scharf bricht die intrusive Typenmasse der kultivierten und malayischen, nesiden Völkerstämme gegen die ihrerseits weichenden monkmerischen primitiven Weddiden der Streudörfer der Dürrgebiete ab. Die Nesiden bilden also eine geschlossene und kraftvoll vorstoßende Intrusion, nicht eine kümmerlich zerflatternde Fluchtbevölkerung.

Es wäre für die gängigen rassengeschichtlichen Theorien, an denen der Verfasser nicht ganz unschuldig ist, wohl (hier wie bei den Porr) recht vorteilhaft gewesen, das Umgekehrte feststellen zu können. Aber das Urgebiet der Malayen

oder Vormalayen wird doch um ein weniges weiter westlich auf der Halbinsel gesucht werden müssen, und erst von diesem Westen aus schwärmten sie dann ostwärts. Diese Ostbewegungen stehen ja schon zum großen Teil in historischem Licht und konnten für ein Volk, das seine Fahrten über die Ozeane von mehr als zwei Drittel des Erdballs von den Küsten Afrikas und Australiens bis Südamerika zog, in geradezu unbedeutenden Spritztouren auch bis nach Tchampa führen. Das zur Zeit des Ausschwärmens, die bereits historisch ist und in die letzten zwei Jahrtausende führt, nicht zur Zeit der Bildung und langsamen Küstenausbreitung in den vorangehenden Jahrtausenden. Beides aber war aktive Handlung aktiver, kultivierter, seelustiger Küstenvölker, nicht das passive Gedrängtwerden einer primitiven Gruppe. Ja die Primitiven wurden sogar mitgerissen, und zwar offenbar in beträchtlichen Massen. Denn ganz Indonesien ist ja letzten Endes ein immerwährendes typologisches Wechselspiel zwischen nesid und weddid.

98. Das Fügen des Schlußsteines

So scheint es auch einleuchtend, für die tchamischen Nesiden in Indochina kurz die folgenden rassengeschichtlichen Abläufe anzunehmen. Spähfahrer vom reichen und organisierten Malaya kommen im ersten vorchristlichen Jahrtausend an die fast leeren Buchten von Indochina. Siedler um die Zeitwende bringen schon indische Kultur und fassen zwischen Phanrang und Quinhon festen Fuß als spätere Südtcham, und treiben Spähtrupps in die Berge, wo auf fruchtbaren und leicht zugänglichen Hochplateaus auch noch für Nachzügler aus weiteren Stämmen reicher Boden liegt. Hier dringen sie ein und leben und entwickeln sich weiter für sich. Die südlichen Reisfeldkammern aber greifen mit Siedlergruppe um Siedlergruppe nordwärts herauf, treiben Reisbau, lehren auch Reisbau und treten in friedlichen Austausch mit den ureinheimischen weddiden Jägern, die die Küste nicht notwendig brauchen, aber für das höhere malayo-indische Kulturgut gern jene Massen von Elefanten, Riechholz, Gold. von Nashörnern, Federn, Fellen und Früchten liefern, die den Reichtum von Tchampa und die Masse der vielbewunderten Tributgaben nach China bildeten. Im Organisieren und Vorgreifen noch immer echt malayischen Piratentums ergibt sich dann im Jahrtausend n a c h der Zeitwende der Zusammenprall mit der von der Gegenseite heruntergreifenden Rotflußkultur aus dem machtvollen südsiniden Druckgebiet. So setzt ein Weichen Schritt um Schritt ein, und an die Stelle der nesid-weddiden Tcham mit ihrer indischen Kultur und ihren weddiden Hilfsvölkern treten Zelle um Zelle die Tonkinesen, saugen auf, drängen weiter, saugen abermals auf und wachsen zur neuen annamitischen Nation empor, die schließlich die letzten Reste der einstigen malayisch-nesiden Eroberer wieder im äußersten Süden um ihren ursprünglichen Ausgangspunkt zusammenpreßt. Und wieder, wie anfangs aus Raumnot, so werden später in der langen Kampfeszeit des zweiten nachchristlichen Jahrtausends aus Todesnot die Berge zum Siedlungsgebiet. Hier leben Freunde, Verbündete, eigenes Blut aus ältester Zeit, leben auch befreundete, unterwürfige Primitive, die letztes Asyl gewähren können. So vollendet sich das Schicksal dieser kühnen Malayengruppe dort, wo sie begann und fügt zum Ende wieder diejenigen zusammen, die einst gemeinsam nach Neuland ausfuhren, die Nesiden der Ebene und die

Nesiden der Berge. Sie schmelzen für den Anthropologen zu einem nesiden Intrusionskeil zusammen, der sich scharf von der Urbevölkerung abhebt und als kraftvoller Einbruch Fremdrassiger eine Einzelepisode in der Geschichte der Zersetzung der ostweddiden Rasse bildet.

Es entstehen nun bei diesen Vorgängen sehr verschiedene Kontaktgruppen bei den Moi. Wir wollen dabei an dieser Stelle ganz davon absehen, daß im Südwesten die (mit Ausnahme der Chema sehr primitiven) von Kambodscha beeinflußten Moi, und daß im Norden von den Sedang bis zur laotischen Niederzone so gut wie unbeeinflußte Moi leben, die von dort gleitend in die von den Lao umspülten Ka-Splitter übergehen. Nicht diese drei Binnengruppen, sondern ihr Gegenstück, die drei Küstengruppen sind uns jetzt wichtig.

Deren erste wird durch die ältere Bevölkerung der südlichen Reisfeldkammern gebildet, durch malayisch-neside Siedler mit einer weddiden Moi-Unterschicht. Das sind also die eigentlichen Tcham. Als zweite Gruppe heben sich jene Stämme am Waldrand und östlichen Plateauabfall ab, wie die schlichten Raglai, die Tempelwächter der Tcham, oder die recht zivilisierten und traditionstreuen Churu, die Schatzwächter der Tcham bis heutigen Tags. Beide stellten auch oft — und das ist auch inschriftlich bekannt — Truppen für die Tcham. Wie das alles an die Verhältnisse zwischen den Weddiden und Indiden in Indien erinnert! Und wie dort werden, da ja aus malayischer Hand indische Kultur bis in diese Länder kam, die Primitiven wortwörtlich gleich als Mlecchas, verachtete Sklaven, oder als Kiratas, die Bergbewohner, oder auch als Vrlas bezeichnet. Meine indischen Dschungeln leben wieder auf! Aber schon die Koho hinter ihnen sind keineswegs unterworfen oder einbezogen, sondern bereiten sogar noch dem allerletzten nach Kambodscha fliehenden Tchamfürsten im 19. Jahrhundert harte militärische Schwierigkeiten. Die anderen aber sind heute noch so treu wie einst. Sie sind einfach Grenzgruppe und Unterschicht — wie in Indien so unzähligemal bei den Indiden, so hier bei den nesiden Tcham. Aus diesen löst sich also am Rand der Reisfeldkammern die im Innern eingeschmolzene weddide Grundlage wieder langsam und mehr und mehr heraus und bildet, wenn sie auch in die politische und völkische Einheit hineingehört, in somatisch-blutsmäßiger Hinsicht schon mehr und mehr einen breiten Fremdsaum.

Die dritte Gruppe schließlich stellen jene Stämme dar, die zwar sowohl volklich wie rassisch in die tchamische Einheit hineingehören, aber nicht politisch oder wenigstens nur als lockere Glieder der Konföderation als solcher. Zur Landnahmezeit stießen sie von der Altsiedlerküste zwischen Phanrang und Quinhon über die bequeme Song-ba-Pforte auf die fruchtbaren Hochplateaus und blieben lange sowohl blutsmäßig wie politisch unabhängig, blutsmäßig nesid und politisch als die freien malayischen Stämme der Radé und Dscharai. So waren sie wohl malayische Siedlernachkommen, aber keine eigentlichen Tcham. In Mengen drängten diese erst zur Notzeit auf die Hochplateaus. So wurde auch erst nach dem Fall von Vijaya 1145 das ganze malayische Berggebiet von Jaya Harivarman um 1150 erobert — vielleicht auch nur wiedererobert — und dann zunächst von seinem Schwager verwaltet, der von den Bergvölkern freiwillig oder nicht zum König bzw. richtiger Statthalter gewählt wurde. Natürlich blieben dabei die Stammes- und Dorfhäuptlinge, auch die Sadeten von Wasser, Feuer und Wind (vom letzten wird wenig geredet) er-

halten. Aus dieser Zeit stammen auch die baulichen Überreste bei Kontum, Pleiku und Banmethuot, die Gräber und Tempel und die Reste der Straße von Kontum zur Küste. Dann treten die Annamiten — und gewiß nicht ohne Ausnutzung des alten innermalayischen Stammeshaders — an die Stelle der Tcham, und von 1558 bis 1841 müssen die Sadeten sogar Tribut nach Hué zahlen. Aber die alten Beziehungen zwischen den Sprach- und Blutsbrüdern bleiben im Wechselspiel der außen- und innenpolitischen Ereignisse noch erhalten, und keineswegs werden die Plateaumalayen von ihren reicheren Stammesbrüdern der immer ärmer werdenden südlichen Reisfeldkammern als Barbaren angesehen. Denn noch König Po Romé — jener annamitische Vasallenkönig der Tcham, dem ihr letzter und natürlich südlichster Tempel unfern Phanri gewidmet ist — heiratete die schöne Radéprinzessin Bia Than Chan, die dann 1651 den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Gatten bestieg und im Tempel von Po Romé noch heute verehrt wird. Bei wachsender Not und Verfolgung und beim endgültigen Zusammenbruch flohen einzelne Tcham, die Vertreter unserer ersten Gruppe, dann immer wieder zu den beiden anderen Kontaktgruppen, zu den treuen „Mlecchas“, den Raglai und Churu, und zu den stammverwandten „Kiratas“, den gutmütigen Radé und kriegerischen Dscharai. Hier wurde manches hineingepreßt, was in den Ebenen noch nicht erschlagen, aufgesaugt oder überfremdet war. Hier oben auf den Plateaus bei den Dcharai und den Radé hat sich daher auch der stärkste neside Block der alten malayischen Intrusion erhalten, ein Pfropf im Rassenkörper der Weddiden.

99. Wieder in Siam

Damit hat sich der Kreis der Untersuchungen, Probleme und Arbeiten geschlossen. Zwar war der Besuch bei den Moi bloß eine Stichprobe, dauerte kurze Wochen und brachte nur die Messungen an 300 Männern und Frauen und einige hundert Photos, konnte nicht mehr sein. Die immer engende und drängende Devisennot, die soviel mehr als Ungemach und Krankheiten wog, sprach wieder einmal ihr unerbittliches Veto. Mußte doch noch wenigstens Bangkok erreicht werden, das in der Luftlinie allerdings kaum 1000 km, angesichts der Schwierigkeiten der Verbindungen aber doch über 2000 km entfernt war. Die bequemere Fahrt um den schon bekannten Süden versprach dabei keine neuen Erkenntnisse, aber über den Norden konnten auf entlegenen Wegen noch unbekannte Rassen- und Völkergrenzen abgetastet werden. So reiste ich über Nhatrang und Hué nach Dong Ha, von wo eine Straße die zentrale Kordillere durchschneidet. Noch einmal kann hier nun zum Abschluß ein „typologischer Querschnitt“, der dritte Ost-West-Schnitt, und diesmal durch die Mitte der Halbinsel, gelegt werden.

Wieder zog mich langsam ein ebenso lehrreicher wie billiger und klappernder Eingeborenenautobus den vielgewundenen Weg am steileren Ostabfall an 100 km durch die Wälder empor, wo oben am Grat das Penitentiaire von Lao Bao steht. An „Moi“ ist auch hier kein Mangel. Es sind vorwiegend weddide Burschen, Angehörige von Nordstämmen der Suoy. Über Tchepone, einem mit seinen paar verstreuten Verwaltungsgebäuden in den weiten Wäldern wie verlorenen Sitz eines Residenten, wird durch kahle und flache Gegend über den kaum spürbar geneigten Ostabfall gefahren und nach 11 Stunden Savannakhet am Mäkong erreicht. Wo immer Hütten, Läden, Sied-

lungen auf den Höhen auftraten, handelte es sich um Annamiten. Erst in der breiten Mäkongebene reiht sich Laodorf an Laodorf. Ihre großen aus Planken gebauten hohen Pfahlhäuser stehen zwischen dem schattigen und anheimelnden Grün der Fruchtgärten und den weiten Reisfeldern. Die Landarbeiter sind Moi, oder wie sie hier heißen, Ka. Es wird greifbar deutlich, daß die heiteren, kunstsinnigen, aufgeschlossenen Laoten die lebenskluge, aber auch allzu leichtlebige Völkeraristokratie, den Bauernadel, dieser Länder bilden. Savannakhet selbst sollte Laostadt sein, ist aber nur ein Annamiten- und Chinesenbasar mit dörflichen laotischen Vororten. Es mag so groß wie Luang Prabang sein, bietet aber verständlicherweise in baulicher Hinsicht weniger als die Königsstadt: eine etwas ältere Pagode mit Gemälden aus der Siamesenzeit und die noch von Odend'hal gegründete Residenz. Drei Tage muß ich warten, bis sich wieder mäkongabwärts eine Verbindung nach Süden bietet. Der liebenswürdige und kluge Chefarzt Le Van Tri weiß sie angenehm und anregend zu gestalten. Interessanter als seine Kranken ist ein Lao-Negermischling seines Personals, bei der keineswegs etwa die negriden Merkmale dominieren. Jetzt Mitte Februar, wo es in Hué noch regnet, glüht hier am Westabfall schon die Sonne auf der engen palmenbestandenen Straße und auf den träge dahinziehenden Wassern des breiten Mäkong.



Abb. 127. Negrid-paläomongolider Mischling (Martiniquaner + Laofrau) (phot. v. E.)

Wie es wieder in die Brousse, die Dschungeln geht, prasseln und knallen bald hier, bald da die Waldbrände und werfen lodernde Arme und beizende Schwaden über den Weg. Ich habe mich einem Transport von Tirailleurs Montagnards anschließen können. Es sind Dscharai! So wird über das große Laodorf Khenkok und über die Bacs (Fähren) des Se Bang Hien und Khong am flachen Mäkongtal und dann links und östlich aufwärts im dichten Wald des Seponetals gegen Abend Saravane im Kranz der Berge erreicht. Da sind wir schon wieder ganz in den annamitischen Plateaus drin. Von hier sind es in der Luftlinie wieder nur 200 km bis zu unseren Sedang. Einige Bolowen — ortsnahe Kümmerweddide — im Basar bieten nichts Neues. Noch in der gleichen Nacht wird über das Bolowen-Plateau nach 17 Stunden Autobusfahrt noch Paksé erreicht. Aber hier gibt es abermals einen zweitägigen Aufenthalt, „Ssüssü", gemach, sagen die Laoten.

Dann geht es doch weiter: über Sedone und Mäkong und durch die flachen weiten, ausgedörrten Lockerwälder nach Ubone in Siam, Zollkontrolle, Sprachwechsel und nun schon eigentlich eine richtige Stadt. Jetzt ist die Bahnlinie erreicht und durch die endlosen Wälder des staubigen, flachen, langweiligen Korat-Plateaus geht es tags drauf nach Nakon Rajsima. Es hieß früher Korat — aber ko heißt Kuh und die Leute galten sowieso schon als rückständig. Das ist nun eigentlich schon eine Großstadt. Im guten Chinesenhotel Yong Ann und in dem großen Chinesenbasar kann mit chinesischen Freunden noch mancherlei beobachtet und gelernt werden, und am nächsten Abend laufen wir in Bangkok ein. Nicht einen Monat, sondern ein ganzes Jahr hat die beabsichtigte Rückkehr in Anspruch genommen. Jetzt ist die Hauptstadt der östlichen „Ebenenweddiden" wieder erreicht. Damit schließt sich in räumlicher Hinsicht der Kreis der Arbeiten, der bei den Weddiden der Ebenen begann und jetzt wieder zu ihnen zurückkehrt.

100. Hinterindische Synthese

Aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse so vieler wechselvoller, unsicherer und bruchstückhafter Reisen schließen sich nun logisch zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Wir wollen dabei ganz von den konstitutionswissenschaftlichen, psychologischen und kulturkundlichen Einzelerfahrungen absehen, wollen nur die ganz großen Züge der typologischen Gliederung und Schichtung ins Auge fassen, die Rassen und ihre Dynamik, die in Raum und Zeit die großen und lebendigen biologischen Vorgänge entfalteten, die die Rassengeschichte im Süden von Fernost kennzeichnet und so anziehend gestaltet.

Wir begannen die Arbeiten in Indochina mit der Feststellung der Weddiden von Kambodscha und seinen Bergen mit der herrlichen, von einer Fremdrasse getragenen Kultur der Kmer von Angkor, und wir verfolgten beide nach Siam hinein. Dort erkannten wir die volle Ausdehnung des Ebenenflügels der Ostweddiden und sahen dann seine Überflutung durch die Palämongoliden im Norden in den Laoländern, deren Bewohner selbst von unten die weddiden Ka, von oben und aus abermals dem Norden die ursprünglich siniden Tai aufnahmen, vor allem in Sprache und Kultur. Deren Ursprünge weisen weit in den Kontinent und das östlichste China hinein und rollen die ganze nord-südlich gerichtete Dynamik der großen ostasiatischen Landmassen auf. So konnten wir auch dann ihren weiteren und jüngeren Verzahnungen im französischen Laos und bis Tonking folgen und die jüngsten Schichtungen und Stammestypen mit den Nhang und Miao im obertonkinesischen Kontaktbogen klären. Von der tonkinesischen Typenballung im Rotflußdelta, von der gespannten Energie des tonkinesischen Druckzentrums selbst aus, wurde dann der scharfe rezente Vorstoß der südsiniden Stromlinie nach Annam hinein verfolgt und schließlich noch ihr letztes Ende, die letzten Tcham, erfaßt. Und dann verrinnen die Typenschichtungen und Völkerverzahnungen bei den „Moi" in den Urwäldern, und wir sind wieder bei den Ostweddiden angelangt, den Ostweddiden der Hochplateaus.

Überall Bewegung, Drängen, Lebenskampf, Geschichte! Von ältesten Zeiten, von grauen vorzeitlichen Jahrtausenden bis auf unser eigenes schmales Jahrhundert, lassen sich die großen biodynamischen Gesetze in ihren räumlichen Kanälen, wirtschaftlichen Motiven, psychologischen Farbenspielen und läßt sich der unablässige Wechsel innerhalb und zwischen den großen Lebensformen der östlichen Hominiden verfolgen. Unaufhaltsam rollt das Geschick nicht nur über die einzelnen erbverurteilten und süchteverstrickten Menschen, sondern auch über ganze Völker hinweg und reißt auch die rassischen Aktivitäten in der Tiefe ihrer dunklen Bestimmung entgegen. Das ist ein Bild voll ungeheurer Kraft und Konsequenz, ist Lehre und Mahnung gleichzeitig. Denn was mit Kultur, also mit Wissen, Gesittung, Seele, und mit Zivilisation, also mit Häufung, Komplikation, Geist, was auch mit einer überschwemmenden Kinderzahl und nüchtern-emsiger Wirtschaftsmacht siegt, ist der Osten, die gelbe Rasse, was Schritt um Schritt zurückweicht, ist der Westen, der braune Südflügel der Westeurasier, den man als die europide Großrasse bezeichnet. Ihr schwächster Zweig ist es, der betroffen wird, die kleinen, primitiven, voraussichtslosen und friedfertigen Weddiden.

Man werfe nur einen Blick auf die Karte 9, S. 139: Annamiten, Tcham und Lao,

Träger südsinider, nesider und palämongolider Wirkungskreise, zwängen und drängen von allen Seiten in den alten Ostweddidenblock hinein, saugen hier das andere Blut gierig in sich, keilen sich dort gewaltsam zwischen die Friedlichen, erschlagen da die allzu leichtfertigen Fliehenden. Zersetzung und Überschichtung von allen Seiten her. Diese Prozesse gehen langsam vor sich. Sie lösen sich aus ihrer treibenden Tiefe nur im weiten Raum und aus tausend Einzelheiten des flüchtigen Tagesspiels. Aber die endgültige Zersetzung kann nur eine Frage der Zeit, wenn auch sehr langer Zeit sein. Das liegt jenseits brüchiger menschlicher Macht und Stimmungen, ist Rassenschicksal.

So sind wir mit den Bewegungen unserer Reisen wie mit den wissenschaftlichen typologischen Arbeiten und Ergebnissen zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Trotz aller Unsicherheit und Mühen hat sich Ansatz um Ansatz, Sprung um Sprung, Versuch um Versuch schließlich doch, was kaum zu hoffen war, noch ein wenn auch noch lange nicht abschließendes, so doch abgerundetes Bild gewinnen lassen. Wir können einen ersten und vorläufigen Schlußstrich unter die Arbeiten ziehen. Mit Indochina kann ein selbständiges Teilergebnis des Erarbeiteten und Erschauten geboten werden. Es soll und wird später noch weitere Ergänzung finden. Die eben gegebenen skizzenhaften Striche sollen noch verstärkt, unterbaut, sorgfältig gefügt werden. Dann müssen auch noch die weiteren Verknüpfungen und Verbindungen dargelegt werden. Sie gehen von den Tai nach China und von den Tcham nach Malaya. Beide Gebiete wurden über weite Strecken bereist. Daher sollen, wenn möglich, auch noch die Berichte über China und Indonesien, die ihrerseits gleichzeitig neue und große Erkenntniskreise darstellen, später folgen. Inzwischen möge sich das Gebotene als nützlich erweisen.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Freiherr von Eickstedt)

Beiträge zur Rassengeschichte Südosteuropas

I. Die Illyrer des Glasinac

Gleichzeitig eine Anwendung des relativen Ähnlichkeitskoeffizienten

Von

I. Schwidetzky, Breslau

Mit 13 Textabbildungen

Die hiermit beginnende Reihe von Untersuchungen geht auf eine zweimonatige Studienreise zu anthropologischen Sammlungen Südosteuropas (Jugoslawien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien) im Frühjahr 1937 zurück. Dabei konnte das vorliegende rassengeschichtlich-kraniologische Material aus eigener Anschauung kennengelernt und zum Teil auch bearbeitet oder neu bearbeitet werden. Für die Möglichkeit zur Durchführung der Reise bin ich zahlreichen Stellen zu Dank verpflichtet: in erster Linie dem Universitätsbund und seinem Leiter, Prof. Dr. Malten, Breslau, der die Hauptmittel zur Verfügung stellte, und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die für den fehlenden Betrag aufkam; meinem Vorgesetzten, Prof.

Frhr. v. Eickstedt, der trotz dienstlicher Schwierigkeiten den Urlaub gewährte; den Herren Kollegen und Sammlungsleitern, die in den besuchten Ländern in entgegenkommendster Weise die Arbeit ermöglichten. Unter ihnen möchte ich besonders nennen: Dr. Baš, Marburg; Prof. Botéz und Frl. Necrasov, Jassy; Dr. Danoff, Sofia; Dozent Dr. Făcăoaru, Cluj; Dr. Gunjača, Knin; Prof. Dr. Hoffiller, Zagreb; Dr. Jekelius, Kronstadt; Prof. Dr. Kumaris, Athen; Direktor Dr. Mandić, Sarajevo; Herrn Mikić, Sofia; Dr. Nestor, Prof. Dr. Rainer und Direktor Dr. Rosetti, Bukarest; Dozent Dr. Škerlj, Laibach (Ljubljana); Notar Dr. Skrabar, Pettau; Frau Dr. Vulpe, Bukarest; Prof. Dr. Zupanić, Laibach (Ljubljana). Nicht zuletzt möchte ich aber auch all den namentlich Bekannten und Unbekannten danken, die durch Gastfreundschaft und herzliche Hilfsbereitschaft das Reisen in diesen landschaftlich und historisch so interessanten Ländern zur Freude machten.

In der Rassengeschichte der westlichen Balkanhalbinsel dürfen die Illyrer ein besonderes Interesse beanspruchen. Sind sie doch diejenige Bevölkerungsschicht, die nach einer größtenteils wohl nur oberflächlichen Romanisierung in die slawische Schicht eingingen und damit zweifellos das heutige Rassenbild nicht unwesentlich mitbestimmten. Sie sind uns auf dreierlei Weise greifbar: einmal durch die Analyse der heutigen Bevölkerung in Verbindung mit der Rassengeschichte des Gesamtslawentums, durch die das „Substrat" der Westbalkanstämme herausgearbeitet werden könnte; zum zweiten durch vereinzelte historische Nachrichten; drittens schließlich und am unmittelbarsten durch Skelettfunde.

Hier soll zunächst der dritte Weg beschritten und älteres neben neuem Material mit modernen typologischen Methoden bearbeitet werden. Erst nach Abschluß der Analyse werden die Ergebnisse mit den bisherigen Anschauungen, den geschichtlichen Überlieferungen und dem rassischen Gegenwartsbild in Beziehung zu setzen sein.

Über die Illyrer sei deshalb zunächst nur folgendes kurz gesagt. Es handelt sich um ein eine indogermanische Sprache sprechendes Volk, das sich vorgeschichtlich in jenen Gebieten annehmen läßt, in denen sich nordische und donauländische Kulturen der jüngeren Steinzeit zu neuen kulturellen Einheiten verbinden. Von den beiden großen Teilgruppen, den Nordillyrern, die die Träger der Lausitzer Kultur waren, und den Süd- oder Balkanillyrern, interessieren uns hier zunächst nur die letzteren. Die Blütezeit ihrer Volkskultur liegt in der späten Bronze- und frühen Eisenzeit; ihr Hauptverbreitungsgebiet ist der Nordwesten der Balkanhalbinsel, insbesondere das Ostufer der Adria, doch ist eine genauere Abgrenzung noch nicht möglich. Rassengeschichtlich ergibt sich hieraus vor allem die Frage, welche Beziehungen zu den Trägern der beiden großen jungsteinzeitlichen Kulturen, in denen das Illyrertum wurzelt, insbesondere zum Indogermanentum, dem es sprachlich angehört, bestehen.

Die reichsten Funde zur Rassenkunde der Illyrer lieferte bisher der Glasinac, eine karstartige Hochebene im östlichen Bosnien. Eine größere Anzahl von Gräberfeldern mit zusammen mehr als 20 000 Grabhügeln, von denen jeder meist mehrere Einzelbestattungen birgt, zeugen von der einst recht dichten Besiedlung, die nach der Zahl der Bestattungen und der Dauer der Besiedlung auf etwa die Hälfte der heutigen berechnet werden kann. Seit

1888 fanden hier systematische Ausgrabungen statt[1]). Die Funde sind zum größten Teil im Besitz des Landesmuseums Sarajevo.

Weitaus die meisten Bestattungen stammen aus der Hallstattzeit. Daneben treten nicht nur eine Reihe späterer Funde auf — insbesondere aus der Latènezeit, vereinzelt aber auch aus der römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit — sondern auch einige Gerättypen, die bis in die Bronzezeit hinabreichen. Die jüngeren Bestattungen finden sich teils in eigenen Grabhügeln, teils als Nachbestattungen in älteren.

Im ganzen zeugt die Einheitlichkeit des Inventars, die oft eine genaue zeitliche Zuordnung erschwert, von ununterbrochener Besiedlung. Jedes Gräberfeld hat aber auch einen gewissen Eigencharakter, der auf dorf- oder sippenmäßige Verschiedenheiten in der überlieferten Gestaltung zurückzuführen ist. Es herrscht Körperbestattung vor, doch finden sich daneben auch Brandbestattungen, nicht nur in denselben Gräberfeldern, sondern oft auch im selben Grabhügel.

Die Schädelfunde aus der Hauptgrabungsperiode wurden bereits von Weisbach untersucht[2]). Verf. waren sie im Frühjahr 1937 im Landesmuseum Sarajevo zugänglich, wofür Herrn Direktor Mandić herzlich gedankt sei. Aus mehreren Gründen wurde aber darauf verzichtet, eine vollständige Nachuntersuchung durchzuführen und die folgende Bearbeitung ausschließlich auf selbst festgestellten Maßen und Beobachtungen aufzubauen. Einmal ist der Erhaltungszustand der Stücke ein denkbar schlechter. In der ganz überwiegenden Mehrzahl handelt es sich um zerbrechliche Kalotten oder Kalottenfragmente, die offenbar seit Weisbach manchen Substanzverlust erfahren haben. Jedenfalls gibt Weisbach mehrfach Maße an, die beim heutigen Erhaltungszustand nicht mehr genommen werden könnten. Hat er sonach zum Teil mehr Maße abnehmen können, als es heute möglich wäre, so standen ihm offenbar auch mehr identifizierte Stücke zur Verfügung. Im Interesse einer größeren Individuenzahl wurde deshalb auf die Weisbachschen Maße zurückgegriffen. Eine größere Anzahl von Maßen hätte dagegen mit einer Herabsetzung des Umfanges auf einen Bruchteil der Individuenzahl erkauft werden müssen.

Soweit Nachprüfungen vorgenommen werden konnten, erwies sich die Weisbachsche Arbeit als recht zuverlässig[3]). Seine „Ohrhöhe" stimmt aber

[1]) Truhelka, C.: Hügelgräber und Ringwälle auf der Hochebene Glasinac. Wiss. Mitt. aus Bosnien und der Herzegowina I, 61—112, 1893.
Fiala, F.: Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac. Wiss. Mitt. aus Bosnien und der Herzegowina I, 126—168, 1893; III, 3—38, 1895; IV, 3—32, 1896; V, 3—28, 1897, VI, 8—32, 1899.
Hoernes, M. und Truhelka, C.: Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XIX, 134—149, 1889.
Diess.: Die Nekropolen von Glasinac in Bosnien. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XIX, 24—43, 1889.
Vgl. auch den Abschnitt Glasinac in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.

[2]) Weisbach, A.: Prähistorische Schädel aus Bosnien und der Herzegowina. Wiss. Mitt. aus Bosnien und der Herzegowina X, 549—594, 1907.

[3]) Gegenüber den Weisbachschen Angaben wurden nur folgende Veränderungen vorgenommen: Nr. 57 wurde bei den Männern nicht mitberechnet, da es von der Verf.in für eindeutig weiblich gehalten wird. — Bei Nr. 4 beruht die Länge 185 wohl auf einem Lesefehler. Sie beträgt 180. — Bei Nr. 24 wurde die Breite 147, bei Nr. 40 die Länge 187, bei Nr. 46 die Länge 189 eingesetzt und die Indizes entsprechend berechnet. Geringere Zweifel an den Geschlechtsdiagnosen blieben dagegen unberücksichtigt. — Hinzugefügt wurde ein offenbar aus einer späteren Grabung stammender Schädel (28 a) aus Gazivoda (Länge 178, Breite 146).

nicht mit der heute bevorzugten Ohr-Bregma-Höhe überein, sondern ist die „ganze Ohrhöhe" der Frankfurter Verständigung (Maß Nr. 21 bei Martin II, S. 634), die im Durchschnitt geringere Werte aufweist.

Unter den 64 Glasinac-Schädeln (davon 63 bei Weisbach) sind 50 sicher oder wahrscheinlich Männer — eine Zahl, die für eine Bearbeitung mit modernen biostatistischen Methoden durchaus befriedigend ist. Tab. 1 stellt

Tab. 1. Mittelwerte

	♂					♀				
	N	M	σ	v	m	N	M	σ	v	m
Größte Schädellänge	49	183,5	9,32	5,08	1,33	12	175,6	7,18	4,09	2,07
Größte Schädelbreite	49	142,2	7,49	5,27	1,07	11	133,5	7,57	5,67	2,29
Ganze Ohrhöhe	40	105,8	7,61	7,19	1,20	6	106,7	5,09	4,77	2,09
Kl. Stirnbreite	33	99,2	5,80	5,85	1,01	8	95,4	3,70	3,88	1,31
Horiz. Umfang	22	525,0	17,00	32,3	3,60	5	498,0	3,99	0,80	1,79
Längenbreitenindex	48	77,5	6,07	7,83	0,87	11	76,1	5,66	7,43	1,71
Längenhöhenindex	40	58,0	4,41	7,60	0,70	6	61,0	4,19	6,86	1,72
Breitenhöhenindex	40	74,1	5,34	7,21	0,84	6	77,5	4,67	6,02	1,91
Transv. F.P.-Index	32	69,5	4,14	5,96	0,73	8	71,1	2,45	3,44	0,87

zunächst die statistischen Hauptmaße zusammen. Die Gruppe ist danach bei nur mäßiger absoluter Länge mittellangschädlig. Die Stirn ist absolut und im Verhältnis zur größten Schädelbreite mäßig breit. Die Höhenmaße lassen wegen der Meßtechnik einen genaueren Vergleich nicht zu, doch liegen sie offenbar in Richtung verhältnismäßig geringer Höhenausdehnung.

Über den rassischen Aufbau einer Gruppe besagen aber Mittelwerte meist wenig, in diesem Fall um so weniger, als schon bei der Aufreihung der Individualwerte auffiel, daß bei fast allen Merkmalen verhältnismäßig wenige Individuen in die Nähe der Mittelwerte fielen, während die beiden Extremflügel stärker besetzt waren. Das weist bereits darauf hin, daß mehrere verschiedenartige Typen am Aufbau der Gruppe beteiligt sind, deren innere Gliederung damit in den Vordergrund des Interesses rückt. Sie wurde mit einem Verfahren untersucht, das auf der Routilschen Ähnlichkeitsmethode aufbaut[4]). Für die Berechnung der Ähnlichkeitskoeffizienten wurden jedoch nur diejenigen 40 Individuen herangezogen, von denen Höhenmaße und -indizes vorliegen.

Die Berechnung ging folgendermaßen vor sich:

Für jedes der acht berücksichtigten Merkmale (größte Länge, größte Breite, Ohrhöhe, kleinste Stirnbreite, Längenbreitenindex, Längenhöhenindex, Breitenhöhenindex, transversaler Frontoparietalindex) wurde die Variationsbreite in mehrere Abschnitte mit den Grenzen M + m bis M — m (Durchschnitt), M + m bis M + 3 m (Plusvarianten), M — m bis M — 3 m (Minusvarianten), sowie M + 3 m bis x und x bis M — 3 m (Extremvarianten) zerlegt. Die fünf Klassen wurden vom Minuspol zum Pluspol mit den Zahlen I bis V durchnumeriert. Für jedes Individuum wurden nunmehr die Einzelmerkmale mit der Klassenzahl bezeichnet, in die sie fallen. Es ergibt sich dann z. B. für ein Individuum folgende Merkmalskette: III—III—IV—III—III—V—III—I, d. h. das 1., 2., 4., 5. und 7. Merkmal fallen in die Durchschnittsklasse, das 3. in die der Plusvarianten, das 6. in die der Plus-, das 8. in die der Minusextremvarianten. Die Ähn-

[4]) Routil, R.: Anthropologisch-erbbiologische Familienforschung als Grundlage der rassenkundlichen Analyse. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 31—52, 1937. — Für die Einordnung der Methode in das anthropologische Methodensystem vgl. v. Eickstedt, E.: Die Forschung am Menschen. Stuttgart 1937 ff., 5. Lieferung (im Druck).

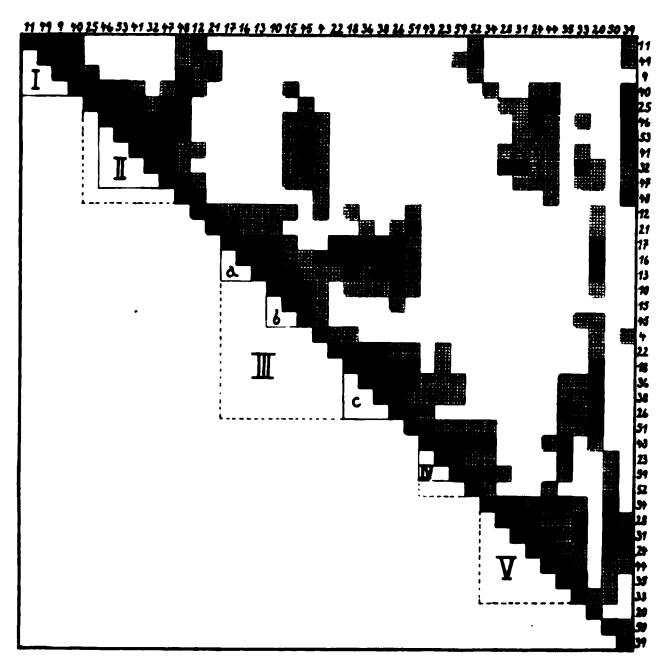


Abb. 1. Ähnlichkeitsdiagramm für die männlichen Glasinacschädel

Schwarz: Koeffizienten bis 1,0; schraffiert: 1,1—1,5.
Nähere Erläuterungen im Text

lichkeit zwischen zwei Individuen wird nunmehr dadurch ausgedrückt, daß für jedes Merkmal die Differenz der Klassenzahlen (ohne Berücksichtigung der Vorzeichen) berechnet und aus den Einzeldifferenzen ein arithmetisches Mittel gebildet wird. Die Einzeldifferenzen schwanken zwischen 0 (bei beiden Individuen das betreffende Merkmal in derselben Merkmalsklasse) und 4 (das eine Individuum in der Plusextremklasse, das andere in der Minusextremklasse). Diese Ähnlichkeitskoeffizienten wurden für jedes Individuenpaar berechnet und sodann nach der Czekanowskischen Methode aufgereiht und dargestellt (Abb. 1).

Aus dem Diagramm kann folgendes abgelesen werden:

Werden als ähnlich nur Individuenpaare mit einem Koeffizienten bis 1,5 bezeichnet, so heben sich einige mehr oder minder deutlich begrenzte Gruppen heraus, als deren Kern jeweils diejenigen Individuen betrachtet werden können, die durch Koeffizienten bis 1,0 untereinander verbunden sind. Es reihen sich auf der Diagonale folgende Gruppen aneinander: I. Eine verhältnismäßig geschlossene und scharf begrenzte Gruppe von 4 Individuen (11, 49, 9, 40). II. Mit ihr durch Übergänge verbunden eine etwas größere Gruppe; ihr Kern sind die Nr. 46, 53, 41, 32, 47, doch schließen sich auch 25 und 48 recht nahe an. Der Übergang zur Gruppe I ist nicht nur in der Diagonale gegeben, sondern auch in den verhältnismäßig niederen Koeffizienten zwischen 48 einerseits, der Gruppe I andererseits, sowie zwischen Nr. 40 der Gruppe I und den meisten Individuen der Gruppe II. — III. Nach einigen vereinzelt stehenden Individuen schließt sich eine große lockere Gruppe an, die 3 Teilgruppen erkennen läßt. III a (17, 16, 13) und

IIIc (18, 36, 38, 26) stehen sich ziemlich nahe, wie die niedrigen Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen beiden Gruppen beweisen. IIIb (Kern: 10, 15, 45) schließt sich einerseits verhältnismäßig eng an IIIa an, etwas lockerer auch an II, insbesondere durch die Individuen 15 und 45. — IV. Den Kern der IV. Gruppe bilden die Nr. 43, 23 und 59, denen sich 52 recht nahe anschließt. Die Gruppe zeigt Beziehungen zu IIIc und über 52 und 59 auch eine gewisse Annäherung an I. — V. Es folgt schließlich eine ganz lockere und unscharf begrenzte Gruppe, die überhaupt keinen Kern erkennen läßt. Die Individuen 34, 28, 31, 24, 44, 35 und 33 schließen sich insofern etwas fester zusammen, als zwischen ihnen kein Koeffizient über 1,5 auftritt. Diese Gruppe zeigt besonders enge Beziehungen zu II (insbesondere durch 31, 24 und 44), zum Teil auch zu IV und IIIc (insbesondere durch 35 und 33).

Zur Beurteilung der Frage, wie die ausgesonderten Gruppen merkmalsmäßig beschaffen sind und wie weit sie sich mit bekannten Rassentypen parallelisieren lassen, wurden zunächst ihre Durchschnittswerte berechnet (Tab. 2).

Tab. 2. Mittelwerte der Teilgruppen

Gruppe	I	II	IV	III a	III b	III c	V
N	4	7	4	3	3	4	7
Länge	178,3	190,7	172,0	177,3	188,3	177,8	191,7
Breite	134,8	138,3	156,8	140,7	138,0	145,0	148,1
Ohrhöhe	111,0	106,7	115,0	92,3	97,0	98,8	110,3
Kl. Stirnbreite	94,7	97,5	103,5	97,0	97,0	96,5	104,8
Umfang	495	520	527	520	530	528	542
Längenbreitenindex	75,6	72,6	91,2	79,3	73,3	82,4	77,3
Längenhöhenindex	62,3	56,0	66,9	53,8	51,5	55,7	57,5
Breitenhöhenindex	82,4	77,2	73,4	65,6	70,3	67,6	74,5
Transv. F.P.-Index	70,8	69,3	66,0	68,8	70,3	65,2	70,4

I ist recht klein und hoch, dabei dolichoid, was am ehesten mediterranen Proportionen entspricht. An weiteren Maßen und Beobachtungen, soweit solche vorliegen, sei folgendes angeführt: Bei 9 und 11 sind Teile des Gesichtsskeletts erhalten. Es ist beide Male mittelhoch, eher niedrig (Obergesichtsindex Kollmann 50,8 und 50,4), die Nasenöffnung schmal (Nasenindex 44 und 45) bei scharfrückigen Nasenbeinen (Nr. 9), die Orbita mittelhoch und ziemlich groß. Nr. 11 ist orthognath, Nr. 9 zeigt alveolare Prognathie. Das Hinterhauptsrelief ist bei allen vier Stücken gering, das Stirnrelief nur bei Nr. 40 stärker entwickelt, der Proc. mast. durchweg kurz und breit. Die Gruppe kann nach Maßen und morphognostischen Merkmalen den Mediterranen zugeschrieben werden.

II ist gleichfalls dolichoid, aber wesentlich größer, dabei dem Mittelwert nach etwas niedriger. Das Gesichtsskelett ist bei keinem Stück erhalten. Knochenderbheit und Muskelrelief sind im Durchschnitt größer als bei den Individuen der Gruppe I, die Proc. mast. meist groß und massiv. Trotz der im Vergleich mit I geringeren Höhenmaße sind drei der fünf Kernstücke dem Augenschein nach ausgesprochen hoch. — Der Kern der Gruppe kann als nordisch betrachtet werden.

IV ist sehr kurz, sehr breit und sehr hoch. Der Längenhöhenindex liegt weit über dem Durchschnitt, während der Breitenhöhenindex wegen der

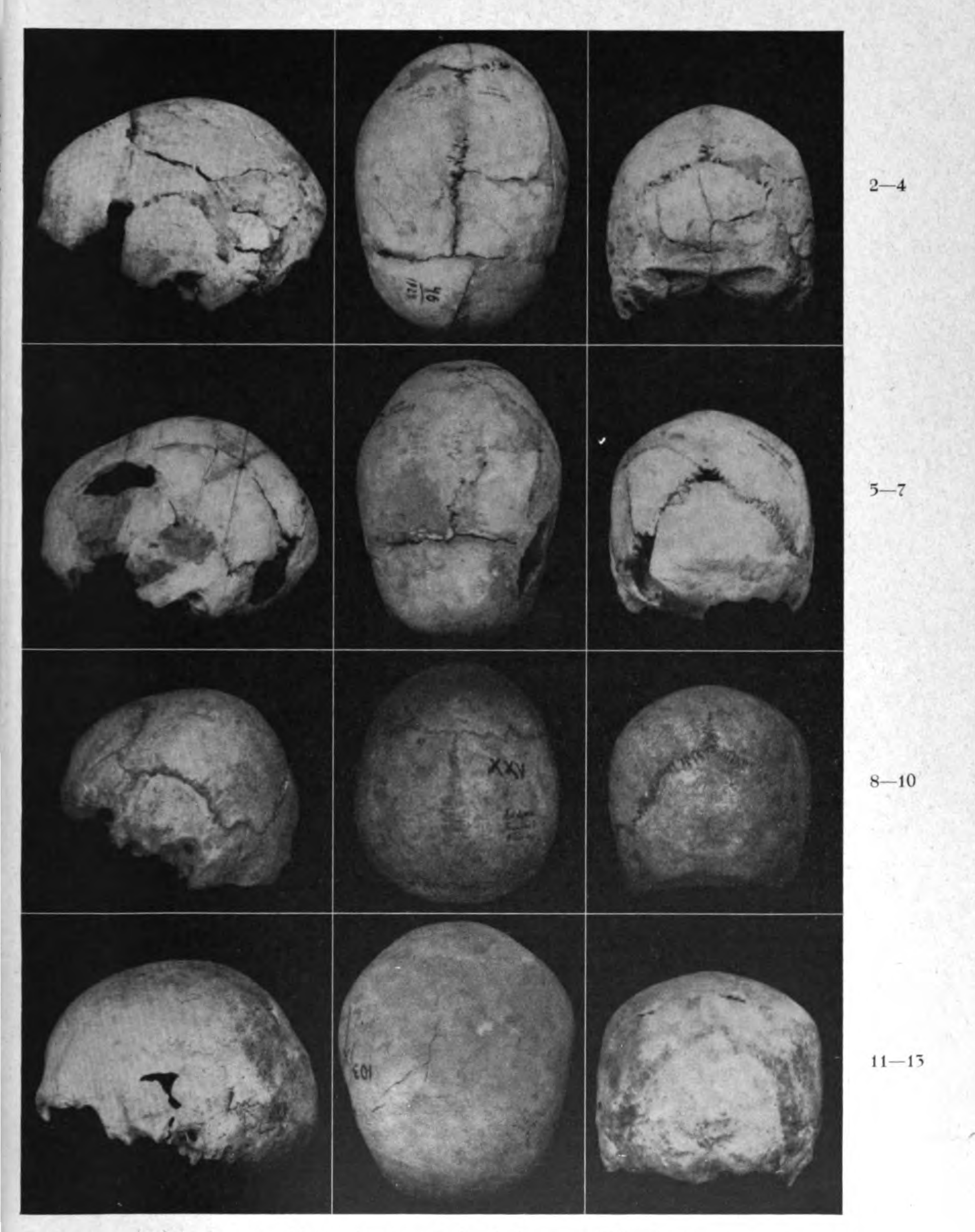


Abb. 2—13. Männliche Schädel vom Glasinac

2–4. **Weisbach 24** (Neue Kat.-Nr. 46). Größte Länge 200 mm. LBI. 73,5. — Vorwiegend nordisch.
5—7. **Weisbach 40** (Alte Kat.-Nr. 274). Länge 187 mm. LBI. 72,7. — Mediterran-nordisch.
8—10. **Weisbach 52** (Alte Kat.-Nr. 264). Länge 170 mm. LBI. 88,2. — Vorwiegend dinarisch.
11—13. **Weisbach 33** (Neue Kat.-Nr. 103). Länge 191 mm. LBI. 81,7. — Nordisch-dinarisch.

absolut großen Breite darunter liegt. Auch die Stirn ist absolut breit, der transversale Frontoparietalindex aber wegen der großen Breite niedrig. Der Längenbreitenindex gibt mit 91,2 extreme Kurzschädeligkeit an. — Alle drei Individuen der Kerngruppe sind derbknochig, zeigen deutliche Überaugenbögen und kräftiges Hinterhauptsrelief sowie massive Warzenfortsätze. Das Hinterhaupt ist durchweg ganz flach. Gesichtsfragmente sind nicht erhalten, wohl aber die Unterkiefer, die gleichfalls massiv und derb sind und zweimal stark schräg ansetzende Äste zeigen. — Die Gruppe entspricht dem dinarischen Typus.

Die Teilgruppen von II sowie V sind weniger leicht zu identifizieren. III a—c ähneln sich untereinander eigentlich nur durch die geringe Höhe. III b schließt sich im übrigen recht eng an II an, so daß man es einfach als niedrige Variante der nordischen Gruppe betrachten könnte. Dem entsprechen auch die morphognostischen Merkmale: Bei allen drei Stücken ist das Stirnrelief besonders deutlich ausgeprägt, das Hinterhaupt sehr lang, bei je zwei sind Unterkiefer und Warzenfortsätze derb und massiv, die Knochendicke beträchtlich.

III c steht durch geringe Länge, große Breite, niedrigen Stirnbreitenindex und Kurzförmigkeit der Gruppe IV nahe, zeigt aber deren Merkmale in etwas abgeschwächtem Maße und ist außerdem wesentlich niedriger. Die Stücke sind teils derbknochig, teils feiner. Bei 38 lassen die erhaltenen Teile der Nasalia eine stark vorspringende Nase erkennen, der derbe breite Unterkiefer zeigt stark geneigte Äste. Das Hinterhaupt ist bei 18 ausgesprochen flach, bei 36 und 38 schwach gerundet, nur bei 26 stärker vorragend. Man könnte die Gruppe danach am ehesten als Übergang zwischen IV und einer niedrigen Variante der Dolichoiden auffassen.

III a ist am schwierigsten einzuordnen. Es steht den meisten absoluten Maßen, sowie Längenbreitenindex und transversalem Frontoparietalindex nach zwischen I und III c, ist aber niedriger als beide. Dem morphologischen Bau nach ist die Gruppe nicht einheitlich. 13 und 17 sind dünnknochig und reliefarm, 16 groß und derb. Der schlechte Erhaltungszustand läßt genauere Angaben nicht zu. Wahrscheinlich handelt es sich gleichfalls um eine kleine Mischgruppe, die zwischen dinarisch und niedrigen Varianten der Dolichoiden, und zwar wohl der kleinen mediterranen Dolichoiden, steht.

V schließlich unterscheidet sich von II eigentlich nur durch die größere Schädel- und Stirnbreite und infolgedessen höheren Längenbreitenindex. Fast alle Stücke zeigen bei wechselnder Knochendicke kräftiges Hinterhaupts- und Stirnrelief, massive Warzenfortsätze, und — soweit erhalten (24, 28, 33, 34) derbknochige Unterkiefer, deren Äste dreimal steil, einmal (34) sehr schräg ansteigen. Das Hinterhaupt zeigt wechselnde Gestaltung: es ist zweimal lang und vorragend, dreimal mäßig gerundet, zweimal fast flach. Bei Nr. 28 ist das Gesichtsskelett erhalten: es ist mittelhoch, eher hoch (Obergesichtsindex 53,3), die kräftig vorspringende, mäßig scharfrückige Nase ziemlich breit, die Orbita hoch. Man muß diese Gruppe danach im Typus als vorwiegend nordisch bezeichnen, wobei die große Breite auf dinarischen Einschlag zurückzuführen wäre, auf den auch die Formen des Hinterhaupts und der schrägansetzende Unterkieferast bei 38 hinweisen.

Es lassen sich also in der männlichen Bevölkerung des

Glasinac auf statistischem Wege mindestens drei Rassentypen nachweisen: der nordische, mediterrane und dinarische. Mindestens der nordische tritt in zwei Varianten auf, einer hoch- und einer niedrigschädeligen.

Dieser analytische Befund deckt sich auch weitgehend mit dem Ergebnis des Augenscheins. Auf Grund der Anschauung der Glasinacreste wurde nämlich folgender zusammenfassender Eindruck gewonnen (23. 3. 1937): „Sowohl große derbe, wie kleinere grazilere Langköpfe, hohe und niedrige Formen; ferner eindeutig d (Dinarier). Unter Mesokephalen vielfach Übergang zu d, insbesondere in der Hinterhauptsbildung feststellbar. Deshalb Annahme berechtigt, daß Mesokephale keine selbständige Form." Unter die „Mesokephalen" wären aber, nach einer genaueren Übersicht über die Zahlenverhältnisse, auch die mäßig kurzen Schädel zu rechnen. Auch im einzelnen entsprechen sich biostatistische Zuordnung und Diagnose in befriedigender Weise. So wurden Nr. 40 (Gruppe I) auf Grund des Augenscheins als vorwiegend mediterran, 46 (Gruppe II) sowie 24 und 44 (Gruppe V) als vorwiegend nordisch, 52 (Gruppe IV) als dinarisch, 18 (III c) als vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag, 34 (V) als nordisch-dinarisch bestimmt.

Unberücksichtigt bleibt jedoch bei dieser Zuordnung ein Typus, der von manchen Autoren gerade für Südosteuropa beschrieben wird, die „Atlantomediterranen". Den Namen prägte Deniker, der die Formengruppe als großwüchsige Mediterrane herausstellte. Sie wurde in Südosteuropa zuerst von Deniker selbst, später von Drontschilow, Lebzelter, dann auch Făcăoaru und Škerlj bei Untersuchungen an Lebenden ausgesondert. Eine neuere und eingehende Begründung und Beschreibung steht aber noch aus. Einige Maße von ausgesuchten Atlantomediterranen gaben Lebzelter und Škerlj, einen idealen Durchschnittstypus Czekanowski[5]), dessen litoralen Typus man mit den Atlantomediterranen parallelisieren kann. Eine Beschreibung des Schädeltypus mit seinen metrischen und morphognostischen Merkmalen gibt es aber meines Wissens nicht. Damit ist auch eine Abgrenzung gegen die verwandten Langschädelformen der Nordischen und Mediterranen nicht möglich. Aus den Beschreibungen an Lebenden lassen sich kaum irgendwelche Schlüsse ziehen: von denjenigen Maßen, die von der Glasinac-Bevölkerung und den meisten sonstigen kraniologischen Serien gegeben sind, ist ein Vergleich nur für Länge und Breite des Schädels möglich; gerade diese Maße haben aber in historischer Zeit in großen Teilen Europas Veränderungen erfahren. Ebenso besagt die Tatsache, daß Lebzelter und Škerlj in Serbien und Bosnien den Anteil der Atlantomediterranen gering veranschlagen, für unser Material gar nichts, angesichts der großen Rassenveränderungen, die sich seit der älteren Eisenzeit gerade auch in Südosteuropa vollzogen haben. Einen gewissen, wegen der geringen Individuenzahl freilich recht schwachen Hinweis gibt nur Škerlj, nach dem die Atlantomediterranen zwischen Nordischen und Mediterranen, eher

[5]) Lebzelter, V.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIII, 233—251, 1933. — Vgl. S. 236. — Siehe auch Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 312, 1937.
Škerlj, B.: Zur Rassenkunde der Jugoslawen. Z. Rassenk. VII, 143—181, 1938. — Vgl. S. 155.
Czekanowski, J.: Zarys Antropologji Polski. Lemberg 1930. — Vgl. Anhang.



etwas näher den Mediterranen stehen. Man kann nach den Beschreibungen von Lebzelter (1933) und Deniker ferner annehmen, daß die Atlantomediterranen auch in bezug auf Relief und Knochenderbheit zwischen den beiden großen bekannten Rassen stehen.

Berücksichtigt man diese Gesichtspunkte bei der Analyse der Glasinacbevölkerung, so ergibt sich folgendes: Von den fünf dolichoiden Gruppen, die das Diagramm aussonderte, haben drei (II, III b und V) sehr große, absolute Länge — die man hier als Ausdruck für die Gesamtgröße nehmen muß — die im Mittel über den nordischen Standardserien deutscher Reihengräberbevölkerungen liegt. III a ist dagegen der Länge nach sogar kleiner als die als mediterran angesprochene Teilgruppe I, wurde auch bereits bei der Deutung der Gruppen in die Nähe der Mediterranen gestellt. Der Zweizerfall der Dolichoiden in große und kleine ist also recht deutlich; eine Dreigliederung läßt sich nicht feststellen. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Atlantomediterranen als eigenständiger Typus existieren und auch in der Glasinacbevölkerung vertreten sind. Es ergeben sich aber keine Hinweise dafür, daß sie einen Hauptbestandteil darstellen und insbesondere, daß sich die nordische Gruppe wesentlich auf ihre Kosten aufgebaut hat.

Auf Grund der Gruppenbestimmung und der Zuordnung der Einzelindividuen zu ihnen kann nun aber auch das mengenmäßige Verhältnis der Haupttypen annähernd geschätzt werden. Der nordische Anteil ist danach am größten (etwa die Hälfte), ihm folgt der dinarische (etwa ein Drittel), während die Mediterranen am geringsten vertreten sind. — Die übrigen Glieder des bekannten europäischen Rassensystems, Osteuropide und Alpine, lassen sich weder biostatistisch noch mit dem Auge nachweisen, könnten aber natürlich in Spuren in den Mischtypen enthalten sein.

Der dinarische Einschlag bedarf insofern noch einer etwas näheren Begründung, als Lebzelter, der verstorbene gute Kenner der Rassengeschichte Südosteuropas, ihn dort in vorslawischer Zeit und insbesondere auf dem Glasinac außerordentlich gering veranschlagt, die dinarische Hauptmasse vielmehr erst mit den Slawen aus den Karpatenländern nach Jugoslawien einwandern lassen will. Über die Glasinac-Brachykephalen schreibt er:

„Ein kleiner brachykephaler Typus findet sich in Illyrien zumindest von der Keltenzeit an. Ich habe diesen kleinen brachykephalen, kurvokzipitalen Typus auch bei Schädeln aus Pettau und bei einem altgriechischen Schädel aus Lissa gefunden. Die ‚dinarischen' Schädel haben einen ganz anderen Bau. Wohl sind am Glasinac Brachykephale gefunden worden, aber gerade von den stärksten hyperbrachykephalen Schädeln haben einige sehr geringe Kapazität im Gegensatz zu den Dinariern. Doch kommen, wenn auch vereinzelt, am Glasinac auch Planokzipitale vor."[6])

Allerdings kannte Lebzelter die Sammlung in Sarajevo nicht persönlich, sondern nur aus der Weisbachschen Arbeit. Tatsächlich tritt die dinarische Form sehr deutlich in Erscheinung: mehrere der Kurzschädel sind sehr hoch und haben ein so flaches Hinterhaupt, daß sie darauf liegen können (vgl. Abb. 8). Das gilt freilich nicht für alle Individuen, die der üblichen

[6]) Lebzelter, V.: Rasse und Volk in Südosteuropa. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIX, 61—126, 1929. — Vgl. S. 87.

Einteilung nach als Kurzschädel zu bezeichnen sind, sondern vor allem für die extremen Formen. Es ist aber selbstverständlich, daß in einem Gemisch, in das Langschädel und extreme Kurzschädel eingehen, ein nicht unbeträchtlicher Teil von Zwischenformen mit wechselnder, aber nur selten den Extremen entsprechender Hinterhauptsgestaltung auftreten.

So kann man ein nordisch-dinarisch-mediterranes Gemisch als Grundlage der illyrischen Glasinac - Bevölkerung ansehen. Wie dieses Bild völkergeschichtlich zu deuten ist, soll aber erst nach Behandlung der übrigen Illyrerfunde Jugoslawiens dargestellt werden.

Die Glasinacfunde sind aber immerhin auch zahlreich genug, daß über das Zustandsbild der Gesamtgruppe hinaus nach ihrer inneren Dynamik gefragt werden kann. Durch den Vergleich von Teilgruppen soll dies in zweifacher Richtung geschehen: es soll nach der zeitlichen Entwicklung und nach sozialen Unterschieden gefragt werden.

Zunächst die zeitliche Entwicklung. Die Funde umfassen, wie schon erwähnt, einen ziemlich großen Zeitraum, wenn auch die Mehrzahl in die Hallstattzeit fällt. Leider ist es nicht möglich, auf Grund der Grabungsberichte die einzelnen Stücke den verschiedenen Abschnitten der Besiedlung zuzuordnen, schon deshalb nicht, weil meist zwar angegeben ist, aus welchem Tumulus, aber nicht aus welcher Einzelbestattung die Schädelfunde stammen. F i a l a erwähnt jedoch, daß im großen und ganzen die südlichen und östlichen Gräberfelder die älteren, die nordwestlichen die jüngeren sind. So kann man aus dem Vergleich dieser beiden Gruppen gewisse Schlüsse auf die zeitliche Entwicklung ziehen.

Die südlichen und östlichen, also im Durchschnitt älteren Gräberfelder, sind: Vrlazije, Rudine, Rusanowić, Kovačiča, Gosinja Planina, Branković, Osovo, Borovsko, Živaljević. Die übrigen Gräberfelder, von denen Schädelfunde vorliegen, entfallen auf die nordwestliche, also im Durchschnitt jüngere Gruppe.

Tatsächlich bestehen zwischen beiden Gruppen mancherlei, zum Teil sogar recht beträchtliche und statistisch gesicherte Unterschiede. Sie betreffen vor allem die absoluten Maße: Die ältere, südöstliche Gruppe zeigt größere absolute Maße, während bei den Indizes die Unterschiede sehr viel geringer sind und nur beim Breitenhöhenindex ein wahrscheinlich gesichertes Ausmaß erreichen. Schon daraus kann man vermuten, daß sich weniger das Verhältnis von Dolichoiden zu Brachoiden verändert hat, als das der beiden dolichoiden Gruppen zueinander. Errechnet man die prozentualen Anteile der drei Hauptbestandteile, wie dies auf Grund der Individualbestimmung des Gesamtmaterials mit Annäherung möglich ist, so ergeben sich tatsächlich sehr wesentliche Unterschiede: in der älteren Gruppe ist der nordische Bestandteil etwa doppelt so groß wie in der jüngeren, der mediterrane dagegen nur zu einem Bruchteil seines späteren Bestandes vertreten. Bei den Dinariern sind die Unterschiede geringer; sie sind in der jüngeren Gruppe ebenso wie die Mediterranen häufiger.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Unterschiede räumliche Unterschiede innerhalb des landschaftlich recht einheitlichen Gebietes darstellen. Sie sind zum Teil auch größer, als daß man sie durch den Fehler der kleinen Zahl erklären könnte. So ist es immerhin wahrscheinlich, daß sie tatsächlich die

innere Umwandlung der Glasinac-Bevölkerung festhalten. Sie zeigen vor allem eine beträchtliche Entnordung an, die den beiden anderen Hauptbestandteilen, insbesondere den Mediterranen, zugute kommt.

Tab. 3. Die ältere und die jüngere Gruppe

	Ältere			Jüngere			D:m (D)
	N	M	m	N	M	m	
Schädellänge	27	186,9	1,70	22	179,3	1,74	3,1
Schädelbreite	28	143,5	1,50	21	140,5	1,41	1,5
Ganze Ohrhöhe . . .	22	109,3	1,28	18	101,6	1,71	3,6
Kl. Stirnbreite . . .	18	99,8	1,24	15	98,5	1,62	0,6
Horiz. Umfang . . .	12	532,8	3,39	10	515,9	4,96	2,8
Längenbreitenindex .	27	76,8	1,22	21	76,6	1,46	0,1
Längenhöhenindex . .	22	58,8	0,95	18	57,0	0,99	1,4
Breitenhöhenindex . .	22	75,6	1,01	18	72,3	1,29	2,0
Transv. F.P.-Index . .	18	69,5	1,05	14	69,9	0,98	0,3

Daß auch soziale Unterschiede innerhalb der Glasinac-Bevölkerung bestanden, haben alle an den Ausgrabungen Beteiligten gesehen. Fiala weist darauf hin, daß ein Teil der Bestattungen keine oder nur recht ärmliche Beigaben aufweist und sieht in ihnen die Reste der sozialen Unterschicht. Leider war es nicht möglich, alle Schädel nach dem Reichtum der Beigaben zu klassifizieren, teils weil, wie schon erwähnt, die Zuordnung zu den Einzelbestattungen oftmals nicht mehr möglich ist, teils weil die Fundberichte nicht genügende Hinweise geben. Immerhin wurde eine rohe Gliederung versucht. Von den bestimmbaren Funden zeigte allerdings die Mehrzahl keine bemerkenswerte Abweichung in bezug auf die Ausstattung; nur ein Grab konnte als besonders reich, acht als ärmlich oder jedenfalls unterdurchschnittlich ausgestattet bezeichnet werden (21—23, 32, 34, 47, 50, 52). Diese acht Individuen weichen im Durchschnitt vom Glasinac-Gesamtmittel in allen Merkmalen in Richtung des dinarischen Typus ab. Eine Ausnahme macht nur der Breitenhöhenindex, der aber beide Male dem Gesamtmittel sehr nahe liegt. Wenn auch natürlich aus so kleinem Material keine sicheren Schlüsse gezogen werden können, so dürften damit doch die sozialen Unterschiede am ehesten in dieser Richtung zu suchen sein.

Tab. 4. Mittelwerte der Individuen mit ärmlicher Grabausstattung

	M	Richtung der Abweichung vom Gesamtmittel	Richtung der Abweichung des dinarischen Typus vom Gesamtmittel
Länge	180,1	—	—
Breite	146,8	+	+
Ohrhöhe	109,3	+	+
Kl. Stirnbreite	100,2	+	+
Längenbreitenindex .	81,7	+	+
Längenhöhenindex .	60,8	+	+
Breitenhöhenindex .	74,4	+	—
Transv. F.P.-Index .	68,0	—	—

Verbindet man die beiden dynamischen Gesichtspunkte, so ergibt sich, daß die nordische Rasse, die vielleicht in den sozial höheren Schichten gehäuft auftritt, in den jüngeren

Gruppen geringer vertreten ist. Es wäre das ein durchaus sinnvolles Ergebnis, das z. B. der Entwicklung bei den Altslawen entspricht. Ob und wie weit es sich in das Gesamtbild der Rassengeschichte der Illyrer oder Jugoslawiens überhaupt einfügt, kann aber erst nach Behandlung weiterer Gruppen beurteilt werden.

On the Biological Value of Racial Characters

A Further Comment on the Racial Classificatory System of Dr. Škerlj

By

Earl W. Count, New York Medical College

Recently (Z. Rassenk. IX, 2, 1939) Dr. Škerlj has been good enough to take the trouble of explaining further some of his views which have led to the building of his "index of masculinity", as expounded in his "Zur Rassenkunde der Jugoslawen" (Z. Rassenk. VII, 2, 1938); and I have appreciated the compliment of his serious attention to my reflections (Z. Rassenk. IX, 1, 1939). Some of his points have thereby become clearer to me, which means that I have to some extent misapprehended; in other cases, however, in so far as I have understood I still beg to demur.

1. a. May I stress again the doubt that the placement of an average of one race-and-sex on, say, the plus-side of a mean for all the races involved in the criterion, permits any kind of sex-labeling. Let me illustrate from a consideration of stature, which is the first of the ten criterion-characters used by Škerlj in his scheme. The character, presumably, is total stature, and it is absolute stature. Now, stature is a complex thing. It may mean long legs and a short trunk, or the opposite. It cannot therefore be elemental. Of course, we are all aware of this; and undoubtedly Škerlj has scrutinised his choice of characters very carefully before making any final decision. However, I feel constrained to raise the issue because the reason for his choice is not available in his article. — As a point in methodology, it seems to me that no system is stronger than its foundations; and until we have resolved a complex into its elements — let me say, "atoms", using that word in its prime meaning — the foundation will show a propensity to shudder. Grant that, in our present stage of anthropologic analysis, our conceptions of what is an "atom" are still in fluctu; yet even today, I think, we can go farther than dealing with stature as a unitary entity.

But the difficulty does not end here. Rather, the instance of stature will lead directly to a large plea which will follow as soon as the present point is disposed of. Let me still speak, then, of stature.

If we measure two men, one of whom we choose to call "tall", the other "short", we thus describe them as to a certain total feature that is obvious to the eye. Its obviousness is, I believe, the reason that it is always featured in characterisations of man; that is, the reason for its inclusion in any description of man is first of all a psychological, a subjective one. It is a "rule-of-thumb" way of speaking to say that the people of Sweden are tall while those of Central Ceylon are short. There is, of course, no harm in doing so; and we may erect a quantitative criterion by which we may arrange all the peoples of

the world in a graded table, like Deniker's Appendix I to his Races of Man. The characterisations "short" and "tall" thereby become easily determinable. A person of a certain quantitative crown-heel length, or a group with a certain mean value for this length, may thus be labelled categorically. He is or they are of a certain length — at the particular instant when the measurement was made (we may dismiss as impertinent to the discussion the small fluctuations in this length which are familiar to all anthropologists and medical men). There is no question of subjective judgment here: the answer to the query as to a man's total length is answered by the steel measuring-rod.

But if we move beyond this simple, objective fact, the trouble begins. For the next question is, "Why is this man short, and this one tall?" This is a problem calling for interpretation by the observer. We surmise that a certain genetic inheritance has been permitted to function in some environmental complex to produce eventually a certain end-product known as total length from crown to heel. That assumption, to be sure, calls for no serious challenge; but when we seek to learn the process by which that genetic constitution has operated in that environment, we enter a bog. For we are inquiring into the physiology of growth. Now, growth is conditioned by glandular activity; and by the adequacy of a food supply of the right kind. Let us set aside the question of nutrition as unnecessarily complicating the discussion. — It will be otherwise with glandular activity.

Thereupon we have entered the debatable field. We must know the roles of the several endocrine glands, and what each one means to bodily growth. At least in this country there is a respectable array of physiologists to champion the pituitary as the master-gland of the body. The present discussion involves the point that its heightened activity produces increased growth in length of parts. It presumably makes for tall Swedes, both male and female; presumably it also has the decisive word to say in the shortness of the Ceylonese, male and female.

But, comes the comment, Swedish males are taller than Swedish females: Ceylonese males are taller than Ceylonese females; which would imply the sex factor that Škerlj apparently would emphasise. Now, for the sake of an instance, suppose we were going to build a criterion such as that of Škerlj, which should include all members of the Europids of v. Eickstedt, and therefore should include the Veddids. On such a basis both males and females of the Swedes would lie on the "masculine" side of the average, and both sexes of the Veddids on the "feminine" side. We then ask ourselves: How does this happen? Whas "masculinity" in thereby demonstrated for Swedish women, or "femininity" for Ceylonese men? And the only answer, as far as I can see, is that it parallels the fact that women are uniformly shorter as a class than men as a class. Is that enough of an answer? I think not. One still might ask: Can it be shown thereby that the Swedish male gonad is more active than the Ceylonese in a way affecting stature? Could we not just as easily assume that the gonads of both are equally active yet the pituitaries are not? Nor is the case in favor of the gonads helped by the generalisation that it is the taller races which by and large have the greater proportion of leg to trunk, just as women do as compared with men: for the pituitary can still be held responsible for growth-rate differentials. Have we then a right to sort out and

seize upon the gonad to account for differential stature? I still do not see that we can say that the Nordic is more masculine than the Alpine in point of total crown-heel length because he has more of it: for stature is a function of entire bodybuild, the entire endocrine system. The sex-factor might conceivably be just as active in one race as in the other, yet the difference lie in the average of activity of the pituitary, quantitatively or qualitatively. There are too many variables in the equation for us to solve for x = gonad. So, before we can label "stature" as "relatively masculine" or "relatively feminine", it seems to me we must appeal to physiology to verify our hypothesis; so that, if we suspect that we have grounds for denominating "tallness" as "more masculine", we shall have a check in the shape of the quantitative analysis of male and female hormones secreted and excreted by the sexes of the various races. This is not the only procedure of a physiological nature; but it illustrates the point. Until we are ready to answer how much of stature can be attributed to various sex factors, it seems to me we are in no position to attach sex labels, even if men are taller than women the world over.

b. In Dr. Škerlj's further elucidation of his views, he says (Z. Rassenk. IX, 2, 1939: 185): „Wenn ich bei 9 Rassen (die ich in Erwägung zog) finde, daß der Mittelwert des Index jeweils bei den Frauen höher ist als bei den Männern, so glaube ich aus der Parallelität dieser Resultate von verschiedenen Rassen doch einen Schluß ziehen zu dürfen. Den Schluß nämlich, daß die Frauen ihrem Index nach, von oben betrachtet, einen runderen Kopf haben als die Männer. Ich sehe nicht ein, warum man dann einen runderen Kopf in diesem Sinne nicht als ‚mehr weiblich' bezeichnen dürfte, auch wenn es sich um den Mittelwert einer Rasse handelt." Here precisely is the rub. A "rounder head", viewed in norma verticalis, is a sort of silhouette. The label of sex, in some sense, is being attached to a contour. Here again, it seems to me, we must keep in mind what a description "brachycephalic" or "dolichocephalic" really means. It is a rule-of-thumb to help us visualise a very general shape, a first approximation for a description; but not a final one. We may thus say that Dinarics are brachycephalic, northeastern Algonkians are dolichocephalic etc., if we wish to: for a certain quantitative value may be determined for the ratio between greatest width and greatest length of skull. But it is well known how unhomologous, for instance, are various bieuryonic measurements from one part of the world to another. The nature of the difficulty is illustrated with acute and exaggerated emphasis in euryon of the chimpanzee or gorilla; but any one who has measured Australian skulls or others of a similar morphological level knows the vast discrepancy between euryon for such skulls and for European. Nor is euryon of the infant European homologous with that of the adult, in that it does not occur at the same point of bone. The point I am driving at here may be illustrated thus: the brachycephaly of an Alpine or East Europid must first be proven to be of the same n a t u r e as that of the Dinaric before the two may be compared as to a relative-femininity component. The calvaria of the Dinaric is distinct from the Alpine in its constituent proportions. The roundness is a composite; in the first place, it implies a mutual adjustment between frontals, parietalis, temporals, occipital; in the next place, and by further implication, each of these has undergone intra-ossary (to coin a term) modification. At present, we have no more reason to label the total

complexes that produce various circularities of horizontal cranial contour in the races of man as "feminisations" of a sort, than to label a tendency to an increase in stature for the human race as a "masculinisation". It seems rather evident to me that, if Alpine brachycephaly is put together in a different way from the Dinaric, the mere fact that both have this much in common with women, namely that their skulls are relatively broader than a certain average, is not sufficient to justify one in jumping the gap to the equation, broader head = greater femininity for this character. One is not comparing comparables that are axiomatic. The components have not been analysed.

And yet, there is virtue in Dr. Škerlj's hypothesis; and here, I believe, is where we touch common ground; here is a point where his views struck a responsive chord of interest. In many characters, as I have said before, the female tends more markedly than the male along evolutional lines that paleontology and comparative anatomy have plotted. In such instances a plausible case may be made out for her being evolutionally the more precocious. Assuming, for instance, that the Dinaric head has evolved from a more dolichoid stock, — the female Dinaric has gone farther than the male in this respect. Thus far, I think, we agree. But I fear the implication lying behind the effort to denominate thereafter shorthandedly the brachycephalisation as a tendency in a "feminine" direction when the movement may well be a secular one, participated in by both sexes, yet for some unknown reason slightly more pronouncedly by the female. Again it boils down to the fundamental philosophy: how shall we evaluate respectively secular evolutionary trends that are as far as we know extra or supra- sexual so to speak, and those to be ascribed primarily and not secondarily to a sex factor?

c. Let us glance, then, momentarily at the growth-behavior of the head as reflected in the cephalic index. Recently, Dr. C. B. Davenport, of the Carnegie Institution in Washington, has been making public his findings on this index during growth. The value fluctuates; it does not have an uninterrupted increase or decrease. Dr. J. B. de C. M. Saunders, head of the Anatomy Department of the University of California, and myself have been finding what seems to be corroboration of this phenomenon during fetal growth; however, we are not as yet ready to publish. Dr. Saunders has further been studying more closely the growth phenomena of cranial bones individually considered. Here is the plane on which the true nature of the cephalic index and its constituent measurements must be analysed. Fluctuations, moreover, need be studied from the angle of comparative physical ethnology. Frankly, what do we know at present of the developmental phenomena affecting the cephalic index in the various races? If fluctuations run parallel for both sexes in one race, yet differ from those of another race, then, indeed, we may have encountered phenomena of race differentiation that bear the stamp of some secular, evolutional trend, participated in by both sexes while only secondarily bearing the stamp of sexual dimorphism. Thus my present discussion crystallises into a plea for further morphological study of interracial developmental phenomena, in which individual cranial constituents, that produce by their summation the various diameters, shall be analysed, evaluated, and correlated.

2. There is a point of statistical method which I hope may be explained to me by my esteemed partner in discussion. Of his ten criteria, three are indices

and the other are measurements. Clearly each is given the same weight in arriving finally at the derivative "index of masculinity". This of course is a far different thing from an index such as the cephalic, which is the simple ratio of one dimension to another, and which calls for no adjudication of relative importance of one thing against another. Likewise, a blood-group index merely indicates the relative percentages of incidence of O, A, and B in a population, without making any further assumptions about them. But as soon as we derive an "index of masculinity" such as that under discussion, we have set each of ten characters equal to 1 and to each other; from whence we proceed to judge relative degree of masculinisation. But is this legitimate? If instead of these ten characters we had chosen another ten, or if we had taken twenty or fifty, might we not have found a different ordering of the nine races? Undoubtedly Dr. Škerlj has thought this through: simply it is not obvious from his article why these ten were selected. Again, I cannot see how to justify an equating, as all of a same critical value, of three indices and seven measurements. Like is not being compared with like. Moreover, on statistical grounds, how justifiable is it to take two cranial measurements plus their resultant index to make three separate characters out of the ten that are to be lumped together? Here certainly we run into the phenomenon of "spurious correlation".

3. In my previous communication, my reason for citing other primates was for the sake of clarifying a point through exaggeration. The foregoing paragraphs should make clear my reasons for insisting on injecting the primates into the discussion, in spite of their being related more remotely. Without repeating here what has previously been said, may I assert again that we are dealing in all cases, whether interracial or intergeneric, with a complex of gradually shifting hormonal patterns; and that we would be safer if we were in position (which we are not) to assign formulae to the races of man; formulae based on relative hormonal potency, and resembling perhaps in shape those used at present by S. Wellisch et al. for race diagnoses (ad lib. $A_{18}N_{12}O_{36}M_{17}$ etc.). If we could correlate such formulae with, or derive them partly from, their morphological end-products that are metrically determinable, and thus check one method against another, perhaps we should have some light on human differentiation where at present there is darkness. Again I offer this first of all in an attempt to clarify views herein set forth; and I offer it only for what it is worth. As one who is not a physiologist himself, may I still suggest that the more the physiologist can help us in future anthropological inquiry at that point particularly in the role of the endocrines, including the gonads, — into the building of races, the happier will be the scientific results.

4. Dr. Škerlj points out that he had not included in his scheme the concepts of "progressive", "fetal", etc. I realise I am raising questions not touched upon in his study. But it seems to me that their consideration is logically inevitable. For the index which he is elaborating must have dynamic connotations. The difference in values between any two indices must imply diverging from some common ancestor. I cannot see that they have much content of meaning otherwise. Moreover, he has cited Stratz et al. (Z. Rassenk. VII, 2, 150) as claiming the female for the type of the race. It being true, as he states (loc. cit. 147), that theoretical man always appears either as male or female, one cannot help wondering just what content lies in the idea of one sex being the

more "typical" at all; unless there be phylogenetic implications. Now, the paleontological problem of man's ancestral forms, in consideration of the phenomena of theromorphy and fetalisation, is frought with speculation and debate. Naturally, a priori suppositions have to wait upon paleontological finds for their vindication or repudiation. Such finds of pre-humans as we do possess, show accentuations of theromorphic features beyond those of modern man. But of course, that does not dispose of the question as to the character of the pre-human morphology; it still might very well be, for instance, that such forms as Heidelberg man, or Sinanthropus, were divergent extremes of the humaniform of their day, as the gorilla among the anthropoids may be regarded today (mutatis mutandis). Again, some theromorphic features in primates are, to be sure, secondary and not phylogenetically pristine. In line with this it is quite true, as Škerlj points out, that the human male varies more widely than the female in many regards. But the implications of this for the question of "type form" are at least very debatable. And "type form" must have, as I see it, evolutionary connotations. It is today at least possible to hold the opinion that the female, by token of her smaller range of variation, represents the "emerging" rather than the hitherto "typical" form — that she is pointing the way in the direction of future evolution. I am not saying that this is my belief, for I must refuse to adopt a position in this matter on account of its speculative, albeit fascinating, character. But I do wish to indicate that the position is quite tenable as a speculation. Now, with regard to range of variation, — in the same issue of the Z. Rassenk. in which Dr. Škerlj answers my previous inquiries, I have included in an article some coefficients of variation for New Britain males and a series of English males. The coefficients for the English are consistently lower than for the New-Britons (the English series, however, is much less reliable than the New-British). Granting the validity of these data, by extension of principle we may ask: Is the English series more nearly "typical" of man than the New-British; or does it reflect rather only a type progressing in some direction as contrasted with the more dispersed condition of the variation in the primitive New-Britons? — On the other hand, — for the sake of proffering other possibilities and thereby bringing out the uncertainty in the situation — we might recall that there is evidence indicating that the human male has a wider range of intelligence than the female; so that the male sex is responsible for greater and more geniuses, but also a higher incidence of imbecility, than the female. As the secular trend of the past has been towards increased intelligence with the emergence of Homo sapiens from the "sub-human", at first glance one might come to believe that the incidence of genius points the potentiality of greater average intelligence in the man of the future. But we hardly can assume it. For all we know at present, it might be argued with equal plausibility, that the narrower range of the female presages the stabilisation of human intelligence in the future within this range. Please note that I am not going farther to say that genius will in the future necessarily dwindle in numbers and quality (although dysgenic forces introduced artificially by modern civilisation, I am convinced, clearly threaten the quality of future generations, and call for enlightened action on the part of science). I am pointing out the oftnoted monition that an evolutionary rise in level of intelligence or of any

other phenomenon of biological efficiency is no guarantee that the process will continue indefinitely. The evidence of paleontology in the realm of morphology speaks amply against making assumptions. There are plateaus and peaks, quite as well as upward slopes, in evolution. — These reflections seem perhaps to have gotten away from the subject in hand. But they are adduced as reminders that range of variation has not yet definitiely disclosed to us its evolutionary implications.

These questions have, of course, occured to many anthropologists and other biologists; but they are still debatable. They wade deeply into theoretical biology. They are not raised here as definite objections to the hypothesis of Dr. Škerlj, but rather as injections into a consideration of all implications. This is one reason why, in my previous communication, I claimed that Dr. Škerlj's hypothesis must be shown to have a validity wider than for the sub-races of Europe before it can be accepted as valid in the narrower field. It is because of the ingenuity of the working hypothesis that Dr. Škerlj is offering for consideration, that I wished to bring forward these aspects of the problem. They are offered as constructive suggestions. I shall look forward with interest to Dr. Škerlj's further development of his hypothesis, whether of expansion or modification.

Aus der Serodiagnostischen Abteilung (Prof. Dr. Werner Fischer) des Instituts für Infektionskrankheiten „Robert Koch", Berlin

Noch einmal: Zum „Rätsel" der Blutgruppen

2. Erwiderung an Walter Scheidt

Von

W. Fischer, Berlin

Herr Scheidt[1]) gebraucht in seiner Antwort Redewendungen, die nicht geeignet sind, eine sachliche Diskussion zu fördern. Ich weise solche Ausdrücke, die unzweifelhaft versteckte Anwürfe gegen die Serologie und die Blutgruppenforschung enthalten sollen, in aller Schärfe zurück.

Die Serologie ist keine Geheimwissenschaft und braucht es, auch für „gewöhnliche Biologen", wenigstens soweit sie eine ihnen nicht bekannte Wissenschaft kennen lernen wollen, nicht zu sein. Herr Scheidt schreibt zwar, natürlich wolle er — „wollen wir" — die Vorgänge kennen lernen, die man kennen muß, wenn man mit erkenntnistheoretischen Überlegungen zu neuen Theoriebildungen kommen möchte; ich kann aber von diesem Willen in seiner Antwort wenig oder gar nichts finden. Denn ich darf und muß von einem Biologen, der ernst genommen sein will, erwarten, daß er Einwände, die gegen eine von ihm skizzierte Hypothese erhoben werden, aperzipiert und wertet.

Ich hatte angenommen, daß Herr Scheidt

1. die Löslichkeit der Gruppensubstanzen (der agglutinierbaren Rezeptoren) in Alkohol — meine Ziffer 3 —,
2. das Vorhandensein der agglutinierbaren Gruppensubstanz nach der Extraktion im Lösungsmittel — meine Ziffer 3 —,
3. den fast völligen Verlust der Blutkörperchen an Gruppensubstanz durch mehr-

[1]) Z. Rassenk. Bd. X, H. 2/3. S. 207.



fache Alkoholextraktion — Verlust des Antikörperbindungsvermögens, meine Ziffer 5 —,

4. das Immunisierungsvermögen solcher alkoholischer Extrakte, die gelöste Gruppensubstanz (Stoffe) enthalten — meine Ziffer 8 —

auffassen und verarbeiten würde. Ich konnte und durfte jedoch nicht erwarten, daß aus diesen serologischen Tatsachen bei Herrn Scheidt eine Veränderung von „Suspensionsmitteln (z. B. Alkohol)" in dem Sinne würde, daß der zur Extraktion benutzte Alkohol „mit entsprechenden ballbaren Blutkörperchen reagiert" — Scheidts Ziffer 2 —, d. h. Serumeigenschaften erhält.

Knapp und klar zusammengefaßt wiederhole ich (für jeden, der es verstehen will, ist kein Mißverständnis möglich): Der zur Extraktion benutzte Alkohol erhält Eigenschaften, die vor der Extraktion den Blutkörperchen eigen waren; der Alkohol erhält nicht etwa Serumeigenschaften, wie Herr Scheidt verstanden haben will. Diese Alkoholextraktion läßt sich mit allen oben (unter Ziffern 1—4) dargelegten Konsequenzen durchführen an frischen Blutkörperchen, an gekochten Blutkörperchen, an ausgewaschenen Blutkörperchenstromata, an Leichenblut und an monatelang angetrocknetem Blut. Die in den Alkohol übergegangenen Blutkörpercheneigenschaften, Stoffe, sind bekanntlich längst intensiv untersucht worden; es sei nur erwähnt, daß das Wirksame der Gruppensubstanz A, die soweit angereichert wurde, daß noch $^1/_{15000}\ \gamma$ serologisch wirksam ist, in einem Azetylglukosamin enthaltenden Polysaccharid gegeben ist. Daß hier Stoffe vorliegen, die die Isohämagglutination bedingen, wird auch Herr Scheidt nicht bestreiten können.

Daß die, von mir in der ersten Erwiderung[2]) als sekundärer Vorgang dargestellte, Ballung der roten Blutkörperchen mit ihrer Form zusammenhängen kann — und meiner Auffassung nach auch wohl wird —, ist von niemand bestritten worden. Nur ist festzuhalten, daß jeder erkennbaren spezifischen Isohämagglutination primär die Antikörperbindung — meine Ziffer 1, letzter Absatz — vorausgeht. Bekanntlich wird von zahlreichen Autoren (auch bei den Bakterienagglutinationen) nur der primäre Vorgang als spezifisch, der sekundäre Vorgang der Ballung als unspezifisch angesehen. Ich habe in der ersten Erwiderung selbst gesagt, daß die von Scheidt skizzierte theoretische Erklärungsmöglichkeit an sich sehr interessant sein mag, z. B. für die Erklärung der serologisch als unspezifisch anzusehenden Pseudoagglutination.

Es kann nicht der Sinn dieser zweiten Erwiderung sein, eine auch nur kursorische Darstellung der Blutgruppenforschung zu geben. Trotzdem sei auch die Frage nach dem Blut, „das weder Ballbarkeit noch Ballungsfähigkeit" zeigt, kurz berührt. Es gibt solche Blutproben tatsächlich: das Blut jedes menschlichen Individuums, nicht nur solcher der Blutgruppe 0 (nicht ballbar), besitzt in einer bestimmten Zeitspanne seines Lebens, etwa vom 2. oder 3. Lebensmonat bis zum 6. bis 8. Lebensmonat (in manchen Fällen bis zum 2. Lebensjahr; in sehr seltenen Fällen während des ganzen Lebens) keine Ballungsfähigkeit, d. h. sein Blutserum ist nicht imstande, auf andere ballbare menschliche Blutkörperchen agglutinierend zu wirken.

Damit dürften die von Herrn Scheidt falsch erfaßten serologischen Beobachtungen, die größtenteils bereits in meiner ersten Erwiderung dargelegt worden waren, nochmals klar herausgestellt worden sein. Ich habe in diesem Falle keinen Anlaß, weitere längst bekannte und anerkannte serologische Tatsachen zu diskutieren.

[2]) Z. Rassenk. Bd. X, H. 2/3, S. 203.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine Biologie

***Holecek-Holleschowitz, C.:** *Angewandte Tierzucht auf rassenbiologischer Grundlage.* 176 S., 107 Abb. J. Springer, Wien 1939. (RM 12.— bzw. 13.50.)

Den Hauptteil dieses Büchleins bildet die Schilderung von Zuchtgebiet, Merkmalen und Eigenschaften der vielen Rassen unserer wesentlichen europäischen Haustiere. Es bildet so eine gewisse Ergänzung von z. B. Adametz, Kronacher, Pusch-Hansen usw., geht aber auch insofern in der Einleitung über Adametz, der die Erbgangskunde nachdrücklich betont, hinaus, als hier einige spezielle Abschnitte versucht werden. Sie sind allerdings keineswegs vollständig, ganz besonders nicht, was die ausländische Literatur, z. B. die amerikanische beider Hemisphären, angeht. Statt rassisch verwendet der Verf. rasselich, verwendet auch Hauptworte aktiver Bedeutung in passivem Sinn und geht in der Interpunktion, ganz besonders aber im Satzbau neue und oft recht verschlungene Wege. An sich ist es begrüßenswert, daß auch der Mensch am Schluß als domestiziertes Wesen berücksichtigt wird. Aber leider geschieht das nur in einem unorganischen Anhängsel voll abstruser Stilformen und von sehr bescheidenem wissenschaftlichen Niveau, in dem weder die logischen und sachlichen Trennungen, noch die vielen und starken biologischen Bande oder gar Probleme behandelt werden.
v. E.

***Husemann, F.:** *Vom Bild und Sinn des Todes.* 215 S., E. Weise, Dresden 1938. (RM. 5.— bzw. RM. 6.—.)

Der Verf. schildert zuerst die Bestattungskulte und den Jenseitsglauben, wie sie aus dem alten Indien, Persien, Sumer-Babylon, Ägypten, Griechenland und zu Beginn der Neuzeit bekannt sind. Diesem ersten Abschnitt „Das Bild des Todes im Bewußtsein früherer Zeiten" schließt sich als zweiter „Das Problem des Todes im Zeitalter der Naturwissenschaft" und als dritter „Bild und Sinn des Todes in geisteswissenschaftlicher Beleuchtung" an, wobei unter „geisteswissenschaftlich" eine Betrachtungsweise nach dem Vorbild Rudolf Steiners verstanden wird. Das vorliegende Buch ist von einem Arzt geschrieben, der als überzeugter Anthroposoph glaubt, daß die Reinkarnation Tatsache sei und sich aus diesem Glauben auch eine wohltätige Wirkung auf den kranken und gesunden Menschen verspricht. H. F. Krallinger, Breslau.

***Forsyth, D.:** *How Life Began, a Speculative Study in Modern Biology.* 106 S., William Heinemann, London 1939. (5 s net.)

Kostitzin, V. A.: *Sélection naturelle et transformation des espèces du point de vue analytique, statistique et biologique.* C. R. Séances Acad. Sci. Paris CCVI, 1442—1444, 1938.

Rensch, B.: *Die Bergmannsche Regel bei Warmblütern.* Forsch. Fortschr. XVI, 56—57, 1940.

***Wheeler, L. R.:** *Vitalism, its History and Validity.* 276 S., H. F. and G. Witherby, London 1939. (15 s. net.)

Zündorf, W.: *Der Lamarckismus in der heutigen Biologie.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIII, 281—303, 1939.

Erbkunde

Albert, R.: *Über die Vererbung der Handgeschicklichkeit. Eine erbpsychologische Experimentaluntersuchung durch drei Generationen auf dem Gebiet der motorischen Begabung.* Arch. ges. Psychol. CII, 1—63, 1938.

Drahtbiegen, Plastilinformen, Perlenaufreihen und Kurbeldrehen werden mit fünf Güteklassen zensiert und nach Geschlechtern und Generationsgruppen beurteilt, dann auch ein Erbsen- und Wassereinfüllversuch. Zur Verfügung stehen dafür 21 Sippen bzw. nach absteigenden Generationen aufgeführt 45 + 68 + 90 = 203 Personen aus vorwiegend kleinbürgerlicher Schicht. Trotz des quantitativ kleinen Materials ergibt sich

besonders für die erste Testgruppe eine eindeutige Vererbung (natürlich noch kein Erbgang), wobei die gleichgeschlechtige Vererbung über die gekreuztgeschlechtige ein wenig überwiegt. v. E.

***Blatz, E. W.:** *Fünf Blüten aus einem Sproß.* 156 S., Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1939. (RM 4.80.)

Der 45. Fall von Fünflingen, der bisher bekanntgeworden ist — die „Dionne-Quintuplets" (vgl. Z. Rassenk. IX, 198, 1939) — ist zugleich der erste, der unter erbbiologischen Gesichtspunkten von der Geburt an beobachtet wurde. Die Ergebnisse aus den ersten 4 Lebensjahren werden hier in allgemeinverständlicher Form mitgeteilt. Reichliche Abbildungen ermöglichen auch eigenes Studium über Gewichts- und Längenzunahme, Ausdruckswandel des Kleinkindes, Ähnlichkeitsdiagnose, Lernfähigkeit u. a. Sehr interessant ist teilweise die Methodik, mit der der Notwendigkeit, zugleich exakt zu beobachten und den „Objekten" das Reich des Kleinkindes voll zu erhalten, Rechnung getragen wird. H. Grimm, Breslau.

Camavitto, D.: *Premiers résultats d'une recherche anthropologique sur les Zambos de la Costa Chica (Guerroro-Mexique).* 20 S., I. Congr. Eugén., Imprimerie Centrale, Dieppe o. J.

Kurze metrische Studie einer Gruppe mexikanischer Neger-Indianer-Mischlinge von 28 ♂, 20 ♀ und 32 Kindern. Mittelwerte, aber keine Analyse und Bilder. Ergebnis: Der Sexualdimorphismus ist sehr stark betont, da sich die indianiden Merkmale — besonders auch die Beckenbreite — dominant zu vererben scheinen, jedoch mit Ausnahme der Haarform, Hautfarbe und der Länge von Oberarm und Oberschenkel, die nach der negerischen Seite zu tendieren. Die metrische Variabilität bei der Bevölkerung ist groß, zahlreiche Disharmonien konnten beobachtet werden. Trotzdem erweist sich die Gesamtbevölkerung als robust, sehr leistungsfähig und fruchtbar, jedoch war der moralische Eindruck ungünstig. v. E.

Bühler, E.: *Zwillingsuntersuchungen über die Blutgruppenantistoffe im menschlichen Serum.* Forsch. Fortschr. XVI, 45—46, 1940.

Haase, Fr. H.: *Die Übersterblichkeit der Knaben als Folge rezessiver geschlechtsgebundener Erbanlagen.* Z. Vererb. Konst. XXII, 105—126, 1939.

Kostitzin, V. A.: *Sur les coefficients mendeliens d'hérédité.* C. R. Séances Acad. Sci. Paris CCVI, 883—886, 1938.

Lenz, F.: *Über die verschiedene Bedeutung der Wörter „erblich" und „nichterblich" beim Menschen.* Forsch. Fortschr. XV, 422—423, 1939.

***Mantalenti, G.:** *Elementi di genetica.* 452 S., L. Cappelli, Bologna 1939. (L 50.)

Physiologie

Benedict, F. B. and **Steggerda, M.:** *The food of the present-day Maya Indians of Yucatan.* Contr. Amer. Archeol. No. 18, Carnegie Inst. Washington, Pbl. No. 456, 155—188, 1936.

Zuverlässige Untersuchungen über Art und Zubereitung der Nahrung bei verschiedenen Rassen oder Völkern sind äußerst selten und daher jeder Beitrag aus methodischen wie sachlichen Gründen gleicherweise zu begrüßen. Der vorliegende geschah aus Anlaß des bekannten erstaunlich hohen Grundumsatzes bei den Maya — 8% höher als der Durchschnitt bei „Weißen" —, wobei sich ergab, daß die Nahrung in keiner Weise für diese merkwürdige (aber immer noch nicht ganz unbestrittene) Erscheinung verantwortlich gemacht werden kann. Sie müssen vielmehr „sehr wahrscheinlich einem rassischen Faktor" zugeschrieben werden. Also Erblichkeit, raumtypische und daher auch rassentypische Erblichkeit. v. E.

***Holm, St.:** *Les états de la réfraction oculaire chez les Palénégrides au Gabon, Afrique équatoriale française.* Etude de race pour éclairer la genèse de la réfraction. Acta Ophthalmologica. 299 S., Levin et Munksgaard, Kopenhagen 1937. (o. P.)

Ein erfreulicher Beitrag zu dem noch weithin brach liegenden Gebiet der Rassenphysiologie. Eingangs werden die einschlägigen Theorien und vor allem das rassenkundlich verwertbare Material aus weitverstreuter Literatur gesichtet und gefügt. Es liegt immerhin schon einiges vor. Dann das Ergebnis der eingehenden und vielseitigen Untersuchung an 1392 ♂ und 972 ♀ Palänegriden aus Lambarene in Gabun (Hospital Schweitzer): Myopie tritt bei 1,38 pro Mille so gut wie überhaupt nicht auf, Astigmatismus in nur 2.07%, wobei Analphabeten und Lesekundige keinen nennenswerten Unterschied aufweisen. Naharbeit führt nicht zu Myopie. Stilling wird abgelehnt. Weder lamarckistische Anpassung noch darwinistische Auslese erklären die frappanten Gegensätze zu den Europiden. Ihre Ursache sieht der Verf. in erblichen Rassenverschiedenheiten. Ebenso wird das Fehlen seniler Modifikationen am Augengrund, wie das den europäischen Kindern entsprechende Verhalten von Astigmatismus zu Myopie im Entwicklungsgang auf rassische Gründe, nämlich auf den rassisch primitiven Infantilismus

der Palänegriden zurückgeführt. Auch die Gesamtverwertung der Literatur bestätigt das Auftreten grundsätzlicher Unterschiede zumindest für die großen Rassenkreise.
v. E.

***Gini, C. e de Orchi, P.:** *Il ciclo sessuale delle madri delle famiglie numerose.* Com. It. Stud. Probl. Popol. Seria IV, 105 S., 44 Tab., 24 Diagr., Roma 1939. (Lire 35.—.)

Das Material umfaßt 15 202 Untersuchungsbogen über Frauen, welche mindestens siebenmal lebendgeboren haben. Geprüft werden insbesondere die Korrelationen zwischen Menarche, Menopause, Alter zur Zeit der ersten Geburt (bzw. Heiratsalter), Dauer der sexuellen Tätigkeit und Dauer der Ehe. Die Menarche hat zur Dauer der sexuellen Tätigkeit und zur Dauer der Ehe, sowie auch zur Menopause so gut wie keine Beziehungen, geringe aber zum Heiratsalter bzw. zur ersten Geburt. Die Größe der Familie hängt aber besonders mit der späteren Menopause zusammen. Der Nachweis des Einflusses des komplexen Faktors „Klima" ist methodisch recht elegant durchgeführt und bestätigt die Resultate Škerljs aus Norwegen. Besonders gilt dies für die Höhenlage des Geburtsortes. Zum Heiratsalter hat das Klima positive Beziehungen, zur Dauer der sexuellen Tätigkeit und der Ehe negative, zur Menopause nur sehr schwach positive. Die sehr gründliche Studie wird von jedem Eugeniker in den vielen interessanten Einzelheiten nachgelesen werden müssen. • B. Škerlj, Ljubljana.

***Seitz, L.:** *Wachstum, Geschlecht und Fortpflanzung als ganzheitliches, erbmäßig hormonales Problem.* 410 S., 125 Abb., J. Springer, Berlin 1939. (Geb. RM 39.—.)

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, das Problem unter Berücksichtigung ontogenetischer und phylogenetischer Tatsachen synthetisch darzustellen, d. h. also in biologischem Rahmen zu behandeln. Der Verf. hat sich als Gynäkologe im wesentlichen auf Mensch und Säugetier beschränkt und die Kapitel, die sich mit hormonalen Fragen des Geschlechts und der Fortpflanzung befassen, sind am besten gelungen. Wie in der Einleitung betont wird, soll die morphologische Betrachtungsweise, welche „die Dinge gewissermaßen von der Oberfläche betrachtet", mehr einer chemisch-physikalischen weichen. So wichtig letztere ist, scheint es dem Ref. doch, daß ohne genügende Berücksichtigung der morphologischen Tatsachen eine derartige Darstellung, die ihrem Titel gerecht werden will, etwas des Skeletts entbehrt; es ist in diesem Buche deshalb nicht immer leicht, den leitenden Faden zu verfolgen. Außerdem sind besonders in den allgemein biologischen Kapiteln verschiedene sachliche Ungenauigkeiten enthalten. Auch die in den „begrifflichen Grundlagen" versuchte Rechtfertigung einer finalen Betrachtungsweise mit der „inneren Logik" und damit Zweckmäßigkeit in Bau und Funktion eines Körpers dürfte nicht für jeden Biologen annehmbar sein. Sieht man von diesen Beanstandungen ab, so dürfte das gedankenreiche und anregende Werk von jedem mit Gewinn gelesen werden. A. Dittus, Tübingen.

***Woltereck, H.** (Herausg.): *Klima — Wetter — Mensch.* 446 S., Quelle & Meyer, Leipzig 1938. (RM 16.50 bzw. 18.—.)

Ein kleines Handbuch der Bioklimatologie für den Arzt als Lese-, nicht Nachschlagebuch geschrieben und auch für den Anthropologen, Allgemeinbiologen und Geographen mit Gewinn zu verwenden. Es schneidet ein für die menschliche Biologie grundsätzlich wichtiges Thema, das in der englischen Literatur schon zu umfassenden, wenn auch wenig bekannten Vorgängern führte, in jeweils mehr nach Autor als nach Stoff gegliederten Ausschnitten erfolgreich und eindrucksvoll an. Um so mehr überrascht, daß das Thema der Rasse hier (wie allerdings auch sonst in wachsendem Maße bei wissenschaftlichen Büchern) bedauerlicherweise gemieden wird. Über die Bedeutung des Wechselspiels zwischen erscheinungsbildlichem Typus und bewirkensfähiger Umwelt kann aber kein Zweifel bestehen. Unter diesem Gesichtspunkt wertvoll sind besonders die Beiträge von de Rudder (weitblickend und sicher) und Hellpach (anregend wie stets), dann auch von Martini, Hesse und Brezina, wie das bei diesen in der menschlichen Biologie wohlbekannten Namen zu erwarten ist. So liegt trotz allem auch ein nicht nur für den Forscher am kranken, sondern auch am gesunden Menschen durchaus wertvolles Buch vor, in dem der im besonderen gemiedene Ideenkreis im allgemeinen doch stark und aufschlußreich mitschwingt. v. E.

Candela, P. B.: *Blood-group determinations upon the bones of thirty Aleutian mummies.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIV, 361—383, 1939.

***Castellani, A.:** *Climate and Acclimatization.* 198 S., John Bale, Sons and Curnow, London 1938. (10 s. net.)

Hellpach, W.: *Die wissenschaftliche Erkenntnis von den kosmischen Einflüssen auf die menschliche Psychophysis.* Forsch. Fortschr. XVI, 37—40, 1940.

Tschermak-Seysenegg, A.: *Über die physiologische Bedeutung der menschlichen Handlinien.* Forsch. Fortschr. XV, 214—215, 1939.

Wezler, K.: *Die persönliche Eigenart des menschlichen Organismus, gesehen vom Standpunkt des Physiologen.* Umschau XLIV, 1—5, 1940.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Anatomie und Morphologie

***Broesike, G.** und **Mair, R.**: *Repetitorium anatomicum.* 5. Aufl., 338 S., Georg Thieme. Leipzig 1940. (Geb. RM 15.—.)

Ein Buch von über 300 Seiten ist kein einfaches Kompendium mehr, aber es kann ein sehr nützliches Hilfsmittel für das Repitieren unter Benutzung von Atlas oder Objekt sein. Und das gilt zweifellos für das vorliegende und auch bereits erprobte Buch, weil es neben ausreichender und gutgegliederter Stoffzusammenfassung als solcher ein besonderes Gewicht auf praktisch wichtige Ausschnitte und Fragen legt. Sehr angenehm sind auch die gelegentlichen Bezugnahmen auf die Bewegungsphysiologie, die noch ausgebaut werden könnten, selbst wenn dies auf Kosten eines noch straffer paragraphierten Textes geschehen sollte. • v. E.

Francis, C. C. and **Werle, P. P.**: *The appearance of centers of ossification from birth to 5 years.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIV, 273—299, 1939.

Die erste Arbeit bringt als Ergebnis eine Tabelle des Auftretens der Ossifikationszentren bei europiden Feten vom zweiten Mondmonat ab, die zweite auf Grund röntgenologischer Untersuchungen bei mehreren hundert gesunden ♂ und ♀ europiden Kindern eine entsprechende Tabelle der prozentualen Häufigkeit bis zum 5. Lebensjahr. v. E.

***Lippmann, H.**: *Die Durchbruchszeiten der bleibenden Zähne nach Alter und Geschlecht unter Berücksichtigung der Umweltseinflüsse.* Diss. 58 S., C. Nieft, Bleicherode/Harz 1938. (RM 2.80.)

An 7899 Kindern der Göttinger Gegend wird vor allem die Variabilität der Durchbruchszeit und ihre Beeinflussung untersucht. Es ergeben sich beträchtliche Schwankungen und Unterschiede, so ein 4 Monate früherer Durchbruch beim weiblichen Geschlecht, monatelange Verzögerungen durch schlechten Gesundheitszustand, ebenso bei Stadt- gegenüber Landkindern und Arbeitslosen- gegen Arbeiterkindern. Berücksichtigung der älteren, aber fast ausschließlich deutschen Literatur, keine Beziehungnahme zu Konstitution, Rasse, Volk. v. E.

Muzaffer, S. S.: *Pulp cavities of molars in primates.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXV. 119—131, 1939.

Da das meiste ältere Primatenmaterial sowie die heutigen südamerikanischen Affen Thaurodontie aufweisen, glaubt der Verf. einen thaurodonten Vorfahr für Hominiden. Siminiden und Hylobatiden annehmen zu können. Auch Neanderthaler und Sinanthropus waren thaurodont, aber auch ein nennenswerter Teil der alten Menschheit, und ganz fehlt Thaurodontie auch nicht bei den rezenten Homoniden. v. E.

Kahn, K.: *Processus lemurinicus.* Spisy prirod. Fak. Masaryk Univ. Brünn, Nr. 251, 3—23, 1938.

Kleinschmidt, A.: *Die Schlund- und Kehlorgane des Gorilla „Bobby" unter besonderer Berücksichtigung der gleichen Organe von Mensch und Orang.* Ein Beitrag zur vergleichenden Anatomie des Kehlkopfes. Morphol. Jb. LXXXI, 78—157, 1938.

Koenner, D. M.: *Anthropologische und morphologische Beobachtungen an der menschlichen Hand.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 246—263, 1938.

Matthäus, K.: *Über die Formverhältnisse der distalen Femurepiphyse bei Mensch und Anthropomorphen.* Anthrop. Anz. XIV, 235—248, 1938.

Nippert, O.: *Über Gestalt und Krümmung des menschlichen Fingernagels.* Anthrop. Anz. XV, 61—72, 1938.

***Pallin, P.**: *Untersuchungen über die Augenhöhlen des Menschen in verschiedenen Lebensaltern.* 107 S., I. Marcus, Stockholm 1937. (Kr. 5.)

Plattner, W.: *Größen- und Formverhältnisse der Kretinenhand.* Arch. J. Klaus XIII. 699—783, 1938.

Tuppa, K.: *Zur Morphologie der Augengegend.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 281 bis 291, 1938.

Abstammungskunde

Ehrenberg, K.: *Austriacopithecus, ein neuer menschenaffenartiger Primate aus dem Miozän von Klein-Hadersdorf bei Poysdorf in Niederösterreich (Niederdonau).* Sber. Akad. Wiss. Wien, math.-naturwiss. Kl., Abt. 1, CXLVII, 71—110, 1938.

Beschreibung, Maße, Vergleich, Dátierung und systematische Einordnung von Ulna und Humerus eines mittelmiozänen Primaten aus Österreich, des „Austriacopithecus". Gute Abbildungen. v. E.

***Weinert, H.:** *Vormenschenfunde als Zeugen der Menschwerdung.* (Frankfurter Bücher, Forschung und Leben 3), 118 S., 32 Abb., Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1939. (RM 2.80.)

Das Büchlein erklärt in volkstümlicher, aber wissenschaftlich unterbauter Form die notwendigen Begriffe und Voraussetzungen, beschränkt sich auf die Beschreibung der Pithekanthropidenfunde aus Java, Chou-Kou-Tien, Njarasa und Heidelberg (?) und geht auch auf die Frage des Eoanthropus ein. Einige bekannte Formulierungen Weinerts sind vorsichtiger gefaßt. Das Büchlein ist recht angenehm lesbar und sehr schön ausgestattet. B. Škerlj, Ljubljana.

***Dewar, D.:** *More Difficulties of the Evolution Theory and a Reply to „Evolution and its Modern Critics".* 206 S., Thynne & Co., London 1938 (8 s. 6 d.)

de Terra, H.: *Der eiszeitliche Zyklus in Südasien und seine Bedeutung für die menschliche Vorgeschichte.* Z. Ges. Erdkunde 285—296, 1938.

Weidenreich, F.: *The ramification of the middle meningeal artery in fossil hominids and its bearing upon phylogenetic problems.* Palaeontologica Sinica N. S. Nr. 3, 16 S., 1938.

Konstitution und Wachstum

Koya, Y. und **Takabatake, T.:** *Beitrag zur Untersuchung des konstitutionellen Befindens der Schulkinder Japans.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa VII, 123—136, 1939.

Es bestätigt sich auch an 2000 japanischen Kindern, daß der Sozialtypus der Städter hochwüchsiger als die ländliche rassische Parallelform, aber nicht etwa großwüchsiger ist, da im Gegenteil Schmalbrüstigkeit bei etwa gleichem Gewicht vorwiegt. Den städtischen Hochwuchs sieht der Verf. als konstitutionell minderwertig an. v. E.

***Ruß, E.:** *Die konstitutionellen Veränderungen bei Leipziger Studenten in der Zeit von 1925/26 bis 1934/35 als Folge vermehrter planmäßiger körperlicher Erziehung.* (Nachgewiesen an Breiten- und Umfangsmaßen des Rumpfes und der Extremitäten.) „Körperliche Erziehung und Sport" Heft 4, 49 S., 33 Tab., 18 Abb. (RM 2.40.)

***Dietzsch, H.:** *Konstitutionsuntersuchungen an Leipziger Studenten.* (Vergleichende Messungen in den Jahren 1925 und 1934.) Ibidem Heft 5, 45 S., 12 Tab., 3 Abb., beide: K. Triltsch, Würzburg-Aumühle 1939. (RM 2.40.)

Beide Arbeiten beruhen auf demselben Material (700 Studenten) und sind methodisch sehr gründlich durchgeführt. Eine Besserung der verschiedenen anthropologischen Maße an den sporttreibenden Leipziger Studenten seit 1925/26 bis 1934/35 ist einwandfrei nachgewiesen. Ob es sich um eine Besserung (oder Veränderung) der Konstitution (also des Genotyps!) handelt, erscheint zweifelhaft. Es handelt sich wohl um Umweltsbesserungen, die leider nicht am selben Material gewonnen wurden. Die nichtdeutsche, sowie auch die im Ausland in deutscher Sprache erschienene nicht geringe einschlägige Literatur ist nicht genügend berücksichtigt. B. Škerlj, Ljubljana.

Takabatake, T.: *Forschungen über die Wachstumsvariation der Rassenform und deren Eigenart.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa III, 223—246, 1937.

Tabellen und Kurven über das Wachstum nach Jahren bei 4200 japanischen Kindern beiderlei Geschlechts aus Hokuriku vom 7. bis 12. Lebensjahr. v. E.

***Zeller, W.:** *Entwicklung und Körperform der Knaben und Mädchen von 14 Jahren.* Veröff. Geb. Volksgesundh. Dienst II. 439, 102 S., R. Schwetz, Berlin 1939. (RM. 4.80.)

Die Symptome der Reifung werden hier mit verfeinerter Methodik für die Altersschicht der 13½—14½jährigen an einem großen Berliner Material (414 Jungen, 366 Mädchen) verfolgt. Verf. stellt tabellarisch die von ihm benutzten je 3—5 Reifungsstufen der Mamille, Pubes, Axillarbehaarung, Bart, Penis- und Skrotumform, Stimme, Kehlkopf und „Virilität" bei den Knaben; der Mamma, Pubes, Axillarbehaarung, Hüftrundung und Menarche bei den Mädchen zusammen und erleichtert ihre Benutzung durch instruktive Abbildungen. Der Zusammenhang zwischen den Körpermaßen und der

Reifungsstufe wird untersucht, die Reifungszeichen erweisen sich dabei als ein sinnvolleres Ordnungsprinzip als das chronologische Alter! Zeller gibt mit seiner ausgezeichneten Darstellung der Anthropologie ein Mittel in die Hand, Unterschieden in der Reifung auch bei den europiden Unterrassen mit mehr Aussicht auf Erfolg als bisher nachzuforschen. H. Grimm, Breslau.

Ando, S.: *Über die Konstitutionserblichkeit des Menschen.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa I, 265—344, II, 347—389, 1936.

Gini, C.: *Une question importante pour la science des constitutions et pour la médecine militaire: comme juger si les proportions d'un individu sont normales?* Rev. Inst. Internat. Statistique, S.A. 17 S., 1937.

Hrdlička, A.: *Growth of the head during adult life.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIV, 127—159, 1939.

Meredith, H. V.: *Stature of Massachusetts children of North European and Italian ancestry.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIV, 301—346, 1939.

Stevenson, P. H.: *Height-weight-surface formula for the estimation of surface area in Chinese subjects.* Chinese J. Physiol. XII, 327—330, 1937.

Pathologie

Bonne, C.: *Cancer and human race.* Amer. J. Cancer XXX, 435—454, 1937.

In allen asiatischen Tropenhospitalen steht Leberkrebs an erster Stelle, nimmt dagegen scheinbar nach Norden zu an Häufigkeit ab und wird dort durch Magenkrebs ersetzt. An sich ist auch dieser keineswegs selten in den Tropen, jedoch mit Ausnahme der Malayen, bei denen er praktisch überhaupt nicht auftritt. Doch sind hier maligne Tumoren und Hautkarzinome infolge vernachlässigter Geschwüre an den Beinen ganz allgemein, wie das für die meisten tropischen Bauernbevölkerungen zu gelten scheint. Beziehungen zu Rasse oder Körperbautypus werden nicht gesucht. v. E.

Cummins, H.: *Dermatoglyphic stigmata in mongoloid imbeciles.* Anat. Rec. LXXIII, 407 bis 415, 1939.

Bei 60 mongoloiden Idioten wird eine beträchtliche Verringerung der Wirbelhäufigkeit an den Fingerbeeren, eine Neigung zu transversalem Leistenverlauf auf der distalen Handfläche und eine verstärkte Musterhäufigkeit auf vier, eine verringerte auf den beiden restlichen (Thenar bis erster Interdigital- und vierter Interdigital-) Ballen festgestellt, das alles schon vom dritten Fötalmonat ab. Diese Abweichungen gehen aber keineswegs in Richtung auf die Rassenmongoliden, wie es nach Crookshanks bekannter abenteuerlicher Idee sein müßte, sondern entfernen sich im Gegenteil von diesen noch weiter als von den normalen Elternpopulationen. v. E.

Enisi, J.: *Beiträge zur physisch-anthropologischen Untersuchung über die Zahnkaries bei verschiedenen Völkern.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa V, 195—208, 1938.

Auch in Japan zeigt sich eine Zunahme der Karies in historischen Zeiten und mit steigender Zivilisation, zudem ergibt eine Untersuchung verschiedener Ainu-Gruppen, daß die Individuen um so kariöser sind, je stärker sich ihre soziale Gruppe bereits der höheren japanischen Zivilisation anschloß. Also, so schließt der Verf., bestehen keine Rassen- oder Völkerdispositionen für die Entstehung von Karies, sondern die Ernährung (Zuckergehalt) ist verantwortlich. v. E.

***Auclert, J.:** *Contribution à l'étude de la tuberculose des Noirs et de ses lésions anatomiques en Afrique équatoriale française.* Thèse de Médecine, 180 S., Marseille 1937.

Bonne, C., Hartz, Ph. H., Klerks, J. V., Posthuma, J. H., Radsma, W. and **Tjokronegoro, S.:** *Morphology of the stomach and gastric secretion in Malays and Chinese and the different incidence of gastric ulcer and cancer in these races.* Amer. J. Cancer XXXIII, 265—279, 1938.

Habs, H.: *Zwillingsforschung und Krebskrankheit unter besonderer Berücksichtigung einer auslesefreien Zwillingsserie von 100 tumorkranken Zwillingspaaren.* Dtsch. Med. Wschr. LXV, 1766—1769, 1939.

Moustadier, G.: *Sur la fréquence et les modalités du cancer à Madagascar.* Bull. Assoc. franç. Etude du Cancer XXVII, 1—13, 1938.

Pales, L.: *La tuberculose des Noirs, vue d'Afrique équatoriale française.* Rev. Tuberculose Sér. 5, IV, 190—208, 1938.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Klemm, O.** (†): *Charakter und Erziehung.* Bericht über den XVI. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Bayreuth 2. bis 4. Juli 1938. 288 S., J. A. Barth, Leipzig 1939. (Kart. RM 18.—.)

Sammelband über die auf dem angeführten Kongreß gehaltenen Vorträge und Referate. Für die Leser dieser Zeitschrift sind von besonderem Interesse die Eröffnungsrede, die der kürzlich verstorbene Vorsitzende der Gesellschaft, E. Jaensch, Marburg, gehalten, sowie die Erörterungen von Kroh (Psychologie im Dienste völkischer Erziehung), Zilian (Charakter, Konstitution und Rasse auf Grund von Zwillingsbefunden), Hellpach (Völkertum als Gegenstand der Völkercharakterologie), weiter vor allem eine Reihe von Berichten, die auf das Vererbungsproblem im Seelischen gehen (Pfahler, Eckle, Wilde, Kießling, Wellek, Konrad Lorenz).

B. Petermann, Göttingen.

***Kretschmer, E.:** *Medizinische Psychologie.* 5. verb. Aufl., 260 S., Thieme, Leipzig 1939. (RM 13.50 bzw. 15.—.)

Die 5. Aufl. dieses ausgezeichneten Buches bringt vor allem den Einbau des Forschungsertrags auf dem Gebiet der sog. athletischen Konstitution sowie verschiedene einzelne Ergänzungen. Es ist in seiner lebendigen und lebensnahen Darstellung von Funktionen, Verhaltensmotiven und Persönlichkeitstypen sowie seinen Hinweisen auf eine praktische ärztliche Psychologie ein nach wie vor wertvoller Bestandteil unserer medizinischen und psychiatrischen Literatur, der auch dem Psychologen wesentliche Ein- und Ausblicke vermittelt. v. E.

***Künkel, H.:** *Die Lebensalter.* 106 S., Diederichs, Jena 1939. (RM 3.40.)

***Ders.:** *Das Gesetz deines Lebens. Urformen im Menschenleben.* 2. Aufl., 191 S., Diederichs, Jena 1939.

Die beiden Bücher sind der Analyse der Entfaltungsstufen des menschlichen Daseins in den Lebensaltern und der Sinndeutung ihrer Stilartung im Gesamtaufbau der Lebensganzheit gewidmet. Das erstgenannte, neuerschienene Werk verfolgt sein Thema schlicht beschreibend unter Zugrundelegung einer Altersstufengliederung nach Kinderzeit, Jugendzeit, Mannesalter, Lebensreife (nach 40), Alterskrise. Das zweitgenannte, soeben neuaufgelegte Werk deduziert diese Altersstufentypen als „Urformen menschlichen Daseins“ und bringt sie in Zusammenhang mit typischen Grundeinstellungen dem Leben gegenüber, wobei die unterschiedlichen Betrachtungsdimensionen, die dabei ins Spiel kommen, die typologische und die phasengenetische, nicht immer klargestellt erscheinen. Im ganzen können die Betrachtungen als wertvoller Beitrag zur Vertiefung einer Psychologie des „Daseins“ trotz dieser Ungeklärtheit nur begrüßt werden.

B. Petermann, Göttingen.

***Pont (of Punch) and Delafield, E. M.:** *The British Character.* 120 S., The Albatross, Leipzig 1939. (RM 2.—.)

Ein lustiges Büchlein, das an dieser Stelle wegen seines psychologischen Gehalts angezeigt sei: gewisse sehr typische Züge des englischen Volkscharakters werden in einer allerdings besonders wohlwollenden Weise, wie es selbstverspottender Humor will, in Bildskizze und Kurzsatz treffend wiedergegeben. v. E.

***Reyer, W.:** *Organische Psychologie.* Grundriß einer psychischen Anthropologie. Neue deutsche Forschungen Bd. 227, 164 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM 7.—.)

Das Buch versucht eine Darstellung der psychischen Wirklichkeit in Form einer „phänomenologischen“ „Wesens“besinnung unter Vernachlässigung jeder im engeren Sinne empirischen, insbesondere experimentellen Methode. Die Denkform ist „instrumental“ bzw. vermögenspsychologisch, insofern, als das Ziel darin gesehen wird, die einzelnen Formen des bewußten Wirkens durch Rückbeziehung auf entsprechende „Wirkungsweisen“, nämlich auf dahinterstehende „Sinngebungen“ und „Wertungen“, zu bestimmen. In diesem Sinne werden behandelt das Auffassen, die ideellen Sinnbildungen, die abstrakten Sinnbildungen, weiter Lebensgefühl, Selbstwertbewußtsein, Wille und endlich die Gestaltungen höherer strukturhafter Art (Bildungsstrukturen, Gesinnungen, Gemütsart und Temperament usw. bis zu Anlagen und Begabungen hin). Das Buch bleibt seinem Ansatz entsprechend im Deskriptiven und Charakterisierenden und läßt jede tiefere Rückbeziehung auf eine letztlich zur richtigen Auffassung der deskriptiven Probleme doch auch wesentliche dynamische wie genetische Klärung vermissen. Es geht damit gerade an den Fragen vorbei, die heute in erster Linie im Vordergrund psychologischer Forschungsinteressen stehen müssen. B. Petermann, Göttingen.

***Rohracher, H.:** *Die Vorgänge im Gehirn und das geistige Leben.* 197 S., J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM 12.— bzw. 13.50.)

Auf eine Darstellung der strukturellen und nervösen Anatomie des Gehirns bringt der Verf. einen Einblick in die Entstehungsmöglichkeiten der psychischen Prozesse, also des Denkens, der Erinnerung, der Triebe usw., wobei die Schau von seiten des Psychologen (nicht Anatomen oder Psychiaters) geeignete Beispiele zu finden weiß. So gibt das Büchlein einen verständlich geschriebenen Einblick in unser derzeitiges geringes Wissen und das entsprechende Theoretisieren über die leibseelischen Zusammenhänge der Biofunktionen. v. E.

***Waldmann, G.** (Her.): *Rasse und Musik.* 112 S., Vieweg, Berlin 1939. (RM 3.50.)

Eine Sammlung von Einzelaufsätzen unter der Mitarbeiterschaft von J. Duckart, R. Eichenauer, J. Müller-Blattau, F. Metzler und G. Frotscher. Behandelt werden Allgemeinfragen wie die generelle Charakterisierung der rassischen Betrachtung kultureller Gestaltungen überhaupt, die Umschreibung von „Grundsätzen rassenkundlicher Musikbetrachtung" und Sondergebiete wie die Vererbung der Musikalität an Hand einer Kennzeichnung der Familie Bach. In konkretes Material speziell rassenpsychologischer Befunde zum Rahmenthema führt Metzlers Studie über die rassischen Grundkräfte im Volkslied hinein; sie zeigt aussichtsreiche Wege für weitere Arbeit solcher Art. B. Petermann, Göttingen.

Kafka, G.: *Zur Revision des Typusbegriffes.* Z. Psychol. CXLIV, 109—133, 1938.

Kinder, E. and **Steggerda, M.:** *A study of results secured through use of the Goodenough drawing scale with children of different racial groups.* Proc. Meetings Intern. Federation Eugen. Org. 100—102, July 1936.

Lange, F.: *Von der Sprache des menschlichen Antlitzes. Gefühl- oder Verstandes-Physiognomik?* Aus der Natur XVI, 103—108, 1939.

Requard, F.: *Wissenschaftliche Strenge und Rasse.* Z. ges. Naturwiss. IV, 342—353, 1939.

***Smiles, S.:** *Der Charakter.* Übertr. von H. Schmidt, Jena. 211 S., Kröner, Stuttgart 1939. (RM 1.80.)

***Villey, G.:** *La psychiatrie et les sciences de l'homme.* 196 S., F. Alcan, Paris 1938. (Fr. 30.—.)

Rassenlehre und Rassenpolitik

***Groß, W.:** *Der deutsche Rassengedanke und die Welt.* Schr. Hochsch. f. Politik H. 42, 32 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM —.80.)

Ein Rückblick von kompetenter Seite auf die Haltung der außerdeutschen Welt gegenüber der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik (Geburtenhebung, Verhütung erbkranken Nachwuchses, blutsmäßige Trennung von Deutsch und Nichtdeutsch), der die erfolgreichen und nicht erfolgreichen Gegenargumente eindrucksvoll darlegt und in der Warnung an die Deutschen ausklingt, reale Machtkämpfe nicht mit idealen Theorien zu verwechseln. v. E.

***Haubold, H.:** *Johann Peter Frank, der Gesundheits- und Rassenpolitiker des 18. Jahrhunderts.* 346 S., 12 Abb., J. F. Lehmann, München 1939. (RM 6.40.)

Der Verf. schickt der Darstellung der Hauptgedanken Franks eine ausführliche, musterhaft erbbiologisch unterbaute Biographie dieses deutschen Vorläufers der Erbgesundheitspflege voraus. Wichtig die aufgezeigten geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Aufklärung und naturwissenschaftlichem Zeitalter in Hinsicht der frühen anthropologischen Begriffsbildungen. H. Hochholzer, Wien.

***Schlempp, H.:** *Das neue Personenstands- und Eherecht mit Ausführungsbestimmungen und sonstigen einschlägigen Vorschriften sowie einer Einleitung.* 643 S., W. Kohlhammer, Stuttgart-Berlin 1939. (RM 4.40.)

Das Buch soll vor allem dem Handgebrauch in Studium und Praxis dienen. Für den Biologen von Interesse ist die Einarbeitung der rassenhygienischen Gesetze (Abstammungsnachweis, Erbgesundheitsgesetz) und der sippenkundlichen Verfügungen (Familienbuch u. a.) in dem neuen Gesetzestext. I. Schwidetzky, Breslau.

Bommersheim, P.: *Warum ist die Rassenlehre kein „Materialismus"?* Mschr. f. höhere Schulen XXXVI, 283—297, 1937.

Eicke, W. A.: *Die Rassen- und Judenfrage im faschistischen Italien.* Rasse VI, 345 bis 354, 1939.

Giannetti, B.: *La legislazione razziale dell'impero.* La Difesa della Razza II, No. 13, 28—29, 1939—XVII.

***Hecht, G.:** *Kolonialfrage und Rassengedanke.* Schriftenreihe Rassenpol. Amt NSDAP., H. 16, Berlin 1939.

***Ruttke, F.:** *Die Verteidigung der Rasse durch das Recht.* Schr. Hochsch. f. Politik, H. 43, 28 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM —.80.)

Methode

***Deneffe, P. J.:** *Die Berechnungen über die künftige deutsche Bevölkerungsentwicklung, eine vergleichende Darstellung mit einem Verzeichnis des deutschen und ausländischen Schrifttums.* Frankfurter Wirtschaftswissenschaftliche Studien H. 3, 175 S., Buske, Leipzig 1938. (RM 7.—.)

Eine ausführliche methodisch-kritische Beleuchtung der Versuche der Vorausberechnung. Die „Methode der Extrapolation" ist theoretisch und praktisch unbrauchbar, die „Methode der jahrgangsweisen Fortschreibung" liefert vorsichtig benutzbare Annäherungswerte, sollte aber auch nur auf höchstens 30 Jahre ausgedehnt werden. Die älteren Berechnungen konnten sich schon wegen Krieg und Geburtenrückgang an den Tatsachen nicht bewähren. F. Keiter, Würzburg.

***Heiß, R.:** *Die präparatorisch-anatomischen Methoden beim Menschen.* In: E. Abderhalden: Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. VII, Methoden der vergleichenden morphologischen Forschung, Heft 8, 683—920, Berlin-Wien 1938. (RM 14.20.)

Die normale Anatomie des Menschen ist ein Gebiet, das im Laufe des ewigen Abwechslungsdranges der Hominiden gerade in unserer Zeit einen tiefen Punkt seiner Würdigung findet — was ersichtlich mit der Anatomie als solcher und ihrem Erkenntniswert gar nichts zu tun hat. Dieser Wert ist auch für den Anthropologen gültig, den nicht nur zweckstrebig-praktisch, sondern auch erkenntnistheoretisch-wissenschaftlich arbeitenden Forscher, wenn er auch im Wellengang der Zeitströmungen seinerseits heute zumeist im Banne der Erbgangsuche steht. Denn mit der Rassenanatomie liegt noch ein ausgedehntes Wissensgebiet der vergleichenden Menschforschung vor, das wie so viele andere dieses scheinbar unrettbaren Aschenbrödels der Geistesgeschichte eine wirklich beschämend kümmerliche Bearbeitung erfahren hat. Deshalb sei auch von anthropologischer Seite das sorgfältige und klare Buch von Heiß begrüßt, das auf Grund einer ausgedehnten Erfahrung in der Individualanatomie nacheinander die Konservierungsmethoden, die Darstellung von Haut und Faszien, das Präparieren der Muskeln, Gefäße, Nerven und Organe behandelt. v. E.

Neweklowsky, K.: *Untersuchungen über die typendiagnostische Verläßlichkeit der Fragebogenmethode.* Z. Angew. Psychol. Charakterk. LVI, 1—81, 1939.

Zur Bestimmung des seelischen Konstitutionstyps wird oftmals die Selbstbeurteilung durch Fragebogen benutzt. Verf. untersucht durch wiederholte Befragung von 113 Versuchspersonen die typendiagnostische Wertigkeit der einzelnen Fragen des Schollschen Fragebogens, nachdem der Körperbautypus durch metrische Untersuchungen bestimmt wurde. Diejenigen Fragen, die auch bei mehrfacher Befragung gleich beantwortet werden, ergeben eine engere Beziehung zwischen „Körperbau und Charakter" als die Gesamtheit der Fragen. Verf. veranschlagt den methodischen Wert der Fragebogen nicht allzu hoch. I. Schwidetzky, Breslau.

***Nippold, A.:** *Anleitung zu wissenschaftlichem Denken.* 36.—43. Aufl., 232 S., Bonneß & Hachfeld, Potsdam-Leipzig 1939. (RM 3.50.)

Dieses ungemein durchsichtig aufgebaute und lebhaft durchgeführte Büchlein wendet sich an breiteste Kreise, die sich mit Wissenschaft befassen — dazu gehören auch alle unsere Studenten und rechnen sich auch gern noch jene, die später dem ewig menschlichen Streben nach beweisbarer Erkenntnis nachgehen können oder wollen. Es wird mit der Physik bzw. den Naturwissenschaften als Beispielsboden im Vordergrund manches wahre, beherzigenswerte und zeitgemäß ausgerichtete Wort gesagt. Doch hätte man gern auch noch einiges von der ethischen Seite der Wissenschaft und von ihren psychologischen Bindungen gehört. v. E.

Steggerda, M. and **Macomber, E.:** *A revision of the McAdory art test applied to American Indians, Dutch Whites and college graduates.* J. Comparative Psychol. XXVI, 349—353, 1938.

Die kleine Arbeit ist ein gutes Beispiel für Brauchbarkeit und Grenzen psychologischer Tests. Eine frühere Gestalt des Tests (eine Reihe von Tafeln mit je 4 Bildern, die in der Reihenfolge geordnet werden sollen, wie sie gefallen) setzte die Indianer offenbar in Nachteil, weil sie Gegenstände zeigt, die in ihrer Umwelt keine Rolle spielten. Bei einer abgeänderten Form verteilten Indianer (30 Navahos, 5 Maya) und Weiße (114 Personen) Sympathie und Antipathie nicht wesentlich verschieden, aber mit verschiedener Begründung: Die Weißen vorwiegend nach künstlerischen Gesichtspunkten, die Indianer nach der praktischen Brauchbarkeit der dargestellten Gegenstände. Verf. bemerkt richtig, daß es sich also eigentlich nicht um einen Kunsttest handele, für den eine für so verschiedene Völker brauchbare Form kaum gefunden werden könnte. Auch Rassenunterschiede kann man daraus kaum erschließen.

I. Schwidetzky, Breslau.

4. Historische Anthropologie

(Geschichte der Anthropologie — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

***Heischkel, E.:** *Die Medizingeschichtsschreibung von ihren Anfängen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts.* Abh. z. Gesch. d. Medizin u. d. Naturwiss., H. 28. 91 S. Verlag Dr. E. Ebering, Berlin 1938. (Geh. RM. 4.20.)

Verf. zeigt, daß Medizingeschichte — wie Wissenschaftsgeschichte überhaupt — immer wieder umgeschrieben werden muß, da Fragestellung, Gesichtspunkte und Quellenbereich sich wandeln. Medizin und Anthropologie haben gemeinsame Wurzeln. So enthält auch die vorliegende Studie wertvolle Quellenhinweise, die auf ihre Bedeutung für die Geschichte der Anthropologie noch zu prüfen wären. Verf. hat dieser Aufgabe durch sorgfältige Angaben über Eigenart und Zuverlässigkeit des Materials vorgearbeitet.

H. Grimm, Breslau.

***Krueger, F.:** *Otto Klemm und das Psychologische Institut der Universität Leipzig. Deutsche Seelenforschung in den letzten drei Jahrzehnten.* 94 S., J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM 4.—.)

Diese Broschüre ist ein Nachruf auf Otto Klemm, der so lange mit dem Psychologischen Institut Leipzig verbunden war, und sie ist eben deshalb auch wesentlich mehr. Denn indem sie den fleißigen und hingebenden Forscher in der Umgebung zeigt, in der er mit seinem ganzen Wesen und durch die ganze Höhezeit seines Lebens verknüpft war, wird unvermeidlicherweise auch die Entwicklung des Instituts und seiner wissenschaftlichen Forschungsweisen klar. So laufen in dieser Schrift die individuellen und wissenschaftlichen Gerichtetheiten bald getrennt, bald verbunden nebeneinander her und geben damit einen lebendigen — wenn auch natürlich individuell gefaßten — Ausschnitt aus der deutschen Geistesgeschichte der verflossenen Dezennien. Dabei erhält auch die anthropologische Psychologie, die vergleichende psychologische Typenkunde, ihren Anteil. Derartige Schilderungen, von denen es — gar aus so berufener Feder — nur ganz wenige gibt, können nach Erkenntniswert und Anregung nur mit überlegsamen Autobiographien verglichen werden, ja sie übertreffen diese noch an Objektivitätsgehalt.

v. E.

***Shryock, R. H.:** *Die Entwicklung der modernen Medizin in ihrem Zusammenhang mit dem sozialen Aufbau und den Naturwissenschaften.* 374 S., Ferd. Enke, Stuttgart 1940. (RM 18.— bzw. 19.80.)

Der Reiz dieses Buches liegt darin, daß die Entwicklung der neuzeitlichen Medizin vom 17. Jahrhundert ab in engstem Zusammenhang mit den Zeitströmungen geschildert wird. Dabei wird der Begriff der Medizin eng gefaßt, also eng auf die Krankheitskunde ausgerichtet. Die Wechselwirkungen zwischen Therapie und Philosophie oder „Zeitgeist" werden eindrucksvoll, ergötzlich und oft — wenn auch wohl unbeabsichtigt — beschämend geschildert. Denn die Unfreiheit der menschlichen Handlungen, die überragende Bedeutung der oft nur aus Abwechslungsbedürfnis oder äußeren Nichtigkeiten erfolgenden Wertsetzungen tritt hier, wo es sich um Leben oder Tod handelt, besonders grell heraus. Dabei wird ein großes Material sorgfältig und aufschlußreich verarbeitet und die Paragraphierung nach Zeitabschnitten (erst Jahrhunderten, dann Halbjahrhunderten) und Einflußzentren sauber innegehalten. Ein Buch für besinnliche Ärzte, für Soziologen, Historiker und Psychologen, ein Buch menschlicher Schwäche.

v. E.

Vorgeschichte

***Duhn, Fr. v.** † (abschließender Bearbeiter: Messerschmidt, Fr.): *Italische Gräberkunde.* II. Teil, 333 S., 6 Abb., 40 Tafeln, 5 Karten, Carl Winter, Heidelberg 1939. (RM 28.— bzw. 31.—.)

Eine erschöpfende quellenmäßige Darstellung des archäologischen Materials über Veneter, Picenter und Japyger. Besonderes Augenmerk wird den ostadriatischen Kulturbeziehungen zugewandt. Leider bedient sich das gründliche Werk zur Entwirrung der verwickelten Völkerverwandtschaft nicht auch der vergleichenden Anthropologie, wo es doch gerade sehr von Interesse wäre, festzustellen, ob nicht zwischen den Stufenfolgen der Archäologie und der bereits zahlreich untersuchten italischen und westbalkanischen Skelette manche Gleichung erstünde.

H. Hochholzer, Wien.

***Petersen, E.:** *Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld im Lichte der Bodenfunde des 6. bis 8. Jahrhunderts.* 291 S., 186 Abb. 9 Kart., C. Kabitzsch, Leipzig 1939. (RM 34.—.)

Die rassengeschichtlich bedeutsame Frage des Fortdauerns germanischer Siedlung im

Ostmitteleuropa der Völkerwanderungszeit kann von rassenkundlichem Material aus nur sehr unbestimmt beurteilt werden. Um so mehr ist zu begrüßen, daß hier von der Vorgeschichte aus ein überraschend reiches Material zusammengestellt und eine Verknüpfung mit den kärglichen historischen Nachrichten zu einem Entwurf der völkergeschichtlichen Lage während des 6. bis 8. Jahrhunderts verarbeitet wird, der vielerlei Klärungen und einleuchtende Vermutungen bringt. In dem großzügig ausgestatteten Werk sind die 9 Karten für den Nichtprähistoriker von besonderem Interesse.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Sprockhoff, E.:** *Die nordische Megalithkultur.* (Band 3 des Handbuchs der Urgeschichte Deutschlands.) 164 S. Berlin und Leipzig 1938. (RM. 7.20 bzw. 8.20.)

Das Buch gibt nach gründlicher Behandlung der megalithischen Grabformen und ihrer Verbreitung eine klar gefaßte Darstellung vom Stand unseres Wissens. Obwohl kulturgeschichtliche Fragen nicht vernachlässigt sind, steht der eigentlich historische Gesichtspunkt im Vordergrund. Der Anthropologe, der Fragen der prähistorischen Rassen- und Bevölkerungskunde nachgeht, wird besonders in den Kapiteln über „Die Tonware", „Zeitstellung" und „Geschichtliche Zusammenfassung" einen zuverlässigen und bei aller Gründlichkeit knapp gehaltenen Führer zu den archäologischen Voraussetzungen finden. Das Werk ist mit Abbildungen, Tafeln und Karten geradezu verschwenderisch ausgestattet. Vgl. Z. Rassenk. VIII, 113, 1938.

E. H. Krüger, Breslau.

Geschichte

***Aubin, H.:** *Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung.* 90 S., Hirzel, Leipzig 1939. (RM 5.80.)

Die Schrift behandelt in neuartiger Weise die Ostkolonisation seit den Karolingern, wobei methodische und theoretische Gedanken die Stoffdarbietung durchsetzen. Die rassengeographische Seite des Fragenbereiches kommt hierbei allerdings kurz weg. Der Ansicht (S. 38 ff.), das anthropologische Moment sei „für die Gliederung des Ostraums wenig geeignet und liege auch abseits der Aufgaben der Anthropologie", kann nicht beigepflichtet werden. Unkenntnis der sekundären Vermischungsphasen und Gauvariationen rechtfertigt noch nicht den Entfall biologischer Grundbetrachtung.

H. Hochholzer, Wien.

***Brewitz, W.:** *4000 Jahre jüdischer Geschichte.* 234 S., Reclams Univ.-Bibl. Nr. 7446—48, Leipzig 1939. (RM 1.05 bzw. 1.45.)

In volkstümlicher Darstellung wird das Wechselspiel der jüdischen Geschichte entrollt. Wenn auch neben reichem kulturgeschichtlichem und völkerkundlichem Stoff die rassenbiologischen Zusammenhänge verschiedentlich erwähnt werden, so ist doch (vom Verf. beabsichtigt) auf strengere anthropologische Grundlegung des Jugendproblems verzichtet. H. Hochholzer, Wien.

***Helbok, A.:** *Deutsche Geschichte auf rassischer Grundlage.* 81 S., 1 Kart., Niemeyer, Halle a. d. S. 1939. (RM 2.80.)

Ein flüssiger Entwurf für eine biologische Geschichtsforschung, die das Werten am Maßstab der eigenen Triebe und des eigenen Nutzens als bewußte Forderung betont und die Beziehungen zu Heimatforschung und Vorgeschichte aufzeigt, und zwar anschaulich und mit Kraft und Kenntnis, die aber einen schneidend scharfen Bruch gegen die ereignisforschende Biologie setzt. So wird auch nur biologisch wertende Geschichtsforschung, aber nicht biologisch denkende Geschichtsforschung anerkannt, und die lebendige Form und Grundlage selbst wird nicht erreicht. Aber biologische Typenforschung und Rassengeschichte wie Rassenpsychologie sollten wohl nicht so weitgehend aus einer biologischen Geschichtsbetrachtung fortgewischt werden. Die Schrift enthält des weiteren zahlreiche und oft gut formulierte Forderungen und Anregungen.

v. E.

***Hölscher, W.:** *Libyer und Ägypter.* Beiträge zur Ethnologie und Geschichte libyscher Völkerschaften nach den altägyptischen Quellen. Ägyptologische Forsch. H. 4, 70 S., J. J. Augustin, Glückstadt 1937. (RM 9.—.)

Merkwürdig wenig hat sich die Ägyptologie bisher mit den Nachbarvölkern der Altägypter und im besonderen mit der Libyerfrage beschäftigt, als ob das ausgezeichnete Buch von Bates alle Lust dazu genommen hätte. Gar die Anthropologie, also Konstitutionsformen, Rassentypen und Bevölkerungsdynamik, wurden kaum je gestreift. Um so mehr ist der vorliegende sorgfältige, wenn auch nicht erschöpfende Versuch, Beachtung wert, obwohl auch er das Anthropologische an sich nur flüchtig streift. Abgehandelt werden vor allem Land, Tracht und Wanderungen bzw. die Geschichte überhaupt, dazu werden gewisse prähistorische Verbindungen geknüpft. Das Ergebnis ist: die Ritztechnik der Keramik der Temenu weist nach Norden, nach Europa. Aus den Resten vermutlich einfacher ägyptischer Randbevölkerungen der Sahara entstanden erst die Tehenu, die dann erst von den blonden und blauäugigen Temehu gegen Ende

des alten Reiches überwältigt wurden. Das neue Volk siedelte längs des ganzen Niltales. Seine dauernden Einbruchsversuche hatten aber erst im neueren Reich der 19. und 20. Dynastie und endgültig nach der starken Hyksoszeit zu Beginn des ersten Jahrtausends dauernden Erfolg. Es entstand eine libysche Militärdidaktur, die 945 v. Chr. mit Schoschenk I. die 22. Dynastie in Bubastis begründete. Allerdings folgt bald ein Zerfall in die beiden Reichshälften Ober- und Unterägypten, und schließlich die völlige Überrumpelung durch die Äthiopenkönige, durch Negride. — Es drängt sich die Parallele zu dem Verhältnis von Germanen zu Römern auf, und in der Tat kann es sich nach der jetzigen Lage der Dinge bei den blonden Temehu kaum um etwas anderes als um eine frühe Welle aus dem nordischen Unruhezentrum gehandelt haben. Sie kann sich hier, fern der Basis, nicht gegen die hochzivilisierten Landesbewohner, ja nicht einmal gegen deren negride Nachbarn, auf die Dauer halten.

***Lastra, D. Sch.:** *Der Indio der Pampa.* 229 S., Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig 1939. (RM 5.40.)

Eine lebendig und anschaulich geschriebene Geschichte der Beziehungen zwischen Indios und Weißen in Argentinien, die sich jedoch im wesentlichen nur auf die kriegerischen Verwicklungen bezieht und auf dokumentarisches Material verzichtet. — Schullektüre. v. E.

***Moore, D. R.:** *A History of Latin America.* 826 S., Prentice-Hall, New York 1938. ($ 5.00.)

In knappem und klarem Stil wird eine ausgezeichnete Übersicht über die Geschichte der lateinamerikanischen Staaten gegeben, allerdings unter sehr starker Betonung der modernen Geschichte und der wirtschaftlichen und politischen Fragen. Es ist also mehr der Praxis als der Wissenschaft zugeeignet. Dies zudem unter Beiseitelassung aller sowohl älterer wie neuer und teilweise sehr wichtiger Literatur, die außerhalb des englischen und romanischen Sprachkreises erschien. Auch die kulturellen und ethnologischen Momente bleiben der Grundeinstellung entsprechend so gut wie völlig, die anthropologischen, also der Mensch als Träger der Geschichte und aller ihrer Entscheidungen und Wandlungen, überhaupt restlos unberücksichtigt. Der Verf. befleißigt sich im übrigen offensichtlich der Objektivität. Sie kann nicht verhindern, daß der deutsche Einfluß und gar erst deutsche Belange und Kulturleistungen weder richtig noch freundlich gesehen werden. Bilder fehlen, Karten sind sparsam, keine Übersichtstabellen. v. E.

***Riehl, W. H.:** *Die Naturgeschichte des deutschen Volkes.* Zusammengefaßt und herausgegeben von Günther Ipsen. 407 S., Kröner, Leipzig 1939. (RM 4.—.)

Die Auswahl enthält das bleibende Gedankengut über Volk, Land, Leute, Familie und bürgerliche Gesellschaft. Für den Anthropologen besonders lesenswert die intuitiven, aber biologisch richtigen Ansichten über Weib und Familie, Bauern und Adelige. Im großen ganzen liefert Riehl gemäß seiner künstlerischen Anlage mehr Stoff zur Rassenpsychologie als zur somatischen Anthropologie. Überzeitlich wirkt seine naturnahe Treffsicherheit in der Ablehnung lebensfremder Theoreme, wie Universalstaat, Gleichheit aller Individuen, Weltbürgertum u. dgl. H. Hochholzer, Wien.

***Sommer, W.:** *Geschichte Finnlands.* 346 S., R. Oldenbourg, München 1938. (RM 9.50.)

Das Buch füllt in dankenswerter Weise eine Lücke im Schrifttum. Es gibt in erster Linie politische Geschichte, die Entwicklung von Wirtschaft, Sozialstruktur und Geistesleben wird eingeschlossen. — Auch die, nicht allzu reichlichen, bevölkerungsgeschichtlichen Angaben sind über das Buch verstreut. Die vorgeschichtliche Besiedlung wird leider nur sehr kurz behandelt, die bevölkerungsgeschichtliche Rolle der Wikinger gering eingeschätzt (Verf. hält auch sonst nicht viel von ihnen). Mit der Schilderung der Kolonisation der „Erämarken", der großen Bevölkerungskatastrophen, der zahlenmäßigen Entwicklung und sozialen Umschichtung in der Neuzeit rundet sich immerhin das Bild. — Die Darstellung ist von tiefer Sympathie für das finnische Volk getragen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Coupland, R.:** *East Africa and its invaders from the earliest times to the death of Seyyid Said in 1856.* 584 S., London 1938. (30 s. net.)

Haenisch, E.: *Die Geheime Geschichte der Mongolen (Yüan-ch'ao pi-shi).* Forsch Forschr. XV, 394—396, 1939.

Tanghe, B.: *Histoire générale des migrations des peuples de l'Ubangi.* Congo II, 361 bis 391, 1938.

***Wales, H. G. Qu.:** *Towards Angkor.* In the Footsteps of the Indian Invaders. Pp. 249. G. G. Harrap, London 1937. (12 s. 6 d.)

***v. Wartburg, W.:** *Die Entstehung der romanischen Völker.* 180 S., Niemayer, Halle 1939. (RM 8.— bzw. 9.50.)

Williams, J. J.: *The Maroons of Jamaica.* Anthrop. Ser. Boston Coll. III, 379—480, 1938.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Astel, K. und Weber, E.:** *Die unterschiedliche Fortpflanzung.* Untersuchung über die Fortpflanzung von 14 000 Handwerksmeistern und selbständigen Handwerkern Mittelthüringens. Polit. Biol. H. 8, 59 S., Lehmann, München 1939. (Kart. RM 3.20.)

***Astel, K. und Weber, E.:** *Die unterschiedliche Fortpflanzung.* Untersuchung über die Fortpflanzung von 12 000 Beamten und Angestellten der Thüringischen Staatsverwaltung. Polit. Biol. H. 9, 130 S., Lehmann, München 1939. (Kart. RM 4.40.)

Methodisch hervorragende Untersuchungen von größter aktueller Bedeutung. Das Beste, was wir über die deutsche Geburtenentwicklung seit 1933, aufgezeigt an genau durchgearbeiteten Beispielsgruppen, zur Zeit besitzen. Wir haben bisher günstigstenfalls wieder ein „Zweikindersystem" erreicht, daher wäre eine Steigerung der Geburtenhäufigkeit um weitere 80% der jetzigen Höhe zur Gewinnung bestandserhaltender Verhältnisse nötig. F. Keiter, Würzburg.

***Günther, H. F. K.:** *Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform.* 673 S., Teubner, Leipzig-Berlin 1939. (RM. 16.—.)

In Erweiterung der in der bekannten Schrift über Verstädterung ausgesprochenen Gedankengänge ein hervorragender Überblick über das bauernkundliche Schrifttum unter rassenbiologischem Gesichtswinkel. Die Behauptung des Verlages, es sei die erste Lebenskunde des deutschen Bauerntums, wirkt freilich etwas kühn. Man kann nach den Werken L'Houets, Weigerts, Rumpfs, Darrés, Ipsens, Schedas über den „typischen Bauern" nicht allzuviel ganz Neues sagen, das Werk bewegt sich aber allein auf den Bahnen typensuchender, verallgemeinernder Psychologie. Alles dreht sich um den großen Gegensatz ländlich-städtisch, wie einst um nordisch-ostisch. Nach der Rassenzerspaltung nun die Stadt-Land-Spaltung! Ref. kann aus sachlichen und völkischen Gründen da nicht so recht mit. Daß Verf. städtische Bildung und städtische Technik benötigt, um über die Stadt so schlecht zu urteilen, enthüllt den tiefsten Widerspruch des Werkes. Die nordalpine, so spät zustande gekommene Stadt ist als Werkstadt ein uns durchaus rassengemäßes Funktionsglied und darf nicht mit der südlichen Stadt als Marktplatz verwechselt werden. F. Keiter, Würzburg.

***Hartnacke, E.:** *15 Millionen Begabtenausfall! Die Wirkung des Geburtenausfalles der gehobenen Berufsgruppen.* „Politische Biologie" H. 11, 111 S., 12 Schaubild., Lehmann, München-Berlin 1939. (Geh. RM 4.—.)

Verbindet wieder werbende Absicht mit wichtigem neuestem Material zur Frage der Gegenauslese, das von jedem wird durchdacht werden müssen. Die schulmeisterliche Gleichung Geistige Begabung = Zeugniserfolg läßt sich offenbar aus solchen Erörterungen vorläufig noch nicht ausmerzen. F. Keiter, Würzburg.

***Hoppe, W.:** *Die berufliche und soziale Struktur der Bevölkerung Oberschlesiens im Lichte der Berufszählung vom 16. Juni 1933.* 134 S., C. Nieft, Bleicherode/Harz 1938. (RM 4.30.)

Die vorwiegend wirtschaftspolitisch orientierte Arbeit, die auf den amtlichen Veröffentlichungen aufbaut, kann nicht umhin, immer wieder auch auf die Verquickung mit bevölkerungsbiologischen Verhältnissen — hoher Kinderreichtum, wachsende Abwanderung u. a. — hinzuweisen. I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Ungern-Sternberg, R.:** *Die Bevölkerungsverhältnisse in Estland, Lettland, Litauen und Polen.* Eine demographisch-statistische Studie. Veröff. Geb. Volksgesundheitsdienstes LIII, H. 1, 126 S., R. Schoetz, Berlin 1939. (RM 5.—.)

Seinen handlichen und nützlichen Bevölkerungsdarstellungen europäischer Länder reiht Verf. hier eine neue an. Die Zusammenfassung der vier Länder ist gewiß berechtigt, doch vermißt man neben den Einzeldarstellungen eine vergleichende Zusammenschau, die die in der Einleitung berührten Fragen (Stellung zwischen West und Ost, Beziehungen zur Rasse) für den ganzen Raum behandelt. Auch die Rassenzusammensetzung wird jeweils kurz geschildert, freilich nicht nach den neuesten Quellen und daher z. T. schief oder gar falsch (Estland!), aber unter dankenswerter Beigabe zahlreicher z. T. bisher unveröffentlichter Bilder. I. Schwidetzky, Breslau.

Wissler, Clark: *Population changes among the northern plains Indians.* Yale Univ. Publ. Anthrop. I, 20 S., H. Milford, Oxford University Press, London 1936.

Für die Periode von 1670—1870 bieten die Schätzungen des Pelzhandels Unterlagen für eine Beurteilung der Stammesstärke, wenn auch meist nur nach Zelten, danach in der Reservationsperiode die offiziellen Zählungen in USA. und Nordamerika. Es zeigt sich ein nur regelmäßiger Abfall der Bevölkerung in der ersten Periode, während deren sich die Übernahme des Pferdes und das Einsetzen des Pelzhandels positiv, die großen Blatternepidemien von 1780, 1838 und 1856 und das grosse Büffelsterben negativ auswirken. Von Alkohol, Soldaten und Landnahme spricht der Verf. nicht. Im einzelnen wird ein Westwärtsströmen der Algonkingruppe deutlich. Die Siedlungsdichte in Be-

ziehung zu gegebener Kultur in bestimmtem Raum erhält Klärungen und die innere Gruppendynamik, d. h. Zusammenschließen, Ausbreiten und Wiederaufbrechen verwandter primitiver Menschengruppen, erhalten greifbare Veranschaulichungen, die um so wertvoller sind, als Erscheinungen der Stammesentstehung trotz ihrer offenkundigen Wichtigkeit bei den Fragen der Rassenbildung bisher vernachlässigt worden sind.

v. E.

***Frederick, S.:** *Migration and Environment, a Study of the Physical Charactersistics of the Japanese Immigrants to Hawaii and the Effects of Environment on their Descendants.* 594 S., Oxford University Press, London 1939. (32 s. 6 d.)

Sippenkunde

***Banniza v. Bazan, H.** und **Müller, R.:** *Deutsche Geschichte in Ahnentafeln.* Bd. I: Staat und Wehr. Bis zum Ende des Ersten Reiches. 340 S., A. Metzner, Berlin 1939. (RM 15.—.)

Einer kurzen fachlichen Einleitung folgen zahlreiche Ahnentafeln, jede mit einem Sondertext versehen. Register und Verweise ermöglichen restlose Auswertung aller Sippenverbindungen, die innerhalb der dargestellten deutschen Staatslenker und Heerführer auch für den Anthropologen bemerkenswerte Ergebnisse zeitigen. Das Werk ist von gleich hohem Wert für Vererbungsforscher, Historiker und Philologen. Tafeln und Texte ergeben geradezu eine fesselnde Lektüre. Blatt für Blatt ist außerdem historischer Beweis für die Richtigkeit der menschlichen Erblichkeitslehre.

H. Hochholzer, Wien.

***N. N.:** *Jahrbuch für auslandsdeutsche Sippenkunde.* II. 231 S., K. Weinbrenner & Söhne, Stuttgart 1937.

Die Bedeutung des Auslanddeutschtums in der allgemeinen menschlichen Biologie ruht darin, daß man es als ein großzügiges Experiment zur Frage nach Umwelt und Erbe auffassen kann: analog der Zwillingsforschung lassen sich reichsdeutsche Bevölkerungsgruppen mit deutschen Auswanderern in tropischem Klima usw. vergleichen. Wieweit man durch geeignete Auswahl die Erbähnlichkeit solcher Gruppen der Erbgleichheit annähern kann, das hängt von dem Ausbau der Sippenforschung ab. Die hier gesammelten Aufsätze stellen eine begrüßenswerte Vorarbeit dar. Sie berichten teils über die Ergebnisse weltweiter Forschungen, teils über Arbeitserfahrungen und Arbeitspläne. E. Keysers Aufsatz „Das Bildnis als Quelle für die Bevölkerungsgeschichte des Auslanddeutschtums“ sei besonders hervorgehoben. H. Grimm, Breslau.

***Wolf, J.:** *Blut und Rasse des Hauses Habsburg-Lothringen.* Probleme der Physiognomiengeschichte und Vererbungslehre. 375 S., Amalthea-Verlag, Wien 1939. (RM 12.— bzw. 14.—.)

Die Habsburger sind schon mehrfach Gegenstand genealogisch-biologischer Untersuchungen gewesen, doch noch nie in dieser Ausführlichkeit und Vollständigkeit. Verf. beschränkt sich nicht darauf, die bekannten physiognomischen Stigmata in der Generationenreihe zu verfolgen, sondern er versucht, den ganzen körperlichen und geistigen Habitus zu erfassen. So gelingt ihm eine gewisse Periodisierung der habsburgischen Typusgeschichte, die durch reiches Bildmaterial unterstützt wird, und die Herausarbeitung neuer Einzelzüge. Seinen allgemeinen Schlußfolgerungen wird aber der Biologe nicht durchweg zustimmen können. So reichhaltig das Material in familiengeschichtlicher Beziehung ist, so genügt es doch nicht, die Vererbung des geistigen Habitus in Frage zu stellen und einen „Anti-Galton“ zu begründen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Isenburg, W. K. Prinz:** *Ahnentafeln der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen.* 30 Bl., 7 S., Stargardt, Berlin 1938. (RM. 12.50.)

Klamroth, K.: *Beimischung türkischen Blutes in deutschen Familien.* Arch. Sippenforsch. XV. 33—36, 75—80, 1938.

***Klumpp, H.:** *Sippenkundliche Dorfforschung mit Beispielen aus zwei altwürttembergischen Gemeinden.* 31 S., Verl. d. Schwäbischen Heimat, Stuttgart 1937.

Meuter, H.: *Die amerikanische Soziologie zum zeitgenössischen Familienproblem.* Geist. Arbeit. V, Nr. 7, 3—4, 1938.

***N. N.:** *Ahnentafeln berühmter Deutscher.* Bd. 4: Rudolf Heß, Hermann Göring, Wolfgang und Ina Seidel ... Bearb. v. Leopold v. Bessel. 407 S., Zentralstelle f. deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig 1938. (Lwd. RM. 60.—.)

Roesle, E. E.: *Die Grundlagen der vergleichenden Familienbiologie. VI. Das menschliche Normalalter und seine biologische Bedeutung.* Familienbiol. Familienkultur II, 45—64, 1937.

Weninger, J.: *Rassenkunde und Familienforschung.* Nachr. Wiener Ges. Rassenpflege, Fol. 1, S.A., 3 S., 1938.

***Zeller, F.:** *Ratgeber zum Abstammungsnachweis.* Für das Land Österreich bearb. 8 Bl., Verl. Verwaltungspraxis, München 1938. (RM. 1.—.)

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Dart, A.: *The hut distribution genealogy and homogenity of the Auni-Khomani Bushmen.* Bantu Studies, September, 159—174, 1937.

Ders.: *The physical characters of the Auni-Khomani Bushmen.* Bantu Studies, September, 175—295, 1937.

Eine blutsverwandte Gruppe von 77 Buschleuten wird nicht nur in den wichtigsten Kopf- und Gesichtsmaßen, sondern vor allem auch nach den Gesamtformen von Gesichtsbau und Schädelbildung verglichen, und zwar im Hinblick auf Beziehungen zu den prähistorischen sog. Busch- und Boskoprassen, deren Prägung bei Lebenden bereits Fritsch richtig erschaut hatte. Die Methode: visuelle Elimination. Ergebnis: eine grundsätzliche Trennung von Buschleuten und Hottentotten ist nur kulturell, nicht somatisch möglich. Bei beiden kommen und beim untersuchten Material etwa zu gleichen Teilen — der Busch- und Boskoptypus vor. Sie erscheinen aber geschlechtsgebunden, da ersterer weitaus häufiger bei den Frauen, letzterer bei Männern auftritt. Je 15, 23 und 25% der Untersuchten zeigen daneben mehr minder aber auch mediterrane, armenide und mongolide Typen bzw. Anklänge, woraus der Verf. ableitet, daß die Khoisaniden entsprechende Berührungen bereits vor dem Eindringen der Neger in Afrika erfuhren. Daneben geringe australiforme Züge. Die Konstitution ist vorwiegend sthenisch. Literatur, Originalmaße, Abbildungen. v. E.

***Giemsa, G.** und **Nauck, E. G.:** *Eine Studienreise nach Espirito Santo.* Abh. a. d. Geb. d. Auslandsk. Bd. 48, 75 S., Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg 1939. (RM 10.—.)

Im Rahmen einer von tropenärztlichen Gesichtspunkten im weitesten Sinne (Beitrag zum Akklimatisationsproblem) bestimmten Umweltschilderung wird auch über anthropologische Untersuchungen an rund 40 deutschstämmigen Siedlern berichtet. 12 Personen (9 Männer, 3 Frauen) werden abgebildet und ihre Individualmaße mitgeteilt, die Untersuchung der in der Heimat verbliebenen Verwandten (hierzu sippenkundliche Mitteilungen und Stammtafel) wird angeregt. Bevölkerungsbiologisch sind diese Brasiliendeutschen auch heute noch eine Volksgruppe mit ungewöhnlich hoher Zuwachsrate. (Vgl. auch die Wachstumsuntersuchungen des Ref. [Volksforschung II, 130—138, 1938], zu denen die Verff. ausführlich Stellung nehmen.) H. Grimm, Breslau.

Koya, Y., Mukai, T., Aoki, Y. und **Suzuki, S.:** *Physisch-anthropologische Forschungen über die Hokuriku-Japaner.* Rassenbiologische Untersuchungen Univ. Kanazawa IV, 1—276, 1937.

In den bisher 7 Bänden der von dem regsamen Y. Koya herausgegebenen „Rassenbiologischen Untersuchungen der Univ. Kanazawa" findet sich eine größere Zahl anthropometrischer Beiträge, die sehr oft durch zwischen die ostasiatische bzw. japanische Schrift gesetzte deutschen Bezeichnungen allgemein verständlich gemacht wurden und insgesamt schon ein beträchtliches metrisches Material aus Japan und seinen Interessengebieten beigebracht haben (vgl. Murata 1936, 1937; Kato 1938, 1939; Ando 1938; Samejima 1939). Der vorliegende Band ist ausschließlich der statistischen Verarbeitung von Körperhöhe und 5 Kopfmaßen (ohne Nase) an rund 8000 Rekruten der beiden um Kanazawa selbst gelegenen Provinzen gewidmet. Der umfangreiche Anhang bringt die Verteilungsreihen kleinerer Gruppen. Zudem wurden nach Mollison (und mit einer von Koya angebrachten Korrektur) auch Typendifferenzen berechnet. Sie zeigen einen typologischen Zweizerfall der Bevölkerung nach Ebene und Gebirge, wobei es sich vermutlich um Standortvarianten handeln dürfte. In Süd-Noto scheinen Ainu-Einschläge aufzutreten. Auf morphologische Feststellungen und die lebendigen Typen selbst wurde leider verzichtet, wie wir denn überhaupt bei der japanischen Bevölkerung in bezug auf den rassischen Typengehalt und sein örtliches und soziales Variantenspiel noch sehr im Dunkeln tappen. v. E.

***Liu, H.:** *Hainan, the island and the people.* The China J. XXIX, 236—246, 302—314. 1939. — Broschüre 30 S., Shanghai 1939.

Dieses aus gründlicher eigener Kenntnis geschriebene hübsche Büchlein bietet eine gut bebilderte knappe Landeskunde. Besonderer Nachdruck wird wie bei Stübel (vgl. Ref. Z. Rassenk. VII, 204) auf die Ethnologie der Urbevölkerung, der Li-Stämme gelegt. Als rassisches Grundelement der Urbevölkerung wird eine besondere Variante der palämongoliden Rasse geschildert, der „Homo sapiens palämongolicus hainanicus". Die

Typenbilder zeigen, daß daneben auch nicht unbeträchtliche sinide Elemente (wie in Tonking) und progressiv-weddide (wie bei den Moi) eine Rolle spielen. v. E.

***Sauser, G.:** *Die Ötztaler.* Anthropologie und Anatomie einer Tiroler Talschaft. 715 S., 148 Taf., Deutscher Alpenverlag, Innsbruck 1938.

Nach einer raumkundlichen und bevölkerungswissenschaftlichen Einleitung mit besonderer Beachtung der Krankheitsstatistik wird eine eingehende anthropometrische und somatoskopische Untersuchung von Ossuarienmaterial geboten, das sich auf die stattliche Zahl von über 1000 Schädel und je mehreren hundert Skelettknochen stützt, mit Hilfe von Kurven und Parametern die Variabilität studiert und mit dem vorliegenden Material aus den Alpenländern und Lappland eingehend vergleicht. Der zweite Teil behandelt gleicherweise gründlich das an 259 lebenden Individuen gewonnene Meßmaterial, wobei sich im besonderen eine Anzahl sehr nützlicher somatoskopischer Statistiken ergeben. Eine Aufspaltung in künstliche Rechentypen wird vermieden und eine Erfassung auf rassendiagnostischem Wege versucht. Sie zeigt ein vorwiegend dinarisch-alpines Formenspiel mit geringen nordischen und geringeren mediterranen Einschlägen (Verhältniszahlen im groben 18 : 12 : 1 : 0.2). Leider wird dabei auf die entscheidend wichtige Kontrolle der Diagnosen und ihre Zusammensetzung und auf eine Verarbeitung des Typengehaltes mit den biologischen, sozialen und historischen Gegebenheiten verzichtet. Blonde Dinarier werden als solche (und also nicht etwa als besondere Ein-Merkmalsrasse) behandelt, Beziehungen zwischen den alpenländischen Alpinen und protoalpinen Lappen als biologisch wahrscheinlich angesehen und mit der Höhenlage parallele progressive Standortsvariabilitäten festgestellt. Das Buch ist besonders gut ausgestattet, bringt die Originalmaße und ein umfangreiches Bildmaterial. v. E.

***Schebesta, P.:** *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri.* I. Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Ituri-Bambuti (Belgisch-Kongo). 438 S., 32 Taf., 1 Karte, Campenhout, Brüssel 1938. (Fr. belge 250. –.)

Erforschungsgeschichte und Lebensraum der innerafrikanischen Pygmäen bilden die Einleitung, der besonders wertvolle Versuch einer Bevölkerungsbiologie den Übergang zur Darstellung der Rassenphysiologie (Blutgruppen, Wachstum, Krankheiten) und Rassenmorphologie (Maße, Körperformen, Skelette) der Bambuti, die morphologischen Beziehungen zu den Nachbarn den Abschluß. Das gesamte in der Literatur vorliegende Material wird zum Vergleich herangezogen und kritisch verarbeitet. Der Verf. wendet sich dabei gegen die Aufstellung künstlicher Rechentypen, um seinerseits umgekehrt von den lebendigen Typen auszugehen und diese auf Kombinationstafeln zu veranschaulichen. Es ergeben sich vier Spielarten: I. ziemlich kurzköpfige, relativ hellhäutige und breitnasig-breitgesichtige, sehr kleine Individuen, die als ursprünglich und typisch angesehen werden; II. mittellangköpfige, dunklere, langgesichtigere und etwas höhere Individuen, sowie III. eine negriforme und IV. eine europiforme Variante. Leider wird eine Gegend „an der Nasenwurzel gegen den Stirnknochen" — also die Subnasiongegend — als Nasion bezeichnet, was leicht zu Verwechslungen führen kann, da das derart gewonnene Material nicht ohne weiteres mit üblichen Untersuchungen vergleichbar ist. Wertvolle Analyse der Nasen- und Ohrformen mit entsprechenden rassenhistorischen Ausblicken. Abschließend wird mit Nachdruck betont, daß die Bambutiden die älteste afrikanische Bevölkerung seien, die Khoisaniden dagegen erst aus Bambutiden und einem Fremdelement in Wüstengegenden spezialisiert wurden. Diese Grundelemente entsprechen dem Busch- und Boskoptyp von D a r t (vgl. oben Ref. S. 187). Bei den Paläneгriden aber handelt es sich nicht um eine an sich alte (wenn auch altertümliche) Form, sondern um eine harmonisierte „Kontakterscheinung, deren Ursprung allerdings weit zurückliegt". Im Anhang die Originalmaße von mehreren hundert Individuen sowie Abbildungen und Karte. v. E.

Stiel, W.: *Physiognomische Studien an der eingesessenen Kölner Bevölkerung zur Feststellung und genaueren Charakterisierung der verschiedenen Rassentypen.* Med. Diss. 21 S., Köln 1937.

Eine begrüßenswerte Untersuchung an einer deutschen Großstadtbevölkerung (100 ♂, 20—21 Jahre, verschiedene Berufe), die die besonders alteingesessenen Elemente erfassen will. Die Bearbeitung und Darstellung (bis zu den Urgroßeltern in Köln!) des Materials wirken vielfach unbeholfen, immerhin werden die wichtigsten Maße und eine Reihe von Beobachtungen geboten. Für die rassische Bestimmung benutzt Verf. die v. Eickstedtschen Rassenformeln, so daß er zu Aussagen über die quantitative Rassenzusammensetzung kommt, kennt aber noch nicht die Kontrollmethoden und kann leider keine Bilder geben. Unklar bleibt, wie „rein ostisch" und „alpin" innerhalb des „ostischen" Bestandteils verstanden und unterschieden werden. Der geplanten Fortführung der Arbeiten wünscht man Erfolg, aber auch eine straffere Methodik.

I. S c h w i d e t z k y, Breslau.

Anthropographie und Länderkunde

***Bernatzik, H. A.:** *Albanien. Das Land der Schkipetaren.* 3. Aufl., 96 S., L. W. Seidel, Wien 1939. (RM 5.— bzw. 6.50.)

Wie fast alle Bernatzikschen Bildbücher bietet auch dieses reichliches Anschauungsmaterial von anthropologischem Interesse, insbesondere zu Spielweite und Ausdrucksstil des dinarischen Typus. Der Text der Neuauflage führt den geschichtlichen Überblick bis zum italienischen Einmarsch fort, der den Zerfall der Volkskultur weiterhin beschleunigt. I. Schwidetzky, Breslau.

***Eckert-Greifendorff, M.:** *Kartographie, ihre Aufgaben und Bedeutung für die Kultur der Gegenwart.* 437 S., W. de Gruyter, Berlin 1939. (RM 15.—.)

Kurz vor seinem Tod konnte der deutsche Altmeister der Kartenwissenschaft noch dieses Buch abschließen, das aus 50jähriger Forschung und Erfahrung hervorwuchs. Es gliedert sich in 5 Hauptabschnitte: Grundelemente und Richtlinien der Kartographie: Die Bauelemente der Karte; Die Karte in der Forschung — als Kulturspiegel und Kulturträger — in Politik und Erziehung. — Rassenkarten werden bei nicht immer klarer Begriffstrennung neben Völkerkarten besprochen (genannt werden für Merkmalskarten nur Beddoe und Gerland, für Rassenkarten vor allem Deniker, v. Eickstedt, Weule), ihre besondere Problematik kaum gesondert behandelt, aber die allgemeinen Teile, sowie die über Völker- und Bevölkerungskarten bringen die meisten für Rassenkarten geltenden Fragen und Gesichtspunkte. Alles in allem wird der Anthropologe trotz im einzelnen nicht befriedigender Behandlung seines Spezialgegenstandes das Buch mit Gewinn benutzen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Krebs, N.:** *Vorderindien und Ceylon.* Eine Landeskunde. 382 S., A. Spemann, Stuttgart 1939. (RM 33.— bzw. 35.—.)

In meisterhaft prägnanter und dabei lebendiger und anschaulicher Darstellungsweise wird vom Verf. auf Grund eigener intensiver Arbeiten an Ort und Stelle und unter Zusammenfassung der weitverstreuten bisherigen Literatur eine glänzende Zusammenschau vorgelegt, die eine empfindliche Lücke nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur in besonders glücklicher Form und Weise schließt. Behandelt werden im allgemeinen Teil Klima und Lebewelt, dabei auch nachdrücklich der Mensch in seinen Beziehungen zu Raum und Wirtschaft und in seinen natürlichen und kulturellen Gruppenbildungen, die von der Höhe umfassender und kritischer moderner Wissenschaft scharf gegriffen und ursächlich verwoben dargelegt werden. Im speziellen Teil tritt die Schilderung typischer landschaftlicher Räume in den Vordergrund, deren 21 vorgeführt werden. Darunter befindet sich beispielsweise auch Ceylon, auf 8 Seiten zusammengefaßt, und doch geeignet, einen klaren Einblick in tektonischen Aufbau, Vegetation, Wirtschaft, Rassengeschichte und vor allem die Landschaftsbildung zu geben. Von der Prähistorie ab werden die geschichtlichen und natürlich besonders wirtschaftsgeschichtlichen Charakterzüge sinngemäß und lebendig eingewoben, durch vielfache eigene Erfahrungen farbkräftig gestaltet und zu einem eindrucksvollen Bild ihres Zusammenwirkens in der Raumeinheit gestaltet. So ist ein Standardwerk der Raumforschung entstanden. Auch eine ganzheitliche und lebensnahe Rassen- und Menschforschung wird es mit großem Gewinn zu verwenden wissen. Treffende eigene Photos, zahlreiche Skizzen und eindrucksvolle Karten und Pläne sind beigefügt. v. E.

***Sarasin, F.:** *Reisen und Forschungen in Ceylon in den Jahren 1883—1886, 1890, 1902, 1907 und 1925.* 185 S., Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. (Lw. RM 6.60.)

Reiseerinnerungen und Naturschilderungen, gemischt mit Exkursen über Tiere, Pflanzen, Menschen und Naturphänomene, über Geschichte und Ethnologie, voll lebhaft und unmittelbar wiedergegebener Erlebnisse und treffender Vergleiche, durchsetzt mit klugen und fesselnden Bemerkungen über Beobachtungen anderer Autoren — das bietet dieses Buch eines der beliebtesten und bekanntesten Altmeister der Naturforschung in klarem und ansprechendem Stil und mit guter Bebilderung. Jede Seite ist ein Genuß und eine Belehrung, sowohl für den, dem Land und Leute vertraut sind, als den, der sie aus der Ferne zu verstehen sucht. Noch eins verdient der Erwähnung: es ist dieses hübsche Buch gewissermaßen eine Gabe, die sich der Autor selbst zu seinem 80. Geburtstag schenkte. v. E.

***N. N.:** *Atlas van tropisch Nederland.* 32 S., Martinus Nijhoff, Den Haag 1938. (G. 16.—.) (U. a. Bevölkerungskarten.)

***Rohrbach, P.** und **Rohrbach, J.:** *Afrika heute und morgen.* 312 S., R. Hobbing, Berlin 1939. (Geb. RM 8.20.)

Taylor, G.: *Sea to Sahara, settlement zones in eastern Algeria.* Geogr. Rev. XXIX, 177 bis 195, 1939.

Tochtermann, J. G.: *Die Tataren in Polen, ein anthropogeographischer Entwurf.* Peterm. Mitt. LXXXV, 76—80, 1939.

Wundt, W.: *Klimaänderungen in der Nacheiszeit.* Forsch. Fortschr. XV, 119—121, 1939.

Volks- und Völkerkunde

***Asmus, G.:** *Die Zulu.* Welt und Weltbild eines bäuerlichen Negerstammes. 285 S., 21 Abb., Essener Verlagsanstalt, Essen 1939. (RM 5.— bzw. 6.80.)

Aus 30jähriger Missionarsbeobachtung ist das Brauchtum des geschichtlich wohl bedeutendsten Bantuvolkes nach Formen, Inhalt und geistigen Grundlagen umfassend geschildert. Bewußt von ethnologisch-kulturhistorischen Deutungen und von einer Auswertung oder Kritik der umfangreichen Literatur über die Zulu absehend, begreiflicherweise auch ohne viel der Wissenschaft „Neues", läßt das außergewöhnliche und überdies ausgezeichnet geschriebene Buch den Leser im fremden Volkstum mitleben und mitdenken. B. Struck, Jena.

***Glaß, P.:** *Die Buschmänner in Deutsch-Südwestafrika.* Veröff. Geogr. Inst. Univ. Königsberg, N. F., Reihe Ethnogr. Nr. 3, 95 S., 16 Abb., 1 Kart., Gräfe und Unzer, Königsberg Pr. 1939. (RM 5.—.)

Gut gegliederte, knappe Übersicht des über die Buschmanngruppen zwischen Oranje und Kunene-Okavango Bekannten, belebt durch eigene Wahrnehmungen. Im übrigen wesentlich referierend gehalten, vorgeschichtlich wie auch im umfangreichen Literaturverzeichnis weit ausholend. Eine anschauliche Karte, die meisten Abbildungen und der Schlußabschnitt über Kopfzahlen (Bezirke der Polizeizone 1934—37) und Reservatfrage haben selbständige Bedeutung. B. Struck, Jena.

***Gottschalk, W.:** *Die bildhaften Sprichwörter der Romanen.* III. Schlußkapitel und Register. 468 S. Winter, Heidelberg 1938. (RM. 15.— bzw. 16.50.)

W. Gottschalk beendet mit diesem 3. Bande seine sehr verdienstvolle, riesiges Material sichtende und zusammenfassende Arbeit über die bildhaften Sprichwörter der Romanen, die in erster Linie sich an die Romanisten wendet. Auch in diesem Bande, in dem wie im vorangehenden der Mensch im Mittelpunkt der Betrachtung steht (20 weitere Kapitel über menschliche Betätigungen aller Art, wie Jagd, Tanz, Spiel, Sport, Kriegs- und Gerichtswesen, Familie, Dorf und Stadt usw.) wird man so gut wie keine Erkenntnisse für den Rassebegriff gewinnen können. Ein über 200 Seiten umfassendes Nachschlageregister erleichtert dem Leser den Weg zur schnellen praktischen Auswertung des vortrefflichen Buches. F. Neubert, Breslau.

***Kretschmar, F.:** *Hundestammvater und Kerberos.* I. 230 S., II. 292 S., Strecker & Schröder, Stuttgart 1938. (RM. 22.— bzw. 26.—.)

Die mythologischen Beziehungen zum Tier würden sicherlich in der Rassenkunde und ihren Grenzgebieten weit mehr Beachtung finden, wenn einem nur immer das in unzähligen Notizen verstreute Material als geschlossenes Ganzes zur Verfügung stände.

Für ein Teilgebiet — „Die Mythologie der Caniden" — ist diese außerordentlich mühevolle Arbeit durchgeführt und das riesige Vergleichsmaterial der weltweiten und uralten „magischen Bindungen zum Hund" in klarer Gliederung zusammengefaßt. —

Der Wert solcher Untersuchungen beschränkt sich nicht etwa auf das völkerpsychologische Gebiet, sondern wird zum Teil auch unsere Anschauungen von der Entstehung der Haustiere stark beeinflussen können. B. Peters, Stuttgart.

***Piper, M.:** *Das japanische Theater.* Ein Spiegel des Volkes. 286 S., Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1937. (RM 8.50.)

Die rassischen Eigenschaften des japanischen Volkes, wie hochgradiger Idealismus, Opfersinn, Vaterlandsliebe, Ritterlichkeit, empfindlicher Stolz, Verehrung des Heldentums, ausgeprägte Liebe zur Natur u. a. Grundzüge seines Charakters, die zum großen Teil wohl malaiische Abstammung verraten, dürften nirgends so deutlich zum Ausdruck kommen, wie auf dem Theater. Verf. beschäftigt sich mit seinen volkstümlichen Formen: Shimpa, Kaberki und Bunraku. Sie macht Mitteilungen über Entstehungszeit, schildert die Bühneneinrichtung und Künstler und bietet eine Auswahl von Dramen und einzelnen Szenen. G. Buschan, Stettin.

***Schäfer, E.:** *Dach der Erde. Durch das Wunderland Hochtibet.* 292 S., 83 Abb., 1 Karte, P. Parey-Verlag, Berlin 1938. (RM 8.40.)

Der Schlußbericht über die 2. Zentralasienexpedition interessiert neben den Erfolgen des Jägers und Zoologen Schäfer wegen seiner ethnographischen und kulturgeschichtlichen Ergebnisse. Der Kukunor als Quellgebiet von Huang-ho, Jangtse und Mekong ist Schnitt- und Schmelzpunkt hinduistischer, tibetischer und chinesischer Kultur, denen sich Einflüsse des Nordens zugesellen (Bauform, Plastik, Tempelgerät und Kult), zudem heute wie einst Durchgangsstation gängiger ostasiatischer Handelsware. Der Ethnologe Schäfer vermittelt daneben aufschlußreiche Kenntnis über die Lebensweise grausamer, auf herdenweise Zucht von Yaks angewiesener zentraltibetischer Nomadenstämme, deren Vorhandensein in erster Linie die Verschlossenheit des Landes garantiert. K. Pieper, Breslau.

II. Nachrichten[1])

Canada

— In der Nähe von *Beardmore (Ontario)* wurde am 30. Mai 1930 ein *Wikingergrab* entdeckt, dessen zuverlässige wissenschaftliche Bearbeitung durch den Direktor des Archäologischen Museums in Toronto, *C. T. Curelly*, jetzt vorliegt. (Canad. Hist. Rev. März 1939, vgl. Pet. Mitt. 85, S. 58 u. 355.) Das Grab enthielt zweifelsfrei Wikingerwaffen, wie sie um das Jahr 1000 getragen wurden. Es ist damit eine neue Einzugsstelle der normannischen Fahrten nach Amerika belegt und das überhaupt älteste direkte Zeugnis für die Anwesenheit europäischer Menschen in Amerika gegeben (vgl. auch Hennig, Z. Rassenk. VI, 20—28, 1937).

China

Am 19. Okt. 1939 starb in Peking *Prof. Dr. Serge Michael Shirokogoroff*, der sich durch seine Arbeiten zur Anthropologie und Ethnologie Ostasiens einen geachteten Namen gemacht hat. Geboren 1887 im Wladimir-Guvernement, studierte er in Paris und St. Petersburg und führte 1915—17 ausgedehnte Reisen in Sibirien aus. Seitdem lebte er in China. Wichtigste Arbeiten: Anthrop. of Northern China 1923, of Eastern China 1925, Growth among Chinese 1925 und der umfangreiche Psychomental Complex of the Tungus 1935.

Deutschland

— Der Reichsnährstand wurde beauftragt, eine *sippenkundliche und bevölkerungsbiologische Bestandsaufnahme* in denjenigen Gebieten durchzuführen, in denen durch frühere Erbteilungen der bäuerliche Besitz zersplittert ist (Württemberg, Baden, Franken, Hessen, Südhannover, Rheinprovinz). Durch Aussiedlung eines Teiles der Besitzer nach dem Osten sollen leistungsfähige Erbhöfe geschaffen werden.

— Nach der *Volkszählung von 1939* beträgt die Wohnbevölkerung im Deutschen Reich ohne Memelland, Danzig und die neugewonnenen Ostgebiete 79 364 000 Personen. Der Zählabschnitt 1933—1938 schloß im Gegensatz zu 1925—1933 mit einem Wanderungsgewinn ab. Der Frauenüberschuß hat abgenommen: Auf 1000 männliche Personen kamen 1933 1061, 1939 dagegen 1048 weibliche Personen. (Z)

— Das von Karl Sudhoff geschaffene Leipziger Universitätsinstitut (vgl. Z. Rassenk. IX, 94, 1939) wurde in *Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften* umbenannt.

— *Dr. Chr. von Fürer-Haimendorf*, Wien, trat Anfang 1940 eine *Forschungsreise zu den Nagas* in Nordostindien an.

— *Neue Zeitschriften und Reihen:* Forschungen zur Kolonialfrage, herausgegeben vom Kolonialgeographischen Institut der Universität Leipzig (Prof. Dr. K. H. Dietzel), Verlag K. Triltsch, Würzburg. Zwanglose Folge. — Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren, Fortsetzung der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Dr. H. Weinelt, Prag, Verlag Rohrer, Brünn-Leipzig. Vierteljährlich. — Das Archiv für Anthropologie erscheint ab N. F. Bd. 25 unter dem Titel „Archiv für Anthropologie, Völkerforschung und kolonialen Kulturwandel", Herausgeber: R. Thurnwald, D. Westermann, W. Mühlmann. — Die Zeitschriften „Ziel und Weg", „Gesundheitsführung des deutschen Volkes" und „Volksgesundheitswacht" wurden zu einer Monatsschrift „Gesundheitsführung" unter Schriftleitung des Stellvertretenden Reichsgesundheitsführers, Dr. Kurt Blome, zusammengelegt.

— *Dozentur verliehen: Dr. phil. habil. Siegfried Koller*, Gießen, für Medizinische Statistik. — *Dr. phil. habil. Wilhelm Mühlmann*, Berlin, für Völkerkunde und Völkerpsychologie. — *Dr. med. habil. Heinrich Schede*, Frankfurt a. M., für Erbbiologie und Rassenhygiene. — *Dr. med. habil. Karl Thums*, München, für Rassenhygiene und Erbpathologie.

Berufen: An die Universität Leipzig der o. Professor für Psychologie und Pädagogik, *Dr. Philipp Lersch*, bisher Breslau. — Dozent *Dr. W. Czajka*, Breslau, zum Professor für Volksforschung an die Deutsche Universität Prag.

---

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

Frankreich

— *Prof. H. V. Vallois,* Professor für Anthropologie an der Universität Toulouse und Direktor des Anthropologischen Laboratoriums an der Ecole pratique des Hautes Etudes, Paris, wurde zum *Professor für prähistorische Anthropologie am Institut für menschliche Paläontologie* in Paris ernannt.

— Nach einer im Matin vom 11. August 1939 veröffentlichten Karte überstieg im Jahre 1938 in 65 der 90 Departements die Zahl der Sterbefälle die der Geburten. Die Departements mit Geburtenüberschuß liegen durchweg im nördlichen Teil Frankreichs.

Haiti

— Nach einer Statistik der Geburtshilflichen Klinik der Medizinschule von Porte au Prince, entfielen im Laufe eines Jahres auf 3193 Entbindungen 80 = 2,04% *Zwillingsschwangerschaften,* das ist fast doppelt soviel wie in Europa und U. S. A. Im Gegensatz zu Europa kamen auch mehr eineiige als zweieiige Zwillinge vor.

Italien

— Die *biologische Sagan-Omo-Expedition* der Königlich Italienischen Akademie unter Leitung von *Professor E. Zavattari,* ist nach 6monatlichem Aufenthalt in der Gegend des Rudolf- und Stephansees nach Italien zurückgekehrt. Sie brachte u. a. reiches anthropologisches Material, darunter zahlreiche Photographien und Blutgruppenuntersuchungen mit.

— Anfang Dezember 1939 fand in Mailand der erste *Nationalkongreß für Biopädagogik und Ortogenese* statt, der von Rassenforschern, Hygienikern und Lehrern besucht wurde.

— An der Universität Neapel wurde ein *Institut für allgemeine Bevölkerungswissenschaft und vergleichende Bevölkerungsstatistik der Rassen* (Istituto di Demografia Generale e Demografia Comparata delle Razze) gegründet.

— Die italienische Aktion zur Verteidigung und Verbesserung des biologischen Bestandes des Volkes wurde nunmehr auch auf *Albanien* ausgedehnt. Eine Sanitätskommission unter Leitung von Professor Perna hat bisher über 20 000 Untersuchungen durchgeführt.

Ostafrika

Im Frühjahr 1939 beendete eine polnische Expedition unter Leitung von *Prof. E. Loth,* einen 5monatlichen Forschungsaufenthalt in der Gegend des Ruwenzori. Loth untersuchte an 500 Lebenden Muskelvarietäten und nahm anthropologische Messungen an 330 Individuen (Toro, Bakondjo, Batwa u. a.) vor. Es wurden ferner 230 Schädel und einige Skelette aus den Begräbnishöhlen von Mufumboro, reiches Primatenmaterial und ethnographische Gegenstände gesammelt.

Schweiz

— *Ernannt:* Zum o. Professor für menschliche Urgeschichte an der Universität Freiburg *Dr. Hugo Obermaier,* bisher Madrid.

— *Gestorben:* Am 24. Dez. 1939 im 62. Lebensjahr *Dr. Hedwig Frey,* Professor für Anatomie an der Universität Zürich, die in ihren Arbeiten zur vergleichenden Anatomie wertvolle Beiträge zur Stammesgeschichte gab (u. a. Zeitschriftenarbeiten über den Musculus triceps in der Primatenreihe, den Umbildungsprozeß des Brustkorbs, Untersuchungen über Scapula und Rumpfskelett).

Ungarn

— Durch das Museum in Szeged wurde ein Gepidenfriedhof aus der Mitte des 5. Jahrhunderts ausgegraben. Dabei fand sich das Skelett einer sehr hochwüchsigen, mit reichem Schmuck ausgestatteten Frau, die man für eine der Gemahlinnen Attilas hält. Man rechnet mit der Möglichkeit, daß es sich um Kriemhild handelt. (Z)

— Bei der Erörterung des Judengesetzes entstand ein Konflikt zwischen Oberhaus und Abgeordnetenhaus über die *Bestimmung von Juden und Nichtjuden.* Es wurde eine Kompromißlösung angenommen, nach der Nichtjuden alle Personen sind, die vor dem 1. August 1919 einer christlichen Konfession beigetreten sind und dieser weiter angehören.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Egon Frhr. v. Eickstedt, Breslau; für den Anzeigenteil verantwortlich: Walther Thassilo Schmidt-Gabain, Stuttgart. — I. v. W. g. — P. L. 2. — Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. — Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. — Printed in Germany

Zeitschrift für Rassenkunde

Zeitschrift für Rassenkunde
und die gesamte Forschung am Menschen

JAHRGANG 1941 / 12. BAND

MIT 75 ABBILDUNGEN UND 140 TABELLEN



1 9 4 1

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais Stuttgart

INHALTSVERZEICHNIS DES XII. BANDES

A. Aufsätze

Seite

Akabori, Eizo: *Note on Human Skeletal Remains from Inner Mongolia (9 Abb., 5 Tab.)* . . . . . 81—86

Bennholdt-Thomsen, C.: *Die somatische Wandlung des Großstadtkindes (2 Abb., 2 Tab.)* . . . . . 248—255

Burgdörfer, Friedrich: *Die Großstädte im Lebensstrom des deutschen Volkes (2 Abb., 3 Tab.)* . . . . . 177—191

Count, Earl W.: *Some Use of Coordinate Geometry in Craniometric Analysis: A second Contribution (4 Abb., 5 Tab.)* . . . . . 87—95

Ehrhardt, Sophie: *Schädelfunde in den „Wilden Wiesen" des Krimosees bei Königsberg NM. (8 Abb., 8 Tab.)* . . . . . 28—38

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Anthropologie der Großstadt — eine Festgabe* . 137—144

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Stadtanthropologie als bevölkerungsbiologische Aufgabe* . . . . . 144—177

Flößner, O.: *Die Geschichte der Stadternährung (Ein Beitrag zur Biologie der städtischen Umwelt) (3 Tab.)* . . . . . 244—248

Grimm, Hans: *Vitale Lungenkapazität und Güntherscher Lungenkapazitätsindex in Schlesien (5 Abb., 8 Tab.)* . . . . . 74—80

Grimm, H.: *Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei (1 Abb., 11 Tab.)* . . . . . 321—330

Heinitz, Wilhelm: *Rassische Merkmale an afrikanischem Musikgut* . 9—19

Hellpach, W.: *Stadtvolk (Über die Dreifalt seines Ursprungs und seiner Erforschung)* . . . . . 218—230

Huth, Albert: *Die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung (20 Abb., 1 Tab.)* . . . . . 255—265

Imbelloni, J.: *Rasse und Kultur der antiken Bewohner der Provinz Santiago del Estero (Argentinien) (3 Abb.)* . . . . . 39—42

Keiter, Friedrich: *Nordisch: Vorderasiatisch als rassenpsychologische Polarität* . . . . . 60—65

Keyser, Erich: *Grundfragen städtischer Bevölkerungsgeschichte* . . . 204—218

Krüger, Ekkemar: *Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung (6 Abb., 19 Tab.)* . . . . . 291—321

Kunick, Elisabeth: *Die Herkunft der Bevölkerung einer schlesischen Mittelstadt (2 Abb., 6 Tab.)* . . . . . 42—55

Müller, Karl Valentin: *Herkunft und Berufssiebung einer großstädtischen Angestellten- und Arbeiterschaft (7 Tab.)* . . . . . 265—271

Pedersen, P. O.: *Über angeborene Mißbildungen im Bereiche der Mundhöhle bei grönländischen Eskimos und westgrönländischen Mischlingen (2 Abb.)* . . . . . 20—27

Seite

Papilian, V. und Velluda, C. C.: *Blutgruppenuntersuchungen bei den Motzen (1 Abb., 5 Tab.)* . . . . 66—73

Rauschenberger, Walther: *Über die rassischen Grundlagen der deutschen Tonkunst* . . . . 1—9

Sacher, Ruth: *Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen (2 Abb., 19 Tab.)* . . . . 331—350

Schrepfer, Hans: *Großstadtlandschaft und Großstadtmensch (1 Tab.)* 230—243

Schwarz, Hans-Erich: *Rassenmerkmal und Persönlichkeitsstruktur* . 55—60

Schwidetzky, I.: *Siebung und Umwelt in der Prägung des Großstadttypus (1 Abb., 8 Tab.)* . . . . 272—291

Schwidetzky, I.: *Standes- und Berufstypus in Breslau (7 Abb., 24 Tab.)* 351—379

Seedorf, Wilhelm: *Über Landvertreibung (Landflucht) im westeuropäischen Kulturkreis (5 Tab.)* . . . . 191—203

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

Beutler: *Die rassenkundliche Abteilung im Städtischen Museum für Natur- und Völkerkunde in Wesermünde* . . . . 106—107

Fischer, G. H.: *Das Marburger Institut für psychologische Anthropologie* . . 102—103

Koch, Erik: *Arbeitsweisen, Arbeitsbegriffe und neue Tatsachen moderner Konstitutionsforschung* . . . . 96—102

Kranz, H. W.: *Das Universitäts-Institut für Erb- und Rassenpflege, Gießen* . . 103—105

Schebesta, P.: *Die letzte Pygmäen-Forschungsreise von P. Schebesta* 109

Škerlj, B.: *Sehen und Rechnen!* . . . . 107—109

Tuppa, K.: *Das Anthropologische Institut der Universität Wien* . . . . . . 105—106

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie . . . . 110—112, 380—386
2. Morphologische Anthropologie . . . . 113—115, 837—390
3. Psychologische Anthropologie . . . . 116—119, 391—394
4. Historische Anthropologie . . . . 120—125, 395—404
5. Geographische Anthropologie . . . . 126—132, 405—412

III. Nachrichten

Bulgarien 413
Deutschland . . . . 133—134, 413—414
Finnland 134
Frankreich 415
Generalgouvernement Polen 415
Griechenland 135
Haiti 415
Italien 135, 415
Japan 135
Neuguinea 415
Niederlande 415
Protektorat Böhmen-Mähren . . 135, 416
Rumänien . . . . 135—136
Ungarn 136, 416
U.S.A. 136, 416

* Besprochene Arbeiten

Seite
Andreas, W. 121, 403
d'Ancona, U. 380
Artelt, W. 399
Aschoff, L. 399
Asmus, G. 120

Bache, E. 411
Backman, G. . . . 110, 113, 114
Balogh, B. 405
Banissoni, F. 112
Banu, G 110
Bartucz, L. 405
Baumann, H. 128
Beloch, K. J. 403
Bernatzik, H. A. 129
Bescherer, J. 405
Biasutti, R. 405
Bieneck, E. 115
Bierens de Haan, J. A. . . 391
Bilz, R. 116
Birket-Smith, K. 406
Blendinger, F. 395
van Bork-Feltkamp, A. J. . 406
Botez, I. G. 126
Breitinger, E. 120
Brepohl, W. 395
van den Broek, A. J. P. . . 126
Bruchhagen, P. 391
Buchner, P. 387
Burchard, W. 406
Bürgener, M. 410
Bürger, K. 126
Busch, H. G. 389

Canella, M. F. 112
Capelle, W. 122
Chiurco, G. A. 111
Clara, M. 380
Csallner, A. 400
Cysarz, H. 400

Dahms, Fr. 393
Deeg, P. 393
Deuster, R. H. 129
Dirks, H. 116
Dotterweich, H. 380

Eckhardt, H. 389
v. Eickstedt, E. . . . 118, 406
Esser, A. A. M. 116
Eydt, A. 123

Field, H. 407
Fischer, G. H. 391
Franke, E. 395
Franke, H. 129
Franz, G. 403
Franz, L. 129
Freitag, A. 391
Freudenberg, K. 110
Frieling, H. 387
v. Frisch, K. 380

Seite
Frobenius, L. 129
Fromme, K. 410

Gehrung, F. 118
Gemelli, A. 112
Gerhardi, K. A. 111
Gerhardt, K. 113
Geyer, E. 382
Gini, C. 119, 391
van Ginneken, J. 116
Gottong, H. 407
Gottschewski, G. 382
Greene, J. E. 115
Grießhammer, F. 123
Grober, J. 131
Groos, H. 118
Groß, W. 388
Günther, H. 390

Haase-Bessell, G. 381
Hartmann, H. 400
Hartnacke, W. 391
Hauschild, R. 382
Heberer, G. 401
Hecke, B. 392
Hellpach, W. . . . 130, 395, 397
Hentze, R. 114
Hermann, E. 111
Heumüller, H. 398
Hildén, K. 407
Hiller, C. 382
Hoffmann, A. 385
Hollmann, W. 389
Hördemann, R. 385
Hubele, O. 124
Hug, E. 113
Hundertmark, E. 396
Huth, A. 116

Isenburg, W. K. Prinz . . 403

Jacobi, J 117
Jaensch, E. R. . . . 114, 116
Joppich, G. 385
Jungels, O. 111
Jungmichel, G. 385
Jurgutis, A. 128
Just, G. 382

Kadner, S. 392
Kampffmeyer, P. 123
Kauder, V. 124
Keith, A. 387, 388
Keyser, E. 396, 403
Kleine, F. K. 389
Klenke, W. 408
Klußmann, W. 115
Knost, F. A. 123, 393
Kolle, K. 397
Konrad, P. 412
Koslowski, H. 126
Krämer, W. 132

Seite
Krieger, H. 393
v. Krogh, Chr. 401
Krogman, W. M. . . 119, 120
Kühn, A. 384
Künzig, J. 408

Landra, G. 112
Lendvai-Dircksen, E. . . . 126
Lersch, Ph. 392
Linke, F. 397
v. Loesch, K. C. 392
Lösener, B. 393

McCown, T. 387
Malan, M. 384
Marggraf, K. 113
Martin, H. O. 390
Mauersberg, H. 124
Mauk, M. 132
Maurach, R. 394
Meier, E. 397
Meier, Th. 122
Meyer, H. 412
Mitze, W. 396
Montandon, G. 388
Mortensen, G. 122
Mortensen, H. 122
Most, O. J. 117
Müller-Sternberg, R. . . 125

N. N. . . 124, 125, 385, 404, 411
Neckel, G. 412
Necrasov, O. C. 126
v. Neureiter, F. 394

Ohl, W. H. C. 396
Ostertag, B. 389
Otto, R. 381

Papilian, V. 127
Passemard, L. 121
Paudler, F. 411
Penkuhn, E. 411
Pertz, S. 400
Peßler, G. 396
Peters, H. 408
Pfister, K. 402
Phillips, W. S. 115
Plattner, W. 113
Popelka, F. 397
v. Posadowsky-Wehner, H. 125

Ramon y Cajal, S. 119
Retzlaff, H. 408
Rhotert, H. 130
Rittershaus, E. 127
Rodenwaldt, E. 127
Rogner, E. 412
Roloff, E. A. 124
Roß, F. 125
Roßner, F. 381

Seite
Rübel, H. 125
de Rudder, B. 307

Samhaber, E. 410
Sand, K. 386
Shapiro, H. 384
Sills-Fuchs, M. 400
Škerlj, B. 110

Schachermeyr, F. . . 122, 404
Scheidt, W. 117
Schiedermair, R. 111
Schneider, K. 117
Schultz, A. H. 119
Schultze, E. 132, 402
Schulz, R. 127
Schwidetzky, I. . . . 406, 408

Steward, J. H. 130
Stigler, R. 411

Seite
Stroothenke, W. 386
Stuckart, W. 111
Studnička, F. K. 381

Taylor, D. 130
de Terra, H. 388
Thomanek, A. 408
Thurnwald, R. 128
Torriani, L. 122

Uhlich, G. 386
Ullmann, H. 123
Ullrich, H. 398
Uschmann, G. 400

Velluda, C. 127
Venzmer, G. 389, 392
v. Verschuer, O. 398
Vietinghoff, W. 395
Vu-Ngoc-Huynh 131

Seite
Walcher, K. 386
Wardell, M. L. 123
Wastl, J. 412
v. Werder, P. 130
Westermann, D. . . . 128, 131
Westphal, O. 110
Wheeler, W. M. 381
Wichmann, D. 398
Wiehle, O. 409
Wiesner, J. 402
Williams, B. 132
Witter, W. 121
Wülker, H. 398
Wülker-Weymann, G. . . 398

Yokoh, Y. 128

Zenneck, I. 114
Zilinskas, J. 128

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor, Dr. phil. nat., Dr. med. h. c., Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 34 Abbildungen und 37 Tabellen



1941

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 1 Band zu 3 Heften

Ausgabe 18. Februar 1941

JAHRGANG 1941 12. BAND 1. HEFT

Jahrgang 1941, Bd. XII, Heft 1

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

Rauschenberger, Walther: *Über die rassischen Grundlagen der deutschen Tonkunst* . . . 1
Heinitz, Wilhelm: *Rassische Merkmale an afrikanischem Musikgut* . 9
Pedersen, P. O.: *Über angeborene Mißbildungen im Bereiche der Mundhöhle bei grönländischen Eskimos und westgrönländischen Mischlingen (2 Abb.)* . . . 20
Ehrhardt, Sophie: *Schädelfunde in den „Wilden Wiesen" des Krimosees bei Königsberg NM. (8 Abb., 8 Tab.)* . . . 28
Imbelloni, J.: *Rasse und Kultur der antiken Bewohner der Provinz Santiago del Estero (Argentinien) (3 Abb.)* . . . 39
Kunick, Elisabeth: *Die Herkunft der Bevölkerung einer schlesischen Mittelstadt (2 Abb., 6 Tab.)* . . . 42
Schwarz, Hans-Erich: *Rassenmerkmale und Persönlichkeitsstruktur* . 55
Keiter, Friedrich: *Nordisch: Vorderasiatisch als rassenpsychologische Polarität* . . . 60
Papilian, V. und **Velluda, C. C.:** *Blutgruppenuntersuchungen bei den Motzen (1 Abb., 5 Tab.)* . . . 66
Grimm, Hans: *Vitale Lungenkapazität und Güntherscher Lungenkapazitätsindex in Schlesien (5 Abb., 8 Tab.)* . . . 74
Akabori, Eizo: *Note on Human Skeletal Remains from Inner Mongolia (9 Abb., 5 Tab.)* . . . 81
Count, Earl W.: *Some Use of Coordinate Geometry in Craniometric Analysis: A second Contribution (4 Abb., 5 Tab.)* . . . 87

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

Koch, Erik: *Arbeitsweisen, Arbeitsbegriffe und neue Tatsachen moderner Konstitutionsforschung* . . . 96
Fischer, G. H.: *Das Marburger Institut für psychologische Anthropologie* . . 102
Kranz, H. W.: *Das Universitäts-Institut für Erb- und Rassenpflege, Gießen* . . 103
Tuppa, K.: *Das Anthropologische Institut der Universität Wien* . . . 105
Beutler: *Die rassenkundliche Abteilung im Städtischen Museum für Natur- und Völkerkunde in Wesermünde* . . . 106
Škerlj, B.: *Sehen und Rechnen!* . . . 107
Schebesta, P.: *Die letzte Pygmäen-Forschungsreise von P. Schebesta* . . . 109

II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie . . . 110
2. Morphologische Anthropologie . . . 113
3. Psychologische Anthropologie . . . 116
4. Historische Anthropologie . . . 120
5. Geographische Anthropologie . . . 126

III. Nachrichten

Deutschland . . . 133
Finnland . . . 134
Griechenland, Italien, Japan, Protektorat Böhmen-Mähren, Rumänien . . . 135
Ungarn, U.S.A. . . . 136

Über die rassischen Grundlagen der deutschen Tonkunst

Von

Walther Rauschenberger, Frankfurt a. M.

Wenn man in eine Karte, in der die Verteilung der in Deutschland vorherrschenden Rassen dargestellt ist, die Geburtsorte der großen Tondichter einzeichnet, so findet man die überraschende Tatsache, daß alle ganz großen Tondichter außerhalb des Gebietes geboren sind, das als überwiegend nordisch angesehen wird.

Schütz, Bach, Händel, Schumann, Richard Wagner sind in Obersachsen und Thüringen geboren. Sie haben dort auch ihre Ahnen. Nur Händel hat neben thüringischen auch schlesische und niederrheinische, vielleicht auch böhmische Vorfahren. Der obersächsisch-thüringische Volksstamm hat außer den Genannten auch den Vater von Hans Pfitzner, den Großvater von Lortzing und eine Reihe anderer Komponisten, wie Loewe, Marschner[1]), Robert Franz u. a. hervorgebracht.

Fast ebenso reich an Tondichtern ist die deutsche Ostmark. Sie hat uns Haydn, Mozart[2]), Anton Bruckner, Hugo Wolf, Franz Liszt u. a. geschenkt. Schubert, in Wien geboren, hat seine Ahnen in den Sudetenländern. Aus Altbayern stammt Gluck[3]), und zwar in der Hauptsache aus der bayerischen Oberpfalz, die auch die Vorfahren Max Regers und die väterlichen Ahnen von Richard Strauß hervorgebracht hat. Beethovens Ahnen stammen aus den Rhein- und Moselgegenden, sein väterlicher Großvater aus dem flämischen Teil Belgiens. Webers Vorfahren waren alemannisch-schwäbischer Abstammung; ein Urgroßvater stammte aus der Bretagne. Lortzings Ahnen sind obersächsischer und niedersächsischer, zum Teil französischer Herkunft. Auch fast alle bedeutenden deutschen Tondichter vor Johann Sebastian Bach waren hochdeutscher, großenteils thüringisch-obersächsischer und bayerisch-österreichischer Abstammung, so Aichinger, Haßler, Lechner, Handl, Fux, Stadelmayr, Schein, Scheidt, Pachelbel, Froberger, Reinken u. a. Wir sehen: Neben vielen Tondichtern zweiten Ranges hat das weniger nordrassische Gebiet Deutschlands so gut wie alle Sterne erster Größe auf musikalischem Gebiet hervorgebracht. Fürwahr eine merkwürdige Tatsache! Das weniger nordrassische Gebiet deckt sich ungefähr mit dem Bereich der hochdeutschen Sprache. Ihm sind ziemlich starke nichtnordische, vor allem alpine, dinarische, osteuropide (ostbaltische), in geringerem Grade auch mediterrane Rassenbestandteile beigemischt. Dem-

---

[1]) Marschner hatte auch deutsch-böhmische Ahnen.

[2]) Der Vater Mozarts war schwäbischen Stammes, ebenso wie die Mutter Carl Maria v. Webers.

[3]) Gluck hat wie Händel und Marschner auch deutsch-böhmische Ahnen.

gegenüber spielt das überwiegend nordrassische Gebiet Deutschlands, das in der Hauptsache mit dem niederdeutschen Sprachgebiet zusammenfällt, mit Buxtehude, Spohr, Brahms und einigen kleineren Namen eine verhältnismäßig bescheidene Rolle.

Bezeichnend ist auch die weitere Tatsache, daß nach den von K. Gerlach[1]) entworfenen Karten, in denen die Geburtsorte sämtlicher auf musikalischem Gebiet irgendwie hervorgetretenen Deutschen eingetragen sind, der Norden Deutschlands bis etwa 1750 so gut wie leer ist. Die Zeit vor 1750 und noch mehr diejenige vor 1600 ist aber für Norddeutschland die überwiegend nordrassische Epoche.

Auch für die niederländisch-flämischen Lande, die früher zum Deutschen Reich zählten, trifft ähnliches zu. Der überwiegend nordrassische, nördliche Teil, das heutige Holland, hat wenig Tondichter hervorgebracht. Aus dem südlichen, weniger nordrassischen, stark alpin durchmischten, dem belgisch-flämischen Gebiet dagegen sind bedeutende Komponisten hervorgegangen: Okeghem, Willaert u. a. Auch der Großvater Beethovens entstammt diesem Gebiet; Beethoven ist zu einem nicht unwesentlichen Anteil hierherzurechnen, da die musikalische Begabung der Familie zum großen Teil vom väterlichen Großvater ausging.

Das flämisch-holländische Gebiet ist ein Gebiet starker Kreuzung zwischen der nordischen, fälischen und alpinen Rasse. Es ist das einzige niederdeutsche Land, in das alpine Rassenteile weit nach Norden vorgedrungen sind. Es ist bezeichnend, daß im niederdeutschen Sprachgebiet nur hier bedeutende Tondichter erstanden sind. Hieraus erklärt es sich, daß die ehemaligen Niederlande (Holland und Belgien) in der Tonkunst führend geworden sind. Den an die Niederlande angrenzenden wallonischen Gebieten, die ehemals zur Niederlande gerechnet wurden, sind gleichfalls eine Reihe großer Komponisten entsprossen, vor allem Orlando di Lasso, des Près u.a. Die Niederlande sind das einzige nördlicher gelegene Gebiet, das auch in der Malerei führend geworden ist und eine ausgesprochene Blüte der Malerei erlebt hat[2]). Beiden Erscheinungen, der Blüte der Tonkunst wie der der Malerei, liegen ohne Zweifel die gleichen rassischen Ursachen zugrunde. Hier ist vor allem die wichtige Tatsache hervorzuheben, daß von Nordholland (Friesland) durch Holland und Belgien hindurch nach dem wallonischen und nordfranzösischen Gebiet ein sehr starkes Rassengefäll auf verhältnismäßig kleinem Gebiet vorhanden ist, d.h. die friesischen Gebiete sind ganz vorherrschend nordisch-fälisch, die flämischen und wallonischen Gebiete dagegen stark alpin, wie sich aus der Verteilung der hellen und dunkeln Farben in Deutschland ergibt. Es vollzieht sich also in Holland und Belgien auf kleinem Gebiet ein Übergang aus einem ganz überwiegend hellen in ein ziemlich dunkles Gebiet in seltener Schroffheit. Das Rassengefäll zwischen Rassen, die nicht zu verschieden voneinander sind, ist nun an sich der Genieentstehung günstig, da hierdurch sehr verschiedenartige Grade der Rassenmischung hervorgerufen werden. Eine mäßige Rassenmischung zwischen verwandten Rassen befördert die Genieentstehung; sie ist besonders in den Fällen wichtig, in denen eine Rasse nur einseitig begabt ist

---

[1]) Gerlach, K.: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke. 1929.

[2]) Vgl. über die Ursachen dieser Erscheinung Rauschenberger, W.: Die rassischen Grundlagen der deutschen Malerei. Arch. Rass. Ges. Biol. XXX, 304—312, 1936.



und einer Ergänzung durch eine andere Rasse bedarf. Dies trifft für die friesischen Lande in ausgesprochenem Maße zu. Die friesischen Gebiete haben keinen einzigen Tondichter hervorgebracht[1]): „Frisia non cantat". Hält man diese Tatsache mit der anderen Tatsache zusammen, daß Holland-Belgien in der Tonkunst führend geworden ist, so kann an der Bedeutung des Rassengefälls in diesem Fall schlechterdings nicht gezweifelt werden. Die friesischen Gebiete sind ganz überwiegend nordisch-fälisch, die südlicheren Teile Hollands und Belgien dagegen nordisch-fälisch-alpin gemischt. Diese Rassenmischung ist auf musikalischem wie auf malerischem Gebiet schöpferisch geworden.

Das bisher Gesagte wird noch stärker unterstrichen durch die Tatsache, daß die vorwiegend von der nordischen Rasse bewohnten germanischen Länder England, Schottland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Nordamerika und Australien eine außerordentlich bescheidene Rolle in der Erzeugung großer Tondichter gespielt haben. Was in Deutschland infolge der nicht so scharfen Abgrenzung der Rassen in verhältnismäßig verhüllter, abgeschwächter Form erscheint, tritt hier klar zutage: die genannten, sehr ausgedehnten Länder haben wohl große Dichter des Wortes, aber so gut wie keine bedeutenden Tondichter hervorgebracht[2]).

Damit stimmt überein, daß eine Reihe großer Komponisten ein verhältnismäßig wenig nordisches Äußere hatte. Die Mehrzahl war unter Mittelgröße: Mozart (sehr klein), Haydn, Schubert, Beethoven, Weber, Wagner, Bruckner, Hugo Wolf, Brahms, Grieg und viele andere.

Einen unverkennbar dinarischen Einschlag zeigt eine große Anzahl von Tondichtern: Haydn, Mozart, Weber, Wagner, Bruckner, Liszt, Cornelius, Pfitzner; an außerdeutschen Komponisten: Palestrina, Chopin, Berlioz, Verdi, Cherubini, Rossini, Tartini u.a. Aus diesen Namen geht der starke Anteil hervor, den dinarisches Wesen an der Entwicklung der Tonkunst hat. Damit steht die Tatsache in Übereinstimmung, daß die dinarisch beeinflußten deutschen Gebiete, die Ostmark und Altbayern, nach allgemeiner Ansicht neben Thüringen und Obersachsen die am meisten musikbegabte Bevölkerung in Deutschland beherbergen und sehr viele Tondichter hervorgebracht haben.

Neben der dinarischen steht die alpine Rasse, die einen erheblichen Anteil an großen Musikern hat. Alpinen Einschlag zeigen vor allem Beethoven, Schubert und Schumann. Auch bei Johann Sebastian Bach, Händel, Gluck, Mozart, Reger, Marschner, Richard Strauß, Philipp Emanuel Bach, Humperding u.a. liegt ein mehr oder minder starker alpiner Einschlag vor. Mehrere Mitglieder der Familie Bach, so Philipp Emanuel und Johann Christian Bach, zeigen nach den in der Staatsbibliothek in Berlin befindlichen Ölbildern wenig Nordisches im Äußeren. Auch Bachs Vater, Johann Ambrosius Bach, war keines-

[1]) Friesland hat auch keinen deutschen Maler hervorgebracht (vgl. Gerlach, K.: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke. 1929. — Vgl. S. 22).

[2]) Einzelne Ausnahmen, wie Eduard Grieg, dessen sehr kleine Gestalt nordisch-ostbaltische Mischung zeigt, bestätigen die Regel. Einen wirklich Großen der Tonkunst haben die oben genannten Länder nicht aufzuweisen.

wegs ausgesprochen nordisch. Er hatte dunkle Haare, alpine Nasenform, rundliches, etwas kalmückenartiges Gesicht. Wesentlich nordischer war Johann Sebastian Bach, der blonde Haare und blaue Augen hatte. Seine stämmige, breite Gestalt ist indes mehr fälisch als nordisch. Seine Gesichtszüge sind nicht rein nordisch, zeigen einen dinarischen und leicht alpinen Einschlag.

Die auffallend kleine Gestalt vieler deutscher Tondichter muß bei der geringen Bedeutung der mediterranen Rasse in Deutschland vorwiegend als alpines Merkmal betrachtet werden (Mozart, Schubert, Beethoven, Wagner, Bruckner, Brahms, Haydn, Humperding, Hugo Wolf u.a.).

Gleichwohl ist ein Anteil der mediterranen Rasse an einzelnen deutschen Komponisten höchst wahrscheinlich, so vor allem bei Weber[1], Lortzing[1], Mozart, Beethoven, Hugo Wolf, vielleicht auch bei Wagner und Liszt. Bei Weber, Mozart und Hugo Wolf dürfte dieser Einschlag sogar nicht unerheblich sein, auch bei Beethoven stärker, als es den Anschein hat.

Osteuropiden (ostbaltischen) Einschlag zeigen Reger, Richard Strauß, Grieg. Vielleicht liegt auch bei Schumann (neben dem alpinen) ein leichter osteuropider Einschlag vor, möglicherweise auch bei Brahms. Dieser Einschlag ist im ganzen genommen seltener, da der Nordosten Deutschlands auffallend wenig auf musikalischem Gebiet hervorgetreten ist. Die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen fallen in der Erzeugung von großen Tondichtern fast ganz aus. Auch die Mark Brandenburg tritt zurück, wenn man von der Stadt Berlin absieht.

Einer besonderen Betrachtung bedarf der Anteil der fälischen Rasse an den großen deutschen Tondichtern. Der fälische Mensch scheint nicht ausgesprochen musikalisch zu sein. Wenigstens haben die fälischen Kerngebiete, Westfalen, Friesland, das nördliche Hessen keinen ganz großen Tondichter hervorgebracht. Nur Spohr ist für dieses Gebiet zu nennen, der im übrigen heute in unverdiente Vergessenheit geraten ist. Dagegen finden wir, daß die tiefsten, ernstesten und gewaltigsten deutschen Tondichter neben einem nordischen einen stärkeren fälischen Einschlag zeigen. Besonders gilt dies von Johann Sebastian Bach, Beethoven, Brahms und Händel. Fälischen Einschlag zeigen ferner Loewe, Spohr, Friedemann Bach. Es entspricht dies der Stellung der fälischen Rasse im allgemeinen, die durch Gemütstiefe, Innerlichkeit, Gründlichkeit und einen gewissen Hang zu Mystik und Grübelei gekennzeichnet ist[2]). Die Geburtsorte der ernstesten und tiefsten deutschen Tondichter sind in einem Kranz um das fälische Kerngebiet (Westfalen) gelagert: Beethoven im Westen, Bach und Händel im Osten, Brahms im Norden dieses Gebietes. Alle Genannten zeigen leiblich und seelisch Merkmale der fälischen Rasse (besonders stark Beethoven).

Darf man nun der nordischen Rasse einen entscheidenden Einfluß auf

[1]) Weber und Lortzing hatten einen leicht französischen, Beethoven einen leicht wallonischen Einschlag; Hugo Wolf hatte ziemlich viele slowenische Ahnen. Der mediterrane Einschlag ergibt sich aus einer eingehenden Analyse der seelischen Eigenschaften. Vgl. „Rassenmerkmale Beethovens und seiner näheren Verwandten" in „Volk und Rasse" 1934. Juliheft.

[2]) Vgl. meine Arbeit: „Der Einfluß der fälischen Rasse auf die deutsche Kultur" in Zeitschrift „Rasse" V, 1938. — Vgl. S. 262 ff. — Vgl. auch F. Lenz in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. III. Aufl. München 1931. — Vgl. S. 554 ff.

die Entwicklung der Tonkunst überhaupt absprechen? Die Bejahung dieser Frage würde das vorliegende Problem nicht in seiner Tiefe erfassen und an entscheidenden Tatsachen vorbeigehen. Zunächst muß auf die wichtige Tatsache hingewiesen werden, daß die eigentlich grundlegenden, ältesten deutschen Komponisten ganz überwiegend nordisch waren: Schütz, Bach, Händel und Gluck. Diejenigen Tondichter, die am Eingang der großen deutschen musikalischen Entwicklung stehen und ihr gleichzeitig den entscheidenden Stempel für alle Zeiten aufgedrückt haben, sind durch die Nordrasse bestimmt, zum Teil auch spätere Tondichter, wie Brahms. Auch in den Gesichtszügen und -farben sahen Schütz und Bach, ebenso Händel und Gluck überwiegend nordisch aus.

Ebenso gewichtig ist die Tatsache, daß die rein und stark überwiegend alpinen und osteuropiden (ostbaltischen) Länder (Schweiz, Rußland, ganz Osteuropa), ferner die rein dinarischen Länder (Balkan) und die ausgesprochen mediterranen Gebiete (Sizilien, Sardinien, Korsika, Spanien, Nordafrika) überhaupt keine Tondichter von Weltbedeutung hervorgebracht hatten. Die genannten Länder sind in diesem Punkt nicht besser gestellt als die rein und überwiegend nordischen Länder: in allen diesen Gebieten finden wir keine wirklich großen Tondichter; diese sind vielmehr nur aus den nordisch-dinarisch, nordisch-alpin, nordisch-mediterran, nordisch-osteuropid, nordisch-alpin-dinarisch, nordisch-alpin-mediterran, nordisch-fälisch-dinarisch, nordisch-fälisch-alpin-mediterran oder ähnlich gemischten Gebieten hervorgegangen (Mittel- und Süddeutschland, Belgien, Niederlande, Frankreich, nördliches Italien). Diese Tatsache ist völlig eindeutig und unwidersprechlich.

Sie läßt nur einen Schluß zu: Jene europäischen Rassen bringen nur in ihrem Zusammenwirken die (an sich sehr seltene) höchste musikalische Schöpferkraft hervor. Wir sind auch in der Lage, die Rolle, die die einzelnen Rassen dabei spielen, zu erkennen. Es fällt auf, daß überall die nordische Rasse mitbeteiligt ist: „nordisch-dinarisch“, „nordisch-alpin“, „nordisch-mediterran“ usw. Die nicht-nordischen Rassen sind ebenfalls wichtig, aber sie können einander vertreten (die eine kann für die andere eintreten). Nun wissen wir, daß die dinarische, mediterrane und alpine Rasse entschieden musikalisch sind. Wir wissen andererseits, daß sie für sich allein gleichwohl keine großen Tondichter hervorgebracht haben. Besonders deutlich wird dies in Böhmen und Ungarn und bei den Zigeunern. Diese Länder und Völker sind besonders musikbegabt. Hier kommt fast jeder Mensch gleichsam mit der Geige in der Hand auf die Welt, und trotzdem haben die genannten Völker auffallend wenig Tondichter zu verzeichnen, die Zigeuner überhaupt keinen.

Auf der anderen Seite wissen wir aus den sonstigen Leistungen der nordischen Rasse, daß sie die im besonderen Maß schöpferische, insbesondere kulturschöpferische Rasse ist. Und wir wissen ferner, daß zu Höchstleistungen auf dem Gebiet der Tonkunst eine ungewöhnliche Höhe und Stärke der Schöpferkraft erforderlich ist. Dies geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß die Tonkunst erst im 18. Jahrhundert die Höhe erklommen hat, die ihre Schwesterkünste schon lange innehatten. Halten wir alle diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich ein zwingender Schluß: die Nordrasse hat zu den überragenden Leistungen besonders der deutschen Musik überwie-

gend die Schöpferkraft, die anderen Rassen, die dinarische, alpine, mediterrane und osteuropide (ostbaltische) Rasse, haben dagegen mehr das rein Musikalische beigesteuert, den Stoff, in dem sich die Schöpferkraft der nordischen Rasse voll auswirken konnte. Dadurch wird ohne weiteres begreifbar, daß bei ganz großen Leistungen überall die Nordrasse beteiligt ist, dagegen nicht überall die dinarische, nicht überall die alpine oder mediterrane Rasse. Die Schöpferkraft ist das Grundlegende, Unerläßliche: die rein musikalische Begabung haben viele Rassen.

Dieses Ergebnis folgt auch aus anderen Erwägungen. Die nordische und fälische Rasse sind keineswegs unmusikalisch, aber auch nicht hervorragend musikalisch begabt. Dies wird durch den morphologischen Befund nordischer Rassenköpfe bestätigt. Friedrich Märker[1]) schreibt hierüber: „Wie der knochige, klar gebaute Kopf ist die Kunst des nordischen Menschen mehr plastisch als musikalisch, mehr liniar als malerisch." „Der Mangel an musikalischer Begabung ist auch an der Stirne sichtbar: bei musikalischen Menschen (bei der dinarischen, ostbaltischen und mittelländischen Rasse z. B.) ist sie seitlich, in der Schläfengegend, etwas verbreitert und ausgewölbt; bei der nordischen Rasse ist sie (wie bei der fälischen) seitlich eingeengt. Es fehlt ihr (siehe ‚Typen') der ‚Sinn für Schwingungen'." Dem entspricht es, daß wir bei fast allen bedeutenden Musikern eine seitlich ausgewölbte, (überhaupt eine breite, stark gewölbte) Stirn finden. Besonders stark ausgeprägt finden wir dieses Merkmal bei Schubert, der, was den Sinn für Schwingungen und rein musische Veranlagung betrifft, vielleicht der begabteste aller Sterblichen war. Sehr stark ausgeprägt ist das genannte Merkmal ferner bei Mozart, Beethoven, Wagner, Schumann und vielen anderen Komponisten. Die schmale, seitlich eingeengte, zurückfallende Stirne der nordischen und fälischen Rasse spricht gegen ausgesprochen musikalische Begabung.

Bemerkt sei ferner, daß schon die ausgeprägt visuelle Veranlagung der nordischen Rasse und ihre scharfe Klarheit Höchstleistungen auf musikalisch-schöpferischem Gebiet erschweren. Die stark visuelle Veranlagung der nordischen Rasse wird allgemein betont und anerkannt. Es kommt aber sehr selten vor, daß Menschen und Rassen gleichzeitig musisch und visuell, daß sie sowohl auf das Auge als auch auf das Ohr gezüchtet sind. Die Natur ist, wie überall, so auch hier sparsam mit ihren Gaben. Ausgesprochen musikalische Menschen sind regelmäßig mit ihrem Sinnen nach innen eingestellt, das Interesse des nordischen Menschen dagegen ist vorwiegend nach außen, auf die Beherrschung der Außenwelt gerichtet. Auch die Schärfe und Klarheit des nordischen Geistes ist mit hoher musikalischer Begabung schwer vereinbar. Bei allen hochmusikalischen Menschen herrscht das Gefühls- und Phantasieleben vor, selten finden wir ausgesprochene Schärfe und Klarheit des Verstandes.

Das gleiche ergibt sich aus anderen Erwägungen. Es wird oft betont, daß der nordische Mensch eine geringe Fähigkeit der Einfühlung in fremdes Seelenleben besitzt, daß die psychologische Begabung weit hinter der Begabung für das Logische und Sachliche zurücktritt. Die psychologische Begabung und die Gabe der Einfühlung in fremdes Seelenleben ist aber mit der musikalischen Be-

[1]) Charakterbilder der Rassen, S. 30—31.

gabung verwandt. Beide beruhen auf einer gemeinsamen Uranlage, dem Sinn für Seelisches und dem Hinhören und Hinhorchen auf Seelisches. Dieser Ansicht ist auch Lenz. Er schreibt: „Für die Tonkunst, die den Regungen der Seele Ausdruck gibt, scheint mir die Nordrasse nicht besonders begabt zu sein. Wenn gleichwohl viele große Komponisten überwiegend von nordischer Rasse sind, so verdanken sie dem nordischen Erbe wohl eher die geistige Schöpferkraft als die eigentlich musikalische Begabung"[1]). Dies stimmt mit dem oben gewonnenen Ergebnis völlig überein.

Wenn Günther[2]) die nordische Rasse für ausgesprochen musikalisch erklärt und auf den hohen Stand der Musikkultur in Schweden hinweist, so scheint mir darin mehr der allgemeine hohe Stand der Kultur in Schweden und den nordischen Ländern überhaupt zum Ausdruck zu kommen. Es wird von mir keineswegs behauptet, daß die nordische Rasse unmusikalisch sei. Aber es kann doch nicht übersehen werden, daß Schweden, dieses am reinsten nordische Land, keinen einzigen bedeutenden Tondichter hervorgebracht hat! Nur von solchen Höchstleistungen ist aber hier die Rede. Wäre die nordische Rasse die eigentlich schöpferische Rasse in der Tonkunst, so wie Eichenauer annimmt, so müßten die am reinsten nordischen Länder die meisten und größten Tondichter hervorgebracht haben, also vor allem Skandinavien, die Nordseeküste, Nordwestdeutschland, Schleswig-Holstein, Schottland, England, die Länder der Ostseeküste, die Neu-Englandstaaten Nordamerikas, Australien, Neuseeland usw. Die musikalische Begabung müßte mit dem Abnehmen des nordischen Blutes nach Süden in Europa schrittweise abnehmen. Je reiner nordisch eine bestimmte Gegend ist, desto mehr große Tondichter müßte sie hervorgebracht haben. Denn in diesen Gegenden wäre die nordische Rasse durch keinerlei fremdes Blut an der Entfaltung ihrer Anlagen gehindert. In Wirklichkeit sehen wir das gerade Gegenteil von dem zu Erwartenden! Alle genannten nordischen Länder haben überhaupt keinen wirklich großen Tondichter gestellt!

Wäre die Tonkunst die alleinige oder die wesentlichste Schöpfung der nordischen Rasse, so müßten unsere Heroen der Tonkunst ein Kabinett ausgesuchter nordischer Rassenköpfe abgeben! Es müßten wesentlich schlanke, hochgewachsene, hellhäutige, blonde, blauäugige, schmalgesichtige Gestalten mit vorspringenden, hohen Nasen sein. In Wirklichkeit sehen wir sehr häufig das gerade Gegenteil! Die meisten großen Tondichter waren klein. Sehr viele hatten dunkle Pigmentierung in Haaren, Haut und Augenfarbe. Mehrere der Größten hatten schwach entwickelte Nasen, so Beethoven, Schubert, Schumann. Selbst Bach und Händel waren in ihren Gesichtszügen keineswegs rein nordisch, und es wäre eine Verkennung von Tatsachen, wenn man in ihnen reine Vertreter der nordischen Rasse erblicken wollte. Man wird überhaupt bei aufmerksamer Beobachtung die Erfahrung machen, daß hochmusikalische Menschen selten ausgesprochen nordisch aussehen. Die Mehrzahl hochmusikalischer Menschen hat dunkle Haare, nicht selten auch dunkle Augen; die Gesichtszüge zeigen meist ein Gemisch mehrerer Rassen. Daß die mittel- und

[1]) Fritz Lenz in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. III. Aufl. München 1931. — Vgl. S. 552.

[2]) Günther, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. 6. Aufl. München 1924. — Vgl. S. 175 f.

süddeutsche Bevölkerung durchschnittlich musikalischer ist als die norddeutsche, wird allgemein anerkannt.

Für das bisher Vorgetragene sprechen aber noch weitere Tatsachen. So hoch man auch die nordische Rasse als Kulturrasse einschätzen mag, so kann doch nicht verkannt werden, daß eine gewisse, an den Marmor erinnernde Kälte, Strenge und Unerbittlichkeit, worin die unterscheidenden Merkmale nordischen Wesens und nordischer Kunst erblickt werden, nicht der letzte und einzige Maßstab für die Tonkunst sein kann. Zu ihr gehört auch Wärme und Innigkeit, für viele Werke außerdem Feuer und Leidenschaft. Daher werden die Höchstleistungen in der Tonkunst immer aus einer Kreuzung der strengen nordischen Rasse mit einer wärmeren südlicheren Rasse hervorgehen, wie wir es in Wirklichkeit bei allen ganz großen Meistern der Tonkunst sehen. Die Tatsache, daß ganz Skandinavien, Schottland, England, Nordwestdeutschland, Pommern, West- und Ostpreußen und die baltischen Länder keinen Tondichter erster Größe hervorgebracht haben, beweist, daß der nordischen Rasse allein nicht die höchste Palme in der Tonkunst beschieden ist, sondern daß sie dazu anderer Rassen bedarf. Die Tatsache andererseits, daß Deutschland in seiner südlichen Hälfte gerade die gewaltigsten musikalischen Genies hervorgebracht hat, kann nur so erklärt werden, daß dort nordische Schöpferkraft, Tiefe und Strenge mit größerer musikalischer Begabung und Wärme, mit breiterer Gefühlsgrundlage und künstlerischer Leidenschaft der dinarischen, alpinen und mediterranen Rasse und sonstiger uns vielleicht weniger bekannten Rassenbestandteile sich verbunden haben.

Sehr lehrreich ist auch ein Blick nach Italien. Dort sind alle großen Tondichter in der nördlichen Hälfte geboren, was um so erstaunlicher ist, als die in der südlichen Hälfte Italiens vorherrschende mediterrane Rasse nach allgemeiner Ansicht entschieden musikbegabt ist. Unter den bedeutenden in Norditalien geborenen Tondichtern nennen wir Palestrina, die beiden Gabrieli, Monteverdi, Pergolese, Cavalli, Grandi, Corelli, Carissimi, Tartini, Spontini, Stefani, Frescobaldi, Cavalieri, Caccini, Lully, Cherubini, Verdi, Rossini, Donizetti, Puccini. Norditalien hat noch eine Reihe weiterer Tondichter hervorgebracht, wie Toselli, Marcello, Vivaldi, Locatelli u. a. Die Ursache dieser Erscheinung ist wiederum klar: die nördliche Hälfte Italiens hat — hatte vor allem in den letzten Jahrhunderten und zur Zeit der Renaissance — eine ähnliche rassische Zusammensetzung wie das südliche Deutschland (trotz verschiedener nationaler Einstellung und Färbung). Die Nordrasse hat sich in beiden Gebieten mit dinarischen, alpinen und mediterranen Elementen verbunden. Der schwächere Gehalt an nordischer Rasse in Norditalien im Vergleich zum südlicheren Deutschland erklärt die Tatsache, daß die deutsche Tonkunst an Tiefe und Größe die italienische in ihrer Gesamtheit entschieden überragt, der stärkere Zusatz an mediterraner Rasse in Italien die andere Tatsache, daß die italienische Musik an Anmut, Feuer und einschmeichelnden Melodien die deutsche übertrifft. — Wichtiger aber ist das Gemeinsame: das südlichere Deutschland (wozu rassisch auch das flämisch-südholländische Gebiet gehört) hat mit dem nördlichen Italien (und Frankreich) zusammen alles wirklich Bedeutsame und Große auf dem Gebiet der Tonkunst hervor-

gebracht. Was außerhalb dieses verhältnismäßig kleinen Gebietes geboren wurde, ist nicht von großer Bedeutung und hat da, wo etwas Bedeutenderes vorliegt, dieselbe oder eine ähnliche Rassenzusammensetzung wie die genannten Gebiete Deutschlands und Italiens[1]). Aus der Tatsache, daß es in Deutschland die südliche, in Italien dagegen die nördliche Hälfte ist, die Großes geleistet haben, geht auch unwiderleglich hervor, daß die Rasse hier entscheidend ist, nicht etwa die südliche Gegend und die Umwelt.

So sehen wir auf dem Gebiet der Tonkunst einen unvergleichlichen Fall schöpferischen Zusammenwirkens von mehreren, aber verwandten europäischen Rassen. So wenig wir einer weiteren Rassenmischung oder gar einer Vermengung der Grundrassen das Wort reden möchten, so müssen wir doch erkennen, daß hier eine bestimmte Verbindung, wie sie besonders im deutschen Sprachgebiet vorliegt, Einzigartiges hervorgebracht hat. Ihr verdankt das deutsche Volk seine Schöpfungen auf dem Gebiet der Tonkunst, die alle seine anderen Kulturleistungen in den Schatten stellen und die sein eigentlich unsterblicher Teil sind. Die mangelnde Einheitlichkeit, die wir auf politischem Gebiet oft beklagt haben, hat auf dem Gebiet des Geistes, besonders der Musik, ewige Erscheinungen gezeitigt. Sie ist es, die das deutsche Volk zum Volk der Dichter und Denker, vor allem aber zum Volk der großen Tondichter gemacht hat.

[1]) Chopin und Tschaikowsky hatten beide nordisch-dinarische Züge. Der Vater Chopins und die Mutter Tschaikowskys waren Franzosen.

Rassische Merkmale an afrikanischem Musikgut

Von

Wilhelm Heinitz, Hamburg

Wie sich die Sätze eines gesprochenen Satzes in Wörter und die Wörter in Silben zergliedern lassen, so läßt sich jede organische körperliche Ausdrucksbewegung, also jede musikalische, tänzerische, zeichnerische, handschriftliche, malerische, architektonische oder sonstige Gestaltung in eine Reihe von „Arbeitseinheiten“ zerlegen. Unter einer solchen funktionellen Arbeitseinheit wollen wir die kleinste in sich abgeschlossene Bewegungsbeziehung verstehen, woraus sich schließlich die Ganzheit einer Gestaltung entwickelt. Die Bezogenheit liegt darin, daß ein einziger isoliert stehender Ton oder Akkord oder ein Laut unserer Sprache erst dann zu einer solchen Arbeitseinheit werden können, wenn sie auf ein Anderes, Vorangehendes oder Folgendes bezogen werden.

Jede Arbeitseinheit läßt sich, ebenso wie eine Silbe in verschiedene zeitlich und dynamisch aufeinander bezogene Laute, in eine Reihe von rhythmischen Impulsen zerlegen. Man kann eine Arbeit, etwa eine Freiübung, im Zweier-, Dreier-, Vierer- usw. Rhythmus ausführen. Das würde erinnern an die Hebigkeit eines dichterischen Verses, der ja auch in seiner sprecherischen Materialisation nichts anderes ist, als das Ergebnis eines vorangegangenen

ideellen (seelischen) Erlebnisses im Rahmen unseres Verstehens, Fühlens und Wollens.

Jeder Mensch hat bekanntlich seinen persönlichen, darüber hinaus aber auch völkischen und rassischen Rhythmus, wie er auch die ihm angeborene (und wahrscheinlich vererbbare) Eigenart hat, alle seine Bewegungen entweder in der Form von Druck-, Stoß-, Zug- oder Rißbewegungen (wir kürzen ab: D-, St-, Z-, R-Typ) auszuführen. Dadurch werden Ablauf und dynamisch-zeitliche Ordnung seiner Bewegungen zweifellos auch zu wesentlichen Faktoren seiner inneren (nervenfunktionellen) und äußeren (anatomischen) Haltung. „Wie du dich bewegst, so siehst du aus; wie du aussiehst, so hast du dich bewegt."

Auch die Gestaltungen in Musik und Sprache nehmen an dieser Wechselwirkung zwischen „Mensch und Werk" teil. Versuchen wir, uns (lediglich zur besseren Veranschaulichung dieser Vorgänge!) folgendes vorzustellen: Nehmen wir an, alle Menschen verfügten nur über eine einzige sprecherische Klangbildung, z. B. den Laut „o". Der Sprache wären damit alle artikulatorischen Unterschiede, also alle charakteristischen Lautbildungen genommen. Sie hätte lediglich aus gruppenweiser Wiederholung des einen Lautes („o"), aus dem melodischen Auf und Nieder, aus Dauer und Stärke ihre Verständigungsmittel entwickeln müssen. Nehmen wir ferner an, die einen Menschen könnten auf Grund ihrer rhythmischen Beanlagung nur Zweiergruppen („o—o"), die andern nur Dreier- („o—o—o"), wieder andere nur Vierergruppen („o—o—o—o") bilden, und wir würden das als Zwei-, Drei- oder Vierhebigkeit usw. bezeichnen. Man könnte dann beim Hören solcher Gruppen durch Mitklopfen der Silbenanzahl mit der Hand (durch sog. „physiologische Resonanz" auf den wahrgenommenen „Reiz") feststellen, um welchen „Hebigkeitstypus" es sich von Fall zu Fall handeln würde. Sollte man aber zu einem „Viererimpuls" ohne rechnerische Überlegung fortlaufend nur je drei Schläge schlagen, so würde man bald „aus dem Takt" kommen. Die Mitbewegung wäre nicht mehr homogen (dem urheberlichen Reiz angemessen), sondern heterogen.

Man versuche nun einmal, die Vierergruppe („o—o—o—o") immer schneller und schneller zu sprechen, dabei die Vorstellung der „vierimpulsigen Arbeit" aber nicht zu verlieren. Man nähert sich dann den natürlichen Verhältnissen beim Singen und Sprechen. Die vier „o" werden sich scheinbar zu einem einzigen Laut assimilieren, dabei aber den aufmerksamen Beobachter nach wie vor eine Art von vierhebigem Vibrato empfinden lassen.

Eine solche „mikrodynamisch" gewordene Impulsfolge findet sich in jeder kleinsten organischen Handlung, also auch in allen Wortbildungen einer Sprache (bereits bei den Interjektionen, die ja schon eine Erlebnisbezogenheit darstellen), in den Intervallfolgen der Musik, den Linienbeziehungen in einer Zeichnung, den Formprägungen eines Gesichts oder Körpers, einem Bauwerk, sowie in jedem handwerklichen Ergebnis einer menschlichen Betätigung.

Beim Menschen haben wir in diesem Sinne bis heute sechs Typen (1—6hebig) festgestellt. Die Beherrschung der Methode dieser Typenbestimmung kann allerdings kaum aus theoretischen Darstellungen erlernt werden. Ihre Technik erfordert eine längere wohlvorbereitete Übung, kann aber schließlich von jedem bewegungsbegabten und bewegungsbereiten guten Beobachter erworben werden.

Jedes Wort einer Sprache trägt die Hebigkeit dessen, der dieses Wort urheber-

lich geprägt hat. Wird das Wort später „als Rohstoff" von einem andershebigen Sprecher benutzt, so wird dem Lautgebilde die neue Hebigkeit aufgezwungen. Dabei kommt es aber notwendig zu entsprechenden Veränderungen des Lautstandes, die uns allerdings meistens erst dann auffallen, wenn sie schon den Umfang einer „mundartlichen" Färbung angenommen haben. Experimentell läßt sich leicht feststellen, wie auf solche Weise aus Monophtongen Diphtonge (z. B. aus Hus: Haus u. ä.) werden können. Auf gleiche Weise wird auch ein Musikstück bei der Wiedergabe durch einen andershebigen Nachgestalter artikulatorisch (erhöhte Stakkatisierung bzw. Legatisierung u. v. a. m.) „verzerrt". Seine „Urform" läßt sich indessen durch die sog. Homogenitätsprobe leicht ermitteln. (Vgl. Heinitz: Neue Wege der Volksmusikforschung. Hamburg 1937, S. 48 ff.)

Die als Beispiel gesetzten vier „o" können nun ferner mit vier verschiedenen Stärkegraden gesprochen werden. So erhält man bei vier Impulsen durch Umordnung der Akzente die Möglichkeit von 24 sog. „dynamischen Profilen" (1234, 3124 usw.) Die „1" bezeichnet jeweils den höchsten Stärkegipfel.

Wir setzen für den Sonderfall 3124 die Formel 4,2, da hier der höchste Gipfel von vier Impulsen an zweiter Stelle steht.

Nun kann man aber auch bei der Bildung dieser Viererlautgruppe (entsprechend bei allen anderen Gruppierungen) die ersten drei „o" laut (mit Stimmlippenverschluß), das vierte „o" aber geflüstert sprechen. Wir würden das durch die Formel $4{,}2^{3}/_{4}$ usw. ausdrücken. Ebenso kann man das erste „o" nur zu drei, zwei oder einem Viertel (oder noch kürzer) seiner Dauer laut, und alles andere geflüstert wiedergeben. So würde die Formel $5{,}3^{1}/_{25}$ bedeuten, daß in einem fünfhebigen Arbeitsakt der dritte Akt den höchsten Stärkegipfel trägt, und daß nur der fünfte Teil des ersten Aktes eine stärkere Muskelkontraktion (Stimmverschluß) zeigte. Wir schreiben dann allerdings anstatt $^{1}/_{25}$, $^{1}/_{125}$, $^{1}/_{625}$ usw. bei Fünfhebigkeit, bzw. anstatt $^{1}/_{36}$, $^{1}/_{216}$ usw. bei Sechshebigkeit besser: 1/II, 1/III, 1/IV usw. Die römische Ziffer gibt also die Potenz der womöglichen Unterteilung des ersten Hebigkeitsimpulses an. Nach einiger Übung und mit Hilfe einer zweckmäßigen Auszählmethode lernt man sehr bald, Unterschiede solcher Art bis zu den feinsten Abstufungen aus der physiologischen Resonanz zu beobachten und abzulesen.

Es ist des weiteren die Feststellung möglich, wie groß die relativen Zeitabstände zwischen den einzelnen dynamischen Impulsen eines Arbeitsaktes sind. So verteilt sich z. B. die Dreihebigkeit bei Richard Wagner auf die Zeitverhältnisse 7 : 5 : 1. Da diese Bestimmung bei optischen Reizen durch Farbe und Helligkeit beeinflußt werden kann und infolgedessen bis heute methodologisch nicht gesichert werden konnte, haben wir vorläufig auf ihre Anwendung verzichtet. Die Ergebnisse der übrigen Bestimmungen werden hiervon nicht betroffen.

Die erwähnte „Physiologische Resonanz" läßt sich auf alle akustischen, optischen und sonstigen Reize anwenden. Es hat sich ergeben, daß man dabei aus dem optischen Eindruck eines lebenden Menschen (oder eines möglichst unretuschierten, wenn auch sonst technisch noch so schlechten Photos von ihm) auf den Hebigkeitscharakter einer seiner musikalischen oder sprachlichen Gestaltungen schließen kann. Kennt man also den Hebigkeitstyp beispielsweise eines Juden, so kann man dieses persönliche (und gleichzeitig das einer jüdi-

schen Menschengruppe gemeinsame) Merkmal auch als Kriterium für die Bestimmung jüdischer Werke benutzen.

Das Ermitteln der Hebigkeit nach einem optischen Reiz, z. B. einem Photo, unterscheidet sich grundsätzlich nicht von dem, was wir oben bereits über die akustische Reizgebung (rhythmische Impulsgruppe bei der Aneinanderreihung phonetischer Elemente) gesagt haben. Der erste, der entdeckte, daß man auch aus einem Bilde den Atemtypus seines Urhebers ablesen könne, war H. Schammberger, ein Schüler von Ed. Sievers in Leipzig. Sievers selbst entwickelte daraufhin später seine berühmten und heftig (aber grundsätzlich nicht mit Recht) befehdeten „Drahtfiguren", seine „optischen Signale". Diese Figuren zeigten alle möglichen Kurvenverschlingungen, die dem Betrachter als optisches Reizmittel dienten und woraufhin er seinen Körper reflexmäßig in eine spezifische Haltung brachte. Man denke etwa daran, daß jeder Mensch unwillkürlich den Bauch vorschieben und das Gesicht zurückziehen würde, wenn jemand eine Fauststoßbewegung gegen seine Nase ausführen würde oder sich umgekehrt entsprechend verhielte, wenn der Schlag gegen seine Magengegend gerichtet würde. So bildet gewissermaßen jeder von außen her auf uns eindringende optische Reiz während seiner Wirksamkeit einen Regulator unseres physiologischen Verhaltens. Das gilt aber keineswegs nur für die groben Reize einer drohenden Angriffsgeste, sondern unbewußt pflegen wir dabei schon auf die feinsten formalen und Intensitätsunterschiede eines Bildreizes zu reagieren. Es würden also etwa schon zwei gleich große Quadrate, von denen das eine zu einem Netzwerk kleinster Dreiecke, das andere zu einem solchen kleinster Vierecke aufgeteilt wäre, zu spezifischen physiologischen Resonanzen führen. Manche Beobachter mögen bei einer diesbezüglichen Nachprüfung zunächst zu sehr gehemmt sein. Man versuche aber einmal, auf dem Papier zwei gleich große Kreislinien zu ziehen, die eine Peripherie in drei, die andere in vier gleiche Teile zu teilen und in die Kreise ein Dreieck bzw. ein Viereck einzuzeichnen. Alsdann konzentriere man sich auf je einen der Reize und atme möglichst ungehemmt und möglichst tief (bis an die Grenzen der Körperausdehnung) ein. Man wird dabei deutlich zwei verschiedene Endhaltungen beobachten können. Die Schwierigkeiten bestehen zumeist nur darin, daß die Selbstbeobachtung der physiologischen Vorgänge im eigenen Körper aus Mangel an Veranlassung noch nicht genügend entwickelt worden ist, mit anderen Worten, daß es schwierig ist, zu sagen, welche Muskelbewegungen man denn eigentlich vollzogen habe. Beim Gelingen dieses Versuchs kann man sich aber ohne weiteres an verwickeltere Reizgebungen, wie sie etwa die Gesichter verschiedener Menschen darstellen, heranwagen. Das, was wir neu zu den Sieversschen Versuchen hinzufügten, ist die rationelle formelmäßige Ordnung der Reaktionen nach dem Prinzip der Hebigkeiten. Diese oben beschriebenen Hebigkeiten werden eben durch Gleichgewichtsvergleiche ermittelt.

Stellt man sich vor, man wolle die an einer Handbewegung beteiligten Muskeln (durch ein „senso-motorisches Diagramm") so einschalten, so innervieren, daß sie zum Zeichen eines Dreiecks führten und es würde andererseits dem motorischen Zentrum durch einen von außen her aufgenommenen Reiz gleichzeitig ein „Viereckdiagramm" aufgezwungen, so müßte es zu einem Widerstreit der innervierenden Kräfte kommen. Die beiden diskrepanten Reize, der

innere und der äußere, würden nach dem Gesetz des Kräfteparallelogramms zu einer dritten Figur führen, die zu der von außen her dargebotenen „heterogen" wäre. Erst die genaue Übereinstimmung zwischen dem vorgestellten (inneren) und dem „zu bestimmenden" äußeren Reiz führten zu einem homogenen Ergebnis. Als Beispiel für eine zunächst nur von innen her gesteuerte Muskelreaktion geben wir folgendes: Man stelle sich vor einen Tisch und berühre senkrecht mit den Spitzen beider Mittelfinger die Tischfläche. Alsdann lasse man (um jeder Ablenkung durch äußere Reize zu entgehen, eventuell bei geschlossenen Augen) die Hände in völlig unverkrampfter Haltung über die Mittelfinger genau in Pfeilrichtung nach vorn rollen, so daß also schließlich die Handrücken die Tischfläche berühren. Man wiederhole diesen Versuch mehrmals und zähle dabei einmal jeweils bis drei, dann einmal jeweils bis vier usw., wobei man nach Belieben bereits eine der Zählstufen (aber in der gleichen Reihe stets die gleiche!) durch einen Akzent (eventuell durch leichtes Auftreten mit der Fußspitze) hervorheben kann. Man gehe nun zur Ausgangsstellung zurück, vollziehe eine leichte Drehung der Oberarme nach innen, so daß sich die Ellenbogen ein wenig vom Körper entfernen und versuche aus dieser Stellung heraus wiederum die Handrollungen nach vorn. Es wird sich zeigen, daß die Hände jetzt nicht mehr in einer pfeilrechten Linie nach vorn, sondern in einer sich auf den Körper zu krümmenden Kurve abrollen. Fassen wir den physiologischen Vorgang in vereinfachter Weise etwa so auf, daß sich beim ersten Versuch die durch Nervenleitungen erregbaren Kräfte der zur Oberarmdrehung berufenen Muskeln (infraspinatus und teres minor, nach außen; teres major, bei fixiertem Schulterblatt, und subscapularis, nach innen) das Gleichgewicht homogen hielten, so haben im zweiten Versuch die Muskeln für die Nachinnendrehung das Gleichgewicht zu ihren Gunsten heterogen verschoben. Da die dadurch bewirkte Deklination der Handrückenrollung sich aber bei fortgesetztem Versuch ständig vergrößern würde, so müßte der Gesamtkörper (falls keine kompensierenden Auffangebewegungen eingesetzt würden) allmählich aus dem Spielraum seiner Schwerpunktsmodulationen herausgedrängt werden und schließlich, beim Erreichen des Kippmomentes, umfallen.

Konzentriert man nunmehr seine Aufmerksamkeit auf einen äußeren optischen Reiz (man benutze hierzu eventuell eine deutsche ungestempelte Briefmarke mit dem Bilde Hindenburgs, derart, daß man das Personenbild kreisförmig herausschneidet und vor sich auf den Tisch legt) und beginnt während der Reizbetrachtung mit den im Dreier-, Vierer- oder Fünferzählrhythmus usw. ablaufenden Rollbewegungen der Hände in Pfeilrichtung, dann wird sich bei nur einem einzigen Zählrhythmus (mit ganz bestimmtem Akzent) keine unwillkürliche Drehung der Oberarme gleichgewichtsstörend einstellen. Es ist dies im vorliegenden Falle (wie bei jedem andern Bilde oder jeder Schriftprobe von Hindenburg) der Zählrhythmus 5.3. Da bei dieser rhythmischen Impulsfolge die Bewegung homogen bleibt, so ist damit die Hebigkeit des kontrollierten Reizes vermittelst der Methode der physiologischen Resonanz gefunden. Durch sozusagen ein „inneres Nachmessen" der rhythmischen Impulse, die zu einer optisch wahrnehmbaren Form, also auch zu den feinsten physiognomischen Ausprägungen geführt haben, findet man somit also die gewünschte personale bzw. rassische Gestaltungsformel.

Aber auch für diese methodologische Erklärung sind Worte, wie wir be-

fürchten, wiederum ein schlechter Behelf. Dagegen glauben wir, einem motorisch befähigten Menschen diese Zusammenhänge innerhalb weniger Stunden persönlich so übermitteln zu können, daß er zu eigener Weiterentwicklung auf diesem Gebiet instand gesetzt wird.

Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß Hebigkeit und Bewegungsform (D, St, Z, R) weder an die sog. Rutzschen Atemtypen (abdominal, thorakal usw.) nebst ihren Unterarten, noch an die Kretschmerschen Konstitutionstypen (pyknisch, leptosom, athletisch), noch an anthropologische Maßbestimmungen oder sonstige Charakterisierungen gebunden sind. Sie stellen vielmehr eine völlig selbständige Schicht der biologischen Einordnung dar. Auch können sie wegen ihres mikrodynamischen Charakters von der „Umwelt" nicht beeinflußt werden. Ergeben zwei Werke etwa je die Formel 6,6 1/IV, so sind ihre Urheber bestimmt im hohem Maße bewegungsverwandt.

In einer solchen Bewegungsverwandtschaft hoffen wir aber nach unsern bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen nichts weniger als ein aufschlußreiches Merkmal sehen zu dürfen für die Mitbestimmung rassischer Typen. —

Diese längere Einleitung war leider erforderlich. um das verständlich zu machen, was wir nunmehr über einige afrikanische Musikgestaltungen und ihre rassische Prägung vergleichend darstellen wollen.

Anlaß zu dieser Untersuchung wurden zweimal zwei Korana-Lieder, deren Transkription sich bei P. R. Kirby (The Music and Musical Instruments of the Korana), Bantu Studies, Johannesburg 1932, Nr. 2, S. 196/197 bzw. in einer eigenen Arbeit (Strukturprobleme in primitiver Musik), Hamburg 1931, S. 199 u. 201 findet.

Die musikalischen Charaktere der Koranamelodien sind so verschieden, daß man nicht ohne weiteres auf urheberliche Rassengleichheit schließen konnte. Dieser subjektive Eindruck läßt sich durch eine Hebigkeitsprobe ohne weiteres erhärten. Die ersten beiden Melodien sind 3,3 2/IV-, die andern beiden aber 6,6 1/V-hebig.

Könnte das aber nicht daher rühren, daß sich dabei womöglich afrikafremde (europäische) Einflüsse geltend gemacht hätten? Um das zu erörtern, mußte man untersuchen, welchem Bewegungstyp denn die Koranaleute selbst angehören, bzw. welche Hebigkeitstypen allgemein in Afrika zu dominieren scheinen.

Wie ist es, gegenüber den Hebigkeitsbefunden an afrikanischen Musikgestaltungen, mit dem Bewegungstypus, der sich an afrikanischen Eingeborenenbildern feststellen läßt?

Einige Vorversuche, die sich auf Stichproben aus dem gesamten afrikanischen Kontinent erstreckten, ergaben folgendes: Von 24 Menschentypen waren sieben dreihebig, siebzehn dagegen sechshebig. Von den sechshebigen trugen sechzehn den dynamischen Höchstakzent auf dem sechsten Hebigkeitsimpuls. Alle Dreihebigen trugen ihn an der gleichen Stelle. An Bewegungsformen fanden sich siebzehn Druck- und sieben Stoßtypen, die sich aber mit der Drei- bzw. Sechshebigkeit überschnitten. Die Verschlußdauergrößen reichten von 4/III hinunter bis zu 1/VI.

Nach Hebigkeit geordnet, gehörten etwa zusammen, d. h. zeigten gleiche Formeln: 1. Pygmäen, Fullah (Somali), Tamberma (nördlich Togo) mit 6,6 1/IV St:

2. Schilluk (am oberen Nil), Wahima (westlich vom Viktoriasee), Dinka (Sudan), Habr-Toldjaale (am Golf von Aden), Midgan und Berber (Algerien), Hova (Madagaskar) mit 6,6 1/V D; 3. Porto Nuovo (Sklavenküste), Beduine, Sakalaven (Madagaskar) und Kaffer mit 3,3 1/VI St. Die bewegungsverwandten Typen stammten also zum Teil aus sehr weit auseinanderliegenden geographischen Gebieten. Für den Vergleich mit unsern Melodien geben uns diese Bestimmungen nur erst wenige Anhaltspunkte. Das einzige, was wir erkennen, ist, daß sowohl in den Melodien als nach den Eingeborenenbildern die Drei- und die Sechshebigkeit mit verhältnismäßig kurzen Verschlußdauergrößen anzutreffen sind, und daß dabei die Bewegungsform D vorherrscht. Wir mußten unser Material also enger einzukreisen versuchen. —

Kirby zeigt in seiner oben zitierten Arbeit 10 Personenbilder von Eingeborenen des Koranagebiets, die sich für unsere Untersuchung eignen. Wir fanden darunter an Typen: 3,3 2/IV (zweimal, Schweizer Reneke-Farm), 6,6 1/III (fünfmal), 6,6 5/III (dreimal). Das würde also den gegensätzlichen Charakter unserer vier Melodien aus diesem Gebiet schon verständlicher machen. Wir erweitern aber jetzt wieder unsern Kreis und ziehen 23 weitere Melodien und 59 Personenbilder aus Südwestafrika heran, die wir einer Arbeit von Roman Stopa (Studies on the Population and Culture of South West Africa, Warschau 1938) entnehmen. Wir untersuchten in Auslese drei „Dama-", zwei „Hottentotten-", drei „Buschmann-", zwei Melodien „unter wahrscheinlich hamitischem Einfluß", ferner eine zweistimmige und drei dreistimmige Weisen. Unser Ergebnis war folgendes: Von den 23 untersuchten Melodiestimmen zeigten zwei der Damalieder eine 3,1 2/I- bzw. (die „Handharmonikamelodie" in den beiden Stimmen) 5,4 3/I-Hebigkeit. Die hohe Verschlußziffer macht beide als afrikafremd verdächtig.

Alle übrigen zwanzig der untersuchten Beispiele ordnen sich restlos den Typen ein, die wir an den nachstehend charakterisierten Personenbildern wiederfanden. Und zwar entfallen auf 3,3 2/IV (hottentottisch) insgesamt sieben Fälle, auf 6,4 4/III drei, auf 6,4 5/IV ein, auf 6,6 4/III zwei, auf 6,6 3/IV ein und auf 6,6 5/IV endlich sechs Fälle. Hiervon ist aber der Typus 3,3 2/IV nur ein einzigesmal rein vertreten. In den andern sechs Fällen findet er sich nur in den Nebenstimmen (zweite bzw. zweite und dritte) zu den „mehrstimmigen" Weisen, an denen hier stets eine sechshebige Gestaltung, sozusagen als „cantus firmus" beteiligt ist, Das deutet darauf hin, daß die dreihebigen Melodien hier eine jüngere übergelagerte Schicht darstellen. Daß sich dabei unter Umständen „europäisch wirkende" Intervalle (Terzen, Quinten, Sexten usw.) ergeben, ist völlig belanglos, solange die dazu führende Begleitstimme mit einem der Eingeborenen-Hebigkeitstypen korrespondiert. Auch wenn also solche Zweistimmigkeit eine Nachahmung von europäischen Orgelquinten (Mixturen) oder Terzgängen sein sollte, so ist doch entscheidend, inwiefern der Eingeborene dieses Fremdgut nur mechanisch übernimmt (wie offenbar in der oben erwähnten Harmonikamelodie), oder inwiefern er es biologisch einzuschmelzen versteht.

Die 59 Eingeborenenbilder Stopas gruppierten sich nach insgesamt vierzehn verschieden stark belegten Typen. Mehr als die Hälfte der Typen (33 von 59) entfällt auf das Charakteristikum 6.6 5/IV. Die genaue Verteilung ist: 3,2 2/IV (2 Personen), 3,3 2/IV (3), 6,1 3/III (1), 6,1 4/III (1), 6,3 5/IV (1), 6,4 3/IV (1), 6,4 5/IV (4), 6,4 4/III (1), 6.5 5/IV (1), 6.5 3/II! (1), 6,6 3/IV (3).

6.6 5/IV (33), 6.6 5/III (2), 6,6 4/III (4), 6.6 5/I! (1). Der Bewegungsform nach sind alle D-Typen. Noch eindeutiger wird das Bild, wenn wir nur die gleichen Verschlußdauerfälle vergleichen. Es entfallen dann sogar 39 Fälle auf die Größe 5/IV. Vergleicht man nur nach der Gipfellage des dynamischen Profils des Reflexablaufes (Stelle nach dem Komma), dann findet sich der Typus 6.6 sogar 43mal. Nimmt man aber nur die Ziffern für die Grundhebigkeit (hier 3 bzw. 6), dann sind außer den fünf Hottentottenbildern (Abbildung der fünfköpfigen Familie auf S. 23 bei Stopa) alle übrigen (von 59) hebigkeitsgleich. Bemerkenswert ist, daß die drei bei Stopa (S. 16/17) wiedergegebenen Felszeichnungen der Buschmänner die Formel 6,6 5/VII tragen, die sich bezüglich der Verschlußdauer sonst in dem hier vorliegenden Material (wohl aber bei dem nunmehr zu besprechenden aus Westafrika, Kamerun) gar nicht findet. —

Als dritte Untersuchungsreihe wurden 17 Tikar-, 2 Wute-, 2 Mbum- (neben 1 Bati-) Melodien herangezogen, die wir für den III. Teil von Fr. Thorbeckes Expeditionsbericht .(Im Hochland von Mittelkamerun, Hamburg 1919) nach Phonogrammen transkribiert hatten. Sämtliche dieser 21 Stücke zeigen die Hebigkeit 6.6. Die Verschlußdauergrößen und die Bewegungsformen sind aber variabel. Es zeigen D-Typ: sämtliche Tikarmotive, St-Typ sämtliche Wute- und Mbumlieder. Das Batilied gehört dem Z-Typus an. Diese Melodie hat eine mikrodynamische Verschlußdauer von 2/V, die sich sonst bei keiner der hier untersuchten Musikproben findet. Die Wute- und Mbumverschlüsse (1/V und 5/V) kommen auch bei den Tikar vor. Die Tikar zeigen einmal 1/V, fünfmal 5/V, fünfmal 1/VII und sechsmal 5/VII. —

Für die genannte Thorbecke-Arbeit hat Th. Mollison einige Tikar- und Wuteschädel anthropologisch ausgewertet. Der gleiche Band enthält auch zahlreiche Eingeborenenphotos (gemalte Bilder wurden nicht berücksichtigt, da sie durch den Typus des malenden Urhebers überschichtet werden), die wir zum Vergleich mit den Melodieergebnissen heranziehen können. Es ließen sich so die Hebigkeitsformeln von 42 Eingeborenen aus Mittelkamerun gewinnen. Unter den Bildern sind 35 Tikar-, 4 Pygmäen, 1 Wute- und 2 Haussahleute zu sehen. Nur der eine Haussahmann zeigt die Formel 3,3 1/IV, alle übrigen 41 haben die Hebigkeit 6.6, jedoch mit unterschiedlichen Verschlußdauergrößen. Es findet sich der Verschluß 1/III zweimal, 5/III einmal, 1/IV dreimal, 1/V (1) siebenmal, 5/V (6) dreizehnmal, 5/IV einmal, 1/VII (5) einmal und 5/VII (6) zwölfmal. Die hinter den Formeln eingeklammerten Zahlen geben an, wieviel Tikarmelodien die gleiche Hebigkeitsformel haben. An Verschlüssen dominieren hier also die Formeln V und VII, gegenüber der Formel IV in dem untersuchten südwestafrikanischen Material.

Außer dem Wutemann und einem einzigen Tikarmann (Thorbecke, Tafel 7 und 8), die beide St-Typen sind, finden sich unter den Bildern nur D-Typen. Alles in allem finden also auch hier die vorkommenden Melodieformeln in den Bildformeln ihre Entsprechungen.

Auch bei Bruno K. Schultz (Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege, München 1933) sind einige uns in dem vorliegenden Zusammenhang interessierende Typen „primitiver" Menschen dargestellt. Die dort in Abb. 31 gezeigten Pygmäen (Andamanenfrauen, neben Freih. v. Eickstedt) haben sämtlich den Typus 6.6 1/V D. Dieser Befund deckt sich mit dem aus zwei Andamanenmelodien, die K. Stumpf (Anfänge der Musik, Leipzig 1911, S. 114) nach M. V.

Portmann mitteilt. Die Abb. 33 bei Schultz zeigt einen zentralafrikanischen Pygmäen. Seine Formel ist nach unserer Bestimmung 6,6 5/V D. Musikalisch finden wir eine gleiche Formel bei vier Melodien der Wedda auf Ceylon (vgl. Stumpf, S. 109/110). Die sehr charakteristische Weddaabbildung bei Schultz (Abb. 30) vertritt aber den Typ 6,6 1/VII D. Vielleicht stehen also die obigen Melodien schon unter fremdem Einfluß.

Von den Thorbeckeschen Pygmäen (dortselbst Tafel 9) haben drei die Formel 6,6 1/IV D, der vierte erweist sich bei 6,6 1/III als homogen. Es herrscht also unter den hier verglichenen Beispielen keineswegs Übereinstimmung, so daß zweifellos auch bei den verschiedenen Pygmäen Blutmischungen eine Rolle gespielt haben.

Mollison hat zwei Schädeltypen (Thorbecke, Tafel 1—5) einander gegenübergestellt. Auch nach unserm Befund (A = 6,6 5/III Z-; B = 6,6 1/III R-Typ) ist in Verschlußdauer und Bewegungsform ein starker Unterschied derselben nachweisbar. Aber beide Verschlußgrößen kommen unter den 42 Photos von Lebenden bei Thorbecke nur ein- bzw. zweimal (in den 22 Melodien überhaupt nicht) vor. Auch der Zugtypus findet sich nur in der Batimelodie, der Rißtypus fehlt völlig. Die abgebildeten Schädel scheinen also für die Wute und Tikar der Gegenwart kaum typisch zu sein. Da wir den R-Typus bisher nach vielen hunderten Untersuchungen ausschließlich bei Juden (4,1 2/I R) fanden, so stammt dieser Schädel (B, Nu 260) wahrscheinlich aus einer Mischung von Negern und Juden. Eine hierzu passende Erläuterung geben uns die Abb. 106 und 107 bei Schultz (S. 85). Die hottentottische Mutter zeigt die Formel 6,3 1/V D, die mit einem Juden gezeugte Tochter resonniert auf 6,3 1/V R. Es hätte sich hier also nur die jüdische Bewegungsform R durchzusetzen vermocht. Auch H. F. K. Günther (Rassenkunde des deutschen Volkes, München 1934, S. 171, Abb. 358) zeigt einen Knaben aus Baden „mit negerischem Einschlag". Die Formel hierfür ist 6,6 2/V R. Die partielle Formel für jedes der beiden Augen lautet 4,1 2/I R. Das bedeutet ohne Zweifel eine Mischung zwischen Neger und Juden, solange für die letztere Formel keine widersprechenden Belege aufgefunden werden.

Damit berühren wir zugleich das Problem der Vererblichkeit der von uns erstmalig aufgewiesenen Erscheinungen. Es mögen deshalb für die Vererblichkeit der mikrodynamischen Funktionen hier beiläufig einige Belege folgen. Zwei eineiige Zwillinge (vgl. Schultz, Erbkunde, S. 15) haben übereinstimmend die dominante Formel 3,3 1/IV Z. Die partiellen Formeln für Ohren, Augen, Nasen usw. weichen aber voneinander ab. Sie gehören neben der „Fingerreaktion" und dem „Standbeinwechsel" (vgl. Heinitz, Neue Wege der Volksmusikforschung, Hamburg 1937) zweifellos zur individuellen Prägung. In der gleichen Arbeit (S. 90/91) zeigt Schultz zwei Familien, eine siebenköpfige „vorwiegend nordische" und eine achtköpfige „mittelländische" (mediterrane).

Unser Befund für die nordische ist: Vater: 4,3 4/I D; Mutter: 5,5 4/IV D: Kinder: 5,5 4/IV D: 5,2 3/IV D: 5,3 3/VII D: 5,5 2/IV D und 5,3 1/V D. Es liegt also direkte Vererbung der Grundhebigkeit durch die Mutter vor. Auch die Verschlußdauergrößen tendieren nach der Mutter. Die genauen mikrodynamischen Profile zeigen zweimal absolute Gleichheit mit dem der Mutter (54321).

Die übrigen weichen hiervon ab (41233; 53124; 34152). Das dynamische Profil ist also nicht direkt, vermutlich aber indirekt, erblich.

Für die mediterrane Familie ergibt sich: Vater: 4,4 3/IV D; Mutter: 5.5 3/I Z; Kinder: die fünf älteren sämtlich 4,4 3/IV D; die Tochter aber Z statt D; das jüngste Kind 5,5 1/V D. Auch hier ist die Vererbung der Funktionsformel eindeutig. In dem Funktionsbild der Kinder dominiert, in fünf von sechs Fällen, die Hebigkeit des Vaters. Er ist es, der, wie bei der vorigen Familie die Mutter, die kürzere Verschlußdauer hat.

H. F. K. Günther gibt (Rassenkunde, S. 163) ein Mischehepaar (Vater Bayer, Mutter Chinesin) mit drei Töchtern wieder. Unser Befund lautet: Vater: 5,4 1/VII D; Mutter: 4.4 2/II Z; Kinder: 5,4 4/XI D; 5,4 1/XI D und 5,4 2/XI D. Wieder hat der Träger des kürzeren Verschlusses, der Vater, den Ausschlag gegeben. Der Verschluß bei den Kindern (XI!) ist auffallend kurz. Er beträgt nur einige 48millionstel Teile des ersten Hebigkeitsimpulses.

Auf S. 164 des gleichen Werks gibt Günther das Bild eines andern Mischehepaars (Inder und Deutsche) nebst zwei Kindern wieder. Unser Befund hierfür ist: Vater: 4,4 3/VIII D; Mutter: 5,5 2/V Z; Tochter: 4,4 1/VII Z; Sohn: 5,5 3/VIII D. Die Kürze des Verschlusses richtet sich wieder nach dem Vater. Auf S. 171 der gleichen Arbeit sehen wir eine Deutsche mit zwei Kindern negerischen Einschlags. Es ergeben sich daraus die Formeln: Mutter: 6.6 1/II D; Kinder: 6,6 2/IV D und 6.6 2/V D. Sehr wahrscheinlich hat der Vater einen geringeren Verschluß gehabt als die Mutter[1]).

Sechshebige Typen finden sich übrigens auch in Europa nicht selten, wie die folgende Übersicht zeigen mag. Von rund 480 (europäischen!) Personenbildern in Günthers „Rassenkunde" sind etwa 7% sechs-, 67% fünf-, 14% vier-, 9% drei-, 1% zwei- und 2% einhebig. In Wirklichkeit dürfte der Bestand an sechshebigen Typen in Europa noch wesentlich größer sein bzw. zu bestimmten Zeiten gewesen sein. Von etwa 600 italienischen und altdeutschen bzw. niederländischen Malern erwiesen sich nach unserer Untersuchung rund 25% als sechshebig.

Wir müssen uns dagegen fragen, ob nicht auch an afrikanischem Material Vierhebigkeit vorkommt. Das ist der Fall. Auf dem I. Internationalen Kongreß für arabische Musik in Kairo 1932 hatten wir Gelegenheit, unter anderen auch zahlreiche Proben aus der Liturgie der koptischen Kirche zu hören. Davon wurden Schallplatten hergestellt, die wir im Zusammenhang mit unsern Problemen untersucht haben. Ohne Ausnahme stellten wir an acht dieser Platten fest, daß die von Kopten gesungenen Gestaltungen die Formel 4.4 3/III D tragen. Da die Kopten altägyptischer Abkunft sind, lag es nahe, auch diesbezügliche Formen zu untersuchen. Zuverlässiges Bildmaterial (musikinstrumentenkundliche Darstellungen) finden sich in vielen musikgeschichtlichen Abhandlungen. Wir prüften davon etwa 40 Fälle und fanden bei allen die gleiche Formel, wie in der koptischen Kirchenmusik der Gegenwart, nämlich 4.4 3/III D.

[1]) Genauere Untersuchungen aller dieser Zusammenhänge stehen noch aus. Sie wären vor allem zu orientieren nach dem von uns erst während der Drucklegung dieser Arbeit näher entwickelten Phasenwechselverhältnis zwischen „Körperschließung" und „Körperöffnung" bei männlichen bzw. weiblichen Objekten. Vgl. des Verfassers „Problem vom biologischen Stil", Forschungen u. Fortschritte 1940, Nr. 35/36.

Zusammenfassung

Es wurden im ganzen 49 afrikanische (Korana-, hottentottische, Buschmanns-, Wute-, Tikar-, Mbum- und Bati-) Melodien nach ihrer Hebigkeit und ihrer physiologischen Bewegungsform untersucht. Damit wurden verglichen die Hebigkeitsformeln von 135 Abbildungen von den verschiedensten Gruppen Eingeborener Afrikas. Zum weiteren Vergleich wurden einige hundert weiterer Hebigkeitsbefunde herangezogen, die nicht aus den geographischen Bezirken unserer Untersuchungen stammten.

Es hat sich gezeigt, daß die „Hebigkeit" zweifellos ein funktionelles Merkmal zur Mitbestimmung von rassischen Gruppierungen darstellt und daß sich aus musikalischen Gestaltungen mit Hilfe der „Physiologischen Resonanz" nicht nur Personal-, sondern auch rassische Konstanten im obigen Sinne aufdecken lassen. Für den größten Teil der Melodien fanden sich bei Eingeborenen aus dem von den Sammlern angegebenen Bereich der musikalischen Urheberschaft genaue Entsprechungen. Als dominierende Grundhebigkeit fanden sich für alle 184 Untersuchungen die Typen 6,6 und 3,3. Als engeres Rassenkriterium bleiben die Verschlußdauerunterschiede zu beachten, die nach den dargelegten Vergleichsproben ebenfalls vererbbar sind. In nur zwei Fällen lag der Verschluß in unserm afrikanischen Material höher als bei 1/III. Er reichte aber hinab bis zu 1/VII. (Vergleichsweise fanden wir bei Abkömmlingen eines deutsch-chinesischen Mischehepaars die Kürze 1/XI).

An Bewegungsformen begegnete uns überwiegend der D-Typus. Daneben fanden sich einige St-Typen und ganz wenige Z-Typen. Der R-Typus kam nach Melodien und Abbildungen unseres afrikanischen Materials überhaupt nicht vor.

Der Vergleich zwischen Personenbild und Melodie führt also gegebenenfalls zu einem Kriterium für die musikalische Echtheit einer dargebotenen Gestaltung und läßt auch womögliche Rassenstilmischungen deutlich erkennen. Daß unsere Hebigkeitslehre die anthropologischen Messungen und die völkerkundlichen und psychologischen Methoden nicht überflüssig macht, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. In der vorliegenden Arbeit wurde eben nur versucht, das Problem Musik und Rasse von der musikbiologischen Seite her (also ungefährdet durch geistige und sonstige Einflüsse von äußerer Vorwelt und Umwelt) zu durchdringen und einen Weg zu zeigen, der aus der Spezialisierung der engeren musikwissenschaftlichen Fachforschung zur wissenschaftlichen Synthesis führt, wo sich alle Teilerscheinungen körperlichen und seelischen menschlichen Ausdrucksvermögens in einem einzigen Brennpunkt versammelt finden.

Über angeborene Mißbildungen im Bereiche der Mundhöhle bei grönländischen Eskimos und westgrönländischen Mischlingen[1])

Von

Dr. *P. O. Pedersen*
Assistent am Zahnärztl. Institut in Kopenhagen

Mit 2 Textabbildungen

Angeborene Mißbildungen im Bereich der Mundhöhle trifft man sehr selten an Schädeln farbiger Rassen, besonders selten dann, wenn die Schädel aus älteren Zeiten stammen. Das ist einerseits der Tatsache zuzuschreiben, daß bei gewissen Primitiven die Sitte herrschte, neugeborene Kinder mit augenfälligen Mißbildungen gleich nach der Geburt zu töten, andererseits dem Umstande, daß unter den bei ihnen geltenden Lebensverhältnissen für Individuen mit beträchtlicheren Mißbildungen nur geringe Aussicht bestand und besteht, die schwierigen ersten Lebensjahre durchzuhalten. Nach Peron (18) sterben sogar in Europa heutzutage 22 v. H. der mit Gaumenspalten und Hasenscharten geborenen Kinder in den ersten Lebenstagen. Durch die auf diese doppelte Weise stattfindende Auslese wurden auch die Aussichten für vererbte Weiterführung von Mißbildungen erheblich vermindert.

Für Europäer wird von Peron (18) das Vorkommen von Gaumenspalten und/oder Hasenscharten (100 000 untersuchte Fälle) auf 1 : 942 Geburten angegeben; für Amerikaner gibt Warren Davis (3) 1 : 915 an. Ob angeborene Mißbildungen der Kiefer und angrenzenden Weichteile von vornherein bei gewissen Rassen relativ seltener als bei anderen vorkommen, ist noch eine offene Frage. Nach den Angaben von Dorrance (4) kommen Mißbildungen der Kieferregion und ihrer Umgebung „bei allen Nationalitäten und Rassen“ vor, jedoch mit verschiedener, nicht näher klargestellter Häufigkeit. Nach Keith (9) sind sie z. B. bei Negern seltener. Elliot Smith und Warren Dawson (24), die zahlreiche Skelette von früheren Bewohnern des Niltales untersucht haben, fanden bei diesen nur einen einzigen Fall von Gaumenspalte. Murray (12) sammelte durch Umfrage bei praktizierenden Ärzten in etlichen Ländern von Übersee Angaben über die geographische Verbreitung von Gaumenspalten und Hasenlippen. Es ergab sich dabei, daß die betreffenden Mißbildungen ziemlich häufig auf Java, in Indien und China vorkamen, selten dagegen in Zentralafrika und auf bestimmten Inseln der Südsee (Hawaiigruppe). In den letztgenannten Gebieten war es jedoch allgemein üblich, Kinder mit angeborenen Deformitäten sogleich nach der Geburt zu töten.

Schon aus dem hieraus ersichtlichen Grunde wäre es unmöglich, eigentliche Vergleiche über die Häufigkeit des Vorkommens von Gaumenspalten und Hasenscharten bei verschiedenen Rassen anzustellen, und größere patho-geo-

[1]) Die drei zahnärztlichen Expeditionen des Verfassers nach Grönland (1933, 1937, 1939) wurden mit Unterstützung der dänischen Regierung und des P. Carl Petersen-Fonds durchgeführt.

graphische Erhebungen, die in dieser Beziehung wirklich zuverlässige Aufschlüsse liefern könnten, scheinen auch nicht durchgeführt zu sein.

Über sehr große diesbezügliche Erfahrungen verfügt jedoch Weston A. Price, der zahlreiche isolierte sowie sog. zivilisierte Rassengruppen in allen Teilen der Welt zahnärztlich untersucht hat, darunter Indianer in Nord- und Südamerika, Eskimos, Neger, Südsee-Insulaner, Maoris, Australneger usw.

Price schreibt wörtlich (23, S. 865): „Bei meinen Untersuchungen primitiver Rassegruppen an Ort und Stelle habe ich unter den isolierten Stämmen nicht einen einzigen Fall von Hasenscharte oder Gaumenspalte gesehen. Ebensowenig habe ich von Missionaren oder Regierungsbeamten, die mit den primitiven Völkern in Berührung standen, darüber gehört. Es war mir indessen interessant, daß ich einen typischen Fall in der modernisierten Kolonie Mombassa in Ostafrika feststellen und photographieren konnte."

Price erwähnt nichts über die Möglichkeit einer natürlichen oder künstlichen Auslese als Ursache für das seltene Vorkommen der in Frage stehenden Mißbildungen bei isolierten Stämmen, dagegen scheint er — mirabile dictu — geneigt zu sein, ihre (vermutete) größere Häufigkeit bei verstädterten Gruppen als eine der Folgen zivilisatorischer Veränderung in der Ernährung anzusehen (23, S. 859).

Soweit dem Verfasser bekannt, ist bis heute noch kein Fall der genannten Mißbildungen bei Eskimos veröffentlicht worden, so daß der folgende Beitrag zur Pathologie dieser rassenkennzeichnenden Population Interesse finden dürfte.

Angeborene Mißbildungen der Kiefer an Eskimoschädeln

Bei einer im Jahre 1936 vorgenommenen systematischen Untersuchung der Kiefer und Zähne von 675 Eskimoschädeln aus den Sammlungen des Anatomischen Universitäts-Instituts in Kopenhagen (Direktor: Prof. Dr. med. H. M. Hou-Jensen) wurde folgender Fall von Kiefermißbildung festgestellt:

Mus.-Nr. 506/B 1923. Es handelt sich um den Schädel einer erwachsenen Frau im Alter von 30—35 Jahren. Er gehört einer großen Schädelsammlung an, die von Bertelsen aus dem Umanak-Distrikt in Nordwestgrönland nach Kopenhagen gebracht wurde. Der Schädel stammt aus der Zeit vor oder um Beginn der dänischen Kolonisation und ist demnach etwa 200 Jahre alt. Da er jedoch archäologisch nicht genau datiert ist, kann er auch nicht mit Sicherheit in die Zeit vor der Kolonisation verlegt werden. Infolgedessen kann man ihn auch nicht mit unbedingter Gewißheit als von ungemischter Eskimobevölkerung stammend bezeichnen, doch wird es sich um einen solchen aller Wahrscheinlichkeit nach handeln.

Der Schädel im ganzen betrachtet ist klein und schmächtig, namentlich ist der Unterkiefer weit schlanker geformt, als es gewöhnlich bei Eskimos zu sein pflegt. Wie Abb. 1 zeigt, besteht eine partielle Spalte des harten Gaumens. Sie erstreckt sich, der Sutura palati mediana entsprechend, vom hinteren Rande des harten Gaumens nach vorne bis zu einer Verbindungslinie zwischen den zweiten Prämolaren. Von ihrem vorderen Ende aus verläuft auf jeder Seite der Sutura mediana eine Furche etwa 0,6 Zentimeter nach vorne, wo sich beide auf der Knochenoberfläche verlieren. Die Spalte ist an der Dorsalkante der Pars horizontalis ossis palatini 1,5 cm, nach vorn zu 0,3—0,5 cm breit. Die Ränder konvergieren nach vorn, und zwar hinten recht stark, vorne schwächer, im Verlauf des vordersten Zentimeter sind sie fast parallel. Die Ränder der Spalte sind gleichmäßig und glatt. Die Sutura palati transversa ist deutlich ausgeprägt, die Sutura incisiva undeutlich, während das Foramen incisivum gänzlich fehlt.



Abb. 1. Oberkiefer eines weiblichen Eskimo-Schädels mit partieller Gaumenspalte

Es besteht ausgeprägte Asymmetrie des Kiefers, wobei die rechte Seite stärker entwickelt ist als die linke. Eine dementsprechende Asymmetrie weisen auch die Zahnbogen auf. Die Stellung der Zähne bzw. Alveolen ist regelmäßig, es fällt aber sogleich auf, daß auf der linken Seite ein Molar fehlt, nämlich + 6[2]). Auf dieser Seite stehen + 5 sowie die Zähne vor diesem weiter dorsalwärts als die entsprechenden Zähne der rechten Seite, während + 7 und + 8 weiter frontal stehen als 8 + und 7 +. Es besteht Kontakt zwischen + 5 und + 7, die beide interproximale Abnutzungsfazetten aufweisen. Der Limbus alveolaris in der Umgebung dieser Zähne ist intakt und verläuft völlig normal. Röntgenaufnahme deckt keine retinierten Zähne auf. 3, 2, 1 + 1, 2, 4 sind post mortem verloren gegangen. Auf beiden Seiten des Kiefers sind die Kronen der Molaren bukkalwärts gerichtet, besonders rechts. In den Furchen der Okklusalflächen von 8 + und 7 + sitzt reichlich Zahnstein. Abrasion, wie sie jedoch im Vergleich zu der an andern Eskimoschädeln als gering bezeichnet werden muß, besteht auf der rechten Seite nicht an den Okklusalflächen des ersten und zweiten Molaren, sondern an den okklusalen Teilen der Bukkalflächen. An den Kauflächen der übrigen vorhandenen Zähne des Oberkiefers weicht das Bild der Abrasion nicht wesentlich von dem üblichen ab, nur ist sie im Verhältnis zum Alter geringfügig.

Im Unterkiefer beanspruchen die Gebißverhältnisse gleichfalls Aufmerksamkeit (Abb. 2). Auf der rechten Seite stehen zwei Molaren von geringer Größe. Ihren morphologischen Merkmalen nach sind sie als 8 ÷ und 7 ÷ anzusehen. Sie weisen geringe Abnutzung auf. 6 ÷ und 5 ÷ sind weder in der Zahnreihe noch im Kiefer nachzuweisen (Röntgenaufnahme). 4, 2 ÷ 1, 2, 3, 7 sind post mortem ausgefallen. 3, 1 ÷ 4 zeigen recht starke Abnutzung. ÷ 5, 6 nicht vorhanden. ÷ 8 mäßig abgenutzt.

In dem hier besprochenen Fall liegt **partielle Gaumenspalte** vor. Nach **Dorrance** (4) sind diese sehr häufig submukös, so daß man annehmen darf, daß die Spalte von der Gaumenschleimhaut bedeckt war, auf jeden Fall

[2]) Nach der Nomenklatur von Haderup bezeichnet „+" die Zähne des Oberkiefers, „÷" die des Unterkiefers. Steht das Zeichen vor dem Zahn, so handelt es sich um die linke Seite, steht es hinter ihm, um die rechte. Also + 6 bedeutet: 1. Molar sup. sin.

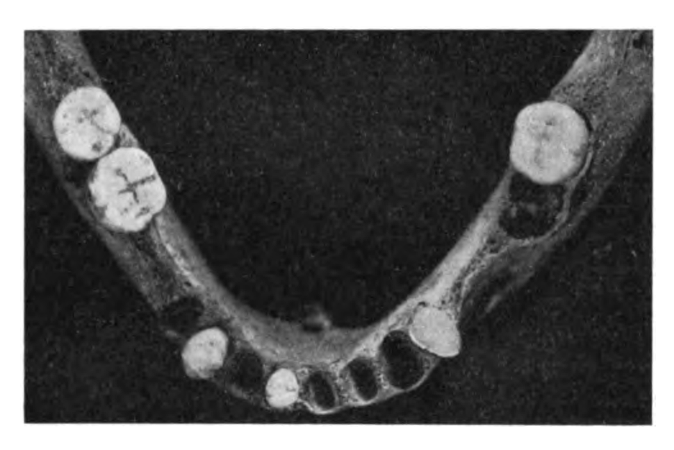


Abb. 2. Unterkiefer eines weiblichen Eskimo-Schädels mit Oligodontie

nach vornezu. In den beiden Furchen, die in den vorderen Teil der Spalte ausmünden, verliefen unzweifelhaft Nerven und Gefäße.

Es besteht weiterhin eine seltene Form von Oligodontie, indem +6 nicht angelegt ist. Außerdem ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch 6, 5 ÷ 5, 6 nicht angelegt waren, denn es bestehen keine Anzeichen für die Annahme eines frühzeitigen (symmetrischen) Verlustes gerade dieser Zähne. Die Möglichkeit, daß es sich bei den fehlenden Zähnen um dritte Molaren, nicht um erste, handelt, wäre nicht von vornherein abzuweisen, aber sowohl die Form der vorhandenen Zähne wie auch die Lokalisation der Oligodontie und — im Oberkiefer — die Verschiebung innerhalb der Zahnreihe auf der linken Seite sprechen gegen eine derartige Annahme.

Man kann deutlich erkennen, daß eine gewisse Dysfunktion beim Kauen vorhanden gewesen ist. Die Zahnsteinablagerungen auf den Kauflächen von 8+ und 7 + sowie die ungewöhnliche Lokalisation der Abnutzungsspuren an diesen Zähnen deuten auf eine anormale Funktion hin. Die starke Abnutzung der Vorderzähne im Unterkiefer zeigt an, daß sie beim Kauen der Nahrung und beim Gerben von Häuten kräftig gebraucht worden sind. Daß die Frau trotz der Anomalien es vermocht hat, sich im Dasein durchzusetzen, zeigt das leidlich hohe Alter, das sie erreichte.

Da im Zusammenhang mit der beschriebenen angeborenen Mißbildung auch Unterzahl von Zähnen auftritt, ist eine Untersuchung naheliegend, ob ähnliche Fälle etwa schon früher in der Literatur erörtert worden sind. Es ist recht bekannt, daß sowohl Überzahl wie auch Unterzahl der Inzisivi oft bei Individuen mit angeborenen Kieferspalten vorkommen [siehe z. B. Preiswerk (23), Breckwoldt (2), Biondi (1) u.a.m.]. Unterzahl der Prämolaren werden von Preiswerk erwähnt, wohingegen Unterzahl der Molaren im allgemeinen nicht erörtert wird. Breckwoldt (2) führte sorgfältige histologische Untersuchungen an Kiefern von Embryonen mit verschiedenen Formen von Gesichtsspalten aus. Unter seinen Fällen befindet sich ein einzelner, bei dem ausdrücklich angegeben wird, daß 6 + nicht angelegt war, während +6 festgestellt werden konnte. Gleichzeitig waren überzählige Vorderzähne vorhanden.

Ob das von Breckwoldt wie auch vom Verfasser beobachtete Fehlen des ersten Molaren auf Störungen der Kieferentwicklung zurückzuführen ist, oder ob beiden Erscheinungen eine gemeinsame Ursache zugrunde liegt, läßt sich wohl nicht entscheiden. In diesem Zusammenhang darf erwähnt werden, daß vom Verfasser andere Fälle von symmetrischem und asymmetrischem Fehlen erster Molaren bei Eskimos mit sonst normaler Zahn- und Kieferentwicklung beobachtet werden konnten. Diese Fälle sind in einer früher veröffentlichten Arbeit über numerische Variationen des Gebisses bei Grönland-Eskimos besprochen worden (P. O. Pedersen und Hinsch, 17).

Fälle von Mißbildungen bei heutigen Ostgrönland-Eskimos

Bei einer systematischen zahnärztlichen Untersuchung, die der Verfasser als erster 1937 bei 96% der Eingeborenen-Bevölkerung in Ostgrönland durchführte, wurden 860 Eskimos ungemischter Herkunft in den Distrikten Angmagssalik und Scoresbysund untersucht (13, 14, 15, 17). Unter diesen 860 Eskimos waren zwei mit Spalte des weichen Gaumens sowie Uvula bifida, nämlich eine 18jährige Frau und ein 27jähriger Mann aus entlegenen Ansiedelungen im Bezirk Angmagssalik. Ein dreijähriges Mädchen aus der Handelsstation Angmagssalik hatte Spalte des harten Gaumens. Keine von diesen drei Personen hatte Alveolarspalte oder Hasenscharte, ebensowenig fanden sich andere Deformitäten bei ihnen. In allen drei Fällen lagen normale Zahnverhältnisse vor, insbesondere wurden keine Anomalien in der Zahl der Zähne festgestellt und nur unbedeutende Abweichungen in deren Stellung.

Ein seltener Fall von Gesichtsspalte bei einem ostgrönländischen Eskimo ist von Meldorf (10 und 11) beschrieben worden:

Im Jahre 1900 reisten die letzten 38 Eskimos, die auf dem südlichen, jetzt unbewohnten Teil der Küste Ostgrönlands lebten, nach den Handels- und Missionsstationen der Südwestküste, um sich dort anzusiedeln. Diese Ostgrönländer wurden von Meldorf untersucht und geimpft. Unter ihnen befand sich eine etwa 18jährige Frau mit einer querlaufenden Gesichtsspalte. In Anbetracht der Seltenheit des Falles sei die Beschreibung, die Meldorf davon gab, wiedergegeben. Sie lautet wörtlich (11, S. 80):

„... Auf der linken Seite streckte sich die Mundspalte ganz bis dahin, wo die echten Backzähne anfingen (Fissura buccalis transversa, Macrostoma). Weiter nach rückwärts hatte der Verschluß dieser Spalte auf der linken Seite zum größten Teil stattgefunden, doch sah man noch etwa einen Zoll unter und vor dem linken Gehörgang einen kleinen spaltenförmigen Kanal, in dessen Lumen, das so groß und so gestaltet war, daß eine Hohlsonde hineindringen konnte, sich die normale Hautbekleidung hinunterstreckte, so weit man blicken konnte. Unmittelbar hinter dieser spaltenförmigen Öffnung in der Haut sah man einen kleinen, ungefähr ohrförmigen Hautlappen, der zusammen mit dem Kanal davor sozusagen ein Miniatur-Ohr bildete, mit dem dazugehörigen Gehörgang etwas unter und vor dem normalen Ohr. Auf der rechten Seite des Gesichts war die Mundspalte nicht verlängert, doch fanden sich dort zwei spaltenförmige Öffnungen und zwei fibromartige Hautlappen in der Wangenhaut, mittwegs zwischen Mundwinkel und Ohr."

Zum Vorkommen von Mißbildungen bei ostgrönländischen Eskimos schreibt Gustav Holm 1888 (7), es sei zwar in früheren Zeiten nicht selten gewesen,



daß bei ihnen mißgestaltete Kinder geboren wurden, doch seien sie umgebracht worden, ebenso wie andere Kinder, die man nicht für lebensfähig hielt. In gleichem Sinne spricht Poulsen (21) sich 1909 aus. Höygaard (8), der 1936—37 die Nosologie der Angmagssalik-Eskimos studierte, fand laut persönlicher Mitteilung an den Verfasser u. a. folgende (noch nicht veröffentlichte) Fälle von Anomalien und Mißbildungen: 4 Fälle von Strabismus convergens, 1 Fall von Brachydactylia manus, 2 Fälle von Hydrozephalus[3]) und 4 Fälle von Nanosomia pituitaria. Es kommen also bei den ostgrönländischen Eskimos unserer Zeit nicht so ganz selten Anomalien und Mißbildungen vor.

Fälle von Gaumenspalte und Hasenscharte bei westgrönländischen Mischlingen

Angeborene Mißbildungen bei der westgrönländischen Mischbevölkerung (von Nanortalik bis Upernavik, s. Abb. 1) sind in der einschlägigen Literatur nur von Meldorf (18) besprochen worden, der über eine Reihe von ihm selber um die Jahrhundertwende herum beobachteter Fälle aus Südwestgrönland berichtet. In seinem Material ist kein Fall von Gaumenspalte oder Hasenscharte enthalten. Ein genaueres Bild über die Häufigkeit dieser Mißbildungen bei den Westgrönländern könnte man sich vermutlich durch die Bearbeitung der amtsärztlichen Berichte aus den verschiedenen Ärztebezirken in Westgrönland verschaffen, wie sie über die letztverflossenen ungefähr hundert Jahre vorliegen. Eine solche — sehr zeitraubende — Bearbeitung ist vom Verfasser nicht ausgeführt worden, weil der Zweck der vorliegenden Arbeit in erster Linie der sein soll, einen Beitrag zur Kenntnis des Vorkommens von Kiefermißbildungen bei Eskimos zu liefern. Es liegen jedoch Niederschriften über neuere systematische Untersuchungen der gesamten Bevölkerung des Distrikts Julianehaab vor, ausgeführt von Distriktsarzt A. Laurent Christensen, und da die (nicht veröffentlichten) Ergebnisse seiner Untersuchungen, soweit sie das hier behandelte Thema betreffen, für die vorliegende Abhandlung vom Untersucher freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, dürfte es angemessen sein — auch des Vergleichs wegen —, die Fälle zu besprechen, die Dr. Laurent Christensen während seiner 10jährigen Ärztetätigkeit in diesem größten Koloniedistrikt Westgrönlands beobachtet hat. Etwa ein Viertel der gesamten Bevölkerung der Westküste ist hier ansässig. Im nördlichen Teil des Distriktes lebt eine rassisch stark gemischte Gruppe von etwa 3000 Köpfen, im südlichen Teil eine verhältnismäßig ungemischte Gruppe von etwa 1000 Köpfen (eingewanderte Ostgrönländer). Die folgenden Fälle stammen alle aus dem nördlichen, gemischtrassigen Bevölkerungsteil:

1. Ein 10jähriges Mädchen hatte eine große, klaffende Hasenscharte mit horizontaler Deviation der aus dem Defekt herausstehenden Zähne. Keine Alveolarspalte oder Gaumenspalte. Operativ mit gutem Erfolg behandelt.
2. Eine 64jährige Frau hatte Velumspalte und Spalte des hinteren Teils des harten Gaumens.
3. Ein 4jähriger Junge, Schwestersohn von Nr. 2, hatte Velumspalte.

[3]) Ein kindlicher Eskimoschädel mit schwerem Hydrozephalus befindet sich in den Sammlungen des Anatomischen Instituts in Kopenhagen.

4. Ein 1jähriges Mädchen, Schwester von Nr. 3, hatte Velumspalte und wahrscheinlich (submuköse) Spalte des hinteren Teils des harten Gaumens.

Außerdem hatten 2 Männer mittleren Alters Spalten im Velum und im hinteren Teil des harten Gaumens.

Ausführliche Angaben über die Gebißverhältnisse in diesen 6 Fällen liegen nicht vor; keiner von ihnen ist in die Untersuchungen einbezogen, die der Verfasser 1933 an 1634 Personen dieses Distrikts (13, 14, 15) oder 1939 an 702 dort wohnhaften Eingeborenen (16) anstellte.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß Gaumenspalten und Hasenscharten bei der westgrönländischen Mischbevölkerung nicht selten sind. Es verdient beachtet zu werden, daß die Fälle 1—4 nahe Verwandte sind, was die von vielen Seiten betonte Bedeutung, die die Vererbung für das Auftreten von Kiefermißbildungen hat, unterstreicht[1]). Es sei hier hinzugefügt, daß diese (gemischte) Familie in besonders guten sozialen und hygienischen Verhältnissen lebt, Verhältnissen, die mit denen der primitiv lebenden Eskimos nicht viel gemein haben. Daß gleichfalls die ärztliche Versorgung heutzutage eine sehr gute ist, geht u. a. daraus hervor, daß Fall 1 sogar operativ erfolgreich behandelt wurde.

In einer Arbeit über den Gesundheitszustand der Polareskimos bei Kap York (Thule) bespricht schließlich aus Westgrönland der Polarforscher Peter Freuchen (6) eine Reihe Mißbildungen bei diesem kleinen isolierten Stamme von etwa 250 Köpfen, der nördlichsten Gemeinschaft der Welt. Gesichts- und Kiefermißbildungen sind von Freuchen bei diesen Eskimos nicht beobachtet worden.

Zusammenfassung

Es wird ein Fall von Kiefermißbildung beschrieben, der bei der Untersuchung von 673 Eskimoschädeln aus dem Universitäts-Institut für Normale Anatomie in Kopenhagen gefunden wurde. Es handelt sich dabei um partielle Spalte des harten Gaumens an einem Frauenschädel aus dem Bezirk Umanak in Nordwestgrönland. Außerdem fand sich an diesem Schädel eine seltene Form von Oligodontie.

Im Anschluß an den Fall des Verfassers werden die Literaturangaben über das Vorkommen von Oligodontie im Zusammenhang mit angeborenen Kieferspalten besprochen.

Bei heutigen ostgrönländischen Eskimos (860 untersuchte Individuen) fand Verfasser 1937 2 Fälle von Velumspalte und 1 Fall von Spalte des harten Gaumens, jedoch keinen Fall von Hasenscharte oder Alveolarspalte. Verschiedene andere Anomalien und Mißbildungen bei derselben Bevölkerung wurden von Höygaard festgestellt. Ein seltener Fall von Makrostoma bei einer ostgrönländischen Eskimofrau, im Jahre 1900 von Meldorf beobachtet, wird besprochen.

Bei etwa 4000 Westgrönländern im Bezirk Julianehaab, vorzugsweise gemischtrassig, fand Laurent Christensen 3 Fälle von partieller Gaumenspalte und 1 Fall von Hasenscharte.

Freuchen fand unter einer Reihe Mißbildungen bei Polareskimos am Kap York (Thule) keinen einzigen Fall angeborener Kiefermißbildung.

[1]) Vgl. z. B. Mengele, J.: Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte. Z. Vererb. Konst. XXIII, 17—42, 1939.

Die vorgelegten Untersuchungsergebnisse zeigen:

Kinder mit Gaumenspalten und Hasenscharten kommen nicht selten sowohl unter den heutigen Eskimos wie auch unter den westgrönländischen Mischlingen zur Welt.

Das gleiche trifft vermutlich auch für frühere Zeiten zu, da trotz einer strengen natürlichen und künstlichen Auslese ein Fall von Gaumenspalte sogar bei einer erwachsenen Frau in einem untersuchten Material von 675 alten Eskimoschädeln nachgewiesen werden konnte.

Es ist bei den Untersuchungen des Verfassers kein Anhaltspunkt für die Annahme zutage gekommen, daß ein wesentlicher Unterschied in der Häufigkeit des Vorkommens von Gaumenspalten und Hasenscharten zwischen reinrassigen Eskimos und Mischlingen bestände.

Ebensowenig hat in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen primitiv lebenden und zivilisierten Gruppen in Grönland nachgewiesen werden können.

Schrifttum

1. Biondi, D.: Lippenspalte und deren Komplikationen. Virchows Arch. f. path. Anat. u. Phys. *111*, 125, 1888. — 2. Breckwoldt, H.: Über die Zahnverhältnisse bei Zyklopie und Gesichtsspalte. Beitr. path. Anat. *98*, 1, 11, 1936. — 3. Davis, Warren B.: Ann. of Surg. Vol. II, 363, *1924*. — 4. Dorrance, G. M.: The operative story of the cleft palate. Philadelphia 1933. — 5. Euler, H.: Anomalien, Fehlbildungen und Verstümmelungen des menschlichen Gebisses. Berlin-München 1939. — 6. Freuchen, P.: Om Sundhedstilstanden blandt Polareskimoerne. Ugeskrift f. Läger (dän.) *77*, 27, 1089, 1915. — 7. Holm, G.: Den östgrönlandske Expedition udfört i Aarene 1883—85. II. Del, Meddl. om Grönland (dän.) H. *10*, 1888. — 8. Högaard, A.: Some Investigations into the Physiology and Nosology of Eskimos from Angmagssalik in Greenland. Skrifter om Svalbard og Ishavet (norweg.) Nr. 24, *1937*. — 9. Keith, A.: Congenital malformation of palate, face, and neck. Brit. Med. Journ. p. 310, 363, 438, *1909*. — 10. Meldorf, G.: Fra en Vaccinationsrejse i Egnen omkring Kap Farvel i Efteraaret 1900. Meddl. om Grönland (dän.) H. *25*, 13, 1902. — 11. Ders.: Medfödte Misdannelser m. m. hos den grönlandske Befolkning. Meddl. om Grönland (dän.), H. *34*, 77, 1910. — 12. Murray, R. W.: Geographical distribution of hare-lip and cleft palate. The Lancet Vol. I, May 21, p. 1423, *1904*. — 13. Pedersen, P. O.: Meddelelser om odontologiske Undersögelser i Grönland, I. Tandlägebladet (dän.) *42*, 3, 128 1938. — 14. Ders.: Investigations into dental conditions of about 3000 ancient and modern Greenlanders. The Dental Record *58*, 4, 191, 1938. — 15. Ders.: Ernährung und Zahnkaries primitiver und urbanisierter Grönländer. Dtsch. Zahn-, Mund- u. Kieferhk. *6*, 12, 728, 1939. — 16. Ders.: Meddelelser om odontologiske Undersögelser i Grönland. V. Rapport over Expedition til Vestgrönland 1939. Tandlägebladet (dän.) *44*, 5, 287, 1940. — 17. Pedersen, P. O. and Hinsch, E.: Numerical variations in Greenland Eskimo dentition. Acta Odontologica Scandinavia *1*, 2, 93, 1939. — 18. Peron: Fréquence des fissures congénitales de la lèvre et du palais. Paris 1929. — 19. Peter, K.: Die formale Genese der Gesichtsspalten. Vierteljahrsschr. f. Zahnhk. *37*, 4, 385, 1921. — 20. Port-Euler: Lehrbuch der Zahnheilkunde. Wiesbaden 1915. — 21. Poulsen, K.: Contributions to the anthropology and nosology of the East-Greenlanders. Meddl. om Grönland (dän.) H. *28*, 1909. — 22. Preiswerk, P.: Die systematische Untersuchung des Verhaltens der Zähne bei angeborenen Spaltbildungen im Bereich der Mundhöhle. Dtsch. Monatsschr. f. Zahnhk. *26*, 7, 473, 1909. — 23. Price, Weston, A.: New light obtained by a study of primitive races on modern physical degenerations, including dental caries. The Dental Cosmos *74*, 8, 853, 1936. — 24. Smith, G. Elliot and Dawson, Warren R.: Egyptian Mummies (p. 157). London 1924. — 25. Ulrich, J.: Labium leporinum og palatum fissum congenitum. Köbenhavn 1906. — 26. Veau: Division palatine. Paris 1931.

Aus der Anstalt für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländlichen Soziologie, Berlin

Schädelfunde in den „Wilden Wiesen" des Krimosees bei Königsberg NM.

Von

Sophie Ehrhardt, Berlin

Mit 8 Textabbildungen und 8 Tabellen

Im Frühjahr 1935 stieß eine Arbeiterkolonne bei Meliorationsarbeiten (beim Gradieren der Beeke) in einem Moor, in den „Wilden Wiesen" in der Nähe des Krimosees NM., auf eine Moorsiedlung. Eine große Zahl eingerammter Stämme kamen zutage. In einer Tiefe von 1,80 m fanden Arbeiter eine Holzkeule und die unteren Enden zweier Holzruder. Neben diesen lag ein menschlicher Schädel mit einem Halswirbel und ein einzelner menschlicher Unterkiefer [1]). In höheren Lagen des Moorbodens konnte man Überbleibsel einer wendischen Siedlung (Scherben) feststellen. In dieser Schicht kamen eine Reihe Tierschädel zutage (Elch, Wildschaf, Luchs), deren Schädel offenbar von Menschenhand an der Basis aufgeschlagen waren.

Da der Königsberger Schädel, Königsberg II [2]), möglicherweise aus einer frühen Schicht stammt, worüber ich weiter unten zu berichten haben werde, und Formmerkmale zeigt, die wir der nordischen (im weiteren Sinne) Rasse zusprechen, verlangt dieser Fund eine Beachtung. Es entsteht nun die Frage nach dem geologischen Alter dieses Fundes. Nach der Form des Schädels kann sein Alter nicht bestimmt werden. Wir können nur soviel sagen, daß es sich um einen Schädel handelt, der die Formmerkmale des Homo sapiens zeigt. Die Schädelknochen sind nicht fossilisiert, der Schädel und der Halswirbel, welche zusammengehören, sind von dunkler graubrauner Farbe, der einzelne Unterkiefer ist dunkelbraun gefärbt.

Die genaue Lage des Schädels Königsberg II und des einzelnen Unterkiefers, Königsberg III, konnten nachträglich nicht mehr ermittelt werden. Man möchte aber annehmen, daß die Erde aus den äußeren Gehöröffnungen, sowie von der Innenwand des Schädels der Erdschicht angehört, in welcher der Leichnam bzw. der Kopf zu Anfang gelegen hat.

Herr Dr. Schütrumpf vom „Ahnenerbe" Berlin, Abt. Ausgrabungen, hatte die Freundlichkeit, diese Erdproben auf ihren Pollengehalt hin zu untersuchen. Nach der kleinen Erdprobe zu urteilen, handelt es sich um einen stark ausgetrockneten Flachmoortorf, in welchem der Schädel gelegen haben muß. Die Pollenanalyse zeigt hohe Kiefernwerte neben niedrigen Hasel- und Eichenmischwaldwerten. Linde und Ulme fehlen gänzlich, Buche und Hainbuche sind in geringen Mengen vertreten, Fichten kommen vor. Schütrumpf hält

[1]) Die Funde befinden sich im Museum der Stadt Königsberg NM., welches dem Museumsleiter, Herrn F. Hohwedel, untersteht. Ich möchte an dieser Stelle Herrn Hohwedel für seine Hilfe und sein lebhaftes Interesse, die mit der Bearbeitung des Schädels in Zusammenhang steht, danken.

[2]) Im Jahre 1933 fand man im gleichen Moor etwa 2—3 km von der späteren Grabungsstelle entfernt, ein Calvarium, Königsberg I.

es für wahrscheinlich, daß „der Schädel einer Zeit entstammt, die nach der Massenausbreitung der Buche liegt. Das würde bedeuten, daß der Schädel unter Umständen doch in den Bereich der slawischen Siedlung gehört. Die Erdprobe läßt aber keine sichere Entscheidung und damit keine bestimmte zeitliche Eingliederung zu... Als zuverlässig sicher kann nur gesagt werden, daß der Schädel frühestens aus dem Beginn der Jungsteinzeit stammen kann, ohne daß man ihn nach oben hin mit Bestimmtheit zeitlich einordnen könnte."

Der Erhaltungszustand des Königsberger Schädels ist sehr gut. Nur am rechten Oberkiefer ist ein Stück herausgeschlagen, wahrscheinlich durch einen Spatenstich eines Arbeiters bei den oben erwähnten Meliorationsarbeiten. Am linken Oberkiefer ist ein Stück abgebrochen, das wieder eingesetzt werden konnte. Am Unterkiefer fehlt der rechte Ast. Auch hier erkennt man deutlich eine Schlagspur, die vermutlich weiter zum rechten Oberkiefer geführt hat. — Auch am Wirbel ist eine Schlagspur zu sehen, die an der Oberfläche einen leichten Glanz zeigt. Wenn das beschädigte Stück nachher noch länger im Boden gelegen hätte, könnte man annehmen, daß die Schnittstelle im Aussehen stumpf geworden wäre.

Nach der Größe und Form zu urteilen (starke Arcus superciliares, starke vortretende Glabella, Fehlen der Tubera frontalia und parietalia, kräftiger Processus mastoideus, stark ausgeprägte Muskelmarken, Augenhöhle verhältnismäßig mehr langgestreckt als hoch, oberer Augenhöhlenrand gerundet, Unterkiefer kräftig, Zähne verhältnismäßig groß) kann dieser als männlich angesehen werden.

Die Schädelnähte sind noch weitgehend geöffnet, die Zähne sind schon ziemlich stark abgeschliffen. Die dritten Molaren sind bis auf den rechten im Unterkiefer alle ganz durchbrochen. Der zweite Molar im Unterkiefer links ist kariös. Das Alter des Schädels könnte man auf Mitte bis Ende der 30er Jahre ansetzen.

Bemerkenswert ist, daß im Oberkiefer links ein überzähliger Zahn zwischen Eckzahn und dem ersten Prämolaren steht und rechts die leere Wurzelhöhle eines überzähligen Zahnes zu sehen ist. Nach Ansicht des Herrn Dr. Schmidt, Zahnarzt in Berlin, handelt es sich um einen stehengebliebenen Milcheckzahn. Dafür spricht die Resorption an der Zahnwurzel und die Form der abgekauten Zahnfläche. Der überzählige Eckzahn steht nicht, wie es bei überzähligen Zähnen häufig der Fall ist, außer der Reihe, sondern ist in die Reihe des Zahnbogens eingeschlossen. Schmidt spricht im Hinblick darauf die Vermutung aus, daß auch das Milchgebiß einen überzähligen Zahn gehabt haben kann. Im Unterkiefer ist zwischen Eckzahn und erstem Prämolar beiderseits eine Zahnlücke vorhanden.

Bei der Beschreibung des Schädels, Königsberg II, möchte ich zum Vergleich den jungsteinzeitlichen Schädel von Groß-Tinz aus Schlesien mit heranziehen, ferner Altslawenschädel. Die Möglichkeit, daß es sich bei dem Königsberger Schädel um einen Altslawenschädel handelt, ist, nach den Umständen, wie oben ausgeführt, nicht von der Hand zu weisen.

Der Schädel von Königsberg II ist sehr lang und schmal (L. 204, B. 139), mit einem Längenbreitenindex von 68.1 gegenüber 71 bei Groß-Tinz (L. 185, B. 138) und 74.2 bei altslawischen Schädeln aus Pommern[3]). Die Glabella springt

[3]) Schumann-Virchow, s. Schwidetzky „Altslawenschädel".

stark vor und beeinflußt dadurch die große Länge des Schädels. Vergleicht man die Nasion-Inionlängen miteinander, so ist der Unterschied nicht so auffallend (K. 188, Gr. T. 181). Da die Stirn stark geneigt ist, sieht man in der Ansicht von oben (Abb. 3) auf den vorderen Teil des Stirnbeines. Oberhalb der Augenbrauenbögen ist das Schädeldach nur wenig eingezogen. Die Kleinste Stirnbreite beträgt 100 (Gr.T. 97), der transversale Frontoparietalindex 71,9 gegenüber 70,8 bei Gr. T. und 71,1 bei Altslawen. Im Verhältnis zur größten Schädelbreite ist die Stirn breit, der Schädel ist eurymetop. Die Jochbogen treten an den Schläfen leicht vor, doch keinesfalls so, daß Phägozygie entstünde.

Der Umfang des Schädels ist auffallend groß, 560 (533 bei Gr. T., 532 beim Schädel von Oberkassel, 580 bei Spy I) ebenfalls der Mediansagittalbogen, 408 (Gr. T. 387). Der Transversalbogen ist nicht so beträchtlich, 322 gegenüber 316. In Prozenten des Mediansagittalbogens ergibt er den niedrigen Index von 78,9 (81,7 bei Gr. T.). Der Anteil der einzelnen Deckknochen, an den Bogenmaßen des Hirnschädels gemessen, zeigt nichts Auffallendes gegenüber Vergleichsgruppen europäischer rezenter Schädel. Im Verhältnis zum Mediansagittalbogen ist der Stirnbogen länger als bei Gr. T. (34,3 gegenüber 31,8), der Parietal- und der Okzipitalbogen kürzer (P. 34,1 bzw. 36,2; O. 31,6 bzw. 32,8). Trotz dem viel größeren Schädelumfang der Gehirnkapsel ist die Kapazität bei beiden Schädeln etwa gleich groß, 1520 ccm. Der Schädel ist also aristenkephal. Die Schädelbasis ist bei Gr. T. länger, 110 gegenüber 106. Der Gesamtwölbungsindex (Mollison) beträgt 28,4 gegenüber 26,0.

In der Seitenansicht (Abb. 2) ist die nach hinten ausgezogene sehr lange Form des Schädels ebenso deutlich zu erkennen wie in der Ansicht von oben. Die Ohrhöhe des Schädels ist gering, 116 gegenüber 122 bei Gr. T. Die Basion-Bregmahöhe beträgt 140 und die Höhendifferenz zwischen Basion und Porion ist der beträchtlichen Länge des Schädels entsprechend groß, 24 mm. Der Längenhöhenindex beträgt 68,6 gegenüber 78,2 (LOHI 56,9 bzw. 63,2), der Breitenhöhenindex 100,7 gegenüber 110,2 (BOHI 56,9 bzw. 63,2). Im Verhältnis zur Länge ist der Schädel flach, chamäkran, im Verhältnis zur Breite hoch und schmal, akrokran. Die größte Höhe des Schädels liegt hinter dem Bregma.

In der Hinterhauptsansicht (Abb. 4) sieht man, daß die Seitenwände des Schädels nahezu parallel aufsteigen; nach oben zu sind die Scheitelbeine in dachförmigem Winkel gegeneinander geneigt. Die Kalottenhöhe (g—i), 112, entspricht etwa der von Gr. T., 111 (rezente Hominiden 84—118). Bei der sehr großen Glabellainionlänge ist der Kalottenhöhenindex niedrig, 56,6 (Gr. T. 59,7).

Das Stirnbein ist namentlich in seiner unteren Hälfte stark zurückgeneigt, was durch die vorstehende Glabella noch besonders betont wird. Der Stirnneigungswinkel beträgt 57° (b-g-i) gegenüber 64° bei Gr. T. und 60° (b-n-i) gegenüber 64°. Die Neigung der Bregma-Glabellasehne zur OAE zeigt den geringen Wert von 42°, die Sehne b-n zur OAE die etwas höhere Zahl 47. Auch hier sieht man, daß der geringe Neigungswinkel wesentlich durch die vorspringende Glabella bedingt ist. Der Krümmungswinkel des Stirnbeines, 131°, liegt in der Variationsbreite rezenter europäischer Schädel. Die Krümmung ist stärker als bei Gr. T., 140°.

Das „Nasion" liegt sehr tief eingezogen und die Nasenbeine beschreiben, von der Seite gesehen, einen leichten Bogen nach innen und springen dann stärker

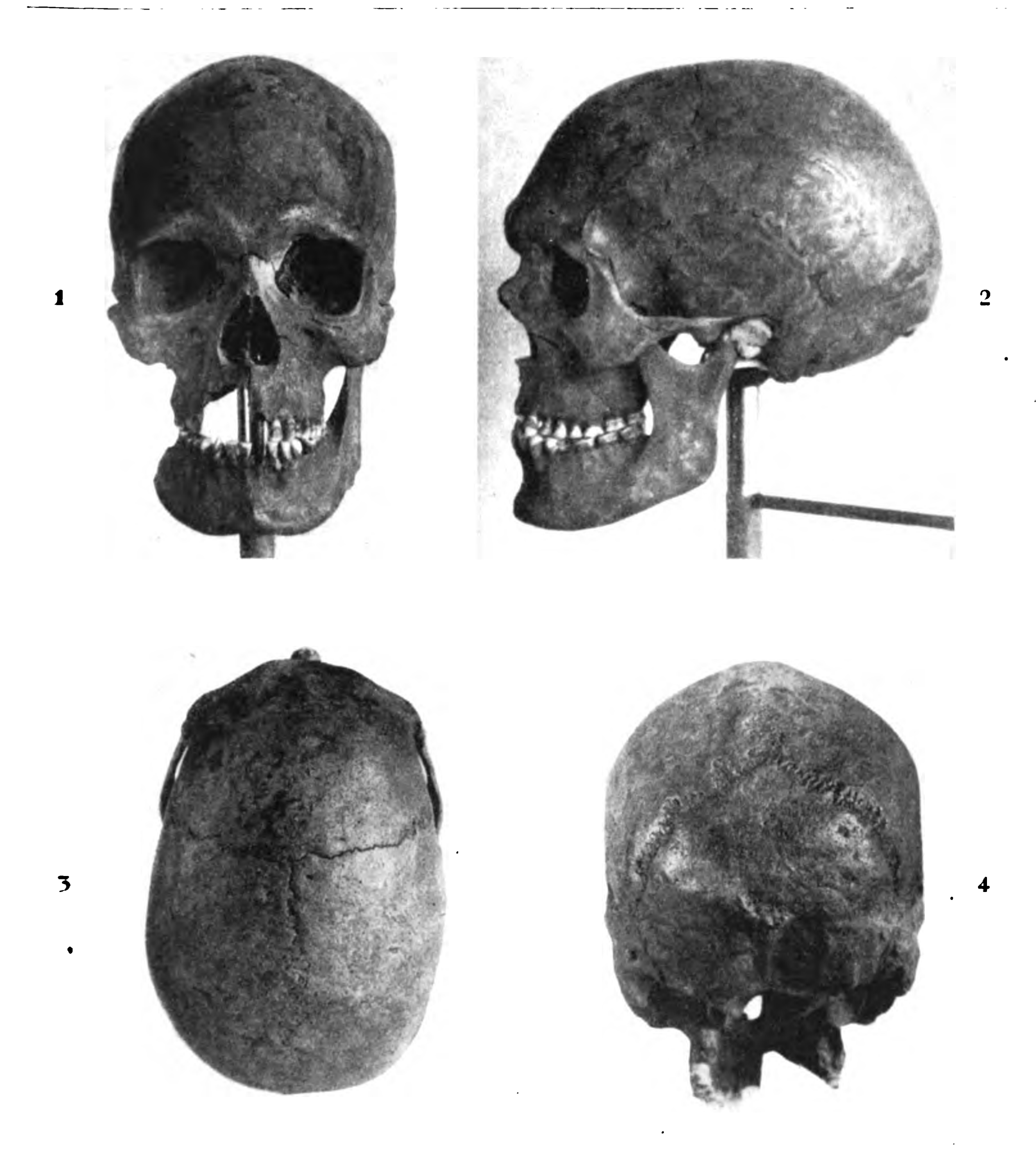


Abb. 1—4. Schädel Königsberg II

heraus. Die Apertura piriformis zeigt unten einen scharfen Rand und läßt einen deutlichen Nasenstaches vorspringen. Auch das Kinn springt vor. Beide Kiefer zeigen eine leichte Prodentie. — Das Gesicht ist orthognath, der Gesichtswinkel beträgt 87° (87,5°), der Nasalwinkel, n-ns, 89° (n-ss 88, Gr. T. 86,5). Das Nasendach steht zur OAE in einem Winkel von 57° gegenüber 61°. Der alveolare Profilwinkel zeigt, daß die Kiefer namentlich im alveolaren Teil schwach vorstehen (Winkel ns-pr 81, ss-pr 79, Gr. T. 82). — Die Bißform zeigt Aufbiß.

Der Jochbogen ist ziemlich kräftig. Der Stirnfortsatz des Jochbeines ist leicht nach hinten geneigt, so daß man seitlich ziemlich weit in die Augenhöhle

hineinsehen kann. Die Schläfenschuppe ragt am Scheitelbein recht weit hinauf.

Am Hinterhauptsbein ist sehr auffallend die stärkere Wölbung und Neigung des Gesamt-Okzipitale und die starke Abknickung der Unterschuppe gegenüber der Oberschuppe. Der sagittale Okzipitalindex ist gering, 79,1 (Gr. T. 83,0), und liegt unter den Werten, die Martin für europäische und außereuropäische Vergleichsgruppen angibt. Die Okzipitalsehne ist im Verhältnis zum Okzipitalbogen kurz, das Gesamt-Okzipitale ist stark gewölbt. Die Neigung des Hinterhauptsbeines gegenüber der OAE ist stark, 127° (Gr. T. 125°), sie liegt in der Schwankungsbreite, die für europäische Brachykephale angegeben wird, 106—131°. Der Oberschuppenbogen ist verhältnismäßig kürzer, der Unterschuppenbogen länger als bei Gr. T. Das Inion reicht somit weiter hinauf. Die Sehnenlänge beträgt für die Oberschuppe 68 gegenüber 74, für die Unterschuppe 54 gegenüber 48. Die Unterschuppe liegt sehr flach. Der Krümmungsindex der Oberschuppe entspricht etwa der von Gr. T. 93,2 gegenüber 93,8, der Krümmungsindex der Unterschuppe weicht dagegen ab, 96,4 gegenüber 89,6. Auffallend niedrig ist der okzipitale Knickungswinkel. Mit einem Wert von 113° (Gr. T. 124°) reicht er in die Variationsbreite, 98—132°, die von Martin für europäische Brachykephale angegeben wird. La Chapelle aux Saints zeigt genau den gleichen Wert. Stammesgeschichtlich kommt der Stellung der Unterschuppe eine geringere Bedeutung zu als der Oberschuppe, die beim Königsberger Schädel Sapiens-Merkmale zeigt. Wenn auch die Abknickung der Unterschuppe sehr stark ist, so weist der g-i-o-Winkel mit einem Wert von 33° rezent menschliche Verhältnisse auf, ebenso der Winkel g-i-l mit 80°. Das Gleiche gilt für die Neigung der Oberschuppe gegenüber OAE, 96°, und die Neigung der Unterschuppe, 17°, obgleich dieser Wert an der Grenze der Schwankungsbreite europäischer Gruppen liegt.

Von der Gesamtneigung des Okzipitale hängt auch die Stellung des Foramen magnum ab, der Neigungswinkel beträgt — 11°. Das Foramen ist lang, 39. gegenüber 41 bei Gr. T. und schmal, 29, gegenüber 32 und zeigt einen Index von 74,4 (Gr. T. 78). Das Hinterhauptsbein zeigt starke Muskelmarken und einen leichten Torus occipitalis transversus mit einem kräftigen Processus occipitalis externus. Die Processus mastoidei sind kräftig ausgebildet.

In der Ansicht von vorne (Abb. 1) erscheint der Schädel verhältnismäßig hoch und schmal. Die Gesichtshöhe beträgt 125, bei Gr. T. 123[4]), die Jochbogenbreite 136 gegenüber 133. Nach dem Gesichtsindex von 91,9 bzw. 92,5 ist das Gesicht bei beiden Schädeln langförmig, leptroposop, die Obergesichtshöhe ist beim K.-Schädel größer als bei Gr. T., 76 gegenüber 74. Der Obergesichtsindex beträgt 53,9 bzw. 55,6. Das Gesichtsskelett ist hoch, lepten. — Die Nasenhöhe ist mäßig hoch, die Apertura piriformis ist mäßig breit, der Nasenindex beträgt 53,8, chamärrhin, gegenüber 49 bei Gr. T. und 46,4 bei Altslawen.

Die Stirn zeigt eine scharfe Glabella und kräftige Arcus superciliares. Unterhalb der Glabella ist die Sutura frontalis noch ein Stück weit offen, oberhalb ist eine leichte Crista frontalis sagittalis zu sehen. Die Stirn ist verhältnis-

[4]) Nach Mitteilung von Herrn Prof. Reche handelt es sich um einen Druckfehler, es heißt 123 statt 143.



Abb. 5—8. Schädel Königsberg I

mäßig breit, in bezug auf die Gesichtsbreite schmal, Jugofrontalindex 74,5 gegenüber 72,9. Die Biorbitalbreite ist ziemlich groß, 102, der Interorbitalindex beträgt 18,6.

Die Unterkieferwinkelbreite ist mit 112 gegenüber 98 groß. In bezug auf die Jochbogenbreite ist der Unterkiefer breit, Jugomandibularindex 88,9 gegenüber 73,7.

Der Frontobiorbitalindex mit 92,6 gegenüber 88,2 zeigt, daß die beiden Maße, Kleinste Stirnbreite und Biorbitalbreite einander verhältnismäßig nahe kommen. —

Die Gesichtsbreite, verglichen mit der größten Schädelbreite, ergibt einen transversalen Kraniofazialindex von 97,8 (97,1 bei Gr. T.).

Die Augenhöhlen sind leicht nach außen und unten geneigt. Der Schädel ist mit einem Orbitalindex von 75,6 chamäkonch, Gr. T. und die Altslawenschädel aus Pommern mit 80,5 bzw. 83,6 mesokonch. Die breite, mehr langgestreckte Form der Augenhöhle ist in der Halbprofilansicht am besten zu sehen.

Auch die Ansicht von unten zeigt die schmale lange Form des Schädels. Die Schädelbasis ist sehr lang, 106; die Biaurikularbreite beträgt 125, die Mastoidealbreite 114. Der Zahnbogen hat eine paraboloide Form. Der Gaumen ist lang und breit und mit einem Gaumenindex von 92,5 (Gr. T. 95,5)

brachystaphylin. Die Gaumenhöhe, 21, ist groß, ebenfalls der Gaumenhöhenindex mit 42,9. Der Maxilloalveolar-Index beträgt 116,4 gegenüber 122,6. — Über die Zähne ist schon oben gesprochen; es sei hier noch erwähnt, daß die Größe der Molaren nach hinten zu abnimmt.

Der Unterkiefer zeigt ein stark entwickeltes Kinn. Die Unterkieferlänge ist mit 84, Gr. T. 83, gering, die Kondylenbreite 126, Gr. T. 114, mittelgroß, die Unterkieferwinkelbreite mit 112, Gr. T. 98, groß. Der Längenbreiten-Index ist mit 66,7 sehr gering, Gr. T. 72,8, der Breitenindex mit 88,9, 83,9 Gr. T., mittelgroß. Die Kinnhöhe ist nur wenig niedriger als bei Gr. T., 36 bzw. 37. Die Dicke des Kieferkörpers am Foramen mentale ist mit einem Wert von 10 gering, ebenfalls der Höhendickenindex. Das Foramen mentale liegt noch weiter vorne als bei Gr. T. Die Bimentalbreite beträgt 42 gegenüber 44. Der Unterkieferast ist sehr schmal, der Höhenbreitenindex beträgt nur 42,8 gegenüber 56,8. Die Neigung ist stärker als bei Gr. T. 126 gegenüber 116. Die Incisura mandibulae ist tief, 16, Gr. T. 10. Das Capitulum mandibulae zeigt keine Besonderheit, der Achsenindex ist größer als bei Gr. T., 45,8 gegenüber 41,7. Die Spina mentalis ist kräftig entwickelt. Eine Fossa digastrica fehlt.

Zusammenfassend ergibt der Vergleich, in den auch der nordische und osteuropide Typus der Altslawenzeit einbezogen wurde, folgendes. Der Schädel von K. ist wesentlich größer (Umfang, Mediansagittalbogen, Transversalbogen, größte Schädellänge, größte Schädelbreite) und verhältnismäßig länger als Gr. T., der Längenbreitenindex ist niedriger, 68,1 gegenüber 71 bei Gr. T. und 70,9 bei nordischen Typen altslawischer Schädel. Beachtenswert ist, daß die Kapazität bei K. und Gr. T. gleich groß ist, die Knochenwände des K.-Schädels sind also wesentlich dicker. Die Ohrhöhe des K.-Schädels ist etwa die nordischer Schädel, Längenhöhen- und Längenbreitenindex weichen gegenüber Gr. T. nach der negativen Seite hin ab, da der Schädel von Gr. T. eine wesentlich größere Schädelhöhe besitzt. — Ähnliche Längen-, Breiten- und Höhenmaße wie beim K.-Schädel findet man auch bei anderen neolithischen und auch bei jungpaläolithischen Schädeln. — Auffallend am Gehirnschädel von Königsberg ist außer der sehr starken Glabella und der starken Knochenwand des Schädels die starke Wölbung und Neigung des Gesamt-Okzipitale und die stärkere Knickung der Unterschuppe gegen die Oberschuppe. Die Unterschuppe ist flach, die Oberschuppe ist gewölbt wie bei anderen Sapiens-Schädeln.

Das Gesichtsskelett zeigt etwas breite Formen, das Obergesicht ist lang, der Obergesichtsindex ist hoch, 53,9, Gr. T. 55,6, nordische Typen altslawischer Schädel 57,4. Die knöcherne Nase ist nicht so hoch und schmal wie im Mittel für nordische Schädel angegeben wird, die Augenhöhlen sind verhältnismäßig breiter.

Einige Merkmale weisen vielleicht auf primitivere Formverhältnisse hin. In der Gesamtheit zeigt der K.-Schädel jedoch Merkmale, die bei den nordischen Typen der Altslawenschädel beim Schädel von Gr. T., wie auch bei anderen neolithischen Schädeln vorkommen; er gehört ganz in diesen Formenkreis hinein. Der K.-Schädel paßt nicht ganz in die nordische Gruppe, wenn man nur deren Mittelwerte betrachtet, hält sich aber innerhalb der Variationsbreite. Es ist durchaus möglich, daß die etwas breiteren Formen des Schädels auf Cromagnon-Merkmale, vielleicht auch auf osteuropide (ostbaltische) Merkmale hinweisen. Morphologisch läßt sich dieses am Schädel nicht leicht ent-

Tab. 1. Längen-Breiten- und Höhenmaße des Gehirnschädels

Nummern n. Martin		Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II
1	Größte Hirnschädellänge (g—op)	193	204	184	186	180
2	Glabella-Inionlänge (g—i)	186	198	179	177	174
2a	Nasion-Inionlänge (n—i)	181	188	180	170	170
3	Glabella-Lambdalänge (g—l)	189	197	177	178	174
3a	Nasion-Lambdalänge (n—l)	188	131	176	176	174
5	Schädelbasislänge (n—ba)	110	106	101	101	105
5 (1)	Nasion-Opisthionlänge (n—o)	(145)[1]	144	137	136	137
7	Länge des Foramen magnum (ba—o)	(41)	39	39	38	35
16	Breite des Foramen magnum	(32)	29	30	32	31
8	Größte Hirnschädelbreite (eu—eu)	137	139	140	133	128
9	Kleinste Stirnbreite (ft—ft)	97	100	96	99	94
10	Größte Stirnbreite (co—co)	104	119	116	106	100
11	Biaurikularbreite (au—au)	—	125	126	—	—
	Biradikularbreite (ra—ra) n. Mollison	—	124	125	—	—
12	Größte Hinterhauptsbreite (ast—ast)	108	110	112	106	100
13	Mastoidealbreite (ms—ms)	—	114	—	—	—
17	Basion-Bregmahöhe (ba—b)	(151)	140	137	144	135
20	Ohr-Bregmahöhe = Ohrhöhe (po—b)	122	116	116	120	112
	Ganze Schädelhöhe	—	142	143	—	—
	Ganze Ohrhöhe	—	119	122	—	—
	Bregma-Opisthionhöhe (b—o)	162	154	154	154	146
22	Kalottenhöhe über Nasion-Inionlinie	114	115	108	110	104
22a	Kalottenhöhe über Glabella-Inionlinie	111	112	105	106	100

Tab. 2. Umfänge-, Bogen- und Sehnenmaße und Winkel des Gehirnschädels. Kapazität

Nummern n. Martin		Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II
23	Horizontalumfang über die Glabella	533	560	515	509	492
24	Transversalbogen (po—po)	320	322	316	314	290
25	Mediansagittalbogen (n—o)	387	408	373	382	359
26	Mediansagittaler Frontalbogen (n—b)	123	142	133	132	124
27	Mediansagittaler Parietalbogen (b—l)	(140)	139	124	128	127
28	Mediansagittaler Okzipitalbogen (l—o)	(127)	129	116	122	108
28 (1)	Mediansagittaler Oberschuppenbogen (l—i)	(85)	73	64	74	64
28 (2)	Mediansagittaler Unterschuppenbogen (i—o)	43	56	49	48	44
29	Mediansagittale Frontalsehne (n—b)	112	120	114	114	111
30	Mediansagittale Parietalsehne (b—l)	(127)	124	113	114	113
31	Mediansagittale Okzipitalsehne (l—o)	(108)	102	94	101	91
31 (1)	Mediansagittale Oberschuppensehne (l—i)	(74)	68	60	67	59
31 (2)	Mediansagitalle Unterschuppensehne (i—o)	48	54	49	48	45
32 (1)	Stirnneigungswinkel (b—n—i)	64	60	60	63	61
32 (1a)	Winkel: Nasion-Bregma mit der OAE.	53	47	53	53	45
32 (2)	Winkel: Bregma-Glabella-Inion	64	57	58	61	59
	Winkel: Bregma-Glabella zur OAE.	—	42	50	—	—
32 (5)	Krümmungswinkel des Stirnbeins	140	131	126	129	130
33	Winkel: Lambda-Opisthion zur OAE.	—	127	115	—	—
33 (1)	Winkel: Lambda-Inion zur OAE.	—	96	87	—	—
33 (2)	Winkel: Opisthion-Inion zur OAE.	—	17	29	—	—
	Winkel: Glabella-Inion-Lambda	—	80	79	—	—
	Winkel: Glabella-Inion-Opisthion	—	33	37	—	—
33 (4)	Okzipitaler Knickungswinkel	124	113	116	121	122
34	Neigungswinkel des Foramen magnum	—	—11	—3	—	—
35	Clivuswinkel	—	29	30	—	—
37 (2)	Schädelbasiswinkel	—	28	25	—	—
38	Schädelkapazität	(1520)	1519	—	1450	1260

[1]) Maße, die nicht mit Sicherheit gemessen werden konnten, sind in Klammern gesetzt.

scheiden, da diese beiden Formen in vielen Maßen in derselben Richtung von der nordischen Rasse abweichen. Die Möglichkeit, daß bei Cromagnon- und osteuropiden Formen auch stammesgeschichtliche Zusammenhänge vorliegen, besteht.

Tab. 3. Indizes des Gehirnschädels

Nummern n. Martin		Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II
	Transversalbogen: Mediansagittalbogen	82,7	78,9	84,7	82,2	80,8
	Schädelbasislänge: Parietalsehne	(86,6)	85,5	89,4	88,6	92,9
	Mediansagittaler Frontalbogen: Mediansagittalbogen	31,8	34,3	35,7	34,6	34,5
	Mediansagit. Parietalbogen: Mediansagittalbogen	(36,2)	34,1	33,2	33,5	35,4
	Mediansagit. Okzipitalbogen: Mediansagittalbogen	(32,8)	31,6	31,1	31,9	30,1
	Gesamtwölbungsindex n. Mollison	28,4	26,0	—	—	—
	Längenbreiten-Index	71	68,1	76,1	71,5	71,1
	Längenhöhen-Index	78,2	68,6	74,5	77,4	75,0
	Längen-Ohrhöhen-Index	63,2	56,9	63,0	64,5	62,2
	Breitenhöhen-Index	110,2	100,7	97,9	108,3	105,5
	Breiten-Ohrhöhen-Index	89,1	83,5	82,9	90,2	87,5
	Kalottenhöhen-Index, Nasion-Inionlinie	63,0	61,2	58,3	64,7	61,2
	Kalottenhöhen-Index, Glabella-Inionlinie	59,7	56,6	57,0	59,9	57,5
	Transversaler Frontal-Index	93,2	84,0	82,8	86,1	83,2
	Transversaler Frontoparietal-Index	70,8	71,9	68,6	74,4	73,4
	Sagittaler Frontoparietal-Index	(110,2)	99,3	93,2	97,0	102,4
	Sagittaler Frontal-Index	91,0	85,7	85,7	86,4	89,5
	Breitenhöhen-Index des Stirnbeins	107,7	100,8	98,3	107,6	111,0
	Sagittaler Frontookzipital-Index	(103,2)	92,1	93,5	92,4	97,1
	Sagittaler Parietal-Index	(90,7)	89,2	85,7	89,1	89,0
	Sagittaler Okzipital-Index	(85,0)	79,1	81,0	82,8	84,3
	Krümmungs-Index der Oberschuppe.	(87,1)	93,2	93,8	90,5	92,2
	Index des Foramen magnum	(78,0)	74,4	76,9	84,2	88,6

Tab. 4. Längen-Breiten- und Höhenmaße des Gesichtsschädels

Nummern n. Martin		Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II
40	Gesichtslänge (ba—pr)	(97)	101	(92)	97	(94)
42	Untere Gesichtslänge (ba—gn)	—	123	—	—	—
43	Obergesichtsbreite (fmt—fmt)	110	108	101	104	103
44	Biorbitalbreite (ek—ek)	103	102	92	(97)	97
45	Jochbogenbreite (zy—zy)	(133)	136	—	(124)	122
46	Mittelgesichtsbreite (zm—zm)	—	102	(94)	—	—
47	Gesichtshöhe (n—gn)	123[1]	125	—	—	—
48	Obergesichtshöhe (n—pr)	74	76	(70)	63	(76)
50	Vordere Interorbitalbreite (mf—mf)	—	19	20	—	—
51	Orbitalbreite vom Maxillofrontale (mf—ek) . . .	—	45	40	—	—
51 a	Orbitalbreite vom Dakryon (d—ek)	41	—	—	41	43
52	Orbitalhöhe	33	34	32	30	33
53	Orbitaltiefe	—	—	—	50	52
54	Breite der Apertura piriformis	25	(28)	22	25	26
55	Nasenhöhe (n—ns)	(51)	52	53	45	55
57	Kleinste Breite der Nasenbeine	—	0,8	0,7	—	—
57 (1)	Größte Breite der Nasenbeine	—	13	—	—	—
60	Maxilloalveolarlänge	53	61	(36)	54	53
61	Maxilloalveolarbreite	65	71	(62)	(66)	61
62	Gaumenlänge (ol—st)	45	53	42	47	46
63	Gaumenbreite	43	49	39	42	40
64	Gaumenhöhe	—	21	16	—	—

[1]) 123 statt 143, siehe Text.

Der Unterkiefer, Königsberg III, den man mit dem Schädel Königsberg II zusammen gefunden hat, gehört einem Homo-sapiens-Schädel an. Der Unterkiefer zeigt keine Formmerkmale, die ihn von heutigen Unterkiefern unterscheiden, was aber nicht besagen kann, daß er nicht aus einer älteren Zeit stammt. Die Maße habe ich auf Tab. 5 aufgeführt.

Der Schädel, Königsberg I, wurde 2 Jahre vor Königsberg II in demselben Moor gefunden. Leider ist über die Lagerung des Schädels nichts bekannt, so daß man über sein geologisches Alter nichts aussagen kann. Anscheinend ist

Tab. 5. Maße des Unterkiefers, Winkel und Indizes des Gesichtsschädels

Nummern n. Martin		Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II	Königsberg III
65	Kondylenbreite (kdl—kdl)	(114)	(126)	—	(112)	(116)	114
66	Winkelbreite (go—go)	(98)	(112)	—	108	90	100
67	Vordere Unterkieferwinkelbreite, Bimentalbreite	44	42	—	46	47	42
68	Länge (Tiefe) des Unterkiefers	(83)	(84)	—	80	78	70
69	Kinnhöhe (id—gn)	37	36	—	32	33	(36)
69 (1)	Höhe des Corpus mandibulae am Foramen mentale	—	(37)	—	—	—	(33)
69 (3)	Dicke des Corpus mandibulae am Foramen mentale	—	10	—	—	—	10
70	Asthöhe des Unterkiefers	66	69	—	60	50	65
70 (3)	Höhe (Tiefe) der Inc. mandibulae	10	16	—	(11)	11	12
71	Astbreite des Unterkiefers	37,5	29,5	—	31	33	28
	Transv. Durchmesser des Cap. m.	24	24	—	(19)	18	20
	Antero-post. Durchmesser	10	11	—	11	11	8,6
72	Ganzprofilwinkel (n—pr)	87,5	87	(87)	81	87	—
73	Nasaler Profilwinkel (n—ns)	—	89	(86)	—	—	—
	Nasaler Profilwinkel (n—ss)	86,5	88	—	83,5	89	—
74	Alveolarer Profilwinkel (ns—pr) zur OAE.	—	(81)	—	—	—	—
	Alveolarer Profilwinkel (ss—pr) zur OAE.	82	(79)	—	73	83	—
75	Profilwinkel des Nasendaches (n—rhi)	(61)	(57)	—	—	—	—
75 (1)	Winkel des Nasendaches mit der Profillinie	(24)	(30)	—	—	—	—
79	Astwinkel des Unterkiefers	(11,6)	(12,6)	—	128	130	138

Tab. 6. Indizes des Gesichtsschädels

	Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II	Königsberg III
Gesichtsindex	(92,5)	91,9	—	—	—	
Obergesichtsindex	55,6	55,9	—	(50,8)	(62,3)	—
Jugomandibularindex	(73,7)	(88,9)	—	—	—	—
Orbitalindex	80,5	75,6	80,0	73,2	76,7	—
Interorbitalindex	—	18,6	21,7	—	—	—
Interorbitalindex mit Daktylyonbreite	22,3	—	—	23,7	20,6	—
Nasalindex	49	(53,8)	41,5	55,6	47,3	—
Maxilloalveolarindex	122,7	116,4	172,2	(122,2)	115,1	—
Gaumenindex	95,5	92,5	92,9	(89,4)	(87,0)	—
Gaumenhöhenindex	—	42,9	41,0	—	—	—

Tab. 7. Indizes des Unterkiefers

	Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II	Königsberg III
Breitenlängen-Index (Mandibular-Index)	72,8	(66,7)	—	—	—	61,4
Höhenbreiten-Index des aufsteigenden Astes	56,8	42,8	—	—	—	43,1
Breitenindex des Unterkiefers	(85,9)	(88,9)	—	(96,4)	(77,6)	87,7
Höhendickenindex des Unterkiefers	—	(27,0)	—	41,4)	41,4	(30,3)

Tab. 8. Indizes des ganzen Schädels

	Groß-Tinz	Königsberg II	Königsberg I	Pritzerbe I	Pritzerbe II	Königsberg III
Transversaler Craniofazialindex	(97,1)	97,8	—	(93,2)	95,3	—
Frontobiorbitalindex	88,2	92,6	95,0	95,2	91,3	—
Jugofrontalindex	(72,9)	73,5	—	(79,8)	77,0	—

der Schädel weiblich. Ich habe ihn mit den 2 Schädeln (weiblich?) von Pritzerbe verglichen, deren geologisches Alter auch nicht ganz sicher ist. Möglicherweise gehören die Funde von Pritzerbe und der Schädel Königsberg I in die Jungsteinzeit (Abb. 5—8).

Der Schädel Königsberg I ist lang, 184, wie die Pritzerbe-Schädel, aber breiter als diese, 140 gegenüber 133 und 128, so daß er mit seinem Längenbreiten-

index von 76,1 zu den mittellangen Schädeln gerechnet werden muß. Die Ohrhöhe ist mit 116 gering, ebenfalls die Kalottenhöhe mit 105 bzw. 102. In bezug auf die größte Länge und Breite ist der Schädel mittelhoch, orthokran bzw. metriokran. Von hinten gesehen, stehen die Seitenwände der Parietalia einander nahezu parallel wie bei Königsberg II. Die Maße des Gehirnschädels von Königsberg I liegen zwischen den Maßen von Pritzerbe I und II. Da die Schädelbreite größer ist, ist auch der Horizontalumfang und der Transversalumfang größer. Der Mediansagittalbogen liegt mit 373 wieder zwischen beiden Pritzerbe-Schädeln. Im Verhältnis zum Mediansagittalbogen ist der Stirnbogen etwas länger als bei Pritzerbe. — Wie bei Königsberg II ist die Wölbung des Gesamtokzipitale stark, Okzipital-Index 81,0, der Okzipitalknickungswinkel sehr gering, 116°. Sehr gering ist auch die Neigung des Foramen Magnum, — 3°.

Das Stirnbein ist verhältnismäßig steil und zeigt eine leicht betonte Glabella. Die Stirnneigung ist wie bei Königsberg II beträchtlich, Stirnneigungswinkel 60°, die Krümmung ist dagegen größer als bei K. II, 126° gegenüber 131°. Bei den Pritzerbe-Schädeln ist das Stirnbein nicht so stark geneigt und weniger stark gekrümmt. Die kleinste Stirnbreite ist bei K. I mit 96 eher schmal. Das Gesichtsprofil ist scharf, das Gesicht ist mit einem Winkel von 87° orthognath. Die Jochbogen sind leider zerbrochen, so daß die Jochbogenbreite nicht angegeben werden kann. Das Gesicht erscheint aber eher schmal. Auch die Obergesichtsbreite und die Biorbitalbreite sind gering. Die Obergesichtshöhe ist mit 70 mittelhoch. — Die Nase ist schmal und mit einem Index von 41,5 leptorrhin. Die Augenhöhlen sind nicht lang und mit einem Index von 80,0 mesokonch.

Zusammenfassend kann man sagen, daß der Schädel Königsberg I eine gewisse Formähnlichkeit mit Königsberg II hat, wenn sie auch in einer Reihe von Merkmalen voneinander abweichen (der Schädel K. I ist breiter, die Nasenöffnung schmäler, die Obergesichtsbreite geringer, die Augenhöhlen weniger breit). Die Maße liegen zum Teil zwischen denen von Pritzerbe I und II. In einer Reihe von Maßen weicht der Schädel Königsberg I jedoch von diesen ab: Der Schädel ist breiter, die Stirn ist weniger stark geneigt und weniger gekrümmt, der okzipitale Knickungswinkel ist geringer, das Obergesicht ist schmäler.

Es ist möglich, daß die beiden Schädel von Königsberg in einen gemeinsamen Formenkreis gehören, zu denen auch in einem weiteren Rahmen die Schädel von Groß-Tinz und Pritzerbe gestellt werden können.

Schrifttum

Reche, O.: Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas. Arch. Anthrop. NF. XXI, 122—190, 1938. — Reche, O. und Nestler, I.: Das frühneolithische Skelett von Groß-Tinz in Schlesien. 1933. — Perret, G.: Cro-Magnon-Typen vom Neolithikum bis heute. (Ein Beitrag zur Rassengeschichte Niederhessens.) Z. Morph. XXXVII, 1—101, 1938. — Schwidetzky, I.: Rassenkunde der Altslawen. Beiheft zu Bd. VII der Z. Rassenk. 1938.

Rasse und Kultur der antiken Bewohner der Provinz Santiago del Estero (Argentinien)

Von

J. Imbelloni, Buenos Aires

Mit 3 Textabbildungen

In den Jahren 1925 bis 1934 brachten zwei Beamte der Provinz Santiago del Estero (Argentinien), die Herren Emil und Duncan Wagner, durch Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Zeitschriften und durch öffentliche Vorträge die bemerkenswerten archäologischen Funde, die sie im Gebiet des Rio Salado in der genannten Provinz, genauer gesagt im südlichen Ausläufer des Chaco-Gebietes, gemacht hatten, zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Man erinnert sich allgemein noch des großen Widerhalls, den diese Funde hervorgerufen hatten, nicht nur in Argentinien, sondern in der ganzen wissenschaftlichen Welt, als die ersten Photographien und Farbenzeichnungen der entdeckten archäologischen Objekte bekannt wurden, insbesondere auch die der Töpfereigegenstände, die einen keramischen Typus von großer Schönheit zeigten.

Die erste ausführliche Veröffentlichung über diese Entdeckungen erschien im Jahre 1934, sie stellt einen umfangreichen Band von großem Format mit zahlreichen Farbentafeln dar, führt den Titel „Die Chaco-Santiagenische Zivilisation" und ist von den beiden Brüdern Wagner verfaßt. Diese Publikation wurde an die größeren anthropologischen Institute der Welt versandt und, was den prächtigen Charakter der Ausstattung des Werkes und die Schönheit der Reproduktion der Keramik betrifft, mit großer Bewunderung aufgenommen. Leider galt das nicht für die Erläuterungen und die Methode der Autoren. Fehlten doch nicht nur detaillierte Studien des Fundortes und der Fundumstände für die einzelnen Stücke oder Gruppen von Stücken, sondern auch die eingehende Beschreibung, Maße und Vergleiche der keramischen Formen, und das ungeheuere Volumen der Veröffentlichung wurde einzig gerechtfertigt durch willkürliche Behauptungen, die sehr wenig mit Wissenschaft zu tun haben. Die Autoren sagen: 1. daß in der Provinz Santiago eine „primogene" Zivilisation ihren Ursprung hatte, die in direkter Beziehung zum europäischen Neolithikum und der von Schliemann entdeckten Kultur steht, aber sicher älter ist als jene beiden; 2. daß diese Zivilisation von Santiago die sogenannte „Herrschaft der Flächen" darstellt, die erste Offenbarung der Kultur Amerikas und der Welt; 3. daß die Hauptcharakteristik dieser Kultur der Kult der „Mensch-Vogel-Schlangen"-Gottheit oder „Flächen-Gottheit" war, nach den bemalten oder modellierten Abbildern, die eine große Zahl der Keramiken zieren, dargestellt mit menschlichem Gesicht ohne Mund und mit Tränen in den Augen.

Seitens der argentinischen Wissenschaft fehlte bis heute jede kritische Äußerung über die Arbeit der beiden Wagner. Die „Argentinische Gesellschaft für Anthropologie" hielt es daher für zweckmäßig, geeignete Persönlichkeiten zur Diskussion aufzufordern, und deshalb hatte die „Anthropologische Woche", die jährlich in Buenos Aires in den Wintermonaten statt-

findet, im Jahre 1939 als einzigen Gegenstand die Diskussion über jene Probleme.

Die Zusammenkünfte fanden im Museum für Völkerkunde statt und zwar am 26., 27., 28. und 30. Juni und 1. Juli mit den Ergebnissen, die wir hier kurz zusammenfassen, wobei wir den Rassenfragen mit Rücksicht auf die Art dieser Zeitschrift größeren Raum widmen.

Herr Emilio Wagner, Direktor des archäologischen Museums von Santiago del Estero, war nicht anwesend. Er hatte ein Schreiben gesandt, in dem er ohne neue Argumente die Behauptungen des zusammen mit seinem Bruder herausgegebenen Buches verteidigte.

Prof. Enrique Palavecino widerlegte den verwirrenden Irrtum, den Kult der genannten dreieinigen Gottheit den antiken Santiagenern auf Grund der Urnendekorationen zuzuschreiben, da diese keinen direkten und überzeugenden Beweis dafür liefern und da in vielen Gegenden Amerikas und der alten Welt solche Gefäßverzierungen im Überfluß vorkommen. Auch wandte er sich gegen die totemistischen Auslegungen, die ausschließlich auf dem Gefäßschmuck beruhen.

Prof. Miltiades A. Vignati behandelte die chronologischen Fragen und führte aus, daß die Gegenwart von Glasscherben an einigen Fundorten von Santiago genüge, um für das Ende der Kultur den Zeitabschnitt der europäischen Eroberung festzusetzen.

Prof. Martin Doello Jurado beschrieb die Reste von Weichtieren, die an den Fundorten angetroffen wurden, insbesondere die von der Art Urosalpinx, die der atlantischen Küste angehört und sich in den übrigen Fundstellen des Landes zusammen mit den Beweisen für die Ankunft der Spanier findet.

Prof. Joaquín Irenguelli bewies, daß die Hügel von Santiago keine Grabmäler sind, sondern natürliche Formationen, zum Teil sandig, zum Teil sumpfig, wo die Eingeborenen bis in die neuesten Zeiten Schutz und Obdach fanden.

Prof. Jose Imbelloni teilte die Ergebnisse seiner Studien über 22 Schädel und 76 lange Knochen, sowie über andere Knochenreste mit, die von den Ausgrabungen aus Santiago del Estero stammen und ihm von den Brüdern Wagner im Jahre 1931 gesandt worden waren. Imbelloni fand eine Körperhöhe von 159 cm, eine Schädelkapazität von 1422 ccm bei ♂ und 1255 bei ♀; die Schädel hatten einen Horizontalindex von 89,2 und einen vertikaltransversalen Index von 95,4. Der Ganzgesichtsindex beträgt 82,04 und der Obergesichtsindex 51,06, was breite und relativ kurze Gesichter andeutet. Die Nase hat einen platyrrhinen Charakter, steht aber mit einem Index von 51,6 fast an der Grenze der Mesorrhinie. Alle Schädel, ohne Ausnahme und ohne Unterschied des Geschlechts, sind künstlich deformiert. Die Deformation ist in der ganzen Serie sehr beträchtlich und nach einem einzigen Modell hergestellt, und zwar nach dem des Brachycephalus artificialis erectus. Es ist bekannt, daß man diese Deformierung durch Auflegen auf eine glatte Ebene erhält, auf die der Kopf fest angebunden wird, und daß diese Technik nennenswerte Abweichungen von der Symmetrie-Ebene verursacht. In der Tat, es finden sich in der kleinen Serie drei Beispiele von Plagiozephalie, die zu den krassesten gehören, die man in der Welt beobachten kann. Teils wegen der Körperhöhe, teils wegen der Morphologie

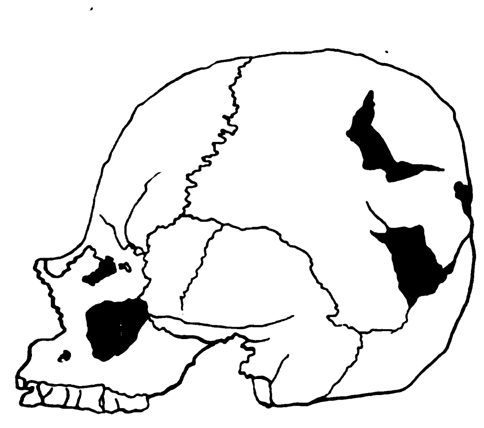


Abb. 1. Schädel Nr. 12 vom Rio Salado mit starker tabulär-aufrechter Deformation

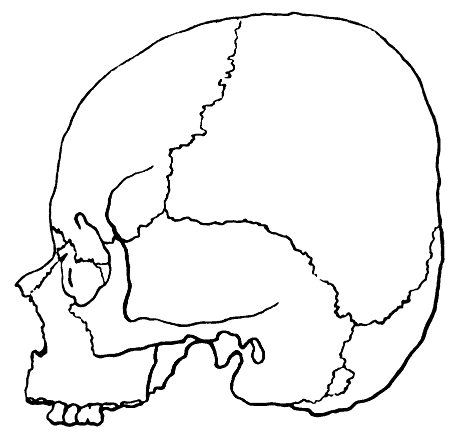


Abb. 2. Schädel Nr. 16 vom Rio Salado mit starker Deformation

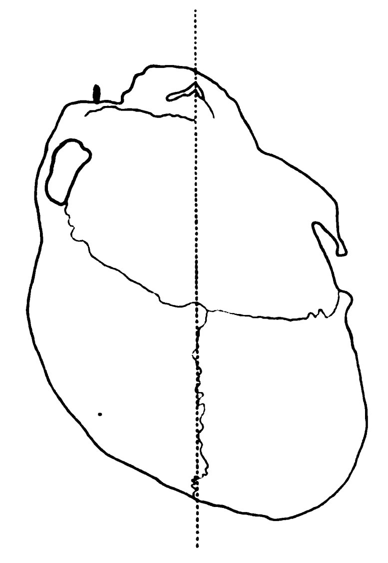


Abb. 3. Norma verticalis des Schädels ♂ Nr. 15 vom Rio Salado mit erheblicher linksseitiger Plagiozephalie

des Schädels muß dieses Volk zusammen mit seinen Nachbarn, den Piagito-Calchaqui, der andiden Rasse zugerechnet werden. Das Modell der künstlichen Schädelplastik ist identisch mit demjenigen, das bei den Völkern herrscht, die als Erhalter der älteren Kulturformen anzusehen sind: den Völkern von Arizona, den Chincha und Mochica der pazifischen Küste von Peru. Sie stellen demnach die letzte östliche Verlängerung des Gebietes der andiden Ackerbauer dar, die an die Massen der pampiden Sammler und Fischer des Chaco und an den kleineren Kern der brasiliden niederen Ackerbauer grenzt.

Prof. A. J. Bordas verwarf die Anwendung paläontologischer Argumente zur Bestimmung des antiken Alters der angeblichen Grabhügel und bestätigte, daß alle tierischen Reste ihre Erklärung in gegenwärtigen zoologischen Formen finden.

Herr S. Canals Irau berichtete ferner, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts zwei verschiedene Völker im Gebiete von Santiago lebten: ein seß-

haftes Ackerbauvolk an den Ufern der Flüsse Salado und Dulce und ein zweites auf der Sammelstufe, welches das Land verwüstete und alles zerstörte. Dem ersteren ist die von den beiden Wagner entdeckte Kultur zuzusprechen.

Zuletzt stellte Prof. J. de Aparicio fest, daß diese Kultur andinischer Abkunft sei, innigst verbunden mit der Archäologie der Piagiten. Der Lokalcharakter, der zweifellos vorhanden ist, ergibt sich aus örtlichen Entwicklungen und kulturellen Angleichungen.

Alle Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft stimmen darin überein, daß der hohe Wert dieser Kultur anzuerkennen ist; bereinigt von allen willkürlichen und großsprecherischen Erläuterungen, kann sie uns wirksam unterstützen in der Gestaltung jenes argentinischen Gebietes, das von der andiden Rasse und Zivilisation befruchtet ist.

Die Herkunft der Bevölkerung einer schlesischen Mittelstadt

Von

Elisabeth Kunick, Landeshut

Mit 2 Textabbildungen und 6 Tabellen

Es ist bekannt, daß sich die Bevölkerung der Städte im Laufe ihrer Entwicklung nur zum Teil aus sich selbst erhielt und vor allem im Zeitalter der Industrialisierung zahlreiche Menschen der ländlichen Umgebung an sich zog. Einzeluntersuchungen über den Zuzug zu bestimmten Städten sind aber noch selten. Sie geben jedoch einen wichtigen Schlüssel zur Biologie der Stadtbevölkerung und sind auch für die Beurteilung von Aufbau und Entwicklung der ländlichen Bevölkerung von Bedeutung. So stellt die folgende Untersuchung über Landeshut in Schlesien gleichzeitig eine Ergänzung zu der bereits durchgeführten rassenkundlichen Untersuchung des Landkreises Landeshut (U. Vogel, vgl. Lit.-Verz.) wie einen Ausgangspunkt für weitere anthropologische Fragestellungen dar.

Kulturgeographische Bedingungen des Untersuchungsgebietes

Die Bevölkerungsentwicklung einer Stadt und damit auch der Zuzug zu ihr ist abhängig von der Landschaft, in der sie liegt und von den Menschen, besonders den führenden, die sie bewohnen.

Der 400 qkm große Kreis Landeshut ist eine im wesentlichen geschlossene Landschaft, die von den Kämmen des östlichen Riesengebirges über die obere Bobersenke hinübergreift ins Waldenburger Bergland. Mit ihrem Südrand grenzt sie heute an den Sudetengau; durch zahlreiche Gebirgszüge wird sie in einzelne Täler aufgelöst; die wichtigsten sind das Bober-, Zieder-, Lässig-, Schweinlichtal und das Merzdorfer Tal. Diese Täler münden alle in der Nähe der Stadt Landeshut aus, die etwas nördlich von der Mitte des Kreises liegt (vgl. Abb. 1). So ist es natürlich, daß Landeshut von seiner Gründung im Jahre

1292 an der gegebene Mittelpunkt für Handel und Verkehr der Landschaft ist, zumal es bei seiner Lage in einer Paßlandschaft, die die mittlere schlesische Ebene mit dem böhmischen Kessel verbindet, einen wichtigen Straßenknotenpunkt darstellt.

Auch die Bahnen des Kreises folgen im wesentlichen den Straßen. Zum Nachteile der Stadt Landeshut ist hier aber das 5 km nördlich liegende Ruhbank Knotenpunkt geworden. Daher kommt es, daß Landeshut abseits von der Hauptstrecke Breslau—Hirschberg—Berlin liegt, wodurch die Entwicklung der Stadt gehemmt wurde. Die im Süden des Kreises, zum Teil auf den Gebirgskämmen entlanglaufende Grenze bildete als tschechische Grenze über 20 Jahre eine ausgesprochene Sperre.

Die Ackerbauverhältnisse des Kreises sind mittelmäßig. Nur in den Tälern (4—500 m hoch) ist die Bodenkrume für Ackerbau genügend stark. In den höher gelegenen Teilen (bis zu 700 m) ist der Ackerboden schwach und steinig. Dazu kommen lange, strenge Winter, im Frühjahr Spätfröste, im Herbst Frühfröste, die das Pflanzenwachstum stark beeinträchtigen. Wie gering die Ackerbauerträge sind, zeigt eine Aufstellung über die Grundsteuerreinerträge, nach denen im Jahre 1925 im Kreise Landeshut 1 ha mit 9,40 RM., im Kreise Jauer dagegen 1 ha mit 40,34 RM. bewertet wurde.

Infolge der geringen Ernteerträge sahen sich die Bewohner des Kreises schon vor Jahrhunderten gezwungen, in Handspinnerei und Handweberei einen Nebenerwerb zu suchen, der dann später für viele zum Hauptberuf wurde. Spinnerei und Weberei wurden gefördert durch die für den Flachsbau günstigen Verhältnisse. Die von vielen klaren Bergwassern durchzogenen Wiesen gaben gute Naturbleichen, so daß das Landeshuter Leinen schon im Mittelalter Weltruf hatte. Die Landeshuter Kaufleute — der bedeutendste unter ihnen war zur Zeit Friedrichs des Großen Peter Hasenclever — sorgten für den Absatz im In- und Auslande. In dieser günstigen Entwicklung trat infolge der Kontinentalsperre ein Rückschlag ein. England entwickelte damals eine eigene Textil- und besonders Baumwollenindustrie, gegen welche die schlesische Leinenindustrie Jahrzehnte hindurch nicht mehr konkurrenzfähig war. Das führte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu der unbeschreiblich großen Webernot, die ihren Höhepunkt in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erreichte. Unter dieser Not litt auch die Stadt. Der Staat griff helfend ein, indem er 1841 in Landeshut die Königliche Spinnerei errichtete. Eine endgültige Besserung trat durch zwei Männer, die Gebrüder Methner, ein. 1852 gründeten sie, von dem alten Freiburger Leinenhause Kramsta kommend, in Landeshut ein Leinengeschäft, das bald 600 Handweber beschäftigte. Die Gebrüder Methner führten das Verlagssystem ein. Sie kauften nicht einfach die oft minderwertige Leinwand der Handweber auf, sondern teilten ihnen das Garn zu, und da die Weber auf Bestellung und unter Aufsicht arbeiteten, stellten sie nun bessere Ware her als vorher, so daß sich der Absatz wieder hob. Nach einigen Jahrzehnten gingen die Gebrüder Methner zum mechanischen Betrieb über, wodurch sie zahlreiche Handweber in die Stadt zogen. Durch Methners Erfolg angeregt, wurden von anderen Unternehmern (Hamburger, Rinkel, Grünfeld) Leinenfabriken und Versandgeschäfte errichtet, die auch zur Blüte kamen, so daß 1910 von den 13 500 Einwohnern der Stadt der dritte Teil in der Leinenindustrie beschäftigt war. Von der Leinenindustrie lebt auch heute noch fast die ganze Stadt. Sie

gibt ihr das Gepräge einer Fabrikstadt. Für 1927 gibt Schuhmann die in der Landeshuter Leinenindustrie Beschäftigten mit 7112 Personen an, die freilich nicht alle in der Stadt wohnen, sondern zum Teil täglich von auswärts zur Arbeit herankommen. Die Fabriken waren es, die den Zuzug nach der Stadt hauptsächlich beeinflußten. So stieg Landeshut einschließlich der eingemeindeten Vororte in der Zeit von 1871—1900 von 7931 um 5500 auf 13431 Einwohner, während in dieser Zeit der übrige Kreis um 1097 auf 36733 Einwohner zurückging, was hauptsächlich mit der Abwanderung nach Landeshut und dem Waldenburger Kohlenbezirk zusammenhing. Nach 1900 verlangsamte sich der Zuzug nach Landeshut. So stieg die Einwohnerzahl von 1900—1925 nur um 925.

Nach diesen grundlegenden Darbietungen wende ich mich der eigentlichen Ausführung über die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Landeshut zu.

Die vorbereitenden Arbeiten für die Untersuchung

Die vorbereitenden Arbeiten für die Untersuchung wurden im Juli 1936 auf dem Einwohnermeldeamt der Stadt Landeshut durchgeführt. Auf Anregung von Herrn Prof. Dr. Scheidt (Hamburg) wurden auf von ihm vorgeschlagenen Vordruckkarten von den 14100 Einwohnern, die Landeshut 1936 zählte, 1000 Ehepaare, das sind 2000 Personen, erfaßt und zwar, da in Landeshut 950 (fast 7%) Ausländer leben, 930 reichsdeutsche und 70 ausländische Ehepaare[1]). Dem Alphabeth nachgehend wurde jede 4. Karteikarte der Verheirateten berücksichtigt. Diese Auswahl gilt als repräsentativ. Bei den in Landeshut Geborenen wird das Geburtsdatum als Zugangsdatum angesehen.

Die Vordruckkarte sieht ausgefüllt etwa wie folgt aus:

Familienname: Krause

	Familienvater	Ehefrau
Vorname:	Willi	Anna
Geburtsdatum:	2. 6. 1903	13. 11. 1904
Geburtsort:	Landeshut	Gräbsch, Krs. Rosenb.
Zeit des Zuzuges:	1903	1930
Beruf:	Weber	

Besondere Bemerkungen:

Die Auszählung wurde nach folgenden Gesichtspunkten vorgenommen:

1. Die Herkunftsorte der Zugezogenen.
2. Das Alter der Zuziehenden bei ihrer Herkunft.
3. Die Herkunft in den einzelnen Kalenderjahren.
4. Herkunftsort und Ehe.
5. Herkunft und Beruf.

[1]) Es ist zu beachten, daß diese Arbeit schon vor der Heimkehr des Sudetenlandes vollendet wurde und daß durch dessen Eingliederung ins Reich gerade in der Grenzstadt Landeshut wesentliche Änderungen in der Kartei des Einwohnermeldeamtes eintraten. Alle Volksdeutschen aus dem Sudetenlande, die vorher staatsrechtlich als tschechoslowakische Staatsangehörige bezeichnet werden mußten, erhielten die deutsche Staatsangehörigkeit, so auch die Deutschen aus den anderen zurückgewonnenen Landesteilen. Statt 950 zählt Landeshut heute daher nur 66 Ausländer, von denen zudem etwa die Hälfte hier nur als Hilfskräfte vorübergehend beschäftigt ist.



1. Herkunftsorte der Zuziehenden

a) Verteilung der Herkunftsorte nach der geographischen Lage

Die Orte, aus denen die Bewohner der Stadt Landeshut zugezogen sind, wurden nach Landschaften geordnet, so daß sich folgende Tab. 1 ergibt:

Tab. 1. Herkunftsgebiete der Zugezogenen

Zuzugsort (Landschaft)	Männer			Frauen		
	Inländer	Ausländer	Summe	Inländer	Ausländer	Summe
Landeshut (Geburtsort)	230	3	233	225	13	238
Kreis außer Landeshut	232	4	236	232	16	248
Kreis einschl. Landeshut	462	7	469	457	29	486
3 Nachbarkreise (etwa 30 km Umkreis):						
Waldenburg	78	—	78	90	6	96
Bolkenhain	26	—	26	25	—	25
Hirschberg	33	—	33	37	4	41
Umkreis von etwa 30 km einschl. Landeshut	599	7	606	609	39	648
Übriges Niederschlesien	187	—	187	172	9	181
Oberschlesien	27	—	27	33	—	33
Schlesien	813	7	820	814	48	862
Deutschland (Altreich) ohne Schlesien	55	—	55	54	—	54
Deutschland (Grenzen von 1933)	868	7	875	869	50	919
Ostoberschlesien	7	—	7	8	—	8
Posen	17	—	17	12	—	12
Westpreußen	2	—	2	2	—	2
Nordschleswig	2	—	2	—	—	—
Elsaß	—	—	—	1	—	1
Abgetretene Gebiete	28	—	28	23	—	23
Deutschland vor 1918	896	7	903	891	50	941
Tschechoslowakei	31	60	91	35	19	54
Polen	2	1	3	3	1	4
Österreich	1	—	1	1	—	1
Schweiz	—	1	1	—	—	—
Rumänien	—	1	1	—	—	—
Ausland	34	63	97	39	20	59
Gesamtsumme	930	70	1000	930	70	1000

Tab. 1 zeigt, daß rund ein Viertel (23,3%) der Bevölkerung in der Stadt Landeshut geboren ist. Die Orte, die im Umkreis von 5 km um Landeshut liegen, also höchstens eine Wegstunde entfernt sind, haben alle wenigstens 20‰ ihrer Einwohnerzahl an Landeshut abgegeben. Am höchsten stehen darunter die an Landeshut anschließenden Nachbarorte Vogelsdorf mit 48‰ und Oberzieder mit 36‰. Hoch ist auch die Zuzugszahl aus Reußendorf, 37‰. Es ist ein armes Bergdörfchen mit geringen Ackererträgen, das zudem durch dahinterliegende Bergzüge vom Verkehr fast ganz abgeschnitten liegt und nur nach Landeshut hin bequeme Verbindung hat. Als junge Leute kommen die Bewohner der 5-km-Zone zu Fuß und zu Rad täglich zur Landeshuter Arbeitsstätte, bis sie es später doch vorziehen, ganz nach Landeshut überzusiedeln.

Die 2. Zone umfaßt die Orte, die in 5—10 km Entfernung um Landeshut liegen. Die 10-km-Grenze deckt sich im Norden, Osten und Westen im wesent-

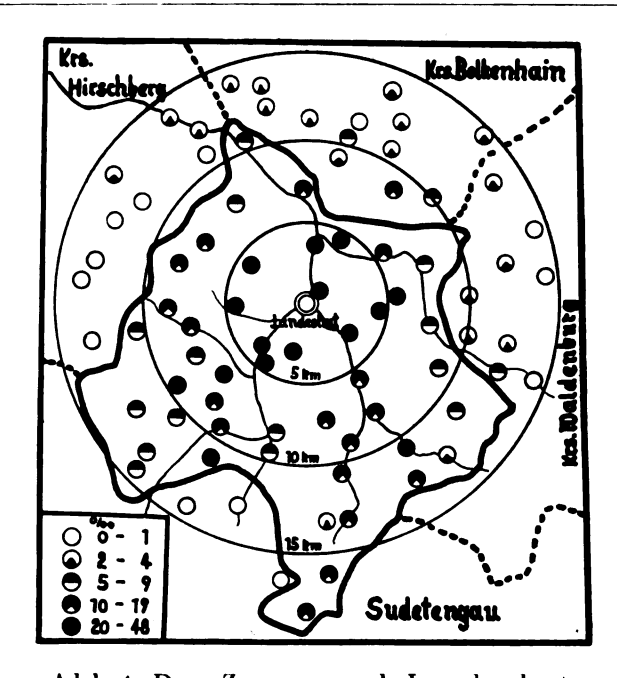


Abb. 1. Der Zuzug nach Landeshut,
dargestellt in Anteilen der Einwohnerzahl der Herkunftsorte
—— Grenzen des Kreises Landeshut; ----- weitere Kreisgrenzen (nach dem Material von E. Kunick umgezeichnet im Anthrop. Inst. Breslau)

lichen mit der Kreisgrenze. Aus der 2. Zone ist der Zuzug geringer als aus der 1. Zone. Er beträgt rund 10‰ der Ortseinwohner. Stärker am Zuzug beteiligt sind die Bergdörfer Petzelsdorf und Altweißbach mit 33‰ und Hartau-städt. mit 30‰. Vermutlich führte auch hier die Bodenarmut zum Wegzug. Bei Rothenzechau (20‰) und Röhrsdorf (13‰) liegen ähnliche Gründe vor wie bei Reußendorf.

Von der 3. Zone, bis 15 km, gehört nur der Süden zum Kreise Landeshut. Nur in diesem Teil der 3. Zone liegen die Verhältnisse ähnlich wie in der 2. Zone. Der Zuzug nach Landeshut war hier fast so stark wie in dieser, weil die Orte wegen der Richtung der Täler, Straßen und Flüsse auf Landeshut hingewiesen werden, während nach Süden hin die Reichsgrenze lange Zeit eine fast vollständige Sperre bildete. Im Westen fällt die 3. Zone ganz in den Kreis Hirschberg, im Norden in den Kreis Bolkenhain, im Osten in den Kreis Waldenburg. Im Westen wirkt der Landeshuter Kamm trennend, so daß der Zuzug aus dieser Richtung sehr gering ist.

Aus dem Kreise Landeshut einschließlich der Stadt Landeshut stammt die knappe Hälfte (48%) der Einwohnerschaft. Die nächstgrößte Beteiligung am Zuzug weisen die drei Nachbarkreise Bolkenhain, Waldenburg und Hirschberg auf. Unter ihnen gab der Kreis Bolkenhain, der in seinem oberen Teil wirtschaftlich so stark auf Landeshut eingestellt ist, daß immer wieder seine Eingliederung in den Kreis Landeshut beantragt wurde, am meisten Menschen (2‰) ab. Der Kreis Waldenburg steht an zweiter Stelle. Männer, die zu schwach sind, um im Bergbau ihr Brot zu verdienen, ziehen oft nach Landeshut, um die

leichtere Fabrikarbeit zu verrichten. Der Kreis Hirschberg ist an der Zuwanderung schwächer beteiligt. Bei dem Wohlstand und der landschaftlichen Schönheit des Hirschberger Kreises mag der wirtschaftlich ärmere Kreis Landeshut nicht zum Zuzug locken.

Aus dem Kreise Landeshut und seinen drei Nachbarkreisen, also etwa aus einem Umkreis von 30 km, stammen fünf Achtel (63%) der Landeshuter Bevölkerung.

Aus Schlesien in seinen Grenzen vor 1918 kamen fünf Sechstel (84%) der Landeshuter Einwohner. Eine größere Anzahl Menschen stellten die Gebirgskreise, die den schlesischen Weberbezirk bilden. Die hohe Zahl von Zuziehenden aus dem Kreise Schweidnitz erklärt sich daraus, daß 1934 die große Kramstasche Leinenfabrik aus Freiburg nach Landeshut verlegt wurde. Aus der Großstadt Breslau stammen 42 Einwohner von Landeshut. In Oberschlesien ist es der Weberbezirk Neustadt, aus dem die Zuwanderungszahl am höchsten ist.

Aus Deutschland ohne Schlesien sind 55 Männer und 54 Frauen nach Landeshut gezogen. Die meisten von ihnen (29) wohnten vorher in der Nachbarprovinz Brandenburg, davon 13 in Berlin. Sachsen steht mit 25 an nächster Stelle, ihm folgen Westfalen und Rheinland mit zusammen 22. Aus Süddeutschland zogen nur wenige Menschen zu.

Die abgetretenen Gebiete sind mit 51 Personen beteiligt. 29 Zuwanderer aus Posen und 15 aus Ostoberschlesien fanden, von den Polen verdrängt, bei uns Unterkommen. Eine besondere Beachtung erfordern die in der Tabelle zuletzt unter „Ausland" angegebenen Zuwanderer. Hier finden sich 73 Reichsdeutsche, 34 Männer und 39 Frauen, die aus außerdeutschen Orten, besonders aus der Tschechoslowakei, nach Deutschland zurückkehrten.

Von den 140 „Ausländern" sind 7 Männer und 50 Frauen in Landeshut selbst geboren oder aus anderen Orten des deutschen Reiches zugezogen. 83 Ausländer (63 Männer, 20 Frauen) kamen aus dem Auslande selbst, davon 79 aus der Tschechoslowakei. Auffällig ist, daß von den 70 Ausländerinnen 50 in Deutschland und nur 20 im Auslande geboren sind. Das liegt daran, daß Ausländer, die nach Deutschland kommen, oft deutsche Frauen heiraten und diese dann staatsrechtlich zu Ausländerinnen werden. Von den 70 Ausländern — für die Staatsangehörigkeit sind die Männer ausschlaggebend — stammen 66 aus der alten österreichischen Monarchie, und zwar aus Böhmen und Mähren. 17 von ihnen, die sich erst nach 1918 in Landeshut niederließen, sind als Tschechen eingetragen, 15, die schon vor 1918 in Landeshut wohnten, sind zu tschechischen Staatsangehörigen umgeschrieben worden. Alle 66 hatten vorher ihren Wohnsitz in den sudetendeutschen Randgebieten, vor allem im Trautenauer und Braunauer Bezirk und im mährischen Altvatergebiet, also in Webbezirken. Drei Viertel der „Ausländer" haben ferner reindeutsche Familiennamen wie: Pusch, Häusler, Schmidt, Scholz, Albrecht, Gottwald, Fischer, Fuhrmann... Nur ein kleiner Teil hat slawische Namen mit der Endung ek, y, ky, wy: Beranek, Horrinek, Hussarek, Ryschawy, Janczinsky... Das ist ein Beweis dafür, daß hauptsächlich Sudetendeutsche den Weg über die Reichsgrenze gefunden haben. Das sieht man auch daraus, daß selbst die Zuwanderer mit slawischen Namen rein deutsch sprechen. Man hört kein tschechisches Wort in Landeshut. Auch unter den Schulkindern ist kein Anklang ans Tschechische festzustellen.

Die bisherige Untersuchung über die Herkunftsorte ergibt:
1. In erster Linie ist die Entfernung ausschlaggebend für den Zuzug. Je größer die Entfernung, um so geringer ist der Zuzug.
2. Gleiche Arbeitsgebiete (Webbezirke) fördern den Zuzug. Sie sind aber nicht von entscheidender Bedeutung.
3. Die tschechische Grenze wirkte stark trennend. Sie schwächte den Zuzug, obwohl jenseits der Grenze das breite sudetendeutsche Sprachgebiet lag.

b) Die Herkunftsorte nach der Größe

Über die Größe der Herkunftsorte gibt die folgende Tab. 2 Aufschluß.

Tab. 2. Die Geburtsorte nach der Größe

	Von den Landeshuter Einwohnern stammen					
	aus der Großstadt über 100 000 Einw.		der Stadt 10 000—100 000 Einw.		vom Lande unter 10 000 Einw.	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
aus der Stadt Landeshut . . .	—	—	233	238	—	—
aus dem übrigen Kreise Landeshut	—	—	—	—	236	248
aus dem übrigen Schlesien . .	21	22	68	97	262	259
aus dem übrigen Deutschland .	17	24	13	10	25	21
aus den abgetretenen Gebieten .	—	—	5	6	23	16
aus dem übrigen Auslande . .	—	3	12	4	85	52
	38	49	331	353	631	596
	87		686		1227	
	4,3 %		34,3 %		61,4 %	

Sehen wir uns in den einzelnen Spalten die Schlußsummen an, so ergibt sich folgendes: Nur ein kleiner Teil der Landeshuter Bevölkerung (4,3%) zog aus Großstädten zu. Eine Rückwanderung aus der Großstadt in das kleine Landeshut hat also nur in geringem Maße stattgefunden. Reichlich ein Drittel der Landeshuter (34,3%) stammt aus Städten mit 10 000 bis 100 000 Einwohnern. Rechnen wir hier jedoch die in Landeshut Geborenen 23,3% ab, so sind nur 10% aus solchen Städten gekommen. Fast zwei Drittel (61,4%) der Bevölkerung hat ihren Weg vom Lande, aus Orten mit unter 10 000 Einwohnern, nach der Stadt Landeshut genommen. So finden wir auch am Beispiel der Stadt Landeshut den allgemeinen Zug vom Lande in die Stadt, die Landflucht. Besonders zu beachten ist die 2. Zeile der Tabelle. 483, also ein Viertel der Zuwanderer, stammen, wie bereits erwähnt, aus den ländlichen Orten des Kreises. Bereits das Heimatbuch des Kreises Landeshut von 1928 stellt in dem Abschnitt „50 Jahre Bevölkerungsbewegung" Betrachtungen darüber an, daß die Flucht aus den Dörfern unseres Grenzkreises und besonders aus dem südlichen Teil sehr stark ist. Danach sanken von 1871—1925 von den 53 Orten des Kreises 42 in ihrer Einwohnerzahl durchschnittlich um 26% ihres Bestandes. Das schon genannte Petzelsdorf z. B. verlor 45% seiner Einwohner. Dort verschwanden in den letzten 25 Jahren 18 Wohnhäuser, ein Viertel der vorhandenen, weil sie bei dem großen Abzug nicht mehr nötig waren. Die 14 Dörfer des Ziedertales nahmen durchschnittlich um 32% ab (1871—1925). Die Einwohnerzahl dieses Tales allein ging in dieser Zeit von 11 160 um 3610 auf 7550 zurück. Nach der Zählung von 1933 hält dieser

Rückgang weiter an. Er ist so groß, daß die Landwirtschaft auch bei uns unter Leutemangel leidet. Geht diese Landflucht noch weiter, so wird sie in unseren Grenzgebieten zu einer bedenklichen Landleere führen.

2. Das Zuzugsalter

Tab. 3

Alter in Jahren	Männer	Frauen	Summe	%
In Landeshut geboren	233	240	473	23,7
Zugezogen im Alter von				
über 0—10 . . .	59	44	103	5,2
„ 10—20 . . .	120	128	248	12,4
„ 20—30 . . .	291	369	660	33,0
„ 30—40 . . .	180	140	320	16,0
„ 40—50 . . .	63	54	117	5,9
„ 50—60 . . .	34	20	54	2,7
„ 60—70 . . .	15	4	19	1,0
„ 70—80 . . .	5	1	6	0,3
	1000	1000	2000	100,0

Wieder sehen wir, daß nur ein Viertel (24%) der Landeshuter in der Stadt Landeshut selbst geboren sind. Die Zahl der im 1. Lebensjahrzehnt Zugezogenen ist niedrig. Im 2. Lebensjahrzehnt zog dagegen schon eine größere Anzahl von Personen zu. In diese Gruppe fallen diejenigen, die nach Beendigung der Schulzeit in Landeshut in Dienst oder Lehre treten. Am stärksten sind jedoch die beiden nächsten Altersgruppen vertreten. Im 3. Lebensjahrzehnt ist die Zahl der zuziehenden Frauen erheblich stärker als die der Männer, was wohl daraus zu erklären ist, daß das Heiratsalter der meisten Frauen in diese Zeit fällt. Die Männer im 3. und 4. Jahrzehnt werden im Beruf fest und gründen sich einen ständigen Wohnsitz. Nach dem 4. Lebensjahrzehnt nimmt der Zuzug naturgemäß rasch ab. Denn je älter der Mensch wird, um so seltener wechselt er den Ort.

3. Herkunft nach den einzelnen Kalenderjahren

Tab. 4

Jahr	Männer	Frauen	Summe	Jahr	Männer	Frauen	Summe
1845	1	0	1	1865	1	0	1
1846	—	—	—	1866	0	1	1
1847	—	—	—	1867	2	1	3
1848	—	—	—	1868	2	0	2
1849	—	—	—	1869	1	2	3
1850	1	0	1	1870	2	3	5
1851	—	—	—	1871	1	1	2
1852	—	—	—	1872	2	0	2
1853	—	—	—	1873	2	2	4
1854	—	—	—	1874	0	1	1
1855	0	1	1	1875	2	3	5
1856	0	1	1	1876	1	2	3
1857	—	—	—	1877	3	2	5
1858	0	1	1	1878	2	1	3
1859	0	1	1	1879	2	1	3
1860	2	0	2	1880	6	6	12
1861	1	0	1	1881	3	1	4
1862	—	—	—	1882	1	3	4
1863	—	—	—	1883	5	1	6
1864	1	0	1	1884	3	2	5

Tab. 4 (Fortsetzung)

Jahr	Männer	Frauen	Summe	Jahr	Männer	Frauen	Summe
1885	4	3	7	1911	18	18	36
1886	9	2	11	1912	22	26	48
1887	6	7	13	1913	24	27	51
1888	9	6	15	1914	17	24	41
1889	5	3	8	1915	7	10	17
1890	12	10	22	1916	13	20	33
1891	12	11	23	1917	6	18	24
1892	9	8	17	1918	17	19	36
1893	10	11	21	1919	43	34	77
1894	10	11	21	1920	25	28	53
1895	27	25	52	1921	22	20	42
1896	25	24	49	1922	10	13	23
1897	28	19	47	1923	14	16	30
1898	21	16	37	1924	19	21	40
1899	22	16	38	1925	17	15	32
1900	22	18	40	1926	20	19	39
1901	26	22	48	1927	14	15	29
1902	24	17	41	1928	15	16	31
1903	25	28	53	1929	11	11	22
1904	35	31	66	1930	4	15	19
1905	36	26	62	1931	21	23	44
1906	30	19	49	1932	18	23	41
1907	31	26	57	1933	18	26	44
1908	20	27	47	1934	27	40	67
1909	22	19	41	1935	21	29	50
1910	15	13	28	[1936 Halbj.	13	19	32

Den Zuzug nach Jahrgängen stellen Tab. 4 und Abb. 2 dar. Diese Zusammenstellung kann jedoch leicht zu Irrtümern führen. Die älteren Jahrgänge waren in Wirklichkeit viel stärker vertreten. Sie geben von den damals Zugezogenen nur die an, die jetzt noch in Landeshut wohnen, da die Karten der Fortgezogenen und Verstorbenen aus der Kartei des Einwohnermeldeamtes ausgeschieden werden. Trotzdem lassen sich aus der Kurve, besonders von 1895 an, einige Schlüsse ziehen. Es ergibt sich, daß Zuzug und Wirtschaftsentwicklung unserer Stadt gleichlaufen. Das starke Ansteigen der Kurve von 1895 bis 1897 hing mit einem erheblichen Aufstieg unserer Industrie zusammen. Nach drei weniger günstigen Jahren trat dann 1902 bis 1904 wieder eine Aufwärtsentwicklung ein. 1906 und 1907 wurde die Landeshuter Industrie durch schwere Streiks erschüttert, zudem war der Export nach Amerika sehr gering, was bis 1910 einen Rückgang in der Zuwanderung mit sich brachte. Das Jahr 1910 zeigt einen Tiefstand. Die Jahre vor dem Kriege dann, besonders 1912 und 1913, brachten einen wesentlichen wirtschaftlichen Aufschwung[1]) und daher auch erhöhte Zuwanderung. Der geringe Zuzug von 1914 bis 1918, besonders im Jahre 1915, ist eine Folge des Weltkrieges. 1919 aber tritt dann eine außerordentlich starke Zuwanderung ein. Die Zahl 77 ist in der Aufstellung die höchste. Zu den aus dem Kriege heimkehrenden Landeshuter Soldaten, die das Einwohnermeldeamt ja nicht neu aufnahm, muß eine große Anzahl neu Zuziehender gekommen sein.

[1]) Schumann, auf den wir uns in den wirtschaftlichen Angaben stützen, schreibt auf S. 67: Seit 1895 setzte eine besonders lebhafte Nachfrage aus Amerika ein, die bis 1897 anhielt. 1898 ließ der Export nach Amerika nach, um erst 1902 wieder stärker zu werden. Durch diese anhaltende Wirtschaftskrise wurde diese Exportsteigerung im Jahre 1907 unter schweren Verlusten für unsere Webereien jäh unterbrochen. Seit 1910 hob sich die Ausfuhr wieder, und 1912/13 setzte sogar eine lebhafte Nachfrage bei großen Aufträgen aus Amerika und den Balkanstaaten ein.

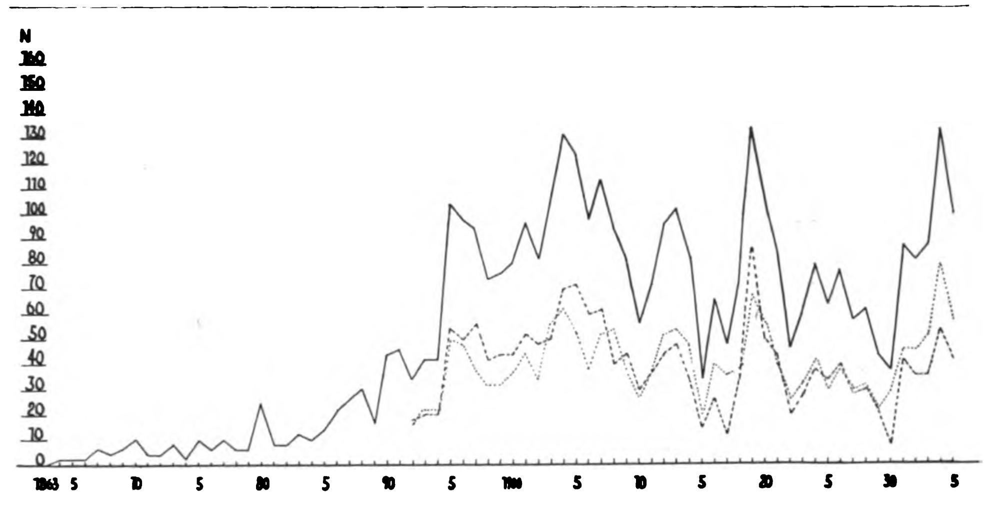


Abb. 2. Der Zuzug nach Landeshut in den einzelnen Kalenderjahren

----- Männer; ········ Frauen; ——— Männer und Frauen

Alle hofften, in Landeshut lohnende Beschäftigung zu finden. Sie ahnten nicht, daß in der Leinenindustrie bald eine katastrophale Garnnot herrschen und daß die Industrie infolge der Geldentwertung noch mehr zurückgehen würde. 1922 und 1923, die Jahre der Hochinflation, zeichnen sich durch geringen Zuzug aus. Die Festmark bewirkt dann eine gewisse Sicherheit, so daß bis 1926 die Zuwanderung wieder ansteigt. In den beiden nächsten Jahren (1927, 1928) leiden die Fabriken an Absatzmangel. Das Inland ist nicht kapitalkräftig, das Ausland kaufunlustig. Es will die Waren nicht nach dem wahren Wert bezahlen. Die Fabriken arbeiten mit verkürzter Arbeitszeit. Der Zuzug sinkt ab. Auch die Krisenjahre 1929, 1930 mit ihrer Arbeitslosigkeit sind mit einer geringen Zuzugszahl in der Aufstellung vertreten. Unsere Leinenfabriken, wie Methner und Frahne, versuchten, sich durch Umwandlung in die Ostdeutschen Textilwerke zu retten. Doch es war vergeblich. Auch die anderen Fabriken kämpften mit Schwierigkeiten. Die Epnersche Leinenfabrik wurde völlig stillgelegt. In allen Betrieben wurde zeitweise nur 3 Tage in der Woche gearbeitet. Hinzu kam, daß die Leinenindustrie auf die Einfuhr übermäßig teuren russischen Flachses angewiesen war und daß Halbseide und Baumwolle zu Ungunsten des Leinens immer beliebter wurden. Nun erfolgte die Zusammenlegung der Ostdeutschen Textilwerke Landeshut mit Kramsta, Freiburg. Es ist auffällig, daß in den schweren Jahren vor 1933 die Zuwanderung nach Landeshut wieder stieg. Den Grund sehen wir in der Verlegung der großen Kramstaschen Fabrik nach hier. Das Jahr der nationalen Revolution 1933 brachte den Leinenbetrieben, meist unter neuen Besitzverhältnissen, einen Aufschwung, der sich aber im Zuzug erst 1934 auswirkte. Das Werk Adolf Hitlers wurde auch für Landeshut zum Segen. Nicht nur die Arbeitslosen konnten wieder in den Arbeitsprozeß eingereiht werden, nein, die Industrie war auch wieder stark genug, um von auswärts Zuziehende zu beschäftigen. Da die Arbeitsplätze schnell besetzt waren, trat 1935 ein kleiner Rückgang im Zuzug ein. Für das Jahr 1936 können wir keine abschließenden Angaben machen, da nur das erste Halbjahr aufgenommen

werden konnte. Geschätzt nach diesem Halbjahr jedoch steigt der Zuzug im Verhältnis zu 1935 ebenfalls etwas an.

Zusammenfassend zeigt sich ein dauerndes und starkes Schwanken in der Zuwanderung. Das Schwanken der Wirtschaftslage ist auch ein charakteristisches Kennzeichen der Leinenindustrie. Andererseits zeigt sich auch, daß die Geschicke unseres Vaterlandes — Krieg, Inflation, Arbeitslosigkeit, Nationalsozialismus — sich in unserer Stadtbevölkerung ausgewirkt haben.

4. Herkunftsort und Ehe

Von 233 in Landeshut geborenen Männern sind 71 (7,1%) mit in Landeshut geborenen Frauen verheiratet. 162 aus Landeshut stammende Männer haben sich Frauen von auswärts geholt. 169 Landeshuter Frauen heirateten Männer von auswärts (zusammen 16,6%). Die übrigen Ehen wurden zwischen Personen geschlossen, die beide auswärts geboren wurden (76,3%). In 35 Fällen stammen dabei Mann und Frau aus dem gleichen auswärtigen Orte. Die „ausländischen" Männer heirateten zum größten Teil reichsdeutsche Frauen, die damit, wie schon vorher angegeben, ausländische Staatsangehörige wurden.

5. Herkunft und Beruf

Die Zugezogenen verteilen sich nach ihrer Herkunft und ihrem Beruf wie folgt:

Tab. 5

	Landeshut	Kreis	aus weiterer Entfernung	Summe
Textilindustrie				
Weber	22	20	70	112
Mangler	5	4	3	12
Färber	5	3	4	12
Scherer	—	3	1	4
Hechler	3	1	3	7
Appreturarbeiter	—	1	2	3
Garnbinder	2	—	—	2
Fabrikarbeiter	1	3	3	7
Maschinisten, Heizer	1	3	4	8
Werkmeister, Aufseher	1	3	2	6
Lagerhalter, Packer	4	5	2	11
Verschiedene	3	3	4	10
	47	49	98	194 (35)
Arbeiter einschl. Hausmeister, Haushälter, Kutscher, Kraftwagenführer	43	70	87	200 (17)
Kaufleute				
Kaufmann	13	7	36	56
Fabrikanten und Betriebsbesitzer	3	3	7	13
Handelsleute	2	3	3	8
Gastwirte, Kellner, Destillateure	2	—	14	16
Bankbeamte und Buchhalter	8	4	15	27
Bücherrevisor, Steuerberater	1	1	1	3
	29	18	76	123 (6)

Tab. 5 (Fortsetzung)

	Landeshut	Kreis	aus weiterer Entfernung	Summe
Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter	16	11	14	41 (2)
Bergleute	4	13	11	28
Hausbesitzer	—	2	1	3
Beamte				
Schule	3	2	12	17
Kirche	1	—	4	5
Zoll, Steuer	2	—	8	10
Gericht	—	1	2	3
Gerichtsvollzieher	—	—	2	2
Polizei	—	1	8	9
Eisenbahn	2	6	15	23
Post	1	6	13	20
Kataster	—	1	3	4
Militär, Arbeitsdienst	—	1	3	4
Rathaus	7	1	3	11
Kreishaus	3	3	4	10
In der Bewegung	1	—	1	2
	20	22	78	120
Handwerk				
Nahrungsmittelgewerbe				
Müller	—	—	1	1
Bäcker	8	3	11	22
Fleischer	4	1	7	12
	12	4	19	35 (1)
Wohnungsgewerbe				
Maurer	3	4	11	18
Zimmerer	1	1	5	7
Dachdecker	3	—	2	5
Glaser	1	—	1	2
Klempner	1	1	4	6
Schlosser, Schmiede, Installateure, Elektromonteure, Mechaniker	13	9	38	60
Maler, Tapezierer	6	3	5	14
Ofensetzer	1	—	4	5
Tischler	9	6	4	19
Korbmacher	1	—	—	1
Böttcher		—	2	3
Büchsenmacher	—	—	2	2
	40	24	78	142 (5)
Bekleidungsgewerbe				
Schneider	7	6	10	23
Schuhmacher	2	6	22	30
Strumpfstricker	—	—	1	1
Pelzmacher	—	1	1	2
Hutmacher	—	—	1	1
	9	13	35	57 (2)
Verschiedene Handwerker				
Friseure	2	2	5	9
Drucker, Buchbinder	4	1	7	12
Photographen	—	1	1	2
Andere	2	1	2	5
	8	5	15	28
Alle Handwerker	69	46	147	262 (8)

Tab. 5 (Fortsetzung)

	Landeshut	Kreis	aus weiterer Entfernung	Summe
Freie Berufe				
Ärzte, Tierärzte	—	—	5	5
Ingenieure	—	—	3	3
Musiker	2	—	6	8
Andere	—	—	2	2
	2	—	16	18 (1)
Invaliden	3	5	3	11 (1)

Tab. 6. Übersicht über die Berufe der Zugezogenen in Prozenten

	Landeshut	Kreis	aus weiterer Entfernung
Textilindustrie	24 %	25 %	51 %
Arbeiter	22 %	35 %	43 %
Kaufleute	23 %	15 %	62 %
Landwirte	39 %	27 %	41 %
Bergleute	14 %	46 %	40 %
Hausbesitzer	—	67 %	33 %
Beamte	17 %	18 %	65 %
Handwerker	26 %	18 %	56 %
Freie Berufe	11 %	—	89 %
Invaliden	28 %	44 %	28 %
Durchschnitt	23 %	24 %	53 %

Zunächst sind einige Erläuterungen zur Tab. 5 notwendig. Da nur der Beruf der Männer in der Kartei angegeben ist, konnten nur diese erfaßt werden. Bei der großen Menge der Berufsangaben wurde zusammengefaßt. Die Angaben waren zum Teil unzureichend, wie z. B. Versorgungsanwärter, Angestellter... Da die Zahl dieser Karten nur klein war, konnten sie nach persönlicher Umfrage eingeordnet werden. Die scheinbar niedrige Zahl der in der Leinenindustrie Beschäftigten, die in keinem Verhältnis zu der großen Zahl der Arbeitsplätze in dieser steht, erklärt sich daraus, daß viele, die in den Leinenfabriken tätig sind, sich oft nur Arbeiter nennen. Eine größere Anzahl der als Buchhalter und Kaufleute Aufgenommenen ist ebenfalls in den Fabriken beschäftigt. Auch haben die Fabrikbetriebe ihre eigenen Handwerker, wie Schlosser, Zimmerleute, Elektromonteure, ohne daß diese sich Fabrikschlosser usw. nennen.

In bezug auf Herkunft und Beruf kann man die Frage stellen: „Sind manche Berufe stärker heimatverbunden als andere?" Zur Beantwortung dieser Frage wurden die Landeshuter Einwohner nach ihrem Herkunftsort in 3 Gruppen eingeteilt (Tab. 6). Im Durchschnitt kommen auf in der Stadt Landeshut Geborene rund 23%, auf solche aus dem Kreise 24%, auf aus größerer Entfernung Zugezogene 53%. Letztere beachten wir besonders. Unter ihnen übersteigen die Beamten mit 65%, die Kaufleute mit 62%, die freien Berufe mit 89% den Durchschnitt (53%) wesentlich. Besonders Beamte, deren Ausbildung den Besuch höherer Schulen erforderte, ferner solche, die durch längeren Militärdienst gingen (Polizeibeamte, Gerichtsvollzieher), kamen von weither. Die in der Textilindustrie Beschäftigten mit 51% und die Handwerker mit 56% halten den

Durchschnitt. Am stärksten heimatverbunden sind die Landwirte mit nur 41% aus der Ferne Zugezogenen. Hausbesitzer und Invaliden sind ihrer geringen Zahl wegen für die Auswertung nicht von Bedeutung. Von den Arbeitern kommen auch nur 43% aus der Ferne.

Zusammenfassung

Die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung über die Herkunft der Bevölkerung von Landeshut sind die folgenden:

1. In erster Linie ist die Entfernung für die Stärke des Zuzugs ausschlaggebend. Eine Rolle spielt dabei jedoch auch die geographische und wirtschaftliche Lage der Herkunftsorte. Insbesondere steigert gleicher Wirtschaftsaufbau von Herkunfts- und Zuzugsgebiet die Zuwanderung zur Stadt.
2. Der größte Teil der Zugezogenen ist direkt vom Land nach Landeshut gezogen. Im näheren Umkreis der Stadt wirkte sich dies sogar in einem beträchtlichen Sinken der Einwohnerzahl vieler Dörfer aus.
3. Die Zuziehenden sind vorwiegend Erwachsene, vor allem im Alter zwischen 20 und 30 Jahren.
4. Die Zuwanderung zeigt in den einzelnen Jahren starke Schwankungen, die von der Wirtschaftslage der Landeshuter Industrie abhängig sind.
5. Die Angehörigen gehobener Berufe ziehen häufiger als der Durchschnitt aus größeren Entfernungen zu.

Schrifttum

Burgdörfer, F.: Volk ohne Jugend. 3. Aufl., Heidelberg 1935. — Frahne, C.: Geschichte der Spinnerei und Weberei im Kreise Landeshut. In: Heimatbuch des Kreises Landeshut. 2 Bde., Landeshut 1929. — Kunick, E.: 50 Jahre Bevölkerungsbewegung im Kreise Landeshut. In: Heimatbuch des Kreises Landeshut. 2 Bde., Landeshut 1929. — Ders.: Der Kreis Landeshut in Zahlen. In: Heimatbuch des Kreises Landeshut. 2 Bde., Landeshut 1929. — Rogmann: Schlesiens bevölkerungspolitische Lage. Der schlesische Erzieher Nr. 35, 1936. — Scheidt, W.: Allgemeine Rassenkunde als Einführung in das Studium der Menschen. München 1925. — Schumann, O.: Die Landeshuter Leinenindustrie in Vergangenheit und Gegenwart. Jena 1928. — Tietze, K. Die Landwirtschaft im Kreise Landeshut. In: Heimatbuch des Kreises Landeshut. 2 Bde., Landeshut 1929. — Vogel, U.: Rassenkunde des Kreises Landeshut. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 10, 25 S., Breslau 1940.

Rassenmerkmal und Persönlichkeitsstruktur

Von

Hans-Erich Schwarz, Kiel

Beziehungen zwischen Zweigen der Menschenforschung in ihrer neueren Entwicklung

H. Sandvoß hat in „Volk und Rasse" (1931) einen Aufsatz: „Rassenpsychologie auf Grund von Charakterologie" veröffentlicht. Es war das als Versuch, überhaupt einmal Ergebnisse der Rassenforschung mit solchen der allgemeinen Menschenseelenkunde in Verbindung zu bringen, bedeutsam; indessen handelte es sich lediglich um eine Anwendung der Formelbilder Klagesscher Charakterologie auf die Beschreibung von drei Rassenseelen [nordisch, mediterran (westisch) und alpin (ostisch)]. Ähnlichkeiten mit Ergebnissen der Schulen von



Jaensch und Pfahler lassen sich für manche Ansichten der Darstellung angeben; es wäre müßig, im einzelnen die behandelten Eigenschaften (z. B. „Tiefe und Dauer der Gefühle") vom Gesichtspunkt etwa der „Perseveration" (Pfahler) oder der Längs- bzw. Querschnitteinheit bei verschiedenem Integrationsgrad (Jaensch)[1]) zu beleuchten und die Ergebnisse gegen die Klagessche Sicht abzuwägen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß eine Beschränkung auf einfache Zuordnung zu wenigen Begriffspaaren manche Einwände ermöglicht, daß also die sachliche Reichweite der in vielem sehr treffenden Untersuchung von Sandvoß nicht überschätzt werden darf.

Sicher ungenügend ist seine Ableitung der Willenserregbarkeit für den nordischen Menschen, weil dabei Charaktereigenschaften dem Temperamentsbegriff zuliebe in eine Stellung gezwängt werden, die ihnen nicht zukommt. Mit der behaupteten „geringen Willenserregbarkeit" sollen offenbar nicht große Willenskräfte geleugnet, doch andererseits große Hemmungen und Widerstände gegenüber einer „mittleren Triebhaftigkeit" festgestellt werden. Dabei ist nicht einleuchtend, daß Zähigkeit und — übrigens weniger der nordischen als der fälischen Rasse zuzuschreibende — Starrheit im Verfolgen eines Ziels und Festhalten an einer Sache als Folge des großen Widerstands anzusehen ist, der gemäß Sandvoß ablenkende Störungen unwirksam macht. Vielmehr ist die Fähigkeit, den starken Willen zu richten, wohl von Beherrschung der Außeneinflüsse begleitet, aber für die Handlung selbst ist gerade Freiheit und Leichtigkeit der Ausführung entscheidend — auf eine typisch nordische Art zu denken (Schöpfung der Wissenschaft!) und das Wesen der Unbeweglichkeit wäre in weiterer Untersuchung einzugehen. — Die „geringe Gefühlserregbarkeit", die Sandvoß in seinem Gedankengang über Treue u. ä. einschaltet, scheint mir besser als Folge oder Begleiterscheinung der rasseneigentümlichen, besonderen Gefühlstiefe verständlich zu sein als umgekehrt Schwererregbarkeit als bedingender Mechanismus für Gefühlstiefe. Schließlich muß noch bezweifelt werden, ob der von Sandvoß als „Doppelheit des nordischen Wesens" bezeichneten Fähigkeit sowohl zu ruhiger Sachlichkeit als auch zu Begeisterung und Hochgehen der Freude damit näherzukommen ist, daß man einen „in der Regel" vorhandenen „großen inneren Widerstand" als zeitweilig überwunden annimmt — er müßte dann jedenfalls nicht nur übertönt, sondern geschwächt oder beseitigt sein und gewöhnlich eine unserer liebsten Rasseeigenschaften in einer Art Gefangenschaft sein. Ebenso unklar ist, welcher „Widerstand" geringes Äußerungsvermögen bedingt, wobei angeblich geringe „Erregbarkeit" anscheinend nach Stärke und Schwingungshöhe wie auch gleichzeitig nach dem Grad der Lebhaftigkeit bezeichnet werden soll. Es ließe sich zeigen (vgl. auch Schwarz 1938 u. 1939), daß es anschaulicher ist, den Weg einer Erregung bei den verschiedenen Rassen zu verdeutlichen, wonach etwa beim nordischen Menschen die Erregung bis ins Zentrum geht und dort aus rassischem Vermögen gezügelt werden kann, während sie beim westischen (bildlich gesprochen) Oberflächenwellen erzeugt. An weiteren „Äußerungen" von Innenkräften würde uns klar werden, daß im nordischen Rassenerbe nicht „innerer Widerstand" (wie bei Sandvoß für sprachliche Äußerung und „Haltung" angenommen) Bewegung aufhält, sondern diese vom Willenszentrum.

[1]) Vgl. auch die wertvolle Ergänzung bei Reuter (1937).

sobald es in Tätigkeit tritt, auf offenem Weg in die Außendingwelt geführt wird: ins Handeln. Gerade an der von Sandvoß am Schluß genannten typisch nordischen Art von Lebenshaltung und Weltanschauung dürfte sich die Auflösung von „Konstanten" in jeweils zwei Gegenkräfte als formal und gezwungen erweisen, als Größenanordnung übertragener Bedeutung für das Verständnis von Rasseeigenschaften zwar ein wichtiges Mittel sein, psychologische Probleme vorstellungsmäßig einzuengen, aber kaum soviel tatsächlichen Hintergrund haben wie der Logarithmus in einer zugehörigen Zahl.

Es muß uns somit besonders das angehen, was die eingangs genannten Forscher, die eine phychologische Anthropologie aufbauten, in den letzten Jahren selbst über das Verhältnis ihrer Typenlehren zur Rassenkunde äußerten. G. Pfahler (1932) unterläßt es, seine „Grundfunktionsgefüge" zu entsprechenden Rasseneinheiten in Beziehung zu setzen. Dabei wären grundsätzlich drei Möglichkeiten zu erwägen: 1. Rasse und Charaktertypus decken sich im Grunde, natürlich ohne genau gleich zu sein. 2. Rassengruppierung ist nur die zusammenfassende Kennzeichnung dessen, was vom Erbgefüge äußerlich sichtbar oder doch (auch bis ins Innerseelische) ohne spezielle Hilfsmittel durchschaubar ist, während erst Zuordnung zu exakter gegeneinander abgestuften. bestimmten Charaktergrundeigenschaften, die sich überschneiden, zusammenwirken oder ausschließen, genauere Vorstellungen von gemeinsamen bzw. unterschiedlichen Strukturen vermittelt. 3. Der Begriff „Rasseneigenschaften" gibt erbmäßig verankerte Wirkeinheiten (Strukturen) wieder, die nur als solche begriffen werden können, d. h. von anderen systematischen Gesichtspunkten aus zwar beleuchtet, aber nicht durch bestimmte allgemeingültige Grundrichtungen in Verhalten und Anlage ersetzbar sind. — Alle drei Beziehungen (wobei zunächst von einer Trennung des körperlichen vom seelischen Bereich abgesehen werden kann) würden entsprechend auch für das Verhältnis der Integrationstypologie zur Rassenkunde in Frage kommen können.

Petermann (1935) läßt E. Jaensch ganz aus seiner Betrachtung heraus. weil dieser selbst das rassenpsychologische Problem ablehne (ebenda S. 38 Anm.). Pfahler wiederum stellt (1936 a, S. XIV) fest, es gehöre eine „Lösung der Frage nach dem Zusammenhang von Rasse und Erbcharakter unter die noch zu leistenden Aufgaben". Bei Pfahler (1936 b) erfahren wir (S. 48), daß Untersuchungen in einigen Gebieten Deutschlands bezüglich Aufmerksamkeit und Beharrungskraft zweierlei ergeben hätten: 1. Ein und dasselbe Kind zeige in den verschiedensten Leistungen „gleiche Artung der Grundfunktion" und 2. „Kinder verschiedenen Alters, verschiedener Stammeszugehörigkeit (wohlgemerkt: nicht Rassenzugehörigkeit; darüber kann hier noch nichts ausgesagt werden), verschiedenen Geschlechts verhalten sich, wenn gleiche Artung der Funktion besteht, geradezu erstaunlich ähnlich." Auch im Kapitel „Rasse und Erbcharakter" wird (ebenda S. 124) zur Frage, ob Erbcharakterkunde und Rassenkunde dieselben Tatbestände meinen, festgestellt: „es gibt beim heutigen Stand der beiden Wissenschaften noch keine vollkommen eindeutige Lösung der Frage". Wenn Pfahler (1936 b) aber zu seiner Vermutung, Rassenseele und Erbcharakter könnten ursprünglich ein und dasselbe gewesen sein, auf eine gewisse Deckung der Typen fester bzw. fließender Gehalte mit nordischer bzw. ostischer Rasse hinweist (auch am Körperbild ergebe sich ähnliches), so würde sich das von dem Vorgehen Sandvoß' nur darin unterscheiden, daß

hier Rasseneigenschaften nach einem Grundfunktionsgefüge mit anderen „Umschreibungen" aufgelöst würden. Der Schwierigkeit, den übrigen Rassen der Erde gerecht zu werden, müßte dann im Suchen nach weiteren Grundfunktionen begegnet werden, wie denn auch Pfahler sein System dafür offenhalten will.

Nun hat neuerdings K. Rau (1936) über die Geltung der Integrationstypologie E. R. Jaenschs im Bereich der Rassenpsychologie Näheres geäußert. — Die exakteste Methode, hier durch Versuche am Menschen bestimmte Beziehungen nachzuweisen, wäre eigentlich dann angewandt, wenn man Menschen, die auch dem seelischen Rassencharakter nach bestimmt und als typisch für eine einzelne Rasse bekannt sind, den Versuchen der Marburger Schule unterwirft. Rau beschränkt sich hingegen (um der Gefahr der Subjektivität, also gerichteter Einstellung im Urteil auszuweichen) darauf, seine Versuchspersonen nach rein körperlichen Merkmalen der nordischen Rasse zu ordnen. Es sei hier davon abgesehen, daß Rau selbst (vgl. 1936 S. 33 zur „Weichheit" der Struktur) nicht immer beim Test stehen bleiben kann. Ferner braucht hier zu Raus Ergebnis, „daß die Häufung von nordischen Rassenmerkmalen begleitet ist von einer Verringerung der Außenintegration", nicht kleinlich hervorgehoben zu werden, daß solche „Korrelationen" dort nur für körperliche Rassenmerkmale erwiesen sind; wenn auch (nach E. Baur in Baur-Fischer-Lenz 1936, S. 93) körperliche und seelische Merkmale unabhängig mendeln können und nicht zusammenzufallen brauchen, besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß auch seelisch „nordische" Menschen erfaßt wurden (vgl. Lenz, ebenda S. 727, 759—761). Jedoch ist gerade für unseren Gedankengang wichtig, wie der Arbeitsweise Raus (der Vergleich mit gewissen integrationspsychologischen Folgerungen wird „rein hypothetisch" an Hand von Beschreibungen von Günther, Lenz und Clauß durchgeführt) entgehen muß, daß nicht alle als rasseneigentümlich erkannten Eigenschaften mit Integrationsprägungen gleichzusetzen sind.

Vollends ist zu beachten, daß für Rau „fast alle" von ihm besprochenen Charaktereigenschaften sich nicht nur „im wesentlichen zwanglos den durch die Struktur gegebenen Grundeigenschaften einordnen ließen" (Rau 1936, S. 53), sondern geradezu von „Strukturbedingtheit der Wesensart der Rasse" (S. 45) gesprochen wird. Soweit scheinen also den Rassencharakteren jeweils bestimmte Bereiche der bekannten Integrationsreihe anzuweisen zu sein, was sich um so mehr aufdrängt, als jene erstgenannte, noch vorsichtige Art zu formulieren leicht verlassen und damit Anlaß zu unberechtigten Weiterungen gegeben werden kann. Auf die naheliegende Frage, was dann überhaupt noch „Rasse" bedeutet, bekommt man bei Rau (1936) verschiedene Antworten. Die Einstellung, wonach die Integrationstypologie als methodisches Hilfsmittel zum Verständnis von Rasseneigenheiten brauchbar wäre („Zweifellos gehören die Rassenunterschiede auch im Seelischen zu den tiefgehendsten Verschiedenheiten in der Menschheit überhaupt, und eine allgemeingültige Typologie muß daher von ihnen Rechenschaft geben" — ebenda S. 3), hat nämlich Aussagen über ein Verhältnis der Inhalte zur Folge, das man etwa durch die Formel $R = f(I)$ wiedergeben könnte (Rasse = Funktion von Integrationsgrad). Was mit „Affinitäten", „Korrelationen", „engen Beziehungen" u. ä. bezeichnet werden mußte, wird an anderer Stelle (ebenda S. 54, vgl. auch oben) in „Ausprägung

einer durchgehenden Strukturgesetzlichkeit" gesehen. Will die Integrationstypologie hier nicht Ausweitungen von der Rassenkunde übernehmen, die über ihre eigene Reichweite (bei aller Bewegungsmöglichkeit auf der Integrationsskala) hinausgehen, so wird hier ihr Kernbegriff als Beziehungsgröße für alles zu einem mehr formal zu gebrauchenden Vergleichsprinzip. Das erweist sich an Unstimmigkeiten, wie sie sogleich da auftreten, wo anderes als der Gegensatz Nordisch-Mediterran betrachtet wird. Ohne etwa die Andeutungen Raus (1936, S. 51) mehr als billig anzugreifen, wird man keineswegs eine wesentliche Aufklärung und Kennzeichnung von Rassenunterschieden darin erblicken, wenn etwa „der ostische Mensch dem nach außen integrierten Typus" nahestehen soll, während beträchtliche Unterschiede zum „stark nach außen integrierten Mittelländer" wie auch zum Disintegrierteren nicht bezweifelt werden können. Sollten hier nicht zumindest die Grundfunktionen Pfahlers und seine „Folgeeigenschaften", noch eher aber besondere Rasseeigentümlichkeiten das Bild in Wesentlichem ergänzen müssen?

Man muß also feststellen, daß die zweckmäßige Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Menschenforschung zu einer Entwicklung führte, wo ein bislang als notwendig anerkannter Zweig, die Rassenkunde, hinfällig zu werden scheint, wenn andere die Gegebenheiten dieses Bereichs in ihre eigene Tätigkeit übernommen haben. Merkmale und Besonderheiten dessen, was wir „Rasse" nennen, würden dabei aufgelöst und ersetzt von Einstufungen in eine Integrationsskala oder in ein vielleicht der gesamten lebendigen Wirklichkeit entsprechendes, in sich bewegliches Schema von gewissen (für das Ergebnis jeweils verschieden bedeutenden) Charaktereigenschaften. Dies Ergebnis rechtfertigt unseren Überblick und erinnert an die Lage, in der sich die Lehre von den körperlichen Rassenmerkmalen befindet, wenn diese sich ebenfalls in der Hauptsache als Glieder einer einfachen, aber durchgehenden Reihe von Ausprägungsmöglichkeiten (vgl. die Ansichten Kretschmers) erweisen sollen.

Wenn wir indessen die Aufgaben der Rassenkunde auf einem dem Gegenstand nach eigenständigen Arbeitsfeld finden wollen, müssen wir noch kurz einiges über Integrationstypologie und Erbcharakterkunde anführen, was auch für ihre Beziehungen untereinander wie zur Rassenlehre bedeutsam ist. Pfahler (bereits 1932, S. 234 und 1936a, S. 240) erkennt, daß seine und die Jaensch-Schule sich einander in ihren Ergebnissen näherten und deren Wahrheitsgehalt damit eindringlich bezeugten. Pfahler betont in seinen Arbeiten mehrfach, daß sein Grundfunktionssystem nicht als starres, grobes Schema anzusehen ist, und Jaensch stellt seine Grundformen aus einer Übergangsreihe möglicher Funktionsweisen im menschlichen Sein und Verhalten heraus. Im ganzen genommen handelt es sich also bei beiden um Typologien, die nicht eng, beschränkt oder lebensfremd, zugleich aber möglichst allgemeingültig sein wollen. Darin liegt aber sowohl die Möglichkeit, auf irgendeine Weise auch von den Rassentypen zu handeln, wie auch die zur Aufspaltung bzw. Verzeichnung unmittelbar gegebener Rassenunterschiede.

Schrifttum

Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. I, 4. Aufl., München 1936. — Petermann, B.: Das Problem der Rassenseele. 230 S., Leipzig 1935. — Pfahler, G.: Vererbung als Schicksal. Eine Charakterkunde. 234 S.,

Leipzig 1932. — Ders.: System der Typenlehren. Grundlegung einer pädagogischen Typenlehre. 2. Aufl., 334 S., Leipzig 1936. — Ders.: Warum Erziehung trotz Vererbung? 2. Aufl., 154 S., Leipzig 1936. — Rau, K.: Untersuchungen zur Rassenpsychologie nach typologischer Methode. 63 S., Leipzig 1936. — Reuther, F.: Das Gefühlsleben in seiner typologischen Bedeutung bei E. R. Jaensch. Diss. Z. angew. Psychol. LII, 179—242, 1937. — Sandvoß, H.: Rassenpsychologie auf Grund von Charakterologie. Volk und Rasse VI, 26—36, 1931. — Schwarz, H.-E.: Völkerpsychologie und Leibeserziehung. Leibesübungen und körperliche Erziehung H. 17, 1938. — Ders.: Die Bedeutung des Rassenerbes für die körperliche Erziehung. Leibesübungen und körperliche Erziehung H. 12, 1939.

Nordisch: Vorderasiatisch als rassenpsychologische Polarität

Von

Friedrich Keiter, Würzburg

Der in seiner gedrängten Kürze hochbedeutsame Aufsatz im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift, in dem Walter Scheidt die Bilanz seiner bisherigen wissenschaftlichen rassenkundlichen Arbeit und seiner rassenpsychologischen Schau zieht[1]), müßte, wenn es überhaupt Kreise gibt, die dazu ernstlich etwas zu sagen haben, eine lebhafte Aussprache veranlassen. Da zur Zeit der Veröffentlichung des vorliegenden auch mein Band „Hochkultur und Rasse" veröffentlicht ist, halte ich mich für befugt, vom Standpunkt dieser meiner Arbeit aus mit solcher Aussprache den Anfang zu machen.

Unbeschränkt zustimmen möchte ich zunächst der allgemeinen Auffassung, daß wir uns in der speziellen Rassenkunde des Menschen den modernen Stand der Genetik und der zoologischen Rassenkunde vor Augen halten sollen, was wesentlich darauf hinausläuft, uns zum räumlich und zeitlich weiträumigen Denken zu erziehen und an Stelle absoluter Rassengrenzen relative und durch Übergänge verbundene Unterschiede zu setzen; wenn wir den Irrweg verlassen, auf engstem Raum immer mehr Rassen aufzustellen, kehren wir außerdem, wie Scheidt sehr richtig ausführt, zu den Vorstellungen der eigentlichen Väter des Rassengedankens, zu einem Gobineau, Chamberlain, zurück. Auch Rosenberg hat im Kern das gleiche weiträumige Denken.

Viele Züge der rassenpsychologischen Polarität Nordisch—Vorderasiatisch, welche Scheidt vorführt, dürften ebenfalls des Beifalles sicher sein: Menschenverkehr im Süden, Naturverbundenheit im Norden; Suggestibilität im Süden, Kritik im Norden; Bildhaftigkeit im Süden, Sachlichkeit im Norden usw.

Aber mein erstes Bedenken habe ich, fast ungewollt, schon darin ausgedrückt, daß ich soeben für „vorderasiatisch" „Süden" sagte. Wieso kommt Scheidt dazu, nicht einen nördlichen und südlichen, sondern einen nordwestlichen und einen südöstlichen rassenpsychologischen Pol anzunehmen? Anders gefragt: Wie soll es denn um die „Westmediterranen" stehen, die als besondere Rasse gelten gelassen werden? Müssen sie nicht in das rassenpsychologische Bild, das von Scheidt „vorderasiatisch" bzw. morgenländisch genannt wird, ziemlich

[1]) Scheidt, W.: Die europäischen Rassen, ihre Zuchträume und ihre Kulturleistungen. Z. Rassenk. X. 198—205, 1939.

vollinhaltlich miteinbezogen werden? Oder was soll bei ihnen anders sein? Dabei spricht der Verfasser aber andererseits von der ganz besonders engen rassengeschichtlichen Verwandtschaft von Westmediterranen und Nordischen.

Mir will also scheinen, daß Scheidt mit „vorderasiatisch" eigentlich alles Südliche an der Wesensart der Europiden meinen muß. Daß er von Vorderasien spricht, dürfte abgesehen vom Zufall besserer Kenntnis daran liegen, daß rein der Landmasse nach der Schwerpunkt des äußersten europiden Südens östlich liegt. Nordafrika ist gegenüber Vorderasien nur ein dünner Saum.

Und wir könnten uns vielleicht sogar darauf einigen, daß auch rassenkundlich die Körpermerkmale, die man vorderasiatisch nennt, keineswegs, wie man noch vor Kurzem sich allgemein vorstellte, in der Hauptsache auf den Südosten des Mittelmeergebietes, auf Kleinasien und die Balkanhalbinsel beschränkt sind. Zunächst steht für mich (nach noch unveröffentlichten Studien) schon heute fest, daß das „Dinarische Gesicht" nicht nur für die Balkanhalbinsel bezeichnend ist, sondern auch in Italien eine große Rolle spielt (vgl. auch Fischers „Aquiline Rasse"). Aussagen über Südfrankreich und Spanien lassen sich heute aus Materialmangel noch nicht sicher machen; aber es müßte merkwürdig zugehen, wenn der bisherige Eindruck täuschen sollte, daß „dinaroide", mithin auch Vorderasiaten-ähnliche Gesichtsbildung auch dort recht häufig ist (vgl. Franco, die „Spanischen Köpfe" von Echagüe, Filme vom Spanienkampf. Das „Berberische" am Spanier ist ja auch wieder mit dem „dinaroiden" hinsichtlich der Gesichtszüge mehr oder weniger identisch). Wir kämen also dazu, die westmediterrane Rasse als besondere Körperbauform in Frage zu stellen, dafür aber das, was von Scheidt als vorderasiatische Wesensart vorgeführt wurde, schon wegen der rassischen Ähnlichkeit aller Mittelmeervölker für die allgemeine südeuropide Artung zu erklären.

Nun wird Scheidt hinsichtlich der seelischen Polarität von Nordisch und Vorderasiatisch sicherlich gerne zwei weitere Ergänzungen zugeben:

1. Daß wohl Nordwesteuropa ein Pol ist, über den hinaus es schon rein geographisch nicht weitergeht, daß aber Vorderasien, oder ganz allgemein der Südflügel der Europiden nicht in dieser Weise ein Pol und ein Ende ist. Man kommt über diesen Südflügel hinaus zu Primitivvölkern, insbesondere zu den afrikanischen Negern. Diesen geographischen Tatsachen entsprechen die rassenpsychologischen. Was Scheidt vorderasiatisch nennt, ist in vieler Hinsicht ein Übergang vom europäischen zum primitiven Wesen in völkerpsychologischem Sinn: und meine kulturbiologische Darstellung[1]) läßt erkennen, daß insbesondere die Afrikaneger, abgesehen von geringerer geistiger Begabung, gesteigerte „Vorderasiaten" sind. Von Nordeuropa bis Negerafrika führt eine eindeutige rassenpsychologische Stufenreihe und Formenkette.

2. Wenn man aber überhaupt den Gedanken der Formenkette an Stelle des Gedankens der einfachen Zweierpolarität treten läßt, dann ist es sicher nicht die letzterreichbare rassenpsychologische Weisheit, nur Nordeuropa, „Vorderasien" und Negerafrika zu unterscheiden. Ich habe in dem obengenannten Buch

[1]) Keiter, F.: Vorzeitrassen und Naturvölker. Rasse und Kultur II, 334 S., Stuttgart 1938.

eine Vierzonenteilung zwischen Nordeuropa und den südlichsten Europiden durchzuführen versucht:

orientalische Zone,	nordalpine Zone,
südalpine Zone,	nordeuropäische Zone.

Die Rechtfertigung hierzu ergibt sich aus der gleichsinnigen Abstufung der Körperfarben. Auf die Augenfarben bezogen ist

die orientalische Zone vorwiegend dunkelbraunäugig,
die südalpine Zone vorwiegend nicht-dunkelbraunäugig,
die nordalpine Zone vorwiegend nicht-braunäugig,
die nordeuropäische Zone vorwiegend rein helläugig.

Europa in rassenkundlichem Sinn ist durch in der sonstigen Menschheit ungewöhnliche Farbaufhellung gekennzeichnet. Diese beginnt schon in der südalpinen Zone mit ihren vorwiegend nicht dunkelbraunen Augen. Dementsprechend ist auch der Unterschied in seelischer Hinsicht a priori zwischen Orient und südalpiner Zone zumindest nicht geringer zu erwarten als zwischen süd- und nordalpiner Zone.

Damit sind wir bei einem Einwand, der Scheidt bestimmt von vielen Seiten gemacht werden wird. Die altorientalische und die antike (südalpine) Kultur ist rassenpsychologisch nicht das gleiche. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie sich beide in gleicher Richtung von Nordeuropa entfernen, wie es eben im Wesen einer Stufenreihe oder Formenkette liegt.

Ich halte es darin mit Scheidt, daß die antiken Menschen und ihre Kultur etwas uns reichlich Fremdes sind. Aber auch Griechen und Orientalen trennt eine gleich große Kluft. Um diese nur durch ein Schlagwort anzudeuten: die Griechen wie alle Südalpinen erscheinen uns leicht oberflächlich, die Orientalen hingegen tiefsinnig und geheimnisvoll. Wie das mit der stufenweisen Verschiebung der Erbveranlagung zusammenhängen mag, ist mit das interessanteste Problem der südeuropiden Rassenpsychologie, kann aber hier nicht erörtert werden.

Um das relativ Europäische an den Südalpinen ans Licht zu bringen, muß gegen die Scheidtsche Gleichsetzung von Wort und Suggestion Stellung genommen werden. Worte sind „seelenbezogene Kulturgüter“ und haben als solche natürlich immer auch eindrucksunmittelbare, affektive und suggestive Wirkungen. Es wäre aber einseitig, darüber den sachlichen Mitteilungsgehalt zu verkennen, der auch wieder jedem Wort zukommt. Letztlich ist auch die ganze Mathematik ein System aus Worten, darum aber doch kein suggestives Wortgeklingel. Mathematik ist aber wieder nur ein Spezialfall von Logik. Mathematik und Logik sind — und damit kehren wir zum speziellen Thema zurück — in ihren entscheidenden Anfängen eine griechisch-südalpine Leistung, und zwar nicht zufällig, sondern in rassenpsychologisch höchst bezeichnender Weise.

Euklid wird heute in manchen Ländern noch immer in einfacher Übersetzung als Lehrbuch benutzt.

Es gibt in der Philosophiegeschichte wenig umkehrbar Wahres; insofern liegt es am persönlichen Temperament, wieweit man ihr relevante Erkenntnis zuschreibt oder sie für Mythologie und Wortgeklingel erklärt. Aristotelische Logik aber war philosophiegeschichtlich nicht umzubringen, wahrhaftig ein Fels im Wellenspiel der Worte und Meinungen. Die islamischen Philosophen,

die Patristiker, die Scholastiker konnten an Aristoteles nicht vorbei, und noch Kant war der Meinung, Aristoteles sei zugleich Anbeginn und Vollender der logischen Wissenschaft. Auch für die nochmals hundert Jahre späteren logischen Lehrbücher von Sigwart, Wundt u. a. gilt im großen und ganzen das gleiche.

Wohl der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Zeit, über welche nach zweieinhalb Jahrtausenden noch ähnlich geurteilt werden wird!

Und Euklid wie Aristoteles sind als typische Vertreter ihrer rassenpsychologischen Zone zu diesen Leistungen gekommen. Dieses folgerichtige, auf Identitätssetzung beruhende Operieren mit klaren, anschaulichen und starren Begriffen ist uns Nordischen im eigentlichen Kern kaum weniger verschlossen als die künstlerische Schönheit vollkommener Harmonie. In beiden Fällen ist eine naive Idealisierungskraft dazu nötig, die uns abgeht; der nördliche Mensch ist sich der Problematik alles Begrifflichen zu sehr bewußt, als daß er das gleiche Maß von Vertrauen an die Welthaltigkeit logischer Operationen aufbrächte.

Die Logik ist auch eine Quelle der Naturwissenschaft. Zwei Jahrtausende nach Aristoteles hat wieder ein Südalpiner, Galilei, die Kunst erfunden, logische Schemata als hypothetische Naturgesetze zu unterstellen. Daß er, der große Naturforscher, damit ein typischer Südalpiner war, erhellt auch daraus, daß er außerdem als Humanist glänzte und ein eloquenter Schriftsteller war, was allein schon davor warnen muß, naturforscherische und suggestiv-künstlerische Fähigkeiten für einen polaren Gegensatz zu nehmen. Auch Kunst wirkt durch Gestaltetheit, das hat sie mit der Wissenschaft gemeinsam.

Die antik-südalpine Wesensart hat, wie damit gezeigt, auch für wissenschaftliche Leistungen sehr Wesentliches mit in die Waagschale zu werfen. Und jeder Kenner der Wissenschaftsgeschichte wird sich denn auch fragen, wieso man der Antike echte wissenschaftliche und technische Leistungen so rundweg abstreiten könne, wie Scheidt tut? — antike Astronomie, antike biologische Systematik, antike physikalische Konstruktionen sind doch nicht so ganz gering zu achten.

Dazu kommt, daß auch die von Scheidt betonten Leistungen der Südalpinen auf politischem und künstlerischem Gebiet ohne sachliches Denken unmöglich sind. Um einen Staat zu bauen, bedarf es nicht nur der Suggestionskraft, sondern auch der Organisationsgabe, sonst kommt eine Massenversammlung heraus, aber kein Staat. Die südalpinen künstlerischen Leistungen sind in Antike wie Renaissance gerade in ganz besonderem Maße wieder Ergebnis bewußter und mühevoller Reflexion von wissenschaftlichem und technischem Charakter, denn sie wollen ja nicht als subjektiver Ausdruck, sondern als Verkörperung der höchsten Vollkommenheit eines objektiv Schönen gelten. Schon die Antike kannte z. B. die ganze Perspektivenlehre und Proportionenlehre.

Dafür darf an dieser Stelle auch die Bemerkung eingeschaltet werden, daß selbst die bildkünstlerischen Fähigkeiten der Südalpinen durchaus einseitig und beschränkt sind. Wenn die künstlerischen Anlagen in der nordeuropäischen Zone vielleicht tatsächlich mager werden, so gilt solches sicherlich nicht von der nordalpinen Zone. Diese hat bildkünstlerisch ebenso stark auf den Süden gewirkt, wie der Süden auf den Norden, freilich streckenweise nur unterirdisch und von der herkömmlichen humanistischen Kunstbetrachtung geflissentlich übersehen.

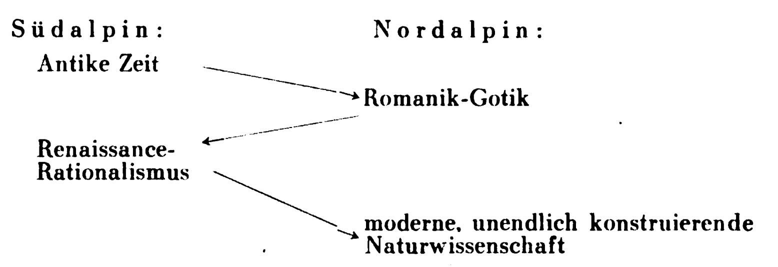
Wirklich nicht mehr unterirdisch war dieses Verhältnis übrigens in der roma-

nisch-gotischen Zeit. Diese wird von Scheidt mit keinem einzigen Worte erwähnt, durfte allerdings auch kaum erwähnt werden, wenn anders die Behauptung, die kulturell führende Rolle des Nordens beginne im 16. Jahrhundert, überhaupt hingeschrieben werden sollte. Aber bleiben wir einmal dabei, daß die Naturforschung die eigentliche Auszeichnung des europäischen Nordens sei! Wodurch kommt gerade das 16. Jahrhundert dann zu seiner besonderen Stellung?

(Die besondere Bedeutung des Jahres 1543 ist mir, obwohl in der Wissenschaftsgeschichte gegenwärtig überdurchschnittlich bewandert, übrigens nicht ganz klar geworden.)

Kennzeichnend für das 16. Jahrhundert ist der Ersatz der nordisch-gotischen Kultur durch den wesentlich im Süden vorbereiteten und vom Humanismus enge begleiteten modernen rationalen Geist, also gerade eine Versüdlichungswelle.

Aber dieser rationale moderne Geist war seinerseits wieder nichts anderes als die Gegenantwort des Südens auf die Gotische Zeit und Gesinnung. These und Antithese folgen einander etwa nach folgendem Schema:



Würde man, wie Scheidt, diese mehrfache Antithetik nicht berücksichtigen, dann käme man dazu, auch die moderne Kultur, ebenso wie die antike, eben weil sie im 16. Jahrhundert beginnt, als eine wesentlich südalpine (oder wie Scheidt sagt: vorderasiatische) betrachten zu müssen.

Die moderne Naturwissenschaft hat ihre wichtigsten Vorstufen aber im germanischen Mittelalter. Diese Vorstufen waren neben der Gotik, die rein baumeisterlich immerhin auch eine gewaltige technische Leistung ist, die scholastische Philosophie (also neben einer Kunst ein Wortemachen, welch beides eben offensichtlich doch nicht nur in Vorderasien zuhause ist!) Und eine solche Vorstufe war drittens der mittelalterliche Handwerksbetrieb, die wahre Quelle unserer technischen Großtaten.

Im 16. Jahrhundert wurde nur vermehrt sichtbar, was im nordischen Mittelalter im Kern eigentlich alles schon vorlag. Wichtigste Geburtshelfer dieses Sichtbarwerdens waren u. a. die beiden Südalpinen Lionardo und Galilei, die hauptsächlichste Vollbringung liegt nördlich der Alpen, weil Phantasiekraft für nicht mehr überschaubares Anschauliches und Sachlichkeitsgewissen eben dort ihr rassenpsychologisches Optimum haben, wie Scheidt ja auch gerade betont.

Ich kann mir kaum denken, daß die rassenpsychologische Identifizierung von antiker und orientalischer Kultur und daß die neu vorgeschlagene kulturgeschichtliche Periodisierung mit dem Wendepunkt 1543 zwischen einer vorderasiatischen und einer nordischen Kultur viele Freunde gewinnen wird.

Um nun auf der anderen Seite zu zeigen, wie sich nordalpine und nordeuropäische Zone voneinander absetzen, möchte ich im Rahmen des Problems der Wissenschaftsgeschichte verbleibend nur das Prozentverhältnis großer Natur- zu großen Geisteswissenschaftlern nach dem Material v. Isenburgs anführen. Danach zeigt sich, daß die Naturwissenschaftler in den nordeuropäischen Ländern 200—300% der Geisteswissenschaftler ausmachen, in den nordalpinen Ländern (Deutschland, Frankreich) aber nur 100%, im Süden freilich gar nur 20%. Diese Mittelstellung der nordalpinen Zone ist die erste Stufe der Annäherung von Nordeuropa zum Orient, aber sie darf nicht so interpretiert werden, als käme darin eine vorderasiatische Rassenmischung der nordalpinen Länder zum Ausdruck.

Es muß uns ganz besonders am Herzen liegen, den Schluß zu unterbinden, Deutschland sei von Nordeuropa verschieden, ergo sei es also vorderasiatisch; die Mittelstufen einer rassischen Stufenreihe sind nicht Mischungsergebnisse, sondern Differenzierungsgrade! Gerade im vorliegenden Falle läßt sich auch bevölkerungsgeschichtlich zeigen, daß von nennenswerten Einflüssen des Orients auf Mitteleuropa nicht die Rede sein kann. Völkerströme verlaufen nur ganz ausnahmsweise nach Norden, und sie verliefen in Europa zu allen Zeiten ganz ausgesprochen nord—südlich. Daher sind Mittelmeer, Balkanhalbinsel und Vorderasien stark von Norden beeinflußt, aber nicht umgekehrt.

Schließlich sei noch zur Aussprache gestellt, ob wir recht daran tun, zwischen nordischem Wesen und psychiatrischen Begriffen wie Schizoidie, Autismus besondere Verbindungen zu sehen? Luxemburger hat meines Erachtens sehr mit Recht solche Übertragungen abgelehnt. Insbesondere ist die nordische „Abständigkeit" wahrscheinlich das genaue Gegenteil des schizophrenen Autismus. Sie beruht nämlich hinsichtlich der Funktionen der Weltorientierung auf einer besonders kritischen Abwägung der sachlichen Momente auf der einen, des eigenen Selbst auf der anderen Seite, hinsichtlich der Affektlage auf einer kühlen und langsamen, aber deshalb keineswegs lahmen oder inadäquaten Reaktion. Der Schizophrene geht hingegen in seinen Träumen der Wirklichkeit gerade verlustig! Viel eher dürfte orientalisches Erleben autistische Züge tragen und durch schizoide Zerspaltenheit gekennzeichnet sein — wenn nicht auch diese Parallele nur oberflächlich ist. Jedenfalls ist der somatische Befund im Einklang mit dieser meiner Auffassung, denn schmales Gesicht und Vogelgesichtigkeit sind der Kern des „dinaroiden Gesichtes", von dessen weiter Verbreitung im südeuropiden Gebiet weiter oben die Rede war. In Skandinavien hingegen ist das Gesichtsprofil durchschnittlich nach Seite der flachen Gesichter und kleinen Nasen hin verschoben.

Überblickt man das hier Vorgebrachte, dann wird man finden, daß es allenthalben nur Ergänzung und Verfeinerung der Scheidtschen Grundlagen ist, gleichsam, als würde eine schroffe Schwarzweißzeichnung durch Anbringen einiger Zwischentöne der Wirklichkeit besser angenähert. Die Polarität Nordeuropa—Vorderasien gehört zum gesichertsten Besitz der Rassenpsychologie. Als eine Reihe mehrerer gleichsinniger Veränderungsstufen aufgefaßt ermöglicht sie eine sehr befriedigende Deutung der europäischen Kulturgeschichte. Das ist nicht der Fall, wenn man nur die beiden Extreme ins Auge faßt.

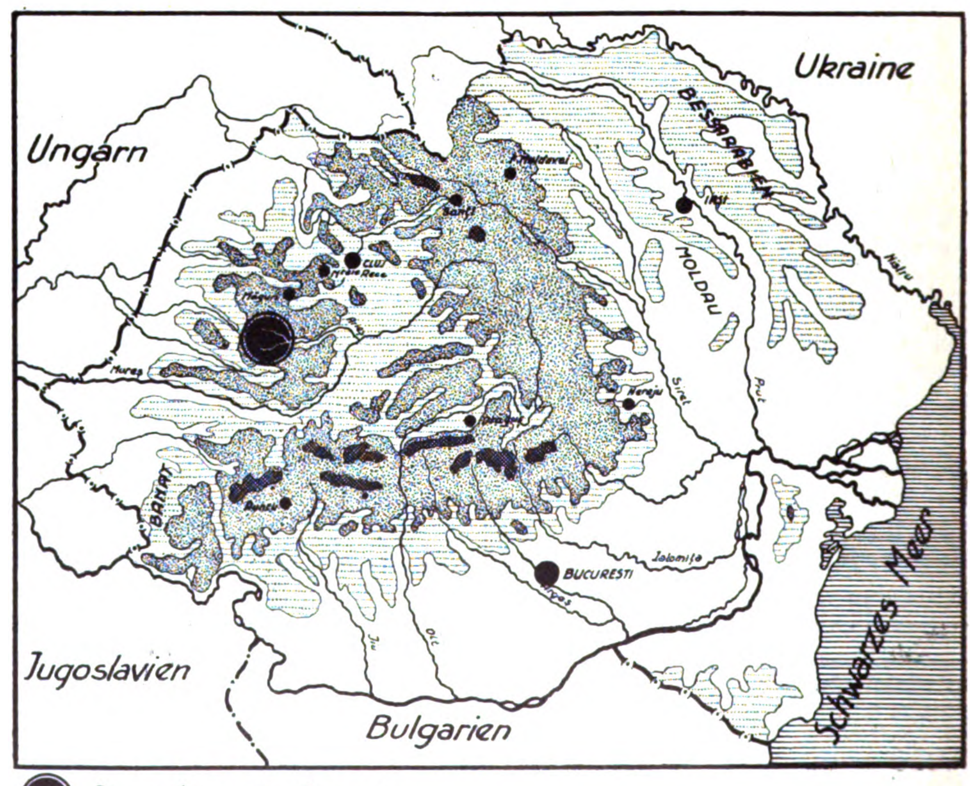
Blutgruppenuntersuchungen bei den Motzen

Von

Prof. *V. Papilian* und Dozent Dr. *C. C. Velluda*

Mit 1 Textabbildung und 5 Tabellen

Die Motzen bewohnen das siebenbürgische Erzgebirge (Munții Apuseni) (siehe Karte). Die Bezeichnung Motz bezieht sich nicht auf eine homogene und geographisch fest umrissene Bevölkerung. Deshalb haben wir unsere Forschungen auf die Motzen-Bevölkerung der zwei Arieştäler beschränkt, die uns nach den gegenwärtigen Kenntnissen und Erkundigungen als die ethnisch reinste erscheint. Wo die zwei Arieşflüsse sich vereinigen, etwa 5 km von der Stadt Câmpeni entfernt, befinden sich die Dörfer Ponorel, Vidra, Avram Jancu im Tal des kleinen Arieş und Secătura, Albac, Scărişoara mit Gârda, Arieşeni, Arada im Tal des großen Arieş; zwischen den zwei Flüssen liegt das Dorf Neagra. Sämtliche Dörfer gehören zum Komitat Turda (Bezirk Câmpeni).



Die untersuchte Gegend

Abb. 1. Die Lage der untersuchten Gegend innerhalb Rumäniens (alte Grenzen)

Die Höhenlage dieser Gegend ist verschieden, die Berggipfel sind höchstens 1400 m hoch. Die Gemeinden sind dadurch gekennzeichnet, daß die Häuser weit umher auf den Hügeln verstreut liegen, so daß sie keine kompakten Dörfer bilden. Ein Dorf erstreckt sich bis auf 14 bis 15 km. Die Gemeinde Câmpeni haben wir aus unseren Forschungen ausgeschaltet, obwohl sie die Hauptstadt der Motzen ist, da sie jenseits des Zusammenflusses der zwei Ariesbäche liegt, auf deren Täler wir uns beschränkt haben (siehe Karte).

Die anthropologische Bedeutung dieser Gegend beruht in der völkischen Reinheit, wie sie selten anderswo angetroffen wird, denn niemals sind hier Angehörige anderer Völker ansässig geworden als die rumänischen Motzen. Folgende Statistik gibt uns darüber Auskunft:

Tab. 1. Die demographische Lage

Nr.	Gemeinde	Rumänen	Ungarn	Andere	Juden	
1	Secatura	1 992	—	—	—	1 992
2	Neagra	3 007	—	—	—	3 007
3	Albac mit Arada	6 575	—	—	1	6 576
4	Scarisoara mit Arieseri	6 920	2	2	—	6 924
5	Avram Jancu	3 775	—	—	—	3 775
6	Vidra	2 650	—	—	—	2 650
7	Ponorel	1 804	—	—	—	1 804
	Total	26 723	2	2	1	26 728

Die Bedeutung der Gegend zwischen den zwei Arieşbächen ist auch von Tache-Papahagi in seiner Arbeit „Cercetări in Munţii Apuseni" hervorgehoben worden:

„Wenn wir die Motzen, diesen dako-romanischen völkischen Bruchteil, mit dem ganzen Rumänentum vergleichen, stellen wir zuerst als das Wichtigste fest, daß der Motz sowohl seelisch als körperlich vom anthropo-geographischen Standpunkte aus überhaupt als eine abgesonderte charakteristische Wesenheit dasteht, welche mit keinem anderen als nur den Istrorumänen eine überraschende Ähnlichkeit aufweist. Gleich auf meiner ersten Reise in den Munţii Apuseni hat mich der Typus der Motzen an den der Istrorumänen erinnert, die ich im Jahre 1919 besucht hatte. Zu dieser Ähnlichkeit trägt auch eine linguistische Eigenheit bei, nämlich der „rotacismus". Derselbe findet sich nur bei denjenigen Motzen, die die Täler des großen und des kleinen Flusses (das ist großer und kleiner Arieş) oberhalb der Gemeinde Câmpeni bewohnen." (Aus Russu-Abrudeanu.)

Es scheint also, daß die zwischen den zwei Arieş sich befindenden Motzen ihre ursprünglichen Kennzeichen am besten bewahrt haben.

Übrigens ist die Art ihrer Niederlassungen, die weit voneinander entfernten, auf den Hügeln verstreuten Behausungen, die kein Dorf im wahren Sinne des Wortes bilden, zur Erhaltung der lokalethnischen Kennzeichen äußerst günstig. Einige Dörfer (Scărişoara, Gârda, Arieşeni, Neagra) bestehen nur aus Kirche, Volksschule, Gemeindehaus und einigen dazugehörigen Häusern. Die Motzen außerhalb der zwischen den zwei Flüssen liegenden Gegend sind mit anderer — fremder oder rumänischer — Bevölkerung viel leichter in Berührung gekommen. Die ersteren aber waren seit Jahrhunderten vollkommen abgeschlossen und sind es noch heute, so daß sie ihre völ-

kischen Merkmale in unzweifelhafter Weise bewahrt haben. Nur bei diesen wurden unsere anthropologischen Untersuchungen an 924 Personen durchgeführt (549 Männer und 375 Frauen).

Tab. 2. Übersicht über die Anzahl der Untersuchten

Nr.	Gemeinde	Männer	Frauen	Total
1	Secatura	16	18	34
2	Albac	102	78	180
3	Arada	57	51	108
4	Scarisoara	127	62	189
5	Arieseni	26	9	35
6	Neagra	41	30	71
7	Ponorel	46	19	65
8	Vidra	31	38	69
9	Avram Iancu	103	70	173
	Total	549	375	924

Den Rest der Motzenbevölkerung (aus anderen Gegenden) betrachten wir als Grenzbewohner, bei denen eine große Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie sich mit anderen vermischt haben, so daß fremde Einflüsse die ursprünglichen morphologischen Kennzeichen veränderten.

Ohne uns in geschichtliche, ethnographische oder geographische Betrachtungen einzulassen, glauben wir doch folgendes erwähnen zu müssen:

Die Motzen werden als von Daziern abstammend betrachtet, ihr Name wird von „moț" (Haarschopf) abgeleitet, da die Männer langes Haar tragen (Russu-Abrudeanu), nach einigen Autoren eine von Daziern ererbte Sitte. Man nennt sie auch „ţopi", ein deutscher Ausdruck (Zopf). Einige Autoren (Glodariu) behaupten, daß die Motzen von Kelten abstammen (Russu-Abrudeanu). Übrigens stammt nach der Auffassung von Guiart, Obedenaru, Pârvan das ganze rumänische Volk von Kelten ab.

Da die serologische Untersuchung heutzutage eine brauchbare Methode ist, die uns über Abstammung und Beeinflussungen einer Bevölkerung Auskunft zu geben vermag, haben wir sie auch bei Untersuchung der Motzen angewandt.

Wir erwähnen jedoch, daß in den Muntii Apuseni auch andere Autoren ähnliche Untersuchungen angestellt haben und zwar: Râmneanțu-David in den Gemeinden Măguri und Muntele Rece, Popoviciu und Birău in Someşul Rece, Muntele Rece, Avram Iancu, dasselbe taten wir in Băişoara und Cacova Ierii. Diese, in den Muntii Apuseni gelegenen Gemeinden können wir jedoch als Grenzgebiet betrachten, da sie außerhalb des Arieştales zwischen den motzischen und nicht motzischen Gemeinden gelegen sind. Die in diesen Gemeinden unternommenen Untersuchungen werden wir mit den von uns bei den Motzen gemachten vergleichen, um ihre Eigentümlichkeiten zu veranschaulichen.

Wir geben in den Tabellen 3 und 4 das Resultat unserer Untersuchungen in den einzelnen Gemeinden wie für das Gesamtmaterial, indem wir die berechneten Werte des biologischen Index in absteigender Reihenfolge anführen.

Tab. 3. Verteilung der Blutgruppen

Gemeinde	AB		A		B		0		N
	N	%	N	%	N	%	N	%	
Secatura	—	—	22	64,70	5	14,70	7	20,59	34
Albac	9	5	74	41,11	25	13,90	72	40,00	180
Arada	9	8,33	58	53,70	10	9,26	31	28,70	108
Scarisoara	10	5,29	96	50,79	26	13,75	57	30,15	189
Arieseni	—	—	22	62,85	5	14,29	8	22,86	35
Neagra	1	1,40	40	56,34	14	19,72	16	22,54	71
Ponorel	2	3,07	33	50,76	12	18,46	8	27,70	65
Vidra	—	—	42	60,87	18	26,08	9	13,04	69
Avram Iancu	15	8,67	101	58,38	21	12,14	36	20,80	173
Insgesamt	46	4,98	488	52,81	136	14,72	254	27,49	924

Die Tabelle 3 zeigt, daß die Mehrzahl, 52,81% (beinahe 53), der europäischen Gruppe A angehört. Es folgt Gruppe 0, dann B, und ein sehr kleiner Prozentsatz gehört zu AB.

Aus dem Verhältnis zwischen A, B, 0 und AB, die von verschiedenen Verfassern für rumänische Gruppen gefunden wurden, folgt, daß A nirgends einen so großen Prozentsatz aufweist wie bei den Motzen. Popoviciu und Manuilă fanden in Siebenbürgen 40,93%, Fr. Rainer in verschiedenen Gemeinden (Nereju, Drăguş, Fundul Moldovei, bei Studenten und Schülern) durchschnittlich 43,65%; der höchste Wert, 49,49%, wurde in Fundul Moldovei gefunden. Râmneanțu und David geben für A in Südost-Siebenbürgen 42,51% an, Necrasov für Nord-Bessarabien 39,8% und Nord-Moldau 40,80%.

Der hohe Wert, welcher im Durchschnitt bei den Motzen gefunden wurde, wird nur durch die Gemeinde Sant überschritten. Gleich hohe Werte wurden auch von uns in einigen Gemeinden gefunden: Vidra 60,87%, Secătura 64,70%, Arieşeni 62,85% (siehe Tab. 3).

Dieses Resultat beweist uns mit Sicherheit die große Bedeutung der europäischen Eigenschaft A und die verhältnismäßig kleine der asiatischen Eigenschaft B. Das gilt auch für diejenigen Gemeinden, in denen die Untersuchungen an einer kleinen Anzahl Personen vorgenommen wurden. Die nach den Gemeinden angeführten Daten können jedenfalls als Vergleichsmaterial dienen, obgleich bei einigen infolge der kleinen Anzahl der untersuchten Personen die Daten nur einen relativen Wert besitzen. Erst die Untersuchung von wenigstens 500 Individuen ergibt vollwertige Resultate. Aus diesem Grunde werden wir im folgenden die serologischen Eigenschaften der Gesamtheit der Motzen und nicht die der einzelnen Gemeinden untersuchen.

Immerhin hat uns die Untersuchung nach Gemeinden den wahrscheinlichen Fehler des biologischen Rassenindexes (D.H.) gezeigt; er beträgt, wenn man nach Reed $E.P = 0{,}67449 \frac{(A-AB)\,(B-AB)}{A-B}$ berechnet, z. B. in der Gemeinde Secătura, wo nur 34 Individuen untersucht wurden, 0,1954, ist also kleiner als ein Drittel des Wertes dieses Index. Das beweist, daß das Resultat nicht zufällig, sondern real ist. Andererseits ist gerade die Tatsache, daß ein gül-

tiges Resultat mit einer so kleinen Anzahl von Individuen erhalten wurde, ein Beweis für die ethnische Gleichartigkeit der Bevölkerung.

Tab. 4. Blutindexwerte bei den Motzen

Gemeinde	I	I_0	I_x	p	q	r	o + q + r	N
Secatura E, P	4,40 0,1954	1,40 h	0,086 a	4,3778 i_4	1,0834 c_1	4,5387 i_5	9,9999	34
Arieseni	4,39	1,54 c	0,57 a	4,19 i_2	1,03 c_1	4,78 k_2	10,000	35
Arada	3,52	1,44 g	1,86 d	3,73 h_3	0,87 b_4	5,3572 l_4	9,96	108
Avram Iancu	3,22	1,55 e	0,23 a	4,30 i_5	1,14 c_2	4,56 i_5	10,000	173
Scarišoara	2,94	1,35 i	1,81 d	3,41 g_4	1,09 c_1	5,49 l_5	9,99	189
Ponorel	2,50	1,31 i	1,39 c	3,39 g_5	1,34 c_3	5,26 k_3	9,99	65
Albac	2,44	1,21 l	3,62 h	2,6677 i_1	1,01 e_1	6,3246 n_4	10,000	180
Vidra	2,33	1,41 g	0,37 a	4,36 f_4	2,02 c_1	3,61 h_2	9,99	69
Neagra	2,73	1,38 h	0,64 a	3,82 h_3	1,44 c_4	4,74 h_2	10,000	71
Insgesamt	2,93	1,38 h	1,41 c_4	3,61 $_{2}$	1,15 c_3	5,24 l_3	10,000	924

Der biologische Rassenindex schwankt zwischen 4,40 und 2,33, die meisten Werte liegen zwischen 2—3. Sowohl für die einzelnen Gemeinden wie im allgemeinen ist der Index 2,93 sehr hoch, der höchste bei den Rumänen gefundene Wert.

Der Wert des Index von Sant (Berechnung nach Râmneanțus Angaben) wäre 4,50, stände also auf derselben Stufe wie unsere Befunde bei Secătura 4,40, Arieșeni 4,39 (Tab. 4 und 5).

Etwa denselben hohen Index finden wir bei den Norditalienern, Franzosen, Deutschen, Dänen und Norwegern. Was den Wert des Rassenindex anbelangt, befinden sich also die Motzen mit diesen Völkern auf derselben Stufe. Im Gegensatz dazu beträgt der von anderen Autoren bei den Rumänen gefundene Rassenindex etwa 2,20 wie bei den Balkan- und den nordöstlichen slawischen Völkern (Popoviciu).

Manuilă und Popoviciu stellen fest, daß die Rumänen aus dem Nordwesten Siebenbürgens und aus dem Altreich Rumänien sich den angrenzenden Slawen nähern, während die im Gebirge und in der Mitte Siebenbürgens wohnenden Rumänen ausgesprochen europäische Eigenschaften besitzen. Ebenso steigt der Index bei isolierten Bevölkerungen. Der hohe Wert des von uns bei den Motzen gefundenen Index bestätigt diese Beobachtungen.

Die berichtigten Werte Bernsteins **p, q, r** haben gezeigt, daß bei den Motzen der Wert des p = 3,61 = h_2 beträgt; er schwankt in den verschiedenen Gemeinden zwischen 2,66 (Albac) und 4,37 (Secătura), im allgemeinen zwischen 3—4. Jedenfalls ist der Wert sowohl für die einzelnen Gemeinden wie auch im Gesamtdurchschnitt hoch, ähnlich dem von Râmneantu und David in Măguri und Muntele Rece (einer den Motzen benachbarten Gegend der Munții Apuseni) gefundenen, jedoch höher als bei den Rumänen aus dem nordöstlichen Siebenbürgen (3,48) und noch höher als in der Nord-Moldau und Bessarabien (Tab. 5).

Tab. 5. Blutgruppen und Blutindexwerte bei verschiedenen rumänischen Gruppen

Gebiet, Gemeinde	A%	p	q	I	I_0	Verfasser
Sant	60,20	4,23	0,77	4,50	1,60	Râmneantu
Motzen	52,81	3,61	1,15	2,93	1,38	Papilian u. Velluda
Fundul Moldovei . . .	49,49	3,57	0,91	2,60	1,41	Rainer
Nerejul-Mare	46,98	3,77	1,54	1,88	1,35	Rainer
Maguri	45,77	3,24	1,22	2,32	1,29	Râmneantu u. David
Banat	43,30	2,98	—	2,20	1,25	Manuila
Südost-Siebenbürger .	42,51	3,48	0,98	2,08	1,38	Râmneantu u. David
Dragus	41,37	3,15	0,31	2,30	1,45	Rainer
Siebenbürgen	40,93	2,85	1,20	1,70	1,23	Popoviciu u. Manuila
Nord-Moldau	40,80	3,08	1,46	1,85	1,22	Necrasov
Nord-Bessarabien . . .	39,80	2,69	1,50	1,69	1,62	Necrasov
Muntele Rece	35,94	3,16	0,80	1,89	1,46	Râmneantu u. David
Runcu	58,20	—	—	1,50	—	D. C. Georgescu
Iasi	—	—	—	2,44	—	Ionescu
Avram Iancu	—	3,68	0,72	—	—	Popoviciu

Im Vergleich mit der Gemeinde Sant, wo Râmneantu $p = 4{,}23$ gefunden hat, ist der von uns gefundene Wert bei den Motzen kleiner. Gleiche Werte haben wir jedoch für die Einzelgemeinden Vidra 4,36, Secătura 4,37, Avram Iancu 4,30 und Arieșeni 4,19 (Tab. 4) gefunden.

Wir ersehen einenteils, daß die hohen Werte, die von Râmneantu für A, I, p gefunden wurden, sich auf eine einzige Gemeinde beziehen und nicht auf ein ganzes Gebiet wie in unseren Untersuchungen; andernteils, wie der Verf. selbst bemerkt, könnte die Erhöhung der Werte der europäischen Eigenschaften in Sant durch den Einfluß der benachbarten Sachsen bewirkt worden sein, was bei den Motzen nicht der Fall ist. Deswegen haben die hohen Werte, die bei den Motzen gefunden wurden, eine besondere Bedeutung.

Jedenfalls hat p bei den Motzen einen hohen Wert, in den verschiedenen Gemeinden sowie im Gesamtmaterial und im Vergleich mit anderen Gruppen. Es ist ersichtlich, daß der starke Anteil der europäischen Eigenschaft vorherrscht; dadurch wird zum mindesten an dieser Stelle die bereits früher geäußerte Ansicht bestätigt, daß diese Eigenschaft für die Rumänen aus den Gebirgsgegenden höhere Werte aufweist.

Zugleich mit diesem hohen p schwankt das Verhältnis des q zwischen $b_4 = 0{,}87$ und $c_4 = 1{,}44$ und liegt etwa bei c_1—c_4, mit dem Durchschnitt $c_3 = 1{,}15$. Sein Wert ist bei den Motzen verhältnismäßig hoch, er entspricht dem von Manuilă und Popoviciu für Banat und Siebenbürgen (1,20) angegebenen.

Dieser verhältnismäßig hohe Wert des q beweist, daß die Motzen wahrscheinlich eine fremde, slawische oder asiatische Beeinflussung erfahren haben, vielleicht von der Moldau aus, wo der Wert von q gleichfalls hoch ist. Da sie abgesondert leben, muß dieser Einfluß sehr alten Ursprungs sein, vielleicht aus der ersten Zeit ihrer Niederlassung.

Der bei den Motzen gefundene, ziemlich hohe Wellischsche Index (1,38) ist gleich dem von Râmneantu und David bei den Rumänen aus dem Südosten Siebenbürgens gefundenen (1,384).

Im allgemeinen liegt der Wert des Wellischschen Index in Rumänien

zwischen i und m, also zwischen 1,35 und 1,15 nach der von Popoviciu veröffentlichten anthropologischen Karte (Revue d'Anthropologie 1936; Revista de Pediatrie şi Puericultură 1937). In Siebenbürgen und Bukowina beträgt er meistens k = 1,25—1,30. Der für diesen Index von uns festgestellte Wert h_4 = 1,38 ist also höher, so daß dadurch wiederum die hohen europäischen Grundwerte der Motzen bestätigt werden.

Für den von Popoviciu berechneten Rubatskinschen Index für die asiatischen Eigenschaften haben wir bei den Motzen den mittleren Wert 1,41 = C_4 gefunden, der zwischen a_1 = 0,23 (Avram Jancu) und d_3 = 1,86 (Arada) liegt. Nach Popoviciu schwankt dieser Index bei den Rumänen zwischen b = 0,5—1,0 und f = 2,5—3; also ist der von uns gefundene Wert c_4 ziemlich klein zu nennen.

Die Werte dieser Indizes bestätigen ebenso wie auch A und der Rassenindex die Mächtigkeit der europäischen Eigenschaften bei den Motzen, das Vorwiegen des europäischen Grundcharakters.

Die Werte von **p, q, r** auf Grund der Fischerschen Hypothese auf die Rassengruppen bezogen zeigen uns, daß sie sich der „Gruppe der alpinen Rassen" nähern, denen sie im Verhältnis zwischen diesen 3 Werten ähneln. Fischer nimmt nämlich an für die

	r	p	q
Gruppe der nordischen Unterrassen . . .	6,4	3,2	4
„ „ alpinen „ . . .	6,2	2,8	2
„ „ mongoloiden „ . . .	5,4	1,2	3,4

Demnach müßten wir — die Richtigkeit der Fischerschen Aufstellung vorausgesetzt —, wenn wir mit dem bei uns gefundenen viel höheren Wert für p = 3,61 rechnen, auch eine nordische Rassenkomponente annehmen. Tatsächlich muß bei den Motzen ein beträchtlicher Prozentsatz einer nordischen bzw. hellfarbigen Komponente angenommen werden, so vor allem auf Grund heller Augenfarben, des Wuchses und der Hautfarbe.

Ein nordischer Einfluß ist bei den Motzen also unzweifelhaft, wenn wir die anthropologischen Messungen, das Aussehen und den Blutindex in Betracht ziehen.

Die Motzen gehören also nach der Fischerschen Hypothese durch q der alpinen Rasse an, wo q = 1,00, wir sahen jedoch, daß sie zugleich durch p zur nordischen Rasse neigen. Das ist ein Umstand, dem wir, nach Popoviciu, in den meisten Gebirgsgegenden Siebenbürgens begegnen (Bezirk Hunedoara, Turda, Bistrita, teilweise auch Klausenburg, wo die nordische Rasse durch einen hohen Anteil der europäischen Eigenschaft p vertreten ist und durch einen Anteil von q die alpine Rasse).

Zusammenfassung:

1. Die Motzen stehen durch den hohen Anteil der europäischen Komponenten A, p, I den westlichen und nordischen Völkern sehr nahe, so den Norditalienern, Franzosen, Portugiesen, Deutschen, Skandinaviern, Dänen, im Gegensatz zu den Balkanvölkern, bei denen diese Werte kleiner sind.

Ähnlich sind auch die neueren Schlußfolgerungen Popovicius (1936 bis 1937): „Die Blutrassenelemente weisen bis zu einem gewissen Grade auf

unsere gemeinsame Abstammung mit den anderen romanischen Völkern; man findet sie in allen Ländern des ehemaligen römischen Reiches."

2. Verglichen mit den anderen Rumänen aus Siebenbürgen und aus dem Altreich Rumänien besitzen die Motzen höhere europäische Werte, ebenso wie die Bewohner der abgesonderten Gebirgsgegenden, besonders der benachbarten, die sich so eine ausgesprochene, ursprüngliche Reinheit bewahrt haben.

3. Die hohen Werte für A, p und I stehen in direkter Beziehung zu der Höhe der Ansiedlung und der Isolierung der Motzen.

4. Vom Rassenstandpunkt aus gehören sie nach der Fischerschen Hypothese durch die p.q.r-Werte zu den Alpinen, mit einer ausgesprochenen nordischen Komponente. Das dürfte in Übereinstimmung mit den anderen anthropologischen Untersuchungen sowie mit ihrem Aussehen stehen.

5. Aus alledem folgt, daß die Motzen fremden Einflüssen weniger unterworfen waren als der Rest der Rumänen, die in der Ebene und in offenen Tälern wohnen. Die festgestellten Einflüsse, die die Grundlage ihres Volkstumes bilden, dürften sehr alt sein, aus der Zeit ihrer Ansiedlung stammen und aus Südwesten und Nordwesten gekommen sein. Durch einige dieser Einflüsse gehören sie zur alpinen Rasse, durch andere zur nordischen Rasse, die einen beträchtlichen Bestandteil bildet.

Nach Glodariu stammen die Motzen von den Kelten ab. Von den Kelten wissen wir, daß sie das heutige Norditalien, Spanien, Frankreich und zu einem Teil auch die Nordländer — bis gegen England und Schottland — besetzt hatten. Von da aus sind sie im 3.—4. Jahrhundert v. Chr. in den dakothrakischen Osten eingebrochen, dem sie ihre Sprache, ihre Bildung und ihre Sitten aufgedrängt haben. Als Beweis dafür dienen zahlreiche — am häufigsten in Nord-Siebenbürgen (z. B. in Apahida) — auftretende Funde, Schmuck-, Kriegs- und häusliche Gegenstände. Die Eroberung Daziens durch die Römer bringt zugleich mit dem römischen Einschlag einen neuen keltischen, der in das rumänische Volk einging.

Während der Völkerwanderung konnte die Gebirgsbevölkerung die Reinheit ihrer ursprünglichen Kennzeichen viel besser bewahren. Es ist also leicht zu verstehen, daß die rumänische abgesonderte Gebirgsbevölkerung, besonders die Motzen und die anderen Rumänen aus den Munţii Apuseni, durch ihre serologischen Kennzeichen sich der Bevölkerung der erwähnten Gebiete nähern, die demselben keltischen Einfluß unterworfen waren.

Jedenfalls ist diese serologische Charakteristik eine Stütze für die Hypothese der erwähnten Autoren betreffs des keltischen Ursprungs der Motzen.

Die Unterschiede sind verschiedenen Einflüssen zu verdanken. Von diesem Standpunkte aus waren die Motzen am wenigsten fremden Einflüssen unterworfen, sie haben also ihre keltisch-römischen Merkmale am besten bewahrt.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt)

Vitale Lungenkapazität und Güntherscher Lungenkapazitätsindex in Schlesien

Von

Hans Grimm

Mit 5 Textabbildungen und 8 Tabellen

Die vitale Lungenkapazität entspricht dem Bewegungsspielraum der Atmungsorgane. Sie ist in überwiegendem Maße erbbedingt: nach Werner (1) übertrafen die erbbedingten Unterschiede der Vitalkapazität bei einer bestimmten Bevölkerungsgruppe die umweltbedingten Unterschiede mindestens um das 9,6fache. So ist sie geeignet, Einblick in die Erbbeschaffenheit einer Bevölkerungsgruppe zu geben und wurde deshalb als eines der wenigen funktionellen Merkmale, die bei einer Massenuntersuchung leicht zu gewinnen sind, bald nach Beginn der anthropologischen Stadtuntersuchung in Breslau in die Erhebungen einbezogen. Wir verwendeten ein Trockenspirometer der Firma A.-G. f. Feinmechanik in Tuttlingen (Balg mit Zellenfaltung, Bodenventil), ließen mindestens dreimal — evtl. mit Erholungspause — ins Spirometer ausatmen (wobei auf richtiges Einatmen, beengende Kleidung, zu zaghaftes oder übereifriges Blasen, Lippenschluß um das Mundstück, restloses Ausatmen unter Vorbeugen usw. scharf geachtet und entsprechend korrigiert wurde) und notierten den Höchstwert. Die Ergebnisse von 86 Männern der Feuerlöschpolizei Breslau gibt Tab. 1 wieder.

Tab. 1. Die Lungenkapazität in den Körperhöhenklassen

Größenklasse	Anzahl n	Mittelwert M	Streuung σ	mittl. Fehler m	max.	min.
Männer unter 164,9 cm . . .	18	3476	528	124	4840	2500
165,0 bis 169,9 cm . . .	28	3727	576	109	4640	1980
170,0 bis 174,9 cm . . .	27	4370	579	111	5540	2820
über 175,0 cm . . .	13	4337	580	161	5700	3500

Es zeigt sich eine auffällige Abweichung nach oben gegenüber den meist auf den handelsüblichen Spirometern, so auch auf unserem „Mundus"-Spirometer angegebenen „Durchschnittswerten", die nach einer Mitteilung der Firma aus Untersuchungen von I. Kaup und Th. Fürst stammen (Abb. 1). Nach den Erfahrungen des Verf. trifft dies mehr oder minder auf jeden anderen Ausschnitt der Breslauer Einwohnerschaft zu (vgl. Tab. 7). Für unsere ostdeutsche Bevölkerung gelten jene Werte jedenfalls nicht, und es besteht die Aufgabe, für sie eine besondere Tabelle der „normalen" Werte zu schaffen. Erst auf dieser Grundlage gewinnt die Feststellung der spirometrischen Leistung eine individualdiagnostische Bedeutung. Bei Abschluß der anthropologischen Stadtuntersuchungen werden wir in der Lage sein, eine solche Tabelle für beide Geschlechter vorzulegen.

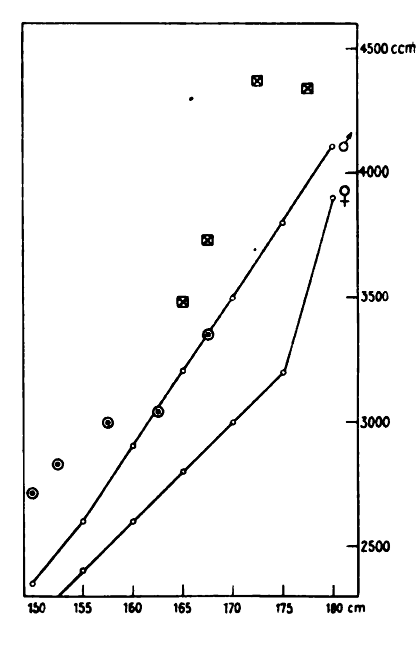


Abb. 1. Vergleich der sog. „Durchschnittswerte" der Vitalkapazität für Männer und Frauen verschiedener Körperhöhe (ausgezogene Linien) mit den Mittelwerten für 4 verschiedene Größenklassen der Breslauer Feuerlöschpolizei (Quadrate ⊠) und 5 verschiedene Größenklassen von Breslauer Hausgehilfinnen (Doppelringe ⊙)

Berechnet man den „konstitutionellen Index der Lungenkapazität" nach H. Günther: $I = 100 \sqrt[3]{C : L}$ (C = Vitalkapazität, L = Körperhöhe), so erhält man Tab. 2. Der Mittelwert liegt dann bei 92,8.

Tab. 2. Verteilung des Index der Lungenkapazität

Index der Lungenkapazität	Häufigkeit in %	Index der Lungenkapazität	Häufigkeit in %
unter 78,9	1,90	91,0 bis 93,9	25,00
79,0 bis 81,9	—	94,0 „ 96,9	22,61
82,0 „ 84,9	3,57	97,0 „ 99,9	17,87
85,0 „ 87,9	5,95	100,0 „ 102,9	5,95
88,0 „ 90,9	17,87		

Für erwachsene männliche Deutsche nennt Günther als allgemeinen Richtwert 93,0. Daß das Mittel der Feuerlöschpolizei unter diesen Wert fällt, ist nur eine Folge der Altersverteilung des Materials. 37 von 85 Männern haben einen Index von 94,0 und mehr. Nach dem 35. Lebensjahr setzt aber ein Rückgang der vitalen Lungenkapazität ein. Teilt man die untersuchten Männer in eine Gruppe der über 40jährigen und der unter 39jährigen ein, so erhält man nach Tab. 3 für die ältere Gruppe den stärksten Anteil (31,40%) in der Klasse von 90,0 bis 91,9.

Bei den Jüngeren beträgt der Anteil in dieser Klasse nur 10,00%, die Differenz D = 21,40 ist statistisch fast gesichert: $\frac{D}{m_D} = \frac{21,40}{8,91} = 2,40$. (Bereits das 1,65fache des mittleren Fehlers der Differenz entspricht aber einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 90% für das tatsächliche Bestehen des Unterschiedes.) Um die Alterseinflüsse in der niederschlesischen Bevölkerung deutlich zu machen, ist das Feuerwehrmaterial mit weiteren 94 Männern aus dem

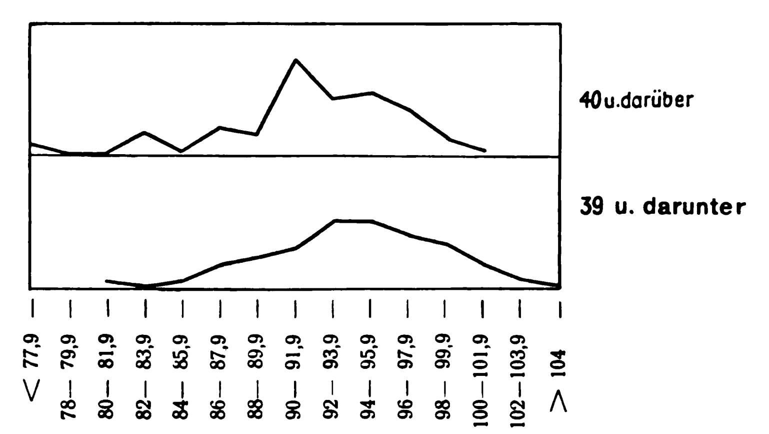


Abb. 2. Verteilung des Lungenkapazitätsindex
in verschiedenen Altersklassen bei 179 schlesischen Männern

Tab. 3. Altersunterschiede im Lungenkapazitätsindex

Lungenkapazitätsindex	Männer über 40 Jahren	Männer unter 39 Jahren
75,0 bis 77,9	1	—
78,0 „ 79,9	—	—
80,0 „ 81,9	—	—
82,0 „ 83,9	1	1
84,0 „ 85,9	—	1
86,0 „ 87,9	3	2
88,0 „ 89,9	3	5
90,0 „ 91,9	11	5
92,0 „ 93,9	4	9
94,0 „ 95,9	6	11
96,0 „ 97,9	2	3
98,0 „ 99,9	3	9
100,0 „ 101,9	1	2
102,0 „ 103,9	—	2
	35	50

Orte Klarenwald bei Breslau vereinigt worden. Die Summe von 179 ermöglicht schon etwas ausgeglichenere Kurven zu zeichnen (Abb. 2). Wesentlich erscheint neben der Wanderung des Kurvengipfels von höheren Werten nach niederen bei zunehmendem Alter, daß der Gipfel bei den jüngeren Männern breiter ist. Die Mittelwerte für die Altersklassen sind:

Tab. 4. Altersunterschiede im Lungenkapazitätsindex

Altersklasse	Index	Anzahl
über 50jährige	88,6	14
40- bis 49jährige	92,1	53
30- bis 39jährige	93,3	83
29jährige und jüngere	94,1	29

Abb. 3 vergleicht diese Werte mit den für japanische Arbeiter nach Yoshinaga gültigen (den einzigen z. Zt. zum Vergleich der Indizes verfügbaren Werten).

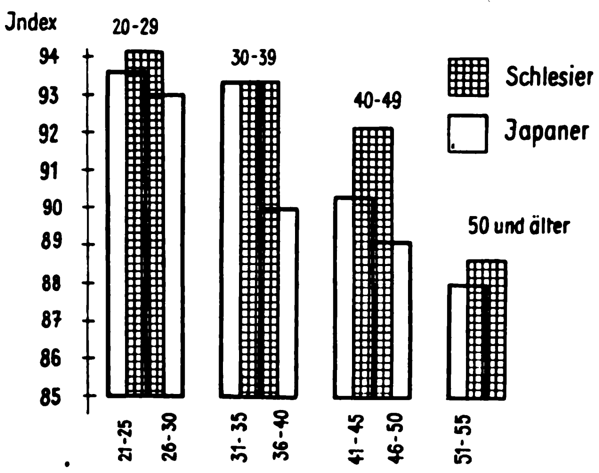


Abb. 3. Alterswandel im Index der Lungenkapazität
bei schlesischen Männern und bei japanischen Arbeitern (nach Yoshinaga). Ziffern oben: Altersklassen der Schlesier; unten: Altersklassen der Japaner

Daß die Feuerlöschpolizisten hinsichtlich ihrer Lungenkapazität gar nicht ungünstig gestellt sind, geht auch aus einem Vergleich mit deutschen Studenten hervor, für die Günther aus dem Material von Rainoff eine Verteilungstafel des konstitutionellen Index der Lungenkapazität errechnet hat (Tab. 5).

Tab. 5. Vergleich von Schlesiern und deutschen Studenten

Lungenkapazitätsindex	Schlesische Männer		Deutsche Studenten nach Rainoff	
	Anzahl n	Häufigkeit in %	Anzahl n	Häufigkeit in %
unter 78,9	2	1,13	2	0,43
79,0 bis 81,9	2	1,13	5	1,86
82,0 „ 84,9	6	3,39	15	3,26
85,0 „ 87,9	13	7,34	34	7,38
88,0 „ 90,9	27	15,26	91	19,76
91,0 „ 93,9	44	24,85	125	27,14
94,0 „ 96,9	40	22,61	123	26,69
97,0 „ 99,9	31	17,52	50	10,86
100,0 „ 102,9	10	5,65	14	3,04
103,0 „ 105,9	2	1,13	1	0,22
106,0 „ 108,9	—	—	0	0,0
109,0 „ 111,9	—	—	1	0,22

Die Abb. 4 lehrt, daß das Studentenmaterial ein wenig reicher an extrem niedrigen und extrem hohen Werten ist, daß dafür aber die mittleren Werte und vor allem die nahe über dem Mittel liegenden Werte bei der Feuerlöschpolizei stärker besetzt sind, so daß der Kurvengipfel (wie bei den jüngeren Altersklassen gegenüber den älteren) breiter wird. Beispielsweise beträgt der Anteil der Feuerwehr an Männern mit einem Lungenkapazitäts-Index von 97 und darüber 23,82%, bei den Studenten nur 14,34%. Die Differenz überschreitet das 1,65fache ihres mittleren Fehlers $\left(\frac{D}{m_D} = \frac{9,48}{4,78} = 1,98\right)$.

Verschiedene Berufsgruppen können also verschiedenen Mittelwert des

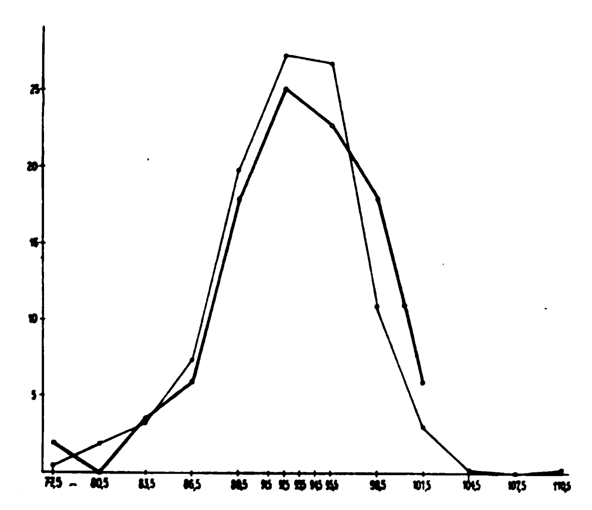


Abb. 4. Verteilung des Lungenkapazitätsindex
bei schlesischen Männern (dicke Linie) und deutschen Studenten (nach Rainoff) (dünne Linie)

Lungenkapazitätsindex aufweisen. Dies und eine unterschiedliche Schwankungsbreite deutet sich auch in den Untergruppen an, in die das hier behandelte Material sich nach soziologischen oder beruflichen Gesichtspunkten unterteilen läßt.

Tab. 6. Berufsunterschiede im Lungenkapazitätsindex

Gruppe	Anzahl n	Mittelwert M	Streuung σ	mittl. Fehler m
Oberfeuerwehrmänner, Brandmeister usw.	37	**91,21**	3,83	0,63
Bauern (Kl.) [1]	58	**93,26**	5,19	0,68
Arbeiter (Kl.)	10	**93,51**	4,69	1,48
Feuerwehrmänner	27	**93,85**	4,73	0,91
Handwerker (Fp. + Kl.)	29	**95,31**	3,48	0,65

[1]) Material aus Klarenwald.

Bei dem kleinen Material spielen zwar innerhalb der Vergleichsgruppen Feuerwehrmänner — Oberfeuerwehrmänner usw. Altersunterschiede mit (denn die höheren Rangstufen sind im allgemeinen dienstälter), bestimmt aber würde eine Bereinigung des Materials nach der Alterszusammensetzung den Unterschied zwischen Feuerwehrleuten (die durchschnittlich jünger sind) und Bauern oder Handwerkern (unter denen sich auch Ältere befinden) eher verstärken. Auffällig ist der hohe Mittelwert der Handwerker. Wir möchten mit der Deutung zurückhalten, immerhin aber erwähnen, daß gleichgerichtete morphologische bzw. metrische Unterschiede nicht unbekannt sind. So konnte I. Schwidetzky an einem sehr umfangreichen oberschlesischen Material zeigen, daß der Handwerker im Vergleich mit dem Arbeiter über die Rassenunterschiede hinaus gekennzeichnet ist durch höheren Wuchs und stärkere Breitenentwicklung von Kopf und Gesicht. Wenn wir hier bereits aus kleineren Serien ähnliche Hinweise auf Konstitutions-

unterschiede erhalten, so vielleicht deshalb, weil zwei in starkem Maße erbbedingte Merkmale im konstitutionellen Index der Lungenkapazität kombiniert werden: außer der Vitalkapazität noch die von Riemann erneut in ihrer erblichen Bedingtheit hervorgehobene Körperhöhe. Auch scheint es, daß gewisse physiologische und psychophysiologische Eigenschaften die Berufs- und Standesgruppen schärfer voneinander trennen als metrische und morphologische Eigenschaften. Möchte doch z. B. Schroedersecker (7) aus seinen Untersuchungen über das psychomotorische Tempo der Konstitutionstypen, obwohl die Anzahl der Versuchspersonen sich nur zwischen 16 (Schneider) und 5 (Tischler) bewegt, bereits Hinweise für charakteristische Tempi der verschiedenen Berufsgruppen entnehmen! Wie sehr man sich aber hüten muß, eine Gruppe von „Arbeitern" ohne weitere Differenzierung zu studieren, zeigt der Vergleich der 10 Klarenwalder Arbeiter mit 25 Breslauer Arbeitern, die einen Mittelwert von 96,7 ($\sigma = 4,31 \pm 0,86$) liefern, weil sich unter ihnen 11 Freiluftarbeiter (Eisenbahn-, Garten-, Tiefbau-, Transport- und Ziegeleiarbeiter) mit einem Indexmittelwert von 98,5 befinden! Nun sind die Klarenwalder z. T. auch Freiluftarbeiter. Der Altersunterschied (die Breslauer sind jünger) reicht nicht aus, die Differenz zu erklären, also muß man wohl auch an die Abwanderung der Leistungsfähigeren in die Stadt denken. Eine Fülle von Fragen tut sich hier auf, und wie die dringenden Aufforderungen zur anthropologischen Großstadtforschung (Hellpach [8]) von physiologischen Beobachtungen (Beschleunigung des Längenwachstums, Vorverlegung der Geschlechtsreife usw.) ihren Ausgang nehmen, so werden vielleicht auch einfache physiologische Methoden uns Einblicke von besonderer Tiefe verschaffen.

Auch Geschlechtsunterschiede lassen sich am Lungenkapazitätsindex bei verhältnismäßig kleinem Material herausarbeiten: Tab. 7 u. 8 und Abb. 1 u. 5 zeigen die Verhältnisse bei 72 Breslauer Hausgehilfinnen. Obwohl es sich um eine Gruppe handelt, deren Mittelwert ($91,40 \pm 0,48$) den von Günther angegebenen allgemeinen Richtwert für deutsche Frauen (89,0) überschreitet und sich dem Richtwert für Männer nähert, sind nach Tab. 8 in mehreren Indexklassen die Unterschiede (D) gegenüber schlesischen Männern größer als das 1,65fache ihres wahrscheinlichen mittleren Fehlers. Man darf annehmen, daß bei rund 100 Probanden umfassenden, altersmäßig bereinigten Gruppen sich solche Unterschiede an jeder Stelle sichern lassen.

Tab. 7. Lungenkapazität bei schlesischen Frauen nach Körperhöhenklassen

Größenklasse	Anzahl n	Mittelwert M	Streuung σ	mittl. Fehler m	max.	min.
Frauen unter 149,9 cm	11	2712	321	97	3500	2300
150,0 bis 154,9 cm	14	2832	251	67	3420	2500
155,0 „ 159,9 cm	24	3000	437	89	3700	2020
160,0 „ 164,9 cm	20	3040	445	100	3610	2110
über 165,0 cm	5	3352	401	180	3850	2710

Diese vorläufige, auf Untersuchungen an rund 275 Personen gegründete Studie läßt uns im konstitutionellen Index der Lungenkapazität nach Günther ein zur Herausarbeitung von Alters-, sozial- und berufstypischen

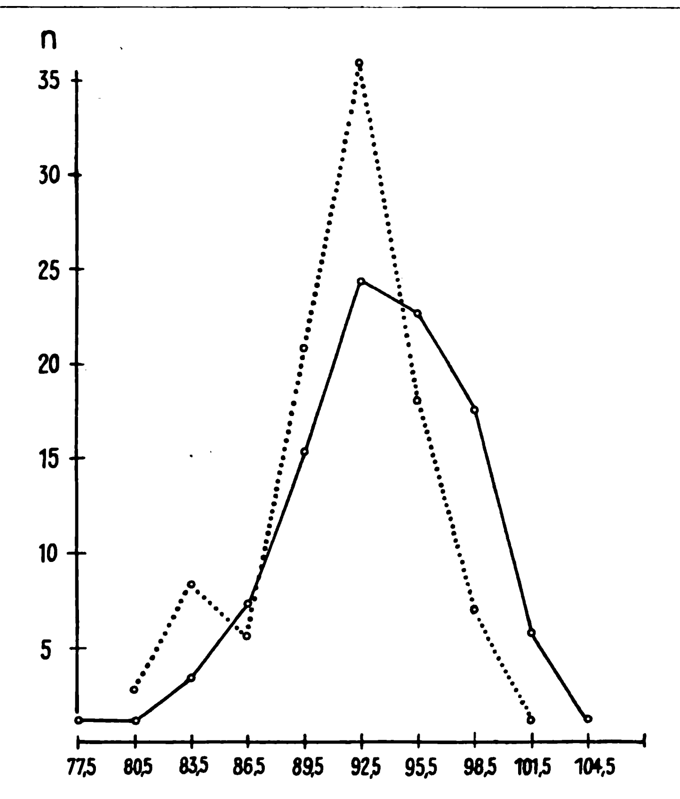


Abb. 5. Verteilung des Lungenkapazitätsindex
bei 179 schlesischen Männern (ausgezogene Linie) und bei 72 Breslauer Hausgehilfinnen (punktierte Linie)

Tab. 8. Lungenkapazitätsindex bei schlesischen Frauen

Lungenkapazitätsindex	Frauen	Häufigkeit in %	D	$\frac{D}{m_D}$
76,0 bis 78,9	—	—	— 1,13	< 1,65
79,0 „ 81,9	2	2,78	+ 1,65	< 1,65
82,0 „ 84,9	6	8,34	+ 4,95	< 1,65
85,0 „ 87,9	4	5,56	— 1,78	< 1,65
88,0 „ 90,9	15	20,80	+ 5,54	< 1,65
91,0 „ 93,9	26	36,10	+ 11,25	1,73
94,0 „ 96,9	13	18,07	— 4,54	< 1,65
97,0 „ 99,9	5	6,95	—10,87	2,62
100,0 „ 102,9	1	1,39	— 4,26	1,92
103,0 und darüber	—	—	— 1,13	< 1,65

Unterschieden ebenso wie von Geschlechtsunterschieden sehr gut geeignetes funktionelles Merkmal erblicken.

Schrifttum:

1. Werner, M.: Erb- und Umweltunterschiede in der Vitalkapazität der Lungen. Untersuchungen an 70 Zwillingspaaren. Z. indukt. Abstamm.Lehre LXXIII. 527—531. 1937. — 2. Günther, H.: Vitale Lungenkapazität und Körpermaße. Z. Vererb. Konst. XX. 9—26. 1936. — 3. Yoshinaga, K.: Fukuoka acta med. 27. 1934. zit. n. Gün-

ther (2). — 4. Rainoff, I.: Untersuchungen über das maximale Atemvolum und seine Beziehungen zu Körpergröße, Körpergewicht, Brustumfang und Brustspielraum. Z. Konst. Lehre 13, 531—533, 1928. — 5. Schwidetzky, I.: Soziale Siebung in Oberschlesien. Z. Rassenk. VIII, 167—192, 1938. — 6. Riemann, H.: Die Unterschiede meßbarer Merkmale bei Zwillingen im Vergleich mit den Unterschieden in der Bevölkerung. Arch. Rass. Ges. Biol. 32, 340—358, 1938. — 7. Schroedersecker, F.: Über das psychomotorische Tempo der Konstitutionstypen. Z. Vererb. Konst. 23, 259—277, 1939. — 8. Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart 1939. Ferdinand Enke.

From the Shanghai Science Institute, China

Note on Human Skeletal Remains from Inner Mongolia

By

Eizo *Akabori*, B. Sc., M. D.

With 9 Text-figures und 5 tables

(A) General Remarks

No anthropological literature on human skeletos, recent as well as early, from Inner Mongolia is at our disposal. In this state of things, the present material may be, I hope, the first to contribute on the subject. It was excavated by us at Pai-Ling-Miao, ca. 1300 m above the sea-level, in our research journey of the Ulanchap League, Inner Mongolia, in the autumn of 1935, under the patronage of the Far Eastern Archaeological Society. While we were undertaking a few trial diggings on a gentle sandy slope where reddish and grayish fragments of potsherds and broken pieces of human bones were scattered, we were lucky enough in finding an almost complete human skeleton together with a reddish pottery into which vegetable substance was filled.

The sketeton was buried about one and half metres beneath the earth-surface in the extending posture; the head to the west and the legs to the east. The body lied, as a whole, on its left side and its frontal side looked

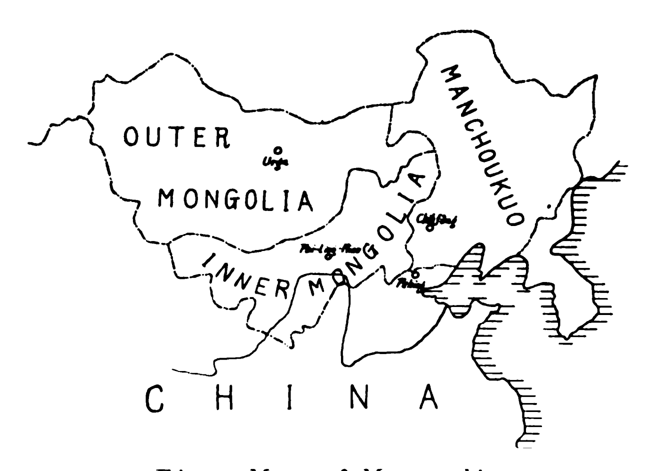


Fig. 1. Map of Mongolia

to the north. The pottery was placed close to the skull. This mode of occurrence suggests the dead body had been buried with no less care. Owing to our limited time, we were obliged to give up an excavation, hoping the work will be resumed later.

In order to date the burial of the body, we should depend mainly upon the reddish pottery. The present state of archaeologieal researches in this area, to our regret, gives no reliable information in this respect. Nevertheless, I have some reasons — the archaic appearence of this thick but fragile pottery, no association of the iron-implement and the grayish hard potsherd which were found on the earth-surface, and the burial custom which is not practiced in this area at present, — to suppose the date of the burial might be traced up to the beginning of the Christian Era.

The skull is almost complete, except the deterioration in the lower portion of the nasal bone and in the region of the prosthion of the maxillary bone. The long bones of the limbs and the vertebrae are pretty well preserved, while the other parts of the skeleton are more or less corroded. A tinge of light pinc and numerous small irregular grooves are spread all over the skeleton.

Besides the complete fusion of the spheno-basilar articulation and the partial obliteration of the coronal suture, all the other cranial sutures are still open. The muscular attachments on the cranial surface are not so marked, whereas those on the limb-bones are pronounced to some extent. It is possibly a male individual in an early stage of maturity.

Here naturally arises a question whether the present skeleton was the remain of the Mongolian or of an invader. In order to answer this question, physical examinations will be made in the following. In the present preliminary note, however, they are limited to some important characters of the skull and the long bones. The measurements are performed according to Martin's technique.

(B) Skull

The present Pai-Ling-Miao skull is somewhat capacious; its capacity approximates 1300 ccm. When viewed from above, it is oval in form. The maximum length [1] obtains 183 mm, and the maximum breadth [8] 143 mm. The lateral view of the skull shows the poor swelling of the frontal and parietal bones, and the marked convexity of the upper half of the occipital bone. The basio-bregmatic height [17] attains 130 mm, and the auricular height [21] 111 mm. The occipital contour exhibits the low house-form without crest. The facial part is characterised by the pronounced flattness and relatively low facial height [47], 120 mm. The bizygomatic maximum breadth [45], 134 mm. The nasal bone is definitely compressed in the region of the nasion. The lower jaw is, as a whole, wide and low; the angular breadth [66] 110 mm, and the chin-height [69] 30 mm.

The three principal proportions, viz., the cranial index, the length-height index, and the facial index, of the Pai-Ling-Miao skull will be compared with the group averages of the neighbouring populations as below:

For the purpose of comparing the three indices as a whole, I attempt to mark them on the sides, graduated counter-clockwisely, of an equilateral

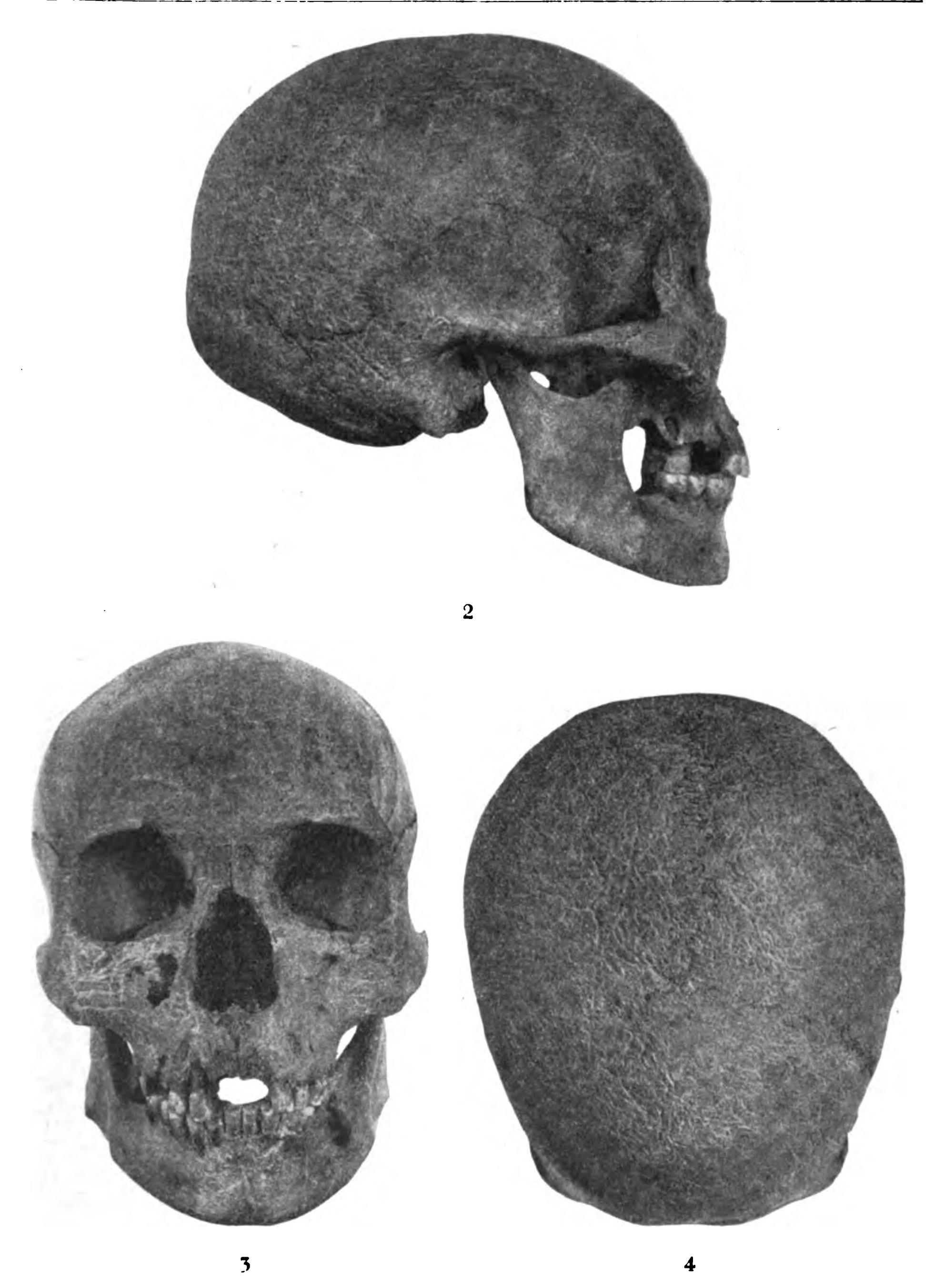


Fig. 2—4. Three Normae of Pai-Ling-Miao Skull

triangle, one by one, and connecting the points thus marked to form another triangle corresponding to the racial status of the skull in question. Let the latter be called, for the time being, "index-triangle". Five index-triangles of the above groups are resulted as follows:

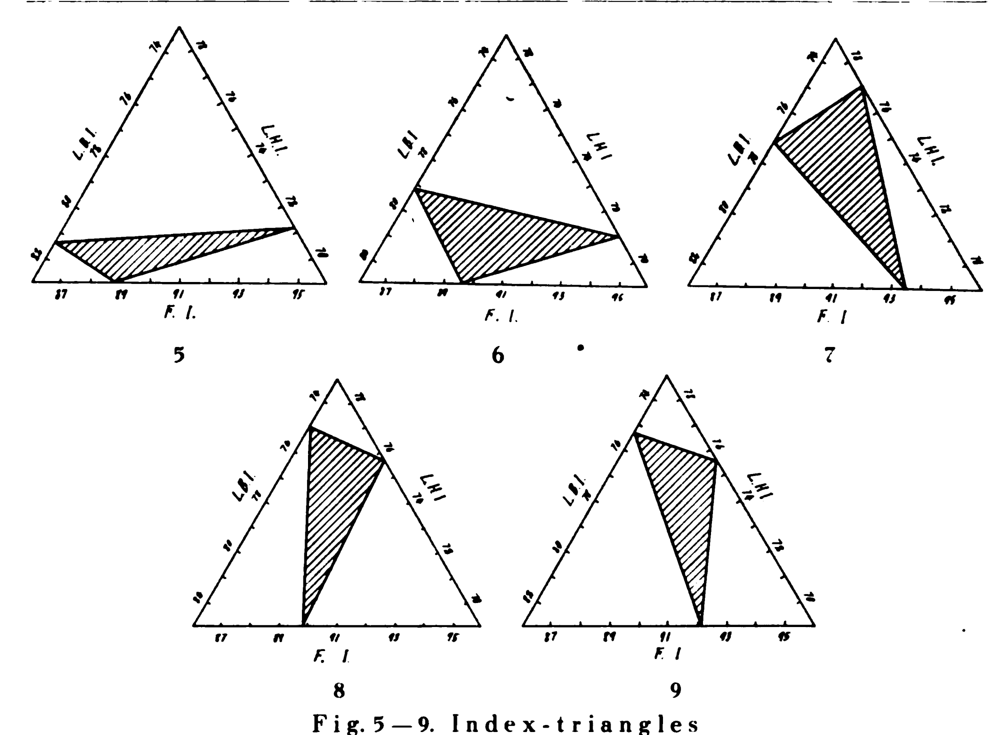


Fig. 5—9. Index-triangles
5. Urga Mongolian. 6. Pai-Ling-Miao. 7. N. Chinese. 8. Kansu and Honan Aeneolithic. 9. Chihfêng Aeneolithic

Table 1

(♂)	L. B. I.	L. H. I.	F. I.
Urga-Mongolian (Hrdlička)	81.4 (113)	71.2 (113)[1]	88.8 (102)
Pai-Ling-Miao	79.2	71.0	89.6
N. Chinese (Sima)	77.3 (75)	77.7 (76)	93.5 (57)
Chihfeng Aeneolithic (Akabori, Miyake a. o.)	75.3 (12)	75.6 (5)	92.1 (3)
Kansu & Honan Aeneolithic (Black)	75.0 (25)	75.7 (23)	89.8 (14)

[1]) Computed by me from the data in Hrdličkas catalogue.

As shown in the above, the index-triangle of the Urga-Mongolian is orientated horizontally, while that of the N. Chinese or of the Aeneolithic vertically. It may be needless to remark that the Pai-Ling-Miao skull is more similar to the former than to the latter, in respect to these characters. Exactly speaking, the present case seems to be not entirely free from the Chinese influence, as is suggested by the decrease of the cranial index or by the increase of the facial index. The physical infiltration from Northern China is supposed, however, to be a natural phenomenon in Inner Mongolia.

(C) Long Bones

The long bones of the limbs of the present skeleton are comparatively short but stout. The humerus displays the marked platybracy (69.6), which is characteristic for the Asiatic races. The septal aperture is absent in the pre-

sent humerus. The crista interossea of the radius or of the ulna is pronounced. The humero-radial index (76.9) shows that it belongs to the mesatikerkic or middle forearmed type, which is another Asiatic peculiarity. In the femur, it is remarkable that the maximum length is practically identical to the physiological length; consequently the condylo-shaft angle is almost right angle. Platymery characterises the present femur, the right bone exhibits hyperplatymery (72.7). The curvature of the femur-shaft is of medium degree. The linea poplitea and the crista anterior of the tibia are strong. The fibula is not dealt with here, because of its bad preservation.

Now, a few metric characters of the present case will be summarised and compared with the group averages of the N. Chinese. No datum on the long bones of the Mongolian is still available.

With regard to the maximum length, the Pai-Ling-Miao skeleton is decidedly inferior, in every bone, to the average of the N. Chinese:

Table 2

$\left(\frac{r+l}{2}\right)$	Pai-Ling-Miao	N. Chinese (♂) [1]
Humerus	290	311.4
Radius	222.5	235.2
Ulna	239	252.1
Femur	392.5	436.1
Tibia	320	364.9

On the contrary, the length-thickness indices of the present case exceed those of the N. Chinese:

Table 3

$\left(\frac{r+l}{2}\right)$	Pai-Ling-Miao	N. Chinese (♂) [1]
Humerus	21.4	20.4
Radius	19.4	17.6
Ulna	18.2	16.4
Femur	21.1	19.6
Tibia	21.0	—

[1] Humerus: 174 pairs, Radius and ulna: 166 pairs (H. Miyake), Femur: 100 pairs (Hasimoto).

In the following, the stature of the Pai-Ling-Miao skeleton together with that of the N. Chinese will be calculated according to Pearson's formulae:

Table 4

Formula (♂)	Pai-Ling-Miao	N. Chinese
(a) $81.306 + 1.880 \times F$	155.096	163.293
(b) $70.641 + 2.894 \times H$	154.567	160.750
(c) $78.664 + 2.376 \times T$	154.696	165.364
(d) $85.925 + 3.271 \times R$	158.706	162.829
Average	155.766	163.067

The material of the N. Chinese, quoted here, with the exception of the tibia, originates from Shantung. According to Shirokogoroff who actually measured 185 male individuals in Shantung, the average stature reaches 166.6 cm, which is 3.5 cm higher than the above calculated stature of the N. Chinese. This unconformity between the calculated and the actual may originate either from abnormal sampling in respect to the stature, or from inexactness of the formulae for the Chinese. Because the ample number of bones, except

the case of the tibia, is suggestiving normal sampling, I put less responsibility on the former than the latter. Assuming the unconformity also exists in the Pai-Ling-Miao skeleton in the same proportion, for the time being, the revised stature of the present case approximates 159.1 cm.

The relative lengths of the long bones regarding to the stature of the present case are no less interesting, when they are compared with those of the N. Chinese:

Table 5

	Pai-Ling-Miao	N. Chinese	Diff.
Humerus	18.2	18.6	— 0.4
Radius	14.0	14.1	— 0.1
Ulna	15.0	15.1	— 0.1
Femur	24.7	26.1	— 1.4
Tibia	20.1	21.8	— 1.7

As shown above, in respect to the humerus, radius and ulna, the differences between the present case and the N. Chinese are insignificantly small, while as to the femur and tibia they are rather noticeable. These facts mean that the relative length of the upper limb is similar in the Pai-Ling-Miao and the N. Chinese, but that the lower limb of the former is inferior to the latter. The Pai-Ling-Miao skeleton therefore is short-legged.

(D) Conclusion

The Pai-Ling-Miao skeletal remain, the dating of which is still undecided, is racially mainly Mongolian, but it is not entirely free from a Chinese influence, which is, however, quite natural in Inner Mongolia. As the locality where the skeleton was discovered, is an old forgotten cemetery, it promisses to afford ample findings, physical as well as cultural. I conclude this preliminary report, hoping a systematic excavation will uncover valuable material, which will bring important contributions to the racial history of Mongolia.

(Tokyo, May 1939)

Literature

Black, D.: 1925. The human skeletal remain from the Sha-Kuo-Tun cave deposit in comparison with those from Yang-Shao and with recent North China skeletal material, Paleont. Sin. Ser. D, Vol. I, Fas. 3. — Black, D.: 1928. A study of Kansu and Honan Aeneolithic skulls and specimens from later Kansu prehistoric sites in comparison with North China and other recent crania, Paleont. Sin. Ser. D, Vol. VI, Fas. 1. — Hasimoto, M.: 1936. The femur of the Chinese, Orient. J. Med. Vol. 25, & Vol. 29 (Jap.). — Hrdlička, A.: 1924. Catalogue of human crania in the U.S. Nat. Mus. Collect. no. 2480, Proc. U. S. Nat. Mus. Vol. 63, no. 12. — Miyake, H.: 1922. The humerus of the Chinese, J. Med. Soc. S. Manchuria, Vol. 10, No. 5 (Jap.). — Miyake, H.: 1924. The radius and ulna of the Chinese, J. Med. Soc. S. Manchuria, Vol. 12, no. 9 (Jap.). — Miyake, S., Yosimi, T. und Namba, M.: 1938. Über die menschlichen Skelettfunde in den Gräbern von Chihfeng in Dschehol, Manchukuo. Archaeologia orientalis, Ser. A, Vol. VI. — Shirokogoroff, S. M.: 1923. Anthropology of Northern China, Shanghai. — Sima, G.: 1933. The recent N. Chinese crania obtained near Fushun, Manchuria, J. Anthrop. Soc. Tokyo, Vol. 48, no. 8 (Jap.). — Akabori, E.: On the Chihfeng Aeneolithic Population, Jehol (in preparation).

Some Use of Coordinate Geometry in Craniometric Analysis: A second Contribution

By

Earl W. Count

Asst. Prof., Anatomy, New York Medical College

With 4 figures and 5 tables

In a previous study (Zeitschr. f. Rassenk. IX, 2, 1939), I have demonstrated a method for illustrating simultaneously an indefinite number of indices plus their absolute measurements, by concurrent use of Cartesian and polar coordinates. It was claimed that the method of illustration should be useful in racioanalysis and in phylogenetic and ontogenetic analyses: and the usefulness was demonstrated. Thereupon the study passed to the scrutiny of a single given index and its constituent measurements; means, ranges, one-sigma limits were plotted simultaneously, to produce a hexagon such as shall be illustrated again forthwith. It was shown that this hexagon possessed a coefficient of variation of its own, in that the area of the hexagon and its position in the quadrant represented a real condition obtaining in the given population. This coefficient was expressed in two simultaneous formulae from polar coordinates: I. $\frac{A}{e}$; II. $\frac{A}{\tan \vartheta}$, where A is the area of the "sigmahexagon". This gives the position of the hexagon.

The present study takes up at this point, and seeks to discover more relationships implicated in the shape relative to position.

I. The Coefficient of Variation

I have been graphing a number of these hexagons in connection with a comparison between what I feel justified in calling "Australomelanesoid" Californian crania, and Pseudo-Australoids and other Amerinds, true Melanesians and Australians. The hexagons for all these indices and measurements differ, as one would expect, in size, shape, and position. It is, of course, a simple matter to calculate M (means), sigma's, CV's (coefficients of variation), SE's (standard errors), medians, modes, and ranges. The problem before us, however, is one of symbolising these geometrically, and then measuring the differences in the sizes, shapes, and positions of any two hexagons when these are imposed upon one and the same coordinate mesh. For polar and Cartesian axes, as explained in the previous paper, appear simultaneously; and, since an index is related as a tangent y/x to an angle Θ, and also to the absolute sizes of its component raw measurements by way of the relationship $\rho = \sqrt{x^2 + y^2}$, the shape of the hexagon must depend as much upon its placement in the field as upon the relative sizes of y and x (although these factors reduce to one and the same thing).

Clearly a standard of reference is in order.

This standard must be a hexagon constructed as regularly as possible.

The logical point of attack thus becomes the coefficient of variation: since this expresses the percentage of sigma to the mean.

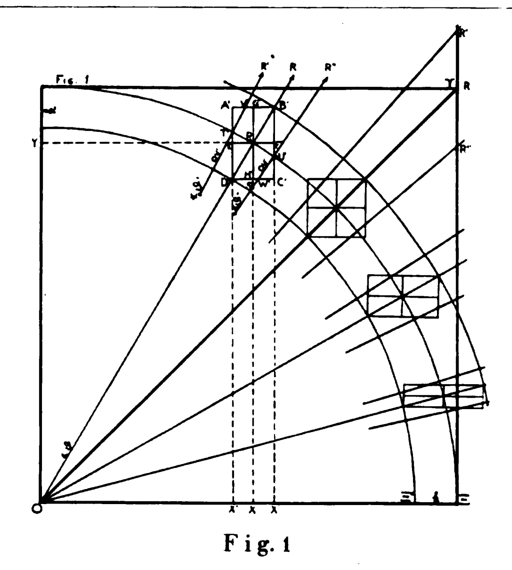


Fig. 1

A. As a purely geometric proposition, consider fig. 1.

a. Take 0Ξ as the radius ρ' of a circle of reference for simple harmonic motion. As a particle p moves along the circumference, it may always be referred to the x- and y-axes by way of $x = \rho' \cos \Theta$, $y = \rho' \sin \Theta$. Its x-component passes from a value 0Ξ to 0 as the angle Θ sweeps from 0^0 to 90^0; and conversely, y passes from a value 0 to 0Ξ; the accelerations being always in mutually opposite phases; the behavior being that of simple harmonic motion. Tan Θ passes from 0 tu ∞.

Now, at any point P take x' and y' as representing some means of measurements of a series with n samples. Then we may obtain σ_x', σ_y', CV_x', CV_y'. We also have y'/x' as a **statistical** index $\left(\text{not to be confused with a mean index derived empirically; i.e. we cannot assume } \frac{\Sigma y/n}{\Sigma x/n} = \frac{\Sigma \frac{y}{x}}{n}\right)$. To make a very special and regular case, let us assume $CV_y' = CV_x'$ at any point P. Then we may set these $= k$.

Now take the radius $0\Xi' = (0\Xi - k)$, and draw the arc. It cuts OP at D'. At P construct a vertikal PX and a horizontal PY. At D, draw $D'E' // PX$. $D'W' // PY$. Then because of similar triangles $PH'/y' = D'H'/x' = PD'/OP = k$. But

$$\sigma = CV \times M \text{ (mean); or,}$$
$$\sigma_y' = CV_y' \times y',\ \sigma_x' = CV_x' \times x'. \text{ And}$$
$$CV_y' = CV_x' = k. \text{ Also,}$$
$$PH' = ky',\ D'H' = kx',$$
$$PH' = \sigma_y',\ D'H' = \sigma_x'.$$

Draw the entire quadrangle $A'B'C'D'$, with dimensions $2\sigma_x'$, $2\sigma_y'$.

b. Now, is $\sigma_y' = ky'$, $\sigma_x' = kx'$, what is the value of $\sigma_{y'/x'}$, (call $y'/x' = i'$)?

It can be shown that $\frac{\sigma_{i'}}{i'}$ $\sqrt{2}k$.[1]), under the foregoing conditions.

[1]) I am much indebted to Dr. S. H. Bauer, of Pennsylvania State College, for demonstrating this relationship to me.

If $\tan \Theta = i'$, we may also sweep out $\tan \Theta' = \tan \Theta - \sigma_i$, and $\tan \Theta'' = \tan \Theta - \sigma_i'$, using lines O V' and O U'. But $\sigma_i' = \sqrt{2}\, k\, i'$.

O U' cuts P X' at S'. If we set $PS'/OX' = i'$, we have $\tan \Theta = PX'/1$, $\tan \Theta'' = S'X'/1 = PX' - PS'$. Therefore $PS'/OX' = \sigma_i'$, and $PS'/PX' = CV_i$. By the law of similar triangles, then, we may take any point P' on O B', draw a vertical y and a horizontal x; by construction of Θ'', the vertical distance d at P', from O B' to O U' anywhere, will yield the generalisations

$$\sigma_i = \frac{d}{x}, \quad CV_i = \frac{d}{y}$$

This is obvious also from the equation $CV_i = \sigma_i / i = \frac{d}{x} \Big/ \frac{y}{x}$.

c. The lines O V' and O U' of necessity cut off triangular areas, respectively, T' A' V' and W' U' C' from the rectangle A' B' C' D'; call them "lost triangles". The residual hexagon then is bounded by for x' and y' and arc ($\tan \Theta \pm \sigma_i$). It is important to know this standard area.

The area α of the quadrilateral A' B' C' D' is $4\,\sigma_x' \sigma_y'$.

The area of the two triangles may be ascertained if we know A' V' and A' T', W' C' and U' C'. It is simple enough, in any given case, to find these values from the graph; and also, if given P (x', y'), σ_x' and σ_y', — $\tan \Theta$ and σ_i'. It can be shown that the triangle W' U' C' $= \frac{[2\sigma_y' - \sigma_i'(x' + \sigma_x')]^2}{2(i' - \sigma_i')}$

and triangle A' T' D' $= \frac{[2\sigma_y' - \sigma_i'(x' - \sigma_x')]^2}{2(i' + \sigma_i')}$.

One may suspect that the hexagon bears a constant ratio to the quadrangle A' B' C' D'. The nature of the case may be demonstrated by finding the ratio of the sum of the lost triangles W' U' C' and V' A' T' to the quadrangle: the area of the quadrangle being, as already stated, $4\,\sigma_x' \sigma_y'$.

The ratio reduces to $\frac{0.086\,(1 - k^2)}{1 - 2k^2}$ (taking $\sqrt{2}$ as 1.414).

Now, if k be very small, this fraction approaches 0.086[1]), which is the limit when $k = 0$. It actually is true that in craniometry k will be very small with $k = CV_x' = CV_y'$, or $k = \frac{\sigma_x'}{x'} = \frac{\sigma_y'}{y'}$; and from empirical calculations for the hexagon and the quadrangle, the ratio of lost triangles to quadrilateral runs very close to 0.086. Thus, for practical purposes, one may disregard even this sketchy outline of the proof; merely find the area of the whole quadrangle, and subtract 0.086 of that area; i.e. the standard hexagon area is $(4\,\sigma_x' \sigma_y') - 0.086\,(4\,\sigma_x' \sigma_y')$; or, $3.656\,\sigma_x' \sigma_y'$).

Also, if k is very small, C V is small; or, σ is a very small percentage of M (mean). Interpreted back into frequency-curves, it means that, if the curve of the index be very leptokurvic, the ratio of the summed areas of the two lost triangles against the quadrilateral A' B' C' D' closely approximates the limit 0.086. On the graph of standard reference — fig. 1 — in craniometry the hexagons will be very small with reference to the origin 0; and this will be reflected in a small value for A/ρ (area of hexagon with relation to O P; see former paper, Z. f. Rassenk. IX, 2, 1939; also, infra).

---

[1]) I am much obliged to Dr. D. Mishkind, of New York Medical College, for kind assistance in establishing this fact.

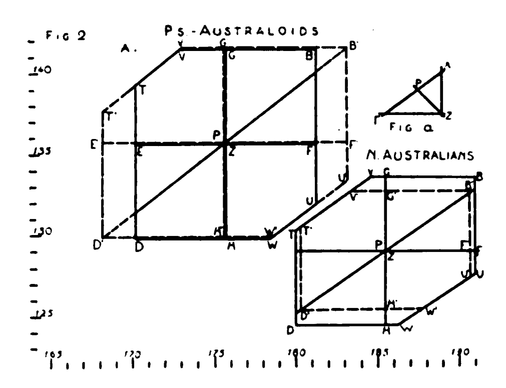


Fig. 2

B. With the standard established, we may proceed to analyse some actual populations.

In general, a real series will depart from the present artificial standard in having C V's all different for measurements and index; and the true index i does not usually equal exactly the mean of one measurement over the mean of the other; on the other hand, the approximation is quite generally close; so that for practical purposes one may be justified in disregarding the discrepancy. For the sake of economy of exposition, we shall omit to obviate it. In fig. 2, however, is inserted fig. a, which will hint at the procedure, if exactitude be required, and the desired correction be made.

So now we have given the actual hexagons derived from the data for cranial breadth and length of Hooton's Pseudo-Australoids and Hrdlička's North Australians[1]). In each case we superimpose a standard hexagon, erected thus:

We have given: i, y, x, σ_i, σ_y, σ_x where i is the mean of the indices, y is the mean breadth, x the mean length, of the cranial series. See table 1.

1. Find point P (x, y).
2. Set CV_i equal to $\sqrt{2}\,k$ (C V always being taken without the multiplication by 100).
3. Then $\sigma_i = CV_i \times i = \sqrt{2}\,k\,i$.
4. Calculate k from $k = \frac{CV_i}{\sqrt{2}}$.
5. Calculate σ_y', from k y, and σ_x', from k x.
6. Calculate $y \pm \sigma_y'$, $x \pm \sigma_x'$, $i \pm \sigma_i'$.
7. If desired, calculate the triangles W′ C′ U′ and A′ T′ D′, from the formulae given on p. 89. Otherwise, proceed to items 8 and 9 directly.
8. Calculate the rectangle $4\,\sigma_x'\,\sigma_y'$.
9. Then the area A′ of the hexagon of reference is given by (8) — (7); or, by $3.636\,\sigma_x'\,\sigma_y'$.

The figure .708 (CV_x'/CV_i) is practically that for the ratio CV_y/CV_i of the Pseudo-Australoids; which means (as the table already has shown) that σ_y is practically the same as σ_y'. Also, CV_x/CV_i for the North-Australians is

[1]) Hooton, E. A.: The Indians of Pecos Pueblo. Yale University Press. 1930.
Hrdlička, A.: Catalogue of Human Crania in the United States National Museum Collections. Proceedings U.S. National Museum, LXXI, art. 24. 1928.

Table 1

	Pseudo-Australoids		North Australians	
	Actual data	Reference data	Actual data	Reference data
x	175.73 ∓ 1.662	$x' = x$	x 185,5 ∓ .542	$x' = x$
y	135.64 ∓ 1.766	$y' = y$	y 129.0 ∓ .451	$y' = y$
i	$\frac{77.27 \mp 1.42}{100}$		$\frac{69.6 + .276}{100}$	
σ_x	$\frac{5.51}{100}$	σ_x' $\frac{7.58}{100}$	σ_x 5.50	σ_x' 5.27
σ_y	$\frac{5.85}{100}$	σ_y $\frac{5.85}{100}$	σ_y 4.57	σ_y' 3.67
σ_i	$\frac{4.71}{100}$	•	σ_i $\frac{2.80}{100}$	
k		.0431		.0284
CV_x	$\frac{3.14}{100}$	$CV_x' = k$	CV_x $\frac{2.96}{100}$	$CV_x' = k$
CV_y	$\frac{4.31}{100}$	$CV_y' = k$	CV_y $\frac{3.54}{100}$	$CV_y' = k$
CV_i	$\frac{6.10}{100}$	$CV_i' = \sqrt{2}\,k$	CV_i $\frac{4.02}{100}$	$GV_i' = \sqrt{2}\,k$
Area of σ-hexagon A	124.1 mm²	A' 162.2 mm²	A 84.1 mm²	A' 70.82 mm²
ρ	222 mm	222	226	226
tan Θ (= i)	.7727		tan Θ (= i) .696	
CV's of hexagons:				
I. A/ρ	.56*	.73*	.372*	.313*
II. A/(tan ϑ × 100)	1.61*	2.1*	1.21*	1.02*

	Pseudo-Australoids	North Australians
$\frac{\sigma_x}{\sigma_x'}$	.728	1.04
$\frac{\sigma_y}{\sigma_y'}$	1.000	1.245
$\frac{A}{A'}$	.766	1.086

	Pseudo-Australoids	Compare:		North Australians	Compare:
$\frac{CV_y}{CV_x}$	1.37	$\frac{CV_x' \text{ or } CV_y'}{CV_i}$:	$\frac{CV_y}{CV_x}$	1.195	$\frac{CV_x' \text{ or } CV_y'}{CV_i}$:
$\frac{CV_y}{CV_i}$	.707	.708	$\frac{CV_y}{CV_i}$	.88	.708
$\frac{CV_x}{CV_i}$	.515	$\frac{CV_y'}{CV_x'}$: 1	$\frac{CV_x}{CV_i}$	.736	$\frac{CV_y'}{CV_x'}$: 1

* See previous paper.

fairly close to the standard; actually, the ratio is, as already tabled, $\sigma_x/\sigma_x' = 1.04$. Etc.

From the viewpoint of the standard of reference, the ratios σ_x/σ_x' etc. represent a sort of "distortion". But let it be stated carefully that nothing further is being claimed for this standard than that it is meant for a foothold for comparisons; in a way, it is a set of movable axes.

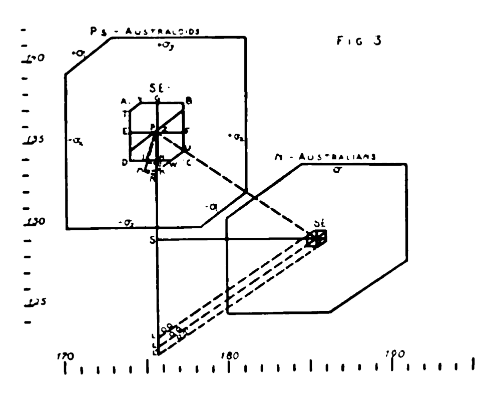


Fig. 3

The figures suggest certain analogies with physical mechanics — as already hinted by reference to simple harmonic motion. Thus, one may view the lines EZ and ZW, etc., as components of a velocity of a particle at an instant during motion along an arc. The velocities $\dot{x}$ and $\dot{y}$ are given by

$$\dot{x} = \omega \varrho \cos \Theta$$
$$\dot{y} = \omega \varrho \sin \Theta$$

where ω is the angular velocity in circular measure. The acceleration of $\dot{x}$ will be negative when that of $\dot{y}$ is positive. The lines O R′ and O R″ delimiting $(i \pm \sigma_i)$ act as „brakes" upon the acceleration — they cut off triangles and thereby reduce the area and shape of a quadrilateral to that of a smaller hexagon. The ratio of the hexagon to the quadrilateral is practically constant, as already shown.

C. Now we may compare Pseudo-Australoids (PsA) with North Australians (NA).

Their CV's compare thus (PsA/NA):

For	CV_x	CV_y	CV_i
	1.061	1.216	1.516

And the hexagonal CV's thus (PsA/NA):

For	I: $A/\dot{\varrho}$	II: $A/\tan \Theta$
	1.505	1.33

II. The Standard Error

Thus far, no cognizance has been taken of the reliability of the means, nor of the possible significant difference between means of one series and of another.

A. An SE (standard error) hexagon may be constructed after the same principles that hold for a sigma-hexagon. And of course there is a relationship between σ and SE, since $SE = \frac{\sigma}{\sqrt{n}}$. In fact, since fig. 3 diagrams both σ- and SE-hexagons, we obtain an idea of the number of specimens involved in the comparisons by noting relative sizes.

But the SE-hexagons are not strictly of the same shape as the σ-hexagons, since the new Θ′ and Θ″ (i ± SE) are not equal to the former one $(i \pm \sigma_i)$.

Table 2

	Pseudo-Australoids		North Australians	
	Column a	Column b n	Column a	Column b n
σ_x^2 / SE_x^2	30.4 / 2.76	11	30.2 / .294	103
σ_y^2 / SE_y^2	34.15 / 3.12	11	20.9 / .203	103
σ_i^2 / SE_i^2	22.15 / 2.01	11	7.84 / .0761	103
A_σ** / A_{SE}	124.1 / 11.38	11	84.1 / .82	102.5
Actual number		11		103

* n is given to round figures, rather than as n + a fraction.
** „Sigma-hexagon over standard-error-hexagon."

Paralleling the values in the σ-hexagons, we have for the SE:

Table 3

	Pseudo-Australoids	North Australians	$\frac{PsA}{NA}$
A_{SE}	11.38 mm²	.82 mm²	
$CV_{A_{SE}}$			
I. A/ϱ	.0513	.00363	14.1 or 3,76²
II. (A/tan ϑ × 100)	.1473	.01177	12.5 or 3.54²
$\frac{SE_x}{x}$	.00947	.00292	3 24
$\frac{SE_y}{y}$	.01303	.00342	3.81
$\frac{SE_i}{i}$	.01838	00397	4.63

The figures against $CV_{A_{SE}}$ are, if you please, coefficients of standard error, in that they express the areas of the SE-hexagons as though concentrated at their centers of moment and then refer them to their position in the polar field. They may be compared with the figures giving the percentage of the standard error to the means x, y, i.

B. A difference between values of means is considered significant if it exceeds twice the square root of the sum of the squared SE's of the two comparates; i. e. if it exceeds twice the hypotenuse of a certain triangle; or, Signif. diff. $> 2\sqrt{(SE_{M_A})^2 + (SE_{M_B})^2}$
mean breadth, x the mean length, of the cranial series. See tble 1.
where SE_M is the standard error of means, A and B are the comparates.

Let us test the difference between mean indices.

In fig. 3, continue ZS towards the abscissa, and OQ and OQ″ of the North-Australian hexagon to the intersection wit ZS—. Then LL″ may be used

with ZK. At K, take KM = LL″ and normal to ZS. Let ZN = ZM. Then. if ZL > 2 ZN, the difference between tan Θ and tan Θ″ is significant.

The procedure for y or for x is very similar; so that, e.g., if ZS > 2 ZJ. the difference between PsA and NA is significant.

Thus we obtain:

Table 4

	Column a $\sqrt{(SE_{M_{PsA}})^2 + (SE_{M_{NA}})^2}$	Column b $M_{PsA} - M_{NA}$* or vice versa	$\frac{\text{Column b}}{\text{Column a}}$
x . . .	1.748	9.77	5.6 or 2.8 × 2
y . . .	1.824	6.64	3,6 or 1.8 × 2
i	1.44	7.67	5,3 or 2.7 × 2

* M: Mean.

But what shall we do with the SE-hexagons?

Call the areas of the SE-hexagons of PsA and of NA respectively A and B. Let them be considered concentrated at the centers Z and Z′. Then the distance between them is ZZ′ — which equals the square root of the sum of the squared abscissal plus ordinate values that define Z and Z′. Let us consider A and B as squared values of two sides of a right triangle, of which the hypotenuse squared is H. Then there is a significant difference if $\frac{ZZ'^2}{H} > 4$. In the present instance, this comes to $\frac{139.542}{12.20} = 11.44$, or 2.86×4.

Compare this with table 4, $\frac{\text{Column b}}{\text{Column a}}$.

III. Skewness

Consider fig. 4.

This presents the sigma-hexagons for the cranial breadth and length of Müller-Wismar's New Britons, Bauer's Baining, and MacDonnell's Moorfield English[1]).

Table 5

	New Britain			Baining			Moorfield		
	y	x	i	y	x	i	y	x	i
Mean . .	132.8	184.3	72.13	136.7	172.3	79.24	143.4	190.1	75.4
σ	4.18	6.60	2.45	5.11	6.46	2.89	3.84	5.53	1.81
CV . . .	3.15	3.57	3.5	3.74	3.75	3.65	2.63	2.91	2.40
Median	132.3	183.6	72.03	136.5	171.5	79.25	143.3	189.5	74.83
Mode .	131.3	182.2	71.83	136.1	169.9	79.27	143.1	188.3	73.69

(The mode has been calculated from the rough formula Mode Mean — 3 (Mean — Median)

[1]) Müller-Wismar: Beiträge zur Kraniologie der Neu-Britannier. Jahrb. Hamburg. Wissensch. Anstalten XXIII: V. Beiheft, 1905.
Bauer: Beiträge zur Kraniologie der Baining (Neu-Pommern). Arch. Anthrop. XLII, 1915.
MacDonnell: A Study of the Variation and Correlation of the Human Skull. with Special Reference to English Crania. Biometrika III, 1904.

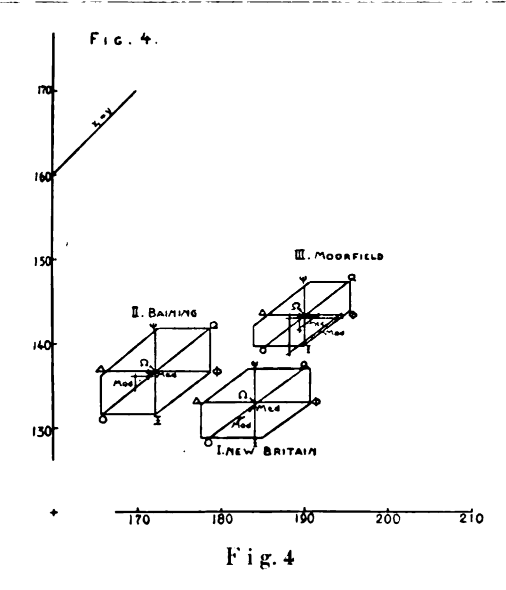


Fig. 4

It will be surmised from the above that usually the median really does not differ significantly from the mean. This is true; yet in the following a significance will be assumed for purposes of exposition.

In fig. 4, the lines for median and for mode have been entered in respect of y, x, and i. They intersect to enclose small triangles. And in the figure, only those segments that take part in the bounding of the triangles have been retained. We may dub these the median and the modal triangles; although, of course, it is the lines themselves and not the triangles that are significant.

Now, if χ denote the skewness of a curve, and the mode depart from the mean by a linear quantity d, we have the relationship $d = \chi \times \sigma$. The standard error for d with respect to the normal curve is $SE = \pm \sqrt{\frac{3}{2n}}\,\sigma$. If $d > \sqrt{\frac{3}{2n}}\,\sigma$, the difference between mean and mode is significant. It is clear that the standard error is a function of σ (as well as of n). In the graphs, therefore, $\chi = \frac{d}{\sigma}$; i.e. in the case of the measurements χ is the ratio of the distance between mode and mean and of the distance between mean and σ. Note that the difference between mean and mode is less for the New Britain cranial length than for the Baining; yet, since σ is slightly greater for the New Britons, the distance d is more significant for them than for the Baining.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Wir setzen in diesem Heft die in Bd. IX, S. 272 begonnenen Berichtserien über anthropologisch wichtige Arbeitsgebiete deutscher Forschungsinstitute fort. Die Schriftleitung.

Aus dem Universitätsinstitut und der Poliklinik für Konstitutionsmedizin der Charité, Berlin
(Leiter: Prof. Dr. med. Walther Jaensch)

Arbeitsweisen, Arbeitsbegriffe und neue Tatsachen moderner Konstitutionsforschung

Von Dr. med. *Erik Koch*, Oberarzt des Instituts

Es soll im folgenden der Versuch gemacht werden, einen skizzenhaften Aufriß von Anschauungs- und Arbeitsweise unseres Institutes zu geben.

Die Medizin muß sich in Zeiten eines allgemeinen Umbruchs althergebrachter Begriffe, wie der unsrigen, in ihrer Denkweise und in ihren Anschauungen ebenso wandeln, wie heute weite Gebiete des Lebens überhaupt. Galt z. B. früher als medizinische Norm, was einem Durchschnitt sog. „gesunder" Individuen eigen war, so muß gemäß nationalsozialistischem Denken heute als Norm gelten, was einem Gipfelpunkt einer möglichen Entwicklung auf rassisch-erbbiologischer Grundlage entspricht: das Höchstmaß an möglicher Entfaltung und Vollreife eines erbgesunden Organismus überhaupt[1]). Hierbei wird jedem Volke, seiner vorwiegenden rassischen Substanz nach, als ein solcher Idealtypus zugleich derjenige Konstitutionstypus vorschweben, der die Merkmale der edelsten Anteile seiner rassischen Grundelemente trägt. Es wird dann gefragt werden müssen, wie wandelt sich dieser ideale Konstitutionstypus ab unter dem Vorwalten oder der relativen Einmischung anderer Rassen? Wie verhält sich dieser Konstitutionstypus und seine Varianten im Laufe der Entwicklung und der einzelnen Lebensalter? Hierbei wird dann deutlich, daß schon aus solchen normalen, altersmäßig besonders gestalteten Zustandsbildern verschiedenste Konstitutionstypen mit ihren jeweils besonderen Zuständlichkeiten erwachsen, ebenso wie sich aus harmonischer oder disharmonischer Rassenkreuzung andere, verschiedenartigste Konstitutionstypen ergeben müssen, deren Variationen, je weiter sie sich von einem in sich harmonischen Bilde ihrer körperlich-seelischen Ganzheit entfernen, mit fließenden Übergängen hinüberleiten zu den krankhaften Formen grober Disharmonie aller körperlich-seelischen Teilsysteme eines Organismus, meist dysendokrine Extremvarianten allerverschiedenster klinischer Sondertypen. Gemäß dem weiteren biologischen Grundsatz, daß alle diese körperlich-seelischen Beziehungen eine Ganzheit primär-funktioneller Art darstellen, muß man sich vor Augen halten, daß nach den vorliegenden

---

[1]) Vgl. W. Jaensch in H. 1, 1938 v. Konstitution u. Klinik, Unser Standort in Wissenschaft, Leben und Weltanschauung. — E. R. Jaensch, Der Umbruch in der Medizin usw., H. 2, Konstitution u. Klinik, 1938, Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

Erfahrungen und Tatsachen solche funktionellen Ganzheiten doch auch einmal vorhanden sein können, ohne daß konstitutionell immer die entsprechenden körperlichen Merkmale ausgeprägt da sein müssen; das für Diagnose und Kostitutionstherapie Entscheidende ist daher immer das Wesenmäßig-Funktionelle, wofür nachher Beispiele beizubringen wären. Hieraus leitet sich ab: 1. daß selbst die pathoendokrinen Krankheitsfälle vorhanden sein und bis ins Seelische hinein ihre Wesenszüge entfalten können, auch wenn die anatomischen Merkmale der klassischen Fälle der bisherigen Klinik einmal fehlen. 2. Das Entsprechende kann im Normalen ebenso der Fall sein: so können wesensmäßige Rassenunterschiede bestehen, wo die äußeren Merkmale dies nicht, oder vielleicht sogar einmal eher das Gegenteil vermuten lassen. Ebenso gibt es endokrin normale Wesensvarianten von Konstitutionstypen, deren Äußeres das Gegenteil vermuten lassen kann, oder mindestens doch die wesentlichen äußeren Merkmale nicht oder nur andeutungsweise erkennen läßt, die nach den allgemeinen Erfahrungen sonst dazugehören. Auch hier ist dann immer das Wesensmäßig-Funktionelle entscheidend, und diese funktionelle „psychophysiologische Diagnostik" ist in unserm Institut sogar bis in eine fein abgestufte „diagnostische Physiognomik" ausgebildet worden. Hieran zeigt sich schon, daß die funktionelle Diagnostik im konstitutionsmedizinischen Sinne nach der Seite einer biologischen Psychologie erweitert werden mußte, indem rein psychologisch-phänomenologisch faßbare oder auch experimentell psychologisch erweisbare Reaktionen als feinstes Reagens auf vegetativ-nervöse, endokrine und sonstige Stoffwechselzustände zur Stellung bestimmter Diagnose und ebenso Indikationen therapeutischer Art in die allgemeine ärztliche Diagnostik mit hineingestellt wurden, besonders dort, wo das übliche Untersuchungsschema versagt, um solche konstitutionellen Zuständlichkeiten festzustellen. Obwohl manchem diese bisherigen Ausführungen etwas theoretisch klingen mögen, so sind doch alle jene Forderungen und Erfahrungen aus der praktischen Empirie moderner konstitutionsmedizinischer Diagnostik abgeleitet: so kann nach den Erfahrungen unseres Institutes bei einer Nebenschilddrüseninsuffizienz z.B. das eigentliche Wesen und der psychologisch und graphologisch erfaßbare Charakter des Patienten als „T-Typus", selbst ohne das entsprechende „Tetaniegesicht" (W. Jaensch), das allein Entscheidende für eine A.T.-10-Therapie sein, auch dann, wenn alle übrigen und üblichen klinischen Diagnostika einmal versagen. Es kann eine allgemeine Hypotonie und Adynamie auf Hypoglykämie oder auf Hypokalzämie bzw. einem chronischen Infekt (Blutbild!) beruhen oder vorwiegend auf einer Nebenniereninsuffizienz, letzteres aber im allgemeinen nur dann, wenn neben der allgemeinen Schwäche auch die Willenskräfte entscheidend geschwächt sind. Das kann alles der Fall sein, ohne daß unbedingt klinisch-körperliche Zeichen addisonistischer Konstitutionsbilder vorhanden sind. Schreckhafte Träume können bei Kindern spasmophile bzw. bei Erwachsenen tetanoide Störungen bedeuten, ohne daß jemals irgendwelche Krämpfe bestanden haben, und ohne daß immer die galvanische Erregbarkeit gesteigert oder gar das Fazialisphänomen vorhanden ist. Der Serumkalziumspiegel kann sogar gelegentlich einmal besonders hoch sein, wenn nur das typische Wesen des T-Typus vorhanden ist[2]). Letztere psychophysio-

[2]) Vgl. E. Koch: Leichte Nebenschilddrüseninsuffizienzen als Ursache konstitutioneller (somatisch-funktioneller und psychischer) Störungen tetanoider Art, ihre

logische Konstitutionsdiagnose kann über kausal-therapeutische Maßnahmen bei allerverschiedensten Krankheiten körperlicher oder seelischer Art entscheidend sein: so kann ein Individuum ein und desselben Erbkreises an Gallenkolik, die andere Schwester an schwerer Melancholie, die dritte an einem allergischen Ekzem leiden, und alle drei können als T-Typen durch A.T. 10 geheilt oder doch durchgreifend therapeutisch gebessert werden[3]). Ähnlich kann man ja auch eine Hyperthyreose oder eine Hypothyreose schon an gewissen seelischen Merkmalen allein erkennen, ohne daß die ausgesprochensten körperlichen Zeichen immer bereits stark vorhanden sind. Ist doch auch der B-Typus W. Jaensch', nicht zuletzt durch die Arbeiten der v. Bergmannschen Klinik. ein bereits weitbekannter Begriff geworden. B- und T-Typus sind ja Untergruppen der Vegetativ-Stigmatisierten G. v. Bergmanns, dessen langjähriger Schüler W. Jaensch ist. — Ähnlich den bisher angeführten Beispielen kennen wir in unserm Institut den ausgesprochenen „Durst" als hypophysäres Insuffizienzzeichen bei entwicklungsgestörten Kindern und auch Erwachsenen aller verschiedenartigster hypophysärer Prägung[4]). So konnten auch Durchblutungsstörungen und Varizen als konstitutionsdiagnostische Merkmale ermittelt und konstitutionstherapeutisch angegangen werden[5]). Bestimmte Konstellationen von seelischen Merkmalen zusammen mit gewissen körperlichen Zeichen können Hinweise sein für eine Brückenbildung am Türkensattel mit ihren Folgen relativer endokriner Insuffizienz und psychopathischen Wesens[6]).

Bestimmte Messungsergebnisse der sog. Nachbildgrößenmessung können Infantilismus bedeuten, doch kann seine Auswirkung auch allein seelisch ausgeprägt sein oder nur sehr feine, erst dann bemerkbare körperliche Auswirkungen zeigen. Noch früher als die Blutsenkungsreaktion und das differentielle Blutbild können andere feine sinnesphysiologische Reaktionen und Wesensänderungen das Vorhandensein eines chronischen Infektes, oder das Initialstadium einer Tuberkulose anzeigen (Brillentest zur Messung der Psycholabilität der Wahrnehmungsvorgänge[7]). Die galvanische Erregbarkeit am Nervus ulnaris und die Chronaxie können anzeigen, daß eine sog. „lange Leitung" im Psychischen Ausfluß einer hypokalzämischen Stoffwechselstörung ist, spastische Kapillaren an der Haut (Hautkapillarmikroskopie) können verraten, daß eine Migräne etwa spastisch-vasoneurotischen Ursprungs ist. Die „morphogenetische Hautkapillarmikroskopie" (W. Jaensch und Mitarbeiter) lehrte dann ferner, daß alles menschliche Gewebe einem sich verfeinerndem, auch therapeutisch zu befördernden Entwicklungsprozeß unterliegt, der sich jenseits des Mutterleibes noch fortsetzt und in weitem Umfange psychophysiologische Korrelationen zeigt[8]). Ganze Bevölkerungen verschiedener Gebiete unter-

Entstehung, Ermittlung und erfolgreiche Behandlung mit A. T. 10 Holtz. In: Konstitution und Klinik 1939, Heft II.

[3]) Vgl. W. Jaensch u. H. J. Doerbecker, Klinische und experimentelle Beobachtungen zur Tetanie- und Spasmophiliefrage, Wiener med. Wschr. 12, 1939.

[4]) Vgl. W. Meier, Konstitution und Durst (a. d. Institut f. Konstitutionsforschg.), Veröff. a. d. Gb. d. Volksgesundheitsdienstes II. 7, 1938, R. Schoetz, Berlin.

[5]) E. Koch zur Konstitutionstherapie der Durchblutungsstörungen und Varizen in Konstitution und Klinik 1938, Heft 4.

[6]) J. A. Schneider, Sellabrücke und Konstitution (ebendaher), S. Thieme, Leipzig 1939. — H. O. Martin, Sella turcica und Konstitution, ebenda 1940.

[7]) W. Jaensch, Körperlich-seelische Auswirkungen des Stoffwechsels, Med. Klinik Nr. 11—13, 1937.

[8]) W. Jaensch u. O. Gundermann, Klinische Rassenhygiene und Eugenik, Veröff. a. d. Geb. d. Mediz.-Verw., Schoetz, Berlin, II. 1, 1934.

scheiden sich untereinander durch die verschiedene Häufigkeit des Erhaltenbleibens embryonaler oder frühkindlicher Kapillarformen („Archi- bzw. Mesokapillaren"), Letztere sind in einer Bevölkerung mit starker Kropfverbreitung (Kropfendemie) häufiger als in einer kropffreien Gegend und drücken den mittleren Differenzierungsstand einer ganzen Bevölkerung kapillarstatistisch herab: Sie ist dann stärker mit kapillarstigmatisierten, besser kapillargehemmten „unfertigen Konstitutionen" durchsetzt als eine andere Bevölkerung. Das wirksame Agens einer Jodkropfprophylaxe beruht danach wahrscheinlich in einer allgemeinen und unspezifischen Anregung des endokrinen Systems, vielleicht auf dem Umwege über Schilddrüse und Hypophyse[9]). Diese Überlegung führte W. Jaensch und W. Wittneben zur Jodlipoid-Therapie (mit Lipatren I.G. Farben) als „ungezielte Reiztherapie" der unfertigen und entwicklungsgehemmten Konstitutionen, vor allem mit Kapillarhemmung. Da die Sprachgestörten in Berlin ca. 15—20% mehr oder weniger grobe Kapillarhemmungen erkennen lassen, wurde in ständiger Zusammenarbeit mit dem Ambulatorium für Sprachgestörte der Charité (Prof. Dr. Gutzmann) diese unspezifische Reiztherapie der unfertigen Konstitutionen mit Lipatren seit Jahren eine Begleittherapie der Sprachpädagogik bei Sprachentwicklungsstörungen. Unfertige Konstitutionen der verschiedensten Krankheitsbilder mit endokrin charakterisierbaren Störungen werden dagegen einer „gezielten Reiztherapie" der Drüsen mit innerer Sekretion unterworfen, da, zumal beim wachsenden Organismus, die Zuführung dieser Drüsensubstanzen mehr ist als bloße Substitution, weil sie auch Dauerwirkungen hinterläßt. — Archikapillaren, d.h. Kapillarreste embryonaler Prägung, wie sie auch besonders häufig bei Sprachgestörten sind, feststellbar durch Kapillarmikroskopie z.B. am Nagelfalz, bedeuten auch innerhalb anderer Zusammenhänge immer einen Hinweis, daß in der körperlich-seelischen Gesamtkonstitution etwas nicht in Ordnung ist, irgendein Rest noch undifferenziert, unreif, disharmonisch oder archaisch blieb. Psychiatrisch-neurologisch Belastete und Schwachsinnige einer besonderen Gruppe zeigen daher besonders häufig auch Archikappillaren, ebenso aber auch eine gewisse Gruppe von Hochbegabten, meist vegetativ nervöser oder mindest latent psychopathischer Menschen, die sog. Vasoneurotiker nach Otfried Müller. Denn die „Archikapillarhemmung" zeigt eine besondere Beziehung zur vegetativ-nervösen Steuerung (Mittelhirn) und erst sekundär zu den seelisch-geistigen Bereichen. Von den endokrinen Drüsen hängt sie besonders eng zusammen mit der Schilddrüse und der Hypophyse. Sie häuft sich daher in Kropfgegenden, aber auch bei gleichzeitiger Rassenmischung und Inzucht (Juden), ferner bei grobheterogener Rassenmischung auch ohne letztere, vielfach auch bei Keimeserschöpfung[10]). Es entstehen dann Degenerationsvarianten. Eine sehr wesentliche Erkenntnis aus diesen Kapillarstudien ist, daß diese Degenerationsvarianten, wie W. Jaensch das in seiner Monographie schon 1926 beschrieb[11]) eine „Sprengung der Entwicklungsharmonie" zeigen, mit disharmoni-

[9]) Vgl. W. Jaensch u. Mitarb. unter „Kropf und Kapillaren" im Sitz.-Ber. d. I. u. II. intern. Kropfkonferenz, Bern, Huber, Sitz.-Ber. ebenda Th. Hoepfner.

[10]) Vgl. hierzu auch E. R. Jaensch, Der Gegentypus, Joh. Ambr. Barth, 1938.

[11]) W. Jaensch, Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit, Jul. Springer, Berlin, 1926.

schem Körperbau, disharmonischer seelischer Struktur, meist im Sinne eines Durcheinander verschiedener funktioneller Entwicklungsstufen in einem Organismus, verschiedenartiger morphologischer Formvarianten einzelner Entfaltungsstadien der körperlich-seelischen Konstitution, mitunter auch bestehend in einer Abweichung oder in einem Durcheinander einzelner Züge der verschiedenartigen geschlechtlichen Differenzierung, vom rein Funktionellen, Wesensmäßigen her mit allen Übergängen bis zur grob-anatomisch ausgebildeten Intersexualität. Sehr viele dieser von früher bekannten sog. „Degenerationszeichen" erhalten damit die Wertigkeit versprengter Stigmen gewisser physiologischer Entwicklungsstadien an falscher Stelle. Hieraus leitet W. Jaensch seinen bisher umfassendsten Gesichtspunkt ab, daß die eugenische Rassengesetzgebung ergänzt werden müsse durch eine Entwicklungskontrolle der Kleinkinder, die schon im ersten und zweiten Lebensjahr am durchgreifendsten als „Kapillarmikroskopische Reifungskontrolle der Kleinkinder" aufgezogen werden könnte. Eine solche Reifungskontrolle würde den Großteil der unfertigen Konstitutionen schon innerhalb dieser ersten Lebensjahre erkennen lassen, und die Kapillar-Auffälligen damit einer genaueren Diagnose und schließlich mindestens einer ungezielten Reiztherapie ihrer Entwicklungshemmung zuführen. Und zwar würden nur „Kapillar-Auffällige" durch ihre Kapillarhemmung gerade diejenigen Kinder werden, deren erbbiologische Struktur auch prognostisch am günstigsten beschaffen ist. Die Wirksamkeit und Wichtigkeit solcher Maßnahmen wird in der Konstitutionsmedizin Jaensch'scher Prägung damit begründet, daß die häufigste Ursache aller Krankheitsdispositionen überhaupt die relative Unreife des ganzen Organismus oder einzelner Organsysteme sei[12]). Die heute so gesuchte und betonte „Frühdiagnose der sog. konstitutionellen Frühschäden" beruhe im weitesten Umfange auf der Feststellung solcher partieller oder totaler Organminderwertigkeiten infolge Entwicklungshemmung oder Entwicklungsdisharmonie. Ein großer Teil dieser Frühschäden würde daher geringer werden, und damit auch die Spätfolgen, wenn man dafür sorgt, daß alle Menschen so reif als möglich werden und zwar in dem Ausmaße und in dem Tempo, das Konstitution und Rasse umgrenzen („prophylaktische und korrigierende Konstitutionsmedizin"). Diese voll ausreifende Höherführung des Einzelnen wie der Gesamtheit diene daher auch als Gegenmittel gegen die Entstehung neuer Extremvarianten und Mutationen, mit der unbedingt gerechnet werden müsse. Denn, so folgert W. Jaensch, die Sprengung der Entwicklungsharmonie ist neben anderen Einflüssen und Keimschädigungen wahrscheinlich ebenfalls ein Schrittmacher zur Neuentstehung pathologischer Mutationen. Die neuesten Arbeiten von Bier über seinen „Keimverzug" als Ursache der von ihm sog. „Transmutation" weisen in ähnliche Richtung. So bedeutet die Forderung Jaenschs nach einer wie oben charakterisierten Nachreifung und Früherkennung der unfertigen Konstitutionen als „klinische Rassenhygiene" eine wesentliche Ergänzung der „ausmerzenden Rassenhygiene", Forderungen, die sich mit den Grundtatsachen der

[12]) Vgl. W. Jaensch, Konstitution und Leistungsfähigkeit, im gleichnamigen Sammelwerk d. Berliner Akademie f. ärztl. Fortbildg., Joh. Ambr. Barth, 1939.

Vererbungslehre keineswegs in Widerspruch setzen, vielleicht aber erst in späterer Zukunft Beachtung und volle Würdigung finden werden.

Auch begrifflich erwuchsen aus allen diesen Forschungen neue Anschauungen über Wesen und Bedeutung von Konstitution und Rasse, Ganzheit und Typus. Wie im Typus weniger das Äußere, die einzelnen Merkmale, sondern die Ganzheit, das Wesen, die Reaktionsart und der Charakter betont wird, so ist dies Wesensmäßige, das Dynamische auch das Entscheidende am Konstitutionsbegriff Jaenschscher Prägung: „Vererbung ist Schicksal, aber ein solches, mit dem es zu kämpfen gilt!" Denn „Konstitution" ist ein Struktursystem, das auf dem Boden der Erbanlage während des ganzen Lebens gewissen Wandlungen unterworfen ist, immer im Rahmen zugleich der Rasse, die bei der Befruchtung eindeutig bestimmt und statisch, und während des ganzen Lebens unveränderlich ist; beides muß immer aufeinander bezogen werden. Außer in seiner schon genannten Monographie (1926) hat W. Jaensch in weiteren Werken seine Anschauungen, die hier nur kurz skizziert werden konnten, niedergelegt. Genannt sei etwa „Körperform, Wesensart und Rasse", Skizzen zu einer medizinisch-biologischen Konstitutionslehre (G. Thieme, Leipzig 1934), „Körperformung, Rasse, Seele und Leibesübung" (A. Metzner, Berlin 1936), „Psychophysiologische Diagnostik" im „Handbuch der jugendärztlichen Arbeitsmethoden", herausgegeben von W. Zeller (Joh. Ambr. Barth, 1939).

Wenn gelegentlich der Meinung Ausdruck gegeben wurde, es sei ein besonderes konstitutions-medizinisches Institut überflüssig, weil ja jetzt konstitutions-medizinische Gesichtspunkte überall berücksichtigt werden, so zeigt eine solche Anschauung eine völlige Verkennung der Sachlage: Die Konstitutionsmedizin gerade unserer Prägung befaßt sich mit den Werdenden, mit besonderem Vorzug daher gerade dem gesunden jungen Menschen, dessen Entwicklung vielleicht gewissen Disharmonien und Verzögerungen unterliegt. Denn das Anliegen der Konstitutionsmedizin ist die Frage der mehr oder weniger guten Entfaltung der Erbanlage gerade in diesem Bereiche. Die Kinderklinik sieht aber nur die kranken Kinder, und in sie gehen die Eltern nicht mit den Klagen, mit denen sie zu uns kommen. Die innere Medizin sieht nur die Erwachsenen, der Nervenarzt nur die wirklich schon etwas psychopathischen Kinder dieser Altersstufe. Daher erleben wir immer wieder die unzähligen Beispiele, daß die Eltern unserer Kinder von Ärzten wie von erfahrenen Klinikern gesagt bekommen, daß man ärztlich nichts tun könne, sondern abwarten müsse, wenn etwa Sprachentwicklungsverzögerungen vorliegen oder andere Reifungsphasen der körperlichen und seelischen Struktur mit ihrer Verzögerung Erziehungs- und Schulschwierigkeiten machen; dabei sind diese „Frühschäden" oft relativ leicht zu beheben und bilden bei ihrem Bestehenbleiben ein Heer sog. konstitutioneller Schwächen, auf Grund deren spätere Erkrankungen der Erwachsenen entstehen.

Eine besondere konstitutionsmedizinische Instanz (Institut und Poliklinik) ist daher schon deshalb nötig, weil die besondere Gruppe „unfertiger Konstitutionen" unter Gesunden andere ärztliche Instanzen nicht aufsucht bzw. andere ärztliche Instanzen mit diesen Jugendlichen erfahrungsgemäß nichts anzufangen wissen, obwohl diese Gruppe Entwicklungsgestörter für die Hebung von Konstitution und Leistung breiter Volkskreise besonders wichtig ist. Ferner übersieht die Konstitutionsklinik Kindheit und Jugend,

Zeit der Vollreife und des Alters einheitlich. Und nur so allein vermag festgestellt zu werden, in welche Konstitutionsformen der Erwachsenen bestimmte Konstitutionsformen der Kinder und Jugendlichen einmünden. Das aber ist entscheidend zur frühen Erkennung und Bekämpfung sog. Frühschäden. Sowohl der HJ-Arzt wie der Sportarzt, der Werkarzt und Formationsarzt jeder Art bedürfte daher ebenso wie der Schularzt einer konstitutionsmedizinischen Ausbildung.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle Arbeiten anzuführen, die bereits aus dem Institut und seiner Poliklinik an der Charité hervorgegangen sind; hingewiesen sei nur noch auf die neue erstmalige konstitutionsmedizinisch-klinische Zeitschrift „Konstitution und Klinik", herausgegeben von W. Jaensch und F. Rott bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig. Sie wurde nach anfänglichem Aufblühen leider inzwischen ein Opfer des Krieges.

Das Marburger Institut für psychologische Anthropologie

Das Marburger Institut für psychologische Anthropologie ist dem Lebenswerk seines jüngst verstorbenen Gründers, Prof. E. R. Jaensch, aufs engste verbunden. Es ist eines der jüngsten Institute des Faches. Zu einer Zeit, als z. B. das Leipziger Institut W. Wundts oder das Göttinger Institut G. E. Müllers der deutschen Psychologie bereits Geltung in aller Welt errungen hatten und vorbildlich für die Schaffung ähnlicher Institute in allen Kulturländern geworden waren, besaß die Marburger Universität noch kein Forschungsinstitut für das neu aufblühende Fach, in dem sich schon damals — als Psychophysik — die Idee einer gesamten Menschenforschung in den ersten Ansätzen zu verwirklichen begann. Freilich war der Blickkreis der Psychophysik durch die enge Verbindung an die physiologische Problematik und an die physikalische Methodik noch eingeengt; sie bildete aber ein um so tragfähigeres Fundament, von dem aus die Fragen der körper-seelischen Einheit des Menschen und seines Verhältnisses zur Welt fruchtbar in Angriff genommen werden konnten.

Es ist das Verdienst von E. R. Jaensch, diese Entwicklung von der Psychophysik zur psychologischen Anthropologie nicht nur theoretisch postuliert, sondern auch durch zahlreiche empirisch begründete Erkenntnisse gefördert zu haben. Darüber hinaus hat er aber auch noch unermüdlich auf die tiefere, philosophisch-weltanschauliche Bedeutung der Menschenforschung hingewiesen, die mit ihrer Erkenntnis der menschlichen Wirklichkeit Grundlagen liefert für die umfassende Deutung der Stellung des Menschen im naturhaften und geistigen Sein überhaupt. Die psychologische Anthropologie führt somit zu einer Neubestimmung der Philosophie als philosophischer Anthropologie und zu einer Vollendung des deutschen Idealismus im Sinne der Wirklichkeitsphilosophie eines „Idealismus der Nähe" im Gegensatz besonders zu der sog. alten Marburger Schule eines transzendentalen „Idealismus der Ferne", der gerade die Berufung auf die Wirklichkeit des Menschen ablehnte.

Diese Feindschaft der früheren Philosophie gegen die in ihren Ursprüngen eigentlich deutsche Wissenschaft der psychologischen Menschenforschung trat etwa offen zutage, als die Marburger Fakultät im Jahre 1910 es durchsetzte, daß E. R. Jaensch den Lehrstuhl des Juden Cohen übernehmen konnte. Cohen galt als „Führer des deutschen Idealismus" und war zugleich geistiges Oberhaupt des intellektuellen Judentums, dessen damals kulturpolitisch maßgebliche Presse einen leider erfolgreichen und noch lange nachwirkenden Propagandafeldzug gegen die Psychologie einleitete. Eine zweite gegnerische Front gegen die in deutschem Sinne weltanschaulich ausgerichtete psychologische Menschenforschung bildete sich dann nach 1918 in dem Fach selbst, in dem ebenfalls — soweit überhaupt noch psychologische Lehrstühle besetzt wurden — die Juden auch hier das Fach zu beherrschen begannen. Dieser Umstand brachte dann später auch die Psychologie in den Verdacht, eine ausgesprochen jüdische Wissenschaft zu sein.

Gegen alle diese Widerstände mußte sich Jaensch durchsetzen, als er nach seiner Marburger Berufung daranging, für die psychologische Anthropologie eine Arbeits-

stätte zu schaffen. In den ersten 6 Jahren seines dortigen Wirkens wurde ihm nur ein Raum im physikalischen Institut zur Verfügung gestellt. Aus eigenen Mitteln mietete er sich dann einige Wohnräume in einem Haus zu Institutszwecken, bis endlich nach dem Weltkriege, als er ehrenvolle Berufungen nach Göttingen und Wien ausgeschlagen hatte, ein psychologisches Institut in einem alten, unzulänglichen Bau mit wenigen Räumen als offizielles Universitätsinstitut eingerichtet werden konnte[1]).

Erst 1933 entstand das gegenwärtige Institut für psychologische Anthropologie im eigenen Hause (Lahnstraße 10) im Klinikviertel der Universität. Neben den Räumen des Direktors und des Assistenten, sowie einer gut eingerichteten mechanischen Werkstatt und Präsensbücherei stehen hier fünf große und fünf kleinere Räume für Untersuchungszwecke zur Verfügung. Über die Entwicklung der Arbeiten von E. R. Jaensch, die aus diesem Institut hervorgingen, unterrichtet eine in der Zeitschrift für Psychologie soeben erschienene Arbeit[2]), der auch eine vollständige Bibliographie der Werke von Jaensch, sowie der Arbeiten seines großen Schülerkreises beigefügt ist.

Die frühen Arbeiten Jaenschs und seiner Schule setzen in der Wahrnehmungspsychologie ein. Neben der Behandlung der allgemeinen Fragen der Wahrnehmungslehre wurde insbesondere die Raum-, Farben- und Tonpsychologie durch wertvolle experimentelle Untersuchungen gefördert, wie es überhaupt Jaenschs stetes Bestreben war, durch eine dem Gegenstand des Seelischen angepaßte experimentell-empirische Methode die gewonnenen Ergebnisse vielseitig zu sichern, ehe theoretische Folgerungen gezogen wurden. Die wahrnehmungspsychologischen Fragen wurden unter dem Gesichtspunkt der psychologischen Anthropologie als Beiträge zur „Lichtbiologie" noch in den letzten Jahren intensiv weiterverfolgt.

Epochemachend wurden seit 1917 die Untersuchungen der Marburger Schule zur Eidetik, die in den letzten Arbeiten zur Entwicklungs-Psychologie und Erziehungslehre besonders fruchtbar weitergeführt wurden.

Seit 1927 konnte Jaensch und seine Schule dann die Integrationstypologie als Grundformenlehre menschlichen Seins begründen, die zugleich einen wichtigen Beitrag zur Rassenpsychologie lieferte. Der Ausbau ihrer Systematik und Diagnostik ist noch nicht abgeschlossen, obschon bereits wichtige Ergebnisse, namentlich auch hinsichtlich der medizinischen, rassengenetischen und kulturphilosophisch-weltanschaulichen Grenzfragen vorgelegt werden konnten. Die Typenlehre gab zugleich wichtige Anregungen zur Völker-, Kunst-, Tier- und angewandten Psychologie. Im einzelnen muß auf den o.a. Bericht und das Schriftenverzeichnis verwiesen werden.

Das Marburger Institut für psychologische Anthropologie war aber nicht nur eine fruchtbare und wegweisende Arbeitsstätte für die gesamte Menschenforschung, sondern zugleich auch eine Stätte echter wissenschaftlicher Kameradschaft. Der Geist, den der Gründer seinem Institut gab, sollte in der weiteren Arbeit dieses Institutes lebendig erhalten bleiben. *G. H. Fischer, Münster i. Westf.*

[1]) Jaensch, E. R.: Das psychologische Institut in Marburg. 19 S., Marburg 1927.
[2]) Fischer, G. H.: E. R. Jaensch zum Gedenken. Werk und Vermächtnis. Z. Psychol. *148*, 19—49, 1940.

Das Universitäts-Institut für Erb- und Rassenpflege, Gießen

(Direktor: Prof. Dr. H. W. Kranz)

Der eigentlichen Gründung des Institutes durch den Unterzeichneten vor 3½ Jahren war eine ungefähr 2 Jahre umfassende Vorarbeit vorausgegangen, in der aus allerkleinsten Anfängen heraus das Institut in seiner heutigen Form und Einsatzbereitschaft für die Volksgemeinschaft entstanden ist.

Arbeitsmöglichkeiten und Vielfältigkeit der Aufgaben waren vor Jahren noch so sehr in Fluß, so wenig streng umschrieben und vor allen Dingen ohne jedes Vorbild, so daß die heutige Form und Einrichtung einmal aus den rein praktisch und zum anderen aus den wissenschaftlich sich als vordringlich ergebenden Erfordernissen und Notwendigkeiten herausgewachsen ist.

Als grundsätzliche Aufgabe erschien uns von Anfang an die Pflege des Volkskörpers in ihren weitverzweigten Vielfältigkeiten und Möglichkeiten.

Daß wir uns mit der Einrichtung und Zielsetzung auf den Gebieten der praktischen rassenhygienischen Tätigkeit, der Forschung und der Lehre auf dem richtigen Wege befunden haben, beweist die Tatsache, daß unabhängig voneinander und auch von uns, andere Institute mit denselben Zielen sich grundsätzlich in gleicher Richtung entwickelt haben.

Personell stehen z. Zt. als Mitarbeiter zur Verfügung: ein Oberarzt, ein planmäßiger Assistent, ein außerplanmäßiger Assistent, ein Volontärassistent und zwei Medizinal-Praktikanten. Ferner ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, eine technische Assistentin, eine Gehilfin in der Eheberatung, eine technische Assistentin in der photographischen Abteilung und fünf Hilfskräfte im Erbarchiv. Die Leitung des Institutes und die Leitung des Rassenpolitischen Gauamtes der NSDAP. sind in Personalunion miteinander verbunden. Hierdurch gelangen für die rassenpolitische Aufklärungs- und Schulungsarbeit noch zwei weitere hauptamtliche Kräfte zum Einsatz.

Die praktische rassenhygienische Tätigkeit erfolgt im Erbarchiv, das z. Zt. ein Material von 16 000 hessischen Sippen mit ungefähr ½ Million verkarteten Einzelpersonen umfaßt. Diesem Archiv, in dem sich auch die Landesstelle für die erbbiologische Bestandsaufnahme befindet, wird in Kürze eine eigene erbstatistische Abteilung angeschlossen, der vor allem die erbstatistisch wissenschaftliche Auswertung des Materials als Aufgabe zufällt.

Neben dem Erbarchiv wird gesondert eine Fremdrassigen- und Mischlingskartei geführt. Außerdem werden in einer besonderen Zwillingskartei die Zwillinge eines geschlossenen Bevölkerungsgebietes von ungefähr 100 000 Menschen gesondert geführt. Die Zwillingskartei umfaßt z. Zt. annähernd 3000 Zwillinge.

In der dem Institut angeschlossenen staatlichen Eheberatungsstelle und erbklinischen Abteilung werden die üblichen anfallenden Untersuchungen und Begutachtungen erledigt. Im vergangenen Jahre gingen durch diese Abteilung 1800 Patienten. Auf diese Weise stand nicht nur ein umfangreiches Material für die praktische Ausbildung unseres Nachwuchses zur Verfügung, sondern auch ein Material, das uns immer wieder neue wissenschaftliche Anregungen zu geben vermag.

Wir waren außerdem hierdurch in der Lage, die zahlreichen gutachtlichen Anfragen der Erbgesundheitsgerichte und -obergerichte sowie der praktischen Ärzte und Kliniken zu beantworten. Daneben wurden Gutachten in Abstammungs- und Vaterschaftsfragen abgegeben, soweit dies die Zahl der ausgebildeten Assistenten und die Fülle der anfallenden sonstigen Arbeit zuließ.

Die wissenschaftliche Einzelforschung ergibt sich aus dem oben angeführten. In Zusammenarbeit mit Kliniken, Standesämtern usw. wurde die Aufstellung eines weitgehend auslesefreien Zwillingsmaterials ermöglicht und hierdurch eine wichtige Voraussetzung für die Untersuchung der Vererbung normaler und pathologischer Eigenschaften und Merkmale geschaffen. In derselben Richtung liegen die in Angriff genommenen Familien- und Sippenuntersuchungen, die bereits ein großes und wertvolles Material ergeben haben, das im einzelnen bearbeitet wird.

Die Mischlingsuntersuchungen erstreckten sich vor allem auf farbige Bastarde, Judenmischlinge und Zigeunermischlingssippen. Bevölkerungswissenschaftlich wurde in letzter Zeit vor allem die Asozialenfrage bearbeitet in Richtung auf Fruchtbarkeit, soziale Schichtung, Gattenwahl, Erbbedingtheit, soziale Prognose usw.

Experimentell genetische Arbeiten waren in den vergangenen Jahren auf die Frage des Morphiumeinflusses ausgerichtet.

Die Lehrtätigkeit im Rahmen der Universität konnte allmählich immer mehr ausgedehnt werden, besonders nachdem durch den Erlaß des RJM. vom 25. März 1936 die „Rassenhygiene" als selbständiges Prüfungsfach auch in das medizinische Staatsexamen unserer Universität aufgenommen worden ist.

Bislang wurde von mir eine Vorlesung über Rassenkunde und Bevölkerungspolitik, sowie eine solche über Erbbiologie und Erbpathologie (Rassenhygiene) für Mediziner gelesen und schließlich ein Kurs über rassen- und erbbiologische Untersuchungsmethoden eingerichtet. Daneben lief noch im Rahmen des großen Gebietes der Rassenbiologie eine Vorlesung über Variations- und Erbstatistik, und schließlich wurde eine rassenhygienische Arbeitsgemeinschaft mit anderen Universitäts-Instituten für Hörer aller Fakultäten gebildet. Eine von den deutschen Rassenhygienikern besonders be-



größte und erfreuliche Intensivierung und Verbreiterung wird unsere zukünftige Lehrtätigkeit durch den Erlaß des Reichserziehungsministeriums vom 22. Dezember 1938 erhalten, durch den ab 1. April 1939 eine neue medizinische Studienordnung in Kraft tritt und mehrere rassenhygienische Pflichtvorlesungen im vorklinischen und klinischen Studium vorgesehen sind.

Überblicken wir die vergangenen Jahre der Organisation unserer rassenbiologischen Institute, der praktischen erb- und rassenpflegerischen Tätigkeit und der erb- und rassenwissenschaftlichen Forschung, so können wir mit Stolz feststellen, daß auf allen Gebieten erfolgreich im neuen Deutschland gearbeitet worden ist. Die Vielzahl der vor uns liegenden Probleme und Aufgaben, die noch der Lösung harren, aber erfüllt uns mit Freude an unserem lebensnahen und lebendigen Fach. Sie gibt uns immer wieder Antrieb in unserem Suchen nach der Erkenntnis im Walten der Natur und nach Wahrheit. Der erfolgreich geleistete Dienst an der Gesundheit unseres Volkes und an seiner Reinerhaltung aber ist die größte Genugtuung des deutschen Rassenhygienikers und der schönste Lohn für uns selbst. *H. W. Kranz, Gießen.*

Das Anthropologische Institut der Universität Wien

Die Rückgliederung der Ostmark in das Deutsche Reich hat den Aufgabenkreis des Wiener Anthropologischen Institutes, welches das einzige derartige Institut der Ostmark ist, wesentlich erweitert. Waren bisher erbbiologische und gar rassenkundliche Arbeiten von der Staatsführung eher behindert als gefördert, zumindest aber mit Mißtrauen betrachtet worden, so fielen nun derartige Hemmnisse fort und es konnten die notwendigen inneren Voraussetzungen für fruchtbares Arbeiten gewonnen werden.

Als Grenzland bietet die Ostmark eine Fülle rassenkundlicher Probleme, zu deren Klärung eine größere Anzahl umfangreicher Aufnahmen durchgeführt wurden. Darüber berichtet E. Geyer in der Reche-Festschrift 1939: „Der Stand der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark". So wurde in den Gauen Niederdonau, Oberdonau, Steiermark und Kärnten von Mitgliedern des Institutes rassenkundliches Material gewonnen. Leider sind die Mittel, die zur Aufarbeitung des gesammelten Materiales zur Verfügung stehen, gering, so daß eingehendere Darstellungen größerer Gebiete in allernächster Zeit noch nicht gegeben werden können. Arbeiten an vorgeschichtlichem Material aus den verschiedensten prähistorischen Perioden sind im Gange und werden voraussichtlich in nächster Zeit zum Abschluß kommen. Sie versprechen wichtige Beiträge zur Rassengeschichte Mitteleuropas zu bringen.

Das Wiener Anthropologische Institut erblickt seine besondere Aufgabe seit jeher in der Heranziehung erbbiologischer Erkenntnisse zum Abstammungsnachweis. Die Einrichtungen, die das Institut zur Lösung dieser Aufgabe geschaffen hatte, haben sich auch bei der außerordentlich starken Inanspruchnahme in den letzten fünf Vierteljahren — etwa 300 Fälle waren zu begutachten — vollauf bewährt. Es sei darauf hingewiesen, daß sämtliche Apparaturen für diese Zwecke (Spiegelreflexkameras, Zeißsche Raumbildkamera, Beleuchtungsapparate usw.) in den letzten Jahren aus Geldern angeschafft wurden, welche von Mitgliedern des Institutes in gemeinsamer Tätigkeit durch gerichtliche Gutachten erarbeitet wurden. Nachdem E. Essen-Moeller gemeinsam mit E. Geyer eine einwandfreie theoretische Grundlage für die Behandlung von Vaterschaftsfragen geschaffen hatte, war es die nächste Aufgabe, dieses Verfahren auf seine praktische Anwendbarkeit hin zu prüfen. Es wurde zunächst allen jenen Vaterschaftsnachweisen, bei denen Kind, Mutter und angeblicher Vater zur Untersuchung kamen, zusätzlich zur bisher geübten Art der Gutachtenerstattung ein Befundblatt beigegeben und das daraus nach einem einfachen Verfahren gewonnene Rechnungsergebnis bei der Schlußfassung des Gutachtens mitverwertet. Über die dabei gesammelten Erfahrungen, welche die Anwendbarkeit der Geyer-Essen-Moellerschen Formel glänzend dartun, berichtet K. Tuppa in der Wiener Klinischen Wochenschrift 1939 (Zur Theorie und Praxis des Abstammungsnachweises). Schon für die nächste Zeit sind wichtige Arbeiten zum Ausbau dieses Verfahrens zu erwarten.

Die Lehrtätigkeit war im abgelaufenen Studienjahr deswegen besonders umfangreich, weil ein eigenes rassenhygienisches Institut in Wien noch nicht besteht und alle einschlägigen Vorlesungen für Mediziner und Lehramtskandidaten vom Anthropologischen Institut bestritten werden mußten. Im Sommersemester 1939 ergab dies 9 Vor-

lesungs- und 4 Übungsstunden in der Woche (Menschliche Erblehre als Grundlage der Rassenhygiene, 3st.; Bevölkerungspolitik f. Mediziner, 1st.; Einführung i. d. Rassenkunde für Geographen und Historiker, 2st.; Rassengeschichte der Ostmark, 1st.; Die Bevölkerung Afrikas, 1st.; Die anthropologisch-erbbiologische Abstammungsprüfung, 1st.; Rassenkundliche Übungen am Lebenden, 2st.; Besprechungen anthropologischer Arbeiten, 2st.). Sämtliche Vorlesungen wurden von E. Geyer, dem derzeitigen Leiter des Institutes, abgehalten. Die Übungen wurden von den Assistenten des Institutes, Dr. R. Routil, Dr. D. M. Koenner und Dr. K. Tuppa, geführt.

Rückblickend auf die Entwicklung der letzten 1½ Jahre kann gesagt werden, daß das Institut trotz ungünstiger Verhältnisse — der Lehrstuhl ist derzeit unbesetzt — die Belastungsprobe sehr gut bestanden hat. Dieser Erfolg rechtfertigt in überzeugender Weise den Aufbau und die Arbeitsweise des Institutes. *K. Tuppa, Wien.*

Wichtige Arbeiten aus dem Wiener Institut in den letzten Jahren

E. Geyer: Die Beweiskraft der Ähnlichkeit im Vaterschaftsnachweis. Praktische Anwendung. Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LXVIII, 1938. — Zum Ausbau des anthropologischen Vaterschaftsnachweises. Z. Morph., XXXIX. — Der Stand der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark. In: Kultur und Rasse, Festschr. zum 60. Geburtstag Otto Reches. München 1939. — Zur Anthropologie der Finnen. Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch., X, 1940. — Ein Zwillingspärchen mit zwei Vätern. Arch. Rass. Ges. Biologie XXXIV, 1940.

Ae. Kloiber: Deutsche und Tschechen aus Südböhmen und Österreich im 19. Jahrhundert. Unsere Heimat, XI, 1938. Die Rassen in Niederdonau. Ältere und neuere Untersuchungen (1883—1938). Annalen des Naturhistorischen Museums, Wien, XLIX, 1939. — Römerzeitliche Schädel aus Kärnten. Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LIX, 1939. Die Rassen in Oberdonau. Ältere und neuere Untersuchungen 1883—1938. Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines, Linz/Donau, LXXXVIII, 1939.

D. Kahlich-Koenner: Häufigkeiten von Extremitätendefekten. Der Erbarzt, 1938. Anthropologische und morphologische Beobachtungen an der menschlichen Hand. Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LXVIII, 1938. Vorläufiger Bericht über rassenkundliche Aufnahmen an Juden. Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. X, 1940.

R. Routil: Ein Beitrag zum Erbstudium des menschlichen Haarkleides. Z. Rassenk. IX, 1939. — Von der Richtung der Augenlidspalte. Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LXIX, 1939. — Wahrscheinlichkeitsberechnung und Biologie. Z. Rassenk. VIII, 1938. — Über die Ermittlung von Beziehungen zweier Merkmale. Mitt. Anthrop. Ges. Wien. LXVIII, 1938. Von der Erwartung des blutartlichen Ausschlusses der Vaterschaft bei verschiedenen Völkern. In: Kultur und Rasse, München 1939.

K. Tuppa: Anthropologische Untersuchungen an kriegsgefangenen Tipteren. Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. IX, 1938. — Zur Morphologie der Augengegend. Mitt. Anthrop. Ges. Wien, LXVIII, 1938. — Zur Theorie und Praxis des Abstammungsnachweises. Wiener klin. Wschr. 1939. Rassenkundliche Untersuchungen in Kärnten. Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. X, 1940.

Die rassenkundliche Abteilung im Städtischen Museum für Natur- und Völkerkunde in Wesermünde

Staatsrat Oberbürgermeister Lorenzen, Bremerhaven, stellte — erstmalig für das Rechnungsjahr 1936 — Geldmittel bereit für die Einrichtung einer Abteilung „Menschliche Rassenkunde". Die Arbeiten, die sich über etwa 3 Jahre erstreckten, sind in den Grundzügen beendet.

Von dem Gedanken ausgehend, daß der Werdegang des Menschengeschlechts eine Entwicklung ist, wurde die rassenkundliche Abteilung unter diesem Gesichtspunkt — soweit das heute schon möglich ist — aufgebaut. Der Begriff der Entwicklung muß unverständlich bleiben, wenn der Gang der Vererbung nicht bekannt ist. Deshalb wurde der eigentlichen rassenkundlichen Abteilung ein Abschnitt über den Bau und die Teilung der Zelle, sowie über Vererbung vorausgeschickt. Eine kurze Übersicht über die geologische Entwicklung der Pflanzen und der Tiere und ein Abschnitt über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschenaffen und dem Menschen leiten hinüber zu Betrachtungen über die Grenze zwischen Tier und Mensch und über die Urheimat des Menschengeschlechts. Es schließen sich an Abschnitte über den Früh-

oder Affenmenschen, den Urmenschen oder Neandertaler und den Altmenschen der Eiszeit (Rassen von Grimaldi, Cromagnon und Aurignac). Der Altmensch der Nacheiszeit bildet den Übergang zu den Rassen der Jetztzeit (oder ihren Anfang).

Dem Aufbau der Abteilung des rezenten Menschen liegt die Auffassung Weinerts zugrunde, daß beim heutigen Menschengeschlecht drei Entwicklungsrichtungen sich erkennen lassen: eine „mittlere" Linie, die mit einem dunklen und einem hellen Teil in zwei Gruppen zerfällt, eine „schwarze" Linie und eine „gelbe" Linie. Mit dem Australier als der urtümlichsten Rasse ist begonnen; den Abschluß bilden die Europiden.

Die gewonnenen Ergebnisse sind in der folgenden Abteilung „Vergleichende Rassenkunde" zusammengefaßt und einander gegenübergestellt.

Die anschließenden Abschnitte behandeln die Fragen: „Rasse und Domestikation", „Rasse und Volk", „Ursachen des Untergangs von Kulturvölkern" und „Rassenhygiene".

In allen Abschnitten ergänzen Zeichnungen, Kartenskizzen, Lichtbilder und Modelle das geschriebene Wort; auch erhöhen kennzeichnende Kulturgüter, vereinzelt beigegeben, die Anschaulichkeit.

Abformungen, nach dem Leben angefertigt, entstammen der Künstlerhand Hans Lichteneckers in Gotha, Schädel und Schädelabformungen der Firma Dr. Krantz in Bonn a. Rhein, Schädelrekonstruktionen — nach Angaben von Universitätsprofessor Dr. Hans Weinert in Kiel — dem „Museum am Dom" in Lübeck.

Prof. Dr. Beutler, Wesermünde

Sehen und Rechnen!

So sehr diese Endformulierung der Frage, bzw. der Antwort auf die Frage Rechnen oder Sehen, befriedigt (s. v. Eickstedt, Z. Rassenk. X, 189 ff., 1939), kann ich doch nicht umhin, einige Bemerkungen zu dem interessanten Vergleich zwischen der Bearbeitung einer und derselben Gruppe durch v. Eickstedt und Michalski hinzuzufügen. Zunächst möchte ich betonen, daß ich die Feder ergreife, weil ich durch v. Eickstedt zu einer Gruppe von „Statistikern" gestellt wurde, zu der ich mich selbst nicht bekennen kann. Denn ich stehe genau so wie v. Eickstedt auf dem Standpunkt: Sehen und Rechnen. An den Czekanowskischen Voraussetzungen habe ich selbst auch Kritik geübt, und sogar von einem ähnlichen Standpunkt wie ihn v. Eickstedt vertritt. Ich zeigte dann an Hand eines persönlich untersuchten, also gesehenen Materials, wie die Voraussetzungen und statistischen Methoden Czekanowskis abgeändert werden müßten, um bessere Resultate zu erzielen (Z. Rassenk. IV, 1936). Ich habe bisher nur ein Material bloß vom Schreibtisch aus bearbeitet und dabei (vielleicht zufällig) nach Aussagen von Kennern ein richtiges Resultat erzielt (errechnet!) (die Arbeit ist noch nicht erschienen, es handelt sich um die Anthropologie der Šoltaner: Bewohner einer kleinen dalmatinischen Insel, die vor Jahren von einem Arzt gemessen worden sind.) Aber die Grundlagen und Methoden sind eben andere gewesen als die von Michalski verwendeten. Obwohl ich die Statistik gerne benütze, sehe ich sie durchaus nicht als Selbstzweck in der Anthropologie an. Dazu bin ich viel zu sehr morphologisch eingestellt. Ich glaube auch, daß die von mir unterschiedenen und teilweise neu aufgestellten Rassen (Typen?) wirklich existieren, denn ich habe sie ja nicht nur errechnet, sondern auch gesehen und häufig fotografiert!

Daß sich im vorliegenden Falle Michalski zu offenbar ganz unmöglichen Behauptungen verleiten läßt, liegt nicht so sehr in der Starrheit des Systems als solchen, als in der Starrheit seiner Anwendung. Eine von den meinigen grundsätzlich verschiedene Voraussetzung ist die Annahme, daß die Rasse als solche etwa ein Erbfaktor sei — dazu kommt es bei den Systemvoraussetzungen Czekanowskis. Viele der Einwände v. Eickstedts entfallen aber, wenn man sich rein an die Kombination von Einzelerbmerkmalen hält und auf Grund dieser eine Rasse nicht auf- sondern feststellt. Beim Lesen des v. Eickstedtschen Aufsatzes spitzte sich mir an einigen Stellen die Frage nicht in „Rechnen oder Sehen?", sondern in „Was ist eine Rasse?" zu. Nehmen wir aprioristisch gewisse Rassen als feststehend an, dann kommen wir allerdings zu einem starren System, das „unnatürlich" erscheinen kann. Was wir aber als wirklich feststehend vereinbaren sollten, sind gewisse Merkmale, nach denen eine Rasse zu definieren ist. Und diese Merkmale müßten wirklich in jedem Falle dieselben sein. Ich verweise wieder auf meinen Vorschlag, als Nachweis, daß nicht viele Merkmale dazu nötig sind (Z. Rassenk. IV, 1936). Eine Rasse muß durch die besondere jeweilige Kombina-

tion derselben Merkmale gekennzeichnet werden, denn alle Merkmale (im Sinne der Ganzheit) — ergeben wieder nur ein Individuum, können aber nie zur Systemisierung von Gruppen führen! Um bei v. Eickstedts Beispiel zu bleiben: die Körperhöhe zwischen Nordiden und Dinariden ist nicht unterschiedsfähig, aber die Kopfform und die Komplexion sind es. Der Vergleich mit Löwe und Tiger erscheint mir hier nicht angebracht, soweit es sich nur um die Schädel handelt. Denn sowohl beim Menschen als auch beim Löwen und Tiger sehen und klassifizieren wir vor allem die lebende Form. Der Paläontologe hat die weit schwierigere Aufgabe, weil er eben nur Knochenmaterial bearbeitet und eventuell wirklich in die Lage kommen könnte, zwei Schädel derselben Art zuzuschreiben, die aber — bedeckt mit Fleisch und Haut (Fell, Farbe usw.!), lebend, als zwei Arten definiert würden. Man kann also Knochenmaterial nicht einfach mit den Methoden am lebenden Material vergleichen und umgekehrt! Man muß doch immer die Kombination nehmen und nicht einzelne Merkmale zwischen zwei gegebenen Gruppen auf ihre differentialdiagnostische Fähigkeit prüfen. Vier oder meinetwegen 6 oder 8 Merkmale geben so viele Kombinationsmöglichkeiten, daß man der Natur gerecht werden kann, ohne ihr etwas vorschreiben zu wollen, was — nebenbei — den Nur-Statistikern manchmal nicht mit Unrecht vorgeworfen wird.

Andererseits soll festgestellt werden, daß es kein „natürliches" System geben kann, weil es nicht Sache „der Natur" ist zu ordnen, sondern Sache des einzigen denkenden Lebewesens, des Menschen. „Der Natur" ist ein „System" höchst gleichgültig, dem Menschen aber erleichtert es die Erkenntnis. Es kann also durchaus nicht nur den „Statistikern" vorgeworfen werden, daß sie „der Natur etwas vorschreiben" möchten, sondern allen Systematikern. Die „Statistiker" mit ihren sog. „Rechenrassen" haben vor anderen allerdings die Klarheit und Kürze der Verständigungsmittel und der eventuellen Definitionen voraus. Ganzheitsanthropologie kann in ihrer letzten Konsequenz zu keinem System führen, sondern nur zum Individuum. Ein System beruht aber, vom Individuum ausgehend, auf Gruppen mit derselben Merkmalskombination, die uns die Vorstellung eines bestimmten Typus, Konstitution oder Rasse, so einfach aber auch so vollkommen als möglich vermitteln soll. Da liegt der Kern des Systemproblems.

Vor allem sollte also einmal fixiert werden, was eine Rasse ist. Und da sehe ich nur einen Weg, um allen Schwierigkeiten vorzubeugen — die Rasse soll nur auf Grund exakter, also mathematischer und statistischer Hilfsmethoden definiert werden. Damit wäre die Rasse in der Anthropologie endlich einmal ein feststehender Begriff, ohne daß der Natur etwas vorgeschrieben wäre. Denn daß innerhalb der so exakt definierten Rassen auch niederere Systemkategorien bestehen, das soll doch nicht geleugnet werden! Der Anthropologe muß versuchen, allen Formen gerecht zu werden, aber er muß auch mit klaren und einheitlichen Begriffen arbeiten! Damit möchte ich, konkret als Beispiel, sagen: wenn in meinem System die alpine nicht von der armeniden „Rasse" unterschieden werden kann, so existiert zwar keine alpine oder armenide Gruppe von Menschen als Rasse, aber beide zusammen wohl, und jede für sich als Unterrasse. Wo und wie ist da „der Natur" etwas vorgeschrieben?

Ich glaube also, daß wir auf dem Grundsatz „Sehen und Rechnen" ganz gut zusammenkommen können, vorausgesetzt, daß die Ganzheitsanthropologen den Wert der sog. „atomistischen" und „mathematischen" oder „statistischen" Arbeit anerkennen und von dem Glauben lassen, sie könnten ein „natürliches" System in die Rassenkunde bringen. Schon Linné schrieb kein „Systema naturale", sondern ein „Systema naturae", — ein wichtiger Unterschied, über den auch die Ganzheitsanthropologie nicht hinweghilft!

Mit Freude habe ich die Gelegenheit wahrgenommen in eine Diskussion einzugreifen, die mir schon lange am Herzen lag, und ich hoffe, daß die von v. Eickstedt angeschnittenen Fragen mit Hilfe einer breiteren Diskussion zu einem zufriedenstellenden Ende führen werden, zum Ziel, an dem wir alle, wenn auch mit verschiedenen Methoden, arbeiten, zur Erkenntnis des Menschen. *B. Škerlj, Ljubljana.*

Nachbemerkung. An Stelle einer nochmaligen Behandlung der von Škerlj vom statistischen Standpunkt aus angeschnittenen Fragen verweise ich auf die statistischen Abschnitte meines Lehrbuchs „Die Forschung am Menschen", insbesondere auf die Seiten 498 ff., 504 ff., 534 ff. und 547 ff. Dort ist — was nur gesagt sei, um meine gründlichste



Anerkennung der „mathematischen Arbeit" zu belegen — die bisher umfassendste Darstellung der analytischen Methoden der Menschforschung und eine Abwägung der selbstverständlich voll, aber nicht ausschließlich („nur mathematisch definiert") berechtigten statistischen Methoden gegeben worden. *v. E.*

Die letzte Pygmäen-Forschungsreise von P. Schebesta

In den Jahren 1938/39 führte P. Schebesta eine neuerliche Forschungsreise durch. Es lag im Plane seiner Forschungen, die den Pygmäen der Erde dienen, auch eine Expedition zu den philippinischen Negrito zu machen, um so womöglich alle Pygmäen der Erde persönlich kennen zu lernen. Die Reise war auf ein Jahr veranschlagt, wovon ein 6—7monatiger Aufenthalt unter den Aeta, ein mehrmonatiger unter den Semang auf Malaya und ein kurzer Besuch auf den Andamanen in Aussicht genommen war. Die Ausreise erfolgte im November 1938, die Rückkehr nach Europa im Oktober des folgenden Jahres. Die Arbeiten mußte der Forscher wegen eines Augenübels und heftiger Malaria um 2 Monate abkürzen. Die Andamanen-Fahrt vereitelte der Kriegsausbruch. Die Arbeiten auf den Philippinen erstreckten sich von Anfang Dezember bis Juni, und unter den Semang hielt sich der Forscher fast 3 Monate auf.

Im Verhältnis zu den früheren Forschungen von P. Schebesta waren die Arbeiten auf den Philippinen wegen Unkenntnis der Umgangsprache einigermaßen behindert; dafür widmete er sich um so intensiver den anthropologischen Untersuchungen. Zwei Monate brachte er unter den Negrito von Zambales und Bataan und 3 Wochen unter denen von Camarines zu, dann besuchte er jene von Negros, Panay und der Sierra Madre. Im letzteren Falle hatte er mit P. van Overbergh Rücksprache genommen, der bekanntlich ein guter Kenner der Negrito von Cagayan und der südlichen Sierra Madre ist. Außerdem boten sich günstige Gelegenheiten, die Mangyanen während eines einmonatigen Aufenthalts auf Mindoro und die Igoroten in der Montagnosa kennen zu lernen.

Die gewonnenen Resultate der Reise sind folgende: Vor allem wurde ein Überblick über die verschiedenen Negritogruppen und ihre physischen und kulturellen Eigenheiten gewonnen. Die Unterschiede sind nämlich bedeutend. Es wurden mehrere Hundert Negritos, Igoroten und Mangyanen gemessen, über 1000 Blutproben genommen, Hautleistenmuster gemacht und einige Masken gegossen. Skelette wurden keine geborgen, wohl aber eine kleine Sammlung musealer Objekte sichergestelll. Neue Kenntnisse der Negritokultur und jener der so gut wie unbekannten Mangyanen konnten im bescheidenen Maße gewonnen werden.

Die Reise nach Malaya hatte den Zweck, gewisse klaffende Lücken der früheren Forschung (1924/25), besonders auf anthropologischem Gebiet, auszufüllen und sonstige Resultate, die mangelhaft schienen oder von anderen Forschern beanstandet wurden (J. H. Evans), nachzuprüfen oder zu ergänzen. Dieses Ziel konnte in ausgezeichneter Weise erreicht werden. Es wurden an 100 Semang (Jahay, Lanoh) gemessen und Untersuchungen an Kindern gemacht, wie es auch auf den Philippinen der Fall war. Von Messungen der Kentá-Kensiu wurde abgesehen, da Frhr. v. Eickstedt wenige Monate zuvor die von Schebesta besuchten Kentá schon gemessen hatte. Auch in Malaya wurden mehrere Hundert Blutproben genommen, ebenso Hautleistenmuster und einige Masken gegossen. Die wesentliche Ausbeute unter den Semang liegt aber auf ethnographischem Gebiet. P. Schebesta besuchte auf Malaya die Jahay, Lanoh, Kentá-Nakil, Kentá-Bogn, die Kensiu und einige Sakaigruppen. Ein längerer Aufenthalt unter den Sakai, der an Stelle der Andamanenreise treten sollte, wurde durch die Erkrankung des Forschers vereitelt. Von den Philippinen und von Malaya wurden viele Lichtbilder und auch ein Film heimgebracht. *Selbstbericht.*



II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene — Lehrbücher und Allgemeines)

Physiologie

***Backman, G.:** *Die organische Zeit.* Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 2, Bd. 35, Nr. 7, 71 S. Lund-Leipzig 1939. (RM 3.25, Kr. 5.—.)

„Organische Zeit" ist die Eigenzeit eines Organismus, die je nach seinem Alter mehr oder weniger von der physikalischen Zeit in sich schließt. Verf. gelangt dazu, aus seiner Standard-Wachstumskurve das organische Zeitmaß abzuleiten. Damit läßt sich z. B. die Frage „Wann sind zwei (verschiedenartige) Organismen gleichaltrig?" exakt beantworten. Der Zeitpunkt der Reife und die Dauer des Lebens erscheinen mathematisch definiert. Leider zeigen gerade die beim Menschen beobachteten Daten nicht völlige Übereinstimmung mit den berechneten Werten. Die Domestikation soll eine Verminderung der hohen Ansprüche der Außenwelt bewirken, wodurch das Leben sich (bei zivilisierten Völkern) über den kritischen Punkt hinaus verlängern läßt. Die in Indien 1901/1910 festgestellte mittlere Lebenserwartung von 22,59 (Männer) und 23,31 (Frauen) entspricht dagegen recht gut dem vom Verf. errechneten, bei 23 Jahren liegenden „kritischen Punkt". H. Grimm, Breslau.

Freudenberg, K. und **Westphal, O.:** *Über die gruppenspezifische Substanz A (Untersuchungen über die Blutgruppe A des Menschen).* Sitzber. Heidelb. Akad. Wiss., Math.-Nat. Kl. 1. Abhandl. 38 S. 1938. (RM 1.20.)

A-Präparate aus Harn von A-Menschen und solche aus Schweinepepsin waren chemisch und serologisch nicht zu unterscheiden. Es scheint sich um die gleichen Wirkstoffe zu handeln. Die Untersuchungen von menschlicher A- und B-Substanz ergaben selbst bei einer Wirkstoffanreicherung von 1 : 500 000 keine erkennbaren chemischen Unterschiede. Es muß sich also um chemisch äußerst ähnliche Substanzen handeln, wenn auch strukturchemische Unterschiede, die ihr verschiedenes serologisches Verhalten bedingen, zwischen ihnen außer Zweifel stehen. Chr. v. Krogh, München.

Škerlj, B.: *Menarche und Umwelt nebst einigen anderen Problemen, dargestellt an Hand eines norwegischen Klinikmaterials.* Z. Vererb. Konst. XXIII, 299—359, 1939.

Seinen früheren Menarchestudien schließt Verf. eine neue umfangreiche an, die bereits aufgeworfene Fragen entscheidend klären hilft und neue Fragen stellt. Besonders scharf können die Beziehungen der Menarche zur natürlichen Umwelt herausgearbeitet werden: Abhängigkeit vom Klima, insbesondere der Niederschlagsmenge, aber auch der Meereshöhe (hier werden die Ergebnisse von Garcia für Spanien bestätigt) und der Lufttemperatur. Bestätigt werden die sozialen Unterschiede einschließlich denen zwischen Stadt und Land und die Vorverlegung der Reife in den letzten Jahrzehnten. Untersucht werden ferner die Beziehungen der Menarche zur Zahl der Zwillings- und Totgeburten, dem Geschlecht und der Entwicklung der Neugeborenen; einigen Hinweisen auf Unterschiede müßte an weiterem Material nachgegangen werden. — Neben der Vielfalt der Fragestellungen sei auch die Sorgfalt der statistischen Aufarbeitung und der Sicherung der Schlüsse hervorgehoben.
I. Schwidetzky, Breslau.

Bomskow, Ch.: *Die Lösung des Thymusrätsels.* Forsch. Fortschr. XVI, 324—326. 1940.

Freudenberg, K.: *Über die gruppenspezifische Substanz A.* 10 S., Weiß (in Kommiss.). Heidelberg 1940. (RM —.60.)

Genna, G. E.: *Contributo allo studio della eredità dei gruppi sanguigni.* Riv. Antrop. XXXII, 125—146. 1938—1939.

***Hirszfeld, L.:** *Les groupes sanguins: leurs application à la biologie, à la médecine et au droit.* 170 pp., Masson & Co., Paris 1938. (Fr. 30.—.)

Mills, C. A.: *Eskimo sexual functions.* Science LXXXIX, 11 pp., 1939.

Sera, L.: *Proposta di interpretazione dei tipi sierologici A, B, AB, O, nell'uomo e nei mammiferi.* Riv. Biol. XXIV, 15 pp., 1938.

Weber, E.: *Beiträge zur Erbphysiologie der menschlichen Haut. Untersuchung über die Körperbehaarung bei Zwillingen.* Z. Vererb. Konst. XXIII, 126—160, 1939.

Rassenhygiene

***Banu, G.:** *L'hygiène de la race. Etude de biologie héréditaire et de normalisation de la race.* 403 pp., M. O., Imprimaria Națională București, Masson et Cie., Paris 1939. (Fr. 80.—.)

Das Buch ist zwar nicht, wie Verf. glaubt, die erste Gesamtdarstellung rassenhygienischer Fragen überhaupt, wohl aber innerhalb des französischsprachigen Schrifttums. Hier bedeutet es nach Inhalt und Haltung einen beachtlichen Fortschritt, auch wenn eine letzte Klarheit und Sicherung nicht überall erreicht werden. Eine solche vermißt man z. B. bei den Begriffsdefinitionen (Verf. schwankt zwischen dem systematischen und dem bevölkerungsbiologischen Rassenbegriff), der Auswahl des Schrifttums (bei der das deutsche im Verhältnis zu Umfang und Bedeutung zu kurz kommt; für die Rassensystematik werden Manouvrier und Lapouge als Hauptkronzeugen herangezogen!), aber auch in der ideellen Grundhaltung (Individuum oder Gemeinschaft?) und vielen sachlichen Abschnitten, etwa über die Erbgänge normaler Merkmale, die Erbkrankheiten, die rassenhygienischen Maßnahmen in einzelnen Ländern, insbesondere Deutschland usw. Aber es bleiben die positive Gesamteinstellung zur Rassenhygiene und das Streben nach Überblick und Objektivität, die trotz aller sachlichen Mängel sicherlich helfen werden, im Leserkreis des Buches rassenhygienisches Gedankengut durchzusetzen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Chiurco, G. A.:** *La sanità delle razze nell'Impero Italiano.* 1076 pp., Istituto Fascista dell'Africa Italiana. Roma 1940. (100 L.)

Dieses vorzügliche und umfangreiche Werk über die „Volksgesundheit im italienischen Kaiserreich" gibt in erster Linie einen Einblick in die sanitäre Seite der ausgezeichneten italienischen Kolonisierung, dies zudem auf Grund umfangreicher eigener ärztlicher Erfahrungen vor allem in Abessinien. Letzteres Gebiet findet denn auch stärkere Berücksichtigung in sozialer, dann in pathologischer Beziehung, die von zahlreichen Abbildungen begleitet wird. Eine allgemeine Erörterung von Wesen, Therapie und Verbreitung der häufigsten Tropenkrankheiten — darunter der Abschnitt „Rassenpathologie" — bildet den ersten Hauptteil, in weiteren Abschnitten werden Kulturzersetzung, Medizinwesen und Bevölkerungsstatistik der Negriden sowie die Frage der Akklimatisation behandelt. Theoretische Betrachtungen aus Abschnitten der Gruppenphysiologie und Rassenkunde bilden den Schluß, der das für die jüngere italienische Menschforschung kennzeichnende Suchen der Verbindungen zwischen morphologischer und physiologischer Anthropologie und ihre immer stärkere Wendung zu ganzheitlicher Betrachtung zeigt. Ein nützliches Buch und eleganter Wurf. v. E.

***Gerhardi, K. A.:** *Geburtshilfe und Volkshege.* 76 S., J. F. Lehmann, München-Berlin 1939. (RM 1.60.)

Ein Praktiker erzählt locker von seinen Erfahrungen in der Geburtshilfe und den Gedanken, die ihm dabei über die rassenhygienische Bedeutung des Geburtshelfers kamen. Die Stärkung des Willens zum Kind glaubt Verf. vor allem durch Einschränkung der Anstaltsentbindung zu erreichen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Hermann, E.:** *Das Problem des einzigen Kindes.* Beitr. 86. Z. ang. Psych. Charakterk. 184 S. J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM 12.—.)

Die Schrift geht dem Einkinderproblem, vor allem in charakterologischer Beziehung, nach. Sie baut zunächst in systematischer Überschau der vorliegenden Literatur ein „idealtypisches" Gesamtbild von der Art der charakterformenden Auswirkungen der Einkindsituation und prüft die Richtigkeit der einzelnen Züge dieses Bildes durch Fragebogenerhebung bei Studenten der Hochschulen für Lehrerbildung empirisch nach. Das materialreiche Werk vertieft unser Tatsachenwissen zu dem Problem erfreulich. B. Petermann, Göttingen.

***Jungels, O.:** *Deutsche Bevölkerungspolitik seit dem Zeitalter des Merkantilismus.* 111 S. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1939. (RM 4.20.)

Jungels bietet einen wertvollen, mit reichen Quellenangaben und Schrifttumshinweisen ausgestatteten Überblick über die Bevölkerungspolitik des merkantilistisch-absolutistischen Staates in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, der liberalen Ära des 19. Jahrhunderts und des nationalsozialistischen Reiches. Beispiele staatlicher Verordnungen werden mit Äußerungen der gleichzeitigen Staats- und Gesellschaftslehre verglichen; es wird dadurch versucht, den „geistesgeschichtlichen Ort des bevölkerungspolitischen Wollens" zu bestimmen. Die Arbeit ist ein wichtiger Beitrag zu der noch fehlenden Darstellung der Geschichte der Bevölkerungspolitik in Deutschland. E. Keyser, Danzig.

***Stuckart, W. und Schiedermair, R.:** *Rassen- und Erbpflege in der Gesetzgebung des Dritten Reiches.* Neugestaltung von Recht und Wirtschaft H. 5, 2. T., 2. erw. Aufl., 121 S., W. Kohlhammer, Leipzig 1939. (RM 2.50.)

In einer durch Druck, Bild und Paragraphierung besonders klar gegliederten Weise wird hier die gesamte eugenische Gesetzgebung des neuen Deutschland bis 1939 ganz kurz, ganz einfach und ganz durchsichtig dargelegt. Ein Auszug mit Kommentar, Abriß und Zusammenfassung gleichzeitig, deren Bedeutung für alle, die sich mit Rassen-

fragen politisch, wirtschaftlich oder wissenschaftlich befassen, zu deutlich auf der Hand liegt, als daß es noch besonderer Betonung bedürfte. — In der Einleitung wird darauf hingewiesen, daß Rasse und Volk, d. h. Rassentypen und Volkskörper, obwohl beide in ihren Einzelmerkmalen erblich, nach Erscheinung und Sinn nicht dasselbe sind, daß aber doch Übergänge in Form heute bereits stark vereinheitlichter Volkskörper, wie der Juden, bestehen, die demnach als sekundäre Rasse (S. 11) gelten können. Auch das deutsche Volk wird als deutsche Rasse (S. 56) bezeichnet. Berücksichtigung finden im einzelnen: die rechtliche Stellung Fremdblütiger, Rassenmischung, Judenausschaltung aus Wirtschaft und Kulturleben, erbliche Minderwertigkeit und Ehegesundheit. v. E.

Lehrbücher und Allgemeines

***Canella, M. F.:** *Razze umane estinte e viventi.* 194 S., G. C. Sansoni, Firenze 1940. (L. 35.—.)

Eine kurzgefaßte Rassenkunde, die über eine treffende Erläuterung der Erscheinungskreise von Varietät, Volk und Nation und über eine Darlegung der anthropogenetischen und paläanthropologischen Ergebnisse zu den Fragen von Formenbildung und Klassifikation übergeht, um dann eine ansprechende Schilderung von Verbreitung und Aussehen der Rassentypen zu geben. Mit wenigen Ausnahmen — so der biologisch unmöglichen Zusammenfassung der infantilen und theromorphen Primitivität und einigen taxonomischen Umbenennungen — steht das Buch inmitten der gesunden Entwicklung, die die menschliche Varietätenforschung im letzten Dezennium genommen hat. Es wird in seiner Handlichkeit und Klarheit für die gerade jetzt wieder stärker aufstrebende und im wesentlichen ganzheitlich gerichtete italienische Menschforschung von großem Nutzen sein. v. E.

***Landra, G., Gemelli, A., Banissoni, F.:** *Antropologia e Psicologia.* Enciclop. Scient. Ital. Ser. II, Nr. 3, 565 S., Bompiani o. O. (Mailand) 1940. (L. 35.—.)

Dieses Buch ist besonders wertvoll zur Beurteilung der geistesgeschichtlichen Entwicklung der Menschforschung in Italien und für die Kenntnis der derzeitigen Rassenkunde und Rassenlehre in Italien. Der Hauptverf., der gleichzeitig mitten drin im wissenschaftlichen wie rassen- und bevölkerungspolitischen Leben Italiens steht, geht bei seinen wertvollen historischen Darlegungen von den führenden Personen (nicht den Strömungen) aus und behandelt selbstverständlich die noch lebenden Anthropologen nicht mit. Das sei nur deshalb betont, weil kürzlich einem deutschen Anthropologen die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden, weil er in seinem Lehrbuch nicht auch schon die lebenden deutschen Anthropologen mit Nekrologen bedachte.

Der sachliche Teil des Werks schildert sehr gründlich die Osteologie, in ausgewählten Ausschnitten Weichteilforschung, Gruppenphysiologie und -psychologie sowie die Systematik und Paläanthropologie. Dabei werden so gut wie ausschließlich Italiener und italienische Arbeiten herangezogen, was das Werk geradezu zu einer knappen Übersicht über die Leistungen und Arbeitsweisen der speziell italienischen Anthropologie macht. Darin liegt ihr besonderer historischer Wert. Von großem Interesse ist schließlich die Darstellung des Rassismus (Rassenlehre) in Italien: das Manifest der faschistischen Gelehrten, das die Rasse als lebendige wirkende Form in den Vordergrund stellt, die Verschiedenheit der Völker auf verschiedene Rassenzusammensetzung zurückführt und die reine italienische „Rasse" als einen abstammungsmäßig reinen nationalen Rassenverband auffaßt, in den daher ebensowenig die Juden wie die zwar teilweise mediterranen, aber anders zusammengefügten Nordafrikaner hineingehören. Also eine durchaus ganzheitlich denkende, urgesunde und auf die Volksgemeinschaft ausgerichtete Rassenlehre!

Während Bevölkerungsbiologie, Rassenhygiene und Erbforschung leider keine nähere Berücksichtigung erfahren, wird noch von Gemelli und Banissoni eine historisch gehaltene Darstellung der italienischen Psychologie gegeben, also der allgemeinen Individualpsychologie, nicht der anthropologischen Gruppenpsychologie. Der bei weitem entscheidende Teil des Buches stammt also von Landra, der sich hier voll zu einer ganzheitlichen Rassen- und Menschforschung bekennt — nicht Teilgebiet, sondern Ganzes, nicht Teilbehandlungen, sondern den ganzen, wirkenden und fortdauernden Menschen zu erfassen sucht. v. E.

Dorvaz, C.: *Razas, pueblos y naciones de Europa.* Rev. Geogr. Amer. XII, 257—274, 1939.

***Dover, C.:** *Know this of Race.* 110 pp., Martin Secker and Warburg, London 1939. (2 s 6 d.)

***N. N.:** *Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques.* C. R. de la deuxième session, Copenhague 1938. Einar Munksgaard, Copenhague 1939. (Dän. Kr. 20.—.)

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Rassenmorphologie und Anatomie

***Backman, G.:** *Die Entstehung des Menschenfußes.* Lunds Univ. Arsskr. N. F. Avd. 2, XXXII, 77 S., Lund und Leipzig 1937. (4.50 Kr.)

Wir haben zahlreiche und ausgezeichnete Monographien über die Entstehung des Menschenfußes, aber sie sind wesentlich osteologisch gerichtet und vernachlässigen die Muskulatur und Entwicklungsmechanik. Diese Lücken wünschte der Verf. auszufüllen. Dabei haben ihn seine Untersuchungen zu der Auffassung geführt, daß die Änderung der „Feldstärke" einer einzigen „Wachstumsgradienten" genügt, um alle morphologischen Veränderungen des Menschenfußes gegenüber dem Anthropoidenfuß zu erklären. Ausgangsmaterial ist eine Reihe menschlicher Föten steigenden Alters, deren Zergliederung eingehende Beschreibung findet. Eine große Zahl teils bereits bekannter, teils neugefundener Umkonstruktionen im einzelnen wird auf ein leichtes Schwenken der ursprünglich mehr lateralen Differenzierungsgradienten zur medialen Seite zurückgeführt. Die Muskeln nehmen aktiven Anteil, der Neanderthaler zeigt Übergänge. Also liegt hier das primäre Moment der Menschwerdung: ihre Ursache ist nicht das Verschwinden der Bäume und eine „Anpassung", sondern umgekehrt eine innere Umkonstruktion und ein Heruntergezwungenwerden von den Bäumen. v. E.

Gerhardt, K.: *Zur Frage Brachykephalie und Schädelform.* Z. Morph. XXXVII, 277 bis 489, 1938.

Auf über 200 Seiten und mit größter Belesenheit (19 S. engstgedrucktes Literaturverzeichnis!) kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß ein Typus oder eine Schädelform nicht durch den Längenbreitenindex allein charakterisiert ist, daß gleicher Index nicht Verwandtschaft bedeutet und allein mit dem LBI einer Bevölkerung noch nichts Wesentliches festgestellt ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß damit mit allzugroßem Kraftaufwand offene (oder höchstens nur noch angelehnte) Türen eingerannt werden. Dankenswert mag die Zusammenstellung des LBI-Materials der Erde (ohne Amerika) sein, wenn auch nur von beschränktem Wert, da es sich um ein einziges losgelöstes Merkmal handelt. Aber von hier aus die gesamte Rassentypologie der Erde mit allen Ergebnissen und Fragen aufrollen zu wollen (und Verf. spart nicht mit raschen, abschätzenden Urteilen, die auch bei 200 Seiten oft unbegründet bleiben müssen), ist selbst für einen gescheiten und belesenen Doktoranden allzu gewagt und greift völlig an den Zielen und Methoden einer neueren, biologisch (nicht nur metrisch-rechnerisch) eingestellten Rassenkunde vorbei.

I. Schwidetzky, Breslau.

Hug, E.: *Die Schädel der frühmittelalterlichen Gräber aus dem solothurnischen Aaregebiet in ihrer Stellung zur Reihengräberbevölkerung Mitteleuropas.* (Ein Beitrag zum Problem der europäischen „Brachykephalie".) Z. Morph. XXXVIII, 359—528, 1939.

Eigene kraniometrische Untersuchungen verarbeitet Verf. mit umfangreichem, zum Teil neuberechnetem Material aus der Literatur. Die Frage: Brachykephalisation durch Substitution oder Transformation, entscheidet er durch Wahrscheinlichkeitsausschluß der Substitutionstheorie zugunsten der Transformation, vor allem durch den Nachweis, daß sich im Bereich der Gesichtsmaße nur diejenigen deutlich veränderten, die mit den Hirnschädelmaßen eng korreliert sind. Damit kommt Verf. von seinem Material zum selben Ergebnis wie andere neueste Arbeiten (vgl. Verh. Dtsch. Ges. Rass. Forsch. München 1939). — Besonders hingewiesen sei auf die Belege dafür, daß der Kulminationspunkt der Verrundung offenbar, mindestens gebietsweise, schon überschritten ist, wofür Schlaginhaufens große Rekrutenuntersuchungen in neuester Zeit besonders umfangreiches Material boten. I. Schwidetzky, Breslau.

Marggraf, K.: *Zur Rassenmorphologie des äußeren Ohrs.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIX, 349—393, 1939.

„Ergebnis: 1. Es gibt auch innerhalb deutscher Bevölkerungsgruppen gesicherte Rassenunterschiede am äußeren Ohr. 2. Diese zeigen sich weniger in den großen Umrissen als in der feineren Morphologie des Knorpelskeletts. 3. Am eindrucksvollsten äußern sich diese Rassenunterschiede in der Ausbildung der freien Ohrfalte und des Tragus."

Plattner, W.: *Die Kretinennase.* Arch. Klaus. XV, 193—258, 1940.

Morphologische Monographien typischer Bildungen sind immer noch recht selten, und um so mehr ist die eingehende Arbeit des Verf. zu begrüßen. Sie bringt neben den üblichen Maßen und Beschreibungen einige neue Indizes, besonders für den Nasenboden, und recht eindrucksvolle, plastische Diagramme, die „Nasenpyramiden". Zu

bedauern bleibt, daß dem Verf. manches der neueren in- und ausländischen Literatur und damit auch an Problemen und Methoden entging. v. E.

***Blomquist, H. E.:** *Morphologisch-anthropometrische Untersuchungen über das Hinterhauptsbein der Lappen Finnlands.* 273 S., Akat. Kirjakauppa, Helsinki (Harrassowitz, Leipzig) 1939. (RM 10.—.)

Bühler, E.: *Die Oberliddeckfalte am Europäerauge.* Congr. intern. sci. anthrop. ethnol. C. R. II. Sess., 117—119. Copenhague 1939.

Konstitution und Wachstum

***Backman, G.:** *Methodik der theoretischen Wiedergabe beobachteter Wachstumsserien.* Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 2, Bd. 35, Nr. 8, 20 S. Lund-Leipzig 1939. (RM 1.—, Kr. 1.50.)

Verf. beschäftigt sich seit 1931 mit der mathematischen Formulierung der Wachstumsvorgänge und konnte zeigen, daß die von ihm gefundene Gleichung — 1939 integriert von J. Andersson — sich auf ein zyklisches Wachstum verschiedenartigster tierischer und pflanzlicher Organismen gleichmäßig anwenden läßt. An zwei Beispielen (Avena, Picea) wird hier eine ausführliche und eine abgekürzte Berechnung der Reife (Zeitpunkt, in dem die halbe Endgröße aus dem Grundwachstum erreicht ist) und der Lebensdauer aus dem beobachteten Wachstum vorgeführt. Ein drittes Beispiel (Anguilla) zeigt die Errechnung des Wachstums, wenn der Zeitpunkt der Geschlechtsreife und die Lebensdauer bekannt sind. Bei schwedischen Knaben ergibt die Backmansche Wachstumsfunktion, daß die Hälfte der Endgröße aus dem juvenilen Wachstumszyklus mit 14,50 Jahren erreicht wird. Dies stimmt mit dem tatsächlichen Eintritt der Pubertät gut überein. H. Grimm, Breslau.

***Backman, G.:** *Wachstum und Sterblichkeit.* Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 2, Bd. 35, Nr. 11, 50 S., Lund-Leipzig 1939. (RM 2.30, Kr. 3.50.)

Anwendung der von Backman definierten, aus der Wachstumskurve ableitbaren „organischen Zeit" auf die Analyse der Sterbetafel. Ersetzt man das physikalische Zeitmaß durch das organische, so erhält die Sterbenswahrscheinlichkeitskurve eine streng symmetrische Gestalt (Beispiele aus Schweden und Deutschland), die Symmetrieachse liegt bei 15 Jahren (Reifealter!). Verf. gelangt zur Annahme von „Lebensquanten" (Stücke des Lebens, die stets gleich groß sind und durch geschichtliches, eindimensionales Aneinanderreihen das Leben als zeitliche Erscheinung aufbauen). Beim Übergang von einem Lebensquantum zum anderen ist der Organismus besonders empfindlich (Maxima der Sterbefälle im 1., 23., 40.—45. und 73. Lebensjahr). Die Möglichkeit, aus Wachstumsmessungen die Maxima der Sterbekurve vorherzusagen, spricht für die biologische Bedeutung von Backmans Wachstumsfunktion.
H. Grimm, Breslau.

***Jaensch, E. R. und Hentze, R.:** *Grundgesetze der Jugendentwicklung.* Beih. 80. Z. ang. Psych. u. Charakterk. 214 S. J. A. Barth, Leipzig 1939. (RM 13.20.)

Das Buch berichtet nach allgemein zusammenfassenden Ausführungen von E. R. Jaensch über Wesen und Aufgaben der von ihm aus dem Kategorialbestand seiner Typenlehre heraus angestrebten Neufassung der jugendkundlichen Entwicklungsprobleme über Beobachtungsbefunde von Hentze, welche die Bündigkeit dieser Kategorien zur Erfassung der einzelnen Entwicklungsphasen in Kindheit und Jugend dartun und so die Jaensch'sche „Jugendanthropologie" konkreter entwickeln sollen.
B. Petermann, Göttingen.

Zenneck, I.: *Die Bildung der menschlichen Hand als Ausdruck des Habitus.* Anatomisch-photographische Reihenuntersuchungen zur Konstitutionspathologie. Z. Vererb. Konst. XXIII, 67—93, 1939.

Gewiß ist die Hand nächst dem Gesicht die ausdrucksreichste Region des menschlichen Körpers, und es ist merkwürdig genug, daß die anthropologische Untersuchung gerade bei ihr noch so weit im Rückstand ist. Mit den Ansätzen von Friedemann 1928 und Kühnel 1932 bildet die vorliegende Arbeit das einzige Material, was zur körperbaulichen Typologie der Hand vorliegt. Sie weist für eine Reihe pathologischer Zustände (Tuberkulose, Pneumonie, Arteriosklerose, Endokarditis usw.) das Überwiegen bestimmter Handformen und einige Unterschiede nach Geschlecht, Alter und sozialer Leistungsart, d. h. Kopf- oder Handarbeit, nach. Wenn dies trotz der jeweils geringen Anteile von insgesamt 587 Händen überzeugend gelingt, so ist das ein Hinweis darauf, wie dankbar dieses vernachlässigte Gebiet der körperbaulichen Anthropologie ist. v. E.

Grimm, H.: *Anthropologische Beiträge zur Erforschung des Alterns 1928/1938.* Z. Altersforschung I, 157—173, 1938.

Klare, K.: *Die Bedeutung der Rasse für die Konstitutionsforschung.* Dtsch. med. Wschr. LXVI, 544—545, 1940.

***Lacaz de Moraes, J.:** *Estudos de antropometria constitucional dos brancos nativos do Estado do São Paulo.* Diss. São Paulo 1939.



Lorentz, F. H.: *Neue Konstitutionstypen des Körperbaus.* Dtsch. med. Wschr. LXVI, 628 bis 629, 1940.

Maoka, K., Ito, N. and **Namba, M.:** *Contribution to the physical anthropology of opium-eaters in Manchoukuo.* Jinrui Z. Tokyo LII, 410—421, 454—465, 1937 (japanisch). [Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VII, (296), 1939.]

Metheny, E.: *The variability of the Percentage Index of Build as applied to the prediction of normal weight.* Human Biol. XI, 473—484, 1939.

Pastore, J.: *Sull'epoca di comparsa dei denti permanenti in bambine romane dall'età di anni 6 e $^1/_2$ a 12 e $^1/_2$.* Riv. Antrop. XXXII, 147—156, 1938—1939.

Takahashi, K.: *Über die Altersveränderungen der Beckenform der Japanerin, besonders über den Beckenöffnungswinkel im hohen Alter.* Nihon Fujinka Gk. Z. Tokyo XXXII, 629—640, 1937 (japanisch). [Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VII, (188), 1939.]

Pathologie

Bieneck, E.: *Statistik über die Todesursachen bei der jüdischen Bevölkerung von Breslau in den Jahren 1928—1937.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIV, 126—154, 1940.

Als Material liegen der begrüßenswerten Arbeit die Breslauer Totenscheine 1928 bis 1937, und zwar von 3600 Juden und 73 919 Nichtjuden, zugrunde, wodurch mancherlei Vorzüge (große Zahlen, gleiche geographische Umwelt der Vergleichsgruppen) aber auch Nachteile (Bindung an die internationale Gliederung der Todesursachen u. a.) gegeben sind. Ausführlicher besprochen werden Krebs, Diabetes mellitus, Tuberkulose, Säuglingssterblichkeit, Infektionskrankheiten des Kindesalters sowie Herz- und Kreislaufkrankheiten. Der Alters- und Sozialaufbau der Vergleichsgruppen wird bei der Deutung sorgfältig berücksichtigt. Eine eigentliche „Rassendisposition" läßt sich lediglich bei der Krebslokalisation (häufiger Darmkrebs, seltener Magenkrebs und Gebärmutterkrebs bei den Juden) vermuten, während die Unterschiede der Krebshäufigkeit nur durch die der Alterszusammensetzung bedingt sind.

I. Schwidetzky, Breslau.

Greene, J. E. and **Phillips, W. S.:** *Racial and regional differences in standard therapy rates among Whites and Negro mental patients.* Human Biol. XI, 513—528, 1939.

Nach einer Reihe von früheren ähnlichen Untersuchungen (Greene), deren Ergebnisse zusammengefaßt werden, untersuchen Verff. noch einmal an großem Material (Geisteskranke des Staates Georgia) die rassischen Unterschiede der therapeutischen Erfolge, indem die Anteile der „Geheilten", „Gebesserten" und „Nichtgebesserten" verglichen werden. Es ergeben sich statistisch gesicherte Unterschiede zwischen Weißen und Negern, die aber bei Männern und Frauen zum Teil verschieden gerichtet sind; die Weißen stehen im ganzen in bezug auf die Heilerfolge günstiger da. Es ergeben sich auch Unterschiede zwischen Georgia und USA, die nur zum Teil auf die verschiedene durchschnittliche Ausstattung der Anstalten zurückzuführen sein dürften. — Die verschiedenen Arten der Geisteskrankheiten werden bei dieser jüngsten Untersuchung nicht getrennt. Verff. weisen ferner mit Recht darauf hin, daß bei der Deutung der Ergebnisse auch soziale Faktoren berücksichtigt werden müßten.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Klußmann, W.:** *Der Gebißverfall als Ausdruck einer unorganischen Lebensordnung.* 36 S., J. F. Lehmanns Verlag, München 1939. (RM 1.—.)

Die Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen Gebiß und Gesamtorganismus ist Allgemeingut der interessierten Ärzte und Konstitutionsforscher geworden. Verf. möchte darüber hinaus Beziehungen zwischen körperlichen Erkrankungen im Gefolge des Gebißverfalls und seelischen Erkrankungen annehmen, die wiederum zu Störungen im Gemeinschaftsleben führen. Er gibt eine tabellarische Übersicht über die Auswirkungen einer „allgemeinen alimentären Zivilisationsdystrophie", die mit Unfruchtbarkeit des Mannes und der Frau auf der Seite der körperlichen Erkrankungen, mit Überwucherung der wertschaffenden Arbeit durch den Handel auf der Seite der krankhaften Störungen des Gemeinschaftslebens endet. Als Anregung für Einzelforschungen ist dieses Schriftchen wertvoll.

H. Grimm, Breslau.

Franz, L.: *Seuchen bei Germanen der Spätzeit.* Forsch. Fortschr. XV, 141—142, 1939.

Pedersen, P. O.: *Investigations into dental conditions of about 3000 ancient and modern Greenlanders.* The Dental Record, 8 pp., 1937/38.

Reichwage, A.: *Zur Ätiologie des Mongolismus. Beitrag auf Grund der Untersuchung von 50 Sippschaften.* Z. Vererb. Konst. XXIII, 517—539, 1939.

Rittmeister, J. F.: *Über die Affenfurche (Vierfingerfurche) mit besonderer Berücksichtigung der Mikrodegeneration und des Problems des Mongolismus.* Z. Anat. Entwickl. CVI, 276—314, 1937.

Zehnder, E.: *Zur Kenntnis der Somatologie der mongoloiden Idiotie unter besonderer Berücksichtigung der Kiefer- und Zahnverhältnisse auf Grund der Untersuchung von 36 Fällen.* Arch. Klaus XII, 421—494, 1937.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Bilz, R.:** *Pars Pro Toto, ein Beitrag zur Psychologie menschlicher Affekte und Organfunktionen.* Schriftenreihe z. Dtsch. Med. Wschr. V, 317 S. Georg Thieme, Leipzig 1940. (RM 13.—.)

Diese weit in allgemeine biologische Probleme (U e x k ü l l) hineinreichende psychologische Arbeit gibt mit einer außerordentlichen Fülle sorgfältig ausgewählter Tatsachen, unter denen auch ethnologische nicht fehlen, an einem Sonderproblem den Aufriß einer neuen Psychologie. Auch diese bedeutungsvolle Schrift zeigt, in welchem Maße Ganzheitsimperative gegenüber Situationskomponenten im psychischen Geschehen in Rechnung zu stellen sind. Die Darstellung gipfelt in einer Betrachtung: „Das Unbewußte als Problem biologischer Ordnung", wo es heißt: „Zu den unbewußt in uns liegenden sensomotorischen oder endogen sich manifestierenden Tätigkeitsbereitschaften gehört als inneres Regulativ eine zentrale Instanz, die man als Gemüt oder Charakter bezeichnet." — Dabei ist der Verfasser der Meinung, daß die Charakteranlage des Menschen vorwiegend auf einem erblich bedingten Bauplane beruhe, daß aber nicht das Charaktergesamtbild vererbt werde, sondern gewisse Strukturzusammenhänge, gewisse Radikale. Diese rassegebundene zentrale Instanz, ein unbewußt in uns liegendes Erbe, bestimmt den Stil und die Akzente unseres Lebens. Auch diese innere Gegebenheit ist Ausdruck einer umfassenden biologischen Ordnung.

Th. D a n z e l, Hamburg.

Dirks, H.: *Lebenskraft und Charakter.* 106 S. Bernhard u. Graefe, Berlin 1940.

Das Buch stellt den 1. Band der systematischen Arbeiten der Wehrmachtpsychologie zum Aufbau einer praktischen Charakterologie dar. Es verfolgt den Tatbestand der Vitalität und der Vitalkraft in seiner allgemeinen psychologischen Bedeutsamkeit, analysiert ihn unter funktionspsychologischem Gesichtspunkt nach seiner Auswirkung im Stimmungs-, Wahrnehmungs-, Geistes- und Willensleben und entwickelt dann an Hand einer glücklichen Kasuistik repräsentative Persönlichkeitsbilder, an denen die Breite und Mannigfaltigkeit der Spielformen der Vitalbeschaffenheit in ihrer Bedeutung für den Charakteraufbau deutlich wird. Die materialmäßig sehr ertragreiche Arbeit verdient Beachtung, insbesondere auch im Rahmen des Bemühens um ein vertieftes biopsychisches Verständnis des Seelischen. B. P e t e r m a n n, Göttingen.

***Esser, A. A. M.:** *Das Antlitz der Blindheit in der Antike.* 178 S. F. Enke, Stuttgart 1939. (RM 9.50 bzw. 11.00.)

Eine medizinisch-kulturhistorische Studie nennt der Verf. seine gründliche Arbeit, die ganz auf den Zeugnissen der antiken Schriftsteller und Dichter aufbaut: dadurch entsteht ein untrügliches, umfassendes und aufschlußreiches Bild von den Kenntnissen und Vorstellungen, die der antike Mensch über die Blindheit hatte, und von seiner Verhaltensweise gegenüber diesem Phänomen, die sich in manchem von der heutigen unterscheidet. Da weniger das äußere Antlitz der Blindheit als ihr inneres Wesen Gegenstand der Untersuchung bildet, hält das Buch mehr als der Titel verspricht.

J. G ö h l e r, Breslau.

van Ginneken, J.: *Ein neuer Versuch zur Typologie der älteren Sprachstrukturen.* Travaux Cercle Linguistique Prague VIII, S. A., 30 S., 1939.

Aus Arbeitsgebärden und ihren Begleittönen entstand die menschliche Sprache, aus der bildlichen Wiedergabe der Gebärden gleichzeitig auch die erste Schrift, eine Begriffsschrift. So stellt sich der Autor den Werdegang vor, zu dessen Beweis er die altorientalischen und die alt- wie neuamerikanischen Bilderschriften sowie das Chinesische heranzieht und besonders vom linguistischen Standpunkt aus sorgfältig und mit umfassender Kenntnis unterbaut. Erklärung und Beweisgang sind auch von völkerpsychologischem Interesse. v. E.

Jaensch, E. R.: *Der Hühnerhof als Forschungs- und Aufklärungsmittel in menschlichen Rassenfragen.* Z. Tierpsychol. II, S.A. 36 S., 1939.

Huhn und Mensch stehen beide unter domestizierenden Einflüssen, bildeten Nordformen und Südformen aus und stehen als Organismen auch unter den gleichen kosmischen Bewirkungen. Wäre es erstaunlich, wenn sie auch in Temperament und Verhaltensweisen Parallelen zeigen würden? Der Verf. weist diese Vermutung schlagend nach: Dem Leistungsmensch steht sozusagen das Leistungshuhn als biologische Parallelform und Beweis der kosmischen Durchwobenheit alles Lebenden gegenüber. v. E.

Huth, A.: *Seelische Wesenszüge der bayerischen Stämme.* Z. Bayer. Statist. Landesamts III/IV, 395—429, 1938.

Dem Verf., leitenden Psychologen am Landesarbeitsamt Bayern, stand ein ungewöhnlich umfangreiches Material zur Verfügung: 1 Million psychologischer Einzeluntersuchungen (63 verschieden stark besetzte Einzelaufgaben) an 94000 Jugendlichen! Es ist überaus dankenswert, daß dieses Material von einem gleichzeitig anthropologisch und statistisch Geschulten bearbeitet werden konnte. Eröffnen sich doch damit ganz neue, naturwissenschaftlich exakte Wege für die Stammes- und Rassenpsychologie, zu deren voller Auswertung freilich noch die Unterlagen von seiten der rassenkörperkundlichen Forschung fehlen. — Durch Zusammenfassung von Aufgabengruppen, die für bestimmte „Persönlichkeitsebenen" kennzeichnend sind, schälen sich aus den umfangreichen statistischen Berechnungen einige große Züge heraus, die von grundsätzlicher und besonderer Bedeutung sind: Die drei unterschiedenen Stammesgebiete (Pfalz, Nordwest- und Südostbayern) sind in ihrer quantitativen Durchschnittsleistung völlig gleich, aber verschieden in ihren Sonderbegabungen. Dabei übertreffen aber die gemeinsamen Züge bei weitem die Stammesunterschiede (89 : 11%!). Die großen Städte schließen sich in ihrer Leistungsart eng an ihre Umgebung an, stehen aber in der Leistungshöhe über dieser. — Man kann nur wünschen, daß die Fortführung der Untersuchungen und ihre vom Verf. geforderte Ausdehnung auf ganz Deutschland möglich ist! I. Schwidetzky, Breslau.

***Jacobi, J.:** *Die Psychologie von C. G. Jung.* Eine Einführung mit Illustrationen. 184 S., Rascher Verlag, Zürich 1940.

Das Buch erläutert die für den Nichtfachmann teilweise komplizierten psychologischen Begriffe und Anschauungen von Jung in sehr einfacher und klarer Weise und gibt einige das Verständnis wesentlich fördernde Schemata und Abbildungen. Ein ausführlicher Schriftennachweis zeigt das fruchtbare Schaffen des Begründers der Tiefenpsychologie, die „die wissenschaftliche Zusammenfassung und Darstellung alles dessen ist, was die erfahrbare Totalität der Psyche umfaßt". D. Costa.

***Most, O. J.:** *Die Determinanten des seelischen Lebens.* Bd. I. *Grenzen der kausalen Betrachtungsweise.* 312 S. Frankes Verlag O. Borgmeyer, Breslau 1939. (RM 12.—, bzw. 9.60.)

Die umfangreiche Schrift will die Frage klären, ob alle „Determinanten" des seelischen Lebens kausalen Charakter tragen. In den logischen und ethischen Prinzipien, in den empirisch psychologischen Befunden über das Urteilen, das Wollen und das Erkennen werden in breit referierender Darstellung Tatbestände zusammengestellt, die zur Verneinung der Frage führen. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in philosophisch-erkenntnistheoretischer Richtung: ihr Grundcharakter in sachlicher Hinsicht ist kompilatorisch-dogmenvergleichend. B. Petermann, Göttingen.

***Scheidt, W.:** *Grundlagen einer neurologischen Psychologie.* 256 S. G. Fischer, Jena 1937. (RM 12.—, bzw. 13.50.)

Dies ist m. W. außer der „Allgemeinen Sinnesphysiologie" des Finnen Reenpää (früher Renquist), die aber dem Leser sich durch eine sehr exklusive Bezeichnungsweise erschwert, seit dem Zerbröckeln der Neuronenlehre und den neurotheoretischen Würfen Herings der erste umfassende Versuch einer nervenphysiologischen Untermauerung der psychophysischen Erscheinungswelt. Als *„synallaktisch"* bezeichnet Verf. „einen Systemgrundplan, in welchem jeweils zwei oder mehr Systemteile über einen dritten miteinander verbunden, zu einem dritten zusammengeleitet sind". Diese zunächst vielleicht etwas befremdliche Hypothese wirkt sich weiterhin ungemein fruchtbar aus. Die Darstellung des vegetativen Systems gehört zu den besten Leistungen, die wir in dieser Hinsicht kennen. Das Werk ist auch in psychologischer Hinsicht erfreulich: es geht stillschweigend von der einzig möglichen Position aus, daß der Physiologe sich in die innerpsychologischen Kontroversen tunlichst wenig einzumischen, sondern das ihnen trotzdem gemeinsame Erkenntnisgut mit seinen Mitteln neurologisch zu durchdringen habe. Das ist heute, wo so zahlreiche, medizinische wie geisteswissenschaftliche Autoren meinen, jeder mit „seiner" höchsteigenen Psychologie aufwarten zu müssen, doppelt rühmenswert. Ein Buch, aus dem die wissenschaftliche Seelenkunde nebst all ihren Verzweigungen wirklich lernen kann!

W. Hellpach, Heidelberg.

***Schneider, K.:** *Die psychopathischen Persönlichkeiten.* 4. veränd. Aufl., 124 S. Deuticke, Wien 1940. (RM 5.—, bzw. 7.—.)

Das grundlegende Werk, das seit eineinhalb Jahrzehnten bestimmend in seinem Felde gewirkt hat, zeigt auch in seiner neuen vierten Fassung seine alten Vorzüge klarer übersichtlicher Darstellung und umfassender Berücksichtigung des Tatsachenmaterials. Die Darstellung ist in manchen Teilen straffer geworden, das Kapitel über den Zwang ist völlig neubearbeitet, ebenso einzelne der Typencharakterisierungen. Der Grundcharakter und die Gesamtauffassung des Werks blieben dabei unverändert.

B. Petermann, Göttingen.

de Crinis, M.: *Der menschliche Gesichtsausdruck und seine klinische Bedeutung.* Forsch. Fortschr. XVI, 361—363, 1940.

Englert, S.: *Un aspecto psicológico de la raza Araucana.* Anthropos XXXIII, 944—951, 1938.

Hackbarth, H.: *Rassentypische Verhaltensweisen der Mennoniten im Weichsel-Nogat-Delta.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIII, 344—354, 1939.

Keiter, F.: *Zur Frage Rasse und Kunst in Italien.* Volk und Rasse XV, 76—77, 1940.

Keiter, F.: *Kulturbiologischer Nachklang zum „Biennale Venedig 1938".* Volk und Rasse XV, 98—100, 1940.

Keiter, F.: *Kulturbiologie oder Experimentalpsychologie?* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIX, 399—400, 1939.

Liesenborghs, O.: *Experimenteel onderzoek of het gebied der rassen- en volkenpsychologie.* Kongo-Overzee VI, 80—94, 1940.

Lorenz, K.: *Durch Domestikation verursachte Störungen arteigenen Verhaltens.* Z. Angew. Psych. Charakterk. LIX, 2—81, 1940.

***McDougall, W.:** *The Group Mind, a Sketch of the Principles of Collective Psychology with some Attempts to apply them to the Interpretation of National Life and Character.* 304 pp., University Press, Cambridge 1939. (7 s 6 d.)

Müller, G.: *Über die geographische Verbreitung einiger Gebärden im östlichen Mittelmeergebiet und dem nahen Orient.* Z. Ethn. LXXI, 99—102, 1939.

v. Niederhöffer, E.: *Biogenetische Strukturbeziehungen und Entwicklungsmerkmale der Persönlichkeit.* Z. angew. Psych. Charakterk. LIX, 129—187, 1940.

Philosophische Anthropologie

***Gehrung, F.:** *Das Seelische — Wider die Verdopplung des Menschen.* 118 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM 5.20.)

Das Buch ist ein Versuch, die alte aus dem Substanzdenken stammende Entscheidungsfrage nach dem Verhältnis des Psychischen zum Physischen von neuem zur Erörterung zu stellen. Parallelismusansatz wie Wechselwirkungslehre werden in ihren Schwierigkeiten dargetan und dann als neuer Lösungsversuch der Ansatz einer „psychophysischen Identität" angedeutet. Leider bleibt die ganze Betrachtung im Niveau einer abstrakten Begriffsklitterung stecken; die für eine sachgerechte Behandlung solcher Fragen heute notwendige Vertrautheit mit der konkret psychologischen Forschung und ihren Grenzbereichen physiologischer, neurologischer, hormontheoretischer usw. Erfahrung fehlt dem Verf. offenbar vollständig. Mit solchen „metaphysischen" Erwägungen ist m. E. der Arbeit an den wirklichen Problemen in keinem Sinne gedient.

B. Petermann, Göttingen.

***Groos, H.:** *Willensfreiheit oder Schicksal.* 278 S. Verlag Reinhardt, München 1939. (RM 4.80 bzw. 6.50.)

Das Buch verfolgt in gründlicher und umsichtiger Weise die innere Lage des Problems der Willensfreiheit, indem es mit guter philosophischer Denkzucht die deterministische Position zu Ende denkt und von manchen Unklarheiten und Verschwommenheiten zu reinigen sucht. Verf. gelingt dabei eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Schrifttum älterer bis neuester Zeit, die im wesentlichen die prinzipiell-philosophischen Erwägungen behandelt, aber auch die Rolle der modernen Entwicklung des physikalischen Denkens richtig abwägt und die biologisch-psychologischen Gesichtspunkte angemessen berücksichtigt. B. Petermann, Göttingen.

Davenport, C. K.: *What is the philosophy of science?* Scientia LXVII, 217—223, 1940.

***Matisse, G.:** *La philosophie de la nature.* T. 2. Le primat du phénomène dans la connaissance. Alcan, Paris 1938. (Fr. 40.)

Methode

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Die Forschung am Menschen.* Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 2. Aufl., Bd. I, 5. Lieferung, S. 497—624. Enke, Stuttgart 1940. (RM 10.—.)

Die 5. Lieferung (vgl. Z. Rassenk. VII, 94, 312; VIII, 351, 1938) schließt die Lücke zwischen den bisher erschienenen Teilen des großen Werkes und bringt den Abschluß des methodischen Kapitels. Über die Hälfte des Umfangs ist der „Typenanalyse und Typencharakteristik" gewidmet, die bisher noch nirgends zusammenfassend dargestellt wurden, aber eine überraschende Fülle methodischer Möglichkeiten zutage förderten (die Übersichtstabelle am Schluß zählt 61 verschiedene Methoden auf!). Dabei werden immer wieder „Rechnen" und „Sehen" gegeneinander abgewogen (vgl. auch Z. Rassenk.

X, 189 ff.), aber der erschauten „Wirklichkeit des lebendigen Typus“ die Entscheidung über die Reichweite der einzelnen Methoden zugesprochen. — Der letzte Abschnitt behandelt „Volkskörperforschung und Nachbarmethoden“. Neben den Verfahren der menschlichen Erb- und Sippenforschung sowie der Bevölkerungsstatistik werden die bisherigen Ansätze zu einer eigentlich anthropologischen Volkskörperforschung (Methoden der Siebungs- und Ausleseforschung) besonders herausgehoben. Die knappe Schilderung der für die vergleichende Forschung am Menschen wichtigen Arbeitsansätze der Grund- und Nachbarwissenschaften (Anatomie, Physiologie, Psychologie, Geschichtswissenschaft, Völkerkunde, Geographie) schließt die Darstellung ab und stellt, wie schon in früheren Kapiteln, die Anthropologie in einen breiten wissenschaftsgeschichtlichen Rahmen. I. Schwidetzky, Breslau.

Krogman, W. M. and **Schultz, A. H.:** *Anthropoid ape materials in American collections.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIV, 199—234, 1938.

Eine vorwiegend tabellarische Übersicht über das vorhandene Material, getrennt nach Alter, Geschlecht, Art, die auf Veranlassung der American Association of Physical Anthropology zusammengestellt wurde. Genaue Angaben, welche Teile (ganze Skelette, Hirne usw.) vorhanden sind. Auch die in den zoologischen Gärten lebenden Tiere sind aufgeführt. — Eine zweifellos nachahmenswerte Einrichtung, die in den von E. Schmidt angeregten, freilich fragmentarisch gebliebenen Schädelkatalogen gewisse Vorläufer hat. I. Schwidetzky, Breslau.

***Gini, C.** (Hrg.): *Bibliografia sulla demografia delle popolazioni primitive.* 830 S., Commissione per lo studio della demografia delle popolazioni primitive. Stabilimento Tip. Luigi Proja. Roma 1938.

Dieser Band stellt Zitate zu Fragen der primitiven Völker zusammen, ist also keineswegs nur auf demographische Probleme beschränkt, sondern nimmt gelegentlich anthropologische, ja sogar ethnologische, kunstgeschichtliche usw. Arbeiten herein. Das alles ist nach geographischen Gebieten gegliedert, dabei locker und weitmaschig gehalten. So werden andererseits auch vielfach einschlägige Arbeiten sowie einschlägige Bücher und Zeitschriften fortgelassen. Seitenzahlen und die üblichen internationalen Abkürzungen sind meist vermieden. Italienische Literatur ist reichlich vertreten, aber auch manches ältere Buch anderer europäischer Sprachen. v. E.

***Ramon y Cajal, S.:** *Regeln und Ratschläge zur wissenschaftlichen Forschung.* 2. Aufl., 145 S., Reinhardt, München 1938. (RM 3.50.)

Eine wirklich nette Plauderei, auch mit manchem fein verstandenen klugen und ermunternden Wort und mit einem fast rührenden Optimismus gegenüber den Gefühlen des Gelehrten. Das wirkt ebenso sympathisch wie der seltene Idealismus für das Forschen um der Gemeinschaft und um seiner echten Menschhaftigkeit willen. Auffassungen und Typologien tragen dabei in stärkstem Maße den Ausdruck der schreibenden Persönlichkeit selbst, und so wird das Büchlein mittelbar und unmittelbar letzten Endes ein Beitrag zur Berufspsychologie des Gelehrtentums. v. E.

Barros e Cunha, J. G.: *O valor dos métodos indirectos de calcular a capacidade craniana.* Arq. Anat. Antrop. Lisboa XIX, 589—592, 1938.

Duis, B. T.: *Die Exaktheit der Ähnlichkeitsdiagnose in der Zwillingsforschung.* Med. Klin. Nr. 28, S. A. 12 S., 1939.

Harrasser, A.: *Zur Methode der Konstitutions- und Rassendiagnose bei Schizophrenen.* Z. Vererb.Konst.Lehre XXII, 441—455, 1938.

Harrasser, A.: *Methodische Erfahrungen zur Konstitutions- und Rassendiagnose bei endogenen Psychosen in Oberbayern (Süddeutschland).* Congr. intern. sci. anthrop. ethnol. C.R. II. Sess., 195—198, Copenhague 1939.

***Heumann, Th.:** *Die Methoden der röntgenologischen Beckenmessung.* 44 S., Med. Diss., Nieft, Bleicherode 1939. (RM 2.50.)

Pfaul, B.: *Rassennachweis durch Korrelationsdarstellung.* S.A.S. Nr. 7, S.A. 8 S., 1938.

Sacchetti, A.: *Sulla misura della variabilità in antropometria.* Riv. Antrop. XXXII, 157 bis 180, 1938—1939.

Suzuki, S.: *Concerning the errors in the measurement of the head and chest circumferences.* Proc. Jap. Anat. Soc. XLVII, 26, 1939.

***Taramelli, E.:** *Lezioni di biometria ed antropometria.* Pp. 56, Marelli, Pavia 1937.

Wastl, J.: *Grundregeln für die Herstellung naturtreuer Raumbilder naher Objekte.* Mitt. Anthrop. Ges. LXVIII, 299—309, 1938.

Stadtmüller, F.: *Die Konstruktion der Linie des reinen Gesichtsprofils aus Bildern mit Schrägstellung des Kopfes.* Z. Morph. XXXIX, 24—61, 1940.

Zarapkin, S. R.: *Eine neue quantitative Methode zur Bestimmung der Eineiigkeit bei Zwillingen.* Forsch. Fortschr. XVI, 116—117, 1940.

4. Historische Anthropologie

(Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Vorgeschichte

***Asmus, G.:** *Die vorgeschichtlichen rassischen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Mecklenburg. (Ein Beitrag zur Rassengeschichte des urgermanischen Raumes.)* 105 S. Wachholtz, Neumünster 1939. (RM 18.—.)

Die Grundlage der Arbeit bildet die Untersuchung von 144 Schädeln aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und den angrenzenden Landschaften. Für eine durchgehende Rassengeschichte reicht dieser Stoff, der sich auf einen Zeitraum von der jüngeren Steinzeit bis zur Wikingerzeit erstreckt (bei einer Fundlücke von der älteren Bronzezeit bis zur Ztw.), jedoch noch nicht aus. Es werden aber so viele Probleme der vorgeschichtlichen Anthropologie angeschnitten, daß jeder, der in dieser Richtung arbeitet, wichtige Anregungen finden wird. Bedeutsam erscheinen u. a. die Exkurse über den sog. „Nordischen Kurzschädel" (Borreby-Typ), der nur als Lokalvariante angesprochen wird, und über den sog. „Reihengräbertyp", der erst nach der Steinzeit aus einer Vermischung der Cromagnonrasse und dem „Ostdeutschen Langschädel" entstanden sein soll, eine Ansicht, die nicht unwidersprochen bleiben wird. — In einigen Fällen scheint die Verf.in bei dem Versuch, ihre Ergebnisse mit solchen der Vorgeschichtsforschung gleichzurichten, zu weit gegangen zu sein. Z. B. bei der Erklärung des Fehlens von Reches Typ 1 in Schweden und dem Versuch, die Behauptung weitgehender rassischer Gleichheit von Germanen und Illyriern mit der Übernahme der Mäanderverzierung der Ostgermanen von den Illyriern zu stützen. Eine straffere Durcharbeitung und strengere Scheidung von der Materialbeschreibung hätten die Arbeit übersichtlicher und damit weiten Kreisen zugänglicher gemacht. Trotzdem wird sie aber als Materialsammlung und erster Versuch, die Rassengeschichte einer begrenzten Landschaft zu schreiben, immer ihren Wert behalten und darüber hinaus Grundlage zu weiterer Forschung bilden. G. Smolla, Breslau.

Breitinger, E.: *Die Skelette aus den submykenischen Gräbern.* In: **Kraiker, W.** und **Kübler, K.:** *Die Nekropolen des 12. bis 10. Jahrhunderts.* Kerameikos. 1. Bd., S. 223 bis 255, de Gruyter, Berlin 1939.

Breitinger, E.: *Zur Differentialdiagnose zwischen nordischen und mittelländischen Schädeln.* Verh. Ges. phys. Anthrop. IX, 113—121, 1938.

Die Skelettreste von 19 Individuen werden zunächst sorgfältig beschrieben, eine kurze biometrische Gruppenanalyse angeschlossen und dann eine rassische Beurteilung durchgeführt. Da bei dieser die so schwierige Differentialdiagnose zwischen nordischen und mediterranen Schädeln eine Hauptrolle spielt, schuf Verf. dafür die Grundlage in einer Vorarbeit (1938) durch Vergleich einer kennzeichnend nordischen und einer kennzeichnend mediterranen Gruppe (Reihengräber und Sarden) und Entwicklung einer Methode, die, auf dem Mollisonschen Abweichungsdiagramm aufbauend, eine Individualbestimmung erlaubt. Die submykenischen Schädel erweisen sich danach als vorwiegend mediterran, Nordische sind nur gering vertreten, während dem Verf. als zweites Hauptelement Alpine (Ostische) wahrscheinlich sind. Besonders zu begrüßen sind die zahlreichen guten Abbildungen. — Eine vorbildliche Materialveröffentlichung. I. Schwidetzky, Breslau.

Krogman, W. M.: *Cranial types from Alişar Hüyük and their relations to other racial types, ancient and modern, of Europe and Western Asia.* In: von der Osten, H. H.: The Alişar Hüyük, Seasons of 1930—32, Part III, 213—293. Oriental Institute Publications XXX, 1938.

Die Ausgrabungen in Alişar, die einen Zeitraum vom Ausgang des Neolithikums bis zur türkischen Invasion umfassen, versprachen schon nach den ersten kurzen Mitteilungen wesentliche Aufschlüsse zur Rassengeschichte Vorderasiens, insbesondere zur Hethiterfrage. Verf. unternimmt es, das von ihm bearbeitete Material in einen breiten rassengeschichtlichen Rahmen hineinzustellen, wofür die ganze Rassentypologie und Rassengeschichte der Europiden aufgerollt wird. Leider ist die Materialgrundlage für die Einordnung Alişars nur schmal (relativ wenig Masse, keine Individualbeschreibungen, wenig Abbildungen), die Verf. noch dadurch einengt, daß er für seine rassengeschichtlichen Einordnungen fast nur den Längenbreiten-Index, wenn auch mit häufigen Ausblicken auf den Gesamttypus, benutzt. — Die bemerkenswertesten Schlüsse sind die, daß die Langschädel bis zur Hethiterzeit Mediterrane, die der Nachhethiterzeit nordisch und mediterran sind, daß zwar vor allem in der frühen Bronzezeit und Hethiterzeit Rundköpfe auftreten, diese aber als alpin anzusehen sind, während Armenide in den vorgeschichtlichen Schichten völlig fehlen und erst in der Türkenzeit auftreten. Wenn auch das Material nur klein ist (38 Schädel aus allen Epochen),

so ist doch gerade dieses letzte negative Ergebnis für die Beurteilung der Rassengeschichte Vorderasiens von Bedeutung. I. Schwidetzky, Breslau.

***Passemard, L.:** *Les statuettes féminines paléolithiques dites Vénus stéatopyges.* 136 pp., Teissier, Nîmes 1938.

Verf. bespricht ausführlich Datierung und Morphologie der einzelnen „Venus"-Figuren und gelangt zu der Auffassung, daß keine derselben wirkliche Steatopygie oder eines der bei den heutigen Rassen damit korrelierten Merkmale aufweist. I. Schwidetzky, Breslau.

Witter, W.: *Die Glockenbecherkultur, Remedello und Bygholm. Neue Forschungen über deren Verhältnis zu dem mitteldeutschen Metallindustriezentrum in der frühen Metallzeit.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXX, 1—101, 1940.

„Übersehen wir zum Schlusse die Ergebnisse der angestellten Untersuchungen, dann wird uns klar, daß die Frage einer Einwanderung der Glockenbecherleute von Spanien aus nach Mitteleuropa nach wie vor nicht beantwortet werden kann. Alle bisherigen Hypothesen scheitern daran, daß Funde in den Zwischengebieten nicht vorliegen, es fehlt die Brücke zwischen Spanien und Mitteleuropa." — Verf. weist auch auf die anthropologischen Probleme hin, die die Glockenbecherleute aufwerfen — Dinarier als Träger: aber die Auffassung von Verbreitung und Herkunft dieser Rasse einerseits, der Glockenbecherleute andererseits stimmen nicht überein — ohne allerdings die Originalarbeiten heranzuziehen. I. Schwidetzky, Breslau.

Andree, J.: *Ursprung und Herkunft der frühesten Kulturen der Nordischen Rasse.* Forsch. Fortschr. XV, 208—210, 1939.

Bay, R.: *Kiefer und Zähne aus der neolithischen Steinkiste bei Aesch.* Schweizer. Mschr. Zahnheilkde. XLIX, 540—547, 1939.

***Castellanos, A.:** *Nuevos restos del Hombre fósil y de hornos de tierra cocida en Santiago del Estero.* 33 S., Rosário (Argentina) 1938.

van Hoepen, E. G. N.: *New South African stone age cultures.* Argeologiese Navorsing Nas. Mus. IX, 10, 1939.

Hrdlička, A.: *Results of the Smithsonian Anthropological and Archaeological explorations in Alaska, 1926—1938.* Man XXXIX, (72)—(73), 1939.

Katakami, I.: *Über die oberen Extremitäten der Asahi-Steinzeitmenschen.* Proc. Jap. Anat. Soc. XLVII, 56, 1939.

Kloiber, Ae.: *Römerzeitliche Schädel aus Kärnten.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIX, 127 bis 139, 1939.

Pöch, H.: *Beitrag zur Kenntnis von den fossilen menschlichen Funden von Lagoa Santa (Brasilien) und Fontezuelas (Argentinien).* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 310 bis 335, 1938.

Geschichte

***Andreas, W.** (Herausg.): *Die neue Propyläen-Weltgeschichte. I. Urgeschichte des Menschen. Frühzeit der Völker. Reiche des Altertums.* 579 S., Propyläen-Verlag, Berlin 1940. (RM 22.— bzw. 30.—.)

Die neue Propyläen-Weltgeschichte stellt einen völligen Bruch in der Auffassung gegenüber der älteren Auflage dar, der als solcher schon von beträchtlichem wissenschaftlichem Interesse ist. Keiner der älteren Autoren tritt wieder auf. Rasse, in dem früheren Werk ungewöhnlich dilettantisch und schief behandelt, erfährt jetzt eine gerechtere Beurteilung. Erdgeschichte und Menschwerdung werden von Weinert, die Kultur der Urzeit von Schwantes behandelt. Unberücksichtigt bleibt jedoch der Raum, die natürliche Bühne, auf der die Ereignisse abrollen, was bedauerlich ist, denn erst aus Blut und Boden erwächst Historie. Ausgezeichnete Einzeldarstellungen vom Orient, Altertum, Christentum und China, teils plastisch, teils ruhiger gehalten, geben Stier, Weber, Seeberg und Eberhard-Rumpf, auch Indien wird knapp und anschaulich von Zimmer dargelegt, jedoch ohne Bezugnahme auf die hier so hervorragend deutliche rassische Dynamik. Das gilt leider auch zumeist für das übrige: der Rassengedanke steht neben dem Ganzen, aber er durchdringt nicht die Darstellung. Dürre widmet ihm dafür ein eigenes und wertvolles Kapitel. Es ist jedoch fast nur auf die Rolle des nordischen Rassentypus und die nordische Rassenphilosophie in Europa ausgerichtet. Die entscheidende Bedeutung der Rasse als solcher, die lebendige Wirkensstärke des erbdauernden leib-seelischen Typus, der alle historischen Abläufe und Völkerschicksale bestimmt, wird nach Ausdrucksart und Ausdrucksweise jedoch wenig beachtet. Merkwürdigerweise wird die Darstellung der eiszeitlichen Lagerung der Nordischen von der Vorstellung getragen, daß diese eine Elendsrasse in arktischen Kümmergebieten war, die nicht in der Lage gewesen sei, wie die übrige Tier- und Pflanzenwelt in den benachbarten Gebieten neuen Lebensraum zu erobern. Die Ausstattung ist glänzend, das Ganze ein Prachtwerk und eine wirkliche Zierde der deutschen Literatur und Wissenschaft. v. E.

***Capelle, W.:** *Die Germanen der Völkerwanderung.* 580 S., A. Kröner, Stuttgart 1940. (Lwd. RM 5.50.)

Gerecht und vorsichtig wägt der Verf. Quellen und Zeitgeist und gibt in starker und oft dramatischer Schilderung ein zusammenhängendes Bild der Züge und Taten, vor allem von Vandalen und Goten und ihren Führern. Überlieferungen und Quellenkritik lassen erkennen, daß diese alten Dänen und Schweden über eine außerordentliche Tapferkeit und Kampflust, über Ehrliebe, Rechtsgefühl und Führertreue, aber auch über Brutalität, Kulturfremdheit und Maßlosigkeit verfügten. — Ein Buch rückhaltloser wissenschaftlicher Ehrenhaftigkeit und historischen Formats, mit fein wägender plastischer Personenschilderung, sicherer Diktion und scharfer Erfassung der großen Zusammenhänge, das ein helles Licht auf zahlreiche bevölkerungsgeschichtliche Fragen soziologischer und volkskörperkundlicher Art wirft. v. E.

***Meier, Th.:** *Das Wesen der spartanischen Staatsordnung.* Klio Beih. XLII, N. F. Heft 29, 96 S., 1939. (RM 8.—.)

Der Verf. sucht von den lebensgesetzlichen und bodenrechtlichen Voraussetzungen aus das Wesen der spartanischen Staatsordnung und so das Schicksal Spartas überhaupt zu erklären. Familie, Sitte und Brauchtum werden die Keimzellen auch dieses Staates, der jahrhundertelang auf „instinktiv gefühlten Ordnungen" mehr als auf Gesetzen gründete. Erst mit dem Verfall dieser Bindungen werden, wie der Verf. an der Wandlung des Bodenrechts aufzeigt, Gesetzwerke nötig, die aber nur noch Gefährdetes vor allzu raschem Untergang zu retten vermögen. Die biologische Kraft der nordischen Herrenschicht war schon zu schwach geworden, als daß staatlicher Zwang den Geburtenrückgang noch hätte aufhalten können. Nicht eigenartige Besitzverhältnisse haben etwa Spartas Niedergang bestimmt, sondern das Fehlen der Lebenskraft, wie es bereits anfangs des 5. Jahrhunderts zur Blütezeit der äußeren Machtentfaltung spürbar wurde. J. Göhler, Breslau.

***Mortensen, H. und G.:** *Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts.* 2 Bde. S. Hirzel, Leipzig 1937/38. (I. RM. 9.— bzw. 10.60; II. RM. 12.— bzw. 13.60.)

Geograph und Historikerin haben sich zusammengetan, um in methodisch besonders sorgfältiger Weise die Besiedlungsgeschichte eines kleinen Raumes zu erarbeiten. Der Gang der Besiedlung (wohl das wichtigste Ergebnis: keine litauische „Urbevölkerung" in der großen Wildnis), Herkunft der deutschen Siedler, Nationalitätengrenze und Bevölkerungsdichte in verschiedenen Zeitabschnitten behandeln anthropologisch unmittelbar interessierende Fragen. Wertvolle Karten und ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat ergänzen den Text. I. Schwidetzky, Breslau.

Schachermeyr, F.: *Zur Indogermanisierung Griechenlands.* Klio XXXII, 235—288, 1939.

Eine eingehende und kritische Besprechung der neueren einschlägigen Arbeiten von Fuchs, Blegen und Frödin-Persson, die unter umfangreicher Heranziehung des prähistorischen und natürlich vor allem keramischen Materials zu einer Skizzierung des Verlaufs der Indogermanisierung von Griechenland kommt. Sie zeigt folgendes Bild: nach dem Vorsickern der Diminiwanderungen und dem Kykladenvorstoß — beide um 2400 — ist ein Weitersickern nördlich-nordischer Einflüsse aus schnurkeramischem Kreis spürbar, das in der Katastrophenzeit um 2000 kulminiert, um dann wieder — aber nie mehr ganz — zu verrinnen und schließlich nochmals um 1200 einen Höhepunkt zu erreichen. Danach sind die späteren historischen griechischen Stämme bereits alle im hellenischen Kulturraum vereinigt. v. E.

***Torriani, L.:** *Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner. Eine unbekannte Bilderhandschrift vom Jahre 1590.* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Geographie und Völkerkunde, Bd. 6.) 323 S., K. F. Koehler, Leipzig 1940. (RM 12.— bzw. 14.—.)

Auf die Übersicht des Schrifttums und eine ausführliche Einleitung über die Probleme der Kanarischen Inseln und über die Auffindung der Handschrift folgt Torrianis Bericht im Original und in deutscher Übersetzung. Jede der Kanarischen Inseln wird beschrieben, sowie auch von jeder über die Urbevölkerung und die Eroberung berichtet. Das für den Anthropologen Wichtigste sind die teilweise farbigen Bilder Torrianis, auf denen die Urbewohner dargestellt sind. Die beiden Jünglinge von Gran Canaria sind auch im Farbendruck wiedergegeben — ihr Haar ist blond! Es kann sich nur um die Cromagnonrasse handeln, die hier auf den damals entlegenen Inseln noch zur Zeit ihrer Neuentdeckung im 15. und 16. Jahrhundert in einer Steinzeit lebte. In drei Anhängen folgt Wölfels Auswertung der Handschrift für die Rassen- und Kulturgeschichte, namentlich aber für die Sprachforschung. Das Buch schließt mit einer vorläufigen Mitteilung über die kanarischen Siegel und Inschriften. Die alten Kanarier lebten am Rande einer westlichen Hochkultur, die offenbar auf Weiß-Afrika (Berber!) und sogar Alt-Kreta hinweist. Das für jeden Anthropologen nicht nur interessante,

sondern äußerst wichtige, schön ausgestattete und leicht leserliche Buch verdient die größte Beachtung. Die Wissenschaft schuldet dem Autor für seine mühevolle Arbeit, an welcher er beinahe seine Augen gelassen hätte, höchste Anerkennung.

B. Škerlj, Ljubljana.

***Ullmann, H.:** *Die Völker im Südosten.* 244 S. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1938. (RM. 4— bzw. RM. 5.50.)

Das rassische Bild des Balkans in der Gegenwart ist ohne die Kenntnis seiner Geschichte nicht zu verstehen. Aus der Wiedergabe eigener Reiseeindrücke von der Buntheit der Landschaften, der Lebensformen, Rassen, Sprachen und Überlieferungen herauswachsend, bietet sich unter den Hauptüberschriften „Frühzeit bis zu den Osmanen", „Türkenherrschaft", „Habsburgs Spätblüte und Ende" dem Leser das historisch Wesentliche in angenehmer Form. Das Deutschtum unter jenen Völkerschaften und Völkern ist überall berücksichtigt. Was aus der Frühzeit über Daker, Hunnen, Awaren, Madjaren usw. bekannt ist, möchte man freilich gern etwas ausführlicher hören.

H. Grimm, Breslau.

***Wardell, M. L.:** *A Political History of the Cherokee Nation, 1838—1907.* 383 S., University of Oklahoma Press, Norman 1938. ($ 3.50.)

Die Geschichte der Tscherokesen — einer der „fünf zivilisierten Indianerstämme" — ist seit der Zeit ihrer erzwungenen Auswanderung aus ihrem alten Siedlungsgebiet (im Süden der Alleghanies) westwärts nach dem heutigen Oklahoma bis zum Ende ihrer Existenz als unabhängige Nation die Geschichte verzweifelter Bemühungen, die politische Autonomie ihres Stammes gegenüber den Vereinigten Staaten zu behaupten und — zumeist damit im Zusammenhang — die Geschichte erbitterter innerer Kämpfe. Verf. gibt eine sehr ins Einzelne gehende Schilderung dieser Auseinandersetzungen, ohne jedoch eine andere als die rein politische Seite der Probleme zu berücksichtigen.

J. Heim-Lebrecht, Grimmen.

***Altheim, F.** und **Trautmann, E.:** *Italien und die dorische Wanderung.* 45 S., Albae vigiliae, H. 5, Pantheon, Amsterdam 1940. (RM 3.40.)

***Fischer, E.:** *Zur Rassenfrage der Etrusker.* Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss., Phys.-math. Kl. XXV, 16 S., 1938.

***Junge, J.:** *Saka-Studien. Der ferne Nordosten im Weltbild der Antike.* 115 S., Dieterichsche Verlagsbuchh., Leipzig 1939.

***Lanckoroński, L.** und **M.:** *Das griechische Antlitz in Meisterwerken der Münzkunst.* 71 S., Pantheon, Amsterdam 1940. (RM 4.80.)

***Pearl, R.:** *The Natural History of Population.* 416 pp., Milford, London 1939.

Petroni, G.: *L'indoeuropeizzazione d'Italia.* Athenaeum N. S. XVII, 213—227, 1939.

v. Soden, Frhr. W.: *Indo-germanic peoples in the ancient East.* Research and Progress VI, 99—105, 1940.

Sippenkunde

***Eydt, A.:** *Die Sippen.* Spiegel und Lebensgesetz unseres Volkes. 83 S., J. F. Lehmann, München-Berlin 1939. (Kart. RM 2.60).

Im Hauptteil werden die Wege sippengeschichtlicher Forschung (Ahnen-, Stamm-, Sippen-, Nachfahrentafel) mit praktischen Winken geschildert. Die Darstellung weist immer wieder auf die Gesamtheit des Volkskörpers und größere biologische Zusammenhänge hin, die Einleitung wird vom nordischen Gedanken getragen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Grießhammer, F.:** *Ahnen- und Familienordner.* 1 Mappe, 61 Bl., Bayerische Ostmark-Verlag, Bayreuth 1938. (RM 6.20.)

In festem Einband werden Einzelblätter eingeheftet, die u. a. Daten der einzelnen Ahnen, eine Ahnenübersicht, eine soziologische Übersicht usw. bringen. Nützlich für liebevolle Ahnenforschung in der Familie, für die wissenschaftliche Bevölkerungsforschung wegen des Umfangs nicht geeignet. I. Schwidetzky, Breslau.

***Kampffmeyer, P.:** *Blutsverwandte deutsche Familien im Wandel der Jahrhunderte. Vom 16. in das 20. Jahrhundert.* 158 S., Dallmeyer, Berlin 1939. (RM 6.—.)

Zeigt am Beispiel der Familie Kampffmeyer die Schicksale, die den meisten Trägern regsamen geistigen Erbgutes aus dem gehobenen deutschen Bürgerstande in den letzten vier Jahrhunderten widerfuhren: gewaltsame Prägung des Familiengeschickes durch Reformation und Gegenreformation, 30jähr. Krieg und Napoleonische Zeit. Gerade das Wechseln der Wohnlandschaften durch Beharren auf der religiösen Überzeugung (oder tiefer gefaßt: durch das Beibehalten der eigenen Überzeugungstreue) schuf die für das Entstehen einer großen deutschen Nation notwendige Führerschicht! Gegenüber dem chronistischen Ton vernachlässigt das Buch ein wenig die Herausarbeitung umfassender biologischer Vererbungsvorgänge. H. Hochholzer, Wien.

***Knost, F. A.:** *Feststellung und Nachweis der Abstammung.* 160 S. Verlag Franz Vahlen, Berlin 1939. (RM 5.20.)

Der Verf. will in diesem Buch eine zusammenfassende Übersicht über das Recht der rassischen Abstammung geben. Er zeigt die Wege, auf denen eine Klarstellung der Abstammung in Zweifelsfällen durch gerichtliche Klage oder im Verwaltungsverfahren möglich ist. Diesbezügliche Gesetze, Verordnungen und Ministerialerlasse sowie auch wegweisende höchstrichterliche Entscheidungen sind vollständig wiedergegeben, so daß das Werk als ein umfassendes praktisches Handbuch zum Recht der Abstammung anzusprechen ist. B. Steinwallner, Bonn.

***N. N.:** *Der Wanderweg der Rußlanddeutschen.* Jahrb. d. Hauptstelle f. d. Sippenkunde d. Deutschtums im Auslande. 4. Jahrg., 298 S., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin 1939. (RM 7.50 bzw. 9.—.)

Reiches sippenkundliches Material über die wegen ihrer weltweiten Sekundärsiedlung besonders interessante Volksgruppe. Die umfangreichen, von Häßler, Scholl, Stumpp u. a. vorgelegten Auswandererlisten und Stammfolgen mit vielen Lebensdaten gestatten Auswertung nach verschiedensten Richtungen (Altersaufbau, Heiratsalter, Kinderzahlen, Kindersterblichkeit, durchschnittliche Lebensdauer u. a.). In einer Studie „zur Ausbreitung einer rußlanddeutschen Siedlerfamilie 1600 bis 1938" von K. Kauenhowen ist diese Auswertung bereits vorgenommen worden. Es zeigt sich hier, wie lohnend und aufschlußreich für eine Standortsbiologie des Auslandsdeutschtums solche Sippenforschung betrieben werden kann. Eine Ergänzung nach der somatologischen Seite wäre zu begrüßen. H. Grimm, Breslau.

Roloff, E. A.: *„Vermeyerung" oder Verslavung unserer Familiennamen?* Arch. Sippenforsch. XV, 358—361, 1938.

Nach den Adreßbüchern gab es 1908 in Braunschweig 0,2%, 1888 2%, 1935 5% slawisch klingende Namen. Verf. warnt vor der Gefahr der Unterwanderung.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Becker, H.:** *Die Familie.* 172 S., M. Schäfer, Leipzig 1939. (RM 3.75.)

***Prinz v. Isenburg, W. K.:** *Ahnentafeln der Regenten Europas.* 30 Bl., 7 S., Stargardt, Berlin 1939. (RM 12.50.)

***Kronberger-Frentzen, H.:** *Das deutsche Familienbildnis.* 43 S., Asmus-Verlag, Leipzig 1939. (Lwd. RM 6.80.)

***N. N.:** *Ahnennachweis (Ahnenpaß unendlich).* 84 Bl., Starke, Görlitz 1939. (In Lw.-Streckmappe RM 4.—.)

***Poulsen, F.:** *Römische Privatporträts und Prinzenbildnisse.* 46 Taf., 46 S., Munksgaard, Kopenhagen 1939. (Kr. 7.50.)

***Seilkopf, H. J.:** *Die Auswertung von Einträgen der Todesfälle und der Todesursachen in den Kirchenbüchern.* Praktikum für Familienforscher, H. 30, 31 S., Degener & Co., Marktschellenberg 1939.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Hubele, O.:** *Familienbiologische Untersuchungen in der Nordmark.* 157 S., S. Hirzel, Leipzig 1939. (RM 10.—.)

Eine familienbiologische Erhebung mit Fragebögen, deren Interesse in erster Linie auf die differenzierte Fortpflanzung bei den Katholiken von Schleswig-Holstein unter sich und im Vergleich zu den überwiegend protestantischen Nordmarkbewohnern gerichtet ist. Bei Knabenziffer, Heiratsalter, Altersaufbau usw. bestätigen sich die bekannten bevölkerungsbiologischen Erscheinungen. Das Hauptergebnis aber ist: Katholiken und Protestanten besitzen die gleiche Fruchtbarkeit, wenn sozialbiologisch gleichwertige Gruppen verglichen werden. Das führt natürlich zu einer lebhaften Auseinandersetzung mit besonders Muckermann, Loeffler und Schmidt-Kehl. Im übrigen ist die Arbeit kritisch, zügig und kräftig durchgeführt und betont gern das methodische Moment. Fragen des Rassentypus sind nicht angeschnitten. v. E.

***Kauder, V.:** *Das Deutschtum in Polen.* Deutsche Gaue im Osten VIII/IX, 112 S., S. Hirzel, Leipzig 1939. (RM 4.50 bzw. 6.—.)

In erster Linie ein Bildband, der in geschickter und eindringlicher Zusammenstellung neben der Kultur auch den Menschen selbst nicht vergißt. Der Text bietet wertvolles bevölkerungsstatistisches Material, um so wertvoller, als er den letzten Stand vor der großen bevölkerungsgeschichtlichen Umwälzung durch die Umsiedlung festhält. So sind auch die Siedlungskarten — von den besten Kennern der einzelnen Teilgebiete entworfen, nicht mehr, wie ursprünglich geplant, Grundlage schwer kämpfender Volkstumspflege, sondern Material zur Bevölkerungs geschichte des Ostraums.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Mauersberg, H.:** *Bevölkerungs- und Sozialgeschichte des Berchtesgadener Landes.* Studien zur Volkskörperforschung Bd. 4, 120 S., Schaper, Hannover 1939. (RM 3.50.)

Nach einer Darstellung der Siedlungsgeschichte des Gebietes an Hand umfangreichen Quellenmaterials wird die Bevölkerungsbewegung seit dem ausgehenden Mittel-

alter (1454) dargestellt. Die Bevölkerungszahlen sind z. T. durch Umrechnung gewonnen. Bemerkenswerterweise findet während des 30jährigen Krieges in diesem von den Wirren kaum berührten Gebiet eine gleichmäßige Zunahme der Bevölkerung statt. Den Abschluß bilden die Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsverhältnisse von der Erstbesiedelung im 12. Jahrhundert bis heute. Chr. v. Krogh, München.

***Müller-Sternberg, R.:** *W. H. Riehls Volkslehre.* Diss. Wien. 48 S., Eichblatt Verlag, Leipzig 1939. (RM 2.30 bzw. 4.—.)

Eine recht sorgsame Darstellung der Riehlschen Volkslehre, welche die Kerngedanken klar und überschaubar zusammenfaßt. B. Petermann, Göttingen.

***N. N.:** *Der nichtseßhafte Mensch.* Ein Beitrag zur Neugestaltung der Raum- und Menschenordnung im Großdeutschen Reich, in Zusammenarbeit mit dem Bayrischen Staatsministerium des Inneren herausgegeben vom Bayrischen Landesverband für Wanderdienst, München. 492 S., C. H. Beck, München 1938. (RM 16.50.)

Eine umfassende Darstellung des Lebens, der Pflege und der völkischen Bedeutung der Reste „anlagemäßigen Nomadentumes" in unserem Volke aus der Hand von 15 Verfassern (darunter Frick und Wagner mit Geleitworten, Ritter, Exner, Sieverts, Stumpfl). Das Experiment der „Wanderhöfe" steht im Mittelpunkt.
F. Keiter, Würzburg.

***v. Posadowsky-Wehner, H. Graf:** *Das Bevölkerungsproblem in Frankreich.* 6. Beiheft Arch. Bevölkerungswiss. 134 S., Verlag S. Hirzel, Leipzig 1939. (RM 7.—.)

Die schon vor v. Ungern-Sternbergs Veröffentlichung zum gleichen Gegenstand entstandene Arbeit beruht auf einem Frankreichaufenthalt. Sie greift psychologisch und soziologisch weit aus. Der französische Geburtenrückgang ging vom Lande aus (wie übrigens auch z. B. in manchen thüringischen Gebieten)!
F. Keiter, Würzburg.

***Roß, F.:** *Stadt- und Landbevölkerung in Ostdeutschland, Zentral- und Westpolen.* Schr. Inst. Osteurop. Wirtschaft., 215 S., W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. (RM 9.60.)

Die bevölkerungsstatistische Untersuchung über die Verstädterung in Ostdeutschland und Polen wird durch kommunal- und wirtschaftspolitische Ausführungen ergänzt und vertieft, wobei die methodischen Schwierigkeiten, die einem eingehenden Vergleich verschiedener Staatsgebiete entgegenstehen, gut gemeistert sind. Besonderes Gewicht wird auf die Wechselwirkung zwischen Verstädterung und natürlicher Bevölkerungsbewegung gelegt, die entgegengesetzten Tendenzen in Deutschland und Polen scharf herausgearbeitet. Freilich dürfte die inzwischen erfolgte politische Umgestaltung des untersuchten Raumes auch in dieser Richtung manche Entwicklungsänderungen nach sich ziehen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Rübel, H.:** *Die Wechselbeziehungen zwischen Rasse, Geschichte, Familie, Konfession und Beruf.* Dargestellt am Beispiel der Bevölkerung von Monschau. 120 S., Triltsch, Würzburg-Aumühle 1939. (RM 4.20.)

Heftig wirft der Verf. der Geschichtswissenschaft die Vernachlässigung der bevölkerungskundlichen Erkenntnissparte vor, ein Vorwurf, der in stärkerem Maße noch die Anthropologie trifft, der die wirkende Materie zugehört, die die ereigniskundlichen Erscheinungen erst schafft. Aber Mode und Mittel werden weiter wechseln — hoffen wir, daß unsere Enkel nicht Anwürfe gleicher Art und anderer Weise gegen uns erheben werden. Umschau im Raum und Rückschau in der Zeit, sorgfältig bevölkerungsgeschichtlich ausgerichtet, geben sodann dem Verf. den gutgebauten Untergrund für eine Darlegung der jetzigen inneren Bevölkerungsdynamik. Auf Grund der „Vermessung" von „Schädeln" Lebender (also von Köpfen) wird ein „nordisch-westisch-ostisches Gemisch" gemutmaßt. Auf exakte Typendiagnostik somatischer oder psychologischer Art wird verzichtet. Das Schätzungsergebnis lautet vereinfacht a : m : n = 1 : 2 : 3 und mit 3,0 : 1,5 : 0,8 Kindern pro Ehe. Dazu soll ein palämongolides (?!) Element treten, das mit 5,0 Kindern Bedenken für die Zukunft auslöst. Verblüffend ist das Resultat der konfessionellen Unterschiede — aber vgl. Referat Hubele. Als bevölkerungsgeschichtlicher Tiefstich in rassischem Grenzboden ist die Arbeit nach Auffassung und Teilnahme zu begrüßen und zeigt eine Richtung, die kräftigen Nachmarschierens — aber in Schritt und mit Strategie — wohl wert ist. v. E.

Aberle, S. D., Watkins, J. H. und **Pitney, E. H.:** *The vital history of San Juan Pueblo.* Human Biol. XII, 141—187, 1940.

Burgdörfer, F.: *Tendenzen der neuesten Bevölkerungsentwicklung in Europa und besonders in Deutschland.* Congr. intern. sci. anthrop. ethnol. C. R. II. Sess., 210—212, Copenhague 1939.

Eichstädt, V.: *Bücher und Aufsätze zur Geschichte der Judenfrage. 1938.* Hist. Z. CLXII, 445—450, 1940.

Franz, G.: *Die bevölkerungsgeschichtlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges.* Forsch. Fortschr. XVI, 373—375, 1940.

5. *Geographische Anthropologie*

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

***Botez, I. G.:** *Contribuții la studiul taliei și al indicelui cefalic în Moldova de Nord și Bucovina. (Contribution à l'étude de la taille et de l'indice céphalique dans la Moldavie du Nord et la Bucovine.)* 40 pp., Ed. „Brawo", Jassy 1938.

Die Arbeit eröffnet eine Reihe von systematischen Untersuchungen über die anthropologische Struktur von Nordost-Rumänien, deren Studium bisher recht vernachlässigt worden ist. — Das Material setzt sich aus 1124 Männern zusammen. Die mittlere Körperhöhe beträgt 167,25 cm für die Nordmoldau und 168,40 cm für die Bukowina. In der Bukowina findet sich die größte Körperhöhe bei den Deutschen und Ruthenen, in der Moldau bei den Bewohnern der Gebirgszone. — Der mittlere Kopfindex zeigt für die Nordmoldau Subbrachykephalie (82,31), für die Bukowina eine betontere Brachykephalie (83,01). Wie bei der Körperhöhe ist der mittlere Kopfindex der Bukowina der Ausdruck dreier verschiedener Tendenzen: der Subbrachykephalie der Deutschen, der Mesokephalie der Ruthenen und der Brachykephalie der Rumänen. In der Moldau finden sich die höchsten Werte des Kopfindex in der Gebirgszone.

O. Necrasov, Jassy.

van den Broek, A. J. P.: *La population des Pays-Bas.* Koninkl. Nederl. Aardrijkskundig Genottschap LV, Ser. 2, 51—64, 1938.

Ein kurzer Abriß mit einigen prähistorischen Karten und Bildern, der das einschlägige prähistorische Material knapp aufzählt und die leider immer noch fragmentarischen metrischen Arbeiten behandelt. Keine Typenbilder. Methode: Kombinationsschätzung.

v. E.

***Bürger, K.:** *Göttern. Eine anthropologische Untersuchung aus Thüringen.* Arbeiten z. Landes- und Volksforsch. 3. 82 S., 8 Taf. Fischer, Jena 1939. (RM 3.50).

Ein Materialbeitrag zur Rassenkunde Deutschlands mit dem bei den meisten Arbeiten dieser Art üblichen Aufbau: Verhältnismäßig ausführliche Darstellung von Landschaft, Wirtschaft, Geschichte und Bevölkerungsentwicklung; Merkmalsbeschreibung, meist für 74 ♂ und 82 ♀ über 16 Jahre, aber nur Masse und Komplexion; Vergleich vor allem mit Thüringer (darunter das bisher unveröffentlichte Sundremda!), dann auch mit anderen deutschen Gruppen; kurze allgemeine Angaben über die „Mischrassigkeit" der Untersuchten. Für Einzelheiten muß die Arbeit selbst herangezogen werden.

I. Schwidetzky, Breslau.

Koslowski, H.: *Die Einfügung französischer (hugenottischer) Flüchtlinge in das deutsche Volk.* Z. Morph. Anthrop. XXXIX, 117—176, 1940.

In dem von Hugenotten gegründeten Dorf Frankenhain (Bez. Kassel) wurden nach Aufstellung von Sippentafeln die Einwohner mit und die ohne hugenottischen Einschlag verglichen. Leider ist das Dorf und damit das Material nur sehr klein. Die hugenottischen Nachkommen nähern sich in einigen Merkmalen der Bevölkerung ihrer südfranzösischen Heimat, in anderen nicht. Zum Teil weichen alle Frankenhainer von der oberhessischen Vergleichsgruppe (Burkhards-Kaulstoß) ab. Verf. weist selbst auf die Möglichkeit des Mitwirkens sozialer Siebung hin (in Frankenhain fast nur Handwerker und Gewerbetreibende gegenüber der vorwiegend bäuerlichen Vergleichsgruppe), der tatsächlich wesentliche Bedeutung zukommen kann. Bei dem sehr geringen Umfang des Materials wäre aber eine Klärung nur an Hand von Parallelgruppen möglich.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Lendvai-Dircksen, E.:** *Das deutsche Volksgesicht, Schleswig-Holstein.* 72 S., 63 Bilder. Gauverlag Bayerische Ostmark, Bayreuth 1939. (RM 4.20.)

Die rassische und landschaftliche Wirklichkeit eines deutschen Gaues in prachtvollen Lichtbildern künstlerisch eindringlich gemacht. Keine künstliche Auslese nordischer Schmaltypen. Die Deutschen sind von Süd bis Nord relativ breitwüchsig.

F. Keiter, Würzburg.

Necrasov, O. C.: *Le problème de l'origine des Gagaoutz et la structure anthropologique de ce groupement ethnique.* 32 pp., Lucrările Soc. Geogr. „D. Cantemir", Vol. III. Iași 1940.

Die türkisch sprechenden aber christlichen Gagauzen stellen eine kleine Volksgruppe dar, die bis zum Juni 1940 Rumänien bewohnte. Ihr Ursprung ist noch umstritten. Nach den einen Autoren ist es eine ursprünglich christliche Bevölkerung, die die türkische Sprache angenommen hat (Bulgaren, Albaner oder Griechen), nach anderen christianisierte Türken oder Nachkommen der türkischen Steppenvölker der Petschenegen, Kumanen und Ouzen des 9. Jahrhunderts. Eine weitere Hypothese sieht in

ihnen ein völkisches Konglomerat aus Bulgaren, Griechen, Albanern, Türken und Rumänen.

Die anthropometrischen und rassenkundlichen Untersuchungen der Verf. (180 Männer) und ihr Vergleich mit den Ergebnissen von Pittard an 41 Personen führen zu dem Ergebnis, daß zu unterscheiden ist zwischen den fremdstämmigen Gagauzen, die bulgarischen Ursprungs sein könnten, und den eigentlichen Gagauzen. Die letzteren stehen den osmanischen Türken näher als den Griechen, Albanern oder Bulgaren. Nur ein Vergleich der Gagauzen mit den alten türkischen Stämmen der russischen Steppe könnte eine weitere Klärung bringen. I. G. Botez, Jassy.

***Papilian, V. et Velluda, C.:** *Cercetări antropologice asupra Moţilor dintre Arieşe. (Recherches anthropologiques sur les „Motzi" des Ariesches.)* 100 pp., Academia Română. Memoriile Secţiei ştiinţifice, S. III, TXV. M. 19. Bucureşti 1940.

Die Motzen stellen eine rein rumänische Bevölkerung in den westlichen Karpaten dar. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 553 Männer und 377 Frauen und umfaßten zahlreiche anthropometrische Merkmale, die Farbmerkmale und die Blutgruppen, die im einzelnen beschrieben werden. Ein kurzer Überblick über die rassische Zusammensetzung der Motzen schließt die Arbeit. — Die Verff. kommen zu folgenden Ergebnissen: Neben der alpinen Rasse, die sozusagen das rassische Substrat der Bevölkerung bildet, tritt ein „Regionaltypus" auf, dessen Merkmale vorwiegend der dinarischen Rasse entsprechen (nach den Beschreibungen scheint allerdings dieser „Regionaltypus" in Wirklichkeit ein Mischtypus und nicht eine eigentliche Rasse zu sein). Verff. weisen ferner auf den ziemlich hohen Anteil der blonden Rassen (17,6%) hin. (Vgl. auch Z. Rassenk., dieses Heft S. 66 ff.) O. Necrasov, Jassy.

Rittershaus, E.: *„Rasse zweiter Ordnung" („Sekundäre Rasse"). Grundsätzliches zur Rassenfrage.* Psychiatrisch-Neurologische Wschr. XLI, S. A. 7 S., 1939.

Gewiß ist es seit langem landläufige Auffassung, daß Rassentypen durch Mutation und Isolierung, und Volkskörper durch das Durchbrechen dieser sei es räumlichen oder soziologischen Isolierung entstanden sind und weiter entstehen, daß aber auch bei den letzteren Prozessen die ursprünglichen, also die Mutationen, weiterwirken. So sind also Völker werdende Rassen und zwischen Volk und Rasse gibt es keine prinzipiellen, sondern nur graduelle Unterschiede. Die Menschheitsentwicklung ist ein Vorgang, nicht eine Schachtelung. Gerade das wurde nach Ansicht des Verf. mindestens in systematischer Hinsicht nicht genügend gewürdigt. Denn es bedeutet doch nichts anderes, als daß durch Mischung und Volkwerdung neue Rassen entstanden und noch weiter entstehen, — genau so, wie es ja schon die alte Anthropologie der letzten Jahrhunderte wollte und oft betonte. Ist dem aber so, dann sollten diese rassischen Entwicklungsstufen, von der Mischbevölkerung über die vieltypischen Volks- oder Stammeseinheiten immer stärkerer Harmonisierung bis zum richtigen Rassentypus auch, so meint der Verf., entsprechend gefaßt werden: die „primäre Rasse" ist der einheitliche Typus, die sekundäre und tertiäre stellen die immer aufgelockerteren Übergänge und Kontaktformen dar. Eine „sekundäre Rasse" sind, wie schon Günther und nach ihm viele andere sagten, beispielsweise die Juden — noch nicht ein einheitlicher Rassentypus, noch von zurückführbaren Rassenelementen durchsetzt, aber doch schon mehr als eine bloße Mischung typologischer Einzelkomponenten. So verwirft der Verf. auch die prioritätsgerechte Nomenklatur der biologischen Systematik und verwendet großenteils Völkernamen für Rassentypen. v. E.

Rodenwaldt, E.: *Die nicht gemeinsamen Rassenelemente der Balischen Kasten.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 111—142, 1938.

Nach einer lesenswerten rassenhistorischen Einleitung wird ein metrisches Material von 149 ♂ und 142 ♀ Individuen aus Brahmanen-, Kaule- und Waiçia-Kasten unter sozialtypologischen Gesichtspunkten eingehend diskutiert, wobei der Verf. unter Auseinandersetzung mit vor allem den Ansichten von Lekkerkerker zu der Ansicht kommt, daß es sich bei den mehr longitypisch-grazil gebauten und helleren (15 : 18 v. L.) Typen der höheren Kasten nicht einfach um die allgemein auftretenden Sozialvarianten, sondern noch um einen greifbaren Einschlag von arischem, d. h. also indidem Blut in die nach unten mehr und mehr primitiv, d. h. weddid-palämongolid werdende Bevölkerung handelt. Dabei setzt sich der Verf. für die physiognomische statt der morphologischen Nasenhöhe (also für die jetzt auch in ihrem Erfindungslande Frankreich aufgegebene Technik der Messung von der Nasenwurzelgegend statt des Nasionpunktes) ein. Gute und reichliche Bilder. Die Notwendigkeit von Physiognomik und darüber hinaus exakter Typendiagnostik wird betont. v. E.

***Schulz, R.:** *Die Schädelfunde der Beingrube von Wesselburen (Dithmarschen) als Beitrag zur Rassenkunde Schleswig-Holsteins.* Schr. polit. Gesch. und Rassenk. Schleswig-Holsteins III, 83 S., S. Hirzel, Leipzig 1939. (RM 6.—.)

Rund 500 Schädel aus einer wahrscheinlich vor 1760 geschlossenen Beingrube werden

in statistisch sehr sauberer Weise bearbeitet und bei Umrechnung auf Lebende mit anderen nordischen (zum Teil unveröffentlichten) Gruppen verglichen. In der zeitlichen Entwicklung zeigt sich vor allem die auch an anderen Stellen beobachtete Abnahme der Kopflänge und Zunahme der Breitenmaße. Die nach der Zusammenfassung gescheiterten Versuche einer typologischen Aufgliederung werden nicht näher ausgeführt. — Angesichts der geringen Ergiebigkeit des Materials für genetische Fragen im engeren Sinne, also Beschränkung auf die formkundliche Analyse, erscheint die Polemik gegen solche Verfasser, die die formkundliche Analyse als Ausgangspunkt der Arbeit in den Vordergrund stellen, nicht sehr sinnvoll.

I. Schwidetzky, Breslau.

Yokoh, Y.: *Anthropologische Untersuchung der Schilingol-Mongolen.* Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy, VII, 219—228, 1938.

Bei 69 Schilingol-Mongolen (von 20 bis — leider — 79 Jahren) mit weitaus überwiegend athletischer Konstitution liegt die Körperhöhe um 163—164 cm, die Hautfarbe bei 14—15 bzw. an der Brust um 11 nach v. Luschan. In die Mandschurei eingewanderte Mongolen zeigen etwas höheren Wuchs, eingewanderte Chinesen umgekehrt eine geringere Höhe als ihre entsprechenden Stammbevölkerungen. Kopfmaße 193 : 159 mm = 82,7, Gesicht 149 : 125 mm = 84,6, Nasenbreite 39,8. Hohe, gerade Nasenrücken überwiegen, die Abbildungen lassen europiforme Einschläge bzw. Tendenzen erkennen, auch tritt ausgeprägte Mongolenfalte nur etwa bei der Hälfte dieser Leute aus der inneren Mongolei auf.

v. E.

***Zilinskas, J.** und **Jurgutis, A.:** *Crania Lithuanica.* Acta Med. Fac. Vytauti Magni Univ. V, H. 3, 303—468, 1939.

379 litauische Schädel, teils aus dem 20., teils aus dem 18. und 19. Jahrhundert werden eingehend merkmalsstatistisch beschrieben und nach Merkmalskombinationen 4 Typen unterschieden: An erster Stelle sollen die Osteuropiden stehen (zu deren Aussonderung aber die benutzten Merkmalskombinationen nicht ausreichen dürften). Es folgen Cromagnide und Nordische, beide häufiger im 18. und 19. Jahrhundert. Zilinskas deutet wiederum (vgl. Z. Rassenk. VIII, 113) seine Annahme der Entstehung der Osteuropiden aus den Cromagniden an.

I. Schwidetzky, Breslau.

Boßhardt, H.: *Anthropologische Untersuchungen im Engstligen- und Frutigtal (Berner Oberland).* Arch. Klaus. XIV, 1—194, 1939.

***Gottong, H.:** *Die Bevölkerung von Hoyerswerda-Land. Ein Beitrag zur Kenntnis der preußischen Oberlausitz.* Phil. Diss. 128 S., Triltsch, Würzburg 1940. (RM 3.60.)

Grimm, H.: *Anthropologie in der Volksforschung.* Auslandsdtsch. Volksforsch. II, 396 bis 414, 1938.

Hildén, K.: *Zur Frage der rassischen Zusammensetzung der Finnen.* Nordische Rdsch. IX, 93—101, 1938.

***Kleiweg de Zwaan, J. P.** en **van Bork-Feltkamp, A. J.:** *Enkele metingen en volumebepalingen aan Nederlandsche en Papoesche schedels.* Koningl. Koloniaal Inst. Amsterdam XLVI, Afd. Volkenkunde No. 12, 51 S., 1938. (Fl. 0.75.)

Kloiber, Ae.: *Alte Mühlviertler Bauerngeschlechter.* Aus den Ergebnissen der rassen- und sippenkundlichen Aufnahmen im nordöstlichen unteren Mühlviertel (1938). Heimatland H. 12, 183—188, 1938.

Körner, T.: *Bericht über rassenkundliche Untersuchungen in Monembasia und Areapolis an der Südküste des Peloponnes.* Z. Ethn. LXXI, 116—129, 1939.

Körner, T.: *Bericht über rassenkundliche Untersuchungen in Lakonien als Beitrag zu einer Rassenkunde Griechenlands.* Z. Morph. XXXIX, 90—116, 1940.

Kohama, M.: *Physisch-anthropologische Untersuchungen über die Japaner in Süd-Kyusu.* Proc. Jap. Anat. Soc. XLVII, 29, 1939.

Nama, M. und **Shimamoto, M.:** *Contribution to the physical anthropology of Chinese in Manchoukuo.* Jinrui Z. Tokyo LII, 371—388, 1937. (Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VII, [298], 1939.)

Volks- und Völkerkunde

***Baumann, H., Thurnwald, R., Westermann, D.:** *Völkerkunde von Afrika.* 665 S., 461 Abb., 23 Karten. Essener Verlagsanstalt, Essen 1940. (RM 15.— bzw. 20.—.)

Die ausführliche Bearbeitung des afrikanischen Kontinents gliedert sich in einen kulturgeschichtlichen (Baumann), einen sprachlich-pädagogischen Teil (Westermann) und schließt mit einer Betrachtung der verschiedenen Kolonisierungsversuche und ihren Auswirkungen auf die Eingeborenen (Thurnwald). Baumann entschuldigt die geringe Berücksichtigung anthropologischer Grundlagen für das notwendige Zusammenspiel „Rasse und Kultur" mit dem Fehlen exakter anthropologischer Vorarbeiten für die afrikanischen Negerrassen. Seine Kritik an der v. Eickstedtschen Gliederung ist sicherlich insofern nicht haltbar, als sich Typus und Kulturkreis keineswegs zwangsläufig zu decken brauchen. Seine Auffassung von einer nur

sprachlich und kulturell verschieden ausgerichteten Negerrasse bedarf einer ernsten Nachprüfung. Die reiche Illustrierung des ersten Teiles (Tafeln, Karten und Strichzeichnungen) belebt und vervollständigt die umfassende und vielseitige Bearbeitung des Stoffes. K. Pieper, Breslau.

***Bernatzik, H. A.** (Herausg.): *Die große Völkerkunde. Sitten, Gebräuche und Wesen fremder Völker.* 3 Bde. Bibliogr. Inst., Leipzig 1939. (RM 48.—.)

Der inzwischen veraltete und mit vielen Mängeln behaftete „Buschan" findet in dem von dem rührigen Grazer Ethnologen herausgegebenen Werk die dringend notwendige Neubearbeitung. Sie will einer in Erbbiologie und Rassenpsychologie verankerten Völkerkunde den Weg bereiten und als künftige deutsche Kolonialethnologie (deren Methoden der Herausgeber selbst skizziert) Verwendung finden. Manche Mängel, in der Aufteilung des Stoffes begründet, konnten auch diesmal nicht beseitigt werden, so daß qualitativ und quantitativ unterschiedliche Abschnitte nebeneinanderstehen. Krickeberg hat wiederum Gesamtamerika in überzeugender und sachlicher Form bearbeitet. Die übrigen Großräume sind aufgeteilt und vorwiegend südostdeutschen Fachleuten übertragen worden. A. Haberlandt, der Hauptmitarbeiter von „Buschan III", beschränkt sich auf eine kurze Zusammenfassung der europäischen Volkskulturen. Osteuropa und Zentralasien werden in knappen und soliden Abschnitten durch Bleichsteiner aufgereiht, während der Herausgeber selbst für Hinterindien eine flottere Diktion vorzieht. Baumann bearbeitete Afrika. Andere Abschnitte (z. B. Nevermanns Südsee) sind offensichtlich zu kurz weggekommen, so daß eine Bearbeitung einzelner Großräume nicht überflüssig wird. Erfreulich die reiche Bebilderung, zu bedauern dagegen die große Zahl der Druckfehler.

Die recht ungleichmäßigen rassenkundlichen Abschnitte bewegen sich von kursorischen verallgemeinernden Merkmalsbeschreibungen über ausführlichere Anlehnungen an anthropologische Zusammenfassungen (vorwiegend v. Eickstedt) bis zu nicht immer geglückten Versuchen eigener Synthese. Die Ausrichtung auf eine gemeinsame Terminologie hätte diese Ungleichmäßigkeiten mildern können.

Der spezielle Teil verzichtet fast völlig auf Angaben über die bevölkerungsbiologische Lage der behandelten Völker. Dagegen schließt der Herausgeber in seinen „Aufgaben der Kolonialethnologie" auch wesentliche Aufgaben der Kolonialanthropologie mit ein: sind doch z. B. das Aussterben der Primitiven, das Mischlingsproblem, die rassenmäßig bedingte Anpassungsfähigkeit ohne engste Zusammenarbeit, ja teilweise ohne Führung des Naturwissenschafters nicht zu erfassen.

K. Pieper und I. Schwidetzky, Breslau.

Deuster, R. H.: *Kanawar; Grundriß einer Volks- und Kulturkunde.* Studien zur Völkerkunde Nr. 14. 112 S., 10 Abb., Jordan u. Gramberg, Leipzig 1939. (RM 7.—.)

Reisen in den Simla Hills und in Kanawar lieferten für ein kleines Gebiet Nordindiens eine vielseitig ausgerichtete landes- und kulturkundliche Monographie. Der rassenkundliche — besser bevölkerungskundliche Teil fußt neben persönlichen Eindrücken auf Literaturstudien. Messungen wurden nicht vorgenommen. Danach haben wir neben einer alten Mundagrundlage mit tibeto-birmanischen Überlagerungen zu rechnen. Stark hervortretende helle Komponenten lassen eine Beimischung der weißen Hauptrasse erkennen. K. Pieper, Breslau.

***Franke, H.:** *Die ostgermanische Gerichtslaube — ein Rassemerkmal im Lebensstrom Europas.* 100 S., 64 Abb., W. G. Korn-Verlag, Breslau 1938. (RM 6.— bzw. 7.50.)

In kühnen, aber glaubwürdigen Hypothesen gewinnt Franke aus schlesischen Gerichtskretschams eine vorgeschichtliche Gerichtslaube als quadratischen Holzbau mit Mittelsäule und setzt sie in Beziehung zu jüngeren Zentralbaugedanken, besonders der Vierung der germanischen Basiliken. Der Bogen wird überspannt, indem er bis zu byzantinischen Zentralbauten geschlagen wird. Die Frage, ob Indogermanen, Lausitzer Kultur oder Ostgermanen die Gerichtslaube geschaffen haben, bleibt notwendig unbeantwortet. Um „Rassenmerkmale" handelt es sich natürlich erst recht nicht.

H. Weigert, Breslau.

***Franz, L.:** *Jäger, Bauern, Händler. Die Wirtschaft in der Vorzeit.* R. M. Rohrer-Verlag, Brünn, Leipzig 1939. 122 S., 31 Abb. (RM 3.50.)

Eine nützliche Überschau zur Angleichung ethnologischer Grundlagen an die europäische Vorgeschichte. Es wird nachdrücklich die zentrale Bedeutung menschlicher Leistung für das funktionelle Wechselspiel im Kulturganzen hervorgehoben.

K. Pieper, Breslau.

***Frobenius, L.:** *Ekade Ektab. Die Felsbilder Fezzans.* Ergebnisse der Diafe X (X. Deutsch-Innerafrikanische Forschungsexpedition) nach Tripolitanien und Ost-Algier mit Ergänzungen der Diafe XII aus Zentral-Algier. XXIX u. 74 S., 91 Taf., 141 Abb., Harrassowitz, Leipzig 1937. (RM 30.—.)

Daß die 1932 von Leo Frobenius im Süden des italienischen Libyen aufgesuchten vorgeschichtlichen Felsbilder nach Stil und Inhalt zwei verschiedenen Kulturen angehören, ist durch vorläufige Mitteilungen, Vorträge und Ausstellungen bekannt. In den Quellschluchten des westlichen Fezzan traf zur Zeit, aus der uns die heutigen Bilder erhalten sind, eine von Osten heraufkommende Rinderkultur zusammen mit einer Jägerkultur, deren Leitgestalten Wildstier und Löwe waren und die über die Hochflächen des Westens und den Saharaatlas in Zusammenhang steht mit der frankokantabrischen Kunst. Entscheidende Feststellungen lassen an der Identität der westlichen, jägerischen Saharakultur mit dem Jungpaläolithikum des frankokantabrischen Stils keinen Zweifel mehr, auch nicht an ihrem „eigentlich und prinzipiell europäischen Ursprung", und gerade weil Frobenius gewiß zu Recht die Jäger seiner (leider immer noch als hamitisch bezeichneten) Mahalbikultur dafür in Anspruch nimmt, kann es sich auch hier in der zentralen Sahara nur um wirkliche Cromagnide in südöstlichem Auslaufen handeln. Es verdichtet sich die Vermutung, daß in diesem Kulturzusammenhang eine der Wurzeln Altägyptens liegt. Das Bildmaterial ist meisterlich schön und zweckmäßig wiedergegeben. B. Struck, Jena.

***Hellpach, W.:** *Übersicht der Religionspsychologie.* 131 S., Bibliograph. Institut, Leipzig 1939. (RM 2.60.)

Eine knapp gefaßte, einprägsam und leicht faßlich formulierte Gesamtdarstellung der religionspsychologischen Probleme, welche in der ganzen Breite der völkerkundlich aufweisbaren Formen religiösen Lebens entwicklungspsychologisch bis zu den Hochformen der Religionsschöpfung in den Weltreligionen hinauf verfolgt und im Hinblick auf die dahinterstehenden religiösen Lebenskräfte aufgehellt werden. Die bei aller Kürze materialreiche und reife, zuchtvoll geformte Darstellung mündet in Betrachtungen über die Gesetzmäßigkeit der Religionsentwicklung und die Gegenwartskrise der Weltreligionen ein. B. Petermann, Göttingen.

***Rhotert, H.:** *Transjordanien.* Vorgeschichtliche Forschungen. Mit Beiträgen von Prof. Böhl und Dr. Willmann. Verlauf und Ergebnisse der XII. Deutschen Innerafrikanischen Forschungsexpedition 1934/35 unter Führung von Geheimrat Prof. Leo Frobenius. Herausgegeben von Dr. Jensen und Dr. Rhotert. 230 S., 30 Tafeln, 327 Abb., 3 Karten. Strecker & Schröder, Stuttgart 1938. (RM. 15.— bzw. 18.—.)

Verf. berichtet über die Ergebnisse der Forschungen in Kilwa im südlichsten Transjordanien, wo sich die östlichsten bekannten Felsbilder des Mittelmeerkreises finden. Die Gleichzeitigkeit mit den als mesolithisch bis bronzezeitlich bezeichneten Steinwerkzeugen, vorwiegend Klingen, wird sehr glaubhaft gemacht. Die Bilder, fast nur Steinböcke, weisen stilistisch nach Nordafrika; Verbindungen zu den jüngeren Südarabiens werden überhaupt nicht erörtert. Eine Pflügerdarstellung ist ohne den Vergleich mit Bohuslän unverständlich. Ohne Beziehung zur Kunst stehen protolithische Einzelfunde und eine an Palästina, Fezzan, Guban usw. erinnernde, campignienähnliche Faustkeilkultur. Alles in allem, ein Durchgangsgebiet für Kulturen und Rassen. Das zeigen auch einige gute Rassetypen von heute auf Tafel 2. W. Schilde, Plauen.

***Steward, J. H.:** *Basin-Plateau aboriginal sociopolitical groups.* Smithsonian Institution. Bureau of American Ethnology. Bulletin 120. 346 S., 3 Taf., 13 K. Washington 1938.

Aufs sorgfältigste sind in diesem Werk die Wechselbeziehungen zwischen Landschaft und Kultur unter die Lupe genommen, wie sie bei den Indianergruppen des Great Basin bestehen, die früher nur unter dem Sammelnamen „Digger" bekannt waren. Verf. stellt zum Schluß Parallelen heraus betr. die Bildung soziopolitischer Gruppen unter Sammlern und primitiven Jägern anderer Erdteile.

H. D. Disselhoff, Potsdam.

Taylor, D.: *The Caribs of Dominica.* Smiths. Inst. Bureau of Amer. Ethn. Bull. 119; Anthr. Pap. No. 3. 103—139. 1938.

Die einzigen in Westindien erhalten gebliebenen Indianerreste finden sich auf Dominica. Die heute einschließlich der Mischlinge nur 400 Mann zählende Bergbevölkerung aruakischer und karaibischer Herkunft blieb bis ins 19. Jahrhundert fast frei von europäischem Einfluß. Seitdem wurde ihre Kultur weitgehend vom beschränkten Lebensraum und von historischen Einflüssen abhängig. Die Monographie leitet von den ursprünglichen Zuständen zu heutigen Verhältnissen über. K. Pieper, Breslau.

***v. Werder, Peter:** *Gemeinschaft und Herrschaft als Staats- und Kulturtypen.* Ein kulturanthropologischer Versuch. 150 S. Ferdinand Enke, Stuttgart 1938. (Geh. RM. 8.—, geb. RM. 9.40.)

Der Verf. beleuchtet Tatsachen der abendländischen Geschichte mittels der beiden kultursoziologischen Strukturprinzipien der „Herrschaft" und „Gemeinschaft". Der Hauptwert seiner Untersuchungen liegt darin, daß auf die indogermanisch-patriarchale Grundlage des heutigen politischen Europa und auf das Funktions- und Leistungsdenken seiner nordisch bestimmten bzw. indogermanisierten Völker neues Licht ge-

worfen wird. Hier liegen Anregungen für künftige Forschung. Stärker konstruiert erscheinen mir des Verf. Ausführungen über „gerontogene" Herrschaft. Leider findet sich ein Teil gerade der weiterweisenden Gedanken in Fußnoten.

W. E. Mühlmann, Berlin.

Westermann, D.: *Die heutigen Naturvölker im Ausgleich mit der neuen Zeit.* 397 S., Enke-Verlag, Stuttgart 1940. (RM 22.— bzw. 24.—.)

Der Begriff „Naturvölker" ist seit der Ausbreitung der europäisch-amerikanischen und asiatischen Zivilisation verblaßt. Halbkulturvölker aller Rangschattierungen treten an ihre Stelle. Dieser Erkenntnis trägt die moderne Völkerkunde, sich aus starrer Statik lösend, Rechnung, indem sie den engen Rahmen früherer Betrachtungsweisen endgültig sprengt und die einzelnen Volksgruppen nicht aus dem Blickfeld verliert, wenn sie einem Wert-, Bedeutungs- und Strukturwandel erlegen sind.

Westermann (Afrika) und seine Mitarbeiter (Fürer-Haimendorf: Indien und Südostasien; Nevermann: Australien und Ozeanien; Haeckel: Angloamerika; Quelle: Lateinamerika) stellen in vorliegendem Bande die Bausteine zu einer dynamischen Völkerkunde auf und eröffnen ein weites noch wenig beackertes Betätigungsfeld. Sämtliche Bearbeiter wurden nach festem Plan ausgerichtet. Aufbauend auf den ungestörten Verhältnissen betrachten sie die Wandlungen der Bevölkerung nach Zahl und Wert, die Einwirkungen auf Wirtschaft, Gesellschaft, Recht und Erziehung seit Hervortreten überlegener zivilisatorischer Kräfte sowie das damit akut werdende Mischlingsproblem. — Die gewaltige Stoffsammlung mit vielen Hinweisen stärkt die Auffassung, daß den Eingeborenen, wofern sie sich den umformenden Einflüssen gewachsen zeigen, weiter eine bedeutsame Rolle im Zusammenleben der Völker zufällt. Sie weist der Völkerkunde fruchtbare Zukunftswege.

K. Pieper, Breslau.

***Vu-Ngoc-Huynh:** *Le laquage des dents en Indochine.* Laboratoire Anat. Ecole Méd. Hanoi, Sect. Anthrop. 73 S., Hanoi 1937.

Die merkwürdige Lackierung der Zähne — ein Kapitel der Zahnverunstaltung — bei annamitischen Frauen, deren Lachen deshalb anatomisch wie ein schwarzes Riesenloch wirkt, wird hier nach Alter und Herkunft, nach Technik, Material und Folgen dargelegt und mit den konservierenden Wirkungen des Betelkauens — das einen ziegelroten Belag um das schwarze Loch schafft — verglichen. Den Abschluß bilden die Methoden des Entlackierens. Reiche Bibliographie, wie bei allen Huardschen Dissertationen.

v. E.

Davidson, D. S.: *An ethnic map of Australia.* Proc. Amer. Phil. Soc. LXXIX, 649—679, 1938.

***Münsterberger, W.:** *Ethnologische Studien an indonesischen Schöpfungsmythen.* Ein Beitrag zur Kulturanalyse Südostasiens. 244 S., Nijhoff, Haag 1939. (fl. 5.—.)

***Nevermann, H.:** *Kultur der Naturvölker.* Handb. d. Kulturgesch. Lfg. 68, 58 S., Athenaion. Potsdam 1939. (RM 2.80.)

***Radcliff-Brown, A. R.:** *Taboo.* 47 S., University Press, Cambridge 1939. (2 s. 6 d.)

***Schnitger, F. M.:** *Forgotten Kingdoms in Sumatra.* 228 S., E. J. Brill, Leiden 1939. (12 s. 6 d.)

Thurnwald, H.: *Unterschiede in der heutigen Lebensumstellung von Naturvölkern.* Kol. Rdsch. XXX, 178—204, 1939.

Kolonialkunde und Rassenkontakt

***Grober, J.:** *Der weiße Mensch in Afrika und Südamerika. Eine bioklimatische und staatswirtschaftliche Untersuchung.* XII u. 240 S., 2 farb. Karten. Gustav Fischer, Jena 1939. (RM 10. bzw. 12.—.)

Der Jenenser Internist und Therapeutiker, der auf Reisen in Afrika und Südamerika ausgedehnte kulturökologische und bioklimatische Erfahrungen gesammelt hat (vgl. „Die Akklimatisation" 1936) wendet sich mit diesem anregend und flüssig geschriebenen Werk an weite Kreise der Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Der kürzere erste Teil über Naturbedingungen, Bevölkerung und Staatswirtschaft der beiden Erdteile bleibt im wesentlichen aufzählend und statistisch und ist verbesserungsbedürftig. Um so wirkungsvoller ist der Hauptteil, der unter dem Titel „Die Gefährdungen des weißen Menschen" aus beherrschender Sachkenntnis und Erfahrung ein vielseitiges und gedankenreiches Bild der bioklimatischen, tropenmedizinischen und siedlungshygienischen Problematik der beiden Erdteile mit ständiger Ausschau auf Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik vermittelt und einen wesentlichen Beitrag zur praktischen Rassenpflege überseeischer Länder darstellt.

C. Troll, Bonn.

***Grober, J.:** *Die medizinischen, hygienisch-technischen und sozialen Hilfsmittel der italienischen Ackerbausiedlungen im Mutterlande und in den Kolonien.* 65 S., Fischer, Jena 1941. (RM 3.—.)

Hinter der italienischen Siedlungspolitik steht sehr stark die Frage des nationalen

Prestiges. Deshalb auch zeichnet der Staat allein verantwortlich. Er fragt nicht nach Kosten und Rentabilität, sondern dem Wohlergehen des Einzelnen und der Festigung des Imperiums. Alle wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel werden planmäßig eingesetzt. Daneben sorgt die Partei — etwas völlig Neues! — mit ihren Organisationen (Dopo lavoro usw.) für eine seelische Betreuung und „Akklimatisation". Kirchliche Mission ist zur Zeit in IOA ganz untersagt, dafür aber schaffen eine Reihe von Anthropologen durch Erfassen der seelischen und körperlichen Eigenarten der Eingeborenen eine gesunde Grundlage für die Eingeborenenpolitik. 120 000 Menschen wurden bisher angesiedelt, aber von 203 000 Arbeitern sind nach der Eroberung bereits 192 000 aus IOA zurückgekehrt. Was bei der beispiellosen Genügsamkeit und dem unermüdlichen Fleiß des italienischen Bauern erreicht werden kann, aber auch wo die Grenzen der Siedlungsmöglichkeiten liegen, davon gibt das Buch eine lebendige Vorstellung.

K. Hoehne, Breslau.

Krämer, W.: *Die koloniale Entwicklung des anglo-ägyptischen Sudans.* (Neue deutsche Forschungen, Abteilung Kolonialwissenschaft.) 293 S., Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1938. (RM 10.50.)

Die Entwicklung des heutigen anglo-ägyptischen Sudans seit seiner Besetzung durch die Ägypter im Jahre 1820 ist eines der interessantesten und problemreichsten Kapitel der afrikanischen Kolonialgeschichte, das in dem vorliegenden Buch eine sachkundige und übersichtliche Darstellung gefunden hat. Die Gegensätze zwischen der orientalischen Mißwirtschaft und Ausbeutungspolitik und der geordneten Verwaltung mit dem Übergang des Landes in anglo-ägyptischen Besitz sind plastisch herausgearbeitet. Erst in dieser Neuzeit wurde der Wert des Sudans als Baumwollieferant erkannt und verwirklicht. Die Wirtschaft hob sich und zwischen 1900 und 1935 stieg die Bevölkerungszahl von 1 070 000 auf 5 700 000. Der Sudan ist heute infolge der Besetzung Abessiniens durch Italien und durch den Krieg zu einem Problem von höchster Aktualität geworden, und darum kommt dem gründlichen und in seinem Urteil besonnenen Buch Krämers eine erhöhte Bedeutung zu. Es ist in jeder Hinsicht ein zuverlässiger Führer. D. Westermann, Berlin.

***Schultze, E.:** *Sorgen des britischen Weltreichs.* 350 S., Nationale Verlagsgesellschaft, Leipzig 1939. (Geb. RM 8.50.)

Zu den Schwierigkeiten, die dem Britischen Weltreich aus seiner geographischen, militärischen und strategischen Lage erwachsen, gesellen sich Finanz- und Wirtschaftsnot, Loslösungsbestrebungen der Dominien und vor allem das Versagen auf völkischem Gebiet. Das tritt am deutlichsten zutage in der wachsenden Verstädterung, dem Fehlen eines gesunden Bauerntums und der Unmöglichkeit, die durch hohe Geburtenzahlen hervorstechenden Überseegebiete aus eigener Kraft anzufüllen. Eine Umkehr von dieser rückläufigen Bewegung hat noch nicht erreicht werden können.

K. Pieper, Breslau.

Williams, B. und **Mauk, M.:** *Südafrika. Entdeckung und Besiedlung des schwarzen Kontinents durch den Europäer. Die geschichtliche Entwicklung und ihre schicksalhafte, enge Verflechtung in die gesamteuropäische Politik bis heute.* Safari-Verlag, Berlin 1939. (RM 14.50.)

Eine ausgezeichnete Einführung in die innen- und außenpolitische Problematik Südafrikas. Mauk beschreibt in Teil I (S. 5—86) kurz das Werden Südafrikas bis zur Gründung der Burenstaaten. Teil II (S. 87—510) enthält die groß angelegte Lebensbeschreibung von Cecil Rhodes aus der Feder des schottischen Historikers B. Williams (übersetzt von Mauk). In Teil III (S. 511—994) behandelt M. Mauk die politische Problematik Südafrikas von 1896 bis zur Gegenwart (Burenkrieg, Unionsbildung, Weltkrieg und Versailles, Problem Südafrika—British Empire). E. Obst, Breslau.

***Bousquet, G.-H.:** *La politique musulmane et coloniale des Pays-Bas.* 167 S., Hartmann, Paris 1939.

***Gautier, E. F.:** *L'Afrique blanche.* 367 pp., Fayard, Paris 1939. (Fr. 35.—.)

Grober, J.: *Ärztliche Grundfragen tropischer Großsiedlung.* Forsch. Fortschr. XVI, 230—232, 1940.

Holdridge, D.: *An investigation of the prospect for White settlement in British Guiana.* Geogr. Rev. XXIX, 622—642, 1939.

***Ilse, G.:** *Beobachtungen über Geburtenhäufigkeit und Schwangerschaft in den warmen Ländern bei Frauen weißer Rasse.* 67 S., Tübingen 1938.

Lichtenecker, H.: *Das Mischlingsproblem, dargestellt am Beispiel der Hottentotten.* Kol. Rdsch. XXX, 29—38, 1939.

Schultze, J. H.: *Die Besiedlung der deutsch-afrikanischen Kolonien mit Weißen.* Geogr. Anz. XL, 389—403, 434—442, 1939.

Schwind, M.: *Schwierigkeiten und Erfolge japanischer Kolonisation in Mandschukuo.* Geogr. Z. XLVI, 41—56, 1940.

III. Nachrichten[1])

Deutschland

— *Die Anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Staatsmuseums in Wien* hat in der Zeit vom Oktober 1939 bis November 1940 an staatenlosen Ostjuden im Sammellager Stadion-Wien und an Kriegsgefangenen des Stammlagers XVII A Kaisersteinbruch *eingehende rassenkundliche Aufnahmen* durchgeführt. Unter dem 5233 Individuen umfassenden Material befinden sich u. a. 815 Juden verschiedener Herkunft, 571 Nordafrikaner, 14 Neger, 62 Indochinesen, 63 Armenier, 828 Polen, 1423 Franzosen, 183 Flamen, 56 Wallonen, 297 Spanier, 85 Korsen, 172 Italiener (naturalisierte Franzosen), 272 Volksdeutsche. — Außer den wichtigsten Personaldaten wurden 27 Kopf- und Gesichtsmaße sowie 37 Körpermaße abgenommen. Es standen dafür 6 verschiedene Arbeitsgruppen, je aus einem Wissenschaftler und ein bis drei Hilfskräften bestehend, zur Verfügung. Von jedem Untersuchten wurden ferner eine dreiteilige Aufnahme des Gesichts sowie meistens ein Stereobildpaar in natürlichen Farben, außerdem bei einer größeren Anzahl von Untersuchten dreiteilige Ganzkörperaufnahmen hergestellt. Von 334 Untersuchten wurden Gesichtsmasken abgenommen. Neben Haar-, Haut- und Augenfarbe und Beobachtungen über das Haarkleid wurden Zahnformel, Bißform, Zahnstellung, Händigkeit, Nagelform und Fußwölbung bei allen Individuen festgestellt und die Abdrücke beider Hände und aller Fingerbeeren angefertigt. Weitere morphologische Merkmalskomplexe werden an Hand der Lichtbilder festgestellt.

Nach J. Wastl, Wien.

— Nach den vorläufigen Ergebnissen der *Zählung der Juden und Judenmischlinge* bei der Volkszählung vom 17. 5. 1939 (vgl. Z. Rassenk. X, S. 110) wohnten in Deutschland (ohne Memelland, Danzig und Protektorat Böhmen-Mähren) am Stichtag 330 892 Volljuden, 72 738 jüdische Mischlinge 1. Grades und 42 811 Mischlinge 2. Grades. Auf je 10 000 der Wohnbevölkerung des Deutschen Reiches kommen damit im Durchschnitt 42 Volljuden, 9 Mischlinge 1. und 5 Mischlinge 2. Grades. Seit 1933 ist die Zahl der im Reichsgebiet ansässigen Juden um die Hälfte zurückgegangen.

— Die 1900 von *B. Hagen* gegründete Frankfurter *Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* hat sich aufgelöst und mit der *Deutschen Gesellschaft für Kulturmorphologie* vereinigt. Die Bernhard-Hagen-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft wird in Zukunft von der Deutschen Gesellschaft für Kulturmorphologie verliehen werden.

— Vom 9.—10. Mai 1940 fand in Frankfurt a. M. die 4. Frankfurter Konferenz für medizinisch-naturwissenschaftliche Zusammenarbeit mit dem Gegenstand *„Biologie der Großstadt"* statt. Es sprachen u. a. Prof. Frhr. *v. Verschuer*, Frankfurt a. M., über Anthropologie der Großstadt, Dr. *Bennholdt-Thomsen*, Frankfurt a. M., über die körperliche Entwicklung des Großstadtkindes, Prof. Dr. *Hellpach*, Heidelberg, über die psychische Akzeleration bei Großstädtern. Zahlreiche weitere Vorträge behandelten Klima, Ernährung, Pathologie und Hygiene der Großstadt.

— Am 3. Okt. 1940 beging das *Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten* (Tropeninstitut) sein 40jähriges Bestehen. An die Feier schloß sich die *11. Tagung der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft* an, deren Gegenstand die koloniale Gesundheitsführung in Afrika unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien war.

— Auf einer *Arbeitstagung deutscher Völkerkundler* am 22.—23. Nov. 1940 in Göttingen wurde die bisherige Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde aufgelöst und eine Neugründung unter Leitung von Prof. *Plischke*, Göttingen, und Prof. *Termer*, Hamburg, beschlossen.

— In der *Deutschen Gesellschaft für Hygiene*, die 1936 in Dresden gegründet wurde (vgl. Z. Rassenk. V, 110) sind eine Reihe bisher selbständiger Gesellschaften aufgegangen, u. a. die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene, die Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft, die Deutsche Sozialhygienische Gesellschaft und der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege.

— Das seit 1927 an der Berliner Charité bestehende Institut für Konstitutionsforschung unter Leitung von Prof. *W. Jaensch* wurde vom Staat übernommen und in *„Universitätsinstitut und Poliklinik für Konstitutionsmedizin"* umbenannt (vgl. dieses Heft S. 96 ff.).

— Anläßlich des *400jährigen Todestages des Paracelsus* plant die Stadt Salzburg, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, eine Festwoche vom 20.—28. Sept. 1941, in der u. a. mehrere naturwissenschaftliche und medizinische Tagungen stattfinden sollen.

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

Gegründet: In der Medizinischen Fakultät der Universität Köln ein ***Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene*** unter Leitung von Prof. Dr. ***Claussen***, bisher am gleichnamigen Institut in Frankfurt a. M. — Im Rahmen der neugegründeten Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin ein ***Institut für Überseegeschichte und Kolonialpolitik*** unter Leitung von Prof. Dr. ***E. Zechlin***, bisher Hamburg.

Ernannt: Der ao. Professor für Erb- und Rassenforschung an der Universität Gießen, Dr. *H. W. Kranz*, zum o. Professor.

— *Lehrauftrag erteilt:* Dem Leiter der Rassenhygienischen Forschungsstelle beim Reichsgesundheitsamt, Dr. phil. Dr. med. habil. ***Robert Ritter***, an der Universität Berlin für Kriminalbiologie. — Dem praktischen Arzt Dr. ***Carl Landgraf***, Wolfenbüttel, an der Technischen Hochschule Braunschweig für Rassenhygiene. — Dem Gauamtsleiter Prof. ***W. Hölzmann*** an der Universität Hamburg für Rassenkunde. — Oberregierungsrat Dr. ***Falk Ruttke***, bisher geschäftsführenden Direktor des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst, Berlin, für „Rasse und Recht" an der Universität Jena.

— *Dozentur verliehen:* Dr. phil. habil. ***Emil Breitinger*** für Anthropologie an der Universität München. — Dr. phil. habil. ***Christian v. Krogh*** für Anthropologie an der Universität München. — Dr. phil. habil. ***Karl Tuppa*** für Anthropologie an der Universität Wien. — Dr. med. habil. ***Wolfgang Bauermeister*** für Erbbiologie und Rassenhygiene an der Universität Köln. — Dr. med. habil. ***Karl Horneck*** für menschliche Erblehre und Rassenhygiene an der Universität Königsberg. — Dr. phil. habil. ***Hans Joachim Beyer*** für Volksforschung an der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin. — Dr. med. habil. ***L. Stengel von Rutkowski*** für Rassenhygiene, Kulturbiologie und rassenhygienische Philosophie an der Universität Jena.

— *Verliehen:* Dr. ***Agnes Bluhm***, anläßlich ihres 78. Geburtstags die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

— *Gestorben:* Am 7. April 1940 in Berlin im Alter von 87 Jahren Geh. Med.-Rat Prof. Dr. ***Hans Virchow***, früher o. Honorarprofessor für Anatomie an der Universität Berlin. Mit ihm scheidet der allerletzte Augenzeuge der Wiedergeburt der deutschen Anthropologie von uns, die unter seinem Vater ***Rudolf Virchow*** in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann. Anders als sein Vater war ***Hans Virchow*** in der Anthropologie ausschließlich vergleichend-morphologisch eingestellt, hat aber auf diesem Gebiet eine sehr große Zahl wertvoller Arbeiten geschaffen. Sie sind mit äußerster Sorgfalt und Feinheit, mit Systematik und Vorsicht durchgeführt und betreffen fast alle Regionen des Körpers, so Thorax, Wirbelsäule, Fuß, dann am Kopf vor allem Nase, Augen, Gesichtsmuskulatur, ferner auch die Osteologie der diluvialen Rassen (Ehringsdorf). — ***Hans Virchow*** wurde am 10. Sept. 1852 in Würzburg geboren und wirkte seit 1884 in Berlin, wo er auch wiederholt die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte als Vorsitzender leitete, ebenso die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie. Er war ein selten lauterer und vornehmer Charakter, in der Arbeit streng und genau, im Leben gütig und heiter. Die wissenschaftliche Achtung vor der Menschforschung hat er nachdrücklich gefördert, und aus der Zeit des großen Aufschwungs um die Jahrhundertwende ist sein Mitwirken nicht fortzudenken.

v. E.

— *Gestorben:* Am 20. März 1940 im Alter von 79 Jahren der Vorkämpfer der Rassenhygiene, Prof. Dr. Dr. h. c. ***Alfred Ploetz***, Gründer und langjähriger Herausgeber des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" (1904), Gründer und später Ehrenvorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene (1905) und Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, u. a. der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung. In unablässigem persönlichem Einsatz, mehr als durch das geschriebene Wort (Grundlinien einer Rassenhygiene 1895; Sozialanthropologie, in „Kultur der Gegenwart" 1923; zahlreiche kleinere Notizen vorwiegend im Arch. Rass. ges. Biol.) hat er für den rassenhygienischen Gedanken gekämpft und damit auch für die nationalsozialistische rassenhygienische Gesetzgebung den Boden vorbereiten geholfen.

Finnland

— Die Zeitschrift *Eurasia septentrionalis antiqua*, herausgegeben von Prof. ***Tallgren***, hat ihr Erscheinen mit dem X. Bande eingestellt.

— Aus dem an Rußland abgetretenen Gebiet werden 450 000 Finnen in das finnische Staatsgebiet *rückgesiedelt*. Es handelt sich vorwiegend um Kleinbauern, deren Ansiedlung auf erhebliche Schwierigkeiten stößt.



Griechenland

— Von der Medizinischen Gesellschaft in Athen wurde der *2400. Geburtstag von Hippokrates* feierlich begangen. Es wurde der Vorschlag gemacht, ein Denkmal an der Stelle zu errichten, wo im Jahre 1826 eine Überschwemmung den Sarkophag des Hippokrates zutage förderte.

Italien

— Das *Institut für allgemeine und angewandte Anthropologie* an der Universität Bologna, das seit seiner Gründung im Jahre 1908 unter Leitung von Prof. Dr. *F. Frassetto* steht, feierte sein 30jähriges Bestehen. Die Zeitschrift S.A.S. des „Comité International pour la Standardisation anthropologique synthetique", das seinen Sitz in dem genannten Institut hat, brachte zu dieser Gelegenheit ein Sonderheft über Einrichtung, bisherige Arbeiten und Ziele des Instituts heraus.

— Nach einem Dekret des Ministerrats werden im italienischen Kolonialreich *Mischlinge den Farbigen völlig gleichgestellt.* Das gilt sowohl für die rechtliche Stellung wie Erziehung und sozialen Stand. Kinder eines Weißen und einer Eingeborenen dürfen weder vom Vater durch Übertragung seines Namens anerkannt noch adoptiert werden und dürfen auch keinen Unterhalts- und Erziehungszuschuß vom Vater erhalten. Nachdem Eheschließungen zwischen Weißen und Farbigen bereits verboten sind, hofft man auf diese Weise, die Entstehung einer Mischlingsschicht möglichst weitgehend einschränken zu können.

— *Berufen: Prof. Dr. G. Landra,* bisher Leiter des Rassenamtes im Propagandaministerium und Verfasser des italienischen Rassenmanifests, Herausgeber der Rassenpolitischen Zeitschrift „La Difesa della Razza", auf Vorschlag des Duce zum Professor für Rassenkunde an die zentrale Schulungsstätte der Faschistischen Partei in Rom, dem Corsi di Preparatione Politica.

— *Ernannt: Prof. Giovanni Marro,* Gründer und Direktor des Instituts und Museums für Anthropologie der Universität Turin (Torino), zum Senator des Königreichs Italien.

Japan

— Das Ministerium für Volkswohlfahrt hat die statistische Erfassung und erbbiologische *Untersuchung aller Zwillinge und sonstigen Mehrlingsgeburten* in die Wege geleitet.

— Eine *Forschungsstelle für Rassenhygiene* wurde vom Wohlfahrtsministerium ins Leben gerufen. Sie bereitete u. a. ein Sterilisationsgesetz vor, das zwangsweise Unfruchtbarmachung bei schweren, freiwillige bei leichten Fällen von Erbkrankheiten unter Kontrolle der zuständigen Behörden vorsieht. Es sollen ferner Eheberatungsstellen eingerichtet werden.

Protektorat Böhmen-Mähren

— In der medizinischen Fakultät der Deutschen Karls-Universität in Prag wurde ein *Institut für Erb- und Rassenhygiene* neu errichtet und Prof. Dr. *Karl Thums,* bisher München, zum Direktor dieses Institutes ernannt.

— Im Gebiet des Protektorats ist eine Verordnung in Kraft getreten, die die *Ansiedlung der Zigeuner* vorsieht, die vor allem als Feldarbeiter in der Landwirtschaft untergebracht werden sollen.

Rumänien

— Dozent Dr. *J. Făcăoaru,* bisher Klausenburg, wurde als Generaldirektor für das Hochschulwesen in das Ministerium für nationale Erziehung berufen mit der Aufgabe, die Ernennungen der letzten 10 Jahre an den Universitäten und sonstigen Hochschulen Rumäniens zu überprüfen.

— Das *Hygienische Institut der Universität Klausenburg* (rumän. Cluj) unter Leitung von Prof. *Moldovan,* in dem die Anthropologie Rumäniens in den letzten 10 Jahren eine wichtige Pflegestätte gefunden hatte, wurde mit dem größten Teil der übrigen Universität nach Hermannstadt (Sibiu) verlegt.

— Nach einem Ministerialerlaß vom Frühjahr 1940 wurde Prof. Dr. *F. Rainer* zum *Direktor des Museums und Laboratoriums für Anthropologie,* das bisher im Rahmen des Anatomischen Instituts bestand, ernannt.

— Die *erste rumänische naturwissenschaftliche Doktorthese* über einen anthropologischen Gegenstand wurde am 26. Febr. 1940 von *Olga Necrasov,* Assistentin am Laboratorium für Morphologie der Universität Jassy (Direktor: Prof. *I. G. Botez*) verteidigt. Gegenstand der These war eine anthropologische Untersuchung der nördlichen Moldau und des nördlichen Bessarabien.

— Am 9. Aug. 1940 wurden von der rumänischen Regierung *zwei Rassengesetze* erlassen. Das erste behandelt die rechtliche und wirtschaftliche Stellung der Juden. Als solche gelten alle Personen, die abstammungsmäßig zum Judentum gehören. Es werden drei Gruppen, hauptsächlich nach dem Zeitpunkt der Einwanderung, unterschieden. Den meisten Juden ist es verboten, öffentliche Berufe (Beamte, Ärzte, Notare, Apotheker, Gastwirte u. a.) zu bekleiden oder leitende Stellungen im Presse- und Theaterwesen einzunehmen. Ländlicher Grundbesitz und industrielle Unternehmungen dürfen von ihnen nicht mehr erworben werden. Für den Schulunterricht sind besondere Regelungen vorgesehen. — Das zweite Gesetz verbietet Eheschließungen zwischen Juden und Rumänen.

— Im Jahre 1940 wurde die bereits im Frühjahr 1939 begonnene *Umsiedlung* von *400 000 Türken* vorwiegend aus der *Dobrudscha nach Anatolien* fortgesetzt.

Ungarn

— Im Rahmen der Neugestaltung der Franz-Josef-Universität, die wieder von Szeged nach Kolozsvár (Klausenburg, rumän. Cluj) verlegt wurde, wurde eine Reihe von *Instituten und Lehrstühlen neu gegründet*, so ein Lehrstuhl und ein Institut für Anthropologie (Lehrstuhlinhaber und Institutsdirektor Prof. Dr. *M. Malán*, bisher Privatdozent an der Universität Budapest) und ein Lehrstuhl und Institut für Rassenbiologie und Vererbungslehre (Lehrstuhlinhaber und Institutsdirektor Prof. Dr. *L. Czik*, bisher Abteilungsleiter am Biologischen Forschungsinstitut in Tihany), das, soweit es sich mit dem Menschen beschäftigt, vorwiegend Rassenhygiene treiben soll.

— In Kolozsvár (Klausenburg) wurde außerhalb der Universität ein *Siebenbürgisches Institut* (Erdélyi Intézet) gegründet, das sich als wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft einer umfassenden Erforschung Siebenbürgens widmen soll. Als Anthropologe gehört ihm Prof. *Malán*, als Biologe Prof. *Czik* an. Es sind ferner u. a. Anthropogeographie, Geschichte, Sprachforschung und Ethnographie vertreten.

— In Szeged wurden an Stelle der nach Kolozsvár rückverlegten Franz-Josef-Universität die Nikolaus-Horthý-Universität und im Rahmen der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät *ein Lehrstuhl und ein Institut für Anthropologie gegründet*. Als Lehrstuhlinhaber und Institutsdirektor wurde Prof. *L. Bartucz*, bisher Direktor der Ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums und Dozent an der Universität in Budapest, berufen. Im Einverständnis mit der Regierung wird gleichzeitig die Schädelsammlung der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums nach Szeged übernommen.

U.S.A.

— In den letzten Jahren wurden durch zahlreiche Ausgrabungen neue Spuren des *Steinzeitmenschen in Nordamerika* zutage gefördert. Prof. Dr. *Renaud* von der Universität Denver sammelte über 4000 Steinzeitwerkzeuge, vorwiegend aus Wyoming, Colorado und Utah, deren Formähnlichkeit mit den Werkzeugen des europäischen Paläolithikums er hervorhebt. In Kansas glaubt Dr. *H. T. U. Smith* von der Universität Kansas die älteste bisher aus Amerika bekannte Kulturepoche festgestellt zu haben, deren Träger bereits als indianid zu bezeichnen sind. Weitere Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Nordamerika fanden sich bei Ausgrabungen am Borax-See, Kalifornien, wo zahlreiche Werkzeuge der Folsom- und verwandter Kulturen aus der nachpleistozänen Pluvialzeit zutage gefördert wurden, sowie in Höhlen Süd-Oregons, die während der letzten Vereisung von Gletscherseen des Great Basin gebildet und nach Rückzug des Eises besiedelt worden sind. An zwei Stellen fanden sich hier auch menschliche Skelettreste, darunter ein Schädel, dessen Alter nach dem Ausgraber Dr. *Cressman* trotz des Fehlens einer klaren Stratigraphie auf Grund der Begleitumstände auf etwa 15 000 Jahre geschätzt werden kann.

— Im Rahmen des Amerikanischen Naturwissenschaftlichen Museums in New York wurde eine *Abteilung für Haarforschung* gegründet, die die individuellen und rassischen Unterschiede des Haares untersuchen soll.

— Von den Vereinigten Staaten erkennen bisher nur zwei (New York und Wisconsin) allgemein den *Blutgruppenbeweis in Unterhaltsprozessen* an. In den anderen Staaten wird er nur gelegentlich auf richterlichen Beschluß zugelassen.

— Der *Geburtenüberschuß der Neger* im Norden der U.S.A. nimmt ab, er liegt bereits unter dem Geburtenüberschuß der Weißen. (Z)

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Egon Frhr. v. Eickstedt, Breslau; für den Anzeigenteil verantwortlich: Walther Thassilo Schmidt-Gabain, Stuttgart. — I. v. W. g. — P. L. 2. — Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. — Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. — Printed in Germany

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung
zahlreicher in- und ausländischer Fachgelehrter

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor Dr. phil. nat. Dr. med. h. c., Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Inhalt dieses Heftes:

Bevölkerungsbiologie der Großstadt

Der Stadt Breslau zur Siebenhundertjahrfeier ihres Wiederaufbaus nach dem Mongolensturm gewidmet

Mit 42 Abbildungen und 103 Tabellen



1941

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 1 Band zu 3 Heften

Ausgabe 23. Dezember 1941

JAHRGANG 1941 12. BAND 2./3. HEFT

Jahrgang 1941, Bd. XII, Heft 2/3

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

v. Eickstedt, E. Frhr.: *Anthropologie der Großstadt — eine Festgabe* . 137
v. Eickstedt, E. Frhr.: *Stadtanthropologie als bevölkerungsbiologische Aufgabe* 144
Burgdörfer, Friedrich: *Die Großstädte im Lebensstrom des deutschen Volkes (2 Abb., 3 Tab.)* 177
Seedorf, Wilhelm: *Über Landvertreibung (Landflucht) im westeuropäischen Kulturkreis (5 Tab.)* 191
Keyser, Erich: *Grundfragen städtischer Bevölkerungsgeschichte* . . 204
Hellpach, W.: *Stadtvolk (Über die Dreifalt seines Ursprungs und seiner Erforschung)* 218
Schrepfer, Hans: *Großstadtlandschaft und Großstadtmensch (1 Tab.)* 230
Flößner, O.: *Die Geschichte der Stadternährung (Ein Beitrag zur Biologie der städtischen Umwelt) (3 Tab.)* 244
Bennholdt-Thomsen, C.: *Die somatische Wandlung des Großstadtkindes (2 Abb., 2 Tab.)* 248
Huth, Albert: *Die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung (20 Abb., 1 Tab.)* 255
Müller, Karl Valentin: *Herkunft und Berufssiebung einer großstädtischen Angestellten- und Arbeiterschaft (7 Tab.)* 265
Schwidetzky, I.: *Siebung und Umwelt in der Prägung des Großstadttypus (1 Abb., 8 Tab.)* 272
Krüger, Ekkemar: *Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung (6 Abb., 19 Tab.)* 291
Grimm, H.: *Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei (1 Abb., 11 Tab.)* 321
Sacher, Ruth: *Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen (2 Abb., 19 Tab.)* 331
Schwidetzky, I.: *Standes- und Berufstypus in Breslau (7 Abb., 24 Tab.)* 351

B. Umschau und Fortschritte

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie 380
2. Morphologische Anthropologie 387
3. Psychologische Anthropologie 391
4. Historische Anthropologie 395
5. Geographische Anthropologie 405

II. Nachrichten

Bulgarien, Deutschland (1 Abb.) 413
Frankreich, Generalgouvernement Polen, Haiti, Italien, Neuguinea, Niederlande 415
Protektorat Böhmen-Mähren, Ungarn, U.S.A. 416

Bevölkerungsbiologie der Großstadt — eine Festgabe

Siebenhundert Jahre sind vergangen, seit die Stadt Breslau in die Feldzugspläne ostasiatischer Generäle einbezogen wurde, die für den Kaiser Batu, den Enkel des überragenden Temudschin, Ost- und Mitteleuropa zu erobern sich anschickten. Die russischen Teilreiche fielen und blieben 2½ Jahrhunderte unter mongolischer Oberherrschaft, Kiew wurde zerstört, Krakau verbrannt, Schlesien überrannt. Europa hatte den glänzend geleiteten, straff organisierten, beweglichen und zahlenmäßig weit überlegenen Armeen nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. So unterlag am 9. April 1241 das bunt zusammengewürfelte Ritterheer Herzog Heinrichs von Schlesien auf der Wahlstatt bei Liegnitz der gut vierfachen Übermacht des Nordflügels des mongolischen Invasionsheeres, und die Breslauer Bürger verbrannten selbst ihre Jahrhunderte alte Bischofsstadt, um in der Burg auf der Dominsel Zuflucht zu suchen. Der Tod Kaiser Batus und Abzug der nun nur noch innenpolitisch interessierten Mongolengeneräle ermöglichte es ihnen aber, noch im gleichen Jahr an die Planungen zum Wiederaufbau zu gehen.

Die Katastrophe war groß gewesen. Die Stadt, die Häuser und Straßen, Kirchen, Wohnungen, Truhen und viele Schätze und Reichtümer waren vernichtet. Aber die Menschen waren geblieben. Die Breslauer Bürgerschaft hatte nur wenig gelitten. Und die Menschen sind wichtiger als das, was sie schufen.

Lebensgeschichtliche Streiflichter

So bedeutet diese Katastrophe, so groß sie auch in materieller Hinsicht war und so unauslöschlich sie sich in die Erinnerung der Generationen eingrub, doch in biologischer Hinsicht und damit für das Weiterleben der Gemeinschaft nur wenig. Es sind die gleichen Breslauer, die sich nun an den Wiederaufbau machen, die gleichen Vorsteher und Gilden, Kaufleute und Mannen und das gleiche Volk, das ungebrochen das Leben, Denken, Handeln und Zielen der Gemeinschaft weiterführten. Sie schaffen das Stadtbild, das, alsbald für Jahrhunderte beispielhaft, noch heute mit Schuh- und Schmiedebrücke, Fleischbänken, Ring und Rathaus das Gesicht der Stadt entscheidend bestimmt. Ja, es bricht jetzt sogar ein goldenes Zeitalter für die Stadt, also für die Bürgerschaft an, und sie wird kultureller, wirtschaftlicher und politischer Mittelpunkt für einen außerordentlich großen Raum und auf viele Jahrhunderte. Was hätte es dagegen bedeutet, wenn die Stadt erhalten, aber die Bürgerschaft in alle Winde zerstreut wäre? Das Wesentliche ist der Städter, nicht die Stadt.

Daher ist die auf 1241 folgende Zeit eines raschen Aufstiegs und dauernden großen Einflusses von einer weit tiefergreifenden biologischen Bedeutung als jenes ephemere Flammenmeer, in dem eine alte, vielfach unzweckmäßige und verteidigungsunfähige Kaufmannssiedlung unterging. Denn nun setzt ein starker Zustrom an Volk aus allen Ständen ein, zunächst aus den Binnenstädten des Reichs, dann auch aus dem nahen natürlichen Einzugsgebiet der Umgebung.

Menschen, Haltung und Wesen ändern sich grundlegend. Erst recht gilt ein solcher biologischer Wandel für die Zeit des Niedergangs um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert. Diesmal werden das Ständewesen, der soziale Aufbau, Zahl, Siebung und Einsatz der Menschen auf das stärkste betroffen, deren äußerer Aufenthalt, Schutz und Schmuck die reiche Metropole geworden war. Die Aufgabe der Niederlagsprivilegien und die Einschränkung der Stapelrechte durch polnische und binnenländische Städte führte zu einem Umbau der sozialen Struktur, des Schwergewichts der einzelnen Gilden und Stände und zu einem Abstoßen bestimmter Berufsschichten. Damit wird Breslau allmählich aus einer Vermittlungszentrale zu einer Durchzugsstadt. Das gilt nicht nur in kommerzieller, sondern vor allem in bevölkerungspolitischer Hinsicht. Einen dritten und jähen Einschnitt in die Lebensentwicklung der Gemeinschaft bedeutete endlich auch der Dreißigjährige Krieg mit Pestilenz, Entvölkerung und Kulturverfall.

In den folgenden Jahrhunderten gehen dann auch große Teile des alten kaufmännischen Patriziats in das landesherrliche Beamtentum oder in Briefadel und ländliches Junkertum über und damit der Stadt, also richtiger der bürgerlichen Gemeinschaft, verloren, in der nunmehr mittelmäßige Köpfe nur noch eine mittelmäßige Politik zu treiben in der Lage sind. Das wirkte sich noch bis in die Tage und die Urteile Goethes aus. So ist das Aufblühen der neueren Zeit zum großen Teil wieder einer Zuwanderung, und zwar in der Masse wie der führenden Schicht, zu verdanken. Gleichzeitig verstärkt sich noch der Charakter als Durchzugsstadt. Die Bewegungen der Bevölkerungsdynamik strömen von Osten nach Westen und besonders in Richtung auf die Landes- und dann Reichshauptstadt. Im 19. Jahrhundert kommt das Scherzwort auf, daß der echte Berliner überhaupt Breslauer sei.

Noch immer laufen Schuh- und Schmiedebrücke dort, wo sie vor 700 Jahren angelegt wurden, noch stehen Rathaus und Ring, wo einst im Leinwandreißergang zwischen Reichkram, Tuchkammern und vor den Kontoren mächtiger Handelsherren das ungemein rege Handelsleben der mittelalterlichen Glanzzeit pulsierte, aber von den Erblinien der schaffenden Menschen, die damals Wesen und Wirken der Stadt bestimmten, ist, wenn überhaupt, so nur noch ein verschwindender Anteil erhalten. Die größten Namen der alten Zeit, der Banz, Herden, Slup und Tindal, sind schon seit Jahrhunderten vergessen. Die Stadt blieb, aber ihr wesentlichstes Wesen und eigentlicher Inhalt, der Strom der Geschlechter, änderte sich grundlegend.

Städtische Dynamik

Diese Bemerkungen zur Geschichte der Stadt, der die nachstehende Aufsatzreihe zur Feier der 700. Wiederkehr ihres Wiederaufbaus gewidmet ist, zeigen ohne weiteres die praktische Bedeutung, die einer Untersuchung der Bevölkerungsstatistik eines Gemeinwesens unter biologischen Gesichtspunkten zukommt. Erst damit wird an das wirklich wirkende Sein der Stadt gefaßt und gewinnen die Zahlen für Umsatz und Fürsorgewesen, Geburten- und Sterberegister ihre volle Deutungsmöglichkeit. Und dies um so mehr, als kein Jahrhundert so stark wie das unsere zu gewaltigen Umschauflungen der Bevölkerung innerhalb der deutschen Gemeinschaft führte, und auch keines bisher so starke wirtschaftliche und psychologische Anreize in der Großstadt zu bieten

hatte. In mehr als einem Fall sind dabei die biologischen Aussagen der scheinbar so spröden statistischen Zahlenreihen eindeutig in ihrer günstigen oder ungünstigen Prognostik für die Entwicklung der städtischen Gemeinschaft oder das völkische Leben überhaupt und ermöglichen Planungen und Zielsetzungen, die jede Gemeinschaftsbewußtheit dankbarst begrüßen wird.

Aber das ist nur die eine Seite und eine Bedeutung großstadtanthropologischer Untersuchungen. Sie enthüllt die Tatsachen von Landflucht und Stadtballung, zeigt in ihrem weiteren Verfolg auch die wirtschaftlichen Triebkräfte, die die Massen schieben und sieben, deckt soziale und geistige Beweggründe auf und zeigt die Wellen der Binnenwanderungen und das Auf und Nieder der Bevölkerungsbewegung in Altersaufbau und Sterblichkeit. Dynamik und Motorik der Massenbewegung sind erfaßt. Diese allgemeine Bevölkerungsdynamik löst jedoch dann ihrerseits weitere und unmittelbare Folgen aus. Sie betreffen einmal spezielle Gruppen der bewegten Massen, dann aber auch jedes einzelne Individuum selbst, das in den Lebensstrom neuzeitlicher Volkskörperbildung gerät. Damit äußern sich zwei weitere Momente, die von größter Tragweite sind.

Städtische Siebung

Zunächst zeigt schon der Verfolg der biostatistischen Bewegungslinien einer anthropologisch untersuchten Gruppe wie Schuhmacher oder Metallarbeiter, daß es überwiegend Menschen einer bestimmten seelischen Struktur, geistigen Leistungsfähigkeit und körperlichen Gestaltung sind, die von Land und Kleinstadt zu Großstadt und Standeswechsel drängen und nicht etwa auf die Großstadt als solche, sondern nur auf ganz bestimmte wirtschaftliche oder psychische Reize ansprechen. Mit der Dynamik ist also zugleich eine biotypologische Siebung verbunden. Dabei sind es auch nicht nur einzelne Eigenschaften, die zusammenhangs- und beziehungslos ausgelesen werden — wie behauptet wurde —, sondern es sind immer und unweigerlich ganze und richtige Menschen, seelisch-körperliche Struktureinheiten, die erfaßt und bewegt werden. Es sind ganze kennzeichnende Neigungs- und Begabungsstrukturen mit gleichfalls kennzeichnenden und unterschiedenen leiblichen Gestaltungen erblicher Herkunft, sind lebendige leib-seelische Individualganzheiten, die sich nunmehr in der Stadt zu Eignungsschichtungen und dann zu soziologisch-typologischen Haltungsgruppen ballen. Auf diese Weise entstehen anthropologische Sozialtypen. Diese setzen sich mithin auch nicht nur aus einzelnen unzusammenhängenden Anlagen oder Merkmalen, sondern aus Gruppen von lebendigen Menschen zusammen, bei denen in mehr oder minder starkem Grade bestimmte kennzeichnende Habitusvarianten, Strukturbildungen und Rassentypen überwiegen. So stehen die anthropologischen Berufstypen der Großstadt als selbständige und wirkende Formeinheiten neben den genannten anderen Erbformgruppen der Biotypologie. Nirgends aber ist der sozialtypologische Aufbau so kennzeichnend und so reich gegliedert wie gerade in der Großstadt mit ihrer breiten Skala von Einsatzmöglichkeiten für jede Eignung und Neigung und jeden Typus, jede Struktur.

Städtische Formung

Schließlich das dritte Moment. Wurden mit dem ersten, der Bevölkerungsdynamik als solcher, die Massen in Bewegung gesetzt, und im zweiten, der



Neigungs- und Eignungssiebung, städtische Berufstypen herausgeschält, so betrifft dieses dritte Moment jedes Individuum selbst und unmittelbar.

Denn mit dem Orts- oder Standeswechsel werden zugleich auch alle Lebens-, Abwehr- und Anpassungskräfte auf den Plan gerufen, über die ein Individuum verfügt. Stellt doch die Anlageneinheit eines Individuums zunächst nur ein Bündel von Erbstrebigkeiten dar, das dauernd auf strebender Suche nach seinem Optimum ist, nicht dem Optimum eines einzelnen Merkmals oder einer einzelnen Eigenschaft, sondern der Ganzheit seines Trägers, und nicht zuletzt eben dadurch wird der ganze Mechanismus von Dynamik und Siebung in Bewegung gesetzt. Umgekehrt muß und ist der Organismus aber auch fähig, minder optimalen Lagen oder ausgesprochen konträren Einwirkungen mit seiner ganzen Abwehr- und Anpassungskraft zu begegnen, einer Anpassungskraft allerdings, der nur sehr enge, oft gefährlich enge Möglichkeitsgrenzen zur Verfügung stehen. Dadurch können mit jedem Orts- oder Standeswechsel seelische Eigenschaften geweckt, bzw. richtiger: erbvorhandene Möglichkeiten weiter ausgebildet werden, andererseits durch einseitige Bedingungen und Betätigungen andere zurücktreten, ja verkümmern. Ohne diese wenn auch bescheidene Elastizität müßte ein starrer Organismus am Wechsel der Lebensforderungen oder Lebensbedingungen zerbrechen. Seine individuell und gruppenmäßig durchaus verschiedene, also als solche auch erblich festgelegte Anpassungsfähigkeit behütet ihn davor. Sie führt zu äußeren und als solchen nichterblichen Veränderungen, zu Modifikationen. Berg- und Taltypen, Löß- und Waldbewohner sind leicht voneinander verschieden und erscheinen in allen ihren Typen, den Rassentypen wie Habitusformen, gleichsinnig um ein geringes verschoben. Das ist nichts anderes als die wohlbekannten Standortvarietäten der Botaniker oder Regiorassen der Zoologen, und hier wie sonst führen damit die drei biologischen Wissenschaften von Mensch, Tier und Pflanze auf gleiche ursprüngliche Lebenskräfte zurück.

So ist es nicht verwunderlich, daß in diese Reihe örtlicher Menschentypen auch die Stadt- und Landbewohner als Gegensätze einschwenken, indem die psychologische Reaktionsart und körperliche Ausprägung hier und da und bei sonst gleichem Typenbestand verschieden ist. Meßbar verschieden erweisen sich Kopf- und Nasenformen, Gesicht, Pigmentation und Körperhöhe. So baut sich zwar der Mensch seine Stadt, aber auch die Stadt formt sich ihren Menschen. Werk und Schöpfer bilden eine übergeordnete lebensdynamische Bewirkungseinheit.

Ganzheit und Trümmerschau

Es ist nicht nur von theoretischer Bedeutung, diese letzte biologische Einheit auch zu sehen, deren Entstehung aus dreifacher Wurzel, aus Bevölkerungsbewegung, Gruppensiebung und Individualanpassung, wir soeben dargelegt haben. Und es besitzt auch nicht nur ein akademisches Interesse, die Zusammenhänge der Lebenswechselwirkungen bei den Menschen von Stadt und Land zu erkennen. Das hat vielmehr auch eine unmittelbare urteilsbildende Bedeutung.

Denn erst durch solche Zusammenhangsforschung — oder wie im Anschluß an die psychologischen Urheber dieser methodischen Blickrichtung gewöhnlich

gesagt wird, durch Ganzheitsforschung — wird auch der biologische Mechanismus in seiner Ganzheit bloßgelegt, der hier wirkt, und mit dem Erkennen von Dynamik und Beziehungen werden nunmehr auch Beurteilung und Beeinflussung von Gang und Objekt möglich. Das stückhafte Aufhäufeln von Zahlen, Maßen und Merkmalen allein — oder wie wieder im Anschluß an psychologische Erfahrungen gesagt wird — die atomistische, die zertrümmernde und zusammenhangsblinde Methode — führt hier nicht zum Ziel. Sie bleibt außerhalb des eigentlichen Lebens und vor den letzten Erkenntnissen stecken. Ist doch das Zerlegen einer Erscheinung in ihre Komponenten und das Erfassen einzelner Anlagen und Merkmale bei einem Organismus nur erst Weg und Vorbedingung, aber noch nicht Erfüllung. Anlagen wirken noch nicht selbst, sondern erst das, was aus ihnen entsteht. Sie sind Angelegtheiten für etwas. Und Einzelmerkmale leben nicht, sondern nur die Ganzheit, die sie in ihrer Summe aufbauen und die mehr ist als ihr bloßes Zusammenzählen. Anlagen führen zu Merkmalen und Merkmale zu lebendigen Ganzheiten, und man darf nicht auf halbem Wege stecken bleiben bei den Teilmerkmalen eines zerteilten Organismus, der doch nur unzerteilt lebt und wirkt. Eben daher bezeichnet der Sprachgebrauch lebende Ganzheiten auch als Individuen, als die Unteilbaren.

Und schließlich sind es auch lebendige Individualganzheiten mit geschlossener und zusammenhängender Seelenstruktur und Körperbildung, die von den Bevölkerungsbewegungen erfaßt und zu biologischen Wirkungsgruppen zusammengeschlossen werden, zu Rassen oder Sozialtypen, zu Land- und Großstadtmenschen. Diese ganze anthropologische Biotypologie sieht die atomistische Methodik nicht mehr. Sie aber, diese lebendigen Typen oder „leibseelischen Erbformgruppen", deren leibseelische Ganzheit aus den Erblinien der Gemeinschaften auftaucht und sich immer wieder in den Geschlechterfolgen einer Erbmassengemeinschaft mit Persönlichkeiten realisiert, diese Erbformgruppen sind es, die allein die greifbare Erfüllung aller Anlagen und Merkmale darstellen und die allein Wirkungen in Raum und Geschichte entfalten. Merkmale machen keine Geschichte! Anlagen können nicht lachen und weinen!

Wohl aber beeinflussen die Rassen entscheidend den Lauf der Geschichte und die Schicksale und Kultur eines Volkes, ebenso auch die ganzen lebenden Habitustypen den Gang der Krankheiten und ihre Prognostik und Therapie, und wohl stellen die sichtbaren und verfolgbaren Entwicklungstypen vom Kleinkind bis zu Maturitätsstufe lebendige leibseelische Erbformen dar, auf deren Realität kein Erzieher verzichten könnte. Alle diese Typen sind also dynamische Ganzheiten, die unmittelbare Wirkungen in Leben, Raum und Geschichte entfalten und die schließlich auch als Berufstypen und Großstadtmenschen nach Wesen, Können und Aussehen die Schicksale dessen bestimmen, was sie selbst schufen: der Stadt.

Methode als Vorbedingung

Als daher in Schlesien daran gegangen wurde, den lebendigen Typenbestand der Bevölkerung aufzunehmen, um seinem Wirken in Raum und Zeit nachzugehen, stand zweierlei von Anfang an fest. Einmal konnte es sich nicht darum handeln, an dieser oder jener anderen weit entfernten Stelle Stichproben

des Verhaltens einzelner Merkmale zu machen, sondern es mußte eine gleichmäßige Erfassung der Typenverteilung in der ganzen Breite des Raumes erfolgen. Nur die räumliche Ausbreitung ließ die Möglichkeit des Erfassens räumlicher und räumlich-historischer oder räumlich-wirtschaftlicher Erscheinungen im Wechselspiel von Land und Mensch zu. Nur der Einsatz der typologischen Ganzheiten ließ die Möglichkeiten zu, Wirkungen des lebendigen und ganzen Menschen in den zeitlichen Abläufen oder in physiologischen und psychologischen Wirkenskreisen zu erkennen. Merkmale machen keine Geschichte!

Und sodann war offenkundig, daß die städtischen Bevölkerungen gesondert vom Land behandelt werden mußten, weil bei ihnen eine grundsätzlich andersartige Biodynamik im Gange ist. Auf dem Land wirken weit stärker die räumlich-wirtschaftlichen Faktoren in der Breite des Raumes, in der Stadt die soziologisch-wirtschaftlichen Faktoren mit der Höhenschichtung ihres Aufbaus, und erst in jenen wirtschaftlich-historischen Prozessen, die den ganzen Volkskörper lebendig durchströmen, finden beide ihre Verbindung. In allen Fällen aber hatte dabei der methodische Stufenbau in der Weise vor sich zu gehen, daß zunächst der lebendige rassische Körperformbestand festgestellt wurde, denn ohne Kenntnis des lebendigen Typus selbst ist es offenbar unmöglich, die psychischen oder historischen Wirksamkeiten oder irgendwelche biologischen oder wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erkennen, die eben von diesen lebendigen Typen ausgehen. Anlagen allein wirken noch nicht.

So sollte im Großen und Groben zunächst die Erfassung der körperlichen Formganzheiten vorangehen, dann die der seelischen Strukturkreise folgen und schließlich das Ergebnis beider, die bevölkerungsbiologische Dynamik bloßgelegt werden, ohne daß dabei die Trennung der drei Stufen eine völlige zu sein brauchte, denn tatsächlich konnten und wurden im Zusammenhang mit den Körperformfeststellungen auch bereits psychische und soziologische Fragestellungen in breitem Maße angegangen. Insbesondere bei den Fragen der Großstadtanthropologie standen die letzteren, die soziologisch-beruflichen Fragestellungen, bereits unvermeidlicherweise im Vordergrund der Problematik. Leider aber waren dann die ersten Versuche zu kleineren Stadtanthropologien, die zu Anfang der 30er Jahre angesetzt wurden, insofern enttäuschend, als sich das Interesse der Mitarbeiter immer wieder stärker auf die ländlichen Aufgabenkreise richtete.

Die Stadtanthropologie Breslau

Dies änderte sich erst 1936, als die Stadt Breslau auch ihrerseits mit konkreten Anregungen für stadtanthropologische Untersuchungen hervortrat, die als biologischer Beitrag zu einer Geschichte der Stadt gedacht waren. Den Anlaß gab die bevorstehende Siebenhundertjahrfeier. Daß sich das stadthistorische Interesse auch gerade bevölkerungsbiologischen Fragen zuwandte und eine Erkenntnis dafür in weiten Kreisen der städtischen Führerschicht lebendig war, daß auch der Mensch der Stadt selbst für eine Stadtpolitik von unmittelbarer Bedeutung ist, deren Kräfte schon von sozialen, wirtschaftlichen und baulichen Aufgaben in vollstem Maße in Anspruch genommen werden, ist gewiß allen aufrichtigen Dankes wert. So konnte damals das Aufziehen einer

zielgemäßen Organisation erfolgen, bei der wiederum städtische Instanzen mit Rat und Hilfe mitwirkten.

Das war auch nötig. Denn städtische anthropologische Untersuchungen bieten unverhältnismäßig mehr Klippen und Schwierigkeiten, als dies für die ländlichen gilt. Ist schon bei den Mitarbeitern der Wunsch zum Hinausziehen in die ländliche Weite gewöhnlich stärker als der, in der engen Behelfsmäßigkeit städtischer Umgebung zu arbeiten, so bringt diese selbst auch für die technische Durchführung beträchtliche Schwierigkeiten mit sich. Und dazu tritt — und das ist sehr kennzeichnend — der psychologische Situationsunterschied. Denn für die Untersuchten selbst spielt auf dem Lande die Zeit eine geringe und die Abwechslung eine angenehme Rolle, in der Stadt aber ist Zeit hochgeschätzt, ist Geld, und jede Inanspruchnahme eine Belastung. Das war bei den einzelnen Berufsgruppen zu beachten.

So geht der Dank für die Förderung der stadtanthropologischen Breslauer Untersuchungen in erster Linie an das immer interessierte Stadtoberhaupt selbst, den Herrn Oberbürgermeister Dr. Fridrich, dann an die in jeder Hinsicht fördernd eingreifenden Herren Stadtarchivdirektor Dr. Schwarzer und Direktor des Statistischen Amtes Dr. Städtler. Aber daneben muß auch derer gedacht werden, die als Leiter oder Führer städtischer Einrichtungen oder selbständiger Berufsorganisationen ihre Gefolgschaft für ein Interesse an den laufenden Arbeiten zu gewinnen verstanden. Es seien hier daher auch Herr Obermedizinalrat Dr. Wittkopf als Leiter des Städtischen Gesundheitsamtes, Herr Stadtschulrat Dr. Kicia, der Vorsitzende des Rechtswahrerbundes, Herr Landgerichtsrat Dr. Bartholomeyczyk, Herr Oberst der Feuerschutzpolizei Hoffmann, des weiteren Herr Kreishandwerksmeister Leopold und der Vorsitzende der Schuhmacherinnung, Herr Obermeister Bastisch, dankbarst genannt.

Wie somit Schlesien das erste Land ist, das eine anthropologische Erfassung der bodenständigen Bevölkerung in einem breiten räumlichen Rahmen durchführte, so ist Breslau auch die erste Stadt, die systematische anthropologische Untersuchungen des biotypologischen Aufbaus ihrer Bevölkerung in Angriff nahm. Allerdings wurden diese Untersuchungen in ihrem entscheidenden Abschnitt von einer neuen Schwierigkeit betroffen: dem Krieg. Jetzt war nicht mehr daran zu denken, die verschiedenen vorhandenen Ansätze noch zu Ende zu führen und für das Erinnerungsjahr 1941 eine buchmäßig geschlossene Stadtanthropologie vorzulegen, die alle wesentlichen städtischen Gruppen in ihrem lebendigen Typenbestand nebst ihren Wechselbeziehungen, Verflechtungen, Siebungen und Schichtungen und in ihrer inneren und äußeren Dynamik aufweist. Wohl aber war es möglich, positive Ergebnisse aus einer immerhin größeren Anzahl von Berufsgruppen zu gewinnen und bei einzelnen von ihnen die Bearbeitung abzuschließen, und es war auch möglich, Ergebnisse bevölkerungsdynamischer und morphologischer Art zu gewinnen und diese in konzentriertester Form darzustellen, wie das nachfolgende Arbeiten aus dem Breslauer Anthropologischen Institut zeigen. Mit einer Reihe von Aufsätzen zur allgemeinen Stadtanthropologie, die begrüßenswerterweise von einigen führenden Köpfen der biologischen Stadtforschung beigetragen wurden, rundet sich damit das Gebotene zu einer geistigen Einheit.

Sie wird der Stadt als eine Festgabe geboten, die zwar bescheidener ist, als ursprünglich geplant war, die aber in Anbetracht der Verhältnisse das Mög-



lichste tat, ein erstes systematisches Material zu einer Stadt anthropologie im umfassenden Sinn und aus verschiedensten Richtungen zusammenzustellen und zu deuten, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden: der Weckung und Förderung des stadtanthropologischen Gedankens und der Ehrung ihrer Widmungsstadt.

v. Eickstedt

Stadtanthropologie als bevölkerungsbiologische Aufgabe

Von

Prof. Dr. Dr. h. c. *Egon Frhr. v. Eickstedt,* Breslau

Noch ist eine Stadtanthropologie eine junge Erscheinung, deren Wege und Arbeitsweisen und deren systematische Stellung nicht endgültig geklärt sind, wenn auch schon von vielen Seiten darauf hingewiesen wurde, daß eine biologische Erforschung der Großstadt heute zu den vordringlichsten Aufgaben der Wissenschaft gehört. Aber welcher Wissenschaft?

Faktoren von Klima, Raum und Ernährung sind beteiligt, die Bevölkerungsstatistik spielt zweifellos eine grundlegende methodische Rolle, der Einfluß von Krankheiten, Wirtschaftsfragen und Siedlungsproblemen ist offensichtlich, Auslese, individuelle Anpassungsfähigkeit, seelische Ansprechbarkeit und Fragen von Intellekt und Entwicklung treten oft entscheidend in den Vordergrund. So ergibt sich ein Zusammenklang von Faktoren verschiedener Art und ein Sichschneiden von Blickrichtungen verschiedenster sachlicher und methodischer Herkunft in einem Punkt: dem Menschen der Großstadt. Im Hinblick auf den Menschen sind die Faktoren und Fragen mithin zu sichten und zu wägen. Das Zentralproblem der Großstadtbiologie ist gewiß anthropologischer Art. Großstadtbiologie ist in erster Linie — wenn auch keineswegs ausschließlich — Biologie der Eigenart und Unterschiede der Menschen der Großstadt, wobei dann in zweiter Linie mit den dynamischen Fragen die Statistik, mit ihren Auswirkungen medizinische Gesichtspunkte und mit der ökologischen Ursachenforschung ein ganzer Kranz von Hilfswissenschaften aktiv werden.

Um des gesunden Menschen selbst wurde daher auch nachdrücklich auf die Notwendigkeit des Einsatzes aller Erkenntnismöglichkeiten gerade hier plädiert, und wurden schon in großzügiger Weise die Grundlinien und Hauptfragen umrissen (von Hellpach) und diskutiert (in Frankfurt). Pessimistische Stimmen haben dabei die Großstadt und den Großstädter, die das vergangene Jahrhundert als Schöpfer von Kultur und Reichtum feierte, in tiefste Abgründe verdammt — jene Großstadt, die fast ausschließlich Schöpfer und Träger aller höheren Kultur in allen Zeiten und damit auch Träger der höheren Wehrhaftigkeit der Volksgemeinschaft war. Denn Kultur ist eine der menschlichen, ja die typisch menschliche Waffe im Kampf der Völker, weil der Mensch das Hirnwesen der Erde ist. Und die gleichen haben auf der anderen Seite das Landvolk in alle Himmel gehoben, das die Ernährungsgrundlage für die Kultur- und Wehrfähigkeit des Städtertums gibt, die daher auch zusammen-



bricht, wenn das Land versagt, jenes Land, das ununterbrochen einen Teil seines besten Blutes an die Stadt gibt und das dort keineswegs körperlich, geistig oder sittlich minderwertiger zu werden braucht.

Aber bei alledem sind wir doch noch weit davon entfernt, die Grundfrage des Großstadtproblems, richtiger des Großstädterproblems, überhaupt wirklich zu kennen. Das sind die Unterschiede zwischen Großstadttypus hier und Landbevölkerung dort — die körperlichen, greif- und meßbaren und die seelischen, spür- und testbaren Unterschiede der einzelnen Schichten, Alter, Geschlechter und Beschäftigungsgruppen. Hier wenn irgendwo muß die Arbeit zuerst einsetzen.

Auch die methodischen Wege aber müssen gleichfalls noch erst gesucht werden. Es haben sich daran schon viele staatswissenschaftliche und medizinische und vor allem biologische Wissenschaften beteiligt, doch gerade von der Wissenschaft, die im Mittelpunkt steht, der Wissenschaft vom Menschen, sind nur wenige spezielle Ansätze und Versuche ausgegangen. Sie sind gewiß allen Dankes wert, auch wenn sie, schon im vorigen Jahrhundert begonnen, meist in der Merkmalsfeststellung und selbst auch bei dieser nur ausschnittsweise vorgehend, steckengeblieben sind. Die allein wirkenden Typen wurden nicht erfaßt, die Zusammenhänge nicht gesucht, und gerade das wurde — ein chronologischer wie methodischer Widersinn —, sogar in neuerer Zeit wieder empfohlen. Aber in den einzelnen Merkmalen überschneiden sich schattenhaft alle Typen und Beziehungen und damit alle Wirkenskreise, und die Ursachen und Wirkungen selbst bleiben verschlossen. Denn nicht die einzelnen Merkmale, sondern die ganzen Menschen wirken.

Andererseits ist auch die Stellung der Anthropologie zu den beteiligten Wissenschaften und der Bevölkerungsbiologie zur Typenforschung, Rassenkunde oder Rassenhygiene und damit letzten Endes auch der Forschung am Großstadtmenschen selbst noch vielfach ungeklärt. Auch hier aber kann durch ein Herausschälen der methodischen Bedingungen und sachlichen Aufgabenkreise eine Förderung der Zusammenarbeit und damit des Gesamtziels erreicht werden.

So seien mit dem Folgenden einige Worte zu den methodischen Möglichkeiten erlaubt, die einer Großstadtbiologie offen stehen, und einige Worte über die Stellung und das Zusammenwirken der beteiligten Disziplinen, die getrennt marschieren, aber vereint schlagen.

I. Methodologie des Großstadttypus

Vorstufen und Sonderverfahren

Ist es nun einmal die Forschung am Menschen selbst, die bei einer Großstadtbiologie im Vordergrund der Zielsetzungen steht, so mag es nicht unbescheiden, sondern sinngemäß erscheinen, wenn wir an dieser Stelle auch die engeren anthropologischen Methoden bevorzugen. Denn die Erkenntniswege, die etwa der Ernährungsforscher, Kliniker oder Psychologe, die der Physiologe, Meteorologe, Statistiker oder Historiker — die Reihe der Anteilnehmenden ist lang —, die der Siedlungsgeograph oder Landwirtschaftler — der hier keineswegs vergessen werden sollte — einzuschlagen für richtig halten werden,

hängen durchaus von der jeweiligen Problemstellung und dem gewählten Ausschnitt ab. Nicht die Breite oder Art der Anmarschstraßen und die Kurven, mit denen sie Steigungen und Hindernisse zu überwinden trachten, sondern die Richtung und das Ziel entscheiden, wenn ein Gebiet bearbeitet werden soll, dessen Schwergewicht zwar ganz allgemein bei der vergleichenden Biologie des Menschen liegt, wo aber eine vollständige Zu- oder Aufteilung auch einer vollständigen Auflösung gleichkäme. Eine zweite Einschränkung möge dann insofern statthaben, als die ausgesprochen lokale Zielsetzung und Widmung dieser Veröffentlichung auch eine Bevorzugung der lokalen, d. h. wenigstens der deutschen Verhältnisse gerechtfertigt erscheinen läßt. Die zum Teil ganz erheblich abweichenden Probleme weißer oder farbiger Großstädte der europäischen Peripherie und gar der eigentlichen Tropen — in der „Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen" 1939, Bd. X, S. 11 ff. schon gestreift — mögen an dieser Stelle also ausgeschlossen sein.

In der verbleibenden, der anthropologischen Methodologie für europäische Großstadtfragen bieten sich dann zwei Gruppen von Hilfsverfahren dar, die beide bereits mehr oder minder ausgebildet und zum Teil schon weitgehend bearbeitet vorliegen. Die eine umfaßt die leibseelische Typenerfassung und Typenanalyse, wie sie vor allem und seit langem im ersten anthropologischen Teilgebiet, der Rassenforschung, aber auch schon von Habitus- und Entwicklungskunde (Kretschmer, Zeller) ausgearbeitet wurden. Hier steht allerdings immer noch das morphologische Moment stark im Vordergrund, während die psychologischen Methoden, an sich ebenso reichhaltig wie umstritten, noch keine rechte Einarbeitung erfuhren.

Die andere umfaßt die Siebungs- und Ausleseforschung, wie sie sich in dem zweiten anthropologischen Teilgebiet, der Bevölkerungsbiologie, für die Erfassung der quantitativen und qualitativen Vorgänge in menschlichen Gruppeneinheiten entwickelte und meist erst in der allerjüngsten Zeit methodisch gefördert wurde (Scheidt, Schwidetzky).

Nun ist gewiß nicht von vornherein in jedem Falle zu sagen, wie weit der eine oder andere Methodenkreis eingesetzt werden soll oder kann, denn das Soll findet seine Grenze oft an den organisatorischen und technischen Schwierigkeiten, das Können an Art und Radius der Interessen des Beobachters. So wurde gelegentlich ausschließlich auf die Korrelationsrechnung zurückgegriffen, die doch — weil sie nur die Abhängigkeit zweier Größen auszudrücken in der Lage ist (vgl. Forschung am Menschen S. 523 ff.) — die Erkenntnis der weiteren mitbeteiligten Faktoren oder Typen verschüttet. Oder es wurden nur Merkmalsauszählungen vorgenommen, die, weil nicht einzelne Merkmale, sondern ganze Menschen wirken, das Erschließen der tieferen Ursachen verbauen. Korrelationsrechnung und Merkmalsauszählung können beide nur Hinweise geben, aber noch nicht das Wesentliche selbst erfassen. Womit die Hinweise als solche keineswegs unterschätzt werden sollen: greifen Absicht oder Zufall hochdifferente Merkmale heraus, so können diese geradezu zum Leitfossil von Erscheinungsketten und Beziehungen werden, wie das etwa für den Kopfindex bei der Suche nach dem Großstadttypus tatsächlich galt. Nur sorgfältige Merkmalsanalyse kann auch — wie in der „Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen" (z. B. Bd. X, S. 129—134; XI, 68—72, 131—135 u. a.) an noch unbekannten ostasiatischen Gemengen gezeigt wurde — zu einer

allmählichen schärferen Umschreibung und Abgrenzung neuer typologischer Einheiten führen. Aber Ziel bleibt diese Einheit, die allein soziale, kulturpsychologische oder historische Wirksamkeiten zu entfalten in der Lage ist. Merkmale machen keine Geschichte! Das gilt auch für die Dynamik des Großstädters.

Es haben aber auch zahlreiche Bearbeiter verwandter bevölkerungsbiologischer Fragen ländlicher, konfessioneller oder historischer Art einerseits gänzlich auf diese Berücksichtigung des Menschen selbst, des lebenden Typus, verzichtet und wesentlich statistisch gearbeitet, andererseits haben aber auch solche anthropologischen Untersucher, die wenigstens vorstufenhaft-merkmalszählend am Menschen selbst interessiert waren, entweder die quantitativen Vorgänge — also der Fruchtbarkeitsauslese — bevorzugt oder das Schwergewicht auf die qualitativen Vorgänge, also die Fragen der sozialen Eingliederung, gelegt.

Hier läßt sich auch in der Tat der sozialbiologische Gruppenvergleich — und auf einen solchen läuft jede sozialanthropologische Untersuchung ja hinaus — am schärfsten und erfolgreichsten angehen, soweit eben die vorwiegend statistische Seite und noch nicht der leibseelische Typus des Menschen selbst mit seinen Auswirkungen in Frage steht. So können Abwanderer und Zurückbleibende einer gleichen Wohngemeinschaft oder Ortsgebürtige und Zugewanderte derselben Stadtgemeinde, dann auch verschiedene Berufsgruppen gleicher Herkunft, aber verschiedener Eignungsanforderungen, oder können Personen verschiedener Berufe, aber gleicher sozialer Herkunft untersucht werden, und im weiteren werden die Methoden der Paarungssiebung und des Ahnenverlusts und werden Heiratsradius und Heiratsindex ihre Anwendung finden dürfen. Ein Eingehen auf deren Anwendungsmöglichkeiten würde hier zu weit führen, und dies um so mehr, als sie an leicht zugänglicher Stelle im Methodenteil des Lehrbuchs der „Forschung am Menschen" (S. 361—624) bereits eine hinreichende Behandlung erfahren haben (z. B. S. 584 ff., 602 ff. usw.). Erwähnt sei jedoch, daß die zuletzt genannten Heiratsräume keineswegs nur für die ländlichen Gemeinden und Kleinstädte, sondern auch in der Großstadtforschung Geltung besitzen, wo sich in geographisch oder sozial kaum merkbar abgeschlossenen Stadtteilen eigene Heiratskreise bilden.

Eine Ergänzung und Vertiefung werden derartige Siebungs- und Ausleseforschungen dann noch durch familienanthropologische Untersuchungen finden. Diese vermögen ihrer Natur nach zwar meist nur einen kleineren Kreis von Individuen zu erfassen, diesen aber dann auch dafür in der Familientypik der Sippen — und zwar in der Breite der Gegenwart wie der Tiefe der Vergangenheit — mit der Ahnen- und Sippschaftstafelforschung gründlichst durchzuarbeiten. Sie wird zugleich dankbare Objekte für speziellste Einzelheiten erbgangskundlicher oder individuell-klinischer Art, die durch Namenforschung und Genealogie Ergänzung finden können.

Die Erfassung des Wesentlichen

Aber die qualitative und quantitative Dynamik der Bevölkerung bilden ersichtlich erst nur Vorstufen der Erfassung des Menschen selbst, d. h. seines Typus, Körpers und Verhaltens und damit des eigentlichen Kerns des Problems. Siebung, Auslese, Heiratsradien und Genealogien spielen sich noch um das

Individuum und außerhalb seines eigenen Seins ab, das oft geradezu als ihr Spielball, zumindest als ihr Werkzeug erscheint. Daß dies möglich ist, liegt am Wesen der Menschen. Sie sind verschieden, und diese Verschiedenheiten ballen sich in Typenkreisen verhaltensmäßiger, rassischer und konstitutioneller Art, die damit zum Gegenspieler jener äußeren statistischen Dynamik werden, von der sie zwar ahnungslos geschoben werden, aber ganz und gar nicht ursachenlos. Denn die tiefere Motorik des größten Teils dieser Bewegungen liegt eben in den verschiedenen seelischen Ansprechbarkeiten, dem realen leibseelischen Typenbestand einer Population. Das nicht sehen zu wollen, hieße willentlich die Ursache aller Ursachen verschütten. Letzte Ursache ist nun einmal der Mensch selbst, nicht die Statistik, die Zahl, Einzelanlagen oder vereinzelte Merkmale. Letztes Ziel kann daher auch nur der ganze und lebendige Mensch sein, und mit der Erforschung seines realen Seins, sei es als Individualtypus oder Typenkreis, wird der innerste Kern einer Großstadtanthropologie berührt.

So ist bei aller bevölkerungsbiologischen Arbeit mithin eines unabdingbare methodische Voraussetzung: daß der Mensch als Individuum existiert, oder vorsichtiger ausgedrückt: daß man für wirklich nimmt, was unsere Sinne als wirklich zeigen. Und die Sinneserfahrung zeigt und die Vernunft schließt, daß erfahrungswiederholte Sinneswahrnehmungen real sind. Da wir keinerlei andere Quelle für unser Denken und unsere Schlüsse haben, bleibt uns auch gar nichts anderes übrig. Die leibhaftige Existenz des Menschen als leibseelische Einheit und Individuum, d. h. unteilbares Ganzes und nicht nur stückchenhaft gehäufelter unzusammenhängender Merkmalsträger, diese leibhaftige Existenz ist schlechthin Voraussetzung für jede biologische Arbeit über den Menschen: ohne Lebensform keine Lebensforschung. Das zu betonen wäre nicht nötig, wenn es nicht bestritten worden wäre.

Wir müssen also auch bei einer Großstadtforschung wohl oder übel voraussetzen, daß der Mensch als leibseelische Ganzheit oder Persönlichkeit, wie ihn Sinne und Erfahrung zeigen, tatsächlich vorhanden ist und die lebendigen Menschentypen nicht „Dichtung" oder „Fiktion" sind — es ist das allen Ernstes behauptet worden — sondern Realität. Das tun auch alle beschreibenden Naturwissenschaften. Keinem Zoologen oder Botaniker würde es einfallen, Hirsche oder Hollunder für Täuschung und etwa nur die Fellfärbung oder die Blätterspitzen und andere vereinzelte Merkmale oder deren vermutete Anlagengänge für das eigentlich Reale zu halten. Die natürlichen Zusammenhänge wurden hier immer gesehen und „Ganzheitsschau" als Methode — also die Betonung der natur- und sinngemäßen Zusammenhänge (vgl. S. 140) — nie allgemein und zugunsten der atomistischen „Trümmerschau" aufgegeben, es sei denn in Grenzdisziplinen, deren Arbeitsweisen sich der hervorragenden und erfolgreichen Initiatorin dieser methodischen Denkart, der Chemie, näherten. Aber in dieser gelten auch erheblich andere Fragestellungen. Es blieb daher unter den drei biologischen Schwesterdisziplinen ausgerechnet der Anthropologie vorbehalten, eine gerade hier denk- und naturwidrige Arbeitsweise — und noch dazu wiederholt — heimisch machen zu wollen. Hier ist ihr Platz aber nicht.

Bewußt ist daher auch von ausgezeichneten Naturforschern und oft ausgesprochen worden, daß die Beobachtung der lebenden Erscheinungen die Methode aller Methoden der beschreibenden Naturwissenschaften sei und über jeder

Theorie und Spekulation stehe, die vielmehr an ihr ihre Nachprüfung erfahre. Aus nichts anderem als aus Analysen und Synthesen der Beobachtung und Beschreibung — daher auch der Name der „beschreibenden" Naturwissenschaften — ist auch die ganze große Lehre von der Systematik und der ganze Forschungskreis der Biologie von den Tieren und Pflanzen hervorgegangen, aus Beobachtung und Synthese und nicht aus Korrelationsrechnungen, losgelösten Bruchstücken oder theoretischen Spekulationen auch die erste menschliche Rassentypengliederung von Bernier 1684 entstanden.

Diese zunächst mit der Beobachtung arbeitenden Erkenntnisverfahren wurden in der Methodologie als Typenschau oder auch Schauverfahren bezeichnet. Reine Schauverfahren sind es also, nach denen die Habitusforschung ihre Körperbautypen des Pyknikers, Athletikers und Leptosomen, nach denen die Reifungsforschung ihre leibseelischen Entwicklungsstufen vom Säugling bis zur Maturitätsform gliederte, und im reinen Schauverfahren wurden und werden Sozialtypen, Gautypen und Rassentypen gefunden. Auch beim Großstadttypus und Bauerntypus — die übrigens der schlichten Laienbeobachtung vieler Jahrhunderte schon bewußt waren, und zwar weniger im städtischen, aber um so mehr im ländlichen Denken auch eine sehr tiefe und spannungsgetragene Verankerung erfahren haben — auch bei diesen beiden Sozialtypen sind es die sichtbaren und spürbaren Unterschiede von Typusgestaltung und Typusverhalten, die zur Realität der hier von uns behandelten Großstadtprobleme führen. Die gesunde Laienbeobachtung und die wissenschaftliche Anthropologie unterscheiden sich lediglich dadurch, daß die Wissenschaft auch nach einer Stützung ihrer Beobachtungen sucht, nicht nach Erkennen schlechthin, sondern beweisbarem Erkennen. So entstehen aus den „reinen" Schauverfahren die „gesicherten" Schauverfahren.

Diese rücken damit auch in den Brennpunkt einer Großstadtforschung, die die menschlichen Individuen selbst, die Ursache aller Ursachen, nicht übersehen will. Dabei liegt es allerdings im Wesen der Typen — und zwar jedes der soeben genannten —, daß Übergänge vorhanden sind: Typus ist Konzentration, bald stärker, bald geringer. Daher schwanken hier auch die Grenzsetzungen der einzelnen Beobachter in den breiten Übergangszonen, und die Kretschmersche Typologie der Habitusformen deckt sich nicht vollständig mit derjenigen von Sigaud oder Viola, und die Wachstumstypen von Stratz zeigen leichte Abweichungen von den Reifungsstufen Zellers. Aber man hat sich geeinigt. Auch das Farbspektrum zeigt solche gleitenden Übergänge in seinen Wellenlängen und den entsprechenden optischen Eindrücken. Auch hier hat man sich geeinigt, und zwar endgültig, bei welcher Wellenlänge Blau aufhört und Indigo beginnt. Und niemandem ist es eingefallen, weil man sich in den Jugendtagen der Spektralanalyse mit diesen Abgrenzungen auseinandersetzte, zu behaupten, daß Blau und Indigo überhaupt nicht existierten. Auch Kretschmers Habituskonzentrationen ist das nicht, wenigstens nicht ernstlich passiert. Nur bei den Rassentypen ist es wirklich vorgekommen, daß sie, weil sie in ganzen gleitenden Ketten von räumlichen Typenkonzentrationen auftreten und die Abgrenzungen und Typengliederungen hier wie überall eine gewisse Labilität zeigen, nun an sich ganz und gar bestritten wurden. Aber auch hier hat man sich schließlich, wenigstens für Europa, im großen und ganzen geeinigt.

Vom Sehen zum Sichern

Damit sind Ausgangspunkte gegeben. Denn Sicherung setzt natürlich etwas zu Sicherndes, die Typenschau erschaute Typen voraus. Ob deren Grenzen um ein Weniges, wie bei den Wachstumstypen und Reifungsstufen, schwanken oder die Konzentrationen breiter wie bei Kretschmer oder erheblich enger wie bei Pendes ausgebautem Viola-System aufgefaßt werden, ist eine Frage von ausgesprochen nachgeordneter Bedeutung. Keinem Menschen wird es einfallen, überhaupt nicht zu essen, nur weil er die Wahl zwischen Gabel oder Löffel hat. Kein Mensch wird das Metermaß ablehnen, weil auch andere Vergleichsmaße bestanden und bestehen. Und die nordische Rasse verschwindet als übergeordnete Typeneinheit gewiß nicht deshalb, weil man sie auch in je eine dalo- und teutonordische Untergruppe zerlegen kann, auch ist Viola nicht falsch, weil Kretschmer richtig ist. Wohl aber kann des einen engeres oder anderen weiteres System in der noch mehr oder minder laienmäßigen reinen Typenschau und ohne jede Sicherung angewandt werden, oder es kann durch Schulung und Erfahrung, durch Gegenproben, Wiederholungen, Maße und Beobachtungsanalysen die erste Stufe der Sicherung erreichen und damit auch seine Schlüsse und Folgerungen auf eine zuverlässigere methodische Ebene stellen. Zuverlässiger aber heißt wissenschaftlicher. Das gilt in der Rassentypenforschung genau so.

Der Weg von der reinen Typenschau, wie sie überall flüchtig von Laien und geschult und systematisch von den Vertretern verschiedener naturwissenschaftlicher, klinischer und anderer Fächer dauernd geübt wird, zu einer gesicherten Typenschau ist also zugleich der Weg zu einer höheren Wissenschaftlichkeit. Er wurde bisher am eingehendsten in einem der ältesten Zweige der menschlichen Typenforschung, der Rassenkunde, ausgebaut. Dabei wird in folgenden Schritten vorgegangen:

1. Jedes Individuum einer zur Untersuchung gewählten anthropologischen Population wird in eine größere Anzahl von (entweder somatischen oder psychologischen) Merkmalen zerlegt, und zwar solche Merkmale, die mehr oder minder „kennzeichnend" sind, d. h. die im Hinblick auf die aus der Population auszusondernden Typengruppen rassischer, konstitutioneller, psychischer oder sonstiger Art Unterschiede zeigen. Das geschieht bei somatischen Strecken durch Maßeinheiten, bei somatischen (und anderen) Beobachtungen durch Beobachtungsstufen, und beides, Messen wie Beobachten, muß erlernt werden.

2. Die einzelnen Merkmale jedes Individuums werden nach dem Ausmaß geordnet, in dem sie für den einen oder den anderen oder keinen der gesuchten Typen kennzeichnend sind. Das ist die Ausnutzung der differentialdiagnostischen Wertigkeit der Merkmale im Hinblick auf die gesuchten Typen.

1.—2. bilden die merkmalsanalytische, atomistische Vorstufe.

3. Der Gesamtanteil differentialdiagnostisch einsetzbarer Merkmale eines Individuums wird für jede der quantitativ festzustellenden Typengruppen wieder zusammengefaßt. Das geschieht angesichts des lebenden Indivi-

duums und findet später durch Photographien und anthropologische Indexbildungen Ergänzung und Nachprüfung.

4. Die damit gefundene Gesamtmenge der für die beteiligten Typengruppen festgestellten Beobachtungen und Maße wird für jedes einzelne Individuum auf eine gemeinsame gleiche Basis zurückgeführt, nämlich auf sechs Klassen oder „Punkte". Ein individueller Habitustypus wird dann beispielsweise durch die Typenformel 4p2a (überwiegend pyknisch mit athletischen Anklängen) oder ein individueller Rassentypus mit 4n2d oder 1n5d oder 3n3d usw. (bei Übergängen zwischen nordischen und dinarischen Typen) gekennzeichnet.

3.—4. bilden die merkmalssynthetische ganzheitliche Zusammenfassung.

Die mit den genannten u. a. Symbolen gewonnenen Typenformeln ermöglichen es nunmehr, die in Frage stehenden Typengruppen der Population nach der Menge des Bestands und dem Grade der Übergänge genau, vergleichbar und nachprüfbar festzustellen, und darnach — und nur darnach — auch ihren jeweiligen weiteren Beziehungen zu sozialen, historischen, räumlichen oder psychologischen Erscheinungen nachzugehen. Die Gleichmäßigkeit der Beobachtungen und Beurteilungen — der sog. Typendiagnose — bei einem einzelnen Beobachter zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Beobachtern überhaupt und damit der Vergleich mit dem gewählten typologischen Grundschema, dem „mètre des archives", kann im wesentlichen auf folgenden zwei Wegen gesichert werden.

5. Einmal muß der Mengenanteil jeder diagnostizierten Typengruppe der Gesamtpopulation auch der relativen Menge von einzelnen oder mehreren Merkmalen entsprechen, die für ihn in der Vergleichsgrundlage vorgesehen wurden. Das trifft aber nur unter der Voraussetzung zu, daß die Vergleichsgrundlage — Kretschmer, Sigaud oder Zeller oder Rassentypen Günther — auch stets gleichmäßig von demselben Beobachter oder von verschiedenen Beobachtern gehandhabt wurde. Daher gibt der Grad der Gleichmäßigkeit des Sinkens und Steigens der parallel für Individualtypenzahl und Merkmalsmenge angelegten Kurven eine völlig objektive Kontrollmöglichkeit dafür, ob und wieweit auch eine gleichmäßige und zuverlässige Arbeit bei der quantitativen Erfassung der Typengruppen geleistet wurde („Parallelkurven").

6. Sodann ist auch die Qualität der Individualtypen insofern verschieden, als von jedem Typus zu jedem anderen Reihen von Übergangstypen laufen. Wurden diese von einem Beobachter zu verschiedenen Zeiten oder mehreren Beobachtern an verschiedenen Stellen stets gleichmäßig gesehen, so muß wieder jedem einzelnen sinkenden Übergangsgrad auch eine fallende Merkmalsmenge entsprechen („Fallende Reihen"). Gleichmäßiges Fallen zeigt also gleichmäßige und richtige Beobachtungen an, Unregelmäßigkeiten zeigen Fehler an, ermöglichen deren Ausgleich und geben Hinweise auf ortstypische Abweichungen und neue Elemente.

5.—6. bilden die ganzheitlichen Typensicherungen.

Diese beiden wesentlichen Kontrollwege können natürlich auch leicht graphisch (eben durch Parallelkurven und Fallende Reihen) dargestellt werden und fanden auch biostatistischen Ausbau und Ergänzung in Kurvenabweichungs-

berechnungen und theoretischen Mittelwertsvergleichen. Diese Methoden und die praktische Durchführung der Typendiagnostik überhaupt wurden bereits in dem oben erwähnten Lehrbuch und anderwärts, so im Einleitungsheft der Schriftenreihe „Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien" dargestellt, so daß sich hier ein weiteres Eingehen darauf erübrigt. Die Darlegung von Wesen und Theorie möge genügen.

Sie zeigt, daß der Sinn der Typenformeln darin besteht, daß an die Stelle des mehr oder minder vagen Schätzens der in allen beschreibenden Naturwissenschaften allgemein verbreiteten „reinen Typenschau" nunmehr ein kontrollierbarer Aufbau und damit eine „gesicherte Typenschau" getreten sind. Sie bietet nunmehr auch eine Handhabe, um beim Großstadtmenschen sowohl den Eigentypus wie die integrierenden rassischen, konstitutionellen usw. Typen in eine gesicherte Verbindung mit großstadtbiologischen Ursächlichkeiten und Wirkungen zu setzen.

Tatsachenbestände der Typenschau

Ein solcher Versuch ist auch seit langem kein spekulativer Ansatz mehr, der nur aus Vermutungen und Annahmen bestünde, sondern kann sich auf vorangegangene ausführliche Untersuchungen stützen. Diese bilden schon rein zahlenmäßig mit bisher 65 000 erfaßten Personen des landschaftlichen Raumes von Ober-, Mittel- und Niederschlesien vielfache Wege und Möglichkeiten zum Ausbau und zur Prüfung und Wiederprüfung der dargelegten Methode, und zwar in praktischer ebenso wie in theoretischer Hinsicht. Es ist das mehr an positivem anthropologischem Material von bodenständiger Bevölkerung, als je einer anderen anthropologischen Fragestellung zur Verfügung stand. Aber natürlich hängt dabei alles von der Voraussetzung ab.

Diese Voraussetzung — vgl. oben — war, daß der Mensch als ganzheitlicher leibseelischer Individualtypus auch wirklich existiert, daß ganzheitliche leibseelische Typen und nicht nur frei umherirrende Merkmale oder Anlagen — wie ja ernstlich behauptet wurde — vorhanden sind. Stimmte aber diese eine Voraussetzung, so war zu erwarten, daß sich sinnvolle Beziehungen zwischen diesen lebendigen Typen und ihren Wirkungen, zwischen den Menschen und den historischen Ereignissen, räumlichen Erscheinungen und sozialen Stufungen ergeben. Und wie immer man sich zur Frage der Existenz oder Nichtexistenz von Individualganzheiten stellen will, ob diese nun „theoretische Fiktionen" oder „Dichtungen" sein sollten oder doch möglicherweise Realitäten darstellen, eines ist sicher: aufgezeigte sinnvolle oder regelhafte Beziehungen zwischen Mensch und Menschenwerk sind selbst Realitäten, die am wenigsten durch Verschweigen an Realität verlieren, und die ihrerseits die Richtigkeit der Voraussetzung zu bestätigen in der Lage sind. Denn ohne reale Partner dürften schwerlich reale Beziehungen möglich sein. Inzwischen aber — und das wäre zu belegen — „liegen eine Reihe von Ergebnissen vor, die den Erwartungen entsprechen".

Greifen wir daher einige solche realen Tatsachenbestände heraus. Das soziale Moment interessiert wegen seiner Beziehungen zu stadtanthropologischen Fragestellungen zuerst. Es zeigten beispielsweise Glasarbeiter und Textilarbeiter eines mittelschlesischen ländlichen Bezirks mehr alpinen Typengehalt als die

bäuerliche Bevölkerung des gleichen Gebietes, und bei oberschlesischen Bergleuten häuften sich neben den Osteuropiden ganz besonders die dinarischen Typen. Es entsteht dadurch unter Sinken der bei den dortigen Handwerkern häufigen Alpinen und der in der bäuerlichen Schicht häufigeren Nordischen ein zunächst durch den rassentypologischen Gehalt bestimmter Sozialtypus. Dazu treten aber auch noch weitere eigentypische Züge, die quantitativ meßbar, beschreibbar und eindrucksmäßig vorliegen. Solche Unterschiede sind offensichtlich greifbare und nachweisbare Realitäten, und zwar beim Rassentypus genau so wie beim Sozialtypus. Im weiteren Verfolg dieser Erscheinungen ergab sich dann, daß die ländlichen Beufsstände überhaupt und allerorts, d. h. gleichsinnig in den verschiedensten Kreisen, einen jeweils kennzeichnenden rassischen Typenaufbau besitzen. Berufsstände sind also, ganz vorsichtig ausgedrückt, mindestens in Schlesien, auch rassentypologische Siebungsgruppen. Es ist nicht ganz wahrscheinlich, daß sie dann anderwärts nur noch Dichtungen darstellen. Es gewinnt vielmehr an Wahrscheinlichkeit, daß die Neigungen und Eignungen eines lebendigen und wirklich existierenden ganzen Individuums suchen und wählen. Die aktive Wahl des realen rassischen Typus würde dann neben anderem zu realen Sozialtypen führen. Für Schlesien ließe sich wenigstens das schwer bestreiten.

Es läßt sich danach aber auch leicht verstehen, daß mit Heiratskreisen, wie sie durch landesherrliche, landschaftliche oder konfessionelle Grenzen gebildet werden, gleichzeitig rassische Typengrenzen und damit selbständige rassische Kraftfelder entstehen können. Auch oberschlesische Dialektgrenzen konnten in dem heutigen Menschenbestand nachgezogen werden. Standorttypen ergaben sich in größerer Zahl. Für Einzelheiten muß auf die einschlägigen Arbeiten der Reihe Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien) verwiesen werden. Es fand sich Ähnliches aber auch, und damit tritt ein historisches und historisch-soziologisches Interesse in den Vordergrund, für ältere geschichtliche und sogar vorgeschichtliche Zeiten. So erwies sich, daß in jenen Landschaften des Sudetenvorlandes, wo mit den Resten illyrischer Kultur und Glockenbecherleuten dinarische Schädel auf den alten Freiflächen zwischen den Wäldern gefunden worden waren, auch heute noch die Dinarier stärker vertreten sind, weiterhin, daß mittelalterliche deutschrechtliche Dörfer durch eine besonders hohe Zahl von Nordischen und andererseits mittelalterliche Sumpfgebiete durch eine Zunahme von osteuropiden Typen auffielen. Man beachte: reale Schädelunterschiede, die aus realen Skelettfunden aus der Bronzezeit bekannt sind, Siedlungsverhältnisse, die der damalige Waldbestand in höchst realer Weise vorschrieb, sind noch heute im Typenbild des lebendigen Menschenmaterials wiederzufinden. Wenn aber die historischen Tatsachen unbestreitbar sind, wie sollten dann die heutigen Menschen nicht mehr real sein, nachdem sich die Beziehungen zwischen beiden über viertausend Jahre nachweisbar erhalten haben? Es dürfte das doch mindestens für eine nicht unbeträchtliche Wahrscheinlichkeit unserer Voraussetzung sprechen.

Gewisse mittelalterliche Klostersiedlungen wie Grüssau zeigen sodann mehr alpine Elemente, und das schneidet säuberlich mit den frühmittelalterlichen Aussetzungen ab. Die deutschrechtlichen Dörfer z. B. im Kreise Kreuzburg besitzen, obwohl seit ihrer Aussetzung an 600 Jahre vergangen sein mögen, noch heute den höheren Gehalt an nordischen Typen, und landschaftliche, kulturelle

und konfessionelle Grenzen gehen stufend und sichtend damit Hand in Hand. Die alten Vandalengebiete um Leobschütz zeigen gleichfalls mehr Nordische als ihre Umgebung, und zwar beträchtlich, umgekehrt die frühmittelalterlichen Würzburger Siedlungen gleich südlich davon einen erhöhten alpinen Typengehalt. Rund um den Siling (Zobten) schneiden die nordischen Anreicherungen noch heute genau da ab, wo die Bodenfunde aus der altgermanischen Silingenzeit aufhören. Das mag genügen. Wer Sinn für historische und soziologische Realitäten hat, wird hier gewiß nicht mehr von Dichtung und Fiktion sprechen können.

Auch von biologischen Erscheinungen, die damit verbunden sind, soll und kann nur einiges angedeutet werden, die räumlichen u. a. müssen fortbleiben. Es fand sich beispielsweise, daß die Nordischen — die lebenden, nicht die angenommenen — einen niedrigeren Blutdruck als die Osteuropiden aufweisen, und zwar betrug er bei Typen der ersteren Rasse im Durchschnitt 118,9 mm Hg, bei letzteren 128 mm Hg. Es konnte darüber hinaus auch gezeigt werden, daß mit dem durch die Typenformeln erfaßten Fallen des n-Gehaltes (also an nordischer Rasse) ein Steigen des Blutdrucks verbunden war. Gleichzeitig stieg natürlich auch der Kopfindex und fielen Kopflänge, Körperhöhe und Gesichtsindex. Es zeigen also nordische und osteuropide Rasse verschieden abgestimmte Reaktionslagen der Kreislauffunktionen. Das war übrigens die erste zuverlässige Feststellung dieser Art (Teuber). Es liegt auf der Hand, daß sie nur durch die sicher arbeitenden Typenformeln faßbar geworden war. Sehr interessant ist auch die schlesische Kurzköpfigkeit, die extrem ist, und alle übrigen Werte des ferneren Deutschland — wie sich mit fortschreitenden Untersuchungen immer deutlicher zeigte —, in den Schatten stellt. Das Interessanteste dabei aber ist, daß hier nicht nur etwa Einwanderung oder Umschichtung in Frage kommen, sondern daß alle Rassentypen gleichsinnig und gleicherweise von ihr erfaßt werden. Es ist also ein Kennzeichen des schlesischen Gautypus, daß sein gesamter rassischer und konstitutioneller Typenbestand als solcher nach einer Seite hin verschoben wurde. Damit erschlossen sich auch bereits weitere biologische Erscheinungen, und zwar durch Zahlen belegte harte Realitäten, keine Annahmen oder Theorien.

Aber das Gesagte mag genügen. Die Großstadtanthropologie von Breslau ging jedenfalls nicht ohne Erfahrung und nicht ohne positive Tatsachen an ihre Arbeit.

Einige stadtanthropologische Ergebnisse

Über Durchführung und Ergebnisse der Stadtanthropologie Breslau selbst braucht nur noch weniges gesagt werden. Die Methode wurde in ihrem Kernproblem bereits erörtert, die bisher aufgearbeiteten Ergebnisse bringen die nachfolgenden Arbeiten aus dem Breslauer Anthropologischen Institut, zum Teil allerdings nur in einer kriegsbedingt konzentrierten Form. Die Fragestellung als solche hatte hier, wenn auch keineswegs ausschließlich, so doch in erster Linie darauf auszugehen, ob und wieweit die natürlichen Typengruppen der Menschen, die erblichen Rassen- und Habitustypen dazu beitragen, eigene großstädtische Berufstypen und schließlich den Großstadttypus zu bilden, wieweit und worin sich bei diesen unmittelbare großstadträumliche Bewirkungen

und Anpassungen äußern und zu welchen sozialen Erscheinungen und Folgen diese gleichzeitig aus körperlichen wie seelischen Ursachen entwickelte Dynamik führt.

Dabei zeigte gleich die erste Überprüfung des Grundmaterials der verschiedensten Gruppen, daß Breslau typische Durchzugstadt ist, in der die Zahl der Alteingesessenen nur einen ganz geringen Prozentsatz bildet. Unaufhörlich rinnt der Lebensstrom durch die Stadt weiter westwärts, aber auch ununterbrochen saugen seine Mauern neues Blut aus der Umgebung in sich herein. Die Zuziehenden stammen vorwiegend aus Mittelschlesien. Breslau ist also keine gesamtschlesische Stadt schlechthin, sondern trotz seiner weiten räumlichen Beziehungen und seines Hauptstadtcharakters in erster Linie blutsmäßig eine mittelschlesische Stadt. Offenbar gibt es recht verschiedene Einzugsarten einer Großstadt. Noch stärker, wie eingeschaltet sei, gilt die Engräumigkeit des Einzugsgebiets übrigens für die schlesischen Kleinstädte, die nur aus allerunmittelbarster Umgebung aufsaugen und die, wie gesagt wurde, eigentlich nur dauernd im eigenen Fett schmoren. Aber gerade das gibt eine Erklärung dafür, daß sich über Jahrhunderte und selbst Jahrtausende einmal gewordene Bevölkerungskonstellationen, wie wir oben sahen, weitgehend erhalten können.

Für Breslau ist es weiters von besonderem Interesse, daß gewisse Berufe auch vorzugsweise aus bestimmten Gegenden kommen. Denn verschiedene Gegenden bedeuten ja, wie die Rassenuntersuchung Schlesiens mit ihrem gleichmäßigen Erfassen des Bestands in der ganzen Breite des Raumes gezeigt hat, auch verschiedene Rassen. Haupteinzugsgebiet für die Beamten und Angestellten ist das linksodrige Mittelschlesien, die Ackerbauzone, Einzugsgebiet beispielsweise der Schuhmacher und zum Teil auch der städtischen Arbeiter mehr das rechtsodrige Mittelschlesien, das Waldgebiet. Der Vergleich mit der Herkunftsbevölkerung und die Zurückführung auf die rassischen Quellen ist also ohne weiteres möglich. Dabei fiel z. B. bezüglich der Schuhmacher eine merkwürdige Erscheinung auf. An sich zeigte sich zwar auch für Breslau, daß eine rassentypische Berufssiebung stattfindet. Ihre Richtung lief sogar völlig derjenigen parallel, die sich bereits für das ländliche Oberschlesien ergeben hatte, ja, sie tritt hier sogar noch schärfer heraus: die gleichen letztlich rassenpsychologischen Momente und die gleiche rassensomatologische Siebungsrichtung verstärken sich. So zeigen beispielsweise die Schlosser hier wie da das gleiche typologische Bild wie der Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung, die Feuerwehrleute aber erheblich höheren nordischen Gehalt, die Handwerker mit sitzender Beschäftigung einen sehr merklich stärkeren alpinen Gehalt. Das ist dann auch wieder innerhalb der betroffenen Gruppen gestaffelt.

Aber das Herkunftsgebiet dieser Breslauer Schuhmacher weist, wie wir mit Bestimmtheit wissen, keineswegs ein Überwiegen der a-Typen auf. Es bleibt also kein anderer Schluß übrig, als derjenige auf eine rassische Schuhmacherauslese im Quellgebiet. Das bestätigt sich, wenn man auch die Schuhmachersöhne mit in die Betrachtung einbezieht. Soweit diese nämlich selbst Schuhmacher geworden sind, zeigen sie in Maßen und rassischer Typologie das gleiche Bild wie die Väter. Diejenigen aber, die andere Berufe gewählt haben, scheinen sich, soweit das immerhin beschränkte Material Schlüsse erlaubt, um so weiter von den väterlichen Maßen, Aussehen und Verhalten zu entfernen, je mehr das diejenige Berufsgruppe tut, der sie sich anschlossen. Also wieder eine rassen-

biologische Siebung, die sich übrigens in der gleichen Richtung in den ländlichen Berufskreisen andeutete.

Auch innerhalb der Stadtverwaltung ergaben sich recht interessante Abschattierungen. Sie verfügt zunächst als solche über einen verhältnismäßig beträchtlichen Anteil an n (Nordische). Aber einerseits zeigen daneben die Beamten und besonders die Sekretäre eine gruppeneigene typologische Auffüllung, nämlich mehr durch a (alpine), die städtischen Arbeiter andererseits mehr durch d und o (dinarische und osteuropide Typen). Auch hier also wieder deuten sich ganz bestimmte berufliche Siebungsrichtungen an, die natürlich nie für den einzelnen Geltung haben, aber für ganze Gruppen mehr oder minder kennzeichnend werden können, und auch das Mehr oder Minder unterliegt regelhaften Beeinflussungen.

Daneben aber zeigen alle Städter, ob Schuhmacher, Beamte, Arbeiter, Lehrer und Büroangestellte, auch wiederum eigene sozialtypologische Kennzeichen. Nicht nur die rassische Zusammensetzung ist verschieden, sondern alle zusammensetzenden Rassen gleicherweise besitzen gewisse Neigungen zu einem ganz leichten Wandel in ihrer Ausprägung. Gleichsinnig weist nämlich der Durchschnitt der Stadtgeborenen gegenüber den Landgeborenen einen schmaleren Wuchs auf, und auch schmalere Kopf- und Gesichtsbreite. Das aber staffelt sich wieder in der Stadt, und zwar nimmt die Gesichtsbreite — gegen jede Erwartung — mit der Leistungshöhe der Berufe (d. h. dem ihnen von der Gemeinschaft zugebilligten Entgelt) nicht etwa ab, sondern mindestens für Breslau (und auch in der oberschlesischen ländlichen Sozialtypen-Staffelung) vielmehr zu. Es gibt also offenbar, wie gesagt wurde, sozialprogressive Merkmale.

Es gibt aber auch solche sozialprogressiven Merkmale rassentypischer Natur. Denn der Anteil der nordischen Rasse nimmt zwar nicht stark, aber doch eindeutig und gesichert mit der Standes- und Leistungshöhe zu. Das ist, nebenbei gesagt, ein bindender Beweis für die Annahmen des Nordischen Gedankens. Es ist aber auch gleichzeitig ein Hinweis darauf, daß der Nordische Gedanke als staatspolitisches Zuchtideal eine Berechtigung besitzt, denn der Durchschnitt der Leistungshöheren ist in, ganz vorsichtig gesagt: Ostdeutschland tatsächlich nordischer als die Gesamtbevölkerung oder die leistungsniederen Berufe. Es ist andererseits aber auch ein Hinweis darauf, daß ein Rassenhochmut lächerlich und Versuche zur Zersprengung der Volksverbundenheit unbegründet sind, denn die Unterschiede sind quantitativ minimal und gelten nur unter dem statistischen Gesetz der großen Zahl.

Dynamik, Siebung und Prägung, die wir einleitend kurz umrissen, werden mit dem Zugriff auf den Menschen der Großstadt selbst also ungemein deutlich und geben Aussagen in verschiedenster Richtung. Nur eins mag abschließend noch gestreift werden, weiteres bieten die nachfolgenden Arbeiten. Es ist nämlich nicht uninteressant, daß diejenigen gelernten Arbeiter, die sich in ihren höheren Stellungen nicht halten konnten und wieder zu ungelernten Arbeitern gewissermaßen herabsanken, nicht die Rassenzusammensetzung der Gelernten zeigen, sondern eben die der Ungelernten, zu denen sie zurücksanken. Natürlich gilt auch das nur für den Durchschnitt und die große Zahl, nie für den einzelnen. Trotzdem äußert sich damit nicht nur die rassische Siebung als solche schlechthin wieder, sondern auch die unerbittliche Folgemäßigkeit, mit der sie arbeitet. Das äußert sich übrigens auf dem Lande auch bei den Erbhofbauern,

die im Durchschnitt viel nordischer sind als die anderen ländlichen Berufsstände, um wieder vorsichtig zu sein: beides zunächst für den untersuchten Kreis Öls. Umgekehrt weichen die sozial Aufsteigenden vom Durchschnitt ihrer eigenen Berufsgruppe nicht in Richtung auf den niederen Stand des Vaters ab, sondern stehen im Gegenteil häufig über dem Durchschnitt der eigenen Berufsgruppe, z. B. in bezug auf die allgemeine Körpergröße. Das Mehr an Leistung, das sie — immer für den Durchschnitt gesprochen — zum Erreichen ihres Standes aufwenden müssen, findet sein Gegenstück in dem Mehr an typusprägenden Merkmalen. Das möge genügen. Die Zusammenhänge zwischen Rasse und Beruf, Schichtung und Typus, Großstadt und Großstadtmensch sind eindeutig und zumindestens hinreichend, um eine außerordentlich bewegte Dynamik und zahlreiche Regelhaftigkeiten und Beeinflussungsrichtungen zu enthüllen.

Das Bestehen selbständiger Sozialtypen ist — von den Rassentypen und Habitusformen ganz abgesehen — also zahlenmäßig statistisch wie diagnostisch gleich gesichert, und hier noch von Dichtung reden zu wollen, würde den also Urteilenden selbst als Dichter demonstrieren. Das Bestehen von Standortformen, wie sie sich aus der verschiedenen Dosierung von Rassenformen einerseits und deren Anpassung an ihre Lebensaufgaben andererseits entwickeln, hat sich gleichfalls nicht nur in Tal und Berg und auf Sand und Löß, sondern auch bezüglich Stadt und Land und ganzen Gau immer wieder erwiesen. Bei den Sozialtypen aber zeigt sich sehr deutlich, daß der treibende Motor im Psychischen, nämlich in Eignung und Neigung, liegt. Diese sind nach den Rassentypen verschieden. Die Rasse ist also die innerste treibende Kraft der gesamten bevölkerungsbiologischen Dynamik, und zwar nicht in vermuteten Anlagen oder einzeln umherschwirrenden Merkmalen, sondern mit der Ganzheit der geschlossenen Persönlichkeiten in ihrem gesamten psychophysischen Erscheinungsbestand. Die Lebensform bestimmt die Lebensdynamik.

Dogma und Leben

Kritik ist in der Wissenschaft immer dankenswert, denn indem auf Lücken sachlicher oder logischer Art hingewiesen wird, ist die Möglichkeit einer Verbesserung und des um so wirkungsvolleren Einsatzes für das letzte Ziel gegeben: Erkenntnis um des Gemeinnutzens willen. Daher war es auch bedauerlich, daß die menschliche Biotypologie diese Anregung über die langen Jahre ihrer ersten Versuche, dann Einsätze zum exakten Erfassen der leibseelischen Persönlichkeit entbehren mußte, bis erst die neueste Zeit eine nunmehr allerdings auch um so umfangreichere Äußerung brachte (Lenz). Von ihrer Berechtigung, d. h. ihrer Sorgfalt und Reichweite, wird nunmehr auch der biotypologische Ansatz einer Großstadtanthropologie betroffen, und sie sei deshalb — wenigstens soweit dies der Fall ist — auch hier mit herangezogen. Die verstreuten Einwände lassen sich unschwer zusammenfassen in solche einerseits, sagen wir, terminologischer und grundsätzlicher, andererseits taktischer Art.

1. Vor allem anderen weist der Kritiker darauf hin, daß es nicht möglich sei, aus Merkmalen mit Sicherheit auf Erbelemente zu schließen. Das trifft in der Tat zu und ist als klare Feststellung insofern besonders begrüßenswert, als die Aufgabe unserer anthropologischen Biotypologie gerade deshalb auch nicht diese unsichere Erbanalyse, sondern vielmehr die Erfassung der sinnessicheren und erfahrungsbestätigten Typen ist. Das hat der Kritiker nicht bemerkt. Es handelt sich also um eine Verwechslung. Leider wird sie aber weitergeführt und zur Urteilsbasis überhaupt gemacht. So wird gesagt — und an sich wiederum mit vollem Recht — daß „die ursprünglich" (also bei den vorangegangenen, den gegenwärtigen Menschen ihren Ursprung gebenden Geschlech-

tern) „in einer Rasse vereinigten G e n e in einer Mischbevölkerung nicht auf Grund hormonaler Affinität zusammenblieben." Zweifellos — da sich Hormonwirkungen erst aus Genwirkungen entfalten, können sie nicht schon gut vor diesen vorhanden gewesen sein. Daß dagegen — und so folgern w i r — die Hormone ihrerseits weitere polyphäne Wirkungen am lebenden Typus entwickeln und demnach viele Merkmale gleichzeitig in typischer, d. h. unterscheidender und immer wiederkehrender Weise mitformen, läßt sich wohl schwerlich bestreiten. Von Merkmalen allein aber war bei uns die Rede, keineswegs von Genen. Also wieder die Verwechslung. Auch wird bestritten, daß unter allen — in vorangegangenen Definitionen dargelegten — Typen gerade vorwiegend dinarische Väter (mit, sagen wir, nordischen Müttern) keine vorwiegend nordischen Söhne haben könnten. Das ist wahrhaft erstaunlich, denn wer sehen will, kann es allerorts und aller Tage sehen. Dann aber zeigt sich: wieder ist die Realität des Erb t y p u s mit der Annahme von Erb a n l a g e n verwechselt worden. Und so geht es fort.

Einwand 1 löst sich also in eine Reihe von terminologischen Verwechslungen auf, die wie ein roter Durchschußfaden die beabsichtigte Kritik durchziehen. Sie bieten, an Absicht und Thema vorbeigreifend, nichts für unsere vorliegende Frage, so daß eine Richtigstellung weiterer Einzelheiten vor den Lesern der betreffenden Zeitschrift genügen wird.

2. Wichtiger, wenn auch mengenmäßig nunmehr schon erheblich zurücktretend ist der zweite, der grundsätzliche Einwand. Es wird nämlich bestritten, daß es lebendige Erbtypen oder leibseelische Erbformen als ganzheitliche Erscheinungen überhaupt gibt. Also die Konstitutionstypen, die kindlichen Entwicklungsstufen, die nordische, dinarische usw. Rasse gibt es nicht — d. h. wenigstens nicht als sichtbare lebendige Typen. Diese tauchen daher auch keineswegs als Erbtypen, d. h. erbliche Erscheinungen, immer wieder aus der Erbmasse einer Bevölkerung auf. Das wurde u. a. in folgende Worte gefaßt: „Was in Mitteleuropa unterschiedlich verteilt ist, sind nicht eigentlich ganze Rassentypen, sondern einzelne Merkmale." Also atomistische Schau reinster Prägung: die Betonung der Komponenten, die Zersprengung und Ablehnung der Ganzheit. Auffassung steht gegen Auffassung. Wer die durch Sinne und Erfahrung gegebenen Typen nicht sieht, steht auf einer anderen Perzeptionsebene. Hier heißt es: die verschiedenen Menschen, Rassen und Körperbauformen, die, sichtbar unterschieden, erfahrungsgemäß um uns leben, sind Realität und die Anthropologie eine Wissenschaft. Dort wird gesagt: „Rassentypen sind ... Dichtung" — das wörtlich! — und unsere Sinne und Erfahrung täuschen, und Anthropologie, Rassenkunde und Rassengedanke sind ihrem gegenständlichen Inhalt nach zwar „nicht gerade etwa das Gegenteil von Wahrheit", aber eben Dichtung. Man kann aber eine derartige Stellung wohl als individuelle und auch grüppchen-individuelle Eigenart, aber gewiß nicht als ein allgemeingültiges wissenschaftliches Axiom ansehen. An unserer vorliegenden Aufgabe greift daher auch dieser Einwand vorüber.

T a k t i s c h e E i n w ä n d e

3. Es bleiben aber noch die taktischen Einwände. Schon eingangs wird betont, daß eine exakte Typenerfassung (hier scheinbar noch als möglich angenommen) auch anderen Untersuchern vorgeschwebt habe, sie hätten das bloß „nicht so unverhüllt ausgesprochen" oder durchgeführt. Das ist bedauerlich, aber dem haben wir ja bereits versucht abzuhelfen. Die „Programmschrift" — womit das methodische Einleitungsheft der Rassenuntersuchung Schlesiens gemeint ist — schildere die Rassentypen jedoch nur „nach gewissen Leitbildern, wie sie dem Kursleiter vorschweben". Und hieran wird dann widersinnigerweise der von uns in r i c h t i g e m Zusammenhang auf S. 152, Zeile 6 v. u., wiederholte Satz gehängt, was offenbar auf den Leser erheiternd wirken soll. Lassen wir das. Wir sagten bereits: Typen muß man sehen können. Beobachten ist die Grundmethode des Biologen. Allerdings liegt für diejenigen, die nicht sehen können, der Beweis

einer realen Erscheinung auch in ihren realen Wirkungen, also bei unseren Typen in jenen historischen und sozialen Kausalbeziehungen, die wir S. 152—157 aufzeigten. Aber deren Erwähnung vergißt unser Kritiker! Damit entzieht er sich und seinen Lesern überhaupt, soweit sie nicht beobachten können, die entscheidende Stütze des Verständnisses. Denn es kann ja keine reale Wechselwirkung ohne reale Partner geben, und eben diese vieldutzendfach aufgezeigten Wechselwirkungen blieben ausnahmslos ausgeschlossen. Ebenso bleibt die Sicherung und Nachprüfbarkeit der Feststellungen — deren Methode überhaupt nicht verstanden wurde — praktisch unberücksichtigt. Der Gedankengang des Kritikers ist durchsichtig. Es gibt, so nimmt er an, keine lebendigen Typen, also können sie auch keine Wirkungen entfalten und nicht gesichert werden. Aber das ist ein Trugschluß, weil die Voraussetzung nicht stimmt.

Den Kritiker beschäftigt dann auch die Frage, ob die Untersuchung des Typenbestandes eines Volkes — einmal angenommen, daß typologische Unterschiede wirklich existierten — bei uns nicht mit unserer „Gesetzgebung vom deutschen oder artverwandten Blut" in gewissem Gegensatz stünde. Dabei denkt er zwar nicht so sehr daran, daß etwa die Pykniker gegen die Leptosomen die Waffen erheben oder die Geschlechtertypen in gemeingefährliche Meinungsverschiedenheiten geraten könnten, sondern er beschränkt sich auseinzelnd — was an sich willkürlich ist — nur auf die r a s s i s c h e n Typen und ein schlesisches Beispiel. Dort wären verschiedene Rassentypen in verschiedenen Mengensätzen festgestellt worden (was bekanntlich eine Erscheinung jeder Typenbiologie ist), und das sei dem Bewußtsein der Blutsverbundenheit nicht zuträglich. Man fragt, warum die nordische Blutsverbundenheit der Deutschen nichts gelten, warum die Typenverschiedenheit gegenüber unerwünschten Ausländern wesenlos sein soll. Die Antwort des Kritikers ist, weil — und das schließt er unmittelbar an — „die ostische Rasse geradezu als eine Art Gegenpol der nordischen geschildert worden ist." Hier dürfte er sich aber wohl ganz erheblich in der Adresse geirrt haben. Darüber allerdings kann nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß die Zersetzung der nordisch-verbundenen Blutsgemeinschaft des eigenen Volkes — von naheliegenden Werturteilen einmal ganz abgesehen — eine allerschwerste Gefahr bildet. In der wissenschaftlichen Anthropologie dürfte er daher auch durchaus vergeblich nach etwas Derartigem suchen. Aber man fragt sich, warum eigentlich überhaupt das Staatsinteresse gegen eine Nachbarwissenschaft zu Hilfe gerufen werden muß.

Gibt es wirklich so wenige Brücken des gegenseitigen Verständnisses? Da wird gesagt: Wir sollten „beim Menschen das Wesen einer Rasse in ihrer besonderen Wesensart, nicht in dem äußeren Typus als solchem suchen". Das entspricht völlig unseren Auffassungen. Nur muß man eben erst den äußeren Typus einigermaßen zuverlässig bestimmen, bevor man Schlüsse über seine Wesensart ziehen kann. Psychologie der leiblichen Form setzt die Form voraus. Und eben deshalb beginnen unsere biotypologischen Untersuchungen mit der exakten Bestimmung der leiblichen Form und testen erst danach ihr Verhalten und ihre Struktur. Es wäre hier bloß noch ein kleiner Schritt nötig gewesen — Leib und Seele, Typ und Verhalten auch zu verbinden. Und weiterhin: „Wertvoll ist es auch, gute Lichtbilder aufzunehmen und zu sammeln. Diese vermitteln einen anschaulichen Eindruck vom Aussehen einer Bevölkerung, wie ihn bloße Merkmalsbeobachtungen nicht bieten können." Gerade Eindruck und Aussehen aber der Bevölkerung versucht die ganzheitliche Biotypologie nachprüfbar zu erfassen. Und indem hier auch Verschiedenheiten des Aussehens, also einer durchaus ganzheitlichen Erscheinung, zugegeben werden, nähern sich die beiderseitigen Auffassungen merklich. Man könnte danach versucht sein, hier jene Bemerkung hinzuzufügen, die der Kritiker selbst nach einem seiner — hier nicht näher behandelten — Lesefehler macht: „Vielleicht darf man hoffen, darin einen Anfang kritischer Besinnung zu sehen." Oder sagen wir lieber: eines gegenseitigen Verstehens.

Aber leider wird dann am Schluß gefolgert, wo die Summe aller Mühen gezogen wird, daß für die nachbarliche Anthropologie in Zukunft nur eins Wert habe, nämlich

Merkmalserhebungen. Es sollten nur einzelne Merkmale festgestellt werden, und zwar so, wie das vor 60 Jahren Rudolf Virchow getan hätte. Vor zwei Generationen zur hohen Zeit der atomistischen Methode! Und da sollen wir noch heute stehen bleiben? Große Verdienste hat der Atomismus, und die sorgfältige Zergliederung ist für sehr viele naturwissenschaftliche Verfahren und auch bei uns die Vorstufe. Aber dann können wir auch über urgroßväterliche Erkenntnisse zur Ganzheit und über die Merkmale zum Leben selbst weiterkommen. Merkmale machen keine Geschichte! Sie lachen nicht, werden nicht krank, lassen sich nicht erziehen. Mit Merkmalen allein gehen Geschichte, Psychologie, Klinik und Jugend leer aus.

Fassen wir zusammen: Die dargelegte Kritik an der ganzheitlichen Typenforschung stützt sich einerseits auf immer wieder gleicherweise wiederholte Mißverständnisse, die statt realer Merkmale als Komponenten typologischer Ganzheiten nur deren einzelhafte theoretische Anlagemöglichkeiten setzen. Und zum Zweiten tut sich ein Unterschied der Blickrichtung auf. Hier beim Kritiker (einem alten Gegner des Ganzheitsgedankens) die Schau von erbgangskundlicher Richtung, und zwar ausschließlich und unter beinahe völliger Ablehnung der unmittelbaren Ergebnisse dieser Erbgänge und Anlagen: des lebendigen Menschentypus selbst. Dort beim Kritisierten aber gerade die Schau vom wirkenden Menschen aus, und zwar unter vollem Einschluß der wichtigen erbgangskundlichen Erkenntnisse und vollem Einsatz aller Erkenntnismöglichkeiten überhaupt. Bei dem einen hört das Interesse schon vor der lebenden leibseelischen Ganzheit auf, beim anderen geht es überhaupt von ihr aus. Es ist — psychologisch und wissenschaftsgeschichtlich nicht uninteressant — der methodische Gegensatz zwischen reiner Trümmerschau und bewußtem Ausschluß der natürlichen Zusammenhänge, und reiner Ganzheitsschau unter bewußtem Einschuß der zergliedernden Vorstufen. Das ist zum guten Teil natürlich auch von der verpönten ganzheitlichen Struktur der beteiligten Persönlichkeiten selbst mitbestimmt. Es hat immer unduldsame Analytiker und dankbar zusammenfassende Synthetiker gegeben.

Es ist aber auch der Gegensatz zwischen der bewährten und guten alten Methode, die nur noch sich kennen will, und dem nicht mehr unbewährten Neuen, das unter Einschluß und Anerkennung des Alten den Schritt weiter tut, dessen Zeit gekommen ist.

II. Menschheitsforschung und Bevölkerungsbiologie

Über Kategorien der Wissenschaftsgliederung

Wir kommen zu der zweiten Frage, die uns hier beschäftigen soll, der Stellung der Bevölkerungsbiologie und damit der Großstadtanthropologie und Anthropologie überhaupt im Kreis der Wissenschaften. Dabei sind wir allerdings mit einem wahren Wust von Doppelbezeichnungen für Wissenschaftskreise, Fachwissenschaften und bloße Methodenanwendungen oder Richtungen belastet, so daß ein Versuch, sie zu ordnen, nützlich sein wird.

Auch die Frage, was überhaupt als Fach oder Richtung, ja was als Wissenschaft selbst anzusprechen ist, wäre wenigstens zu streifen. Denn daß das Streben nach beweisbarer Erkenntnis — und nichts anderes als dieses tief eingewurzelte Streben der hominiden Hirnwesen bezeichnen wir als Wissenschaft —, daß diesem allgemeinen und echt menschlichen Streben auch als Ergebnis eine geschlossene Erscheinungskategorie gegenübersteht, eben „die Wissenschaft", kann füglich nicht bezweifelt werden. Kunst, Sitte und Glaube sind dagegen Empfindung, die nur erfühlbaren Empfindungen des Harmonischwirkenden, Gutseienden und Ewigkausalen, und erst die Weltanschauung als



die Überzeugung des Richtigen führt auch an das Bereich des Beweises des Richtigen. Diesen können daher auch schwerlich weder Alltag noch Sonntag des menschlich-volkshaften Daseins entbehren, nicht der Alltag der politischen und nicht der Sonntag der kulturellen Gemeinschaftsgestaltung. Denn die Weltanschauung — ganz gleich ob als gewonnene Überzeugung oder überkommenes Vorurteil — ist der geheime innere Führer, der den Willen und den Einsatz der ererbten Kräfte von Einzelnem und Volk lenkt und damit ein gut Teil ihres Schicksals entscheidet. Und so sind Weltanschauung und Wissenschaft und Wissenschaft und Leben eng miteinander verbunden, weil sie alle zusammen nur Aspekte der Ganzheit der menschlichen Psyche darstellen, und sind vielfältig in Ausdruck und Auffassung, weil diese Ganzheit sich in zahlreichen Typen, in zahlreichen leibseelischen Erbformen realisiert. Doch das nur nebenher, nur als abgrenzende Voraussetzung.

Für die Frage der Gliederung der Wissenschaft und im engeren die Stellung von Bevölkerungsbiologie und Anthropologie ergibt sich jedoch damit schon — ohne daß wir auch hier allzusehr in Einzelheiten gehen wollen —, daß von einer einzigen und allgemeingültigen Gliederung aller wissenschaftlichen Fächer keine Rede sein kann. Die Seinskategorien einerseits, die Typenaspekte andererseits äußern sich in einer Vielheit von Möglichkeiten. Ist Wissenschaft nämlich beweisbares Erkennen, so stehen sich von vornherein einerseits die Denkkategorien dessen, was Menschen überhaupt zu erkennen in der Lage sind, den Wertkategorien andererseits gegenüber, die sie auch zu beweisen willens sind. Somit ergeben sich auch zwei wesentliche Gliederungsprinzipien: die logischen Sachgliederungen der reinen Wissenschaften und die praktischen Zweckgliederungen der angewandten Wissenschaften. Unser ganzer Wissenschaftsbetrieb ist eine dauernd sich ändernde Mischung und Zusammenwirkung von beiden und war es seit Aristoteles und den Peripathetikern. Auch Wissenschaft ist also lebendig und wechselvoll und steht in wirkender und bewirkter Dynamik zwischen Erkenntnisziel und Erkenntniswillen.

Für den letzteren wird, wie einleuchtet, oft genug die Beweismöglichkeit der Erscheinungen zur Kardinalfrage werden und auch damit der Beweisweg, die Methode, zum Gliederungsfaktor. Jeder Forscher, jede, wie wir sagten, ganzheitliche leibseelische Erbform, sieht auf Grund seiner Struktur, Neigungen und Kenntnisse andere Beweismöglichkeiten innerhalb der sachgegebenen Erkenntniskreise, jede Zeit auch wünscht nach Laune, Mode und Können wenigstens mehr oder minder andere Beweisobjekte. Es ist das zwar kein eigentliches Gliedern mehr, es ist nur ein Verlagern und Umschichten. Aber dadurch entstehen die oft nach Produktionsmasse und Kultureinfluß sehr wichtigen, teils günstig, teils ungünstig einwirkenden Grenz- und Schnittpunktwissenschaften mit ihren Schulrichtungen. Und so ergibt sich — nach Rang, aber nicht Einfluß — als drittes Gliederungsprinzip die individuellen Neigungen, Laune, Modeläufigkeit, oder etwas schmeichlerischer ausgedrückt: die wissenschaftlichen Persönlichkeiten. Daraus folgen die zeitgebundenen Stimmungsgliederungen.

Nehmen wir einige Beispiele. Sachkategorien sind Raum und Zeit (Geographie und Geschichte), Stoff und Bewegung (Chemie und Physik), Sprache (Philologie) und besonders das Lebendige (allgemeine Biologie) in seinen drei speziellen Erscheinungsformen Pflanze, Tier und Mensch (Botanik, Zoologie und Anthropologie). Das ist an sich zeitlos gültig. Wir werden aber sogleich sehen,

daß gerade die Erscheinungskategorie Mensch (Anthropologie) in eine ebenso wissenschaftsgeschichtlich interessante wie weltanschaulich-stimmungsmäßig begründete Sonderstellung gedrängt wurde. Traditionelle Zweckgliederungen zeigen dagegen unsere übliche Fakultätenfolge und Hochschulteilungen nach Theologie, Recht, Nationalökonomie, Medizin, Philosophie, Naturwissenschaften, Land- und Forstwirtschaft, Technik und Kriegswissenschaft. Jede eigentliche Fakultät stellt hier einen Führerberuf unserer derzeitigen Zivilisationsform dar, und auch innerhalb solcher Erkenntniskreise wie Medizin, Recht oder Technik entscheidet allein der Zweck. Typische Grenzwissenschaften schließlich, die aus den Bereichen verschiedener Sachobjekte und verschiedener Zwecksetzungen gleichzeitig schöpfen, sind beispielsweise Geopolitik, Erbbiologie oder, wie wir bereits sahen, auch die Bevölkerungswissenschaft im weiteren Sinn des Worts.

Soweit die Prinzipien der äußeren Großgliederungen. An sie schließt sich die innere Fachgliederung. Hier herrscht bei den reinen Wissenschaften das Sachprinzip verständlicherweise durchaus vor, wie etwa in der Mathematik mit Geometrie, Arithmetik, Algebra und Analysis, während die angewandten Wissenschaften meist, aber keineswegs ausschließlich, das Zweckprinzip bevorzugen, wie etwa die Medizin mit Chirurgie, Internistik, Psychiatrie usw. Eine gegenseitige Ergänzung ist dabei nicht selten. So gelten theoretische und angewandte Chemie als ein einheitliches Fach, und die Medizin kennt außer der eigentlichen Medizin noch einen erweiterten Fachbereich, der mit Zoologie und Botanik starke Anleihen aus den Kerngebieten anderer Wissenschaftskreise macht. Sie trennt daher auch z. B. die Anatomie und Physiologie einerseits von der Chirurgie und Internistik andererseits, die sohin als theoretische Grundlage und praktische Ausführung in zwei unterrichtsmäßig scharf getrennten Gruppen, nämlich im klinischen und vorklinischen Unterricht, verteilt sind.

Davon wurde neuerdings auch die Bevölkerungsbiologie — und zwar ebenso sach- wie zweckgemäß — insofern erfaßt, als sie zusammen mit Zoologie, Rassenkunde, Erblehre usw. unter den theoretischen oder vorklinischen Unterrichtsfächern auftritt, während deren zweckhafte Anwendung mit den eigentlich medizinischen Zweigfächern Erbpathologie und Rassenhygiene im praktisch klinischen Unterricht verankert ist. Hier wird die Bevölkerungsbiologie also nur als rein wissenschaftliche Voraussetzung für eigene anderskategorierte fachliche Zwecksetzungen geführt, ganz ähnlich wie auch die rein-wissenschaftliche Bevölkerungsstatistik in der Nationalökonomie als Voraussetzung für die angewandte Bevölkerungspolitik auftritt. Dagegen bildet die Bevölkerungsbiologie in der reinen Wissenschaft als ihrer eigentlichen Kategorie, in der Biologie des Menschen, überhaupt den Inhalt. Von hier findet sie dann auch als Großstadtanthropologie, Familienanthropologie usw. ihren wissenschaftlichen Einsatz.

Die wesensgemäße Verankerung hier und das zweckbedingte Spenden nach dort, allgemeine Bearbeitung und gelegentlicher Einsatz sind also offenkundig genug, und niemand — so sollte man meinen — könnte ein so ausgesprochen anthropologisch gerichtetes Erkenntnisgebiet wie unsere Großstadtanthropologie als Teil der Bevölkerungsbiologie etwa der praktischen Medizin allein oder auch nur der Nationalökonomie zusprechen wollen. Aber es können sich in Einzelfällen natürlich persönlicher Wunsch oder Neigung mit praktischen Gegebenheiten und sachlichen Notwendigkeiten überschneiden und Ahnungslosigkeit

arges Unheil anrichten. So wird der praktische Wissenschaftsbetrieb einer Zeit, im Querschnitt gesehen, immer das gegenseitige Bewirkungsergebnis der drei genannten Gliederungsprinzipien (Sache, Zweck, Person) innerhalb einer Gemeinschaft sein.

Soll man da überhaupt zu werten und zu lenken versuchen oder die Dinge treiben lassen? Für die Wissenschaft selbst und damit den akademischen Betrieb gibt es hier gewiß einen letzten Maßstab. Das ist das Erkennen selbst, der Einsatz des Hirns als Leistungsorgan, sei es zweckfrei mit allen Möglichkeiten oder sei es zweckgebunden mit einigen bzw. wunschgebunden mit gewissen Möglichkeiten, in jedem Fall aber mit dem letzten Ziel des Einsatzes für die Gemeinschaft. — Das möge als Voraussetzung voraussetzungsbewußter Arbeit genügen.

Bevölkerungswissenschaft als Schnittpunkt

Eine gewisse Schwierigkeit ergibt sich dann, wie schon erwähnt, durch die Namengebung. Sie ist ein Ergebnis der Wissenschaftsentwicklung, der Querschnittslage. Im Kreis der Bevölkerungswissenschaften als eines Strebens der Forscher verschiedenster Gebiete, die Dynamik im Volkskörper zu erkennen, nimmt hier zunächst die Bevölkerungsstatistik (der neben der Wirtschaftsstatistik wichtigste Teil der ganzen angewandten Statistik) eine Sonderstellung ein. Ihre Methode — falls man sie nicht überhaupt selbst als Methode bezeichnen will, was weit geht — ihre Methode der Feststellung von Massenerscheinungen ist als solche Voraussetzung ersprießlicher Arbeit mit einem Massenobjekt, wie es eine Bevölkerung darstellt. So sind Statistik und Volksforschung jeder Art unlösbar miteinander verbunden, und schon seit alters und lange bevor auch biologische Gesichtspunkte, die doch so nahe liegen, an diesen Problemkomplex herangetragen wurden, nämlich in den Staatswissenschaften. Von diesen hat sie ja auch mindestens indirekt ihren Namen Statistica. Allerdings ist die Bezeichnung als Staatenkunde heute weitgehend außer Gebrauch geraten und stattdessen wird vorwiegend Volkswirtschaftslehre, auch Nationalökonomie oder politische Ökonomie gesagt.

Das sind alles Synonyma, einfache Mehrbezeichnungen des gleichen Aufgabengebietes. Sie sind hinweisend auf den Wechsel der Auffassungen im letzten Jahrhundert, wo sich der Blick vom Staat als verwaltungsmäßigem Apparat fort und stärker dem Träger des Staates, dem Volk, zuwandte. Und gleichzeitig zeigt dieses Beispiel, daß vollständige und teilweise Mehrbezeichnungen für ein Fach durch die Änderung der Blickrichtung der Bearbeiter entstehen. Man wird sich also bei der Beurteilung von Fachbezeichnungen grundsätzlich davor zu hüten haben, den dauernden Sachverhalt mit vorübergehenden Individualauffassungen zu verwechseln. Sie sind zumeist nur kennzeichnend für die Stellung des Urteilenden, aber nicht für die Aufgabe der Sache.

Gerade im Kreis der Bevölkerungswissenschaften aber spielten die Auffassungen der Bearbeiter eine besonders große Rolle. Ist ihr Kerngebiet ohne Zweifel auch eine Form der Erkenntnis des Lebens, und zwar des menschlichen Lebens (Anthropologie), so übersteigt der Kreis der dafür einzusetzenden Methoden doch praktisch die Ausbildungsmöglichkeiten eines einzelnen, und erfordert die Mithilfe einer ganzen Reihe von Fächern und ihren speziellen Untersuchungsverfahren — neben der Statistik und Anthropologie auch der Meteoro-

logie, Chemie, Physiologie, Geschichte, Soziologie und nicht selten auch des einen oder anderen klinischen Teilfachs. Dadurch wird das Gesamtfach, an sich am besten allgemein als Bevölkerungs*wissenschaft* bezeichnet, zu einem typischen Schnittpunktgebiet verschiedenster einzelwissenschaftlicher Blickrichtungen, und erst bei dem eigentlichen Kerngebiet, der auf menschliche Lebenserscheinungen ausgerichteten Bevölkerungs*biologie*, überwiegen auch in methodischer Hinsicht die Hilfsmittel der vergleichenden Menschforschung, der Anthropologie selbst.

Eben das Einrücken der biologischen Gesichtspunkte in ursprünglich rein nationalökonomische Domänen, das mit dem Aufkommen eines allgemein tieferen Verständnisses für die Lebenserscheinungen jeder Art verbunden war, und die nunmehr ganz neuen Anstrahlungsrichtungen, unter denen Bevölkerungen beleuchtet werden konnten, führten aber auch zu den allzuvielen Mehrbezeichnungen, die heute zu Ballast wurden, besonders für den Fernerstehenden. Denn damit setzen sowohl Mißverständnisse als das Verhängnis aller mehr oder minder zeitbedingten und labilen Schnittpunktswissenschaften ein, nämlich das Hin- und Hergezerrtwerden zwischen den nachbarlichen Zweck- und Sachgebieten und das oft allzu starke Hereingreifen rein persönlicher Faktoren. Ist doch der einzelnen Forscherpersönlichkeit oft die Blickrichtung unverhältnismäßig wichtiger als das Fach als solches. Bei alledem brauchen Produktion und Erkenntnis nicht ohne weiteres zu leiden, sondern tun es nur bei dauernder fachwidriger Bewirkung, wie denn eine sehr rege Beteiligung sowohl von statistisch-nationalökonomischer Seite wie von anthropologisch-biologischer Seite ein allmähliches Zusammenwachsen und besonders auch eine reiche Ausbeute für die Bevölkerungsbiologie brachte, die zudem noch durchaus am Anfang ihrer Möglichkeiten steht.

Die Rolle der Mehrbezeichnungen

Dabei wurde allerdings in der Volkswirtschaft oder *politischen* Ökonomie der Name *Bevölkerungspolitik* für den gesamten Erkenntniskreis um so geläufiger, als er mit dem Hinweis auf die Politik als der Gestaltung der Gemeinschaft auch die Zweckgliederung der eigenen Mutterwissenschaft, der alten Staatenkunde betonte. Zudem wurde damit gewissermaßen eine Praxis der Bevölkerungsgestaltung an die Seite der Praxis der Güterverteilung gesetzt, wie ja tatsächlich beides die wesentliche Aufgabe des nationalökonomisch-juristisch gebildeten Volkswirts ist, der in Organisationen und Ämtern die Praxis der Gemeinschaftsgestaltung (Politik) wirklich ausübt — und zwar auch nur er allein. So wird denn — Theorie und Anwendung verwechselnd — auch noch heute gelegentlich in Amtskreisen von Bevölkerungspolitik in gedehntestem Sinn gesprochen. Die an sich als Dachname äußerst geeignete Bezeichnung Bevölkerungswissenschaft hat sich dagegen im Gebrauch mehr nach der statistischen Richtung verlagert.

Von anderer Seite aber wurde stärker das soziologische Moment gesehen, das bei jeder Behandlung menschlicher Probleme außerhalb des Menschen selbst immer eine große Rolle zu spielen pflegt, da es ja die eigentliche kulturelle Selbstgestaltung menschlicher Gemeinschaften betrifft, die in so viele Gebiete hineingreift, daß zuzeiten und in manchen Ländern, wie in Amerika, nahezu

die gesamte Wissenschaft und ein gewaltiger Teil des Wissenschaftsbetriebs auf soziologische Gesichtspunkte ausgerichtet war. Diese können gewiß keinenfalls im Rahmen einer weiteren Bevölkerungswissenschaft fehlen. Mit der immer deutlicheren Beachtung biologischer Gedankengänge mußten sie sich damit notwendigerweise der Anthropologie nähern. So entstand die Bezeichnung Sozialanthropologie, die nach der Jahrhundertwende sehr beliebt war und auch heute noch gelegentlich betont wird, während die ähnlich gedachten Bezeichnungen Gesellschaftsbiologie und (ein großes, altes und selbständiges Nachbargebiet ignorierend) Volkskunde ohne Nachhall blieben.

Auf der anderen Seite sind gesellschaftliche Prozesse aber auch stets historisch mitbedingte, weil zeitlich sich entwickelnde Erscheinungen, und so konnte nicht fehlen, daß auch der Historiker seinen Anspruch anmeldete, der um so gültiger war, als das ganze Gebiet und auch die Geographie aus der einst ihm zugehörigen Staatenkunde erwachsen war. Und so ergab sich die Bevölkerungsgeschichte. Sie ist auch heute noch nicht ganz der schwesterlichen Geographie entfremdet, da sich diese nach weiter geomorphologisch-geologischer Abschwenkung zweier Forschergenerationen gerade seit dem letzten Dezennium wieder stärker der Anthropogeographie zuwendet. Diese kann der Blickrichtung auf die Bevölkerung und auch Großstadtbevölkerung nicht entbehren, wenn sie den Menschen als Raumerscheinung und die Wirkung von Mensch und Bevölkerung auf den Raum verfolgt.

Indem die neuere Zeit aber vor allem doch eben das biologische Moment im allgemeinen viel stärker sah, trat auch immer häufiger die Bezeichnung auf, die das eigentliche Wesen des Gebietes am besten umriß, nämlich Bevölkerungsbiologie. Sie blieb allerdings keineswegs unbestritten, denn in den letzten Jahren wurde vielfach gern und nicht ohne Recht von Volkskörperkunde gesprochen, um die körperhafte (richtiger leibhafte) Existenz dieser Bevölkerungen zu betonen und jedes zahlenschemenhafte Statistisieren möglichst weit von sich zu schieben. Auch Völkerbiologie, nunmehr stärker die gruppenhaften Vergleiche betonend, wurde gesagt. Mit allen diesen Bestrebungen, die sich nun immer mehr auf das wesentliche Was und die letzte Ursache richteten, auf den Menschen als Form, war die eigentliche Anthropologie bereits erreicht.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß über das Studium der normalen Lebensdynamik hinaus, also der Geburten- und Altersziffern, und mit den Sterbetafeln auch die Möglichkeit der Abstellung offenkundiger Schäden in nachdrückliche Erwägung gezogen wurde. Das aber betrifft Fragen, die den Aufgabenkreis des Volkswirts ebenso wie den des Biologen überschreiten und mit der Forderung des praktischen Zugriffs auf volksschädliche Erbkrankheiten, Geisteskrankheiten, Berufsschäden und gesundheitliche Schäden überhaupt das Handeln des Arztes aufriefen. Hier konnte also nun auch eine Brücke zu einem weiteren selbständigen Erkenntnisgebiet, zur Heilkunde, geschlagen werden. In derem größeren Interessenkreis war inzwischen aus dem ursprünglich botanischen Mendelismus eine menschliche Erbpathologie entstanden, die immer tragfähigere Ergebnisse aufzuweisen hatte. So verbanden sich Erbforschung, Bevölkerungsstatistik und klinisches Handeln. Dabei bezeichnete man die Bevölkerungen —, indem man deren körperbaulichen, rassischen usw. Typenbestand

ignorierte und alle wirkenden Unterschiede in einer gemeinsamen Erbmasse untertauchen ließ — selbst als Rasse. Diese „Rassen" waren nicht Lebensformen, sondern Erbmasse ganz allgemein im Hinblick auf jene Bevölkerungseinheiten bzw. den großen Heirats- und Erbmassenkreis eines Volkes, dessen gesundes und hygienisches Weiterleben nunmehr zu einer hervorragenden ärztlichen Aufgabe wurde. Damit entstand die Rassenhygiene als ausgesprochen medizinisch gerichtete Wissenschaft und verwaltungsärztliche Tätigkeit, und die Grenze der reinen Wissenschaft ist erreicht.

So spannt sich der Interessenbogen unseres Faches von der wesentlich methodischen Statistik über einige biologische Randfächer herauf zu ihrem Kerngebiet, der Bevölkerungsbiologie als Teil der vergleichenden menschlichen Biologie oder Anthropologie, und wieder abwärts über historische und soziologische Randfächer zur angewandten Heilkunde, und den wirklich fächerartig ausstrahlenden „Fächern" entsprechen die zahlreichen Mehrbezeichnungen von der Bevölkerungsstatistik über die Sozialanthropologie zur anthropologischen Bevölkerungsbiologie und wieder abwärts zur randlichen Bevölkerungsgeschichte und randlichen Rassenhygiene. Die Großstadtanthropologie steht dabei mitten im Zentralgebiet.

Soweit die äußere Stellung der Bevölkerungsbiologie. Ihre Inhaltsgliederung läßt an sich verschiedene Gesichtspunkte zu. Man kann von oben, vom Menschen selbst, vorgehen und diesen in den Mittelpunkt stellen, d.h. die typologische Gliederung z.B. der Großstadttypen in Berufstypen und deren rassischen, konstitutionellen und psychologischen Aufbau. Man kann aber auch von unten, vom zahlenmäßigen Grundmaterial, ausgehen und die Stände und Berufsgruppen auf Kopf- und Kinderzahl und ihre Dynamik und weiteren Zusammenhänge untersuchen. Zwischen Zahl als Grundlage und Mensch als Ziel springen dann die Fragestellungen von Raum und Geschichte ein, und jenseits von ihnen erheben sich die praktischen Folgerungen und Forderungen von bzw. an Verwaltung und Medizin. Oder schließlich geht man weder von den allgemeinen Gesichtspunkten der statistischen noch der anthropologischen Seite aus, sondern von den speziellen Gegebenheiten, den Volkskörpern, und vergleicht Volk um Volk nach dem Sichauswirken der einzelnen oben genannten allgemeinen Probleme.

Daraus ergibt sich eine Gliederung in 1. allgemeine Bevölkerungsbiologie mit statistischer und anthropologischer Seite und 2. eine spezielle Bevölkerungsbiologie aus Bevölkerungsgeschichte und weiteren Gruppenbiologien. Zu den letzteren würden neben der Familienbiologie und den Sippen- oder Dorfmonographien auch die Großstadtanthropologie zu stellen sein.

Vom Entstehen der Anthropologie

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der vergleichenden Biologie des Menschen überhaupt, also bei dem um so vieles älteren Gesamtgebiet der Anthropologie. Viel mehr als zwei Jahrhunderte reicht allerdings auch ihre Geschichte, wenigstens als akademisches Fach, nicht zurück, und erst in neuester Zeit ist sie in einem ungemein merkwürdigen und — nicht ohne Gründe — schwerfälligen Werdegang in die übrigen Biologien eingerückt. Auch ihr wirklicher Aufschwung ist jüngsten Datums, und auch er ist mit mancherlei Unklar-

heiten verbunden. An die Stelle des Wechsels von Mehrbezeichnungen tritt hier aber ein Wechsel der Bedeutung. Ein Name wie Großstadtanthropologie wäre zu manchen früheren Zeiten einfach nicht verstanden worden.

Umschloß doch die Anthropologie bei einigen Autoren und in einigen Ländern des vergangenen Jahrhunderts noch einerseits alles, was den Menschen überhaupt anging, ihn selbst wie seine Schöpfungen, so vor allem auch Ethnologie und Urgeschichte, also ausgesprochene Geisteswissenschaften, und das steigerte sich bis in die reine Philosophie. Andererseits aber wurden zu manchen Zeiten auch Anatomie, Physiologie und Psychologie, also vor allem die medizinischen Individualfächer mit einbezogen, und das steigerte sich gelegentlich bis in die richtige Medizin. Das zu klären ist nicht schwer, und es ist zudem besonders lehrreich.

Zunächst ist es durchaus verständlich und an sich nicht einmal falsch, wenn noch das 16. und 17. Jahrhundert unter „Anthropologie" alles zusammenfaßte, was an Individualwissenschaften über den Menschen, d. h. Anatomie, Physiologie und schwachen psychologischen Ansätzen vorlag, nämlich über d e n Europäer schlechthin, und bei der gegebenen Geringfügigkeit des Stoffes konnte bis um die Wende des 18. Jahrhunderts mitunter auch noch richtige Heilkunde miteinbezogen werden. Hier liegt auf der Hand, daß im Grunde genommen nur praktische, also letztlich medizinische Interessen leiteten, denn es ist der Mediziner, der die Individualwissenschaften und den Normaltypus als Voraussetzung braucht. Anthropologie ist aber umgekehrt ihrem Wesen nach Gruppenwissenschaft, sie braucht die Unterschiede und Vergleiche. Ganz streng genommen wäre es deshalb auch richtiger, mit K. E. v. B a e r von „vergleichender Anthropologie" (oder deutsch: vergleichender Lebensformenforschung der Menschen) zu sprechen, doch man tut das ja auch bei der Zoologie und Botanik nicht. Weiterhin fand aber auch der bescheidene anthropologische Wissensbestand selbst in der älteren Zeit nicht selten gerade in der Medizin eine Betreuung und Zuflucht (vgl. E l s h o l t z 1654, M a r i n 1660, S ö m m e r i n g 1785). Diese wurde allerdings auch mehr als einmal zu einer Gefangenschaft, aus der er sich nicht lösen und zu akademischer Selbständigkeit gelangen konnte. Das hat noch, wie wir sogleich sehen werden, einen weiteren Grund.

Die Vorstellung, daß Anthropologie einfach eine „Naturgeschichte des Menschen" (lies: des europäischen Normaltypus) darstelle, war infolge des Zusammenwerfens der medizinischen Blickrichtung auf den Normaltypus mit der biologischen auf den Formenvergleich noch bis in die Tage von B u f f o n lebendig. Als Definition tritt sie auch noch bei B l u m e n b a c h 1781 auf, gab dem allerersten, Pariser anthropologischen Lehrstuhl von d e Q u a t r e f a g e s 1855 überhaupt den Namen und wurde sogar noch von M a r t i n 1914 bzw. 1928 verwandt. Nur wurde bei allen diesen Gelegenheiten bereits stillschweigend angenommen, daß es sich nur um eine v e r g l e i c h e n d e Naturgeschichte des Menschen handeln könne. Es ist inzwischen für die Naturgeschichte der stärker auf den Mechanismus der Lebensabläufe gerichtete Name Biologie aufgekommen, und so dürfte auch heute die geeignetste Definition der Anthropologie unter k l a s s i f i k a t o r i s c h e m Gesichtspunkt derjenige einer „vergleichenden Biologie der Hominiden" sein, denn das vergleichende Studium des Menschen in jeder Hinsicht ist hier die Aufgabe, wie das der Tiere und Pflanzen in Zoologie

und Botanik. Als inhaltlich zutreffendste Definition wurde dagegen unter anderem „vergleichende Formenkunde der Hominiden" vorgeschlagen, da es sich ja hier wie bei den genannten Biologien um Gestalt und Verhalten lebendiger erblicher Formen handelt. Zudem erscheint die mit dem letztlich aristotelischen Begriff Form bewußt ausgesprochene Betonung der leibseelischen Ganzheit des Menschen — des gewissermaßen unvergänglichen Objekts der Anthropologie gegenüber zeitvergänglichen Theorien — in einem Fach besonders nützlich und geboten, dessen Inhalt immer wieder unter Zersplitterungsversuche geriet und gerät und nach zwei Seiten auseinandergezerrt wurde.

Die eine Seite ist, wie sich schon eben zeigte, die individualwissenschaftlich arbeitende Medizin, die angewandte Heilkunde des Menschen, die andere Seite die weiter oben erwähnte Philosophie. Hat doch auch die letztere seit den Eleaten den Menschen in ihr Bereich mit einbezogen und schon bei den mittelalterlichen Denkern eine philosophische Anthropologie gekannt, die jedoch keineswegs eine Beschäftigung mit dem Menschen selbst, sondern nur ein Nachdenken über ihn war. Echt biologische Ansätze, wie sie schon bei Montaigne, dann Herder und besonders Kant auftreten, sind durchaus von der allgemein philosophierenden, d. h. der sog. philosophischen Anthropologie zu trennen. Viel widersinniger war es noch, auch Kultur- und Sozialwissenschaften mit hereinzunehmen, wie das, besonders in England, der Fall war, wo noch heute — Objekt und Wirkung verwechselnd — mit Anthropologie vorwiegend Kulturwissenschaft gemeint wird. So schwankt also der mit diesem Namen bezeichnete Inhalt, so eindeutig dieser Name ist, und so gewiß die Zoologie auch niemals ein Philosophieren über die Tiere bedeutet, sondern eine Wissenschaft von den Tieren, gerade beim Menschen ganz erheblich. Das wurde der Anthropologie einmal zum Verhängnis.

Verhängnisvolle Nachbarschaften

Als eine heute meist vergessene, aber für ihre Tage glänzende deutsche Anthropologie mit zahlreichen Lehrbüchern und eigenen Zeitschriften um die Wende zum 18. Jahrhundert eben entstanden war, wurde sie zu einem beliebten Objekt der aufkommenden Naturphilosophie. Nichts lag an sich näher. So wurde hier das akademisch verwaiste und von den sonst so eifersüchtigen Medizinern gerade einmal unbeobachtet gelassene Kind der Wissenschaft, das noch lange nicht akademisch volljährig war, jubelnd aufgenommen (Steffens, Oken, Hillebrandt). Es wurde mit allem belastet, was überhaupt Menschendenken anging — von den Schieferformationen der „geologischen Anthropologie" Steffens bis zu den faden Spekulationen drittrangiger Naturschwärmer. Da brach es zusammen. Und der begleitende Spott der Naturforscher begrub es für ein halbes Jahrhundert, bis es ein schon hochbetagter Schüler des netten alten Wünsch (1796), nämlich Karl Ernst von Baer 1861 zu neuem Leben erweckte. Es war die Unklarheit des Gegenstands gewesen, die die damalige bescheidene Anthropologie in einen gefährlichen Kreis führte und ihr schließlich das Leben kostete. Um so stärker ist es daher heute notwendig, die leibseelische Form selbst in ihren logischen Mittelpunkt zu setzen. Denn bereits droht ihr das gleiche Schicksal von anderer Seite.

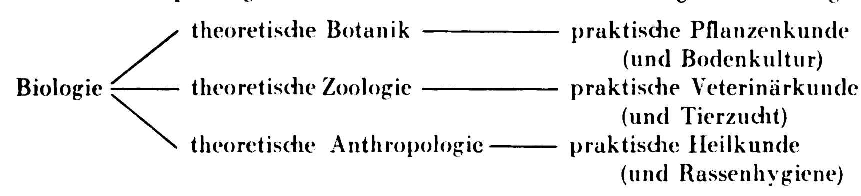
Nun betrifft eine vergleichende Forschung an Menschen zweifellos ein wesentliches Objekt, denn schließlich hat Protagoras, obwohl das lange her ist.

eben doch recht gehabt, wenn er meinte, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Der Verlust also wäre ein Verlust weit über engere oder weitere Fachinteressen hinaus, wäre ein kultureller, weltanschaulicher, allgemeiner Verlust von größter Tragweite. War es doch schon merkwürdig und schädlich genug, daß gerade der letzte Maßstab und das wesentliche Was von allem, was Menschen und Menschengemeinschaften angeht, im abendländischen Wissenschaftsbetrieb während vieler Jahrhunderte übergangen worden war und sich nur in einem abenteuerlich schweren Entwicklungsweg durchsetzen konnte. Das hat allerdings seine Gründe. Vor allem war das Denken des Mittelalters und teilweise bis in die neuere Zeit hinein durchaus mensch-abgewandt, weil dies Glaube und Kirche wünschten. Es ist schwer für uns Heutige und Andersfühlende, diese Abwendung und Abscheu vom Leib nachzuempfinden, der doch nun einmal da ist und von dem alles Irdische abhängt. Eben das aber sollte nicht sein. Und als das zunehmende Wissen im späteren 16. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung nahm, durfte vom Menschen selbst immer nur erst das schreiende Bedürfnis etwas wissen, bruchstückweise, bedroht und beobachtet: die Medizin. So war diese (neben der immer förderlichen aber weniger hervortretenden Geographie vor allem der Forschungsreisenden) eine strenge und eigensüchtige Pflegemutter der vergleichenden Menschforschung geworden, und zwar verständlich genug, denn sie hatte für ihre eigenen heilkundlichen Kinder zu sorgen, und die Verantwortung war schwer. Äußerst mühevoll hat sich daher die Anthropologie ihr nur entringen können, aber noch bewacht und bedroht sie ihre Schritte und junge akademische Freiheit und hat mehr als einen Versuch gemacht, sie von der Seite ihrer älteren und echten Blutsgeschwister zu reißen, den Biologien für Tier und Pflanze. Diesen gelang die akademische Losringung von der Medizin schon im 16. und 17., der Anthropologie nur erst teilweise im 19. Jahrhundert.

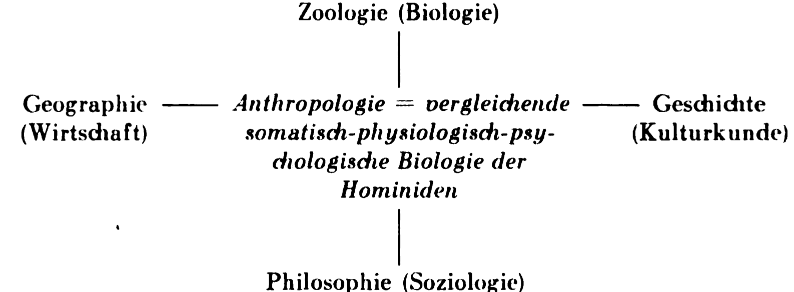
Noch immer ist die endgültige Befreiung nicht abgeschlossen, ja ist dauernd gefährdet und angegriffen. Ein enormes Material ist aber inzwischen der Anthropologie von allen Seiten zugeflossen, und dies ganz und gar nicht nur aus engeren, sondern auch aus weiteren biologisch interessierten Kreisen der Historie, Geographie, Biologie, ja Sprachforschung, und nicht zuletzt auch von rein biologisch denkenden und arbeitenden Medizinern selbst. Das war vor allem mit dem Aufstieg der Biologie in unserem Jahrhundert verbunden. Es ist übergenug, um ein großes und gesundes Fach an die Seite der beiden älteren Biologien zu stellen, wie schon an anderer Stelle zu zeigen versucht wurde (mit der „Forschung am Menschen"). Aber die akademische Stellung entspricht dem keineswegs. Die Gründe werden wir sogleich sehen.

Geben wir inzwischen abschließend für diesen Absatz drei, und zwar nur knapp gefaßte Gliederungen, die das Gesagte zusammenfassen und verbinden:

1. Die Anthropologie im Rahmen einer **Zweckgliederung**:



2. Die Anthropologie im Rahmen einer **Sachgliederung**:



3. Der Inhalt der vergleichenden Biologie der Menschen:

A. Allgemeine Anthropologie
  1. vergleichende Morphologie (mit Abstammungslehre)
  2. vergleichende Physiologie (mit vergleichender menschlicher Erbbiologie)
  3. vergleichende Psychologie (mit Charakterologie)

B. Spezielle Anthropologie
  1. Rassenkunde (mit Rassengeschichte)
  2. Bevölkerungsbiologie (mit Großstadtanthropologie)
  3. Methodenlehre (mit Biostatistik)

Bevölkerungsbiologie — Sozialanthropologie — Rassenhygiene

Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß theoretische Kategoriengliederungen und praktischer Universitätsbetrieb, wie auch schon betont wurde, zweierlei sind, und daß es im Einzelfalle schon aus personellen Gründen weder immer möglich sein wird, einer Sachgliederung noch einer Zweckgliederung ganz zu genügen. Aber es bleiben immer und in jedem Falle die Ziele. Das ist das gesunde Wachsen und möglichste Bewahren der Erkenntnisse einer Gemeinschaft und ein Unterricht, der die wesentlichen Elemente der vergleichenden Biologie, vor allem das Bewußtsein des dauernd kausalgebundenen Wirkens des Einzelnen und des gruppengebundenen Schicksals der Gemeinschaften weiterzugeben in der Lage ist. Daran aber sind nicht nur die reinen Biologen allein, sondern mindestens einerseits die Ärzte und andererseits Lehrer unmittelbar interessiert, und nur durch sie alle zusammen kann offensichtlicherweise auch die ganze Gemeinschaft mitbeteiligt werden.

Allerdings hat die Anthropologie nur wenig und neuerdings immer geringer werdenden Nachwuchs, doch desto reicheren Zuwuchs aus Nachbargebieten. Es ist verständlich, daß der letztere die Beziehungen zu seinem Ursprungsgebiet auch weiter betont. Damit ist aber die Gefahr eines Auseinanderfallens in Spezialfächer und Splitterdisziplinen unmittelbar gegeben. Scheinbar, aber wirklich auch nur scheinbar, ist der Weg vom statistisch geschulten Bevölkerungswissenschafter über die biologischen Teilfächer bis zum fast nur noch ärztlich interessierten Habitusforscher oder vom einseitig orientierten Erbgangskundler bis zum raum- und zeitverbundenen Rassenhistoriker weit, nämlich dann, wenn man übersieht, daß der Mensch selbst mit seiner psychophysischen Formenvielfalt im logischen Zentrum des ganzen Gebiets steht. Ist man sich dessen jedoch bewußt, so ist das Gesamtgebiet nicht schwerer überblickbar, als etwa die Zoologie, Physiologie oder Geographie, die sehr wohl verschiedene

und von Spezialisten bearbeitete Teilgebiete und auch in ihrem Kerngebiet eine anregende Vielheit von Richtungen kennen. Hier besteht aber trotzdem nicht die Gefahr eines Auseinanderstrebens, weil der logische Mittelpunkt des Fachgebiets innerhalb und außerhalb seiner Vertreter gesehen wird. Gerade das aber fehlt als unheilvolles mittelalterliches Erbe der vergleichenden Biologie des Menschen oder Anthropologie noch heute weitgehend, weil die Eroberung des Menschen für die Wissenschaft erst ein Erfolg der letzten anderthalb Jahrhunderte ist. Die Verankerung in einem logischen Zentralbegriff ist für die Anthropologie also eine nicht minder wichtige Lebensfrage, wie sie es seinerzeit auch für andere Wissenschaften war, die heute längst zu selbständigen und festgefügten Fächern geworden sind, und mit einer tragfähigen Forschung an Rasse und Volk steht und fällt auch die biologisch-weltanschauliche Wirkung und der Sinn für Gemeinschaft und Zukunft. Das kann von Begriffen und Bestrebungen nicht ersetzt werden, die in gar keiner Weise auf den gesunden Menschen ausgerichtet sind, sondern im Gegenteil aus allgemeinbiologischen Grundlagen herauswachsend, an ihm vorbei den Blick auf die praktischen Nutzanwendungen richten, die also aus den reinen biologischen in die angewandten medizinischen Wissenschaften streben. Die Folgen sind denn auch bereits zu spüren.

Am wenigsten wird davon unter den anthropologischen Teilfächern noch die Rassenbiologie oder Rassenkunde betroffen, für die auch nie die merkwürdige Frage aufgetaucht ist, in welche Fakultät, die naturwissenschaftliche, philosophische oder medizinische, sie eigentlich gehöre. Denn daß Rasse — als lebendige und wirkende Erscheinung — in dem größeren Erkenntniskreis der Biologie des Menschen und den abermals weiteren der Biologien für Tier und Pflanze steht, war hier offensichtlich. Also Naturwissenschaft, mithin auch Naturwissenschaftliche Fakultät. Aber das erschöpft den Aufgabenkreis der Rassenbiologie nicht völlig. Einerseits stehen die erbgegebenen typischen Unterschiede der Menschen in körperlicher wie seelischer Hinsicht dem ärztlichen Handeln so nahe, daß man den Mediziner und die Medizinische Fakultät nicht ausschließen kann, andererseits führt die Tatsache, daß sich jede lebendige Form in Zeitspannen entwickelt und Wirkungen auslöst, zur Rassengeschichte, die man mit ihrer Einsicht für Wesen und Ursache historischer Abläufe (Rassengedanke) nicht dem Historiker, also der philosophischen Fakultät, vorenthalten möchte. Mithin zusammengefaßt: Rassenkunde ist Teilfach der vergleichenden Biologie des Menschen oder Anthropologie und mithin Naturwissenschaft, greift aber mit wesentlichen Grenzgebieten einerseits in die Medizin, andererseits in die Historie hinüber. Es versteht sich, daß es dann im Einzelfall oft von der persönlichen Eignung und Neigung abhängen wird, wieweit das akademische Wirken in Forschung und Lehre reicht.

Weiterhin leuchtet auch ein, daß die vielen menschlichen Erbformentypen leibseelischer Art und Wirkung, die geographisch verbreiteten Rassentypen, die konstitutionellen Varianten des Körperbaus, Hormonformen und sozialen Auslesegruppen auch eine sehr reale Verbindung in den Völkern erfahren. Rassegetragen ist ein Volk, von körperbaulichen Varianten und sozialen Typenbildungen aufgebaut der Volkskörper. Damit schließt die z w e i t e Seite des Inhalts der vergleichenden Biologie des Menschen an, eben die Bevölkerungsbiologie oder Volkskörperforschung. So sind in der Anthropologie auch Rasse und Volkskörper, Rassenforschung und Bevölkerungsbiologie wesenhaft und

ursächlich verbunden, so daß weder eine logische noch sachgemäße Trennung überhaupt möglich wäre. Das Herausbrechen der Bevölkerungsbiologie aus der Menschforschung — wo sie doch eine ausgesprochen vergleichende Forschung am Menschen ist — würde notwendigerweise zu einem Auseinanderbrechen und zur Zersprengung des ganzen Faches führen. Erst beide zusammen, Rassenbiologie und Bevölkerungsbiologie, bilden die ganze vergleichende Biologie des Menschen, eine auch fachlich ganzheitliche Anthropologie. Daraus folgt natürlich, daß auch die Bevölkerungsbiologie selbst als ein biologisches Fach anzusehen ist, mithin in das Bereich der naturwissenschaftlichen Fakultät fällt, wieder aber auch wie oben, daß eine ärztlich interessierende und eine historisch interessierende Seite vorliegen. Wichtiger aber als diese randlichen Ausstrahlungen wird es immer sein, sich des allein wirkensfähigen Gesamtfachs als solchem bewußt zu bleiben. Dieses hat in neuester Zeit — was als wesentlicher Fortschritt zu buchen ist — eine Verankerung im vorklinischen Unterricht erhalten, und zwar sowohl mit seiner rassenkundlichen wie seiner bevölkerungskundlichen Sparte. Leider ist allerdings der Examensbetrieb noch nicht mit davon ergriffen worden, wodurch erst eine tiefere Wirkung erzielt werden könnte, und das Fach Biologie des Naturwissenschafters ging vorläufig überhaupt noch sowohl in Unterricht wie Staatsexamen leer aus. Aber der erste Ansatz ist da.

Letztes Beispiel möge die Rassenhygiene sein, die in diesen Zusammenhängen oft genannt wird, obwohl ihr an den lebendigen Rassentypen der Rassenkunde wenig genug, an Hygiene, d.h. an Gesundheitsgestaltung der ganzen Volksgemeinschaft, aber desto mehr liegt. So sind es auch Ärzte wie Galton, Schallmeyer oder Ploetz gewesen, die den glänzenden Aufstieg dieser ausgesprochen angewandten Wissenschaft einleiteten. Dieser Aufstieg hat in Deutschland unter kräftiger Förderung insbesondere vonseiten von Lenz noch keineswegs seinen Abschluß gefunden. Sachlich gesehen liegt dieser noch vor wenigen Jahrzehnten nicht zu ahnende Erfolg vor allem an der raschen Festigung der Ursprungswissenschaft, der Erbbiologie. Ist diese an sich auch ein Erkenntniszweig, fast mehr noch eine Erkenntnismethode, die allen biologischen Wissenschaften gemeinsam ist und ja auch von der Botanik und keineswegs der Anthropologie ihren Ausgang genommen hat, so liegt ihr endlicher Haupterfolg doch zweifellos auf dem Teilgebiet der allgemeinen „Humangenetik" (Fischer, Just) und wiederum innerhalb derselben bei der menschlichen Erbpathologie (v. Verschuer). Diese letztere ist allerdings schon lange keine reine vergleichende Biologie mehr, sondern eindeutig angewandtes Fach, Heilkunde, also Medizin.

Das gilt ebenso für die Rassenhygiene. Aus nichtanthropologischen Fächern der botanischen und zoologischen Erblehre erwachsen und auf die „Hygiene", die Gesundheitspflege des einzelnen als Erbpathologie und der Gemeinschaft als Rassenhygiene (oder früher auch Eugenik) abgestellt, kann bei beiden der weitaus vorwiegend praktisch-medizinische Charakter und damit die deutliche Trennung von den rein theoretischen Fächern der Rassenkunde und Bevölkerungsbiologie nicht zweifelhaft sein. Im Gegensatz zur Anthropologie bilden daher auch Erbpathologie und Rassenhygiene längst Teile der medizinischen Fakultät, und zwar nunmehr des klinischen Betriebs, und sie sind — ein weiterer und erfreulicher Fortschritt — auch im klinischen Stundenplan verankert worden.

Zusammenfassung oder Aufsplitterung?

Diese Zusammenhänge und Gliederungen so eingehend zu erörtern wäre nicht nötig, wenn nicht die Anthropologie als Ganzes in einer Krise stünde und damit auch die Frage auftauchte, wie es um die Einordnung und Zukunft der Bevölkerungsbiologie bestellt ist. Die Kardinalfrage dabei ist die, ob die Anthropologie als vergleichende Biologie von Rassen und Bevölkerungen eine selbständige biologische Wissenschaft und reine Wissenschaft überhaupt ist, oder ob sie angewandte Wissenschaft und nur ein Teilfach der Heilkunde sei, wie das unbestritten für Erbpathologie und Rassenhygiene gilt.

Unsere Stellung kann hier nicht zweifelhaft sein. Ein Untertauchen in der Medizin würde der Anthropologie und damit der Bevölkerungsbiologie kein anderes Schicksal bereiten, als es ihr vor hundert Jahren in der Philosophie zuteil wurde. Sie ist gewiß Hilfs- und Nachbarfach der Medizin, und hinüber und herüber gehen viele Anregungen, auch sind medizinische Kenntnisse für den Anthropologen nicht minder wünschenswert, wie anthropologische für den Mediziner, dessen Mitarbeit nie genug willkommen geheißen werden kann. Aber als Fach ist sie nun einmal reine Biologie, vor allem der großen Menschengruppen, der Rassen und Bevölkerungen, ist nicht Heilkunde, auch nicht vorbereitendes Individualfach, sondern selbständige Gruppenwissenschaft, genau so wie Zoologie und Botanik, und sie ist durch ihr Objekt Menschheit nicht minder deutlich bezeichnet, als jene durch das ihre, durch Tierreich und Pflanzenwelt. Die sinnvolle Ganzheit des Objekts und die sinnvolle Ganzheit des Fachs liegen klar zutage.

Das alles aber wurde und wird seit Jahren auf das heftigste bestritten und angegriffen. Die hier zu behandelnde Frage der Stellung der Bevölkerungsbiologie und damit Anthropologie überhaupt gibt somit den Anlaß, Auffassungen zu beleuchten, die wir für verhängnisvoll halten, und damit Gelegenheit, gleichzeitig wenigstens einen kleinen Teil der Irrtümer richtigzustellen, die ein hemmungsloses Eifern langer Jahre begangen hat. Da wurde die selbständige biologische Stellung der Anthropologie verneint, das Herausbrechen der Bevölkerungsbiologie betrieben, die reale Existenz ihres wesentlichen Objektes, des ganzen Menschen, überhaupt bestritten oder als staatsgefährlich erklärt und ihre völlige Verschmelzung mit der nachbarlichen Medizin gefordert. Damit wäre ihre Wirkung und ihr Nutzen nur noch ausschließlich dem Arzt vorbehalten, während der Bevölkerungswissenschafter, Historiker, Psychologe, der Erzieher und mithin die Allgemeinheit des Volkes ausgeschlossen sind. Das scheint uns berechtigte Ansprüche wesentlich zu übersteigern.

Es wurde aber auch die morphologisch-psychologische Rassenkunde als der eine und ältere Teil der vergleichenden menschlichen Biologie durch oberflächliche Darstellungen, sinnändernde Zitate und inhaltswidrige Besprechungen abzuwerten versucht und ihr Objekt und Inhalt und deren sinngemäße Zusammenhänge angegriffen. So wurde es — wir nehmen verschiedene Verfasser zusammen — als „ein Vorurteil" bezeichnet, daß „klar definierbare Rassen bestehen müßten", „Rassentypen sind ... Dichtung", es sei daher auch „kindisch" und „sinnlos", die lebendigen Typenformen, die ja doch nur „theoretische Fiktion" seien, einer wissenschaftlichen Zusammenhangsforschung zugängig zu machen, diese, die Ganzheitsforschung für Objekt und Fach, sei zudem nur „Schlagwort", und überdies bliebe sie die „geforderte Ganzheit schuldig". Deshalb könne überhaupt nicht der Anthropologe, sondern „nur der erbbiologisch gebildete Amtsarzt ein Urteil abgeben über sog. Rassenzugehörigkeit", die nur von Anthropologen und in anthropologischen Instituten ausgearbeiteten anthropologischen Vaterschaftsverfahren seien — was ja auch schon von anderer Seite bemängelt wurde — in „erbbio-



logische" Gutachten umzutaufen, und schließlich sei die Anthropologie gar nicht Anthropologie und Biologie des Menschen, sondern eigentlich bloß „Erblehre". Die Bemühungen um eine exakte Typenmethodik und damit Festigung der Anthropologie als Gesamtfach einer vergleichenden Biologie des Menschen überhaupt werden deshalb auch von vornherein abgelehnt.

Ein Verständnis für diese ungemein schroffen Stellungnahmen einiger Verfasser gibt eine Bemerkung wie die, daß „grundsätzlich ... Fragen der Rassenkunde nur unter genetischen Gesichtspunkten zu betrachten" seien. Es wird also „grundsätzlich" eine abstammungsgeschichtliche, psychologische, morphologische oder gar eine alle Möglichkeiten einsetzende, d. h. ganzheitliche Betrachtung abgelehnt, und es wird willentlich der Blick eingeengt und nicht jede, sondern nur eine einzige Blickrichtung zugestanden. Das allerdings ist nicht nur eine erhebliche Unduldsamkeit, sondern auch ein bewußtes Abschneiden eigener Erkenntnismöglichkeiten und der Wille zur Enge. Das steht, wie offensichtlich, einer ganzheitlichen Auffassung der Ausnutzung aller Erkenntnismöglichkeiten und ihres Einsatzes für das letzte Ziel diametral gegenüber. Die Betrachtung der Ganzheit von Erbe, Leib und Seele wird deshalb auch als Betrachtung der „äußeren Schale" abgetan, die Berücksichtigung von Abstammungslehre, Rassenkunde, Bevölkerungsbiologie, ja überhaupt eben die Anthropologie als selbständiges Fach abgelehnt, denn „Anthropologie definiert am besten als menschliche Erblehre oder menschliche Genetik, d. h. als Wissenschaft von den erblichen Unterschieden der Menschen". Hieran ist gewiß richtig, daß die erblichen Unterschiede des Menschen die menschliche Erblehre betreffen und für eine solche Wissenschaft der Name Anthropologie zu weit wäre. Aber Anthropologie ist eben auch erheblich mehr als nur ein Splitterfach aus dem Kreis der allgemeinen Erblehren der Pflanzen, Tiere und Menschen. Der Rückschluß also von der Erblehre ist falsch und das große Fach der Anthropologie ist damit nicht fortzudisputieren.

Jedem das Seine

Es ist also recht klar zu sehen, daß sich hier zwei Auffassungen gegenüberstehen, von denen die eine Verengerung und Spezialisierung, die andere Zusammenfassung und allseitigen Einsatz für günstig erachtet, und daß die eine engere dorthin strebt, wo die beste Betätigung und die meisten Helfer winken, nämlich außerhalb des Fachs und aus dem Fach heraus, die andere sich um das bemüht, was das Fach selbst in seiner ganzen Breite festigt und es auch nicht nur einzelnen und vorläufig, sondern allen Beteiligten dauernd erhält. Ganzheit steht gegen Trümmerschau, schmales Schnittpunktfach gegen umfassendes Sachgebiet.

Es ist verblüffend, wie diese Situation an diejenige vor hundert Jahren erinnert, wo die Anthropologie in der Philosophie unterging, nur daß damals die meist hochbetagten und zudem — was nicht zu übersehen ist — ausnahmslos nebenamtlichen Anthropologen an der Frage des Bestands eines nur mitbetreuten Faches ziemlich geringen Anteil nahmen. Die Stürmer in die Philosophie und die letzten Förderer des Fachs arbeiteten jeder in seinem Kreis. Heute ist das anders. Die Stürmer in die Medizin sind ungeduldig, sie wollen das ganze Fach mitnehmen, und Hierarchie und Hintersassen der alleinseligmachenden Erbkirche sind unduldsam, sie rufen gleich nach dem Scheiterhaufen. Sie fertigen Referate, die aus eigenen Mißverständnissen und gestaffelten Umdeutungen ketzerische Phantasmagorien entstehen lassen, andere Referate auch, die unter sicherem Umgehen des wirklichen Inhalts eigene Wunschgebilde oder auch blank und bar das gerade Gegenteil des Gelesenen zu Druck geben, und die dabei sicher sind, daß der irregeführte Leser, wenn überhaupt (was sich gelegentlich verhindern läßt), dann viel zu spät das Richtige erfährt. Oder aber sie rufen — um bei geschehenen Beispielen zu bleiben — wenn eine speziell z. B. morphologische oder rassengeschichtliche Arbeit erscheint: Wie unvernünftig — man sucht „vergeblich nach Darlegung erbbiologischer Methoden", der Verfasser ist ja „in die eigentliche Erblehre nicht eingedrungen".

Das tat schon jener kluge Mann, der sich vor den Apfelbaum seines Nachbarn stellte und höhnend sagte: was nützt mir dieser Apfelbaum, da er keine Birnen trägt?

Die Stürmer gegen die Ganzheit von Fach und Gegenstand bleiben aber auch nicht bei der Sache, sondern gehen weiter, denn die Sache ist sachlich schwer zu stützen. So wurde der Verfasser der „Forschung am Menschen" heftig angegriffen, weil er sein Kapitel über die Geschichte der Anthropologie bis herauf zu den letzten verstorbenen Anthropologen fortgeführt und dann abgeschlossen hatte, wobei für die noch heute wirkenden Anthropologen und Anthropologennachbarn, um sie nicht ganz ungenannt zu lassen, nur die kurze Namensanführung nach 5 (nicht 2) Richtungen verblieb. Es ist das, wie bekannt und leicht verständlich, ein allgemein übliches Verfahren, denn wer wollte über noch in lebhafter Bewegung befindliche Richtungen schon ein abschließendes historisches Urteil abgeben, wer könnte auch wagen, jedem noch arbeitenden Kollegen schon abschließend gerecht werden zu wollen? Es sei das aber, so wurde gefolgert, nur deshalb geschehen, um einen älteren Kollegen zu kränken. Und in dem genannten Buche wurde weiterhin z. B. gesagt: „Fischer versuchte als erster festzustellen, ob sich die Vererbung der Bastardmerkmale mit den Mendelschen Regeln in Einklang bringen läßt." Ebenso hieß es in einem früheren Buch der Rassenkunde und Rassengeschichte: „Die erste Bastardarbeit war Fischers Untersuchung der sog. Rehobother Bastards..." Trotz dieser erheblichen Übereinstimmung wurde jedoch behauptet, daß diese keineswegs zu finden wäre, sondern Fischer mit der ersten Stelle „beiseite geschoben" sei. Wie ist das möglich? Sehr einfach: es wurde eben aus den zehntausend sonst noch zur Verfügung stehenden Sätzen ein anderer und nicht entsprechender danebengestellt.

Das einemal also wird die dispositionsmäßige Selbstverständlichkeit, den noch lebenden Kollegen keine Nekrologe zu bringen, das anderemal ein eigenes Versehen zum Anlaß von Mißverständnissen, und nach weiteren ebenso gesuchten Vorwürfen das Endurteil gezogen, daß eine weitere Stelle angeblich sogar „einer Fälschung nahekommt" und das Buch „nicht ... zu empfehlen" sei.

Soll man wohl — um dieses Verfassers eigene und so treffende Worte anzuwenden — „hoffen, daß (er) noch selbst die Gelegenheit wahrnimmt, diese wie die anderen vor den objektiven Tatbeständen nicht bestehen könnenden Darstellungen zu korrigieren"? Die Erblehre hat Glänzendes geleistet, so besonders auf nichtanthropologischen Gebieten wie der Erbpathologie (v. Verschuer) und der Rassenhygiene (Lenz), was von allen Seiten dankbarst anerkannt wird, und der ebenso unbestrittene wie unumschränkte Führer der deutschen Anthropologen, Eugen Fischer, hat sich oft und endlich so gut wie ausschließlich der menschlichen Erblehre angenommen und seine außerordentlich großen und dauernden Erfolge auf diesem Gebiet geerntet. Gerade deshalb aber würde der Erbforschung kein Blatt aus ihrem Ruhmeskranz fallen, wenn sie auch noch andere Wissenschaften, noch die Rassenkunde, Abstammungslehre, Gruppenpsychologie, Bevölkerungswissenschaft und deren Zusammenfassung — und zwar unter voller Anerkennung gerade auch der Erblehre selbst — in einer ganzheitlichen Anthropologie neben sich dulden würde. In der Tat tun das auch die meisten eigentlichen Erbforscher ohne weiteres, nur ein Teil nicht, und dies mit ungewöhnlicher Heftigkeit und Unduldsamkeit.

Es ist wirklich nicht einzusehen, warum Anthropologie und Erblehre nicht auch nebeneinander existieren könnten. Dann hat die Medizin mit Erbpathologie und Rassenhygiene das ihre und die Naturwissenschaft mit der vergleichenden Biologie des Menschen auch das ihre. Dann ist es auch gar nicht nötig, die Ganzheit von Fach und Gegenstand zu bestreiten und durch starke Worte und noch stärkere Behauptungen eine schwache Stellung zu stützen, wo schließlich und endlich doch gewiß auf der einen Seite wie der anderen nur das Streben nach dem Rechten und Richtigen, und dies nach bestem Wissen und Gewissen, besteht. Und es brauchen dann auch nicht Teile, wie die Bevölkerungsbiologie, aus einer Biologie des Menschen herausgebrochen zu werden, und es braucht dem Naturwissenschafter und Erzieher nicht genommen zu werden, was der Mediziner mit gleichem Recht bereits besitzt.

Ein Rückblick

Fassen wir noch einmal kurz zusammen. Zwei Fragen waren es, die uns interessierten: wieweit sich eine Stadtforschung anthropologischer Methoden zu bedienen in der Lage ist und wieweit und ob die Bevölkerungsbiologie, die Heimwissenschaft der Großstadtanthropologie, überhaupt zu den reinen Biologien zu rechnen ist.

Ein so großer Teil von Hilfs- und Randwissenschaften an den drei konzentrischen Untersuchungskreisen von Großstadtanthropologie, Bevölkerungsbiologie und Anthropologie als einer vergleichenden Biologie der Hominiden auch teilnimmt, so ist eines unzweifelhaft, daß nämlich Homo nach der Vielfalt seiner körperlichen und seelischen Ausprägung und der Art des Wirkens ihren Mittelpunkt bildet. Grundsätzlich ist daher die Anwendung aller Methoden der Anthropologie, also sowohl der ihrer rassenkundlichen wie bevölkerungsbiologischen Seite, möglich. Im Vordergrund aber stehen diejenigen, die nicht nur Teilerscheinungen und einzelne Merkmale körperlicher oder seelischer Art an den vielen beteiligten Typen, den Habitus-, Entwicklungs-, Rassen- und Berufstypen festzustellen in der Lage sind, sondern die die wirkende Erscheinung selbst, die ganze psycho-physische Persönlichkeit, in den methodischen Apparat einbeziehen. Das wird durch die dargelegten Typenformeln erstrebt. Und da es der ganze Mensch selbst ist, der wirkt, können auch gerade dadurch der Mechanismus der Kausalketten erschlossen und über einfache Feststellungen hinaus auch Ursache und Wirkung bloßgelegt werden. Das wurde des näheren an greifbaren Beispielen aufgezeigt.

Bezüglich der wissenschaftlichen und akademischen Stellung von Großstadtanthropologie, Bevölkerungsbiologie und Anthropologie als einer vergleichenden Biologie der Hominiden zeigte sich sodann zunächst, daß wie bei den meisten Disziplinen gerade naturwissenschaftlicher Art, so auch hier eine vielfache und fruchtbare Verflechtung der verschiedenen Gliederungskategorien des menschlichen Erkennens stattfindet. Logische Sachgliederung, praktische Zweckgliederung und Zeitgeist berühren sich mannigfach, wovon die Jugend der „Großstadtanthropologie als bevölkerungsbiologischer Aufgabe" ebenso wie das vielfache Nebeneinander der Mehrbezeichnungen für die Bevölkerungsbiologie und endlich auch der wiederholte Wechsel der Bedeutung des Wortes Anthropologie Zeugnis ablegen. In diesen tastenden, kreisenden, wechselnden Aspekten der geistesgeschichtlichen Bewegungen ist nur eines unverrückbar und gleich: der Gegenstand, auf den sich das Erkenntnisstreben richtet — Homo. Als lebendes Wesen gehört er den Lebenswissenschaften zu, die in den drei Schwesterbiologien der Pflanzen, Tiere und Menschen auftreten, und unter denen nur die Anthropologie infolge historisch verfolgbarer Ursachen erst sehr spät zu einer akademischen Geltung gelangte. Sie erscheint bereits heute wieder gefährdet.

Ein Versuch des Aufzeigens der Verbindungen der Bevölkerungsbiologie und der ganzen Anthropologie überhaupt als vergleichender und reiner biologischer Wissenschaften einerseits hinüber zu den historischen Denkdisziplinen, andererseits hinüber zu den medizinischen Zweckdisziplinen, beschließt die Darlegungen und deckt die erwähnte Gefahr auf, die der Anthropologie und damit auch der Bevölkerungsbiologie und Großstadtanthropologie durch eine zu starke Verschiebung nach wesensfremden Seiten oder eine zu starke Bindung an zeit-

bedingte Theorien droht. Ihr wird am einfachsten und klarsten dadurch begegnet, daß man sich des letzten Inhalts und wirklichen Ziels der Anthropologie, nämlich ihres lebendigen Gegenstands Mensch, bewußt bleibt — nicht als eines nur mittelbar behandelten Philosophems, als zerpflücktem wesen- und wirkungslosem Merkmalsträger, nicht nach seinen äußeren Schöpfungen oder stückhaftem Drum und Dran, sondern als lebendiger leibseelischer Ganzheit, die wirkt. Eine Anthropologie dieses Inhalts konnte nicht nur gestern und heute, sondern kann in alle Zukunft entscheidende geistige Werte für die Wissenschaft wie für das Leben an alle Beteiligten geben. Das sind die reinen Biologen zuerst und hauptsächlich, dann einerseits der große Kreis der Historiker, Psychologen, Erzieher, andererseits die praktisch interessierten Mediziner, und mit ihrem Zusammenwirken, aber auch nur dadurch, kann eine biologische Weltanschauung gesichert werden, wie sie für unsere Zeit und für unser Europa äußerste Notwendigkeit ist.

Die Großstädte im Lebensstrom des deutschen Volkes

Von

Prof. Dr. *Friedrich Burgdörfer*,

Präsident des Bayer. Statistischen Landesamts, München

Mit 2 Textabbildungen

I. Die Großstädte der Erde

Als Großstadt bezeichnen wir in der Statistik eine Gemeinde mit 100000 oder mehr Einwohnern. Die Hunderttausend-Grenze ist natürlich eine willkürliche und schematische Grenzziehung, gegen die sich manches einwenden läßt. Sie hat sich aber im ganzen bewährt und auch über die Statistik hinaus im allgemeinen Sprachgebrauch durchgesetzt.

Nach einer Zusammenstellung, die das Statistische Reichsamt kürzlich in „Wirtschaft und Statistik" 1940, Nr. 20 und Nr. 21 veröffentlicht hat, gibt es zur Zeit auf der Erde rund 700 Großstädte mit zusammen 253 Millionen Einwohnern, d. s. 12 v. H. der Erdbevölkerung. Jeder achte Erdbewohner ist ein Großstädter. Die 39 sog. Weltstädte, d. s. Städte mit über einer Million Einwohnern, vereinigen auf sich allein 93 Millionen Menschen, d. s. 4,3 v. H. der Erdbevölkerung oder etwa soviel wie das Deutsche Reich Einwohner hat.

Europa allein zählt rund 300 Großstädte mit zusammen 112 Millionen Einwohnern, d. s. 21,1 v. H. der europäischen Bevölkerung. Jeder fünfte Europäer ist ein Großstädter.

Das Deutsche Reich zählt in seinem gegenwärtigen Gebiet 70 Großstädte mit zusammen 26 Millionen Einwohnern. Jeder dritte Deutsche ist ein Großstädter. Dazu kommen noch die 4 Großstädte des Protektorats Böhmen und Mähren und die 4 Großstädte des Generalgouvernements, so daß innerhalb des deutschen Herrschaftsbereichs 78 Großstädte mit zusammen 30 Millionen Einwohnern liegen. Die Sowjetunion zählt in Europa 63, Großbritannien und Nordirland 58, Italien 24, Frankreich 17 Großstädte.

Diese wenigen Zahlen mögen genügen, um zunächst eine Vorstellung von der quantitativen Bedeutung des Großstadtproblems in Deutschland und der übrigen Welt zu geben.

II. Das volksbiologische Problem der Großstadt

Das biologische Problem der Großstadt, mit dem wir uns im folgenden mit dem Blick auf Deutschland befassen wollen, liegt freilich hinter diesen Zahlen verborgen, ja die gewaltigen Bevölkerungsmassen, die in den Großstädten zusammengeballt sind und deren Größe dem modernen Menschen und seiner Rekordfreude so sehr imponieren, täuschen über den Ernst des biologischen Großstadtproblems und seine Bedeutung für das Volksganze geradezu hinweg. Gar oft konnte man es in der Vergangenheit und kann man es auch heute noch gelegentlich beobachten, daß der Bürgermeister einer Gemeinde, die sich allmählich der Grenze von 100 000 Einwohnern nähert, mit einer gewissen Spannung und Ungeduld auf das Ereignis — die Geburt oder die Zuwanderung — wartet, die die Einwohnerzahl auf Hunderttausend erhöht, um dann mit Stolz der Öffentlichkeit die Rangerhöhung seiner Stadt zur „Großstadt" zu verkünden. Und unter den Großstädten selbst ist nicht selten ein förmlicher Wettlauf um die größere Einwohnerzahl zu beobachten, der an sich bis zu einem gewissen Grad verständlich und auch berechtigt erscheinen mag, der aber doch in der naiven Freude an der großen Zahl manchmal zu unbekümmert über die mit dem Großstadtproblem verbundenen volksbiologischen Gefahren hinwegsieht und sich oft auch keinerlei Rechenschaft über die biologischen Wachstumsgesetze und den Stand der biologischen Entfaltungskraft der Großstadtbevölkerung ablegt.

Dabei handelt es sich hier um Probleme, die nicht nur die Großstädte, sondern die Zukunft des ganzen Volkes angehen, ja, die diese Zukunft ernstlich in Frage stellen können, wenn sie nicht von Grund auf gelöst werden. Das Problem, um das es hier geht, ist die völlig unzulängliche Fortpflanzung der Großstadtbevölkerung. Die Großstadt ist, volksbiologisch gesehen, Zuschußbetrieb. Sie verschlingt nicht nur, wie früher, den Bevölkerungs**überschuß** des Landes, sondern greift — nachdem dieser Überschuß auf dem Lande immer geringer geworden ist — in die **Substanz** des Landvolkes ein und bedroht damit die wichtigste Grundlage der gesamten Volkskraft.

Die fortschreitende Verstädterung, die sich im deutschen Volk wie auch in den meisten anderen Kulturstaaten während des 19. Jahrhunderts und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts vollzogen hat, war bis zu einem gewissen Grad die Folge des starken Volkswachstums jener Epoche und des damit Hand in Hand gehenden volkswirtschaftlichen Strukturwandels, wie er mit dem Schlagwort von der fortschreitenden Industrialisierung angedeutet wird. Anderseits drohte und droht die von dem starken Bevölkerungswachstum der Vergangenheit getragene und geförderte Verstädterung — aus dem Wesen der verstädterten Lebensweise und Lebenshaltung heraus — zu einer schweren Beeinträchtigung eben jenes Volkswachstums zu führen.

So eng diese Zusammenhänge auf den ersten Blick erscheinen, so können

und sollen sie nicht fatalistisch als unabänderlich hingenommen werden. Vielmehr erwachsen aus der Erkenntnis dieser Zusammenhänge und Gefahren einer volkstums- und rassebewußten Staatsführung große und zukunftsträchtige Aufgaben, die zu meistern das nationalsozialistische Deutschland unternommen hat und an deren Meisterung mitzuwirken gerade die Großstädte selbst aufgerufen sind.

III. Wandlungen der Wirtschaftsstruktur

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das deutsche Volk ein Landvolk. Es lebte vorwiegend von Ackerbau und Viehzucht und wohnte ganz überwiegend in kleinen ländlichen Gemeinden. Die Industrie war unbedeutend, und ebenso war die Zahl der großen Städte geringfügig und ihre Einwohnerzahl im Vergleich zur damaligen Gesamtbevölkerung und erst recht im Vergleich zur heutigen Großstadtbevölkerung relativ unbedeutend.

Dieses Landvolk war ein kinderfrohes und kinderreiches Volk. Kinder waren, zumal in der bäuerlichen Familienwirtschaft, eine wichtige und willkommene Arbeitshilfe und eine Stütze für das Alter. Kinderreichtum war bei der damaligen Wirtschaftsstruktur auch in wirtschaftlicher Hinsicht ein Segen, und zwar nicht nur für das Volk und die Volkswirtschaft im ganzen, sondern auch für die einzelnen Familien. Willentliche Geburtenbeschränkung war in den breiten Schichten des Volkes unbekannt. Es herrschte allenthalben eine starke natürliche Fruchtbarkeit der Ehen. Kinderreichtum war eine Selbstverständlichkeit.

Um das Jahr 1816 lebten in den Teilen Deutschlands, die sich 1871 zum zweiten Reich der Deutschen wieder vereinigten, rund 25 Millionen Menschen. Ihre Zahl stieg bis 1871 auf 41 Millionen, bis 1914 auf 68 Millionen an, und darüber hinaus hat Deutschland im Verlauf des 19. Jahrhunderts noch über 6 Millionen Menschen im Wege der Auswanderung an andere Länder mehr abgegeben als an Einwanderern erhalten. Alles in allem ein überaus gesundes, urwüchsiges Volkswachstum, das im Verlauf von 100 Jahren dazu führte, daß die Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer sich mehr als verdoppelte.

Diese Bevölkerungszunahme vollzog sich nun keineswegs gleichmäßig im ganzen Land. Die Landwirtschaft, aus der in der Hauptsache dieser gewaltige Menschenzuwachs stammte, konnte naturgemäß diesen Zuwachs nur zu einem geringen Teil selbst aufnehmen. Nur durch starke Ausweitung des industriellen Produktionsapparates, im besonderen durch Auf- und Ausbau der Exportindustrie, konnte der erforderliche „zusätzliche" Lebensraum für das wachsende Volk in dem notwendigen Ausmaße geschaffen werden. So ergab sich notwendigerweise für das „Volk ohne Raum" aus der Tatsache der starken Volksvermehrung ein Wandel der Wirtschaftsstruktur im Sinne einer starken Industrialisierung.

Die Gesamtbevölkerung des Altreichs[1]) hat sich von 1882 bis 1939 von 40 auf 68, also um rund 28 Millionen erhöht. Die landwirtschaftliche Bevölkerung, die 1882 mit 16 Millionen noch rund zwei Fünftel (40 v. H.) der Gesamtbevölkerung ausmachte, hat — trotz starker Fortpflanzung der

[1]) Gebietsstand vom 1. Jan. 1938.

bäuerlichen Bevölkerung, aber infolge der noch stärkeren Abwanderung des ländlichen Nachwuchses, der Flucht aus der Landwirtschaft — nicht einmal ihren absoluten Bestand behauptet; sie ist in den letzten 60 Jahren um fast 4 Millionen zurückgegangen bis auf 12¼ Millionen (1939) und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung ist auf weniger als ein Fünftel, auf 18 v.H., abgesunken.

Die Berufsbevölkerung von Industrie und Handwerk hat sich rund verdoppelt (von 14,9 auf 28 Millionen), die von Handel und Verkehr lebende Bevölkerung hat sich fast verdreifacht (von 3,8 auf 10,8 Millionen) und auch die vom öffentlichen Dienst und privaten Dienstleistungen lebende Bevölkerung hat sich rund verdreifacht (von über 2 auf 6,9 Millionen). Von dem gesamten Bevölkerungszuwachs von 28 Millionen sind rund 25 Millionen allein in diesen drei großen, vorwiegend städtischen Wirtschaftsabteilungen untergekommen. Damit hat sich das Berufsbild des deutschen Volkes stark zu Ungunsten der Landwirtschaft verschoben.

Auch bei Einrechnung der bis zum Tag der letzten Volkszählung (17. Mai 1939) neu in das Reich eingegliederten Gebiete ändert sich das Zahlenbild nicht wesentlich. Innerhalb des gesamten Zählungsgebietes (d. i. der Gebietsstand vor der Eingliederung Danzigs und der wiedergewonnenen Ostgebiete) entfielen nach dem Stande vom 17. Mai 1939 Berufszugehörige auf

Land- und Forstwirtschaft	14 882 000	oder	19,1	v. H.
Industrie und Handwerk	31 466 000	"	40,3	" "
Handel und Verkehr	12 058 000	"	15,4	" "
Öffentlicher Dienst und private Dienstleistungen	7 677 000	"	9,8	" "
Häusliche Dienste	1 628 000	"	2,1	" "
Selbständige Berufslose	10 361 000	"	13,3	" "

Auch im größeren Reich entfällt demnach auf die Land- und Forstwirtschaft schon nicht mehr ganz ein Fünftel der Gesamtbevölkerung.

IV. Wandlungen in der Siedlungsstruktur: Fortschreitende Verstädterung

Hand in Hand mit dem Wandel der volkswirtschaftlichen Struktur vollzog sich auch ein grundlegender Wandel in der Siedlungsstruktur unseres Volkes, den wir als Verstädterung zu bezeichnen pflegen. Auch sie war bis zu einem gewissen Grad die zwangsläufige Folge der starken Bevölkerungszunahme in den vorausgegangenen Jahrzehnten. Die aufblühende Industrie zog massenhaft die Bevölkerung, insbesondere den Überschuß der Landbevölkerung, an wenigen Brennpunkten des Wirtschaftslebens zusammen. So entstanden gewaltige Zusammenballungen von Menschen auf kleinem Raum, die sozial, politisch und vor allem volksbiologisch sich um so verhängnisvoller auswirkten, als einerseits an dieser Abwanderung vom Land in die Stadt in erster Linie die unternehmungslustigen, tatkräftigen und rassenbiologisch wertvolleren Elemente beteiligt waren, die im Interesse ihres sozialen Aufstiegs weitgehend auf Nachwuchs verzichteten, und als anderseits diese Menschen — vielfach in engen Mietskasernen zusammengepfercht und damit mehr oder weniger endgültig vom heimatlichen Boden losgelöst — sich in der Regel auch aus diesen Gründen völlig unzulänglich fortpflanzten.

Im Zusammenhang mit der weiteren Verlagerung des volkswirtschaftlichen Schwergewichts nach den nichtlandwirtschaftlichen Berufen und der durch die

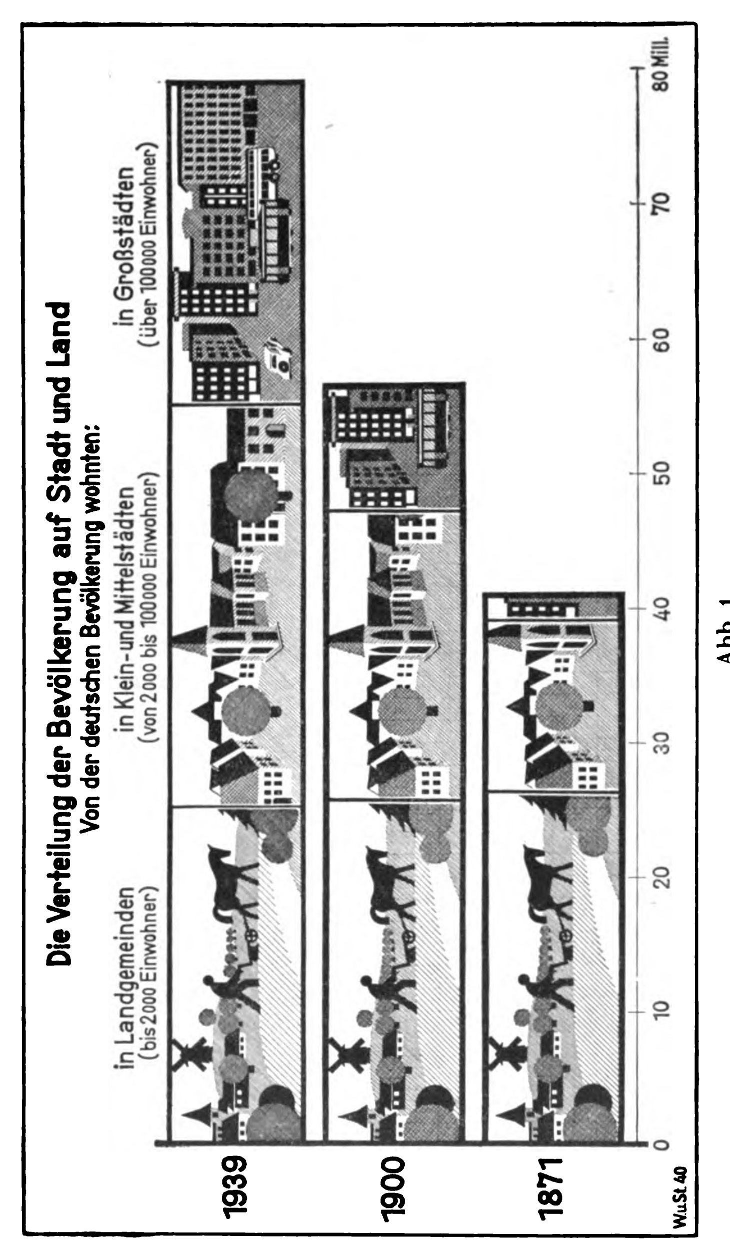


Abb. 1

Aus: „Wirtschaft und Statistik".
Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Paul Schmidt, Berlin SW 68

Aufrüstung usw. bedingten weiteren Abwanderung vom Land in die Industrie und in die Stadt hat auch nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung die Verstädterung im Zeitraum 1933 bis 1939 noch weitere Fortschritte gemacht. Während 1871 noch rund zwei Drittel (64 v. H.) der gesamten Reichsbevölkerung in ländlichen Gemeinden von unter 2000 Einwohnern lebten, ist der Anteil der Landbevölkerung im Altreich bis 1933 auf rund ein Drittel

(32,8 v. H.) und seitdem weiter auf 30,1 v. H. oder drei Zehntel abgesunken. Dementsprechend hat sich der Anteil der städtischen Bevölkerung (Gemeinden mit 2000 und mehr Einwohnern) von einem reichlichen Drittel (36,1 v. H.) im Jahre 1871 auf zwei Drittel (67,2 v. H.) im Jahre 1933, auf sieben Zehntel (69,9 v. H.) im Jahre 1939 erhöht.

Die Bevölkerung der ländlichen Gemeinden hat zwar ihren absoluten Bestand von rund 25 Millionen Einwohnern ungefähr behauptet, der ganze Bevölkerungszuwachs aber, der zum großen Teil aus diesen ländlichen Gemeinden stammt, ist der städtischen Bevölkerung zugute gekommen, deren Zahl sich so von rund 15 Millionen im Jahre 1871 (damaliges Reichsgebiet) auf rund 54 Millionen im Zählungsgebiet von 1939 erhöht hat, also fast vervierfachen konnte.

Während es 1871 im damaligen Reichsgebiet im ganzen nur 8 Großstädte mit zusammen nicht ganz 2 Millionen Einwohnern gab, gab es nach der Zählung vom 17. Mai 1939 im damaligen Zählungsgebiet 62 Großstädte mit zusammen 24,2 Millionen Einwohnern[3]). Die großstädtische Bevölkerung hat sich also in den letzten 60 Jahren verzehnfacht. Nach 1871 war erst jeder 20. Deutsche ein Großstädter, heute ist es jeder dritte! Rund ein Drittel der Reichsbevölkerung (30,5 v. H.) lebt in Großstädten, davon nicht weniger als 8 Millionen oder mehr als ein Zehntel der gesamten deutschen Reichsbevölkerung allein in den drei Millionenstädten Berlin, Wien und Hamburg und fast weitere 6 Millionen oder 7,4 v. H. der Reichsbevölkerung in den neun Halbmillionenstädten.

Insgesamt leben in den 12 größten Städten Deutschlands, d. h. in den Städten von über einer halben Million Einwohnern fast 14 Millionen Menschen, d. s. 17,5 v. H. der Bevölkerung des Zählungsgebietes von 1939. Im Altreich entfallen auf die 12 größten Städte (d. h. hier ohne Wien, aber einschl. Hannover) 12,4 Millionen Einwohner oder rund 18 v. H., also fast ein Fünftel der Bevölkerungszahl des Altreichs.

Was das bedeutet, wird noch klarer, wenn man dieser Zahl die Zahl der Berufszugehörigen der Landwirtschaft gegenüberstellt. Die Gesamtzahl der Berufszugehörigen der Land- und Forstwirtschaft (d. h. der in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Menschen einschließlich ihrer Angehörigen) belief sich nach der Zählung von 1939 im Altreich nur noch auf 12¼ Millionen oder 18 v. H.: In den zwölf größten deutschen Städten (mit je einer halben Million oder mehr Einwohnern) leben also schon mehr Menschen als in der ganzen Land- und Forstwirtschaft Deutschlands.

Nur in England, wo 45 v. H. der Bevölkerung auf die Großstädte entfallen, ist der Grad der Verstädterung noch weiter fortgeschritten als im Deutschen Reich. An dritter Stelle folgen — wenn wir vom Australischen Staatenbund einmal absehen, wo gar 48 v. H., also fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung dieses fast menschenleeren Kontinents in Großstädten lebt — die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer Großstadtquote von 30 v. H.! Gerade

---

[3]) Über den neuesten Stand vgl. Kap. I.

diese Tatsache, die Tatsache nämlich, daß auch in einem ungewöhnlich dünn besiedelten Lande wie Nordamerika, wo erst 15 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen, oder gar in Australien, wo gar nur 1 Einwohner auf den Quadratkilometer kommt (gegen 140 im Deutschen Reich), daß auch in Ländern mit ungeheurem Raumüberfluß die Menschen sich in den Großstädten zusammendrängen, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß man in der Verstädterung, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten allenthalben vollzogen hat, nicht ohne weiteres und ausschließlich eine zwangsläufige Folge des vorausgegangenen Bevölkerungswachstums und der damit zusammenhängenden wirtschaftsstrukturellen Wandlungen zu sehen hat, sondern daß dabei zutiefst ein Wandel in der geistigen Haltung der Menschen, eine fortschreitende geistige Verstädterung, auf die mit Recht Hans F. K. Günther hingewiesen hat, oder, wie es Reichsminister Darré treffend bezeichnet hat, daß das Überhandnehmen einer Stadtsucht eine entscheidend-wichtige Rolle gespielt hat und spielt.

V. Die Städte als Schrittmacher der Geburtenbeschränkung

Der Verstädterungs- und Industrialisierungsprozeß war aber nicht nur eine Folge des vorausgegangenen Bevölkerungswachstums früherer Jahrzehnte. Er schuf weiterwirkend seinerseits wiederum die Voraussetzungen für den ungewöhnlich scharfen, den Volksbestand bedrohenden Geburtenrückgang, in dessen Zeichen die deutsche Bevölkerungsentwicklung etwa seit dem Jahre 1900 steht. Von 1900 bis 1933 war die Geburtenzahl — trotz weiteren Anstiegs der Volkszahl von 56 auf 66 Millionen — von über 2 Millionen auf weniger als 1 Million zurückgegangen, und auch nach dem gewaltigen Wiederanstieg der Geburtenzahl seit der nationalsozialistischen Machtübernahme hatten wir im Jahre 1939 im Altreich mit seinen 68 Millionen erst wieder ebensoviel Geburten zu verzeichnen (1,4 Millionen) wie vor 100 Jahren, als Deutschland noch ein Bauernland von 33 Millionen Einwohnern war.

Schrittmacher auf dem Wege der Geburtenbeschränkung waren die Städte, vor allem die Großstädte mit ihren vom Boden und den natürlichen Zusammenhängen des Lebens gelösten Bevölkerungsmassen. Allmählich griff diese Entwicklung freilich auch mehr und mehr auf das Land über. Doch ist nach wie vor der Kinderreichtum der ländlichen, zumal der bäuerlichen Bevölkerung erheblich größer als der der städtischen Bevölkerung. Während nach der Volkszählung von 1933 im ganzen Volksdurchschnitt rund 20 v. H. aller Ehen kinderlos waren, machte unter den Bauern und Landwirten der Anteil der kinderlosen Ehen nur etwa halb soviel aus (10,7 v. H.); umgekehrt waren unter den bäuerlichen Ehen rund 40 v. H. als kinderreich zu bezeichnen (mit 4 und mehr Geborenen), im gesamten Volksdurchschnitt dagegen nur noch 25 v. H.

Die unterschiedliche volksbiologische Situation der Stadt- und Landbevölkerung tritt mit besonderer Klarheit aus der nachfolgenden Gegenüberstellung des Altersaufbaus einerseits der ländlichen Gemeinden (von unter 2000 Einwohnern) und anderseits der deutschen Großstädte nach der Volkszählung von 1939 in Erscheinung, die beide verglichen werden mit dem Altersaufbau der gesamten Reichsbevölkerung.

Diese Gegenüberstellung zeigt vor allem zweierlei: Einmal die starke Unterbesetzung der Schicht der Erwachsenen, im besonderen der Bevölkerungsschicht in den produktivsten Altersklassen auf dem Lande und demgegenüber die Überbesetzung der gleichen Altersschichten in der Großstadt. Diese Unterschiede sind bedingt durch die Abwanderung vom Land in die Stadt. Die Abwanderung vom Land in die Stadt pflegt in der Regel nach Erreichung des erwerbsfähigen (und fortpflanzungsfähigen!) Alters zu erfolgen.

Noch bemerkenswerter aber ist der Unterschied in der Besetzung der Basis des Altersaufbaus, d. h. der Schicht der Kinder und Jugendlichen. Trotz der starken Ausweitung im großstädtischen Mittelbau, also in den fortpflanzungsfähigsten Altersschichten, bleibt die Besetzung des Kindes- und Jugendlichenalters in den Großstädten ganz erheblich hinter dem Reichsdurchschnitt, vor allem aber hinter der Basis des ländlichen Altersaufbaus zurück. Während im Reichsdurchschnitt auf die Altersklassen von unter 20 Jahren 31,9 v. H. der Gesamtbevölkerung treffen, umfaßt der Anteil dieser jugendlichen Altersgruppen

in den ländlichen Gemeinden von unter 2000 Einwohner 37,5 v. H. oder fast zwei Fünftel
in den Großstädten dagegen nur . . . . 25,3 v. H., also nur ein Viertel

Der Anteil der Kinder im Alter von unter 6 Jahren, also die Summe der seit 1933 geborenen Kinder macht

im Reichsdurchschnitt . . . . . 9,8 v. H.
auf dem Lande . . . . 11,7 v. H.
in den Großstädten nur . . . . 7,9 v. H.

aus. Die Großstädte haben zwar, wie auch aus dem Altersaufbau zu erkennen ist, seit 1933 wieder die Basis ihres Altersaufbaues verbreitert, doch bleibt die Besetzung des Kindesalters nach wie vor erheblich hinter der des Reichsdurchschnitts, vor allem aber hinter der der Landbevölkerung zurück.

VI. Geburtenanstieg in Stadt und Land

Den gleichen Sachverhalt können wir auch aus der laufenden Geburtenstatistik belegen. Sie läßt klar die überragende volksbiologische Bedeutung des Landvolkes erkennen, zeigt aber zugleich, daß auch das Landvolk in den Jahren des Zwischenreichs bereits in erheblichem Maße von der allgemeinen Tendenz der Geburtenbeschränkung erfaßt worden ist. Seit 1933 zeigt sich in Stadt und Land ein neuer volksbiologischer Aufschwung. Folgende Ergebnisse der bayerischen Geburtenstatistik, in der die Ergebnisse besonders eingehend nach einzelnen Gemeindegrößenklassen gegliedert sind, mögen dies veranschaulichen.

Einwohnerzahl der Gemeinden	Lebendgeborene auf Tausend der mittleren Bevölkerung Bayerns									
	1913	1920	1925	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939
unter 2 000	**31,3**	29,8	25,8	**19,7**	21,9	22,6	23,0	22,7	24,9	**24,5**
2 000— 5 000	30,6	29,7	22,8	17,0	20,1	21,6	22,2	22,2	22,2	23,8
5 000— 20 000	24,8	26,2	20,2	14,8	17,5	18,7	19,0	19,2	17,8	21,0
20 000—100 000	24,6	26,5	21,3	14,1	16,6	17,6	17,6	17,5	17,5	19,4
100 000 und mehr	**23,0**	21,9	15,7	**11,0**	13,1	14,1	14,3	14,0	15,8	**16,2**
Bayern	28,6	27,4	22,7	16,6	19,0	19,9	20,2	19,9	21,1	21,8

Wie im Reich, so hatte auch in Bayern die durchschnittliche Geburtenziffer im Jahre 1933 ihren tiefsten Punkt (mit 16,6, im Reich sogar nur 14,7 aufs

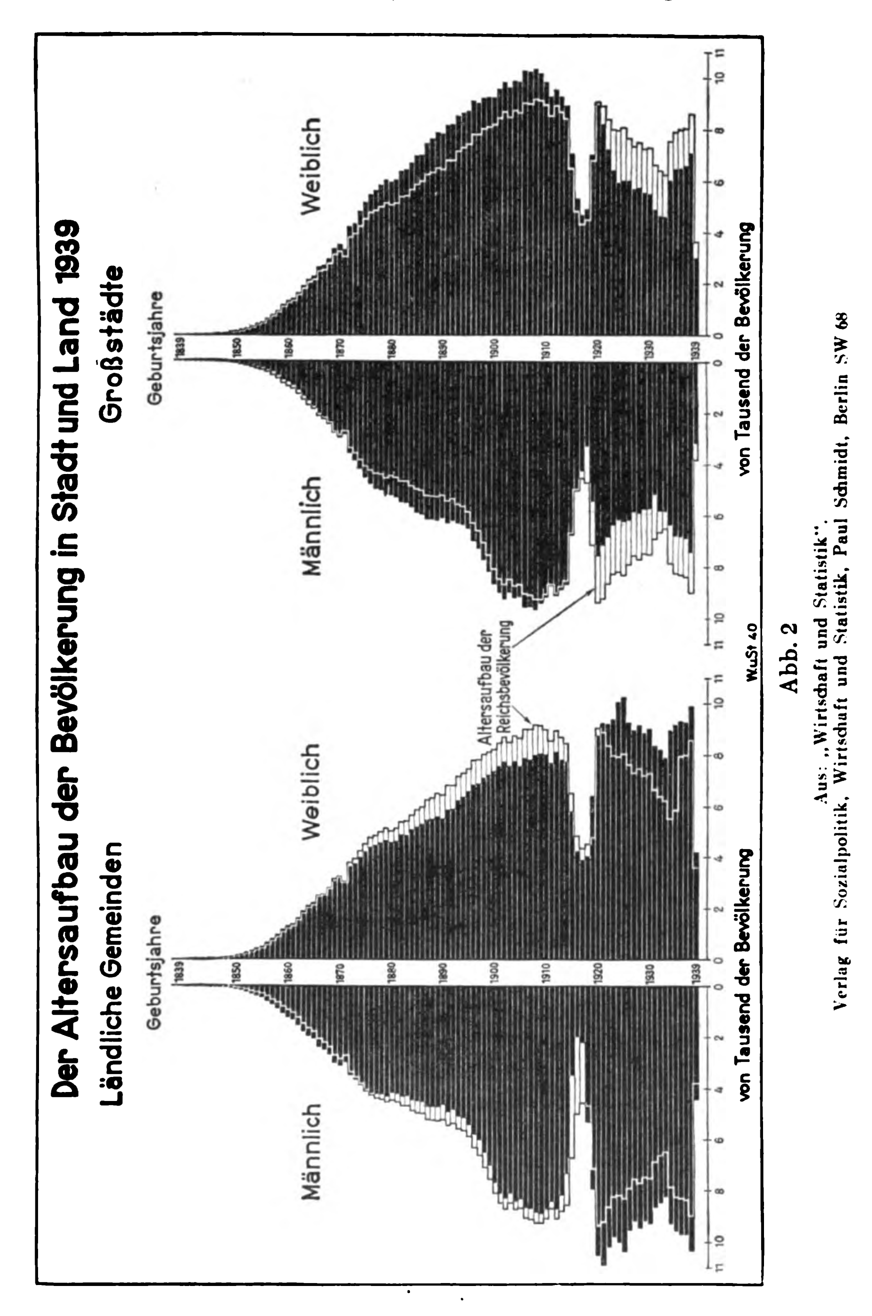


Abb. 2

Aus: „Wirtschaft und Statistik“,
Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Paul Schmidt, Berlin SW 68

Tausend der Bevölkerung) erreicht. Seitdem hat sie sich wieder kräftig erhöht: in Bayern auf 21,8 a. T., im Reich auf 20,3 a. T. bis zum Jahre 1939. Die Übersicht zeigt, daß in der bayerischen Landbevölkerung (Gemeinden von unter 2000 Einwohnern) die Geburtenziffer von 1913 bis 1933 von 31,3 auf 19,7 a. T.,

also um mehr als ein Drittel, in den Großstädten sogar von 23,0 auf 11,0, also um mehr als die Hälfte abgesunken war. An dem Geburtenanstieg, wie er seit 1933 zu verzeichnen ist, sind alle Gemeindegrößenklassen beteiligt. Relativ am stärksten war der Wiederanstieg in den Städten, besonders in den Großstädten, wobei freilich zu beachten ist, daß dort auch zuvor der Geburtenabstieg das schlimmste Ausmaß angenommen hatte.

Aus diesem verschiedenen Zunahmetempo erklärt sich auch die Tatsache, daß trotz der an sich nicht unerheblichen Zunahme der Geburten in den ländlichen Gemeinden ihr relativer Anteil an der Gesamtzahl der Lebendgeborenen in Bayern von 58,7 v. H. im Jahre 1933 auf 51,7 v. H. im Jahre 1939 zurückgegangen ist, während gleichzeitig der Anteil der Gemeinden mit 2000 und mehr Einwohnern von 41,3 auf 48,3 v. H., der der Großstädte von 13,2 auf 15,3 v. H. angestiegen ist. Man darf jedoch diese Veränderungen in ihrer Bedeutung nicht überschätzen, denn sie beruhen zum Teil auf der Tatsache, daß infolge der Abwanderung vom Land in die Stadt die städtische Bevölkerung, vor allem auch in ihren fortpflanzungsfähigen Altersklassen, stärker zugenommen hat als die Landbevölkerung. Tatsache ist jedenfalls, daß — trotz der starken Abwanderung zeugungsfähiger Menschen vom Lande — die ländliche Geburtenziffer auch heute noch erheblich über der städtischen und im besonderen der großstädtischen liegt. Im ganzen Reichsdurchschnitt (Altreich) entfielen 1938 auf je 1000 Einwohner

in den Landgemeinden (mit unter 2000 Einwohnern)	22,5	Lebendgeborene
in den Klein- und Mittelstädten (mit 2000 bis 100000 Einwohnern)	19,7	„
in den Großstädten (mit über 100000 Einwohnern)	16,2	„

Dabei muß gerade im Hinblick auf den unterschiedlichen Altersaufbau (siehe Abb. 2) darauf hingewiesen werden, daß wegen der starken Besetzung der fortpflanzungsfähigen Altersklassen in den Städten die auf 1000 Einwohner berechneten rohen Geburtenziffern für die Städte günstiger, für das Land dagegen ungünstiger erscheinen als sie in Wirklichkeit sind.

VII. Die volksbiologische Leistungsbilanz in Stadt und Land

Indessen gibt die rohe Geburtenziffer und die Geburtenüberschußziffer (Überschuß der Geburten- über die Sterbeziffer) auch aus anderen Gründen noch keinen zuverlässigen Aufschluß über die biologische Kraft und Leistung der einzelnen Bevölkerungsschichten. Sie sagt im besonderen nichts darüber aus, ob die tatsächliche biologische Leistung ausreicht, um das Mindestziel der Erhaltung des Bestandes der betreffenden Bevölkerungsschicht und ihres Anteils im Rahmen des Gesamtvolkes zu sichern.

Nach einer verfeinerten Berechnungsmethode, die ich erstmals für das Jahr 1927 durchgeführt habe[3]), ergab sich schon nach dem damaligen Stand, daß an dem zur bloßen Erhaltung des Volksbestandes erforderlichen Geburtensoll im ganzen Volksdurchschnitt etwa 10 v. H., in den Großstädten aber 40 v. H., in Berlin gar rund 60 v. H. fehlten. Nur die Landbevölkerung hatte damals noch ein echtes Volkswachstum aufzuweisen; die damalige Fruchtbarkeit der Landbevölkerung gewährleistete nicht nur die Erhaltung ihres Bestandes,

[3]) Näheres über die Bereinigung der Lebensbilanz in meinem Buch „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung". Leipzig 1935.

sondern darüber hinaus noch einen echten Überschuß über das Geburtensoll von 13 v. H.

In den folgenden Jahren des Verfalls und der Not verschwand freilich auch dieser letzte Aktivposten unserer Lebensbilanz, und in den Städten nahm das Geburtendefizit immer bedrohlichere Ausmaße an. Nach dem Stand von 1933 betrug der Geburtenfehlbetrag in den Gemeinden mit

unter 2000 Einwohnern	(—) 7 v. H.
2000 bis 100 000 Einwohnern	(—) 31 v. H.
100 000 und mehr Einwohnern	(—) 50 v. H.
im gesamten Reichsdurchschnitt	(—) 30 v. H.

Das war die biologische Abschlußbilanz des Zwischenreichs: In Stadt und Land blieben die Gebärleistungen hinter dem Existenzminimum zurück, — ein Zustand, der ohne Übertreibung als akute Lebenskrisis des Volks zu bezeichnen ist, die nur oberflächlichen Betrachtern durch die optische Täuschung der rohen Geburtenüberschüsse verborgen blieb, in Wahrheit aber in geradezu alarmierender Weise den drohenden Volkstod ankündigte.

Über den heutigen Stand der Lebensbilanz in Stadt und Land lassen sich zuverlässige Berechnungen erst anstellen, wenn die neue Sterbetafel für die Stadt- und Landbevölkerung vorliegt. Nach der gegenwärtigen Altersgliederung und den gegenwärtigen Sterblichkeitsverhältnissen würde im gesamten Reichsdurchschnitt eine Geburtenziffer von 20,7 a. T. der Bevölkerung gerade ausreichen, um den vollen Bestand und die volle Volkskraft aufrechtzuerhalten. Diese Zahl war im gesamten Reichsdurchschnitt mit einer Geburtenziffer von 20,3 a. T. der Bevölkerung erstmals im Jahre 1939 wieder annähernd — bis auf einen Fehlbetrag von 2 v. H. des Bestandserhaltungssolls — erreicht.

Die ländliche Geburtenziffer von 22,5 a. T. (im Jahre 1938), die, wie erwähnt, durch die Eigenart des ländlichen Altersaufbaues noch etwas ungünstiger erscheint als sie in Wirklichkeit ist, berechtigt zu der Annahme, daß im Gesamtdurchschnitt die Geburtenziffer der Landbevölkerung das Bestandserhaltungssoll nicht nur wieder erreicht, sondern schon etwas überschritten hat, d. h., daß die Landbevölkerung wieder ein (freilich noch recht bescheidenes) echtes Volkswachstum aufzuweisen vermag.

Die Geburtenziffer der Großstädte dagegen, die wie die Übersicht S. 188 zeigt, seit 1933 einen außerordentlich starken Anstieg (von 10,9 a. T. im Jahre 1933 bis auf 16,2 a. T. im Jahre 1938 und auf 17,4 a. T. im Jahre 1940) aufzuweisen hat, reicht — trotz dieser hocherfreulichen Zunahme — noch nicht an das bloße Bestandserhaltungssoll heran, ganz abgesehen davon, daß die tatsächliche Geburtenziffer der Großstadtbevölkerung wegen der Eigenart des großstädtischen Altersaufbaues noch überhöht erscheint, d. h. günstiger erscheint, als sie tatsächlich ist. Berücksichtigt man diesen Umstand, so bleibt — roh gerechnet — auch das ungewöhnlich günstige Ergebnis des Jahres 1940 in den Großstädten wohl noch um mindestens 20 v. H. hinter dem für die eigene Bestandserhaltung erforderlichen Geburtensoll zurück.

Aber abgesehen davon muß für die Beurteilung der weiteren Entwicklung noch in Betracht gezogen werden, daß die Besetzung der heirats- und fort-

Bevölkerungsbewegung in den deutschen Großstädten nach Monaten (Gemeinden mit über 100000 Einwohnern)
Eheschließungen, Lebendgeborene und Gestorbene auf 1000 Einwohner und ein Jahr berechnet

Monat	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940
					a) Eheschließungen				
Januar	5,1	4,9	7,5	6,7	5,7	5,7	6,0	6,9	11,9
Februar	6,9	7,3	9,6	8,7	8,4	7,5	8,2	8,8	14,2
März	8,5	7,2	13,0	10,9	8,7	9,8	8,9	10,0	17,0
April	8,3	11,2	12,1	13,7	11,3	10,6	12,9	12,7	12,3
Mai	10,1	9,7	14,2	11,4	11,6	11,7	10,8	12,4	11.8
Juni	7,8	10,6	12,3	13,0	9,1	9,4	12,5	11,0	9,8
Juli	8,7	10,1	11,7	9,9	9,5	11,4	10,4	12,3	8,1
August	8,4	10,9	11,9	11,2	10,2	10,3	10,8	13,7	10,5
September	9,1	13,8	15,4	10,9	10,6	10,6	11,6	16,8	8,7
Oktober	10,6	14,0	17,0	12,2	12,8	13,3	12,5	18,4	9,0
November	8,7	12,3	12,5	10,0	9,0	9,4	10,4	17,3	9,5
Dezember	10,4	15,7	13,8	10,7	10,9	11,4	12,7	19,7	11,9
Jahr	8,6	10,7	12,6	10,8	9,8	10,1	10,6	13,4	11,3
					b) Lebendgeborene				
Januar	11,4	10,9	12,7	16,0	15,1	15,5	16,1	16,7	18,6
Februar	12,0	11,3	13,4	16,5	15,8	15,9	16,7	17,8	19,6
März	11,6	11,3	14,4	16,2	16,5	16,1	16,7	17,8	19,1
April	11,3	11,0	14,4	16,2	15,8	15,8	16,7	17,9	19,4
Mai	11,0	11,1	14.6	16,3	16,1	16,3	16,8	17,4	17,7
Juni	10,9	11,0	14,9	16,1	15,8	15,5	16.0	17,1	14,7
Juli	10,7	10,8	15,0	15,1	15,1	15,1	16,0	17,5	16,2
August	10,3	10,7	14,6	14,9	14,5	14,7	15,5	16,7	16,3
September	10,3	11,0	15,2	15,0	15,5	15,1	16,4	17,0	18,4
Oktober	10,1	10,2	14,6	14,3	14,4	14,6	15,7	16,4	16,3
November	9,9	10,2	15,1	14,2	14,7	14,9	15,8	15,8	15,8
Dezember	10,4	11,5	15,1	14,4	14,9	15,6	15,9	16,5	16,1
Jahr	10,8	10,9	14,5	15,4	15,4	15,4	16,2	17,1	17,4
					c) Gestorbene				
Januar	10,6	12,9	11,8	12,9	12,1	13,7	12,6	14,1	16,9
Februar	11,2	15,9	11,3	13,3	12,1	13,6	12,0	16,2	16,7
März	11,7	11,2	11,3	12,2	12,2	12,5	12,7	13,8	15,3
April	11,0	10,6	10,8	11,8	11,6	11,7	12,1	12,7	14,6
Mai	10,0	10,1	10,0	11,3	11,1	11,2	12,3	11,9	12.6
Juni	9,3	9,2	9,9	10,9	10,9	10,4	10,8	11,3	11,0
Juli	9,0	8,9	9,2	9,6	9,4	9,5	10,0	10,1	10,1
August	9,1	8,6	8,8	9,3	9,4	9,3	10,1	10,1	9,9
September	8,8	8,9	9,2	9,5	9,6	9 7	10,2	9,9	10,6
Oktober	9,4	9,4	9,7	10,2	10,8	10,5	10,4	11,4	10,9
November	9,6	10,4	10,8	10,9	11,3	11,3	11,1	11,5	11,4
Dezember	10,5	11,8	11,3	11,9	15,5	12,1	12,9	12,6	12,7
Jahr	10,0	10,6	10.3	11,1	11,4	11,3	11,4	12,1	12,8

pflanzungsfähigen Altersschichten in unserem Volk in den kommenden Jahren infolge des Geburtenausfalls der Weltkriegsjahre und des Geburtenrückgangs der Zeit nach dem Weltkrieg (vgl. Abb. 2) zurückgehen wird, daß damit die Gebärmächtigkeit in unserem Volkskörper — und zwar in Stadt und Land — schrumpfen wird. Soll trotzdem das Ziel der Erhaltung der vollen Volkskraft erreicht werden, so müßte im gesamten Reichsdurchschnitt, der, wie erwähnt, 1939 nur noch einen Geburtenfehlbetrag von 2 v. H. aufwies, die Fruchtbarkeit der Ehen sich noch um mindestens weitere 16 v. H., also im ganzen Reichsdurchschnitt um rund ein

Fünftel[4]), in den Großstädten dagegen, wenn man das zur Zeit noch vorhandene Defizit in Betracht zieht, um insgesamt etwa um 40 v. H. oder zwei Fünftel über den gegenwärtigen Stand der ehelichen Fruchtbarkeit hinaus erhöhen. Und dabei sind noch nicht die bis heute allerdings ungewöhnlich geringen Bevölkerungsverluste, die der gegenwärtige Krieg verursacht, und die ebenfalls noch ausgeglichen werden müssen, in Rechnung gestellt[5]).

VIII. Was bleibt bevölkerungspolitisch zu tun?

Diese Tatsachen muß man sich vor Augen halten, um zu beurteilen, was bevölkerungspolitisch noch zu tun bleibt. Noch ist nicht einmal ganz das Ziel der vollen Erhaltung der Volkskraft, das für den nationalsozialistischen Staat nur als Mindestziel in Frage kommen kann, erreicht, und vor allem in den Großstädten bleibt — trotz des ungewöhnlich starken Geburtenanstiegs — noch ein erhebliches Geburtendefizit auszugleichen.

Die Aufgabe ist dem ganzen Volk, dem deutschen Volk in Stadt und Land, in allen Berufs- und sozialen Schichten gestellt und keine kann von der Mitverantwortung für die Erreichung dieses völkischen Hochziels ausgenommen werden. Man wird auch von der Stadtbevölkerung verlangen und erwarten müssen, daß sie aus der Rolle des biologischen Zuschußbetriebes, die in der Systemzeit geradezu für eine Selbstverständlichkeit gehalten wurde, herauskommt und daß die Stadtbevölkerung wieder nach Möglichkeit biologisch autark wird, d. h. daß die Stadtbevölkerung ihren Bestand im wesentlichen aus eigener Kraft, durch eigene Fortpflanzung ergänzt.

Wieweit die Städte, vor allem die Großstädte — trotz ihrer starken Geburtenzunahme — noch von diesem Ziel biologischer Selbstversorgung entfernt sind, das mögen zwei Berechnungen zeigen, die ich an anderer Stelle veröffentlicht habe[6]). In Berlin ist von 1933 bis 1937 die Geburtenziffer von 8,1 auf 14,2 aufs Tausend der Bevölkerung, also um rund 50 v. H. angestiegen, und trotzdem würde auch diese erhöhte Fortpflanzung bei weitem nicht ausreichen, um den Bestand der Berliner Bevölkerung ohne starke Zuwanderung aufrechtzuerhalten. Nach fünfmaligem Generationswechsel, d. h. nach rund 150 Jahren würde die Einwohnerzahl der Stadt Berlin, wenn man jeden Zuzug von außen absperren würde — mit ihrer zwar erhöhten, aber doch noch unzulänglichen Fortpflanzung — von 4½ Millionen auf weniger als 600 000 zusammenschrumpfen. Eine gleiche Berechnung, die ich für München (a.a.O. S. 245) habe durchführen lassen, kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt der Bewegung würde, wenn sie von jeder Zuwanderung abgeschnitten und nur auf die (trotz der seit 1933 auch hier erfolgten starken Erhöhung) unzulängliche Geburtenziffer der Münchener Bevölkerung angewiesen wäre, nach fünfmaligem Generationswechsel von

[4]) Vgl. hierzu meine Schrift „Kinder des Vertrauens". Schriftenreihe der NSDAP. Berlin 1940.

[5]) Vgl. hierzu meine Schrift „Krieg und Bevölkerungsentwicklung". München 1940.

[6]) Vgl. meinen Beitrag „Bevölkerungspolitik" in dem Sammelwerk Kühn-Stämmler-Burgdörfer: Erbkunde, Rassenpflege, Bevölkerungspolitik. 5. Aufl. S. 239 ff. Leipzig 1940.

rund 760 000 auf etwa 78 000, also auf ein Zehntel ihres heutigen Standes zusammenschrumpfen. Ähnliches gilt auch für die meisten anderen deutschen Großstädte und für eine große Zahl von Mittelstädten.

Solange aber die Stadtbevölkerung nicht wieder ihr Bestandserhaltungssoll erreicht, also biologisch autark ist, besteht die große Gefahr eines weiteren Abstroms des ländlichen Nachwuchses in die Stadt in einem Ausmaß, daß dadurch auch die Substanz der Landbevölkerung — und zwar meist in ihrer besten Erbmasse — berührt und die Bestandserhaltung des ganzen Volkes gefährdet wird. Ziel muß darum sein, die Geburtenziffer in Stadt und Land mindestens bis zur Bestandserhaltungsgrenze zu heben.

Für die Landbevölkerung wird man — im Interesse des Gesamtvolkes — das Ziel höher stecken müssen, einmal schon deshalb, weil es auch heute noch außerordentlich unsicher erscheint, ob und wann die Städte das bescheidenste Mindestziel der Erhaltung ihrer Kopfzahl aus eigener Kraft erreichen werden. Würde man beispielsweise die Großstädte mit ihrer früheren unzulänglichen Fruchtbarkeit sich selbst überlassen, so würde ihre Kopfzahl im Altreich schon bis zum Ende dieses Jahrhunderts von 20 auf 10 Millionen abgesunken sein[7]). Es wird deshalb und auch aus anderen Gründen bis auf weiteres mit einem mehr oder weniger starken Abstrom aus der ländlichen Bevölkerung nach den Städten gerechnet werden müssen. Dieser Abstrom kam früher aus dem Überschuß der Landbevölkerung, in den letzten Jahren ging er mehr und mehr auf Kosten der Substanz der Landbevölkerung und hier lag und liegt die eigentliche Gefahr der Landflucht.

Ziel muß darum sein, die Fruchtbarkeit der Landbevölkerung wenigstens wieder soweit zu heben, daß sie sich nicht nur gerade selbst erhält, sondern wieder ein gesundes, kraftvolles Wachstum aufzuweisen hat, aus dessen Überschuß die Abwanderung in die Stadt, solange sie wirtschaftlich notwendig oder unvermeidlich ist — ohne Gefahr für das Landvolk und damit das Gesamtvolk — gespeist werden kann.

Vor allem aber ist ein gesundes und kräftiges Wachstum der Landbevölkerung notwendig im Interesse des Volksganzen. Bloße Erhaltung der Volkskraft (die im Reichsdurchschnitt in den nächsten Jahren noch eine Steigerung der Gebärleistungen um 16 v. H. über den Stand von 1939 hinaus verlangt) kann für den nationalsozialistischen, den völkischen Staat selbstverständlich nur Mindestziel sein, ein Mindestziel, das sich mit biologischem Stillstand begnügen würde. Die Aufgaben, die Deutschland nach dem Sieg im größeren Reich, in Europa und in der Welt gestellt sind, erfordern aber ein wachsendes Volk. Die Wiederherstellung dieses Wachstums kann, wie sich aus dem Gesagten ergibt, wohl kaum, jedenfalls nicht in erster Linie von den Städten erwartet werden. Wenn ein Wachstum, und zwar ein echtes Volkswachstum und nicht bloß eine Zunahme der Kopfzahl der Bevölkerung zustande kommen soll, muß es vor allem vom Landvolk, aus dem Blutsquell der kinderreichen Bauernfamilien kommen. Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß diese Aufgabe ausschließlich der Landbevölkerung, die ja nur noch 30 v. H. der Reichsbevölkerung ausmacht

---

[7]) Vgl. F. Burgdörfer: Zurück zum Agrarstaat? 2. Aufl. Heidelberg 1935.



oder gar nur der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die noch knappe 18 v. H. der Reichsbevölkerung umfaßt, überlassen bleiben soll. Aber sie wird vorangehen müssen.

Vom Landvolk muß in erster Linie — wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft — der erforderliche Überschuß, der eigentliche Zuwachs an Volkskraft, von den Städten aber wenigstens biologische Autarkie erwartet werden.

Voraussetzung für die Erreichung dieses Zieles ist der weitere Ausbau der schon mit so großem Erfolg begonnenen Bevölkerungspolitik, die Förderung der erbgesunden kinderreichen Familien in Stadt und Land, wie sie durch die Gewährung der Ehestandsdarlehen, der Kinderbeihilfen, durch die steuerlichen Maßnahmen, die Maßnahmen zur Förderung des Landvolkes usw. eingeleitet worden ist und wie sie durch das im Führererlaß vom 15. November 1940 angekündigte soziale Wohnungsbauprogramm nach dem Kriege verstärkt fortgeführt werden soll. Denn — so lautet das bevölkerungspolitische Programm im Vorspruch zu dem erwähnten Führererlaß — „der erfolgreiche Ausgang dieses Krieges wird das Deutsche Reich vor Aufgaben stellen, die es nur durch eine Steigerung seiner Bevölkerungszahl zu erfüllen vermag. Es ist daher notwendig, daß durch Geburtenzuwachs die Lücken geschlossen werden, die der Krieg dem Volkskörper geschlagen hat. Deshalb muß der neue deutsche Wohnungsbau in der Zukunft den Voraussetzungen für ein gesundes Leben kinderreicher Familien entsprechen. Um die sofortige Inangriffnahme eines diesen Grundsätzen entsprechenden Wohnungsbauprogramms nach dem Krieg zu gewährleisten, sind schon jetzt vorbereitende Maßnahmen hiefür zu treffen."

Damit ist ein Werk in die Wege geleitet, durch das — in Stadt und Land — eine der wichtigsten Voraussetzungen zu schaffen sein wird für die Weckung, Erhaltung und Festigung des Willens zum Kinde und für die Erreichung des Nachwuchses, der erforderlich ist, um den Sieg der Waffen für alle Zeiten zu sichern durch ein biologisch starkes und wachsendes Volk.

Über Landvertreibung (Landflucht) im westeuropäischen Kulturkreis

Von

Prof. Dr. *Wilhelm Seedorf*, Göttingen

Mit 5 Tabellen

Es ist eine weitverbreitete Überzeugung, insbesondere in Deutschland, daß das deutsche Volk — um mit dem Führer zu sprechen — ein Bauernvolk sein muß, wenn es nicht zugrundegehen soll. Auch in anderen Ländern, z. B. in den Vereinigten Staaten, hat man sich neuerdings viel mit dieser Frage beschäftigt, ganz besonders aber auch in Frankreich, das mit einem erschreckenden und äußerlich sichtbaren Verlust an Landbevölkerung in den letzten Jahrzehnten zu rechnen hatte. Auch in internationalen Kongressen der verschiedensten Art hat man sich immer wieder mit dieser Frage befaßt. Eine Lösung ist bisher



nicht gefunden worden. Das Landvolk nimmt immer weiter ab. Gründe mannigfaltigster Art sind dafür angeführt worden. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß der das Landvolk tragende landwirtschaftliche Beruf in den westeuropäischen Kulturländern seinen Mann nicht ausreichend ernährt.

Die Erörterungen über diese Erscheinung der übermäßigen Abwanderung vom Lande, die für die betreffenden Völker, wie wir annehmen müssen, tödlich sein kann, sind bisher geführt worden unter dem Begriff der Landflucht. Wir wollen zunächst untersuchen, ob dieser Begriff die damit verbundenen Erscheinungen in der richtigen Weise kennzeichnet, d. h. ob er uns erlaubt, zu richtigen und klaren Vorstellungen zu kommen.

Die Landbevölkerung der meisten europäischen Länder hatte und hat einen Geburtenüberschuß, der zumeist früher erheblich größer war als heute. In einzelnen Ländern — wie etwa in Frankreich — besteht er allerdings nicht mehr. Der landwirtschaftliche Kulturboden kann aber nur einer bestimmten Menge Menschen ausreichende Nahrung und ertragreiche Arbeit gewähren. Sobald diese Zahl erreicht ist und eine weitere Verdichtung der Bevölkerung eintritt, ergibt sich ein Notstand, der einen Teil der Bewohner, insbesondere des Nachwuchses, zur Abwanderung zwingen wird. Die großen Wanderungsbewegungen früherer Zeiten bieten dafür Beispiele. Allerdings gibt es für die Zahl der Menschen, die auf einer bestimmten Landfläche leben können. keine festen Grenzen. Die Tragfähigkeit eines Bodens für landwirtschaftliche Bevölkerung hängt einmal von der Güte des Landes, d. h. also von seiner Ertragsfähigkeit ab, die sich aber, wie uns die wissenschaftlichen Errungenschaften — insbesondere des letzten Jahrhunderts — gezeigt haben, sehr steigern läßt. Die Tragfähigkeit hängt aber weiter ab von den Menschen, die die Landwirtschaft betreiben, und zwar einerseits von ihren wirtschaftlichen Fähigkeiten sowie andererseits von ihren Ansprüchen. Je geringer die Ansprüche an die Ernährung sind, je mehr man also von pflanzlichen Erzeugnissen, Getreide, Kartoffeln usw. lebt und auf tierische Erzeugnisse, Fleisch, Milch, Butter u. dgl. verzichtet, die je Flächeneinheit sehr viel weniger Menschen Nahrung geben und die Ernährung wesentlich verteuern, desto mehr Menschen werden auf einer Einheit leben können. Nach O. E. Baker[1]) stehen je Person an Kulturland zur Verfügung in den Vereinigten Staaten 2½ acres, wenn man die Ausfuhr abzieht; in Deutschland 1 acre; in China ½ und in Japan ¼ acre Land. Die Bescheidenheit der Japaner und der Chinesen in der Ernährung ist bekannt, aber auch die Menschen in den europäischen Agrarländern pflegen sich sehr genügsam zu ernähren, wie wir das ja von unseren Vorfahren in früheren Jahrhunderten auch wissen. Aber nicht nur die Nahrungsansprüche (auch die Kleidung und Wohnung wurde früher vom Landvolk weitgehend selbst hergestellt) sind verschieden. Mit zunehmender Zivilisation steigen auch sehr viele andere Ansprüche, die der Landmann nur durch Steigerung seiner Erträge befriedigen kann. Da aber das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage der Steigerung der Ernten alsbald Grenzen setzt, muß alsdann der Bodenertrag unter einer geringeren Anzahl von Menschen verteilt werden, wenn sie ihre Lebensansprüche weiter steigern.

---

[1]) Baker, O. E., Borsodi, R. und Wilson, L. M.: Agriculture in Modern Life. New York 1939. — Vgl. S. 142.



Bislang haben wir nur von den wirtschaftlichen Kräften gesprochen. Mit steigender Zivilisation und der damit verbundenen Bildung größerer Städte verändert sich aber auch die ganze geistige und kulturelle Haltung eines Volkes und es treten starke Kräfte auf, die die Landmenschen anziehen.

Die Abwanderung der landwirtschaftlichen Bevölkerung kann nun erfolgen in bisher wenig besiedelte oder unbesiedelte Gebiete, sei es in eigenen oder in volksfremden Räumen. Dabei bleibt also der landwirtschaftliche Beruf erhalten. Die Abwanderung kann aber auch erfolgen in die Städte, wobei der landwirtschaftliche Beruf aufgegeben wird. Auch in diesem Falle kann es sich darum handeln, daß unbedingt eine Entlastung der Landbevölkerung von ihrem Bevölkerungsüberschuß stattfinden muß, so daß man das Ganze als einen Gesundungsvorgang im Landvolk bezeichnen könnte.

Bei stärkerem Wachstum aber der Städte und bei der Ausbreitung der Industrie pflegt bald ein Zeitpunkt zu kommen, in dem der Landbevölkerung nicht nur die Kräfte entzogen werden, die sie gern und freiwillig abgibt, sondern daß darüber hinaus eine Verknappung der Menschen auf dem Lande sich ergibt, die sich zunächst wirtschaftlich auswirkt, etwa in der Extensivierung der Landwirtschaft oder in der Heranziehung ausländischer Wanderarbeiter. Auch die Maschine kann zum Ersatz von Arbeitskräften eingeführt werden. Hier zeigt sich jetzt ein Gefahrenpunkt und zwar nicht nur für die Wirtschaft, sondern für das ganze Volk. Man darf infolgedessen auch nicht mit rein wirtschaftlichen, sondern man muß mit völkischen Maßstäben messen, zumal wenn die Abziehung vom Lande so gefährliche Ausmaße erreicht, wie das in einigen Ländern des westeuropäischen Kulturkreises bereits der Fall ist.

Ich möchte daher in der Abwanderung vom Lande drei verschiedene Stufen unterscheiden: die erste der einfachen Abwanderung, die man vielleicht auch mit Landverdrängung (nämlich durch eigene Kräfte des Landes) bezeichnen könnte.

Zweitens die Landflucht, bei der es die Anziehungskräfte der Städte sind, die die Menschen vom Lande wegholen, wobei nicht nur der Überschuß des Landes fortgeholt wird, sondern schon ein Eingriff in die Substanz erfolgt, der aber vielleicht vom völkischen Gesichtspunkte aus noch nicht als gefährlich angesprochen werden kann.

Drittens die Stufe der Landvertreibung, die sich dadurch kennzeichnet, daß die Städte und die Stadtbevölkerung in jeder Beziehung das Übergewicht in einem Volke erlangt haben und dieses Übergewicht, meist mehr unbewußt, dazu benutzen, auf Kosten des Landes beste Lebensbedingungen für die Städte zu schaffen und so die Landbevölkerung vom Lande und insbesondere aus der Landwirtschaft fortzutreiben. Hierbei pflegt dann auch der Gesinnungswandel, die Zerstörung der ländlichen Kultur und die Verstädterung auf allen Gebieten eine ausschlaggebende Rolle zu spielen.

Das Land ist von der Stadt seit jeher ausgebeutet worden und zwar an Menschen sowohl wie an Vermögen. Die Menschen hat das Land mit großen Kosten aufgezogen und sie dann der Stadt umsonst zur Verfügung gestellt; nicht nur das; sie hat ihr auch immer große Vermögenswerte in Form von Erbschaften noch mitgegeben. Berechnungen, welche Milliardenbeträge ergeben, kann man darüber anstellen und hat man schon aufgestellt. Weit schlimmer aber ist es, daß die Städte sich ihre eigenen Waren und Dienstleistungen im

Tab. 1. Bevölkerung und Nährfläche

Länder	Erheb.-jahr	Einwohner insges.	Erwerbspersonen in Land- und Forstwirtschaft und Fischerei: insgesamt	Erwerbspersonen in Land- und Forstwirtschaft und Fischerei: in %	Landwirtschaftlich genutzte Fläche: Insgesamt ha	Landwirtschaftlich genutzte Fläche: Auf 100 ha entfallen Einwohner insges.	Landwirtschaftlich genutzte Fläche: Auf 100 ha entfallen Landwirtsch. Erwerbspersonen	Ackerbaufläche: Erheb.-jahr	Ackerbaufläche: Insgesamt ha	Ackerbaufläche: Auf 100 ha entfallen Einwohner insges.	Ackerbaufläche: Auf 100 ha entfallen Landwirtsch. Erwerbspersonen
Deutschland Altreich . . .	1933	66 031 580	9 388 100	28,8	29 365 000	224,9	32,0	1933	20 478 000	322,5	45,8
Frankreich . . .	1931	41 834 923	7 709 600	35,7	35 566 000[2])	117,6	21,7	1930	22 163 000	188,8	34,8
Großbritannien u. Nordirland	1931	46 047 046	1 564 200	6,7	19 311 000	238,4	8,1	1931	5 284 000	871,4	29,6
USA.	1930	122 775 046	10 752 900[1])	22,0	149 892 000[3])	81,91	7,2	1930	144 053 000	85,23	7,5
Kanada	1931	10 374 196	1 225 900	31,2	28 808 870[4])	36,0	4,3	1929	24 855 826[5])	41,74	4,9

[1]) Erhebungsjahr 1931. — [2]) Erhebungsjahr 1930. — [3]) Ohne Brache und ohne Weiden. — [4]) Erhebungsjahr 1929. — [5]) Einschließlich Wiesen

Vergleich zu den Waren und Leistungen des Landbewohners viel zu teuer bezahlen lassen. Sehr lesenswerte Ausführungen darüber macht Mihail Manoilesco in einem Aufsatz über „Das wirtschaftliche und soziale Dreieck der Agrarstaaten: Die Stadt, das Dorf, das Ausland"[2]).

In einigen Ländern des westeuropäischen Kulturkreises soll die Abwanderung vom Lande etwas näher untersucht werden. Ich ziehe dazu außer Deutschland England und Frankreich heran, aber auch die Vereinigten Staaten und Kanada. Vielleicht wird man die beiden letzten Länder unter der obigen Begriffsbestimmung ablehnen. Ich bin aber der Meinung, daß sie doch hierher gehören, weil beide in der Hauptsache von Westeuropäern besiedelt worden sind und eine eigene bodenständige Kultur bislang noch nicht haben entwickeln können. Ich wähle diese Länder auch deswegen, weil sie mir wenigstens zum Teil durch mehr oder weniger ausgedehnte Studienreisen bekannt geworden sind.

Wie steht es zunächst mit den wirtschaftlichen Verhältnissen in diesen verschiedenen Ländern? Dabei haben wir als erstes zu fragen nach der Menge und Güte des zur Verfügung stehenden Kulturlandes, und zwar im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung wie insbesondere zur landwirtschaftlichen Bevölkerung. Vergleichbare Zahlen sind aus der folgenden Übersicht (Tab. 1) zu entnehmen. Es geht daraus hervor, daß in England und Deutschland nur wenig Nährfläche auf einen Einwohner entfällt, daß Frankreich schon sehr viel mehr zur Verfügung hat und daß die Vereinigten Staaten und Kanada daran außerordentlich reich sind, nicht nur ihre eigene Bevölkerung reichlich versorgen, sondern noch einen großen Teil ihrer Ernten ausführen können, ja ausführen müssen, wenn sie nicht in große wirtschaftliche Schwierigkeiten kommen wollen. In den Vereinigten Staaten hat man der Not der Farmer dadurch steuern müssen, daß man Prämien aussetzte für Land, das nicht bestellt wurde.

[2]) Intern. Agrar-Rdsch. Berlin 1940, H. 6. — Vgl. S. 3.

Durch den mehr oder weniger großen Reichtum an landwirtschaftlichem Kulturlande ist auch die Lage der Landbevölkerung in diesen verschiedenen Staaten sehr unterschiedlich. Wir ziehen dazu zwei Zahlenreihen heran, nämlich einmal das Verhältnis der landwirtschaftlichen Werktätigen auf je 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche und andererseits auf je 100 ha Ackerfläche, wobei gemäß den zur Verfügung stehenden Zahlen allerdings die Erwerbstätigen der Forstwirtschaft und der Fischerei mit einzurechnen waren und man sich auf die Zahlen von 1930 bis 1933 beschränken mußte. Während auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche in Deutschland 32 Erwerbspersonen entfallen, sind diese Zahlen in Frankreich bereits auf 21,7, in Großbritannien und Nordirland auf 8,1, in den Vereinigten Staaten auf 7,2 und in Kanada auf 4,3 gesunken. Da nun das Ackerland die Hauptnährfläche ist, ist es wertvoll, auch die Beziehung zum Ackerlande zu kennen. Hier finden wir starke Abweichungen. Insbesondere tritt, wie allgemein bekannt, in Großbritannien und Nordirland, wo man die Landwirtschaft seit vielen Jahrzehnten zugunsten des Handels und der Industrie hat verfallen lassen, das Ackerland hinter dem Grünlande sehr stark zurück. Bei der Beurteilung der Zahlen in den Vereinigten Staaten ist zu bedenken, daß man dort die riesigen, aber wenig ertragreichen Weideflächen nicht in die Statistik mit aufgenommen hat. Auch in Kanada stehen außerordentlich große Flächen dieser Art noch zur Verfügung.

Neben der Größe der Nährfläche ist aber auch ihre Güte noch sehr verschieden. So verfügt Frankreich im allgemeinen über reicheren Boden als Deutschland. Auch in England gibt es viele gute Böden. Der Reichtum Nordamerikas in dieser Beziehung ist bekannt. Leider hat man dort viele der besten Böden durch falsche Behandlung, rücksichtslose Entwaldung, einseitigen Getreidebau usw. bereits weitgehend zerstört.

Jetzt zu der Betrachtung des Landvolks und seines Rückganges in den verschiedenen Ländern. Wir beginnen mit England, weil nach den bereits oben angegebenen Zahlen hier die Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist und zu einer weitgehenden Zerstörung des Landvolks geführt hat. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war auch England ein ausgesprochenes Agrarland. Zwar hatte nach Schätzungen von Gregor King[3]) London gegen Ende des 17. Jahrhunderts schon 530 000 Einwohner. Man war schon damals beunruhigt über sein schnelles Wachstum und klagte über Landflucht. Doch stellte sich die Landwirtschaft mit 4,1 Millionen noch immer auf Dreiviertel der Gesamtbevölkerung von England und Wales. In den anderen Landesteilen überwog sie noch stärker. In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Schutzgesetze für die Landwirtschaft aufgehoben zugunsten des überseeischen Handels und der Industrie, in den ersten Jahren noch ohne Schaden für die Landwirtschaft, die aber bald den Wettbewerb mit dem ausländischen Getreide nicht mehr aushalten konnte und in ihrer Erzeugung immer weiter zurückgehen mußte. Das wird auch sichtbar an der Zahl der landwirtschaftlich Erwerbstätigen, die in folgender Weise zurückgingen[4]) (Tab. 2 siehe S. 196).

Die Anzahl der landwirtschaftlich Erwerbstätigen von 1851 bis 1911 in Eng-

[3]) Skalweit, W.: a. a. O. — Vgl. S. 149.
[4]) Skalweit, a. a. O. — Vgl. S. 149.

Tab. 2

Jahr	Männer (in 1000)		Frauen (in 1000)	
	England und Wales	Schottland	England und Wales	Schottland
1851	1547	234	169	60
1871	1377	206	85	50
1891	1208	184	51	29
1911	972	167	90	33

land und Wales und Schottland bei Männern und Frauen, einschließlich Irland, das immer einen mehr landwirtschaftlichen Charakter bewahrt hat, ist in der Zeit von 1851 bis 1911 bei den Männern um 1,2 Millionen oder 40,8 v. H., bei den Frauen um 0,2 Millionen oder 54 v. H. gefallen.

Nach dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches betrug in England und Wales die Gesamtzahl der Erwerbstätigen in Landwirtschaft und Fischerei 1911 1 389 100, 1921 1 256 600 oder nur noch 7,5 v. H. der Erwerbstätigen, und im Jahre 1931 1 174 500 oder 6,2 v. H. der Erwerbstätigen.

Die Abwanderung der Landarbeiter und Landarbeiterinnen hat sich besonders in den letzten Jahren immer noch weiter verstärkt[5]). In den Jahren 1927 bis 1932 verlor die englische Landwirtschaft 142 792 landwirtschaftliche Arbeitskräfte. Der Bestand war folgender:

Tab. 3. Der Bestand an Landarbeitern und Landarbeiterinnen in England und Wales 1927 bis 1932

Jahr	Bestand	Jahr	Bestand
1927	774 449	1933	715 546
1928	772 825	1934	687 972
1929	770 252	1935	673 203
1930	741 696	1936	640 573
1931	716 607	1937	631 657
1932	679 481	1938 rund	589 000

Die Gründe für diese starke Abwanderung vom Lande, die man mit Recht als Landvertreibung bezeichnen kann, sind noch immer die gleichen wie früher. Sie bestehen in einer völligen Vernachlässigung des Landes und seiner Belange auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Insbesondere kann bei den geringen Preisen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse weder der Farmer noch der Landarbeiter einen angemessenen Lohn finden.

Einsichtige Kreise haben sich in England schon seit langer Zeit gegen diese Entwicklung aufgelehnt. Als Beispiel will ich hier verweisen auf die Bestrebungen der „Rural Reconstruction Association" und ihre Veröffentlichungen[6]). In diesem Buch wird besonders darauf hingewiesen (S. 22), daß man während des Weltkrieges Mindestpreise für Weizen und Hafer eingeführt und die Löhne in ausreichender Weise geregelt hätte. Man hätte damals auch der Landwirtschaft versprochen, daß sie niemals wieder in den Hintergrund des nationalen Lebens zurücktreten solle. Aber schon 1921 war das alles wieder vergessen und der Schutz wurde wieder aufgehoben. Dann kam die Arbeitslosigkeit, die wohl durch Unterbringung von etwa einer Million Arbeitern bei Wiederbelebung der Landwirtschaft durch landwirtschaftliche Beschäfti-

[5]) Siehe Intern. Agrar-Rdsch. Berlin 1939, H. 2. — Vgl. S. 85.

[6]) Revival of Agriculture. A Constructive Policy for Britain. Prepared by the Committee of the Rural Reconstruction Association. London 1936. — Vgl. S. 36.

gung sich hätte mildern lassen. Aber erst im Jahre 1932 wurde das Weizengesetz erlassen, auch für einige andere Erzeugnisse wurde der Markt geregelt, aber es blieb doch alles Stückwerk. Dabei würden an sich die besten Möglichkeiten bestehen, die landwirtschaftliche Erzeugung auszudehnen und so die Abhängigkeit vom Auslande weitgehend zu verringern, die ja heute eine der schwersten Gefahren für England darstellt. Man hat berechnet, daß bei den landwirtschaftlichen Hauptbodenerzeugnissen die nationale Selbstversorgung vielleicht auf 75 bis 80 oder gar 90 v. H. in die Höhe geschraubt werden könnte, wenn allerdings gleichzeitig das englische Volk sich in seiner Ernährung entsprechend umstellen würde, vom Weizenbrot, Rind- und Hammelfleisch mehr auf Roggen, Hafer, Kartoffeln, Schweinefleisch, Milch- und Milcherzeugnisse, Geflügel, Eier, Gemüse und Fisch.

England ist durch guten Boden und günstiges Klima gegenüber den anderen europäischen Ländern weit im Vorteil. So glaubte die Rural Reconstruction Association die landwirtschaftliche Bevölkerung von annähernd 7 v. H. wieder auf das Doppelte, ja wenn möglich auf 20 v. H. der Gesamtbevölkerung steigern zu können[7].

Mehrere der letzten Landwirtschaftsminister haben die Pläne der Rural Reconstruction Association angenommen[8], unter ihnen auch Lord Addison, sozialistischer Landwirtschaftsminister 1930 und 1931, der selbst ein Buch geschrieben hat, A Policy for English Agriculture[9], in dem er auf den Verfall der britischen Landwirtschaft hinweist und ähnliche Wege zur Besserung aufzeigt, mit deren Hilfe gleich über 200 000 Menschen mehr in der Landwirtschaft beschäftigt werden könnten. Es hat aber den Anschein, als ob die Macht des britischen Überseehandels und der Industrie immer so stark war, daß solche Pläne keine Aussicht auf Erfolg hatten. Vielleicht braucht England seine schwere Niederlage, um zur Einsicht zu kommen und als Volk gerettet zu werden.

Sehr viel Schuld an dieser ungünstigen Entwicklung hat ohne Zweifel auch die englische Agrarverfassung. Bekanntlich gibt es kaum selbständige Bauern. 88 v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche sind verpachtet. In Deutschland ist das Verhältnis gerade umgekehrt. Die Bindung an den Boden ist daher in England weit geringer als in den Ländern mit bäuerlicher Bevölkerung. Der Boden wird eben auch als eine Ware angesehen, von der man sich wieder trennt, wenn die Arbeit keinen weiteren Nutzen verspricht. Da alles nur vom Standpunkt der Rentabilität und des Arbeitsverdienstes gesehen wird, wird die Familienwirtschaft abgelehnt und der größere mechanisierte Betrieb als das Allheilmitel angesehen. Auf internationalen Kongressen sprachen die Engländer in den letzten Jahren sogar von der Nationalisierung des gesamten englischen Bodens. Es spielen also auch die Fragen der Weltanschauung und der allgemeinen Lebensphilosophie eine erhebliche Rolle, wie uns das bei der Betrachtung der anderen Länder noch mehr auffallen wird.

Wir wenden uns jetzt Frankreich zu und sehen, daß in diesem Lande wesentlich andere Bedingungen vorliegen als in England, die sich wohl in erster Linie aus der geschichtlichen Entwicklung erklären lassen. Das Land ist, auf

[7]) Revival of Agriculture. — Vgl. S. 41.
[8]) Revival of Agriculture. — Vgl. S. 115.
[9]) Intern. Agrar-Rdsch. Berlin 1939, H. 2. — Vgl. S. 88.

die Nährfläche gesehen, wesentlich dünner bevölkert als Großbritannien und Deutschland. Auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche entfallen allerdings wesentlich mehr Erwerbspersonen als in Großbritannien (21,7 zu 8,1). Ziehen wir aber nur die Ackerfläche in Betracht, so nähern sich die Zahlen mehr wegen des stärkeren Anteils an Ackerland in Frankreich. Frankreich ist aber auch heute noch wesentlich mehr Bauernland als sogar Deutschland (1931 35,7 v. H. der Erwerbspersonen in Land- und Forstwirtschaft und Fischerei).

Bekannt ist, daß die französische Bevölkerung sich in den letzten hundert Jahren wenig geändert hat, aber es haben bedeutende Verschiebungen zwischen Land- und Stadtbevölkerung stattgefunden. Dafür einige Zahlen[10]):

Tab. 4. Landbevölkerung in Frankreich je 1000

Jahr	Insgesamt	davon		je 1000	
		Stadt	Land	Stadt	Land
1846	35 402	8 647	26 755	244	756
1866	38 067	11 595	26 472	305	695
1886	38 219	13 767	24 452	359	641
1906	39 252	16 537	22 715	421	579
1926	40 744	19 985	20 759	491	509
1931	41 835	21 421	20 414	512	488
1936	41 907	21 972	19 935	524	476

Das Landvolk ist also in dieser Zeit von 26,7 Millionen auf 19,9 Millionen zurückgegangen oder von 75,6 v. H. auf 47,6 v. H. Nach anderen Angaben, bei denen die Grenze zwischen Stadt und Land etwas anders gezogen ist, waren 1931 nur noch 36 v. H. Landbevölkerung vorhanden. Besonders stark wurden von diesem Rückgang bereits früh die landbesitzenden Arbeiter erfaßt, deren Zahl im Jahre 1862 noch 1 134 000 betrug, die aber bis 1892 auf 589 000 abgesunken war[11]). Von 1892 bis 1920 verminderte sich u. a. die Zahl der Kleinbauern mit einem Besitz von bis zu 10 ha um 753 691 auf 1 863 867. In der gleichen Zeit nahm allerdings die Zahl der Höfe von 10—100 ha um 202 855 auf 1 055 364 zu. Insgesamt hat also der Bauernstand in dieser Zeit nicht weniger als 1 500 000 Familien verloren[12]).

Von 1905 bis 1931 verlor die landwirtschaftliche Bevölkerung 1 139 000 landwirtschaftliche Arbeiter, deren Schicksal wohl wenigstens noch 3 Millionen Familienangehörige geteilt haben. Die landwirtschaftlich genutzte Fläche hat daher immer mehr abgenommen. Von 1912 bis 1935 hat sie sich um 1 800 000 ha vermindert, obgleich die Gesamtfläche Frankreichs nach dem Kriege sich um 2 100 000 ha vergrößerte[13]). Die Abwanderung tritt gegendenweise verschieden auf. Besonders hat Südfrankreich darunter zu leiden. Im Departement Gers sank die Bevölkerung von 1881 bis 1931 von 280 000 auf 190 000[14]).

Die Gründe für diesen Menschenverlust des Landes liegen in der Vernach-

[10]) Vée, G.: Nouvel exode rural. Problèmes Agraire et Politique de Paix. 23 Studien zum Weltkongreß der Landwirtschaft 1939. Paris 1939. — Vgl. S. 20.
[11]) Méline: Le retour à la terre. Übersetzt von zu Puttlitz. Berlin 1906. (Die Rückkehr zur Scholle.) — Vgl. S. 162.
[12]) Intern. Agrar-Rdsch. 1939, H. 1. — Vgl. S. 76.
[13]) Vée, G.: 1939, a. a. O. — Vgl. S. 22.
[14]) Intern. Agrar-Rdsch. Berlin 1938, H. 4. — Vgl. S. 81.

lässigung des Landes und der Landwirtschaft. Jules Méline, der frühere französische Landwirtschaftsminister sagt darüber[15]): „Alles für die Städte! schien lange Zeit hindurch die Losung, das Programm der Regierungen und aller Kammern gewesen zu sein. Der Grund dafür ist sehr einfach. In den Städten befand sich die Wählerschaft, die sich am meisten bemerkbar machte, die das Wort am lautesten führte und es verstand, alles ihrem Gebote zu unterwerfen. Sie wurde in bewundernswerter Weise von einer noch eifrigeren Presse bedient, die das Bedürfnis hatte, den Leidenschaften zu schmeicheln, um ihren Einfluß zu behalten und zu vergrößern, und wurde von unzähligen Politikern unterstützt, die sich in Versprechungen überboten, von denen man schließlich doch wenigstens einen Teil halten mußte."

Neben den allgemeinen Nachteilen des Landes den Städten gegenüber, auf die auch in der französischen Literatur vielfach hingewiesen wird, stand die Vernachlässigung der Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse vielfach zugunsten der Einfuhr aus den Kolonien und damit ein Niederhalten der landwirtschaftlichen Löhne und des Arbeitsverdienstes des Bauern. Das trat noch einmal ganz kraß hervor bei der Einführung der Vierzigstundenwoche. Mir klagten französische Bauern noch 1937, daß ein industrieller Arbeiter für 40 Stunden erheblich mehr Lohn erhalte als ein Bauer und Landarbeiter für 60 bis 70, ja daß die städtische Arbeitslosenunterstützung ebenso groß oder größer sei als der Lohn für den Landarbeiter. Kein Wunder, daß die Landbevölkerung in dieser Zeit sich in großen Scharen zur Eisenbahn drängte, die damals 8712 Stellen neu ausschreiben mußte, wofür sich 55000 Bewerber, darunter 40000 landwirtschaftliche Arbeiter meldeten. Gerade die Landjugend ist es, die sich unter solchen Bedingungen auf dem Lande nicht halten läßt.

Das Unglück wird für Frankreich noch um so größer, als der Geburtenschwund allein schon eine Verminderung der Bevölkerung eintreten läßt. Dieser Geburtenschwund hat aber im Gegensatz zu anderen Ländern, in denen die Landbevölkerung als der Blutsquell des Volkes noch angesehen werden kann, in Frankreich die Landbevölkerung noch stärker erfaßt als die Stadtbevölkerung. So waren 1931 auf 100 Bewohner bei der Stadtbevölkerung 1,82, bei der Landbevölkerung nur 1,75 Lebendgeburten festgestellt[16]).

Diese Abwanderung führt nun zu außerordentlich deprimierenden Eindrücken, die lähmend auf die Landwirtschaft und das Landleben einwirken. Ich habe das selbst lebhaft gefühlt beim Anblick von Weiden, denen man noch ansehen konnte, daß sie Ackerland gewesen waren; Weiden, die dann schon anfingen, sich vielfach von selbst mit Wald zu besamen. Noch viel niederdrückender sind aber die verlassenen Höfe und Dörfer, in denen die Gebäude zusammenfallen und in denen nur noch vereinzelte alte Leute zu finden sind. Ich fand sogar ein solches Dorf mit etwa zwölf z. T. noch gut erhaltenen Gehöften in der Nähe von Besançon, in dem nur noch ein alter Mann wohnte, dessen Kinder ihn sämtlich verlassen hatten und der dort sterben wollte. In einem Gehöft hatte allerdings ein italienischer Waldarbeiter Wohnung genommen mit einer siebenköpfigen Familie.

Damit kommen wir zur Frage der Unterwanderung vom Auslande her, die

[15]) Méline-zu Puttlitz: a. a. O. 1906. — Vgl. S. 151.
[16]) v. Posadowsky-Wehner, H.: Das Bevölkerungsproblem in Frankreich. 134 S. Leipzig 1939. — Vgl. S. 43.

die Franzosen stark beunruhigt und die sie eingehend studiert haben. Nach der Betriebszählung von 1929/30 waren 42 292 ausländische Siedlerfamilien vorhanden; davon 19 172 Eigentümer, 12 838 Pächter (fermiers) und 9 292 Halbpächter (métayers). Am stärksten ist Südfrankreich hiervon betroffen mit italienischen und einigen spanischen Einwanderern und der Nordosten mit Belgiern und einigen Polen. Dazu kamen dann noch 248 800 ausländische Arbeiter[17]).

Nehmen wir Deutschland zuletzt und richten wir unseren Blick zunächst über den Ozean. Die Zahlenübersicht zeigt uns, daß im Vergleich zu den überseeischen Ländern verhältnismäßig wenige Menschen von der Flächeneinheit zu ernähren sind. Auf 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche entfallen in USA. 81,91 und in Kanada 36,01 Menschen. Die geringe Zahl der landwirtschaftlichen Erwerbstätigen in USA. von 7,2, in Kanada 4,3 je 100 ha machen es verständlich, daß im Durchschnitt der Boden nur sehr extensiv genutzt werden kann. Trotzdem werden große Überschüsse für die Ausfuhr bereitgestellt.

Mit zunehmender Besiedelung stieg die landwirtschaftliche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten bis zum Weltkriege stark an. Nach O. E. Baker[18]) ist die Zahl der in USA. in der Landwirtschaft beschäftigten Männer in 1000:

Tab. 5

1839	2 670	1897—1901	9 972
1867—71	5 543	1907—11	10 415
1877—81	7 069	1917—21	10 334
1887—91	8 269	1927—31	9 554

Setzt man die Zahl für 1927 bis 1931 = 100, so ergibt sich für 1839 die Vergleichszahl 28,9.

In diesem Zeitraum ist USA. aus einem Agrarstaat ein Industriestaat geworden. Die landwirtschaftliche Bevölkerung ist in diesem Abschnitt von 53 auf 21 v. H. gesunken. In dem Jahrzehnt der Hochkonjunktur 1920 bis 1929 sind nach einer Schätzung der Betriebswissenschaftlichen Abteilung des Landwirtschaftsministeriums in Washington über 19 Millionen Menschen aus der Landwirtschaft in die Städte abgewandert, von denen aber 13 Millionen zurückgekehrt sind, so daß ein Wanderungsverlust von 6 Millionen zuungunsten des Landes entstanden ist.

Die starke Abwanderung hat verschiedene Gründe; der erste ist der wirtschaftliche. Soweit die amerikanische Landwirtschaft auf den Weltmarkt angewiesen ist, also ausführen muß, ist sie von den Konjunkturen des Weltmarktes abhängig. Das gilt insbesondere für Weizen und Baumwolle, z. T. auch für Mais. Die einzige Abhilfe dagegen ist die Einschränkung des Anbaus, die schon in einer Versammlung im Jahre 1930, an der ich teilnehmen konnte, den Farmern in Kansas vom Landwirtschaftsminister geraten wurde. Er konnte ihnen allerdings auch nicht sagen, was sie nun statt des Weizens bauen sollten.

Unter Präsident Roosevelt ist dann die Anbaubeschränkung durchgeführt

[17]) Eine umfassende Untersuchung darüber liegt vor von Demangeon und Mauco: Documents pour servir à l'étude des Etrangers dans l'agriculture française. Paris 1939. 634 S.

[18]) Baker, Borsodi und Wilson: Agriculture in Modern Life. New York und London 1939. — Vgl. S. 26.

worden. Ein Gesetz von 1938 stellt fest, daß zur Einhaltung bestimmter Anbaubeschränkungen Beihilfen von 500 Millionen Dollar an die Farmer gezahlt werden. Um die Preise denen von 1910/14 anzugleichen, werden noch Ausgleichsprämien gezahlt, für die 225 Millionen Dollar bereitgestellt sind[19]). Weitere große Summen müssen aufgewandt werden für die in Not befindlichen Farmer[20]). Es waren nämlich auch sehr viele landwirtschaftliche Familien von der Not der Arbeitslosigkeit ergriffen. Zur Zeit der Untersuchung waren es 29,2 v. H. im Gegensatz zur Zahl der arbeitslosen nichtlandwirtschaftlichen Arbeiter, die zu 72,1 v. H. arbeitslos waren.

Ein anderer Grund für die Unruhe und die Abwanderung vom Lande liegt in der Wurzellosigkeit der amerikanischen Bevölkerung, die eine Bodenverbundenheit im allgemeinen nicht kennt. Die deutschen Farmer scheinen allerdings die Bodenverbundenheit als Erbe mitzubringen. Ob sie sich aber bei den Kindern und Kindeskindern hält, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Die Anbetung des Erfolges und die Sucht nach dem Dollar sind wesentlich stärkere Kräfte. Die Unterlegenheit des Landlebens gegenüber dem Stadtleben macht sich unter dem Einfluß des unbedingten Individualismus und Liberalismus noch viel stärker bemerkbar als in Europa.

Als ich meine Bedenken gegen das Absinken der Landbevölkerung zum Ausdruck brachte, wurde mir entgegengehalten, daß es immer noch zuviel Farmer in Amerika gäbe, da es möglich sei, auf dem reichen Boden auf größeren Farmen mit Einsatz aller technischen Hilfsmittel den Nahrungsbedarf Amerikas selbst mit einem Anteil von etwa 10 v. H. landwirtschaftlicher Bevölkerung zu decken. Diese würden dann auch zu einem höheren Lebensstandard kommen. O. E. Baker[21]) stellt fest, daß die Hälfte der amerikanischen Farmer 89 v. H. der auf den Markt kommenden landwirtschaftlichen Erzeugnisse produzieren, während die andere Hälfte nur 11 v. H. davon gewinne. Auch diese 11 v. H. würden die ersteren vermutlich gleichfalls noch erzeugen können. Ich habe demgegenüber immer darauf hingewiesen, daß man auch die völkische Seite sehen müsse und habe gerade mit Baker viel darüber gesprochen. Ich freue mich daher über seinen Satz, daß die Zeit kommen könne, da die Nation Kinder viel mehr gebrauchen würde als Nahrungsmittel.

Ein besonders anerkennenswertes wissenschaftliches Verdienst haben sich die Amerikaner auf diesem Gebiete aber dadurch erworben, daß sie die ländliche Soziologie (Rural Sociology) schon seit langen Jahren eifrigst pflegen. Wir folgen ihnen allmählich nach.

In Kanada haben die Verhältnisse natürlich mancherlei Ähnlichkeit mit denen der Vereinigten Staaten. Kanada ist allerdings in noch höherem Grade ein menschenleeres Land als die Vereinigten Staaten und doch kennt es die Landflucht. Nach einer Schätzung von Hurd[22]) betrug die Abwanderung (Rural Exodus) aus kanadischen Farmen in der Zeit von 1921 bis 1931 408 000 Personen. Von 1931 bis 1936 nahm die Gesamtbevölkerung der drei Prärieprovinzen um 61 362 zu. Die natürliche Zunahme durch Geburtenüberschuß

[19]) Intern. Agrar-Rdsch. Berlin 1939, II. 11. — Vgl. S. 42.
[20]) Zimmerman, C. C. und Whetten, N. L.: Rural Families on Relief. Washington 1938.
[21]) Baker, O. E.: a. a. O. 1939. — Vgl. S. 72.
[22]) Lattimer, J. E.: in „The Problem of Surplus Agricultural Population", Intern. J. Agrarian Affairs. London 1939. — Vgl. S. 57.

betrug aber von 1931 bis 1935 = 168 370, so daß also 107 008 während dieser Zeit abgewandert sein müssen. Bei dem fast einseitigen Weizenbau, besonders im Westen, wie ich ihn schon bei Winnipeg sah, haben die technischen Umwälzungen den Bedarf an Arbeitskraft außerordentlich verringert. Während man vor hundert Jahren bei der Weizenerzeugung je acre noch 57,7 Männerarbeitsstunden gebrauchte, war diese Zahl 1896 schon auf 8,8 gefallen und wird heute auf unter 4 gesunken sein. Für die Erzeugung von 100 Gallonen Milch rechnete man 1890 55 Männerarbeitsstunden, heute nur noch 37[23]). Früher wälzte sich durch die Vereinigten Staaten und Kanada zur Zeit der Weizenernte ein großer Strom von Wanderarbeitern. Durch die Einführung von 10 000 Mähdreschern in die kanadische Landwirtschaft sind diese Wanderarbeiter, deren Zahl von 25 000 bis 55 000 schwankte, überflüssig geworden. Auch die Einführung des Treckers hat sehr viel Menschen freigesetzt.

Die Verhältnisse in Kanada sind aber auch aus dem Grunde besonders interessant, weil die französischen Kanadier, deren Zahl sich von etwa 60 000 auf über 3 Millionen vermehrt hat, im Gegensatz zu ihren Vettern in Frankreich über einen außerordentlichen Kinderreichtum verfügen. Diese französischen Kanadier nehmen eine ganz andere Haltung zum Leben ein als ihre angelsächsischen Nachbarn, deren Farmen sie vielfach erwerben. Wenn auch ein Teil ihres Geburtenüberschusses aus der Provinz Quebec in die Städte Quebec und Montreal abwandert, werden doch laufend neue Gebiete von ihnen besiedelt. Sie sind ohne Zweifel eines der interessantesten Studienobjekte, die mir in meinem Leben begegnet sind. Der Raum verbietet leider, noch mehr darauf einzugehen.

Die Tatsache der übermäßig starken Abwanderung vom Lande, die ich als Landvertreibung bezeichne, in Deutschland ist bekannt. Ich brauche nur auf die reichhaltige Literatur darüber hinzuweisen[24]). Schon vor dem Weltkriege schritt die Industrialisierung Deutschlands ständig fort. Die Geburtenüberschüsse des Landes gingen dauernd verloren, ja es wurde sogar in seinem Bestande angegriffen. Für die auf dem Lande fehlende Arbeitskraft mußten Tausende von ausländischen Wanderarbeitern herangezogen werden. Nach dem Weltkriege schien eine Weile die Landwirtschaft wieder mehr in den Vordergrund zu treten, leider nur sehr vorübergehend. Selbst nach dem Jahre 1933, nachdem durch den Nationalsozialismus Landwirtschaft und Bauerntum als die Grundlagen unseres Volks- und Wirtschaftslebens anerkannt waren, hat sich der Abstrom der Bevölkerung vom Lande zur Stadt unaufhörlich fortgesetzt. Zwischen den beiden Zählungen von 1933 und 1939 ist nicht nur der gesamte Geburtenüberschuß, sondern darüber hinaus noch eine Zahl von 1½ Millionen Menschen dem Landvolk verloren gegangen, so daß jetzt die landwirtschaftliche Bevölkerung nur noch 18 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmacht. Gewiß war es nötig, im Interesse der Befreiung unseres Volkes die Rüstungsindustrie soweit wie möglich zu entwickeln, aber die Volksernährung ist nicht minder wichtig als die Rüstung und noch wichtiger ist die Erhaltung des Volkes. Ich halte diesen Verlust, der als Landvertreibung be-

[23]) Lattimer, J. E.: a. a. O. 1939. — Vgl. S. 55/56.

[24]) Erst kürzlich ist eine Zusammenstellung über diese Literatur unter dem Titel „Die Landflucht, eine Bibliographie" vom Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront herausgegeben. Berlin 1939.

zeichnet werden muß, für ein alarmierendes Ereignis. Wir sind in größter Gefahr, daß sich diese Bewegung fortsetzt und wir den Weg Englands gehen, wie er sich ja auch in den Vereinigten Staaten andeutet, wenn nicht mit ganz starken Mitteln eingegriffen wird.

Es ist bekannt, daß große Pläne in Vorbereitung sind, und der Reichsbauernführer hat die „Aufrüstung des Dorfes" verkündet, die mit größten Mitteln in Angriff genommen werden soll. Durch sie soll der Versuch gemacht werden, die Nachteile, die heute dem Landleben gegenüber dem Stadtleben noch anhaften, soweit wie möglich zu beseitigen, und zwar zum Ausgleich für die gewaltigen Vorausleistungen, die das Land seit Jahrzehnten für die Stadt durch Lieferung der Menschen sowie durch Abziehung gewaltiger Vermögen vom Lande gebracht hat. Geldrechnungen darüber sind auch bei uns schon angestellt worden[25])! Für Amerika rechnet Baker aus[26]), daß nach geringer Schätzung in dem Zeitraum von 1920 bis 1929 die amerikanische Landbevölkerung den Städten einen Vermögenswert von 12,6 Milliarden Dollar zugewendet hat. Über diesen Ausgleich zwischen Stadt und Land habe ich mich an anderer Stelle ausgelassen[27]). Durch diese Hilfe des Landes haben sich die Städte Lebensbedingungen geschaffen, die das Land allein nicht erringen kann. Hier sei nur kurz an die Straßen, bequem eingerichtete Wohnungen, Verkehrsmittel, Bildungsanstalten, ärztliche Versorgung und Gesundheitsdienst u. dgl. erinnert. Wir müssen das Leben auf dem Lande lebenswert machen, koste es was es wolle.

Weiter haben seit vielen Jahrzehnten bei uns und in anderen Ländern die Städter sich ihre eigenen Waren und Leistungen verhältnismäßig viel zu teuer bezahlen lassen und dem Bauern die seinigen dafür billig abgenommen. Wir nennen das heute die Unterbewertung der Landarbeit. Sie wird fast in allen Ländern in gleicher Weise beklagt. Dies ist das Hauptinstrument, mit dem man die Menschen vom Lande forttreibt, und zwar in den meisten Ländern des westeuropäischen Kulturkreises und darüber hinaus. Hierfür ist also das Stadtvolk und das ganze Volk verantwortlich und hat die Möglichkeiten der Änderung in der Hand.

Aber nicht nur die materiellen, auch ideelle Gründe spielen bei der Landentfremdung eine große Rolle. Charaktereigenschaften, wie sie durch Rasse, Geschichte und Erziehung bedingt sind, machen die Menschen in ganz verschiedenem Grade schollentreu oder schollenflüchtig. Wir Deutschen stehen in dieser Beziehung noch besonders günstig da, wie es insbesondere der Vergleich mit den Engländern und den Nordamerikanern ergibt. Entscheidend ist aber noch etwas anderes. Die gewaltigen Entschlüsse, die zur Rettung des Landvolks notwendig sind, können erfahrungsgemäß von einer demokratischen Regierung nicht gefaßt werden. Nur dem Führerstaat wird das möglich sein. So hoffen wir, daß ein gesundes kräftiges Landvolk auch für die ferne Zukunft die Grundlage des deutschen Volkes bilden wird in Bestätigung des Führerwortes, daß Deutschland ein Bauernreich sein oder nicht sein wird.

[25]) Lippmann: Die Landflucht. J. Landw. Bd. 87, H. 1, 1939. — Vgl. S. 30 ff.
[26]) Baker, O. E.: a. a. O. — Vgl. S. 74.
[27]) Seedorf, W.: Zum Ausgleich zwischen Stadt und Land. „Odal". Goslar 1940. Ders.: Der Ausgleich zwischen Stadt und Land. Landvertreibung — nicht Landflucht. Berliner Börsenztg. XXXVI, Nr. 85, 20. 2. 41.

Grundfragen städtischer Bevölkerungsgeschichte

Von

Prof. Dr. *Erich Keyser*, Danzig

Die Erforschung der deutschen Städtegeschichte hat sich in letzter Zeit im Zusammenhang mit der Sippenforschung der Beantwortung der Fragen zugewandt, wie groß die Einwohnerzahl der deutschen Städte im Wandel der Jahrhunderte gewesen ist, wie weit ihre Minderung durch das Aussterben der bürgerlichen Sippen beeinflußt und durch vermehrte Einwanderung wieder ausgeglichen wurde. Auch ist versucht worden, außer Zahl und Herkunft die örtlich und landschaftlich verschiedene, körperliche und seelische Artung des deutschen Bürgertums zu erkunden. Dabei wird immer deutlicher nicht nur der einzelne Bürger in der Gesamtheit seiner Wesensäußerungen erfaßt, sondern auch im Sinne der Gruppenbiologie des Menschen die Bevölkerung einer jeden Stadt als eine bestimmt umrissene Bevölkerungsgruppe herausgestellt. Gerade unter diesen Gesichtspunkten ergaben sich jedoch mehrere Schwierigkeiten für die Forschung, die auch schon zu Meinungsverschiedenheiten der an ihr beteiligten Forscher geführt haben. Es sei daher versucht, einige der häufiger aufgeworfenen Grundfragen der städtischen Bevölkerungsgeschichte genauer darzulegen und zu beantworten.

1. Bevölkerungszahl. Die bevölkerungsgeschichtliche Forschung hat seit ihren Anfängen mit besonderem Eifer sich bemüht, die Bevölkerungszahl der deutschen Städte in den früheren Jahrhunderten zu ermitteln. Zwar liegen genaue Zählungen mit wenigen Ausnahmen erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vor, doch gestatten mancherlei Quellen, die älteren Bevölkerungszahlen zu errechnen oder zu schätzen. Manche dieser Verfahren halten einer schärferen Prüfung nicht stand. Es ist nur selten möglich, aus der Zahl der Wehrfähigen die Gesamtzahl der Bevölkerung zu errechnen, weil nicht immer bekannt ist, in welchem zahlenmäßigen Verhältnis die einzelnen Schichten der Bevölkerung zur Wehrpflicht herangezogen sind. Auch aus der Zahl der jährlichen Geburten- oder Sterbefälle kann die Bevölkerungszahl kaum errechnet werden, weil die für eine solche Berechnung notwendige Kenntnis der absoluten Geburtenziffer und Sterbeziffer nicht festzustehen pflegt. Auch Steuerregister und Huldigungslisten lassen nicht immer genaue Berechnungen zu. Am sichersten kann aus der Zahl der Haushaltungsvorstände, die von der Zahl der Familien zu unterscheiden ist, die Zahl der Mitglieder jedes Haushaltes und damit die Gesamtbevölkerung ermittelt werden[1]). Denn fast alle Berechnungen haben, für welche Zeiten und für welche Orte sie auch vorgenommen wurden, ergeben, daß auf jeden Haushalt ungefähr 4—5 Personen entfallen. Sofern nun jeder Haushalt einem Hause gleichzusetzen ist, könnte aus der Zahl der auf anderem Wege festzustellenden Wohnhäuser die Gesamtzahl ihrer Bewohner berechnet werden.

Ein hinreichendes Urteil über die Bevölkerungszahl der deutschen Städte und ihre Bedeutung für die Gesamtheit des Volkes wird erst gewonnen werden können, wenn diese Zahlen für die einzelnen Landschaften feststehen

[1]) Bartholomäus, G.: Die Bevölkerungsbewegung im Eisenacher Land seit dem 16. Jahrhundert. 1939, S. 50.

werden. Dies wird in kurzem durch das „Deutsche Städtebuch" erreicht werden, das die Bevölkerungszahlen für alle Städte innerhalb der Reichsgrenzen vor 1800 ziemlich vollständig und für die spätere Zeit im Abstand von Jahrzehnten angeben wird. Wie die Vorarbeiten für das „Deutsche Städtebuch", herausgegeben von Erich Keyser (Band I, Nordostdeutschland, 1939; Band II, 1941), gezeigt haben, haben sich nicht nur die Bevölkerungszahlen der einzelnen Städte stark geändert, sondern auch ihr Verhältnis zur Bevölkerungszahl der benachbarten oder ursprünglich gleichartigen Städte ist großen Wandlungen unterworfen gewesen.

Für die künftige bevölkerungsgeschichtliche Forschung genügt es aber nicht, die genauen Bevölkerungszahlen der Städte in einzelnen Jahren zu wissen, sondern die Bevölkerung der Städte muß zahlenmäßig genauer gegliedert werden. Da die Lebenskraft der Bevölkerung aus ihrer Kinderzahl ersichtlich wird, muß die Zahl der Kinder gegenüber der Zahl der Erwachsenen oder wenigstens für einzelne Gruppen der bürgerlichen Bevölkerung der Hundertsatz ermittelt werden, den die Kinder gegenüber der Gesamtbevölkerung ausmachen. Angaben über die Kinderzahl finden sich gelegentlich in den Listen der Steuer- und Wehrpflichtigen. Genauer tritt sie hervor aus den Kommunikantenlisten, da diese nur die beichtfähige, also im wesentlichen die über 14 Jahre alte Bevölkerung verzeichnen. Mit ungewöhnlicher Genauigkeit konnte R. Schreiber für einige Städte im Egerland den genauen Altersaufbau und die Kinderzahl der Bevölkerung für die Mitte des 17. Jahrhunderts berechnen[2]). In den Städten der Mark Kleve wurden im 17. Jahrhundert 27—30% Kinder unter 14 Jahren, in Zürich 1637 32% Kinder unter 15 Jahren gezählt. In Tondern waren 1769 25% der Bevölkerung unter 16 Jahre alt, je 29% 17—22 und 33—48 Jahre und 26% mehr als 48 Jahre[3]).

Ebenso wichtig ist die Kenntnis des zahlenmäßigen Verhältnisses zwischen der männlichen und der weiblichen Bevölkerung, und zwar nicht nur unter Auswertung der Taufbücher für die Bevölkerung unter einem Lebensjahr. Denn bekanntlich entspricht die Häufigkeit der Knabengeburten nicht der Verhältniszahl, in der die erwachsenen Männer zu den erwachsenen Frauen stehen. In allen Städten machte sich ein starker Überschuß an Frauen bemerkbar. In Basel kamen 1454 auf 100 Männer 125 Frauen, in Zürich 1467 sogar 141 Frauen und in Köln in der Mitte des 16. Jahrhunderts 117 Frauen. In Nürnberg machten 1449 die Männer 21,4%, die Söhne 35,1%, die Frauen und Töchter nur 24.9%, die Knechte und Mägde 18,6% der bürgerlichen Bevölkerung aus; auf 100 Männer kamen 118 Frauen und auf 100 Knechte 121 Mägde. In Rostock betrug die Zahl der Männer in den Jahren 1594—1597 18,7%, der Söhne 18,8%, der Frauen 23,5%, der Töchter 19,1%, der Knechte 7,9% und der Mägde 11,1%; auf 100 Männer kamen 120 Frauen. In Köln bildeten in der Mitte des 16. Jahrhunderts die wehrhaften Männer 29,8%, die Frauen und Mägde 34,7% und die Kinder 35,4% der Bevölkerung. In Erfurt befanden sich im Jahre 1632 in einem Kirchspiel 23% männliche und 29% weibliche Personen und 48% Kinder, in einem anderen Kirchspiel 22% männliche und 38% weibliche Personen und 39% Kinder, in einem dritten Kirchspiel 26% männliche

[2]) Schreiber, R.: Der Elbogener Kreis und seine Enklaven nach dem Dreißigjährigen Kriege. 1939, S. 90 ff. und 227 ff.
[3]) Andresen, L.: Bürger- und Einwohnerbuch der Stadt Tondern. 1937, S. 237.

und 34% weibliche Personen und 39% Kinder. Selbst in der gleichen Stadt bestand somit ein Unterschied von fast 10% der Gesamtzahl bei den weiblichen Personen und den Kindern[4]).

Eine der genauesten Untersuchungen über den Bevölkerungsstand einer städtischen Bevölkerung hat F. Blendinger für die Stadt Weißenburg bei Nürnberg durchgeführt[5]). Durch Auszählung der Kirchenbücher und sippengeschichtliche Verfolgung aller in ihnen genannten Personen hat er ermittelt, welche Personen ihr gesamtes Leben in der Stadt verbracht haben, welche in ihr nur geboren wurden oder gestorben sind und somit vermutlich später abgewandert oder vorher zugezogen sind und welche sich nur vorübergehend in der Stadt aufgehalten haben. Er konnte somit die jährlichen Durchschnittszahlen der Geburten- und Todesfälle ebenso berechnen, wie die Zahl der Männer und Frauen. Bei den ständig Ansässigen entfielen auf 100 Männer im Jahre 1600 118 Frauen, 1650 120 Frauen und 1700 nur 98 Frauen; dagegen waren unter den Zuwanderern in den letzten beiden Stichjahren verhältnismäßig mehr Frauen vorhanden. Die entsprechenden Zahlen lauten für 1600 112 Frauen, für 1650 153 Frauen und für 1700 139 Frauen; sie lauten für die Gesamtbevölkerung der Stadt 113, 118 und 105 Frauen. Wie sich hieraus ergibt, verdecken die für die Gesamtbevölkerung anzugebenden Zahlen die bedeutsame Unterteilung der einzelnen Bevölkerungsgruppen nach Geschlechtern. Es muß daher bei künftiger örtlicher Forschung auf ihre unterschiedliche Kennzeichnung größerer Wert gelegt werden, als es bisher üblich war.

Große Beachtung verdienen alle Nachrichten über das Auftreten und die Wirkung von Seuchen. Denn da sie oft einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung, und zwar auch unter den jüngeren Altersklassen, dahinrafften, verursachten sie nicht nur eine augenblickliche Minderung der Bevölkerungszahl, sondern bestimmten auf Jahrzehnte hinaus die natürliche Vermehrung der Bürgerschaft. Wie jedoch fast überall zu beobachten ist, wurden die Verluste der Seuchen schon nach kurzer Zeit durch erhöhte Zuwanderung ausgeglichen. Diese kann, auch wenn sie nicht ausdrücklich überliefert ist, daraus erschlossen worden, daß die Bevölkerungszahl bald nach ihrer Minderung ihre frühere Höhe erreicht hat. Denn wenn auch die Geburtenziffer, wie es oft geschehen ist, kurz nach einer Seuche angestiegen sein sollte, kann ihre Erhöhung nicht die gewaltig gesteigerte Sterbeziffer ausgleichen. In vielen Fällen, in denen die Zuwanderung ausblieb, ist eine fortdauernde Minderung der Geburtenziffer zu bemerken. Nachdem in Weißenburg die jährliche durchschnittliche Zahl der Todesfälle in dem Jahrzehnt 1620—1630 112 und in dem Jahrzehnt 1630—1640 260 betragen hatte, ging die durchschnittliche Zahl der Geburten von 122 in dem Jahrzehnt 1620—1630 und 106 in dem Jahrzehnt 1630—1640 auf 99 in dem Jahrzehnt 1640—1650 und auf 75 in dem Jahrzehnt 1650—1660 zurück. Erst in dem Jahrzehnt 1710—1720 wurden wieder 117 Geburten im Durchschnitt erreicht.

Die Vernichtung größerer Teile der Bevölkerung und ihr Ersatz durch zuwandernde Gruppen hat in jedem Falle eine Artänderung der Gesamtbürgerschaft zur Folge gehabt und dies um so mehr, als die Zuwanderung nach

---

4) Keyser, E.: Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. 2. Aufl. 1941, S. 276 ff.

5) Blendinger, F.: Bevölkerungsgeschichte einer deutschen Reichsstadt im Zeitalter der Glaubenskämpfe. 1940.



Seuchenjahren nicht so sehr aus der näheren, von der gleichen Seuche betroffenen ländlichen Umgebung der Stadt, sondern oft von weither geschehen sein dürfte. Denn wie viele Beobachtungen lehren, ist gerade die dörfliche Bevölkerung oft in großer Zahl in die benachbarten Städte geflüchtet. Die Seuchen trafen daher in den Städten nicht nur die bürgerlichen Einwohner, sondern auch große Teile ländlicher Bevölkerungsgruppen. Es ist leider kaum möglich, diese beiden Gruppen voneinander zu sondern. Um so weniger brauchen aber solche Angaben bezweifelt zu werden, bei denen die durch Seuchen hervorgerufenen Todesfälle der Gesamtzahl der städtischen Einwohner gleichkommen oder sie sogar noch übertreffen.

Es ist seit langem strittig, wieweit die aus Bürgerbüchern, Steuerlisten und anderen amtlichen Quellen errechneten Zahlen der städtischen Bevölkerung diese wirklich in ihrer Gesamtheit oder nur die „Bürger" ohne die „Einwohner" betreffen. Denn bekanntlich standen den allein mit wirtschaftlichen und politischen Rechten ausgestatteten Bürgern die „Einwohner" gegenüber, die zu städtischen Ämtern und Wahlen nicht zugelassen wurden, auch nicht die bürgerlichen Lasten trugen, aber durch ihre wirtschaftliche Betätigung einen nicht unwichtigen Bestandteil des städtischen Lebens ausmachten. Zu ihnen wurden sogar städtische Beamte, Stadtoberste, Künstler und Gelehrte ebenso wie Dienstboten und Arbeiter gerechnet. Sie sind nur selten durch städtische Zählungen erfaßt worden, begegnen in den Kirchenbüchern, aber nicht in den Bürgerbüchern. Sie können oft in die Zahl der feststellbaren Haushaltungen einbegriffen werden, weil sie entweder selbst eigene Haushaltungen hatten oder, wie die Dienstboten, zur Haushaltung eines Bürgers gehörten. Das Vorhandensein solcher Einwohner neben den Bürgern ist für alle Städte unbestreitbar; ungewiß ist nur das zahlenmäßige Verhältnis, in dem die Bürger und die Einwohner zueinander standen. Manche Forscher neigen dazu, die Zahl der Einwohner als viel größer anzusetzen als die Zahl der Bürger[6]). Sie werden zu dieser Meinung dadurch verleitet, daß die für die Bürger überlieferten Zahlen vielfach sehr gering sind. Es ist jedoch in diesem Zusammenhange zu bedenken, daß auf jeden Bürger mindestens 2—3 Familienangehörige und ferner ebensoviele Hausgenossen entfallen. Im übrigen ging die Zahl der Bürger gegenüber der Gesamtheit der Bewohner einer Stadt zurück, seitdem mit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Bürgerrecht seine Geltung verlor. Diese Entwicklung findet auch darin ihren Ausdruck, daß die Bürgerbücher, welche die Erteilung des Bürgerrechtes jahrweise bekunden, seitdem immer weniger Eintragungen aufweisen und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gänzlich abgeschlossen wurden. Es darf daraus gefolgert werden, daß das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Bürgern und Einwohnern beträchtlichen Schwankungen unterworfen gewesen sein wird. Je mehr die berufliche Betätigung innerhalb der Stadtmauern auf die Bürger beschränkt war, desto geringer wird die Zahl der Einwohner gegenüber den Bürgern gewesen sein; je mehr die Bedeutung des Bürgerrechtes sank, desto mehr Personen werden auf seine kostspielige und verpflichtende Erwerbung verzichtet und als Einwohner in der Stadt gelebt haben. Es sind

[6]) Nach Popelka, F.: Die Bürgerschaft der Stadt Graz von 1720—1819 (1941) machten in Graz die Bürger 1578 30%, 1612 21%, 1660, 1700 und 1783 15% und 1836 nur 12% der Einwohner aus.



auch genug Fälle bezeugt, in denen ein Einwohner nach längeren Jahren der Anwesenheit oder gar erst sein Sohn das Bürgerrecht erworben hat. Die Bürgerschaft ergänzte sich somit ebenso aus den Reihen der Einwohner wie aus den Bürgersöhnen, aus den aus anderen Städten zuwandernden Bürgern und den erstmalig in der betreffenden Stadt zu Bürgern werdenden Bauern.

Einige Beispiele mögen diese Vorgänge veranschaulichen: In Nürnberg machten 1449 die nichtbürgerlichen Haushaltungen 10% der Gesamtzahl aus. In Worms gab es 1689 72% Bürger, 13% „Beisassen" und 15% Juden. In Danzig machten die Einheimischen, welche das Bürgerrecht erwarben, in den Jahren 1364—99 53% und in den Jahren 1710—93 46% der Neubürger aus. Dabei standen für das 18. Jahrhundert die Einwohnersöhne und die Bürgersöhne zueinander im Verhältnis 1 : 3. In Berlin machten die Bürgersöhne in den Jahren 1709—20 18%, in den Jahren 1721—30 26%, in den Jahren 1741—50 27% der Neubürger aus. Das Verhältnis der Bürgersöhne zu den Einwohnersöhnen sowie das Verhältnis der Einheimischen zu den Einwanderern weist somit städte- und zeitweise starke Unterschiede auf. Diesen Verhältnissen kommt für die Gesamtentwicklung der städtischen Bevölkerung große Bedeutung zu. Denn es dürfte anzunehmen sein, daß wenigstens ein Teil der „Einwohner" anderen Ständen und Stämmen als die Mehrzahl der „Bürger" zugehörte. Je mehr Einwohner und Bürger miteinander verschmolzen — dies geschah in größtem Umfange nach der Aufhebung des herkömmlichen Bürgerrechtes durch die liberale Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts — kam es zu einer starken Vermischung der zuvor streng getrennten Bevölkerungsgruppen der Städte. Soweit diese am Rande des deutschen Volksbodens gelegen waren, traten seitdem auch völkische Mischungen ein. Die starken Umsiedlungen, welche die Gewährung der Freizügigkeit und die Zunahme der Industrialisierung innerhalb Deutschlands zur Folge hatten, haben vollends die ältere bevölkerungskundliche Eigenart der deutschen Städte erheblich gewandelt. Geburtenrückgang, Überalterung und die „Verstädterung" der Gesamtbevölkerung des Reiches haben schließlich diese Entwicklung noch beschleunigt und gefördert.

2. Das Aussterben der bürgerlichen Sippen. Es wird sehr häufig behauptet, daß die bürgerlichen Sippen nach kurzer Zeit aussterben und daher die Bevölkerung der Städte nicht durch natürliche Vermehrung, sondern nur durch Zuwanderung vom Lande ihre Zahl erhalten oder gar vermehren könnte[7]). Dabei wird meistens ausgesprochen oder vorausgesetzt, daß auf dem Lande andere Verhältnisse herrschen. Es sei zunächst dahingestellt, wie weit die letzte Meinung zutrifft. Gegen die erste Behauptung sind in jedem Falle schwerwiegende Einwände zu erheben.

Zunächst ist zu erörtern, was im Grunde das sog. Aussterben der bürgerlichen Familien bedeutet und wie es erwiesen werden kann[8]). Beliebt ist

[7]) Über diese Behauptung, ihre Begründung und Widerlegung, besonders für die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten vgl. die Ausführungen von Günther, H. F. K.: Das Bauerntum. 1939, S. 394 ff.

[8]) Die Behauptung vom Aussterben der städtischen Familien geht zum größten Teil zurück auf das im übrigen beachtliche Werk von Hansen, Georg: Die drei Bevölkerungsstufen. 1889. Vgl. Günther, H. F. K.: Die Verstädterung. 2. Aufl. 1936, S. 10. Über das Aussterben vgl. Waehler, M.: Die Bevölkerungsbewegung in Erfurt während der letzten Jahrhunderte. 1940, S. 34 ff.

folgender „Beweis". Es werden die Namen der Bürgerschaft etwa des 15. Jahrhunderts mit den Namen des 18. Jahrhunderts verglichen, und es wird dabei aus der Tatsache, daß sehr viele Namen inzwischen verschwunden sind, gefolgert, daß die Sippen als Träger dieser Namen in der Stadt ausgestorben waren[9]). Diese Folgerung ist unzulässig. Denn 1. ist es bekannt, daß die Sippennamen im Laufe der Jahrhunderte starken Wandlungen unterliegen. Es wird nicht nur ihre Schreibweise und ihre mundartliche Form geändert, sondern es werden viele Namen gegen andere eingetauscht. Die oft derben oder nur eine Person nach Herkunft, Beruf und Eigenart kennzeichnenden Namen des späten Mittelalters werden gegen andere deutsche Sippennamen abgelegt; sie werden im Zeitalter des Humanismus latinisiert und graecisiert; sie nehmen später französische Formungen an. In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind andererseits sehr viele fremdsprachige Namen eingedeutscht worden. Die an der Nordseeküste lange verbreitete Sitte, den Sohn nach dem Vater zu benennen (die Gruppe der Hansen = Hans-Sohn-Namen) macht es überhaupt unmöglich, die Namen bevölkerungsgeschichtlich auszuwerten. Wenn also aus der Tatsache des Namenswechsels auf den Wandel der Bevölkerung geschlossen werden soll, muß zunächst in allen einzelnen Fällen ermittelt werden, ob mit den Namen auch die Sippen verschwunden sind. 2. Muß bedacht werden, daß die Vatersnamen auf die weiblichen Nachkommen nicht überzugehen pflegen. Der Schwund der Namen bedeutet somit nicht ohne weiteres ein Versiegen des Sippenblutes. 3. Jede Untersuchung der städtischen Bevölkerungsgruppen ergibt erhebliche Aus- und Einwanderungen. Zwar geben die Bürgerbücher und andere Verwaltungsakten vorwiegend nur die einwandernden Bürger an; sie machen vielfach ein Drittel bis zur Hälfte der gleichzeitig anwesenden Bürgerschaft aus. Diese Einwanderung setzt jedoch im gleichen Umfange eine Auswanderung aus anderen Orten, und zwar auch aus Städten, voraus. Denn es kann immer wieder nachgewiesen werden, daß die Bevölkerung der Städte sich nicht ausschließlich, sogar nicht immer vorwiegend aus der Landbevölkerung, sondern aus anderen Städten ergänzt hat. Es kann aber nicht von einem Aussterben bürgerlicher Sippen gesprochen werden, wenn diese in Tochterstämmen oder auch in gleichnamigen Söhnestämmen in anderen Orten und sogar in Städten fortleben. 4. Die sippenkundlichen Untersuchungen, aus denen das Aussterben bürgerlicher Familien gefolgert wird, beziehen sich in den meisten Fällen auf die Familien der Ratsgeschlechter und der Honoratioren. Es ist dies verständlich, weil die Überlieferung für diese Familien besonders günstig zu sein pflegt. Den Ergebnissen solcher Untersuchungen kommt aber keine allgemeine Geltung zu. Denn einmal ist bekannt, daß auch solche hochgestellten Familien und zwar unter den gleichen Namen Jahrhunderte hindurch in der gleichen Stadt ansässig gewesen, also nicht ausgestorben sind. Fr. von Karaisl[10]) kann in München die Barth von 1328—1803, die Hoerl von 1326 bis 1709, die Poetschner von 1319—1518, die Ridler von 1318—1732, die Schrenk von

[9]) Behauptungen dieser Art stellt zusammen Mitgau, H.: Alt-Quedlinburger Honoratiorentum (1934, S. 59 ff.), ohne jedoch den für das Bürgertum abträglichen Folgerungen zuzustimmen; er sagt vielmehr mit Recht, „daß man mit der verbreiteten Vorstellung, die alten Stadtgeschlechter einer sozialen Oberschicht seien schnell verbraucht und blieben nicht lange in Form", vorsichtig sein muß.

[10]) Karaisl, F. v.: Zur Geschichte des Münchener Patriziats. 1938.

1293—1623 sogar als Ratsgeschlechter nachweisen. Es haben also diese Familien, denen noch andere beizufügen sind, sich sogar in gleicher sozialer Stellung erhalten. Bei den meisten Ratsgeschlechtern dürfte dies jedoch nicht geschehen sein. Viele von ihnen sind abgesunken, andere sind aufgestiegen; sie erscheinen daher in den Ratslisten nur kurze Zeit, brauchen deshalb aber noch nicht ausgestorben zu sein; ihr Blut kann in den Kreisen der Handwerker und Arbeiter fortdauern und späte Nachkommen, unter Umständen unter anderen Familiennamen, sogar wieder dem Rate zuführen. Es ist überdies eine allgemeine Erfahrung, daß viele Sippen gerade durch starken sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg zugrunde gehen. Sippen, deren Angehörige durch mehrere Ahnenreihen den gleichen Beruf haben und in gleichen Lebensverhältnissen verbleiben, pflegen dagegen sich länger zu erhalten und auch fruchtbarer zu sein. Es sei nur auf die zahlreichen Pfarrer- und Ärztefamilien und die Sippen der Handwerker verwiesen, deren biologische Wertigkeit durchaus jener der Bauernfamilien entspricht.

Die gewöhnlich vorgebrachten Behauptungen über das Aussterben bürgerlicher Familien sind somit unzureichend begründet und können vielfach gar nicht begründet werden. Auf der anderen Seite kann darauf verwiesen werden, daß durch die großen Seuchen vielfach erhebliche Teile der städtischen Bevölkerung tatsächlich ausgestorben sind. Dieses Aussterben ist jedoch keine Folge des Lebens in der Stadt; es ist auf dem Lande in gleichem Umfange geschehen. Denn die hygienischen Zustände waren hier wie dort gleich schlecht. Außerdem täuschen die überlieferten Zahlen der durch Seuchen in den Städten hervorgerufenen Bevölkerungsverluste insofern, als in ihnen auch ein großer Teil der Bevölkerung der benachbarten Dörfer enthalten ist, die vor den Seuchen in die Stadt geflüchtet sind. Aus der Zahl der angegebenen Todesfälle darf daher nicht ohne weiteres gefolgert werden, daß sie ausschließlich auf die bürgerliche Bevölkerung zu beziehen sind und diese sich etwa um ein Viertel bis zur Hälfte vermindert habe und somit „ausgestorben" wäre. Manche bürgerlichen Familien sind umgekehrt gerade vor den Seuchen nach auswärts geflohen und dort von ihnen verschont geblieben. Es herrscht bei der Erörterung dieser Vorgänge oft auch die Vorstellung vor, daß die Zusammendrängung zahlreicher Menschen in den Stadtmauern ihren Gesundheitszustand ungünstig beeinflußt und daher die Wirkung der Seuchen erhöht habe; demgegenüber ist darauf zu verweisen, daß die deutschen Städte bis in das 17. Jahrhundert hinein noch sehr viel lockerer bebaut waren, als es später und besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgt ist. Die Behausungsziffer war gar nicht übermäßig groß. Außerdem standen in den Städten gerade den Kranken sehr viel mehr Heilkräfte zur Verfügung, als es heute noch vielfach auf dem Lande der Fall ist; es ist ja überhaupt eine gänzlich unbegründete Vorstellung, daß die Landbevölkerung grundsätzlich gesünder wäre als die Stadtbevölkerung. Der gesundheitliche und der rassische Befund der Landbevölkerung in sehr vielen Gegenden Deutschlands spricht auch heute im Vergleich mit der Bevölkerung deutscher Städte oft genug durchaus zu Ungunsten der Landbevölkerung.

Wenn ferner darauf verwiesen wird, daß die Zahl der außerhalb der Stadt gebürtigen Einwohner oft größer wäre als die Zahl der Einheimischen, auch in früheren Jahrhunderten das Bürgerrecht vielfach mehr an Auswärtige als an

Bürgersöhne verliehen wäre[11]), so ist dem entgegenzuhalten, daß die hohe Einwanderung wohl eine Vermehrung der Bevölkerungsziffer bewirkt hat, daß diese aber auch ohne, jedenfalls ohne größere Zuwanderung, auf der früheren Höhe sich gehalten haben könnte.

Das Aussterben bürgerlicher Familien in den Städten kann somit im allgemeinen nicht erwiesen und auch nicht allein auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß diese Familien in den Städten lebten. Die Städte an sich sind nicht die Totengräber des Volkes gewesen; sie sind dies z. T. erst durch die Vernachlässigung der Gesundheitsverhältnisse seit der Mitte des 19. Jahrhunderts geworden. Dieser Mißstand ist jedoch in den letzten Jahrzehnten weithin gebessert worden. Das gleiche gilt auch für die einige Jahrzehnte lang zersetzende und zerstörende Wirkung des städtischen „Geistes". Auch er ist besonders durch die Erziehungsarbeit des Nationalsozialismus zum Bessern gewandelt worden. Wenn, wie Thurnwald behauptet und Günther ihm zugegeben hat, die Städte die Anlagen zu einer höheren Gesittung verzehren, wenn die „Untergänge" der Völker von den Städten ausgehen, so sind dies Vorgänge, die wohl für die antike Kulturwelt zu beachten sind, aber nicht für alle Völker und für alle Städte des Abendlandes zu verallgemeinern sind. Im Gegenteil sind in der neueren Geschichte, wie Herder mit Recht betont hat, die Städte „in Europa gleichsam stehende Heerlager der Kultur, Werkstätten des Fleißes und der Anfang einer besseren Staatshaushaltung" geworden.

Wenn schließlich geäußert wird, daß die Städte nicht ohne die ständige Zuwanderung vom Lande „leben" könnten, so wird dadurch die Bedeutung der Städte für das Volksganze nicht gemindert, sondern tatsächlich erhöht; denn jener Umstand würde, wenn er allgemein zuträfe, bezeugen, daß auch das Land nicht ohne die Stadt „leben" kann. Im Grunde sind Stadt und Land auch bevölkerungsmäßig aufeinander angewiesen. Es ist dies geschichtlich selbstverständlich. Denn die Städte sind nicht im Gegensatz zum Lande und zu seinem Schaden entstanden, sondern gerade, weil das Land allein die Lebensbedürfnisse des Volkes nicht mehr zu befriedigen vermochte. Die Städte werden daher für alle Zeit ihre selbständige Bedeutung im Volksleben behalten und behalten müssen; ihre Bevölkerung wird sich aus den Reihen der Landbevölkerung ergänzen; sie werden auch, wie bisher, eigene Kräfte an diese abgeben. In jedem Falle ist es unzulässig, die Behauptung vom Aussterben der bürgerlichen Familien weiterzutragen, in der bisherigen unzureichenden Form zu begründen und als Agitationsmittel in dem überflüssigen Widerstreit zwischen Stadt und Land zu verwenden[12]).

3. Einwanderung und Auswanderung. Schon die Erörterungen über die Bevölkerungszahl haben ergeben, welchen großen Einfluß die Einwanderung auf die Erhaltung des Bevölkerungsstandes gehabt hat. Ihr kommt jedoch ebenso wie der Auswanderung noch eine erheblich höhere Bedeutung für die Bewahrung oder Veränderung der Bevölkerungsart zu. Denn je nach

[11]) In Angermünde erhielten in den Jahren 1607—1765 484 Bürgersöhne und 851 Auswärtige das Bürgerrecht. Vgl. Gebhardt, P.: Das Bürgerbuch der Stadt Angermünde. 1931.

[12]) Im übrigen ließe sich mit den gleichen Gründen das Aussterben der ländlichen Sippen „erweisen"; denn auch die Bevölkerung der Dörfer erhält sich vorwiegend nur durch Zuwanderung aus anderen Dörfern.

Herkunft der Einwanderer haben diese die stammesmäßige und volkliche Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung in ihrer bisherigen Form verstärkt oder umgestaltet. Einige allgemeine Ergebnisse der bisherigen Forschung können den folgenden Betrachtungen vorangestellt werden.

Wie viele Beobachtungen ergeben haben, stammt die Mehrzahl aller Einwanderer aus der näheren Umgebung der Stadt. Die Stärke der Einwanderung nimmt mit der Entfernung der Heimat der Einwanderer ab. Dieser Satz gilt um so mehr, je kleiner die Stadt ist. Schon die Großstädte des Mittelalters weisen eine größere Zahl von Einwanderern aus entfernten Landschaften und sogar aus dem Auslande auf als die kleinen Städte. In Frankfurt am Main kamen 1311—1350 91% Einwanderer aus einer Entfernung bis zu 70 km; im gleichen Jahrhundert stammten in Braunschweig 75% der Neubürger aus einem Umkreise von 75 km und in Dortmund 88% aus der Provinz Westfalen. In Danzig mit seinen ausgedehnten Fernhandelsbeziehungen waren dagegen am Ende des 14. Jahrhunderts nur 25% der Einwanderer in dem Preußenland beheimatet; auch im 18. Jahrhundert stammten nur 30% aus dem Preußenland. Der große Anteil der Bevölkerung der benachbarten Dörfer und Städte an der Zusammensetzung der Bürgerschaft der großen Städte ergibt für die gesamte Landschaft eine starke Einheitlichkeit in der Bevölkerungsart. Umgekehrt dürften Abweichungen, wie sie sich bei den großen Handelsorten vorfinden, nicht nur ihre geistige, sondern vielfach auch ihre politische Sonderstellung bestimmt haben. Da die Bevölkerung der kleineren Städte noch mehr als die Bevölkerung der größeren Städte der Bevölkerung des Landes glich, führte die Einwanderung aus ihnen in die großen Städte der Bevölkerung dieser Städte keinen wesentlich anderen Blutstrom zu, als ihr von den Dörfern der gleichen Landschaft zufloß. Trotzdem ist es wichtig, die beiderseitigen Anteile festzustellen, den die Einwanderer aus den Städten und aus den Dörfern einer Landschaft haben; dabei muß in gleicher Weise die Zahl der Einwanderer abgebenden Städte und Dörfer wie die Zahl der aus ihnen kommenden Einwanderer ermittelt werden. So stammten die 5411 Einwanderer, die im 18. Jahrhundert aus Deutschland nach Danzig zogen und dort das Bürgerrecht erwarben, aus 537 Städten und 1558 ländlichen Ortschaften; von der Gesamtzahl der Geburtsorte machten die Städte somit nur 25% aus[13]). Da jedoch aus diesen Städten 2379 Personen und aus den ländlichen Ortschaften 3032 Personen zuzogen, war der Anteil der bürgerlichen Einwanderer im ganzen auf 44% der Gesamtzahl zu bemessen. Ähnlich lagen die Verhältnisse bereits im 14. und 15. Jahrhundert. In den Jahren 1364 bis 1434 wanderten in Danzig allein aus Niederdeutschland 403 Personen aus 114 Städten und 583 Personen aus 379 Dörfern ein. Die Städte machten somit 23% der Herkunftsorte, die Bürger dagegen 41% der Einwanderer aus. Der Anteil der bürgerlichen Einwanderung an der Gesamteinwanderung war in den genannten Jahrzehnten starken Veränderungen unterworfen; sie müssen in jedem Falle berücksichtigt werden. Eine weitere allgemeine Beobachtung geht dahin, daß die Zuwanderung aus den ländlichen Ortschaften mit der Zunahme der Entfernung abnimmt. Die Einwanderung aus den entferntesten Gegenden kommt fast ausschließlich aus Städten. Von den Einwanderern nach

[13]) Walther, R.: Die Danziger Bürgerschaft im 18. Jahrhundert nach Herkunft und Beruf. Z. Westpreuß. Geschichtsvereins H. 73, 1937, S. 63 ff.

Danzig im 18. Jahrhundert stammten aus der benachbarten Weichselniederung 247 aus Städten und 1530 aus ländlichen Ortschaften, von Pommern 416 aus Städten und 520 aus Dörfern, von Brandenburg 141 aus Städten und 49 aus Dörfern, von Baden nur 4 aus Städten. Der Anteil der Städter wuchs also im Grade der Entfernung von 14% auf 44%, auf 74% und schließlich auf 100% an.

Auch die Herkunft aus den einzelnen Landschaften pflegt große zeitliche und landschaftliche Schwankungen aufzuweisen. Während in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts noch 31% der Einwanderer nach Danzig aus den Gebieten westlich der Elbe stammten, waren dort im 18. Jahrhundert nur 8% der Einwanderer gebürtig. Während im späten Mittelalter unter den Einwanderern nach Hamburg nur 2% aus Westfalen kamen, waren es in Lübeck 21%. Aus den Niederlanden stammten von den Einwanderern nach Hamburg 9%, nach Lübeck 3%, nach Rostock 1%, nach Stralsund 3% und nach Danzig 3%.

Die Feststellung der Herkunftorte der Einwanderer unterliegt für die früheren Jahrhunderte mancherlei Schwierigkeiten. Erst seit dem 17. Jahrhundert sind in den Bürgerbüchern die Herkunftorte, auch nach Landschaften, genau bezeichnet; für die früheren Zeiten ist es oft strittig, welcher Ort gemeint ist, da die überlieferte Schreibweise die Deutung auf mehrere heutige Ortschaften zuläßt. Nicht selten erschweren auch die von der heutigen Gepflogenheit abweichenden Städtenamen die Bestimmung. Denn diese haben sich im Laufe der Jahrhunderte viel stärker geändert, als der Außenstehende vermutet. Es ist deshalb vorgesehen, daß im „Deutschen Städtebuch" auch alle von der heutigen Form abweichenden Namen für jede deutsche Stadt angegeben werden.

Eine weitere Fehlerquelle bei der Bestimmung der Herkunft der Einwanderer beruht auf der Tatsache, daß im 13. und 14. Jahrhundert in vielen Fällen die Herkunftbezeichnungen zu Herkunftnamen der Einwanderer geworden sind und von diesen auch dann beibehalten wurden, wenn sie in andere Orte übersiedelten; auch wurden sie auf ihre Nachkommen übertragen. Es ist also nicht immer mit voller Sicherheit zu entscheiden, ob der Einwanderer wirklich aus dem Orte eingewandert ist, nach dem er für seine Person oder für seine Familie bezeichnet wurde. F. Rörig hat mehrfach darauf hingewiesen, daß für die Auswanderer aus Niedersachsen nach dem Osten Lübeck ein beliebter Sammelplatz gewesen ist. E. Krüger hat gezeigt, daß viele Personen und Familien, die in den Städten an der deutschen Ostseeküste ansässig waren, vorher in Lübeck heimisch gewesen sind, obwohl ihre Herkunftbezeichnung auf westfälische Städte hindeutet[14]). Erfahrungen dieser Art warnen zur Vorsicht. Sie entwerten jedoch nicht die Verwendung von Herkunftnamen für bevölkerungsgeschichtliche Forschungen. Denn wenn auch für einzelne Einwanderer eine Zwischenheimat nachweisbar ist, bleibt die Tatsache bestehen, daß die ursprüngliche Heimat ihrer Sippen in ihrer Herkunftbezeichnung enthalten ist. Diese ist somit für die stammesmäßige Gliederung der Einwanderergruppen durchaus verwertbar. Sie gilt selbst für den Fall, daß die Herkunftbezeichnung bereits dem Sohn oder dem Enkel des ersten

[14]) Krüger, E.: Die Bevölkerungsverschiebung aus den altdeutschen Städten über Lübeck in die Städte des Ostseegebietes. Z. Vereins Lübeckische Gesch. XXVII, 1934, S. 101 ff.



Trägers anhaftet, weil auch seine mütterlichen Ahnen stammlich meistens den die väterlichen Namen gebenden Vorfahren verwandt gewesen sein dürften[15]).

Verhältnismäßig selten ist bisher die Gliederung der Einwanderer nach Berufen beachtet worden; erst sie läßt jedoch die wirtschaftliche Zusammensetzung der Bürgerschaft genauer erkennen und gibt auch Aufschluß darüber, wie weit bestimmte Berufe sich aus denselben Gegenden ergänzt haben. F. Blendinger hat für Weißenburg folgendes festgestellt: Bauern zogen nur aus einer Entfernung bis zu 15 km zu, Fuhrleute und Tagelöhner vorwiegend aus einer Entfernung bis zu 50 km und dann erst wieder aus einer Entfernung zwischen 100 und 300 km. Dagegen waren Angehörige des Bekleidungs-, Nahrungsmittel- und Baugewerbes aus allen Gegenden zugewandert, wenn auch bei ihnen die Mehrzahl aus einer Entfernung bis zu 50 km stammte, die Zuwanderung bei einer Entfernung zwischen 50 bis 100 km sich minderte und erst bei einer Entfernung über 100 km wieder anstieg. Geistige Berufe, wie die der Geistlichen, der städtischen höheren Beamten und der Künstler pflegen die weitesten Entfernungen zurückzulegen, Bauern an die nächste Nachbarschaft gebunden zu sein.

In Danzig wurden im 18. Jahrhundert bei Erwerbung des Bürgerrechtes Kaufleute, Handwerker und Arbeiter unterschieden. Aus dem Preußenland kamen 780 Kaufleute (25%), 956 Handwerker (31%) und 1293 Arbeiter (44%); aus Nordwestdeutschland 57 (12%) Kaufleute, 331 (70%) Handwerker, 93 (18%) Arbeiter; aus Süddeutschland 20 (18%) Kaufleute, 62 (55%) Handwerker, 31 (27%) Arbeiter; aus Deutschland zusammen 1116 (21%) Kaufleute, 2255 (42%) Handwerker, 1990 (37%) Arbeiter.

Wie diese Übersicht zeigt, haben die Angehörigen der unteren Berufe, die als Arbeiter das Bürgerrecht erwarben, den größten Anteil an der Einwanderung aus der näheren Umgebung der Stadt; die Handwerker überwiegen dagegen unter den Einwanderern aus der weiteren Entfernung und zwar so erheblich, daß sie die Hälfte bis drei Viertel der Einwanderer aus den entferntesten Gegenden stellten. Der Wandertrieb des deutschen Handwerkers prägt sich in diesen Zahlen deutlich aus. Es ist verständlich, daß der Bedarf an Vertretern der einzelnen Berufe vornehmlich aus den Gegenden gedeckt wurde, in denen diese, wie etwa die Brauer oder die Tuchmacher, besondere Geltung hatten, wobei die Entfernung eine geringere Rolle spielte. So stammten die Tuchmacher in Danzig im 17. Jahrhundert zum größten Teil aus Schlesien. Wie sich hieraus ergibt, konnten die Angehörigen der einzelnen Berufszweige sich innerhalb der Stadt auch stammlich stärker unterscheiden, als es der stammlichen Gliederung der Gesamtbevölkerung entsprach. In einer Stadt mit niederdeutscher Umgebung konnten somit die unteren Berufe vorwiegend niederdeutsch, die handwerklichen und kaufmännischen Berufe dagegen, soweit es aus den allgemeinen, für die Stadt gültigen Wanderungsbedingungen sich ergab, stärker mitteldeutsch oder auch oberdeutsch bestimmt gewesen sein. Noch stärker dürften sich solche Unterschiede in den geistigen Berufen geäußert haben. Es konnte sogar dahin kommen, daß die Führerschicht einer Stadt stammlich wesentlich anders geartet war als die Mehrheit

[15]) Gegen die Aufstellungen Krügers haben auch H. von zur Mühlen und L. Arbusow beachtliche Einwendungen erhoben. Vgl. Baltische Lande. Hrsg. Brackmann, A. und Engel, C.: I, 1939, S. 370 ff.

der Einwohnerschaft. Seelische und auch politische Spannungen dürften aus solchen Verhältnissen zu erklären sein. Sie sind leider bisher noch kaum beachtet worden. Im übrigen gilt es stets zu bedenken, daß sowohl der Anteil der Landschaften, die Einwanderer an eine Stadt abgaben, im Laufe der Jahrhunderte ebenso sich änderte, wie die berufliche Gliederung der Einwanderer. Nur genaue Untersuchungen, die diesen Wandel berücksichtigen und aus den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Einflüssen, die das Leben der Stadtbevölkerung bestimmten, zu erklären vermögen, können über ihre Zusammensetzung und ihre Eigenart hinreichend Aufschluß geben.

4. Die Bevölkerungsart. Während, wie die vorstehenden Ausführungen zeigen, Zahl, Herkunft und Gliederung der städtischen Bevölkerung bereits häufig, wenn auch nicht immer befriedigend untersucht worden sind, hat ihre erblich bedingte Artung, ihre körperliche Gestalt und ihre seelische Haltung bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden. Es liegt dies wohl nicht nur daran, daß die rassischen Kräfte des menschlichen Daseins erst neuerdings stärker beachtet zu werden pflegen, sondern jener Mangel dürfte auch darauf zurückzuführen sein, daß solche Artforschung nicht statistisch betrieben werden kann, die ältere Bevölkerungswissenschaft aber vorwiegend auf die Bevölkerungsstatistik sich beschränkt hat. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß jede Untersuchung über Werden und Wesen einer Bevölkerung unzureichend ist, solange nicht auch ihre Art bestimmt worden ist.

Für die Erkenntnis der Bevölkerungsart des deutschen Bürgertums stehen vier Quellengruppen zur Verfügung: 1. Die bildliche Wiedergabe oder bildnisähnliche Beschreibung von Angehörigen der deutschen Bürgerschaft, 2. die schriftliche Überlieferung über Wesensmerkmale von Stadtbevölkerungen, wie sie in Stadtbeschreibungen, Dichtungen, Volksliedern und Volkswitzen vorliegt, und 3. die kulturelle Leistung einer Stadtbevölkerung als Ausdruck ihrer körperlichen, geistigen und seelischen Begabung, 4. die körperlichen Überreste der früheren Einwohnerschaft, wie sie in Skelettfunden in Kirchen und auf Friedhöfen, auch auf dem Gelände von älteren Befestigungen oft in großer Zahl vorliegen.

Gestalt und Ausdruck des Menschen sind Zeugen seiner Herkunft und Zeugnis seines Wesens. Es ist seltsam, daß seit Jahrzehnten das Kulturgut der deutschen Bürgerschaft gesammelt und erforscht worden ist, daß aber die Bürger selbst in ihrer Gegenwärtigkeit und in ihrem bildlichen Nachleben bisher noch kaum beachtet worden sind. Trotzdem sind die Bürger und ihre Bildnisse in jedem Falle die sprechendsten, anschaulichsten und lebendigsten Zeugen ihrer Abstammung und ihrer Eigenart. Es ist daher notwendig, planmäßig die bildlichen Darstellungen des deutschen Bürgertums der Vergangenheit zu sammeln, zu verzeichnen und der Forschung zu erschließen, und zwar ebenso die Bildnisse einzelner Persönlichkeiten wie Gruppenbilder und bildliche Wiedergaben des bürgerlichen Lebens. Bürgerliche Bildnisse liegen in sehr großer Zahl vor; denn seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind Bürgermeister und Ratsherren, Geistliche und Ärzte, Professoren und Künstler, zunächst als Nebenfiguren bei Heiligen- und Gedächtnisbildern, gemalt und gezeichnet, gestochen und radiert worden[16]). Gewiß geben diese Bildnisse die

[16]) Singer, H. W.: Allgemeiner Bildniskatalog. 1929 ff.
v. Diepenbroick-Grüter: Allgemeiner Porträt-Katalog. 1931—38.

dargestellten Persönlichkeiten nicht immer wirklichkeitsgetreu wieder; sie zeigen diese, wie sie gesehen werden wollten oder gesehen werden sollten. Eigentümlichkeiten der Mode, des ständischen Auftretens, der künstlerischen „Handschrift" ergeben Abweichungen von der Wirklichkeit. Trotzdem sind die Bildnisse von Bürgern derselben Stadt, wenn auch nicht so sehr als Quelle für den dargestellten einzelnen Bürger, so doch als Quelle für das Aussehen der Bürgerschaft eines bestimmten Ortes zu verwerten. Gerade ihre „Familienähnlichkeit" macht sie dafür geeignet. Denn es fällt auf, daß Bildnisse, die den gleichen Kreis von Bürgern betreffen, sich oft sehr ähnlich sind. Es sollte einmal unternommen werden, die bürgerlichen Bildnisse einer größeren Stadt zusammenzustellen. Wie einige museale Versuche ergeben haben, würde aus ihnen das Gesicht des Bürgertums dieser Stadt gerade im unterscheidenden Vergleich zu den Bildnissen einer anderen Stadt deutlich hervortreten. Außer den Bildnissen sind die bildlichen Darstellungen von dem häuslichen, beruflichen oder politischen Leben der Stadtbevölkerung als wichtige Quellen heranzuziehen, selbstverständlich nur dann, wenn solche Bilder örtlich und zeitlich genau zu bezeichnen sind. Denn sie zeigen, durch das Auge eines Künstlers gesehen, wie die Bürger einer Stadt zu bestimmter Zeit sich verhalten haben, aufgetreten sind, gezeigt werden wollten. Ergänzt durch sippen- und bevölkerungsgeschichtliche Untersuchungen vermitteln Bilder und Bildnisse einen hervorragenden, unersetzlichen Einblick in die Wesenart des deutschen Bürgertums[17]).

Während die bildlichen Quellen den äußeren Ausdruck der Wesensart des Bürgertums erkennen lassen, gewährt die schriftliche Überlieferung eine vielfältige Einsicht in ihre inneren, seelischen und geistigen Merkmale. Die seit dem späten Mittelalter zahlreich vorliegenden Berichte über die deutschen Städte enthalten in den meisten Fällen auch eine Kennzeichnung ihrer Bürgerschaft; sie heben ihre Vorzüge und ihre Mängel hervor, sie beschreiben ihre Neigungen und ihre auffallendsten Leistungen. Sie enthalten nicht immer richtige, aber aufschlußreiche Urteile über ihre Tugenden und Laster. In Merians Städtechronik wird den Straßburgern nachgerühmt: „Die Bürgerschaft ist beherrscht und männlich; sie ist den ehrlichen, löblichen, ruhmwürdigen Fußstapfen ihrer Altvordern jederweilen treulich nachgefolgt, in männlicher Tapferkeit, aufrichtiger Redlichkeit, alter deutscher Kühnheit und unerschrockener Standhaftigkeit." Die Wiener hat bereits Aeneas Sylvius geschildert. Von den Danzigern wird in dem Städtebuch von Braun und Hogenberg gesagt: „Welche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit erweisen die Bürger einem Jeglichen! Was für stattliche Gebäude sieht man in der Stadt! Welche Umsicht und Weisheit im Ratschlagen sieht man bei den Bürgern! Welche Sauberkeit an Kleidung und welche Höflichkeit an bürgerlichen und höfischen Sitten!" Leider sind Beschreibungen dieser Art bisher noch für keine einzige Stadt zusammengestellt und als bevölkerungsgeschichtliche Quelle genutzt worden. Es muß dabei nur vermieden werden, Lobredereien ernst zu nehmen oder wiederholt vorkommende Redensarten und formel-

[17]) Über die bevölkerungsgeschichtliche Auswertung von Bildnissen vgl. Keyser, E.: Das Bildnis als Geschichtsquelle (1935) und die dort angegebenen Schriften sowie ders.: Das Bildnis als Quelle für die Bevölkerungsgeschichte des Auslandsdeutschtums. Jb. Auslandsdtsch. Sippenk. II, 1937, S. 29.

hafte Wendungen für den Einzelfall auszuwerten. Die Ergiebigkeit dieser Quellengattung muß erst noch erprobt werden; ihre Brauchbarkeit ist aber nicht zu beanstanden.

Schließlich sind die kulturellen Leistungen einer städtischen Bevölkerung als Ausdruck ihres Wesens zu betrachten. Dabei gilt es nicht so sehr, die großen Kunstwerke einer Stadt zur Beurteilung heranzuziehen; denn sie sind oft von auswärtigen Meistern gefertigt und im Zuge der allgemeinen Stilentwicklung entstanden. Ihre Form ist nur im Rahmen einer größeren Landschaft standortbedingt; oft sind auswärtige Vorbilder nachgeahmt. Wichtiger sind für die bevölkerungsgeschichtliche Auswertung jene „volkskundlichen" Geräte und Gegenstände, die den Geschmack, das Bedürfnis und die handwerkliche Geschicklichkeit ihrer Erzeuger und ihrer Benutzer verraten: Hausrat und Werkzeuge, Kleidung und Möbel, Bücher und Bilder, welche die Räume der einzelne Städte kennzeichnenden Bürgerhäuser füllen. Nüchternheit und Prunksucht, Phantasie und Bequemlichkeit, Überlieferungstreue und Neuerungssucht, weltweite Aufgeschlossenheit und stadtmauerliche Beengtheit, Drang nach geistiger Bildung und Musikalität, Lebensfreude oder Gleichgültigkeit gegenüber den Genüssen der Tafel und der Geselligkeit und vieles andere prägen sich in ihnen aus. In Straßen- und Hausnamen, in Sitte und Brauch, in der Gestaltung öffentlicher Festlichkeiten und Aufzüge, in Rechtsgewohnheit und Volksglauben zeigen sich weitere Wesenszüge einer Bürgerschaft. Sie bekunden sich nicht weniger in dem politischen und moralischen Verhalten in Kriegs- und Notzeiten, in der Pflege der Gemeinschaft, im „Bürgersinn" und in der „bürgerlichen Gesinnung"[18]).

Aus den genannten Quellengruppen ist das Wesen der städtischen Bevölkerung zu erschließen. Es kommt dabei darauf an, ein einheitliches Bild aus ihnen zu formen, Körper und Geist, Beruf und Leistung, Urteil und Beurteilung im Zusammenhang zu sehen[19]). Es wird auch nötig sein, die unterschiedliche Haltung der einzelnen städtischen Bevölkerungsgruppen und die Veränderung ihres Wesens im Laufe der Zeiten herauszuheben. Mit Recht hat H. Kügler betont, daß die Bevölkerung der einzelnen Stadtteile Berlins ganz verschiedene Prägung hat; trotzdem gibt es eine gemeinsame Berliner Art, die mit der Wiener oder der Hamburger Art nicht zu verwechseln ist. Auch schon die Bevölkerung kleiner, benachbarter Städte weist verschiedene Züge auf, die nicht selten zu gegenseitigen Hänseleien und sogar zu politischen Gegensätzen geführt haben. Die bevölkerungskundliche Forschung wird alle diese Einzelheiten genau zu beachten und, soweit es möglich ist, auf ihre Ursachen zurückzuführen haben. Sie sind in den Erbanlagen und somit in der volklichen und stammlichen Herkunft der Bürgerschaft zu suchen, auch in den Lebensbedingungen, die ihr Landschaft und politisches Schicksal geboten haben. Die Bevölkerungsart wird zu kennzeichnen sein, nicht in der Beschrei-

[18]) Eine gute Probe der bevölkerungskundlichen Auswertung von Zeugnissen dieser Art bietet Kollnig, K.: Mannheim, Volkstum und Volkskunde einer Großstadt in ihren geschichtlichen Grundlagen. 1938.

[19]) Ein erster Versuch zur Kennzeichnung der Bevölkerung mehrerer Großstädte liegt vor in dem Sammelwerk von Wähler, M.: Der deutsche Volkscharakter (1937), mit Beiträgen von Freudenthal, H.: Die Hamburger, von Kügler, H.: Der Berliner, von Bingemer, H.: Der Frankfurter, von Lüers, Fr.: Die Münchner, von Gugitz, G.: Die Wiener.



bung des bürgerlichen Brauchtums und der bürgerlichen Lebensweise, der bürgerlichen kulturellen Leistungen, der städtischen Mundart und Bauweise, sondern in der Beschreibung der körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte, über welche die Bevölkerung verfügt oder verfügt hat, ihrer beruflichen und geselligen Neigungen, ihrer wirtschaftlichen und politischen Zielsetzung, ihrer religiösen und künstlerischen Antriebe, ihrer kämpferischen Haltung, ihrer Stellungnahme zu den Vorfällen des persönlichen, familiären und bürgerlichen Lebens sowie der Beurteilung, die diese ihre Lebensführung bei der Bürgerschaft selbst und auswärts gefunden hat. Trotz mancher Versuche hat die Bevölkerungsforschung solche Charakterbilder städtischer Bevölkerungen noch nicht allseitig genug vorgelegt, obwohl bereits Reisebeschreibungen und Dichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts, auch manche Schriftsteller der Romantik gute Vorarbeit geleistet haben. Es gilt, wie v. Eickstedt gefordert hat, die Ganzheit der Erscheinungsformen und Lebensweisen der städtischen Bevölkerung zu erfassen und zwar nicht in ihrer Allgemeinheit, sondern in der örtlichen und zeitlichen Ausprägung bestimmter, geschichtlich erfaßbarer städtischer Gemeinschaften[20]). Es gilt die von W. Hellpach geforderte „Stadtwissenschaft" gerade in der Richtung der bürgerlichen Artkunde auszubauen[21]).

[20]) Eickstedt, E. Frhr. v.: Grundlagen der Rassenpsychologie. 1936.
[21]) Hellpach, W.: Einführung in die Völkerpsychologie. 1938.

Stadtvolk

Über die Dreifalt seines Ursprungs und seiner Erforschung

Von

Univ.-Prof. Dr. phil. et med. *W. Hellpach*, Heidelberg

Breslau ist eine recht alte und eine sehr eigentliche Großstadt. Es ist als Großstadt alt, denn es hatte schon im Jahre 1842 die 100 000-Einwohner-Grenze überschritten, die überdies für die Zeitalter vor 1850 als zu hoch bewertet werden muß, weil vom Hochmittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein im Verhältnis zur mittleren Einwohnerzahl und im Verhältnis zum völlig ländlichen Lebensstil der Kleinstädte (zwischen 1000 und 15 000 Einwohnern) schon Gemeinwesen von 50, 60, gar 80 000 echt großstädtisch wirkten (Antwerpen galt im 16. Jahrhundert, also am Eingang der Neuzeit, als „Weltstadt" und hatte doch noch keine 100 000!). Breslau war bis fast ans Ende des 19. Jahrhunderts die zweitgrößte Stadt Preußens, erst dann wurde es von Köln überholt (und hatte sich bis 1871 durchaus als dessen zweite Haupt- und Residenzstadt gewußt, nicht bloß gefühlt, es trug diesen Ehrennamen zu Recht). Damit sind wir schon bei der „Eigentlichkeit" seines frühen Großstadtcharakters. Sie tat sich vorteilhaft wie unvorteilhaft kund. Das ältere Breslau, bis zur Kaiserreichsgründung, war eine echte Metropole, nämlich des deutschen Ostens, hierin konnten sich weder Stettin, noch Danzig, noch Königsberg mit ihm vergleichen. Warschau und Krakau und Prag waren entweder der Slawisierung schon verfallen oder verfielen ihr zunehmend. Breslau durfte sich

noch in einem Atem mit Wien und Berlin nennen lassen, es beherrschte den mittleren europäischen Osten, vorzüglich den polnischen, wie Berlin den deutschen Nordosten und Wien den balkanischen Südosten, allenfalls noch Königsberg den baltischen Raum; dies kam kommerziell, marktmäßig, aber auch gesellschaftlich, in seinem Charakter als schlesischer Adelsmittelpunkt (der sich später nach Berlin verlagerte) und in der Struktur seines Besitzbürgertums zum Ausdruck. Es wirkte aber, wie ich aus vielen Zeugnissen weiß, auf Besucher aus dem deutschen Westen und Süden fast „osteuropäisch" durch die enge Nachbarschaft, die damals Wohlstand und Schönheit mit Elend und Häßlichkeit darboten, und in einem nationalökonomischen Seminar, das ich aus sozialpolitischem Interesse Mitte der neunziger Jahre als junger Mediziner mitmachte, kam zur Sprache, daß es die deutsche Großstadt mit der engsten Wohnzusammenpferchung seiner Einwohner in Mietskasernen, mit der größten Menschenzahl auf die Bodenmaßeinheit sei, hierin auch Städte wie Hamburg, Leipzig und Köln noch überbietend[1]). Das heißt: Menge in der Enge, eines der vordersten Großstadtkriterien und über einen gewissen Wert dieses Quotienten hinaus (nämlich bei wachsender Menge = Zähler und nicht entsprechend wachsendem Raum = Nenner) ein besonders warnendes, die Großstadt stigmatisierendes. Und eben dahin, zur „sehr eigentlichen" Großstadt im Sinne des fraglichen Werturteils wird man gestimmt sein es zu rechnen, wenn die schlesische Hauptstadt sich in den auf sie bezogenen Rassenuntersuchungen ihrer Provinz (deren noch weiter Erwähnung zu tun sein wird) jedenfalls heute als eine ausgesprochene „Durchzugsstadt" zeigt, der es an einer wirklich eingesessenen Bevölkerung alter, seit vielen Generationen ansässiger Familien und Geschlechter so gut wie gebricht.

Wie ist es zu solchen Städten überhaupt gekommen?

Für ihre Anfänge liegt das noch immer im Dunkel. Ein so gründlicher Kenner der deutschen Stadtlichkeit und Bürgerlichkeit wie Georg v. Below schreibt in seiner Monographie über „Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum"[2]) geradezu: „Es währt lange Jahrhunderte, bis ein deutsches Städtewesen hervortritt. Dann aber ist es dem Anscheine nach plötzlich da. Im 11. Jahrhundert finden wir mit einem Male deutsche Städte ..." Und weiter: obwohl dieses Hervortreten der Städte seine Vorgeschichte habe, so „behält es doch etwas Überraschendes". Eigenartig berührt, daß die Bezeichnung des Städters als „Bürger" sich vom geradezu sinnbildlichen Inbegriff der feudalen Gesellschaftsordnung, der Burg, herleitet — genau das Gleiche wiederholt sich Jahrhunderte später, indem nach dem sinnbildlichen Inbegriff der bürgerlichen Daseinsform, der „Arbeit" (die ja vom bürgerlichen

[1]) Nach dem Handwörterbuch des Wohnungswesens von 1930, Art. Mietskaserne, wurde Breslau hinsichtlich der Ungunst dieser Verhältnisse nur von Berlin überboten: es zeigte 1900 je Gebäude eine Bewohnerzahl von 53.29 (Berlin 77), während diese Verhältnisziffer für Köln 14.76 und selbst für Hamburg nur 35.59 betrug; Elsters Wörterbuch d. Volkswirtschaft von 1933, Bd. 3, stellt im Art. Wohnungswesen für Breslau mehr als 10 Wohnungen in 60% aller Grundstücke fest (für Köln in nur 4%, für Essen gar in nur 1½%); von 9905 Breslauer Grundstücken hatten fast 40% der Bevölkerung Wohnungen im 3. Stock und höher (Köln nur 14,22%), in Kellern wohnten 2,21% (gegen 0,45 in Köln).

[2]) Heycksche „Monographien zur Weltgeschichte", Bd. VI, 1905, S. 2.

Menschen erst „geadelt" worden ist) der neue Berufsstand der „Arbeiter" seinen Namen herleitete, der in ähnlichen sozialen Gegensatz zum Bürger treten sollte, wie dieser zu den Burgherren geraten war. Es ist eine nachdenklich stimmende „Kontinuität wider Willen", die in diesen soziologischen Benennungsübertragungen zum Vorschein kommt. Aber wo stammen nun die Städte und ihre Bürger wirklich her? Manche sind noch in den letzten Jahrhunderten willentlich gegründet worden: Karlsruhe, Washington, Canberra — Fürsten oder Regierungen oder Volksvertretungen haben eine Residenz, eine Hauptstadt „beschlossen" und „gebaut"; in jüngster Zeit geschieht derlei auch aus Industrieplanung (Leuna, Fallersleben). Aber das ist doch die Ausnahme, die seltene Ausnahme. Sogar dabei bestand ursprünglich nicht einmal die Absicht auf eine S t a d t gründung: Karlsruhe sollte Jagdschloß mit Hofhaltung, Washington stiller Regierungssitz sein, sie e n t w i c k e l t e n sich zu Städten, weiterhin zu Großstädten, Washington wird Riesenstadt. Die meisten Städtegründungen werden sagenhaften Gründern zugeschrieben (Karthago der Dido, Rom den Brüdern Romulus und Remus, Prag der Libussa), die geschichtlich erweisbaren sind ganz spärlich, sogar dem deutschen König und Kaiser Heinrich I., dem eigentlichen Reichsgründer der Deutschen, wird sein Beiname als „Städtegründer", den er lange geführt hat, von der heutigen Wissenschaft, die ihn bekanntlich überaus hoch wertet, wieder aberkannt. Im Ruhrgebiet, in Schlesien und Sachsen, in Belgien und Nordfrankreich, kurzum bei sehr intensiver industrieller Entfaltung, sind manche Dörfer zu Städten, schließlich zu recht großen Städten, geworden, aber auch das ist ein Ausnahmefall. Wir sehen die A n f ä n g e der meisten Städte auf Erden noch immer verschleiert. Dies gilt für a l l e Völkerkreise, Rassenzonen und Kultursphären. Es gilt für Babylon und Ninive wie für Peking und Kanton, für Quito und Tenochtitlan (Mexiko) wie für Athen und Rom, Byzanz und Paris, Moskau und New York.

Eines darf als gewiß bezeichnet werden: Nicht zu jeder beliebigen Zeit „kommt es" zu Städten. Lange, lange fehlen sie und auf einmal „sind sie da". In Deutschland fällt ihr „Da-Sein" genau in die Mitte des H o c h mittelalters, ins 11. Jahrhundert; das Hochmittelalter wird von 900 bis 1250 gerechnet[3]). Vielleicht gibt dieser Zeitumstand einen Erkenntnisfingerzeig. S t ä d t e w e r d u n g i s t k e i n F r ü h v o r g a n g. Sie setzt eine gewisse Kulturstufe voraus und tritt mit ihr unwiderstehlich und unaufhaltsam ein — vielleicht sollten wir uns daran gewöhnen, von „K u l t u r e r e i g n i s s e n" im selben Sinne der elementaren Unabwendbarkeit wie von „N a t u r e r e i g n i s s e n" zu sprechen. Wenn wir auf allen möglichen Linien der Zivilisations- und Kulturentwicklung die Zeitstufen f r ü h, h o c h und s p ä t unterscheiden[4]) (und dies ist ja in der Kunstgeschichte, der Wirtschaftsgeschichte, teilweise auch der Literatur- und selbst der politischen Geschichte gang und gäbe geworden), so scheint Städtewerdung ein ganz durchgehender Zug der Hochstufen zu sein.

[3]) Einer seiner gründlichsten Kenner, der verstorbene Karl H a m p e, nennt sein Werk „Das Hochmittelalter" (1932) eine „Geschichte des Abendlandes von 900—1250" und sagt (S. 319) von Kaiser Friedrich II., dem Staufer: „Sein Tod ... beendet das Hochmittelalter", dessen Abschluß also damit geradezu auf den 13. Dezember 1250 angesetzt wird.

[4]) Grundsätzliches dazu in H e l l p a c h, W.: Einführung in die Völkerpsychologie. 1938, Abschn. 44 „Das Zeitstufengesetz".

In den Frühphasen sind höchstens Keime, unsichere Ansätze dazu wahrnehmbar. Auf der Hochstufe bricht sie förmlich herein, die Spätstufe ist durch Vergroßstädterung geradezu gekennzeichnet: ein immer größerer Teil der Bevölkerung lebt in Städten, in immer riesigeren Städten, Landflucht und Stadtsucht tun (neben andern Anzeichen) mit an erster Stelle kund, daß eine Volks-, Völkertums-, Kulturkreisentfaltung in ihre Späte eingetreten ist, so wie Städtewerdung ihren Aufstieg zur Höhe, Städtelosigkeit ihr Nochverharren in der Frühe kennzeichnete. Es böte eine lohnende Aufgabe, dies Zusammenfallen für die ganze irdische Ökumene nachzuweisen — oder zu widerlegen: wäre es doch auch möglich, daß es nur für bestimmte Verhältnisse geographischer, ethnischer oder zivilisatorischer Art zuträfe.

Für das letztere scheint z. B. die Beobachtung zu sprechen, daß im mittelländischen Europa, schon von den welschen Kantonen der Eidgenossenschaft an, also noch in den Hochalpen, die Dörfer für unsere Begriffe „stadtartig" zusammengebaut sind, und wir denken uns ja die spätantike Mittelmeerkultur als ausgesprochen städtereich, Stadt an Stadt in dem Sinne, daß überhaupt jede Ortschaft stadtähnliches Gepräge trägt. Das scheint mit anderen Erfahrungen sich gut zu decken: etwa der Neigung dieses mediterranen Menschentums zum Leben auf der αγορα, in foro, seinem großen Bedürfnis, sich vor Mitmenschen zu zeigen, darzustellen, mit ihnen und vor ihnen zu perorieren und zu gestikulieren[5]). Wie verträgt es sich nun damit, daß der radikalsten Vergroßstädterung in den letzten hundert Jahren gerade die germanischen Völker[6]) des Erdballs anheimgefallen sind? Bei denen wir, je nordrassiger sie sind, desto ausgesprochener das weit verstreute Dorf, ja schließlich nicht einmal mehr Dörfer, sondern Einzelhöfe in weiten Abständen voneinander finden? Also geradezu eine Art Scheu oder Widerwillen, einander nahe auf den Leib zu rücken? Wenn die spätantike, romanisierte Mittelmeerkultur (samt ihren Ablegern) und die spätmoderne germanisierte atlantische Kultur (samt ihren Überseegründungen, z. B. in den „weißen" britischen Dominions) in gleichem Maße sich verstädtert zeigen, spricht das nicht abermals dafür, daß es noch über Rassen- und Völkertumsunterschiede hinweg die spezifische Geisteslage der Kulturspäte ist, welche jene Gleichartigkeit durch siebzehn Jahrhunderte setzt?

Spezifische Geisteslagen aber können auf mehrerlei Weisen sich heraus-

[5]) Clauß, L. F.: Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. 1929, S. 11—15, Abschn. „Stiltypus B: Darbietungstypus (mittelländisch)": für mein Urteil die überzeugendste aller Charakteristiken des Verfassers, wenn man nur sich bewußt bleibt, daß auch damit erst ein, wenngleich höchst „originärer" Wesenszug der Mediterranen erfaßt ist, in dem sich das Wesen dieser Rasse nicht etwa erschöpft; neben dieser kennzeichnenden Gebarensweise bedürften sinnespsychophysische und innerseelische (z. B. die „rationalen") Eigentümlichkeiten dringend der Durchforschung. J. Grober weist in seiner Schrift „Die medizinischen, hygienisch-technischen und sozialen Hilfsmittel der italienischen Ackerbausiedlungen usw." (1941) auf das Ungewohnte hin, das die hofartige Einzelsiedlung, die jetzt angelegt wird, für die altherkömmlichen Bedürfnisse der romanischen Bevölkerung bedeutet, deren „dörfliche Siedlungen durch die Zahl ihrer Einwohner einen durchaus stadtartigen Eindruck hervorriefen" (S. 7). Und S. 21 heißt es: „Gerade der Romane empfindet eine solche Vereinzelung stärker als der Germane. Es sind daher in Italien auch schon öfter Stimmen laut geworden, die eine größere Konzentration der Bauernhäuser in einer Art von Dorfanlagen fordern." Lies: von stadtähnlichen, stenözetischen Dorfanlagen!

[6]) S. Belege bei Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. 1939, S. 2.

bilden, wovon zwei am wichtigsten, nämlich wissenschaftlich in ihrer gesetzmäßigen Notwendigkeit am ehesten faßbar sind:

1. Es kann in einem Volke oder Völkerkreise im Nacheinander je ein anderer anthropologischer Menschenschlag tonangebend werden dadurch, daß er die jeweils größte Zahl oder stärkste Vitalität besitzt.

2. Es treiben bestimmte objektive Geisteslagen (Geltungen, Ordnungen, Schöpfungen) nach geisteigener Gesetzmäßigkeit neue Geisteslagen in bestimmter Abfolge aus sich hervor[7]).

Hierzu tritt verbindend die Möglichkeit, daß

3. es diese neuen Geisteslagen sind, die einen andern Menschenschlag, als den bisher tonangebenden fordern, erwecken und zur Geltung bringen, worin die weitere Möglichkeit eingeschlossen liegt, daß

4. dieser der neuen Geisteslage „adäquatere" Menschenschlag sie selber (die Geisteslage) in seinem Ergreifen verwandelt, abbiegt, dämpft oder schärft, die geisteigene Gesetzmäßigkeit der Ideenentwicklung (und Ideenverwirklichung) also aus schlageigener Gesetzmäßigkeit heraus umprägt. (Wir führen hier den Begriff des „Schlageigenen" ein, weil derjenige des „Arteigenen" nur für die ganz großen hominiden Unterartformen, wie Hauptrassen u. dgl. gebraucht wird, für die erstaunlichen kulturgeschichtlichen Wandlungen in den Völkern aber wahrscheinlich gerade die mannigfachen „Schläge" innerhalb einer relativen anthropologischen Homogenität — homogener Reinheit oder homogener Mischung, denn auch die gibt es! — kausal und final verantwortlich zu machen sind[8]).)

Auf unser konkretes Beispiel hin betrachtet, würden sich daraus für die südländische und die nordländische Vergroßstädterung recht verschiedene Entwicklungsmotive herausstellen. Gesetzt nämlich, es trifft zu (der wirkliche Beweis bleibt noch zu erbringen), daß die mittelländische Rasse von Haus aus zu einer Stenözese, zu „Engsiedelei", Siedeln dicht beieinander, als Menge in der Enge veranlagt, ja getrieben sei, so würde für die Völker ihrer Struktur die Stadtwerdung und immer einseitigere Stadtwerdung bis zu den Riesenstädten hin nur die Ausfaltung ihrer ursprünglichen Anlage bis zu den letzten Verwirklichungsgraden bedeuten. Und gesetzt, es trifft zu, daß es der nordrassischen Art „liege", weit zerstreut, in Eurözese zu siedeln, so wäre für die ihr zugehörigen Völker die Verstädterung etwas Artwidriges, dessen Zustandekommen und Überhandnehmen nur erklärbar sein würde aus dem Aufkommen und Überhandnehmen eines besonderen stadtsüchtigen Bevölkerungsschlages in Zusammenspiel damit, daß aus geisteigener Gesetzmäßigkeit jede Siedelzivilisation in ihrem Spätstadium zur Vermassung und damit zur Verstadtung hindrängt. Mit anderen Worten, es würde die einseitige Verstädterung der Völker für die nordrassischen etwas viel Abartigeres, Unnormaleres bedeuten, als für die medi-

[7]) Hellpach, W.: Über geisteigene Gesetzmäßigkeit. Forsch. u. Fortschr. 1940, Nr. 32/33, sowie: Empirische Wahrheitsgehalte der spekulativen Dialektik. Neue Heidelberger Jahrbücher 1940.

[8]) Dr. Rob. Ritter auf dem Berliner Internationalen Bevölkerungswissenschaftl. Kongreß 1935 (Kongr.-Ber. „Bevölkerungsfragen, S. 716): „Wir müssen lernen, nicht nur in Sippen, sondern auch in Populationen zu denken." Aus demselben Motiv sprach ich in meinem eigenen Vortrag auf demselben Kongreß über „Entstehung und Ausformung von Großstadtgauschlägen" (Kongr.-Ber. S. 221).

terranen — und, so paradox das zunächst klingt: gerade daraus würde es mitverständlich, daß die Vergroßstädterung in der Gegenwart bei den überwiegend nordrassischen Völkern am extremsten ausgebildet ist, weil nämlich (immer jene Voraussetzung als erwiesen gesetzt) für die mittelländischen eben schon ihre dörflichen Ortschaften genug „Stadtartiges" bieten, um ihrem stenözetischen Urtrieb zu genügen. Daß die spätantike Mittelmeerkultur dennoch ebenfalls vergroßstadtet war, könnte dann wohl nur daraus erklärt werden, daß sie eine ausgesprochene zivilisatorische Spätphase vorstellte, z. B. unbedingt in bezug auf das Raffinement der technischen Errungenschaften, während heute die mittelländischen Völker sich gerade nicht in einer solchen Spätphase befinden, wohl aber die „germanischen" Völker und Völkerstreuungen des Erdballs, jedenfalls in Ansehung der technischen Zivilisation, in der sie führend, allen anderen voraus sind. (Man denke an die technischen Komfortansprüche etwa der Deutschen, Skandinavier, Holländer, Briten und Angloamerikaner gegenüber den viel „rückständigeren" der Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen.) Wir könnten es auch so fassen: im einen Falle ist die Rasse an sich stadtstrebig, daher macht sie aus der kleinsten ländlichen Ortschaft ein Städtchen und braucht im Grunde die „eigentliche" Stadt gar nicht, um auf ihre stenözetischen Kosten zu kommen. Im andern Falle ist die Rasse im Urgrund hofstrebig, und nur ein Schlag in ihr stadtsüchtig, nach Stenözese hungernd; dieser ist daher gezwungen, in Städte zu gehen, je größer die Stadt, desto mehr erst kommt er auf seine Rechnung. Es ist der gleiche Schlag, der die Wesenszüge der zivilisatorischen Spätkulturen überhaupt „trägt". Bei den Mediterranen ist dieser Schlag nur die Extremierung wesentlicher Ureigenschaften der Rasse als solcher (in bezug auf Stenözese, vielleicht aber auch z. B. in bezug auf Schöngeistigkeit, Diskussionstrieb, Rationalität u. a. m.!) — bei den Nordischen ist er eine Abknickung von wesentlichen Ureigenschaften der Rasse, weshalb denn, dies stimmt wiederum dazu, der Gegensatz zwischen „Stadt und Land" bei den Romanen überhaupt viel geringer bleibt als bei den Germanen. Noch in dem Riesengebilde Paris etwa hat der vorstädtische Kleinbürger eine bäuerliche Grundhaltung bewahrt, wie umgekehrt der eigentliche französische Bauer städtischer, „bourgeoiser" auf uns wirkt, als jenes und dieses in den germanischen Ländern der Fall ist.

Wir erblicken danach die Stadt (und desto mehr, je echter sie Großstadt ist) auf drei ganz verschiedenen, wohl zu unterscheidenden Entstehungslinien, nämlich:

1. als artgemäße Stenözese (Engsiedelweise) bestimmter Völker, vielleicht Rassen: es wird ganz überwiegend in Ortschaften gesiedelt, jede Ortschaft zeigt dicht zusammengebaute Wohnstätten, von engen Gassen durchzogen, man könnte von Poloiden (stadtartigen Ortschaften) sprechen;

2. als abartige Stenözese, die nur einem bestimmten, minderheitlichen Schlag wesensgemäße Lebensform ist, während die Wohnweise der ländlichen Bevölkerung ausgesprochen unstädtisch, eurözetisch bleibt, in weiträumig verstreuten Dorfgebilden oder Einzelhöfen verharrt;

3. als spätzivilisatorische Stenözese, welche alle Spätphasen menschlicher Kultur kennzeichnet.

Jede dieser Erscheinungsformen von Stadt fordert eine wissenschaftliche Inangriffnahme für sich. Es sind andere Disziplinen, welchen sich die Aufgabe der Klarstellung des Phänomens und Problems Stadt je nach deren Ursprung stellt, es sind andere Verfahren, mit denen die gestellte Aufgabe gelöst sein will.

1. Die artgemäßen Stenözesen festzustellen, fällt in der Hauptsache der Bevölkerungswissenschaft zu, insonderheit derjenigen ihrer Sondersparten, die man als hominide Ökographie bezeichnen kann. Wie siedeln, bauen, wohnen, wie leben raummäßig die Menschen in diesen und in jenen Gegenden? In der Völkerkunde ist dazu an primitiven Zuständen viel Vorarbeit getan. Gelegentlich werden die ethnischen Gruppen geradezu von der Wohnweise her bestimmt: „Hier ändert sich der Stil der Hütten, hier haben wir es also mit einem andern Stamm zu tun", zitiert Alfred Vierkandt[9]) zustimmend ein Reisewerk und definiert dann als „Stamm die kulturelle Einheit". Wie dem auch sein möge (es ließen sich Fragezeichen hinter diese, teils zu enge, teils zu vage Definition setzen), sicher sind alle völkischen Einheiten (Clane, Stämme, Völkerschaften usw.) weitgehend ökographische Homogene. Bevölkerungswissenschaftliche und (wenn sich die Ethnologie entschließt, wie es neuerdings den Anschein hat, universal zu werden und die Selbstbegrenzung auf „Eingeborene" und „Exoten" fallen zu lassen, auch die Hochkulturvölker ihren Gegenständen zuzurechnen) völkerkundliche Untersuchungen werden zu ermitteln haben, wie es sich hiermit bei allen Völkern verhält, also auch bei räumlich weitausgebreiteten Großvölkern und ganzen Völkerkreisen. Die Mitarbeit der Anthropologie hätte hier in der Hauptsache festzustellen, inwieweit die ökographischen Homogene rassische Homogene (oder wenigstens Homöogene) sind. Denn es wäre ja durchaus möglich, daß die ökographische Homogenität mit dem Rassenfaktor nichts wesentliches zu tun hat, sondern z. B. durch die klimatische Umwelteigenart nahegelegt oder gar erzwungen ist. Der „Eindruck" des „gesunden Menschenverstandes" spricht allerdings nicht hierfür, denn ihm würde es viel einleuchtender sein, wenn die Menschen nahe zusammenrückten, wo es kalt, und weit auseinander, wo es heiß ist. Vielfach liegt es aber genau umgekehrt: die Menschen rücken ganz weit auseinander, obwohl es kalt, und kriechen ganz eng zusammen, obwohl es heiß ist. Die Forschung wird dem Wörtchen „vielfach" einen exakten Inhalt zu erteilen haben.

2. Dagegen führt die Anthropologie in der gesamten Problematik der abartigen Stenözesen. Aufgabe der Körperformforschung ist zunächst die genaue Bestimmung des besonderen Schlages, des Sondertyps innerhalb einer ethnisch einheitlichen oder national zusammengefaßten, ja vielleicht sprachlich verwandtschaftlichen Bevölkerung („Völkerfamilien": Romanen, Slawen, Ugrofinnen usw.), den es zur Stadt zieht. Als Hilfsdisziplinen treten ihr zur Seite die Psychologie, zumal in der Gestalt von Charakterologie, Begabungskunde und „Psychotechnik", die Familienforschung oder Genealogie (es ist doch wohl hohe Zeit, diesen Namen für die gesamte Familienforschung zu beanspruchen, denn eine ganze Wissenschaft, die für „regierende Häuser" und Adelskreise vorbehalten ist, kann es im 20. Jahrhundert nicht

[9]) Vierkandt, A.: Familie, Volk und Staat. 1936. — Vgl. S. 37.

mehr geben), aber auch die medizinische Konstitutionskunde; kann doch eine solche Abartigkeit (was noch keineswegs mit Entartetheit gleichgesetzt werden darf!) ebensowohl rein sippisch wie rassisch, aber auch konstitutionell und in diesem Falle unter Umständen standortbedingt sein: in dem Maße, wie (wozu die jüngste Kropfforschung verheißungsvolle Ausblicke freigibt) die sogenannte Alpinusrasse sich in Konstitutionsvarianten hochländischer Gebundenheit und Verursachung auflösen mag, werden wir in dieser Richtung Zusammenhänge erblicken, die wir vorläufig nur dunkel zu ahnen vermögen. Einen bahnbrechenden Vorstoß ins Kernfeld dieser Grenzproblematik zwischen Rasse, Sippe und Konstitution, zwischen gamogenem Genotypus und geogenem Phänotypus, bedeuten die weitgespannten Unternehmungen des Breslauer Anthropologischen Instituts zur Rassenuntersuchung Schlesiens, in deren Zuge sich bereits „die Konstitution der Bewohner bei an sich gleichbleibendem Rassengehalt als verschieden in Löß- und Waldgebieten oder in Berg- und Taldörfern" ergab[10]).

3. Die spätzivilisatorischen, also allgemeiner gefaßt epochalen Stenözesen bilden das Problem der Kulturgeschichtswissenschaft[11]) — die modischerweise als bloße „Kulturmorphologie" aufzumachen eine unnötige und unfruchtbare Einengung ihrer Aufgabe bedeutet, wenn man nicht darunter sofort eine funktionelle Morphologie versteht, welche die vorgefundenen, im Beieinander oder Nacheinander erscheinenden Formen als geschaffen durch Leistungen und auf Leistungen zugeschnitten erklärt. Die Kulturgeschichtsforschung hat uns zu zeigen, ob wirklich regelmäßig auf einer bestimmten Entwicklungsstufe (z. B. von Differenzierung der Berufe, oder von ständischen Schichtungsweisen, oder von technischer Zivilisation) Städte „da sind" und die Tendenz zeigen, sich unaufhaltsam zu vermehren und zu vergrößern. Trifft sie dabei u. a. auf Erscheinungen wie die Stadtscheu zivilisatorisch noch anspruchsloserer Völkerschaften, denen das Stadtdasein nahegebracht wird, wie z. B. bei den ins römische Weltreich einbezogenen Germanenstämmen am Rhein und Limes, so hat sie sich in die Aufgabenlösung mit der Anthropologie und der Bevölkerungswissenschaft zu teilen: ist diese Stadtscheu wirklich feststellbar (ökographische Frage) und ist sie generell, oder findet sie sich etwa bei anthropologisch charakterisierbaren bestimmten Stämmegruppen? Es wäre auch möglich, daß sie als ständisch lokalisiert sich erwiese, dann träte also die eigentliche Soziologie ins Spiel, die ja überhaupt eine unentbehrliche Gehilfin der Kulturgeschichtswissenschaft ist. Und endlich ergriffe diese ihr ganz zentrales Problem, eben das spezifisch Geschichtliche, indem sie klärt, inwieweit schöpferisch gestaltende Persönlich-

[10]) Hellpach, W.: Geopsyche. Die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter und Klima, Boden und Landschaft. 5. Aufl. 1939, Abschn. 75, S. 154 u. Abschn. 109, S. 208 ob., sowie 110, S. 210 und die Literatur, vorzüglich die aus der Münchener Forschungsanstalt für Psychiatrie stammenden Arbeiten von Dr. Th. Lang, ebenda S. 312, Nachweise z. Abschn. 109 des Textes. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien. Seit 1940 herausgegeben von Fr. Arlt, E. Frhr. v. Eickstedt, Alfr. Hartlieb, H. J. Saalmann, I. Schwidetzky, H. Tewes im Verlag v. Priebatsch (Breslau). „Eine Einführung in ihre Aufgaben und Methoden" gibt das Heft 1 „Die Rassenuntersuchung Schlesiens" (1940) von E. Frhr. v. Eickstedt und I. Schwidetzky.

[11]) Ausführlich behandelt bei Hellpach, W.: Geistesgeschichte oder Völkerpsychologie? Die Welt als Geschichte, 1940/41.

keiten, *Städtegründer*, etwa entscheidend an der Heraufführung stadtmäßiger Lebensformen im Dasein von Völkern gewirkt haben. Denn es scheint wirklich an der Zeit, daß die Städtegründungsangelegenheit aus dem Kindheitsstadium der Sagenhaftigkeit in die Erwachsenheit der Erkenntnis übergeleitet werde.

Alle *geschichtliche* Einsicht bleibt mit einem starken Unsicherheitsfaktor behaftet. Denn was war, kann immer nur erschlossen werden, ist nicht mehr sinnfällig feststellbar. Es gibt keinen Vergangenheitsfund, der nicht verschiedene Deutungen zuließe — das gilt für die „Erdgeschichte" schon wie für alle „Frühgeschichte" *und* noch für jede Staatengeschichte; es bleiben da immer mehrere hypothetische Auslegungsmöglichkeiten. Daran läßt sich nichts ändern, und das geschichtswissenschaftliche Ethos verlangt nur, daß leitend jederzeit „ein redliches Bemühen" (Goethe) bleibe, aus den mehrdeutigen Befunden die Tatbestände und ihre Zusammenhänge so zu erfolgern, wie sie wirklich gewesen sein mögen, nicht aber, wie wir möchten, daß sie gewesen sein sollten. Denn alle wissenschaftliche Erkenntnis erschöpft sich zwar nicht darin, aber steht und fällt freilich damit, daß sie *richtig* ist. Wie weit die Forschung zu Wahrheit führe und was für eine Wahrheit dies im Verhältnis etwa zur philosophischen, religiösen oder künstlerischen „Wahrheit" sei, das ist eine sehr schwierige erkenntnistheoretische Frage, auf die fast jedes Zeitalter anders geantwortet hat; gewiß ist nur, daß die schlichte Richtigkeit die erste Stufe zur wissenschaftlichen Wahrheit bedeutet, und wer diese Stufe verfehlt, der strauchelt als Forscher lebensgefährlich.

Wir stehen aber auch schon vor einem Vergangenheitsphänomen, wenn wir *den lebenden Städter* untersuchen, um zu ermitteln, welcher Menschenschlag in die Städte dränge. Denn der Städter muß erstens gar nicht dieses Menschenschlages sein; er ist vielleicht selber in der Stadt geboren, niemand hat ihn gefragt, ob er in die Stadt möge oder wolle, und es kann sein, daß sein Vorfahr in die Stadt kam, nicht weil es ihn hinein trieb, sondern durch Zufälligkeiten des Lebensschicksals, aus einer Notlage heraus, weil es nicht anders ging. Wenn aber selbst zweitens *der* Städter, den ich untersuche, zu jenem ländlichen Schlag gehört *hat*, der einst in die Stadt drängte, dann habe ich in ihm dennoch nicht diesen Schlag „in natura" vor mir, sondern *in der durch das Stadtdasein verwandelten Gestalt*: das urbane Fertigfabrikat Stadtbewohner, nicht mehr das rustikale Rohstück Stadtsüchtiger. Um dieses unmittelbar zu packen, müßten diejenigen untersucht werden können — anthropologisch wie psychognostisch — die eben auf dem Sprunge sind: die das Dorf oder Gut verlassen[12]), um in die Stadt zu ziehen, oder die soeben in ihr eingetroffen sind. Soeben, das heißt: vor Stunden, Tagen, allenfalls Wochen. Jahr und Tag ist schon zu lange: wir wissen ganz und gar nicht, ob nicht in Jahr und Tag das städtische, zumal das großstädtische, gar das industriestädtische Dasein Veränderungen physiologischer wie psychologischer Art setzt, welche wichtige vorige Züge bereits verwischen.

[12]) Hierauf habe ich schon in „Mensch und Volk der Großstadt", S. 21, S. 23, besonders S. 28 u., hingewiesen: „Es käme Entscheidendes darauf an, die Menschen anthropologisch in dem Augenblick zu untersuchen, wo sie den Schritt vom Lande in die Stadt tun ..."



So nötig also auch die Untersuchung des „Habitus" der lebenden, gegenwärtigen Stadtbewohner ist, so entschleiert sie doch keineswegs den originären Menschentypus, der vom Lande in die Stadt drängt, sondern sie lehrt uns nur denjenigen Schlag kennen, den die Stadt mit ihren Lebensbedingungen ausformt, und es ist möglich, daß sich dabei gerade die ursprünglichen Unterschiede zwischen denen, die in die Stadt wollten, und denen, die nur, ohne es überhaupt zu wollen, in die Stadt gerieten, auflösen.

Die umwandelnden Faktoren des städtischen Lebens sind teils rein physische (Klima, Nahrung), teils rein psychische (Fülle der wechselnden Eindrücke; Eile; Fremdheit der meisten Mitmenschen). Großenteils verbindet sich in ihnen der psychische mit dem physischen Anteil (bestimmte neue Lebensgewohnheiten führen zu physischen Folgen, wie Körperpflege, viel Aufenthalt in schlecht gelüfteten Binnenräumen u. dgl.). Vielfach wird noch übersehen, daß auch rein seelische Umstellungen, wie die dauernd gespannte Sinnenwachheit im Großstadtdasein, zu rein physischen Umstellungen führen können, beispielsweise über den hormonalen Dynamismus in unserem Organismus — für viele Tiere bis zu den Reptilien hinauf ist die sofortige Wirkung des Seherlebnisses auf chemische Leistungen (Umfärbungen) erwiesen, für den Säugetierorganismus machen neuere Feststellungen, mag sie auch schleppender und unauffälliger vor sich gehen, sie immer wahrscheinlicher[13]). Umgekehrt ist noch so gut wie nichts erforscht von den seelischen Auswirkungen physischer Umstellungen, etwa der Absperrung vom Ultraviolett („Ultraviolettnacht" der Stadt) hinter den Glasfenstern, der Einwirkung übergrellter Kunstlichtsorten, der Ausschaltung der Naturbodeneinflüsse (Radiumemanation!) durch die hermetischen Kunstböden wie Asphalt- und Teerdecke, sowie das überwiegende bodenferne Wohnen (das bekanntlich in entsprechenden Gegenden mit dem „Etagenkropf" zu tun hat, also für den thyreohormonalen Apparat von Belang ist).

Alle diese Dinge darf man nicht bagatellisieren[14]), solange der Beweis nicht geführt ist, daß sie unerheblich für das Lebewesen sind. Selbst wenn sie genotypisch belanglos wären, so bliebe die Wahrscheinlichkeit, daß sie einen andern Phänotyp als den ländlichen erzeugen — und der Phänotyp ist ja nicht bloß ein Schein, der nichts Tieferes zu bedeuten hätte, sondern er ist, psychophysisch genommen, sehr oft das lebenspraktisch Ausschlaggebende. Die Filia der Generatio filialis II, welche, ohne selber farbenblind zu sein, latent die Farbenblindheit an 50% ihrer Söhne, in denen sie wieder manifest wird, weitervererbt, ist selber ein Phän, das persönlich für alle Verkehrsbeamtinfunktionen unbedenklich verwendet werden kann; die ganze segensreiche Arbeitstherapie der modernen Irrenheilkunde gründet in der phänotypischen Verfassung, die ein Kranker darbietet; für den mäßig Epileptischen

[13]) Hierzu s. Jores, A.: Änderungen des Hormongehaltes der Hypophyse mit dem Wechsel von Licht und Dunkelheit. Klin. Wschr. 1935, Heft 48, sowie de Rudder, B.: Grundzüge der Bioklimatik des Menschen. In: Klima, Wetter, Mensch 1938, S. 148, ferner die kritische Würdigung des heutigen Erkenntnisstandes bei Hellpach, W.: Geopsyche. 5. Aufl., S. 282/283.

[14]) Hierzu vgl. meine Diskussionsbemerkung a. d. 4. Frankfurter Wissenschaftlichen Konferenz, 9./10. Mai 1940, in: de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt. 1940, S. 116/117 sowie die entsprechenden Abschnitte in „Mensch und Volk der Großstadt" II. Psychophysik d. Großstadtdaseins, namentlich „Stadtklima", „Strahlung", „Stadtboden".

ist unter Umständen eine Lebensgefährtin geradezu erwünscht, wenn nur seine genotypische Fortpflanzung unterbunden wird. Eine große Zahl der „Sanierungs"probleme, welche die Großstadt stellt, hat zum Inhalt die Sicherung einer phänisch gesünderen Bevölkerung — durch ausgiebigeres Freiluft- und Freilichtdasein, Leibesübungen, zuträgliche Mußeformen, Zurückdämmung der Rauschgiftsüchte und was derlei mehr ist.

Aber an einer Stelle tritt als drittes Ausformungsmoment neben den bioklimatischen und den sozialpsychophysischen Lebensbedingungen der Stadt nun doch die unzweifelhaft genotypische Metamorphose ins Spiel: im Augenblick der Heirat des Städter Gewordenen mit einer Städterin! Denn wenn nicht er, so gehört vielleicht sie, oder wenn nicht sie, so vielleicht er dem originär stenözetischen Triebschlag an, und damit ist möglicherweise für die Nachkommen ein Drang, aus der Stadt wieder herauszufinden, z. B. (um etwas höchst Aktuelles zu erwähnen) in koloniale Weiten zu drängen, im Keime (höchst biologisch verstanden) zerrüttet. Dazu ist gar nicht nötig, daß jener originäre stadtsüchtige Triebfaktor „dominant" sei. Manche erbkundlichen Fibeln und nicht wenige erbwissenschaftlichen Veröffentlichungen erwecken den Anschein, als ob es für jeden Erbfaktor nur die Wahl zwischen „dominant" und „rezessiv" gebe, während die Dominanz doch überhaupt bloß einen Sonderfall der arithmetischen Spaltungsregel bedeutet, nicht etwa diese Regel selber. Die Urregel enthält den Tatbestand der Erbmischung (oder des „intermediären" Nachkommenhabitus) vom Umfange sämtlicher Fälle in der ersten Filialgeneration, der Hälfte aller Fälle in den folgenden Generationen: aus Rot und Gelb (beim Löwenmaul) zunächst lauter fleischfarbene, weiterhin immer je 50% fleischfarbene neben 25% roten und 25% gelben Nachkommen, nicht 75% rote und 25% gelbe, und nicht in der ersten Filiale lauter rote. Diese Regel gilt schon für den rein körperlichen (z. B. hautfarbigen) Fall der meisten Menschenrassenmischlinge — und so wichtig die rezessiven Anteile für manche medizinischen, erbhygienischen, eugenischen Zielsetzungen sein mögen, innerhalb der Gesundheitsbreite, und namentlich der psychologischen, dürfte die gleichteilige Erbmischung eine ebenbürtige, wo nicht eine überragende Wesentlichkeit besitzen[15]). Übrigens scheint sie mir auch in pathologischer Hinsicht praktisch vielfach unterschätzt zu werden: in den Stammbäumen der Rot-Grün-Blinden mögen die leichteren Grade der Farbenuntüchtigkeit, die als intermediäre Erbfrucht vielleicht viel verbreiteter sind als man weiß, lebenspraktisch nicht viel zu besagen haben (obwohl das einfach noch nicht erwiesen ist), und genau so weittragend wie die rezessiven wirklichen Psychosen oder Demenzen, die aus der Eheschließung eines gesunden mit einem schizophrenen oder imbezillen Partner später hervorbrechen, mögen sofort die intermediären Psychopathien und

[15]) Hierauf hat schon Peters, W.: Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution, 1925, nachdrücklich und an zahlreichen Belegen hingewiesen; vgl. besonders VIII. Mischvererbung und alternierende Vererbung psychischer Eigenschaften; IX. Die Mendel-Fälle in der psychischen Vererbung; X. Die Ursachen der Abweichungen. Ganz besonders sollten sich auch viele Genetiker den lapidaren Satz ihres größten deutschen Meisters zu Herzen nehmen: „Man hat der Dominanzerscheinung, die durchaus keine allgemeine Regel ist, vielfach übertrieben große Bedeutung zugeschrieben, von einer Dominanzregel gesprochen. Das ist ganz verkehrt, eine irgendwie allgemeingültige Dominanzregel gibt es nicht." So Erwin Baur in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblehre, auf S. 27 d. 4. Aufl. (1936).

Debilitäten sein, die unbestimmten und unbestimmbaren Mischverfassungen schizoider Art oder „Unbegabtheiten" und „Unbrauchbarkeiten", ohne daß je ein Jugendirresein „ausbricht" oder ein echter Schwachsinn psychognostisch nachweislich wird. In der Hauptregel des elementaren Mendelismus sind eben 50% Galtonismus enthalten, nämlich Mittelding, um es gut deutsch zu benennen, zwischen Vater- und Mutterart, und ich meine, daß wir z.B. im Harmonisierungs- und Typisierungsproblem, im Verstehen der Genialität (die doch sogar nach Galton in 69 von 100 Fällen unberühmte Väter und sogar in 83 v.H. unberühmte Großväter aufweist) und in andern soziologisch erheblichen Tatbestandsgebieten nur vorankommen werden, wenn wir den intermediären Phänomenen der Vererbung ein viel sorgfältigeres Augenmerk zuwenden. Zeigt doch auch Mendels Rückkreuzungsformel noch, daß die Hälfte der Ergebnisse phänotypisch wiederum „Mittelding" ist.

Dies gilt besonders völkerpsychophysisch! Wenn noch immer die Versuche einer rassenmäßigen Analyse der Völkercharaktere so viel zu wünschen übrig lassen, so liegt das wesentlich mit daran, daß die Analyse am Mosaik klebt und wähnt, in der Legierung müsse man, wenn man nur genau hinblickt, die Eigenschaften a, b, c usw. des nordischen Anteils im bloßen Gemenge mit den Eigenschaften m, n, o, usw. des „dinarischen" oder „westischen" unterscheiden können. Man stellt sich den in Natur und Zucht seltenen Fall der Scheckung sozusagen als den ethnischen Regelfall vor. Aber die Völker, auch die sehr vermengten und vermischten Kulturvölker großer Raumausbreitung, sind keine Rassenschecken. Und Legierungen bieten bekanntlich ganz überraschend neuartige Eigenschaften — anorganische schon[16]), und organische erst recht; die rote und weiße Zierwicke, die in der Bastardierung weder eine rosafarbene noch eine rot und weiß gesprenkelte, sondern eine lichtblaue ergaben, sind bekannt, und wenn jeder von uns eine Art Chinaprimel ist, nämlich veranlagt, in der einen „Atmosphäre" rot und in einer andern weiß zu blühen, in keiner aber gelb oder blau, so ist jeder von uns auch solch eine Zierwicke, die, an sich rotblütig, mit einer weißblütigen gepaart, überraschenderweise blaublütige Nachkommen hervorbringt (bitte, „blütig" von „Blüte", nicht von „Blut" abgeleitet!). Die viel genauere Kenntnis der Intermediärregel wird für das physische wie psychische Erscheinungsbild der Völker weit aufschlußreicher werden als die Unterstellung von Dominanz, wo sie gar nicht vorkommt[17]).

---

[16]) Hellpach, W.: Guß und Bruch. Industrielle Psychotechnik. Heft 9—12. 1939.

[17]) Auch auf die Übergänge, die sich zwischen Dominanz und Intermedium noch vorfinden können, hat Erwin Baur an der in Fußnote 15 angeführten Stelle hingewiesen: „Sehr häufig kann man bei ganz genauem Zusehen auch bei scheinbar völliger Dominanz die Homozygoten doch noch von den Heterozygoten unterscheiden." Das ist sehr wesentlich z. B. für die Beurteilung der Komplexionsfarben im europäischen Alpinusproblem (Haar, Haut, Iris): die ungeheure Fülle und Mannigfaltigkeit der Zwischentöne im Haarbraun und -dunkelblond, im Augenbraun, -grün, -grau, im „Brünett" der Haut fällt wohl z. T. unter die Kategorie der Scheindominanz von „Ganzdunkel" über „Ganzhell", und wenn man die schönen Formeln betrachtet, mit denen manche anthropologischen Autoren auf Grund des (wahrscheinlich falschen) Ansatzes der absoluten Dominanz von Haarschwarz über Haarblond den geringen mediterranen Einschuß ins Germanische oder den (versteckt) gewaltigen nordischen ins Romanische herauspotenzieren, so erscheint einem v. Eickstedts Sentenz: „Rechnen ist gut, aber Sehen ist besser" (Die Rassenuntersuchung Schlesiens, S. 18) besonders beherzigenswert.

Auch für die wissenschaftliche Kenntnis des Stadtvolkes! Die unermeßliche Arbeit der Aufhellung seiner Genealogie ist für die eigentlichen Großstädte noch kaum in Angriff genommen. Vermutlich wird sie viel verzweigtere Verwandtschaftsnetze und weit weniger „Flugsand" zutage fördern als man abwartend unterstellt hat[18]). An den genealogischen Tatsachen hat dann die Bioklimatik auf der einen, die Sozialpsychophysik auf der andern Seite ihre heute kaum begonnenen Ermittlungen zu vollziehen. Noch wissen wir nicht, ob die große Stadt als solche einen Gauschlag für sich, den Urbantyp, ausformt, der, über alle Unterschiede von Stämmen, Völkern, Rassen und Kulturkreisen hinweg, auf der ganzen Erde etwas für sich (und unter sich Verwandtes) gegenüber dem Rustikaltypus darstellt. Untersuchungen wie die des bayrischen Landesarbeitsamtes[19]) sind vorbildliche Anfänge, das Verhältnis von Stamm und Großstadt nüchtern und unvoreingenommen zu klären. Hier findet eine erkenntnisfrohe Jugend unermeßliches, beinahe jungfräuliches Land, das wissenschaftlich aufgepflügt sein will. Und was Stadtvolk eigentlich sei[20]), was es bedeute und was aus ihm werden solle — dies ist im 20. Jahrhundert eine Hauptlebensfrage für die Zukunft der Völker, nicht zuletzt des unseren. In allen Lebensfragen aber wird wirksam immer nur, was am Wirklichen getan werden kann. Darum bleibt hier der beste Wille blind ohne das rechte Wissen — wie freilich dieses lahm ohne einen festen Willen.

[18]) Die (Fußnote 10 angeführten) Rassenuntersuchungen Schlesiens haben für Breslau allerdings eine ausgeprägte Unseßhaftigkeit der letzten Bevölkerungsgenerationen ergeben (Frhr. v. Eickstedt, E.: „Rassen im schlesischen Raum". Z. Raumforsch. u. Raumordnung, Jahrg. 3, Heft 8/9, bes. S. 434, Stadtanthropologie Breslau 1). Dies liegt bestimmt in verschiedenen Großstädten ganz verschieden und kann jedenfalls auf gar keine andere Weise als durch wissenschaftliche Ermittlung entschieden werden.

[19]) Huth, A.: Seelenkunde und Arbeitseinsatz. 1937; ausführlich ausgewertet bei Hellpach, W.: Die Beschleunigung der Erlebniszeitmaße (psychophysische Akzeleration) beim Großstadtmenschen, in: de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt. 1940, S. 60 ff., besonders von S. 62 unten ab.

[20]) „Es ist hohe Zeit, daß hier überall umfassende wissenschaftliche Untersuchung an die Stelle herkömmlicher Schlagworte gesetzt wird" (Hellpach, W., Mensch und Volk der Großstadt [Congrès internat. de la population, Paris 1937, Extrait, Tome VIII, S. 31]. Und: „Wo nämlich auch nur Ansätze zu solchen Ermittlungen unternommen werden, dort stellen sich sofort die größten Überraschungen ein". — Hellpach, W., i. d. Referat d. 4. Frankfurter wissenschaftl. Konferenz: „Die Beschleunigung der Erlebniszeitmaße beim Großstadtmenschen", abgedr. in „Biologie d. Großstadt", herausgeg. v. de Rudder u. Linke 1940, S. 62.)

Großstadtlandschaft und Großstadtmensch

Von

Prof. Dr. *Hans Schrepfer*, Würzburg

1. Stadt und Großstadt

Der Gegensatz von „Stadt und Land" beherrscht das Bild der deutschen Kulturlandschaft. Ihm hat schon W. H. Riehl in seinem berühmten Buche „Land und Leute" ein besonderes Kapitel gewidmet[1]). Eine eindeutige und

[1]) Riehl, W. H.: Land und Leute. Stuttgart 1853.

klare Festlegung des Stadtbegriffs und damit der unterscheidenden Merkmale zwischen städtischen und ländlichen Siedlungen ist allerdings bis heute noch nicht geglückt. Zahlreiche und keineswegs übereinstimmende Definitionen, geprägt von den Vertretern verschiedener Wissenschaften, ringen um Anerkennung[2]). Der Statistiker pflegt Stadt- und Landgemeinden auf Grund der Einwohnerzahlen voneinander abzugrenzen; Juristen und Historiker sehen im Besitz des Stadtrechtes das entscheidende Kennzeichen städtischer Eigenart. Daß aber weder der statistische und noch der rechtliche Stadtbegriff ausreichen, lehren einerseits die Riesendörfer in Unteritalien, in Ungarn und im tropischen Westafrika, ergibt sich andererseits aus den namentlich in Südwestdeutschland gehäuft auftretenden Zwerg- und Ackerbürgerstädten, deren Rechtstitel ebenso wie ihre alten Bauten nur museale Relikte aus der Vergangenheit sind.

Auch die Versuche, mittels des äußeren Erscheinungsbildes einen geographisch-physiognomischen Stadtbegriff aufzustellen, können nicht befriedigen, da das allmählich gewordene Antlitz einer Siedlung viele Züge wie etwa Wehrbauten, Marktplätze, Brunnen usw. enthält, die für ihr heutiges Sein und Tun bedeutungslos geworden sind und außerdem mehr oder weniger planvoller Grundriß oder geschlossene Verbauung sich keineswegs nur auf Orte mit städtischem Charakter beschränken, sondern auch bei vielen Dörfern zu finden sind. Nur die dynamische Betrachtungsweise, die die Siedlungen als Lebensformen deutet, kann zum Ziele führen. Sie sieht das Wesen einer Stadt nicht in ihrer Einwohnerzahl und der Größe der verbauten Fläche, nicht im Rechtstitel und dem versteinten Formenbild, sondern in ihrer besonderen Funktion, die ihr eine Führerstellung über die ländlichen Siedlungen im Umkreis verleiht. Wir stimmen daher Cristaller zu, wenn er wie folgt definiert: „Hauptberuf — oder auch Hauptmerkmal — der Stadt ist es, Mittelpunkt eines Gebietes zu sein"[3]).

Städte sind somit zentrale Orte und mit ihrer entweder zugeordneten oder aus eigener Kraft erstrittenen Einflußsphäre in wechselseitigem Geben und Nehmen als Sammler, Mittler, Verteiler, Erzeuger, Käufer und Verbraucher verbunden. Der Lebensraum eines Dorfes deckt sich mit seiner Gemarkung, der einer Stadt ist ihr Einzugsgebiet. Dieses versorgt die Stadt mit Lebensmitteln und, was bevölkerungsbiologisch wichtig ist, mit Menschen und Arbeitskräften; sie wiederum beliefert ihr Hinterland mit gewerblichen Produkten, ist Behördenzentrale und Sitz und Träger der kulturellen und der der Volksgesundheit dienenden Einrichtungen. Von den mannigfachen zentralen Funktionen, die eine Stadt ausübt, ist ihre Verkehrsstellung die wichtigste, da sie fast stets der Wegbereiter aller anderen Äußerungen und Formen spezifisch städtischen Lebens ist. Die Wirtschaftsabteilung „Handel und Verkehr" umfaßt daher die typischen städtischen Berufe, auch wenn diesen in den meisten Fällen nur eine Minderzahl der Erwerbstätigen angehört. Nah- und Fernverkehr knüpfen die ersten Fäden des Maschennetzes, das eine Stadt mit ihrem näheren und weiteren Umland verbindet.

Soll aber ein zentraler Ort lebenskräftig bleiben und sich entfalten können,

[2]) Vgl. dazu die Übersicht bei Dörries, H.: Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie. In: Hermann-Wagner-Gedächtnisschrift. Erg.-H. 209, Pet. Mitt. Gotha 1930. — S. 314 f.

[3]) Christaller, W.: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Jena 1933. — S. 23.



so muß er eine dazu geeignete Lage besitzen. Erstmals A. Hettner hat den Lagebegriff verfeinert und zwischen topographischer und geographischer Lage unterschieden, noch schärfer hat A. Penck in einer auch heute noch lesenswerten Abhandlung diesen Gegensatz herausgestellt[4]). Während wir unter der topographischen Lage — Penck nennt sie Ortslage — die Beziehungen eines Wohnplatzes zu den natürlichen Gegebenheiten (Oberflächengestalt, Untergrund, Hydrographie, Klima) im Bereiche der bebauten und besiedelten Fläche verstehen, bedeutet die geographische oder regionale Lage das Verhältnis einer Siedlung zu ihrer Umgebung und wird durch die großen Züge des Reliefs und die Räumigkeit, Gangbarkeit und Produktionskraft des Hinterlandes bestimmt. Erst topographische und regionale Lage zusammen ergeben das Lagepotential eines Ortes und entscheiden über seine Zugänglichkeit und Verkehrsneigung, wobei die Bedeutung der physischen Faktoren aber nicht überschätzt werden darf, da ihre Erkenntnis, Nutzung und Inwertsetzung ausschließlich Sache des Menschen und daher von dessen erbgegebenen Anlagen und von völkischen, politischen und wirtschaftlichen Triebkräften, ja mitunter von zufälligen Ereignissen abhängig ist.

Vorstehende methodische Überlegungen führen zu der Schlußfolgerung, daß eine rein bevölkerungsstatistische Definition der Großstadt unbefriedigend bleiben muß, weil sie zu sehr der Willkür unterliegt und der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Nicht durch die absolute Einwohnerzahl, sondern durch das Ausmaß ihrer funktionalen Bedeutung und das relative Übergewicht ihrer Bevölkerung im Vergleich zu den Trabantenstädten des Umlandes, somit auch durch die erblich verankerte Leistungskraft und Wesensart ihrer Bewohner, erwirbt sich eine Siedlung den Rang einer Großstadt. Großstädte sind zentrale Orte erster Ordnung; sie besitzen ein raumweites Einzugsgebiet, das auch die Einflußbereiche von Mittel- und Kleinstädten, also von zentralen Orten zweiter und dritter Ordnung, umschließt.

Die feste Erdoberfläche als Wohnraum des Menschen ist eine unveränderliche Größe; Zahl und Dichte der Erdbevölkerung aber sind in raschem Wachstum begriffen und damit auch die „untere Großstadtziffer". Seit der Zeitenwende ist die Zahl der Menschen auf der bewohnten Erde um das 7fache, seit Beginn des 19. Jahrhunderts um das 2½fache gestiegen, in den letzten 100 Jahren hat sie sich verdoppelt[5]). Dementsprechend ist auch der Großstadtbegriff, statistisch gefaßt, zeitlichen Wandlungen unterworfen, von denen die funktionelle Bestimmung nicht betroffen wird. Im mittelalterlichen Deutschland genügten 20 000, im 18. Jahrhundert etwa 50 000 Bewohner, um einen Wohnplatz in die Großstadtklasse eintreten zu lassen[6]). Unaufhaltsam wandert die untere Großstadt-

---

[4]) Hettner, A.: Die Lage der menschlichen Ansiedelungen. Geogr. Z. I, 361 f., 1895. Penck, A.: Die Lage der deutschen Großstädte. Berlin 1912.

[5]) Die Zahl der Menschheit schätzt E. Cavaignac für 3000 v. Chr. auf 80, für die Zeitenwende auf 300 Millionen. Für 1800 n. Chr. können rund 900 Millionen angenommen werden (775 nach A. Fischer, 1000 nach H. Wagner, 836 Millionen nach „Wirtschaft und Statistik" 20. Jg., 1940, S. 145). 1940 betrug die Bevölkerung der Erde 2175 Millionen (Wirtschaft und Statistik 21. Jg., 1941, S. 40 f.).

[6]) Etwas abweichend hat K. Olbricht die untere Großstadtziffer für 1600 auf 15 000, für 1820 auf 35 000, für 1871 auf 50 000, für 1914 auf 80 000 und für 1925 auf 100 000 angesetzt. — Vgl. Gedanken zur Entwicklungsgeschichte der Großstadt. Geogr. Z. XXXV, 461 f., 1929, und Der gegenwärtige Stand der Vergroßstädterung auf der Erde außerhalb des Deutschen Reiches. Geogr. Anz. XXXVIII, 437 f., 1937.

grenze aufwärts; ihre übliche Festlegung auf 100 000 Menschen ist wohl schon überholt und wurde bereits 1912 von H. Wagner als zu niedrig bezeichnet[7]). Auch abgesehen davon, daß jede Einteilung der Stadt in Größengruppen nur eine zeitlich befristete Geltungsdauer hat, sind die für die Gliederung verwandten Schwellenwerte lediglich zur Aufstellung eines groben Schemas brauchbar. Orte wie Ulm, Regensburg und Innsbruck üben großstädtische Funktionen aus, obwohl sie weniger als 100 000 Menschen zählen, während Siedlungen, die weit größer sind, aber kein raumtiefes Hinterland besitzen, wie ausgesprochene Kohlenstädte (Hindenburg) oder Stätten rein örtlichen Gewerbefleißes (Remscheid, Solingen) nicht als Großstädte angesprochen werden können. Die echte Großstadt ist ohne Verkehrs-, Markt- und Kulturfunktion, die auch in der beruflichen und sozialen Schichtung der Bevölkerung und der Gliederung des Ortsbildes zum Ausdruck kommen muß, undenkbar.

Das bedeutet nicht, daß Verkehrslage und Verkehrsstellung allein eine Siedlung zur Großstadtwertung führen können, wohl aber sind sie die primären Ursachen und die notwendige Basis großstädtischer Entwicklung. In diesem Sinne gilt F. Ratzels Satz: „Wo der Verkehr am größten, da liegen auch die größten Städte." Die 41 Millionenstädte der Gegenwart sind sämtlich Welthäfen oder Zentren des Binnenverkehrs oder Hauptstädte. Der Bringer gewaltiger Menschenmassen ist aber stets das Großgewerbe. Industrielles und städtisches Wachstum fördern sich wechselseitig; denn je größer eine Siedlung und je volkreicher ihr Hinterland wird, desto mehr Arbeitnehmer wird das absatzgebundene Verbrauchsgütergewerbe beschäftigen können. Das Zeitalter der Industrialisierung der Erde und der Maschinenkultur hat Wanderungsbewegungen größten Ausmaßes und eine vorher nie dagewesene Verstädterung eingeleitet; die Zunahme der Menschheit in den letzten 100 Jahren ist in erster Linie den großen Orten zugute gekommen, deren Zahl und Bevölkerung eine ungeheure Zunahme erfahren hat. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es auf der Erde nur 21, 1868 schon 144 und 1910 bereits 341 Siedlungen mit 100 000 und mehr Einwohnern; ihre gegenwärtige Zahl beläuft sich auf 700, in denen über 250 Millionen Menschen, d. i. der 8. Teil der Erdbevölkerung, Behausung und Betätigung finden[8]). Wie maßgeblich die Industrie die Ballung großer Menschenmassen fördert, zeigt das Beispiel der Sowjetunion, in der die Zahl der Großstädte sich in dem kurzen Zeitraum 1926/1939 von 31 auf 82 erhöht hat.

Immer noch wächst die Bedeutung der Großstädte für die Konzentration der Bevölkerung, des Verkehrs und der großgewerblichen Erzeugung. Immer mehr zentralisiert sich in den Hauptstädten das kulturelle Leben ganzer Länder. Immer sichtbarer und augenfälliger treten sie damit auch als Raumindividuen besonderer Art in Bild und Gefüge der Kulturlandschaft in Erscheinung. Die Großstädte sind daher ein dankbarer Gegenstand auch für geographische Untersuchungen und Forschungen geworden. An den bedeutsamen methodischen Fortschritten und Erkenntnissen, die die Stadtgeographie als gerade in Deutschland

[7]) Wagner, H.: Lehrbuch der Geographie. I, 9. Aufl., Hannover und Leipzig 1912. — S. 880.

[8]) Vgl. dazu Behm, E.: Die Städte der Erde mit mehr als 100 000 Einwohnern. Geogr. J. II, 132 f., Gotha 1868.
Hassinger, H.: Die geographische Verteilung der Großstädte auf der Erde. Dt. Rdsch. f. Geogr. XXIII, 385 f., Wien und Leipzig 1911.
Wirtschaft und Statistik XX, 495 f., 1940.



intensiv gepflegter Zweig der Kulturgeographie in den letzten 20 Jahren erstrebt haben, hat auch die geographische Betrachtung der Großsiedlungen vollen Anteil genommen[9]).

So erfreulich der heutige Stand der Forschung auch ist[10]), so besteht doch eine bedauerliche Lücke: dem verwickelten Verhältnis von Großstadtboden und Großstadtmensch ist bis heute kaum nachgespürt worden[11]). Deshalb muß auch dieser Aufsatz sich mit andeutenden Hinweisen und allgemein gehaltenen Feststellungen begnügen.

2. Großstadtmannigfaltigkeit und Großstadtart

Betrachtet man auf einer Weltkarte die geographische Verbreitung der Großstädte, wie sie erstmalig H. Hassinger 1911 untersuchte[12]), so erkennt man eine recht ungleichmäßige Verteilung. Zahl und Dichte der großen Wohnplätze, die Zahl ihrer Bewohner und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung sind von Land zu Land sehr unterschiedlich. Weitaus die Mehrzahl der Großstädte entfällt auf die Nordhalbkugel, die relativ spärlichen Großstädte der Südkontinente bevorzugen die Küste und meiden das Binnenland. Großstadtleere oder ausgesprochen großstadtarme Räume sind Arktis, Subarktis und Antarktis, Zentralasien, Alaska und die innermontanen Becken im Westen der Vereinigten Staaten, die Amazonasniederung und der Chaco in Südamerika. Die Großstädte Australiens liegen sämtlich, die Afrikas mit 5 Ausnahmen (Kairo, Fez, Johannesburg, Pretoria, Addis Abeba) am Meere. In Nordeuropa, Vorderasien, Sibirien, Hinterindien, Kanada, Mexiko und den Andenländern Südamerikas verteilen sich wenige Großstädte mit weiten Abständen über riesige Flächen. Großstadtreiche Gebiete sind: 1. West- und Mitteleuropa sowie die westliche Hälfte des europäischen Rußlands, 2. der Küstensaum des Mittelmeers, 3. Vorderindien, 4. China und Japan, 5. der Nordosten der Vereinigten Staaten von Amerika; es sind dies zugleich die Ballungsräume der Menschheit.

Die heutige Verbreitung der Großstädte ist das Ergebnis einer großartigen und immer mehr beschleunigten Übertragungsvorganges dieser Siedlungsform.

[9]) Vgl. dazu den umfassenden Literaturbericht von Dörries, H.: Siedlungs- und Bevölkerungsgeographie (1908—38). Geogr. Jb. LV, I. Halbb., 3 f., Gotha 1940.

[10]) Bobek, H.: Grundlagen der Stadtgeographie. Geogr. Anz. XXVIII, 213 f., 1927.
Ders.: Über einige funktionelle Stadttypen und ihre Beziehungen zum Lande. C. R. Congr. Internat. Géogr. Amsterdam 1938, II, 88 f., Leiden 1938.
Christaller, W.: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen. Jena 1933.
Hassinger, H.: Über Aufgaben der Städtekunde. Pet. Mitt. LVI, 289 f., 1910.
Ders.: Über einige Aufgaben der Geographie der Großstädte. Geogr. Jahresber. aus Österreich VIII, Wien 1910.
Hochholzer, H.: Zur Kulturgeographie der Großstädte. Z. Erdk. V, 257 f., 1937.
Ders.: Geographische Betrachtungen zur Großstadtfrage. Geogr. Z. XLIII, 41 f., 1937.
Olbricht, K.: Die deutschen Großstädte. Pet. Mitt. LIX, 57 f., 1913.
Ders.: Die Entwicklung der deutschen Großstadt seit dem Jahr 1910. Geogr. Anz. XXXI, 311 f., 1930.
Ders.: Die Entwicklung der deutschen Großstädte. Geogr. Anz. XXXIII, 371 f., 1932.
(Ferner die unter Anm. 6 genannten Arbeiten von Olbricht.)

[11]) Auch in der neuesten zusammenfassenden Darstellung (Lavedan, P.: Géographie des villes. Géographie Humaine, hrsg. v. P. Deffontaines. 3. Aufl., Paris 1936) wird dieser Fragenkomplex nicht angeschnitten.

[12]) Hassinger, H.: Die geographische Verteilung der Großstädte auf der Erde. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. 33. Jg., 363 f., Wien und Leipzig 1911.

Ihr Ursprung liegt noch im Dunkeln, scheint aber weder an eine einzige Rasse noch an ein Volk oder Land allein gebunden, sondern vielmehr mit der Entstehung und Ausbreitung der uralten potamischen Kulturen verknüpft zu sein. Jedenfalls finden wir die ältesten Großstädte in den vorwiegend den Subtropen angehörenden binnenländischen Oasen- und Stromkulturen des Orients, Vorderindiens und Chinas; in jedem dieser Räume scheint sich das Städtewesen als Ausdruck und Instrument organisierter und differenzierter Massenarbeit und seine höchste Stufe, die Großstadt, autochthon entwickelt zu haben. Die schwarze Rasse hat sich als unfähig erwiesen, Großstädte aus eigener Kraft hervorzubringen; denn die lediglich aus dem Schutzbedürfnis primitiver Völker hervorgegangenen formlosen Massensiedlungen Westafrikas verdienen diese Bezeichnung nicht, während die indianische Kultur Alt-Amerikas in der Seeinselstadt Tenochtitlan (Mexiko) immerhin einen Wohnplatz von großstädtischem Rang besaß. Das Mittelmeergebiet übernahm die Großstadt von der orientalischen Kulturwelt und wahrte ihre Tradition auch nach dem Zusammenbruch der antiken Kultur und des römischen Weltreiches. In West- und Mitteleuropa entstanden Großstädte in Anlehnung an das südliche Vorbild erst im späten Mittelalter; in den Siedlungsländern der weißen Rasse in Übersee, und in den tropischen Kolonien sind sie Kinder der neuen und neuesten Zeit.

Wie die folgende Tabelle zeigt, ist in allen Erdteilen die Zahl der Großstädte[13]) seit der Mitte des 19. Jahrhunderts enorm angestiegen, aber keineswegs überall in gleich steiler Kurve.

Zahl der Großstädte (Absolut und — in Klammer — in % der Gesamtzahl der Großstädte der Erde)

Erdteil	1860/65		1900/05		1940	
Europa	65	(45)	171	(50)	300	(43)
Asien	57	(39)	98	(28)	215	(31)
Afrika	6	(4)	8	(2)	20	(3)
Amerika	16	(11)	50	(18)	155	(25)
Australien und Ozeanien	1	(1)	4	(1)	10	(1)

Nach wie vor ist Europa der großstadtreichste Erdteil, aber sein Vorsprung beginnt nachzulassen. Zwar nimmt noch in Osteuropa die Zahl der Großstädte rasch zu, andererseits sprechen manche Anzeichen dafür, daß in West- und Mitteleuropa der Höhepunkt der Großstadtbildung erreicht und vielleicht sogar schon überschritten worden ist. In der außereuropäischen Welt ist das Tempo großstädtischen Wachstums der Gradmesser der zunehmenden Industrialisierung. In Asien hat sich die Zahl der Großstädte innerhalb von 80 Jahren vervierfacht. Dabei hat in dem volkreichsten Erdteil die Vergroßstädterung die geringsten Fortschritte in den Räumen gemacht, die die Wiegen der ältesten städtischen Kulturen der Menschheit sind. Dagegen ist seit 1900 die Anzahl der Siedlungen mit über 100 000 Einwohnern in Japan von 10 auf 38 und in Sibirien von 0 auf 12 emporgeschnellt; unter den letzteren befinden sich Orte, die vor 20 Jahren überhaupt noch nicht bestanden haben. Amerika hat heute zehnmal soviel Großstädte wie um 1860. Der Anteil der großstädtischen Bewohner ist im

[13]) Über den gegenwärtigen Stand vgl.: „Die großstädtische Bevölkerung der Erde." Wirtschaft und Statistisk 20. Jg., 493 f., Berlin 1940.

Doppelkontinent der Neuen Welt mit 21,7% bereits höher als in Europa (21,1%) und wird nur von Australien (47,5%) übertroffen, während in Asien erst 6 und in Afrika lediglich 3,6% der Bevölkerung in den Großstädten leben. Doch scheint, wie die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. April 1940 vermuten lassen, in den Vereinigten Staaten in jüngster Zeit als Auswirkung der jahrelangen Wirtschaftskrise, ein leichter, vielleicht nur vorübergehender Rückschlag eingetreten zu sein; jedenfalls haben nicht weniger als 14 von den 44 Städten der USA. mit über 200 000 Einwohnern eine Abnahme zu verzeichnen. Vermutlich wird Europa noch auf längere Sicht hinaus der Erdteil sein, der die meisten Großstädte beherbergt, und es ist müßig zu prophezeien, ob dann Amerika oder Asien die Führung übernehmen wird.

Da die modernen Großstädte Schöpfungen des wirtschaftenden Menschen und Organe des Wirtschaftslebens sind, ist ihre Verteilung weitgehend durch die Verbreitung der Industrien und das Vorkommen von Bodenschätzen, namentlich Kohle und Eisen, bedingt. Alle Großstadtanhäufungen, wofür als Beispiele das Ruhrgebiet und Oberschlesien in Deutschland, die Midlands und die Flanken des Penninischen Gebirges in England, das Donezbecken (Donbaß) in Südrußland, das Kusnezker Revier in Sibirien, die Region der Großen Seen in Nordamerika, Nord-Kyushu und das Kinkichiho in Japan genannt seien, liegen in geschlossenen Industriebezirken. Auch die natürlichen Verhältnisse, Klima, Meereshöhe und Relief, beeinflussen als fördernde oder hemmende Faktoren die geographische Verbreitung der Großsiedlungen, wirken sich aber nicht gesetzmäßig als absolute Schranken aus. Deutlich wird dies bei den Beziehungen zwischen Großstadt und Klima erkennbar, die sich im Laufe der Zeiten bedeutsam gewandelt haben. Die Anfänge großstädtischer Entwicklung vollzogen sich im warmen wintertrockenen Klima der Subtropen. Die antike Kultur verpflanzte die Großstadt in das gleichfalls warme, aber winterfeuchte Etesienklima der mittelmeerischen Gestade. In der Neuzeit verlagerte sich der Schwerpunkt großstädtischer Siedlungsweise, in die eigentlich gemäßigte Zone mit warmen, aber nicht übermäßig heißen Sommern und kühlen, jedoch nicht ausgesprochen kalten Wintern und Niederschlägen zu allen Jahreszeiten. In neuester Zeit füllen sich auch die winterkalten Räume der Nordhemisphäre rasch mit Großstädten an; die Hauptmasse der 92 Großstädte der USA. und der 82 Großstädte der Sowjetunion liegen in der Zone des borealen Klimas. Heute erstreckt sich das Verbreitungsgebiet großstädtischen Lebens auf der nördlichen Halbkugel vom Äquator (Belem, Singapore) bis über den Polarkreis hinaus und damit von den regenfeuchten Tropen bis in die Subarktis hinein; Murmansk in nahezu 70° N ist die nördlichste Großstadt der Erde geworden. Freilich trennt noch ein langer Abstand die vereinzelten großen Städte der kalten Zone von der polaren Grenze der Ökumene! Nur wenige Großstädte haben in den Trockengebieten der Alten und Neuen Welt sich niedergelassen. Größer ist ihre Zahl in den inneren Tropen: so gibt es derzeit bereits etwa 25 Großstädte zwischen 10° N und 10° S, aber nur 3 Millionenstädte werden von den Wendekreisen umschlossen. Wenn auch der Kulturmensch auf dem Wege zur Naturbeherrschung schon so weit vorgeschritten ist, daß er „sich schließlich an einem öden Fleck alle Mittel zur Befriedigung seiner körperlichen und geistigen Bedürfnisse"[14])

[14]) v. Richthofen, F.: China. 1. Bd., 1877 (Anhang: Die heutige Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie).

verschaffen und Dauersiedlungen, allen klimatischen Schwierigkeiten zum Trotz, in allen Breiten begründen und erhalten kann, so ist doch klar ersichtlich, daß das warm gemäßigte Regenklima und in zweiter Linie das boreale Klima die Großstädte am besten gedeihen lassen und ihnen optimale Entfaltungsmöglichkeiten bieten.

Keiner Regel scheint die Meereshöhe[15]) der Großstädte unterworfen zu sein; schwankt sie doch zwischen 0 und 3690 m (La Paz). Bei genauerer Betrachtung ergibt sich aber, daß die Höhenlage nicht so willkürlich ist, wie man dies zunächst glauben möchte. In allen Kontinenten liegt die Höhengrenze der Großstädte beträchtlich tiefer als die obere Grenze der dauernd bewohnten Siedlungen. Europas höchstgelegene Großstadt ist Madrid in 650 m, die höchste Mittelstadt La Chaux-de-Fonds im Neuenburger Jura in 1000 m, die höchste ländliche Dauersiedlung der Weiler Juf (2130 m) in Avers in Graubünden, das höchste Sommerdorf Findelen (2570 m) im Wallis. Die Bevorzugung der untersten Höhenstufen, der Tiefebenen und Flachküsten durch die Großstädte ist offensichtlich. Nur im Tiefland ballen sie sich zu Gruppen zusammen, im Mittel- und Hochland treten sie stets nur sporadisch auf. Tiefe Lage ist ein Kennzeichen sämtlicher Weltstädte. Nur 3 Millionenstädte (Mexiko, Madrid, São Paulo) weisen eine beträchtliche Meereshöhe auf. Die Zahl der Großstädte, deren Boden mehr als 1000 m über dem Meeresspiegel liegt, ist gering; ihr Vorkommen beschränkt sich auf das Kordillerenland beider Amerika, die Hochländer Vorderasiens und die afrikanische Platte. Eine Sonderstellung nehmen die Großstädte des tropischen Hochlandes ein wegen ihres isothermen Klimas, das weder Hitze noch Kälte, weder Sommer noch Winter kennt; zu ihnen gehören Addis Abbeba (2400 m) und die Hauptstädte von Mexiko, Kolumbien, Ekuador und Bolivien, sämtlich in über 2000 m Seehöhe gelegen. Den Großstadthöhenrekord stellt La Paz mit 3690 m auf.

Außerordentlich mannigfaltig sind die Beziehungen zwischen Großstadt und Gelände. Erhebliche Reliefenergie hemmt Entwicklung und Wachstum; Steilhänge erschweren nicht nur den Verkehr, sondern lassen häufig auch keine Verbauung zu. Die Mehrzahl der Großstädte steht daher auf ebenem oder sanftwelligem Untergrund, der die Verbauung nicht behindert und Möglichkeit zur Entfaltung und Ausdehnung gewährt. Fast regelmäßig entwickelt sich die City auf der tiefsten Stelle des Stadtbodens. Erhebungen, die innerhalb der verbauten Fläche unvermittelt und steilgeböscht aufragen, werden vom Verkehr umgangen. Mit Ruinen oder alten Bauten (Kirchen, Schlössern, Befestigungswerken) besetzt, entragen sie als stille Inseln der lärmenden Flut der Großstadt, sind aber vielfach deren historisches Element und wirksamste Zier: Palatin in Rom, Akropolis in Athen, Wawel in Krakau, Notre Dame de la Garde in Marseille, Zitadelle in Ankara, Castle Rock in Edinburg, Burghügel in Nürnberg. Klettern aber Straßen und Häuserzeilen an steilen Hängen empor und tritt dazu noch das Meer zergliedernd oder umrandend an den Stadtboden heran, so bieten sich Motive von einzigartiger Schönheit (Lissabon, Istanbul). Umstellen in tropischer Natur hohe Bergeshäupter und ebener Meeresspiegel die Häusermasse der Siedlung und verzahnen sich mit ihr, so entstehen Städte-

---

[15]) Hassinger, H.: Die Geographie des Menschen. S. 438. In: Handb. d. Geogr. Wissenschaft. Allgem. Geogr. 2. Teil. Potsdam 1933.

bilder von grandioser Wirkung, erhaben und schön zugleich; darauf gründet sich der Ruhm von Hongkong und Rio de Janeiro.

Zum Verständnis der Beziehungen zwischen Großstadt und Relief muß nicht nur das Wachstums- und Raumbedürfnis der Siedlung, sondern auch der Verkehr als lagebedingendes Motiv berücksichtigt werden. Im allgemeinen hält die Großstadt den in bezug auf ihre Umgebung verkehrsgünstigsten Standort besetzt, sei es, daß er sich durch bequeme Zugänglichkeit auszeichnet oder sich in ihm natürliche Leitlinien des Verkehrs kreuzen oder gabeln, sei es, daß er die beste Sammlung und Verknotung eines Bündels von Verkehrswegen gestattet oder die Stelle leichtester Überwindung eines natürlichen Verkehrshindernisses (Tal, Fluß, Sumpf, Gebirge) darstellt, sei es schließlich, daß hier der Übergang von einer Verkehrsart zur andern am zweckmäßigsten vollzogen werden kann. Daraus ergeben sich mancherlei geländebedingte Lagetypen, von denen die Kreuzungsstellen, die Sammel-, Brücken-, Pforten- und Paßstädte und die Umladeplätze die häufigsten sind; von den letzteren haben sich allerdings nur See- und Binnenhäfen zu Großstädten entwickelt. Es würde zu weit führen, alle diese Typen näher zu beschreiben und durch Beispiele zu belegen.

Vielgestaltig wie die Lage der großen Städte ist auch ihr Aussehen. Dem Reisenden, der eine ihm unbekannte Stadt betritt, prägt sich zuerst das Fremdartige und Ungewohnte ihrer Erscheinung und ihres Lebens ein. Aber neben dem Besonderen steht das Allgemeine, neben der Großstadtmannigfaltigkeit der Großstadttypus. Mit Recht sagt Passarge in seinem Büchlein über „Die Landschaftsgürtel der Erde": „Und doch haben alle Städte gewisse gemeinsame Eigenschaften, und ebenso ist andererseits auch ihre Einwirkung auf den Menschen in allen Breiten ähnlich"[16]) und bemerkt an anderer Stelle: „Die Stadtlandschaften hängen als Schöpfung des Menschen wesentlich von der Natur des Menschen ab. Nun sind in allen wesentlichen Punkten die Bedürfnisse des Menschen ähnlich, wie auch dessen geistige — nicht nur die körperliche — Gestaltung. Die Abweichungen sind verhältnismäßig unbedeutend. Demgemäß müssen alle Stadtlandschaften in den Grundzügen übereinstimmen"[17]). Großstädte sind als Konvergenzformen aus gleichartigen Bedürfnissen des Menschen in verschiedenen Teilen der Alten Welt unabhängig voneinander erwachsen. Dagegen ist der werdende, noch nicht vollendete Großstadttypus als vielleicht sinnfälligster Ausdruck der zunehmenden Uniformität der Erde eine Schöpfung der Technik der weißen Rasse; Hochholzer nennt ihn die technisch-wissenschaftliche Großstadt[18]). Die Europäisierung der Erde hat den Siegeszug dieses Typs eingeleitet, die Amerikanisierung seine Ausbreitung beschleunigt. Je weiter die Entwicklung fortschreitet, desto mehr nimmt die moderne Großstadt internationales Gepräge an auf Kosten der regionalen und örtlichen Besonderheiten.

Diese Tendenz der Vereinheitlichung, die die landschafts- und volksgebundene Individualität und Persönlichkeit der Großstadt zu überwuchern oder gar auszulöschen droht, hat von den Ländern angelsächsischer Zivilisation ihren Aus-

[16]) Breslau 1923, S. 99.

[17]) Passarge, S.: Stadtlandschaften der Erde. Hamburg 1930.

[18]) Hochholzer, H.: Geographische Beobachtungen zur Großstadtfrage. Geogr. Z. XLIII, 46 f., Berlin 1937.



gang genommen. In England entstand die City, in den Vereinigten Staaten von Amerika die genormte und standardisierte Großstadt. In dreifacher Hinsicht nehmen die großen Wohnplätze immer mehr gleichförmige Züge an: im Verkehrswesen, in der Bauweise und in der zonalen Gliederung des Formenbildes: Um die City legt sich der hoch und dicht gebaute Ring größter Volks- und Wohndichte, unterbrochen von Parkanlagen und Plätzen; er beherbergt in Zinshäusern und Mietskasernen die Hauptmasse der großstädtischen Bevölkerung, besonders der Arbeiter und Angestellten. An das geschlossene Häusermeer der Innenstadt schließt sich mit abnehmender Höhe und zunehmender Auflockerung der Verbauung die Außenzone an, der unfertige Gürtel des Übergangs zwischen Stadt und Land mit Villenvierteln, Randsiedlungen, Gärten, Sportanlagen, Industriegelände, Erholungsstätten, Garagen und Tankstellen; sie ist zugleich der innerste der Thünenschen Kreise, die in mehr oder weniger konzentrischer Anordnung die großen Konsumzentren umgeben und ihre landwirtschaftliche Erzeugung in den Dienst der Belieferung der städtischen Bevölkerung mit Lebensmitteln gestellt haben. Darüber hinaus greifen die äußersten Wachstumsspitzen und Fühler der Agglomeration noch in die Milch, Obst, Gemüse, Eier und Kartoffeln liefernde „Lokalzone" über, wie Laur den zweiten Versorgungsring treffend bezeichnet hat[19]).

3. Die Großstadtlandschaft als Umwelt

Der Mensch hat die Großstadt geschaffen, die Großstadt ihrerseits formt ihre Bewohner. Der Großstädter als sozialer Typ ist der Gegenpol des bäuerlichen Menschen und wie dieser — welche Formulierung nicht im Sinne der Milieutheorie aufgefaßt werden soll — ein Züchtungsprodukt seiner Umgebung. Drei Umwelten wirken auf den Menschen ein: 1. die Natur in ihren teils ursprünglichen, teils vom Menschen abgewandelten Kräften, Stoffen und Formen, 2. die Schöpfungen des Menschen, die in Kultur und Technik bleibende Gestalt angenommen haben und 3. der lebendige Mensch selbst als Einzelwesen und als Gemeinschaft. Mit dieser komplexen Umwelt, der natürlichen, der kulturellen und technischen und der menschlichen und sozialen muß der Mensch sich auseinandersetzen und empfängt von ihr Eindrücke und Einflüsse[20]). Wie dabei die menschliche Umwelt im Zusammenleben großer, häufig nur in der Minderzahl ortsgebürtiger Massen Mensch und Volk der Großstadt prägt, hat Hellpach dargelegt[21]). Wie der Standort selbst, der Großstadtboden, seinerseits vom Menschen umgestaltet wird, sei im folgenden anzudeuten versucht.

Vielleicht banal, aber wesentlich ist die Feststellung, daß der Mensch der Großstadt in seinem Wohnbereich die natürliche Umwelt weitgehend verdrängt und beseitigt und durch eine künstliche Umwelt ersetzt hat, in der er den größten Teil seines Daseins verbringt. Vom Bergbau abgesehen, sind die Eingriffe des Menschen in die natürliche Substanz nirgends so tiefgreifend wie im Wirkungsfeld der Großstadt. Noch schwieriger als die mühselige Aufstellung des Werdens einer Siedlung von den Anfängen bis zur Gegenwart ist die Rekonstruktion der Urlandschaft, namentlich der Pflanzen-

---

[19]) Laur, E.: Wirtschaftslehre des Landbaus. Berlin 1930. — S. 161 f.
[20]) Hellpach, W.: Geopsyche. Die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter und Klima, Boden und Landschaft. 5. Aufl., Leipzig 1939. — S. 3 f.
[21]) Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart 1939.

decke und der Hydrographie. In den Parks, Grüngürteln, Gärten und Alleen der großen Städte Mitteleuropas sieht man Pflanzen aus aller Welt und mehr Bäume ostasiatischen und nordamerikanischen Ursprungs als solche des deutschen Waldes, der hier einstmals seine Wurzeln schlug. An der Stadtgrenze breiten sich Kulturformationen aus, Kultursteppen, Kulturparks und Kulturforste, deren Standort, Dichte, Höhe und Wuchsform vom Menschen bestimmt und geregelt wird. Weit muß man wandern, um irgendwo versteckt noch ein Reliktgebiet ursprünglicher Pflanzengemeinschaften zu finden, die durch den Naturschutz vor der Vernichtung bewahrt wurden.

Formen und Haushalt des Wassers wurden gleichfalls einschneidenden Eingriffen unterworfen. Den Flüssen wurden Fesseln angelegt; ihr Lauf wurde korrigiert, kanalisiert, reguliert oder gar abgelenkt, ihre Ufer wurden gefaßt, begradigt, befestigt oder bedeicht, ihre Tiefe wurde durch Ausbaggerung, Aussprengung von Felsen oder Stau geändert, ihr Wasser wurde verschmutzt und bis zur Unkenntlichkeit verfärbt, Kanäle wurden abgezweigt, Seen wurden zugeschüttet (wie etwa der Klara-See in Stockholm) und Sümpfe ausgetrocknet, neue Wasserflächen wurden durch Aufstau (Alster in Hamburg) oder Bodenaushub zu Verkehrs- oder Erholungszwecken geschaffen. Kleinere Gerinne wurden durch unterirdische Leitung dem Auge entzogen, so daß nur noch Straßennamen oder Geländemulden an ihren vormaligen Lauf erinnern. Durch die künstliche Panzerung der Oberfläche wurde die Versickerung des Regenwassers unterbunden. Standortsverlagerungen des Oberflächenwassers von größtem Ausmaße hat der Mensch in den Feucht- und Trockenlandschaften durchgeführt. Ehemals mußte die Siedlung den Standort des Wassers aufsuchen, heute wird dieses aus beliebiger Entfernung zu den Wohnplätzen gebracht.

War früher die Straßenführung und Grundrißgestaltung von den feinsten Zügen des Reliefs abhängig und mußte sich darnach richten, so schreckt heute der Städtebauer vor Geländeschwierigkeiten nicht zurück. Er trägt, wie in Manhattan, Felsschwellen ab und füllt Mulden auf, um den Boden einzuebnen. Auch neue Unebenheiten können, sei es durch Zufall, sei es durch Absicht, entstehen. Den 7 Hügeln Alt-Roms fügte bereits die Antike einen weiteren hinzu in dem 35 m hohen Monte Testa'ccio; er erhebt sich zwischen dem Tiber und der Pyramide des Caius Cestius in der Nähe des alten Hafens und besteht aus einer Anhäufung von Gefäßscherben. Verbauung und Pflasterung decken den Untergrund zu und unterbrechen die natürliche Weiterbildung des Bodens und die Verwitterung. Nur in seltenen Fällen kann der Großstädter noch unmittelbaren Einblick in die geologischen Verhältnisse seines Wohnplatzes nehmen. Durch Bau- und Brandschutt erhöht sich allmählich das Gelände, was bei Städten in tiefer, wassergefährdeter Lage bedeutsame Folgen haben kann, so z. B. bei Straßburg, in dessen Altstadt infolge der Ablagerung einer 6—8 m mächtigen Kulturschicht der Grundwasserspiegel tiefer rückte.

So ist Gestaltwerdung und Wachstum der Großstadt immer verbunden mit einem großzügigen und umfassenden Eingriff in alle Bestandteile des natürlich gewachsenen Formenbildes und in das Zusammenspiel der Naturkräfte. In den größten deutschen Städten ist durch die Verbauung durchschnittlich $^1/_3$ der Fläche des Stadtgebietes der natürlichen Einwirkung entzogen worden. Auch klimatisch macht sich das Dasein der Großstadt bemerkbar. Auf die Wanderung der Fronten und Luftmassen übt sie zwar keinen Einfluß aus, wohl

aber auf das örtliche Verhalten der Atmosphäre. Klima und Wetter unterscheiden sich in der Großstadt von dem umgebenden Freiland durch höhere Temperaturen und geringere tägliche Wärmeschwankung, durch größere Niederschlagsmenge und -häufigkeit mit mitunter deutlich erkennbarer Stauseite an der den regenbringenden Winden zugewandten Verbauungsgrenze, durch verstärkte Wolken- und Nebelbildung, durch Verunreinigung und Trübung der Luft, durch Abschwächung der Strahlung und wesentliche Verminderung der Sonnenscheindauer[22]). Die im Stadtinnern sich einstellende Temperaturerhöhung beträgt in der Regel im Jahresmittel 0,5—1° C und kann im Stundenmittel und in Einzelfällen wesentlich höhere Werte erreichen. Phänologisch wirkt sie sich darin aus, daß in den Parks und Gärten unserer Großstädte die Pflanzen einige Tage früher zu blühen beginnen als auf dem Lande. Es ist sogar denkbar und möglich, daß — worauf neuerdings H. Flohn[23]) wieder hingewiesen hat — durch die Großstädte eine erdumfassende Klimaänderung im Sinne einer allmählichen Wärmezunahme verursacht wird; denn durch die Verbrennungsvorgänge wächst ständig der Kohlensäure- und Kerngehalt der Luft, was theoretisch zu einer allmählichen Steigerung der Temperaturen führen muß.

Die Verbauung hat eine künstliche Verteilung von Licht und Schatten zur Folge. Die Wirkung der hohen Häuserfronten entspricht der des Bergschattens. So werden die engen Gassen der mittelmeerischen und orientalischen Großstädte zu düsteren Schluchten, und die lichtarmen Innenhöfe in den älteren Mietskasernenvierteln unserer großen Wohnplätze gleichen jenen Karen im Hochgebirge, in die infolge ungünstiger Exposition kaum ein Sonnenstrahl hineinfällt. Mangelnde Hygiene und unzureichende Kanalisation verpesten in Indien, China und im Orient, Auspuffgase der motorisierten Fahrzeuge und der Qualm der Industrieanlagen in Europa und Nordamerika die Luft vieler Großstädte. Inwieweit durch die Zerstörung und Überdeckung des Naturbodens das Klima der erdnahen Luftschicht modifiziert wird, ist noch ungeklärt. Fest steht jedoch, daß die Großstädte „einen erheblichen Einfluß auf die Witterung und damit auch örtlich auf das Klima ausüben" (Fels)[24]), und sicherlich sind die Wirkungen auf den Menschen überwiegend schädliche und der Gesundheit nachteilige. Das Großstadtklima „ist wahrscheinlich von viel tieferer Einwirkung auf den Organismus, als wir uns heute noch vorstellen, auch dort, wo es ‚hygienisch' gestaltet worden ist" (Hellpach)[25]).

Alle Formen und Kräfte der Natur sind im Bannkreis der Großstadt mehr oder weniger bedeutsam umgestaltet worden. Der Mensch hat den natürlichen Organismus durch ein Kunstprodukt ersetzt, das S. Passarge die „Stadtlandschaft" genannt hat, eine vielfach so häßliche und abstoßende und doch wiederum so imposante und großartige Schöpfung aus Holz, Stein, Eisen, Zement, Ziegel und Asphalt. Die Großstadt ist nicht nur eine funktionelle, son-

[22]) Brezina, E. und Schmidt, W.: Das künstliche Klima in der Umgebung des Menschen. Stuttgart 1937.
Fels, E.: Der Mensch als Gestalter der Erde. Ein Beitrag zur allgemeinen Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Leipzig 1935. (Kapitel: Die klimatische Bedeutung der Städte.)
Flohn, H.: Die Tätigkeit des Menschen als Klimafaktor. Z. Erdk. IX, 13 f., 1941.
Kratzer, A.: Das Stadtklima. Die Wissenschaft, Bd. 90. Braunschweig 1937.

[23]) Flohn, H.: 1941, zit. Anm. 22. — Vgl. S. 19 f.

[24]) Fels, E.: 1935, zit. Anm. 22. — S. 33 f.

[25]) Hellpach, W.: 1939, zit. Anm. 20. — S. 195.

dern auch eine physiognomische Ganzheit. Sie verdient die Bezeichnung einer eigenen Landschaft allein schon auf Grund der Flächen- und Höhendimensionen ihres körperlichen Erscheinungsbildes. New York City umfaßt 790, Groß-London 330, Groß-Berlin 260, Buenos Aires 190, Leningrad über 100 qkm verbauter Fläche. Wie zwerghaft nehmen sich die Unebenheiten des Rundhöckergeländes von Manhattan aus gegenüber den himmelstürmenden Gipfeln der Wolkenkratzer, von denen das Empire State Building mit 86 Wohnstockwerken und 380 m Höhe das höchste Gebäude der Welt ist, den abgründig tiefen Kanyons der Avenues und Streets und dem jeden Beschauer sich unvergeßlich einprägenden grandiosen Panorama der Sky Line über dem Hudson! Wie winzig erscheint der Mensch selbst inmitten dieser seiner eigenen Schöpfung, als Gefangener der Häusermassen und lärmerfüllten Straßen, die keinen Ausblick in die umgebende Landschaft gestatten! Nirgends tritt ihm unverfälschte Natur im Urzustand entgegen.

Vor 88 Jahren schrieb W. H. Riehl[26]): „Bei den ins Ungeheuerliche und Formlose ausgereckten Großstädten hört der besondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichsam persönlichen Einzelwesens von selber auf. Jede Großstadt will eine Weltstadt werden, d. h. uniform allen anderen Großstädten, selbst das unterscheidende Gepräge der Nationalität abstreifend. In den Großstädten wohnt das ausgleichende Weltbürgertum." In diesen Sätzen steckt Richtiges und Unrichtiges. Eine Großstadt mag unorganisch gewachsen und unvollendet sein, formlos ist sie deshalb nicht, wenn ihre Formung auch noch im Werden ist. Jede Großstadt ist allein auf Grund ihrer Lage, durch die sie einer bestimmten Erdstelle verhaftet bleibt, ein einmaliges Gebilde und ein geographisches Individuum, zugleich aber ist sie Vertreterin einer Siedlungsform von weltweiter Verbreitung. Daher kennzeichnen sowohl individuelle wie generelle Züge das Charakterbild des Großstadtmenschen. Wir erkennen heute Rasse, Landschaft und geschichtliches Schicksal als die Bildner der Stammesart; unter der Einwirkung der gleichen Kräfte, der Blutsgrundlage als Anlage, des Lebensraumes und der geschichtlichen Mächte als Prägestock, steht auch der Mensch der Großstadt. Inmitten des landschaftlichen und stammhaften Gefüges ihrer Einflußsphäre ist die Großstadt verankert. Aber sie führt darin ihr Eigenleben, hat ihren Lebensraum zur „Stadtlandschaft" gestaltet und ändert durch Zu- und Wegzug und Mischung schnell das rassische Antlitz ihrer fluktuierenden Bevölkerung. Der Anteil der Ortsgebürtigen war 1910 in Berlin auf 40%, 1900 in Wien auf 38% der Bewohner gesunken. Mit Recht hat M. Wähler[27]) in dem von ihm herausgegebenen Werk „Der deutsche Volkscharakter" den Hamburger, den Berliner, den Frankfurter, den Münchener und den Wiener als „besondere Stammesspielarten" unseres Volkes würdigen lassen. Diese Differenzierung beschränkt sich aber nicht nur auf die Großstädte selbst, sondern greift auch auf deren Teilgebiete über. Je größer die verbaute Fläche einer Stadt ist, desto mehr isolieren sich aber ihre einzelnen Wohnviertel. So kommt es durch Absonderung zur Bildung von Standortsvariationen innerhalb der großstädtischen Bevölkerung. In meiner Vaterstadt Frankfurt a. M. ist z. B. der eingesessene Bornheimer ein ganz anderer Menschenschlag als der Sachsen-

[26]) Riehl, W. H.: 1853, zit. Anm. 1. — S. 122.
[27]) Wähler, M.: Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge. Jena 1937.

häuser auf der linken Mainseite, und die Bewohner zweier nördlicher Vororte, Eschersheim und Heddernheim, haben ein recht verschiedenes Temperament, obwohl sie nur das Flüßchen Nidda trennt.

Eng lassen Verkehr und Verbauung die Menschen der Großstadt zusammenrücken, seelisch bleiben sie sich fern; vielfach kennen sich die Bewohner ein- und desselben Mietshauses jahrelang nicht. Die Polarität von Massentum und Einsamkeit bestimmt das Leben in der Großstadt. Die großstädtische Agglomeration wirkt nicht nur als blutlicher, seelischer und sprachlicher (Stadtmundarten!) Schmelztiegel, sondern führt, wie schon Riehl erkannte, zur Vereinzelung; es fehlen die Bindungen, wie sie die Dorfgemeinschaft kennt. Wer will, kann sich in der Großstadt völlig von der Welt verschließen. Dem Einfluß des Bodens und der Stadtlandschaft aber kann sich gleichwohl niemand entziehen.

Großstadt bedeutet Lösung von der Scholle und räumliche und seelische Naturferne. Radio, Zeitung und Kino bringen dem Menschen der Großstadt die Welt nahe, die Allgewalt der Technik entfremdet ihn der Natur. Naturverbundenheit, Naturinstinkt, unmittelbare Anschauung der Naturkräfte und Respekt und Ehrfurcht vor dem Walten der Natur sind dem Menschen der Großstadt weitgehend verloren gegangen. In diesem Sinne ist in der Tat die Großstadt wurzellos; sie wurde Unterschlupf der Hefe des Volkes, Brutstätte der asozialen Elemente, Hochburg des internationalen Judentums. Nur in der Großstadt entstand das Proletariat. Andererseits regte sich in den großen Siedlungen zuerst der Protest gegen die Vergewaltigung des Menschen durch die Zivilisation, gegen die Auswüchse der Maschinenkultur und gegen die Schäden der hochgezüchteten Domestikation.

W. H. Riehl, der Begründer der deutschen Landes- und Volkskunde, hat den Großstädten ein schlechtes Zeugnis ausgestellt[28]); er nannte sie „die Wasserköpfe der modernen Civilisation"! Er meinte, daß die Herrschaft der Großstädte zuletzt gleichbedeutend werde mit der Herrschaft des Proletariats. Überblickt man die Folgen des ungeheueren Anwachsens der großstädtischen Agglomerationen in den letzten Jahrzehnten, so wird man Riehl in vieler Hinsicht recht geben müssen, andererseits aber doch sein Urteil als zu hart und ungerecht empfinden. Riehl geißelte die zersetzenden und nivellierenden Einflüsse der Großstädte; er übersah, daß sich in ihnen nicht nur die Schattenseite, sondern auch die beste Kraftpotenz eines Volkes sammelt. Er verkannte, daß auch der Großstadt produktive Kräfte innewohnen und daß sie kraft ihrer Dynamik Träger manchen gesunden Fortschritts geworden ist, der auch den kleineren Siedlungen und dem platten Land zugute gekommen ist. Nicht die Großstadt an sich, wohl aber ihre überstürzte und ungeordnete Entwicklung ist die Ursache so vieler Übel geworden. Diese sind freilich so groß, daß sie an dem Mark der Völker zehren. Die Diagnose ist gestellt, die Therapie hat begonnen.

---

[28]) Riehl, W. H.: 1853, zit. Anm. 1. — S. 118 f.

Die Geschichte der Stadternährung

Ein Beitrag zur Biologie der städtischen Umwelt

Von

Prof. Dr. med. *O. Flößner*, Direktor beim Reichsgesundheitsamt

Mit 3 Tabellen

Die sieben Jahrhunderte, die Breslau als Stadt durchlebt hat, sind eine Spanne Zeit, die manchen Wechsel in der Odergemeinde gesehen hat und die mit den geschichtlichen Entwicklungen zugleich in das Leben der Stadtbewohner zahlreiche weittragende Einflüsse und Änderungen gebracht hat. Der Übergang zur Stadt stellte auch hier einen Einschnitt dar, der in seiner Wucht nur im 19. Jahrhundert durch den Schritt zur Großstadt übertroffen wurde und der sich besonders in den Änderungen bei der städtischen Ernährung ausdrückte. Denn der besonderen Physiognomie der Stadt und der Großstadt entspricht stets auch eine besondere Form der Ernährung.

Es mag zunächst überraschen, in einen Rahmen der anthropologischen Betrachtung die Ernährung miteinzubeziehen. Sicherlich ist dies aber nur der konsequente Ausdruck der neueren Forschung, die Ernährung, diesen wichtigen und öfters noch verkannten Umweltfaktor, vor allem in der Gesamtschau zu sehen. Zur Vervollständigung des Bildes wird sicher die Ernährungsentwicklung wesentlich beitragen können und bedarf daher der Beachtung in einer vergleichenden Biologie des Menschen.

Die Geschichte der Ernährung der schlesischen Bevölkerung beginnt nun nicht erst mit dem Stadtwerden Breslaus, vielmehr ist auch die städtische Ernährung einer bestimmten Zeit, genau so wie jede andere Ernährung, die Fortsetzung der vergangenen Epoche, mithin auch sie nur ein Glied in der langen geschichtlichen Kette. Beginnt man mit der Ernährungsbetrachtung in unserer Zeitrechnung, so ist auch dies willkürlich gewählt und führt leicht zu unvollständigen Vergleichen, es sei denn, daß von vornherein nur ein Vergleich in der Ernährung bestimmter Zeiten beabsichtigt wird. Im allgemeinen kann dabei aber auch nur etwas über die qualitativen Verhältnisse ausgesagt werden, eine sichere Beurteilung der quantitativen Momente ist mit Genauigkeit erst seit einigen Jahrzehnten möglich, seitdem eine allgemeine Statistik besteht. Daß dabei auch oft noch ein kausaler Zusammenhang mit der Ernährung konstruiert wird, der erst bewiesen werden muß, sei nur nebenbei erwähnt.

Leider sind die Angaben aus der Ernährungsgeschichte Breslaus wie der meisten Städte Deutschlands dürftig. Aus den ersten Zeiten der vorgeschichtlichen Periode wie auch aus den frühen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unterrichten uns die Funde der Ausgrabungen, die auf schlesischem Boden interessante Ergebnisse gezeitigt haben. Sie erlauben einen tieferen Einblick in das Nahrungswesen der damaligen Jahrhunderte und werfen zugleich neues Licht auf kulturgeschichtliche Beziehungen, wie politische und landwirtschaftliche Verhältnisse jener Zeit. Reichhaltige Aufschlüsse ergaben vor allem Ausgrabungen im Herzen von Breslau auf der Dominsel. Hier wurden zahlreiche Reste von verschiedenen Lebensmitteln gefunden, deren Verzehr

auch für die damalige Zeit überrascht. Von den Getreidearten stand im Vordergrund die Rispenhirse, und zwar die nämliche kleine Sorte mit fast kugeligen Samen, wie sie bei Schweizer Pfahlbauten häufiger angetroffen worden ist. Noch heute hat die Hirse in Schlesien eine Sonderstellung im Volksglauben und Brauch. Seltener war der Fund von Weizen, er wurde besonders in Form gerösteter Körner verzehrt. Nach den Funden wurden von Wildsorten Eber, Hirsch, Reh, Ur verzehrt, von Haustieren Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen. Auch Fische gehörten zu der bevorzugten Nahrung.

Damit ergibt sich ein anderes Bild der Ernährung, als wir es sonst oder jetzt anzutreffen gewohnt sind. Hirse wird heute weder in Breslau noch in Schlesien als bevorzugte Getreidefrucht verwendet, es gibt überhaupt in Deutschland keine Landschaft mehr mit vorherrschendem Hirseverzehr. Mit dem 17. Jahrhundert hat die Hirse ihre wichtige Stellung in der deutschen Volksernährung eingebüßt. Gerade heute ist vielmehr die fruchtbare Oderebene in der Breslauer Gegend durch beträchtlichen Weizenanbau ausgezeichnet.

Aber erst im Mittelalter schuf der deutsche Kolonist durch Roden der für Jahrhunderte fast unveränderten Pflanzendecke die lichte, offene Landschaft des heutigen Schlesiens. Das gültige Flurbereinigungs-Reglement ist vom 24. 4. 1781 datiert. Sonst geht auch in Schlesien der größte Teil der schlesischen Kulturpflanzen mit seiner Geschichte bis in die indogermanische Zeit zurück.

In der Frühzeit bis zur Karolingerzeit waren dann die Ernährungsverhältnisse zunächst wenig verändert geblieben. Man pflanzte dabei nur soviel an, als man für seinen eigenen Bedarf benötigte. Daher mußten — wie dies auch häufig im 8. bis 14. Jahrhundert der Fall war — in schlechten Erntejahren Hungersnöte auftreten. Die deutschen Kolonisten und namentlich die deutschen Mönche haben seit dem 13. Jahrhundert die Rebe nach Schlesien gebracht. Für die Gegend von Trebnitz nördlich von Breslau, wo der Flachboden in den Trebnizer Höhen etwas emporwallt, ist sie schon mit Beginn des 13. Jahrhunderts bezeugt. Der Weinbau ist später aber stark zurückgegangen, so daß er sich nur in der Grünberger Gegend noch gehalten hat. Trennt man heute Europa kulturgeschichtlich in ein Wein- und Ölgebiet und in ein Bier- und Buttergebiet, so gehört jetzt Schlesien zweifellos zu dem letzteren; das Bier ist sogar stets ein Stolz der Schlesier gewesen.

Ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben und zugleich von der Ernährung in Breslau im 18. Jahrhundert geben auch heute noch die gereimten Flugschriften des Rechtsgelehrten Johann Christian Sanftleben aus den Jahren 1731 und 1732, die zugleich einen Breslauer Küchenzettel aus dieser Zeit vermitteln.

Wie verhält sich nun die Ernährung und der Verbrauch in der Zeit, für die sicherere Zahlen vorliegen?

Wirkliche Zählungen der Breslauer Bevölkerung sind nach dem Übergang Schlesiens in preußischen Besitz, erstmalig 1742, ausgeführt worden.

Tabelle 1. Einwohnerzahlen der Stadt Breslau

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1763:	42 000	1870:	200 000
1770:	58 000	1886:	300 000
1780:	57 000	1898:	400 000
1799:	56 000	1909:	500 000
1811:	62 000	1925:	574 000
1842:	100 000	1933:	625 000

Von 1840 bis 1910 steigt damit der Anteil Breslaus an der Bevölkerung des Regierungsbezirkes Breslau von 9,01 auf 27,8% und an der der Provinz Schlesien von 3,41 auf 9,8%. Damit tritt die für die Ernährung so bedenkliche Verschiebung ein: der landwirtschaftliche Produzentenkreis sinkt und der nicht landbebauende Verbraucherkreis nimmt stark zu.

Für die einzelnen Nahrungsmittel sind dabei hinsichtlich ihres Verbrauches u. a. Werte angegeben worden, deren Sicherheit bestimmt nicht als absolut zu bezeichnen ist, nur die Richtung des Verbrauchs wird dabei mit einiger Zuverlässigkeit abgelesen werden können.

Heutzutage liegen die Verbrauchsverhältnisse so, daß Schlesien im Fleisch-, Roggen- und Schwarzbrotverzehr beträchtlich, bei Fett, Gemüse und Zucker mäßig über dem deutschen Durchschnitt liegt, wogegen für Obst, Milch, Eier ein Minderverbrauch berechnet worden ist. Der Fleischverbrauch zeigt keine einheitliche und gleichmäßige Tendenz, er ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts bereits auf beträchtlicher Höhe, sinkt ab und steigt mehrfach, wobei mehr wirtschaftliche als ernährungsphysiologische Faktoren hier von Bedeutung waren.

Tabelle 2. Fleischverbrauch in Breslau pro Kopf und Jahr in Kilogramm

Jahr	kg	Jahr	kg
1802:	43,927	1856:	35,069
1820:	41,096	1858:	43,483
1832:	38,338	1859:	40,040
1835:	39,330	1861:	40,850
1838:	41,709	1863:	44,300
1840:	45,343	1864:	50,760
1842:	44,423	1865:	51,900
1846:	46,131	1866:	50,100
1849:	34,821	1867:	49,267
1853:	39,126		

Für den Getreideverbrauch sind folgende Durchschnittswerte angegeben worden (pro Kopf und Jahr in Kilogramm):

Tabelle 3

Jahr	kg
1802:	158,393
1831:	177,639
1842:	176,847

Es ist dabei zu betonen, daß es sich hier vor allem um Verzehr von Roggen- und Schwarzbrot handelt. Im Zusammenhang damit ist eine starke Abkauung der Gebisse in Schlesien noch bis zum 17. Jahrhundert zu verfolgen.

Im Februar 1910 wurde ein durchschnittlicher Tagesverbrauch von 0,271 l Milch festgestellt, der gegenüber 1880 mit 0,224 l eine nicht unbeträchtliche Steigerung von 0,047 l aufwies. Eine immerhin beachtliche Tatsache, daß mit dem Wachsen der Stadt ein ernährungsphysiologisch besonders bedeutsames Nahrungsmittel in der Ernährung einen größeren Verzehr aufweist.

Dabei gehört Breslau zu den deutschen Städten, die schon frühzeitig, kurz nach dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes vom 14. 5. 1879 zur Überwachung des Verkehrs mit Lebensmitteln eine technische Untersuchungsanstalt, ab 1881 ein „Chemisches Untersuchungsamt" besaß. Dadurch wurde auch von dieser Seite aus seit mehreren Jahrzehnten für eine Sicherung der Ernährung in hygienischer und lebensmittelpolizeilicher Hinsicht eingetreten.

Läßt sich aus den erwähnten, zweifellos lückenhaften Tatsachen nun ein sicherer Rückschluß auf anthropologische Verhältnisse ziehen? Sind Dauereinflüsse am Werk gewesen, so daß die heutigen Verhältnisse als Ergebnisse eines Kausalzusammenhanges zwischen den beiden Faktoren Mensch und Nahrung zu werten sind? Leider läßt sich heute auch für Breslau noch nichts Endgültiges über den Zusammenhang zwischen der jeweiligen Ernährung und der Bevölkerung in der zur Rede stehenden Zeit aussagen.

Die Ernährung Breslaus wie überhaupt der Städte ist nie konstant gewesen. Wie bei der Ernährung des ganzen Landes hat auch hier die fortschreitende Forschung Änderungen festgestellt. Der Wechsel hat dabei nicht in gleichmäßigem Umfang stattgefunden, eine einfache leicht berechenbare Kurve wird hierdurch nicht dargestellt, vielmehr treten Schwankungen auf, die in ihrer Intensität, ihrer Richtung wie in ihrem zeitlichen Umfang stets voneinander verschieden verlaufen. Eine gewisse engere gleichsinnige Koppelung findet man jedoch häufig mit den geschichtlichen Ereignissen der jeweiligen Zeitepoche.

Um die heutige Ernährung in Deutschland voll zu verstehen, müssen wir den Ablauf der Geschichte kennen; aber es wäre falsch, eine dieser Epochen willkürlich verabsolutieren zu wollen. Bedeutsam an der Ernährung ist ja stets, daß hier äußere und innere Faktoren zusammentreffen, mithin andere Einflüsse sich geltend machen als bei den übrigen Körperfunktionen.

Diese Veränderungen sind allgemeiner Art und betreffen alle Städte, da sie durch die veränderte Lebensweise bedingt ist. Es gehören hierher die Massenversorgung, die Fernversorgung, die zu Änderungen in der Zusammensetzung der Kost und der Zubereitung der Speisen führen. Die Stadt verbraucht mehr tierisches Eiweiß, vor allem mehr Fleisch als das Land, wenngleich hier im Laufe der Zeit schon eine Korrektur zu ernährungsphysiologisch erwünschtem Maß eingesetzt hat. Fett- und Zuckerverbrauch haben zugenommen, wogegen sonst die Kohlehydrate in geringerem Umfang verzehrt wurden; dabei hatte diese Abnahme neben den Hülsenfrüchten vor allem Roggen- bzw. Schwarz- und Vollkornbrot betroffen. Die neu einsetzende Regulation hat hier als Ausgleich zu einem gesteigerten Gemüse- und Obstverzehr geführt.

Wenn auch die Probleme erst mit der wirklichen Großstadtbildung auftreten, so ist es doch interessant, wie bereits im Altertum Klagen über die Stadt laut wurden. Schon Q. Horatius Flaccus hat in den letzten Jahrzehnten v. Chr. über die Hast und Unruhe der Stadt im Gegensatz zum beschaulichen Landleben geklagt! Für die einzelne Stadt kommen dann noch hinzu die Veränderungen, die durch verschiedene klimatische wie landschaftliche Einflüsse ausgelöst sind. Auch diese Einflüsse sind nicht gleichbleibend in der Geschichte, vielmehr ergibt sich gerade hier bei den einzelnen Städten von vornherein eine verschiedene Grundlage, auf der sich der geschichtliche Ablauf vollzieht. Geschichtliche und landschaftliche Einflüsse greifen rasch und oft ineinander über, bestimmend sind bald die einen, bald die anderen. Der Begriff der „Nahrungsräume“, der in der modernen Geographie von Bedeutung geworden ist, greift auch hier ein.

Änderungen der Ernährung dürfen aber nicht nur als geschichtliche Erscheinung gedeutet werden. Eine fortschreitende Betrachtung und Forschung

wird gerade ihre gesundheitliche Bedeutung festzustellen und sie in Zusammenhang mit Krankheitshäufungen, Neuauftreten von Krankheiten, mit Lebensdauer, Todesursachen, Lebenserwartung usw. in Verbindung zu bringen suchen und damit anthropologisch bedeutsame Zusammenhänge herausarbeiten.

Oft wird die Änderung durch soziale Verhältnisse ausgelöst. Dieses Moment war bei der Entstehung der Großstadternährung im 19. und 20. Jahrhundert ausschlaggebend. Auch hier erhebt sich daher eine anthropologisch bedeutsame Frage: Haben Unterschiede der Ernährung einen Einfluß auf die Unterschiede zwischen den Ständen, also auf die Formung der Sozialtypen?

Die gleiche Frage gilt für die Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung, die in der Mehrzahl als Folge der verschiedenen Umwelt, also als reine Modifikationen erklärt werden können, wenn auch sicherlich echte Erbunterschiede mitwirken. Es ist noch völlig unbekannt, welche Faktoren der städtischen Umwelt solche Modifikationen verursachen; bei ihrer Erforschung wird man die Ernährung nicht außer acht lassen dürfen. Bedeutungsvoll dabei ist, daß stets die Stadt, d. h. die Städter und ihre Ernährung im Rahmen des ganzen Landes und der gesamten Biologie der Großstadt gesehen werden.

Schrifttum:

Statistisches Jahrbuch der Stadt Breslau. 6. Aufl. 1931, 7. Aufl. 1934. — Cohn, F.: Corr.-Bl. Dtsch. Ges. Anthrop. XV, 101—108, 1884. — Drechsler, P.: Mitt. Schles. Ges. Volkskunde VIII, 144, 1906. — Eßlen, J. B.: Die Fleischversorgung des deutschen Reiches. Stuttgart 1912. — Euler, H.: Der fortschreitende Verfall des menschlichen Gebisses, seine Ursachen und seine Bekämpfung. Breslau 1939. — Flößner, O.: Die Ernährung des Großstädters. In: Biologie der Großstadt, 119—128. Dresden und Leipzig 1940. — Huncke, J.: So leben Genossenschaftsfamilien. Hamburg 1940. — Klapper, J.: Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Breslau 1935. — Schiefferdecker, W.: Über die Ernährung der Bewohner Königsbergs und anderer großer Städte. Königsberg 1869. — Wimmer, J.: Geschichte des deutschen Bodens mit seinem Pflanzen- und Tierleben. Halle 1905. — Woermann, E. und Sasse-Hillebrandt: Forschungsdienst 5, 7, 1938. — Gesundheits- und Wohlfahrtspflege der kgl. Haupt- und Residenzstadt Breslau. Festschrift. Breslau 1912. — Altschlesien. Mitt. Schles. Altertumsver. 2, 1, 1927.

Aus den Kinderkliniken der deutschen Karls-Universität in Prag
(Komm. Leiter Dr. C. Bennholdt-Thomsen)

Die somatische Wandlung des Großstadtkindes*)

Von

Prof. Dr. *C. Bennholdt-Thomsen*

Mit 2 Textabbildungen

Der Einfluß der Großstadt auf das Kind ist in seiner Auswirkung deshalb ein so wichtiges Problem, weil 1. in Deutschland 30% der Bevölkerung in wirklichen Großstädten lebt, weil also zahlenmäßig ein sehr hoher Prozentsatz unserer Kinder „Großstadtkinder“ sind und 2. weil der kindliche Organismus in besonderem Maße allen Einflüssen gegenüber besonders wandlungsfähig und beeindruckbar ist.

*) Auf Wunsch des Herausgebers.

Im folgenden werden die vornehmlich in den letzten Jahren erhobenen Beobachtungstatsachen der gewandelten, nämlich beschleunigten Entwicklung des Kindes in der Stadt wiedergegeben.

Es sei ausdrücklich zu Anfang betont, daß über die Entwicklungswandlung des Kindes bereits feste Tatbestände vorliegen, mit denen also jetzt schon ärztlich, militärisch und soziologisch gerechnet werden kann und muß. Wichtig ist weiterhin, daß vorerst Werturteile über diese Beobachtungen keine Förderung bedeuten, sondern höchstens die Gewichtigkeit der Tatsachen überdecken könnten. Jedoch wird es die Aufgabe weiterer Forschung sein, sobald wie möglich aus den vorliegenden Ergebnissen der einschneidenden Wandlung der Kinder in der Großstadt die notwendigen Konsequenzen in jeder Richtung zu ziehen.

Die Antwort auf die Frage, was sind denn eigentlich die sicheren Unterlagen unseres bisherigen Wissens über die Entwicklungsbeschleunigung des kindlichen Organismus, gibt folgende Tabelle:

Tabelle 1

Beweise für die Entwicklungsbeschleunigung des Kindes

I. Gruppe:

Entwicklungsveränderung einer zeitlich begrenzten Generation gegenüber früheren Generationen (etwa der jetzigen gegenüber der von 1900)

a) Neugeborene zeigen größere Körperlängen und höhere Gewichte.
b) Beginn des ersten Zahndurchtrittes bei einer ad hoc befragten Gruppe junger Mädchen früher als der erste Zahndurchtritt ihrer Mütter.
c) Vorverlegung von Längenwachstum und Gewichtszunahme im Kleinkindesalter.
d) Ebenfalls früherer Beginn des Durchtrittes der bleibenden Zähne.
e) Zuwachs der Körperhöhe der jetzigen Generation gegenüber früheren Generationen (z. B. Kleinkinder, Schulkinder und Rekruten).
f) Eintritt der ersten Regel bei den Mädchen der jetzigen Generation in allen Schichtungen gegenüber früheren Jahrzehnten deutlich vorverlegt.
g) Pubertätsentwicklung auch der männlichen Jugend deutlich vorverlegt gegenüber früheren Jahrzehnten.

II. Gruppe:

Verschiedenheit innerhalb ein und derselben Bevölkerung (etwa innerhalb eines Volkes oder einer Stadt)

a) Stadtkinder haben einen früheren ersten Zahndurchtritt als Landkinder.
b) Stadtkinder menstruieren früher als Landkinder.
c) Stadtkinder sind hochwüchsiger als Landkinder.
d) Innerhalb der Stadt differieren die Kinder nach sozialen Schichtungen, d. h. Kinder gutsituierter Eltern zeigen eine deutliche Entwicklungsbeschleunigung gegenüber dem Mittelstand, und dieser wieder gegenüber der armen Bevölkerung.
   1. Früheres Auftreten der Knochenkerne als Ausdruck früherer Verknöcherung des Skelettsystems.
   2. Stärkeres Längenwachstum.
   3. Früherer Beginn des ersten Zahndurchtrittes.
   4. Früherer Beginn des Durchtrittes der bleibenden Zähne.
   5. Früherer Eintritt der ersten Regel.

Beide auf Tab. 1 gesondert aufgeführten Gruppen finden sich nun in der Großstadt sozusagen summiert, da z. B. die Generationsunterschiede sich in allen Schichtungen und in allen Kulturländern der letzten 10 bis 20 Jahre nachweisen lassen. Hinzu kommt dann in der Stadt noch die Vorverlegung der Entwicklung gegenüber dem Landkind, die interessanterweise z. B. für die weibliche Pubertätsentwicklung schon im 17. Jahrhundert bekannt war.

So schreibt 1610 Hippolitus Guarinonius, der in Hall bei Innsbruck lebte, in seinem Buch: „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts": „Zu guter Kundschaft sehen wir, daß die Bawren Mägdlein in hiesiger Landschaft, wie auch allenthalben, vil langsamer als die Bürgers, oder Edelleuth Töchter, und selten vor dem 17. oder 18. oder auch 20igsten Jar, zeitigen, darumben auch dise umb vil länger als die Burger und Edelleuth Kinder leben, und nit sobald als dieselben veralten. Item wir spüren fein klar, und ohne vil Nachsinnen, daß in gemein, wann der Bawren Mägden kaum zeitigen, die Burgerlichen schon etliche Kinder getragen haben. Ursach, daß die Inwohner der Stätten, mehreres den gaylen Speisen und Trank ergeben, darnach auch ihre Leiber zart, weich und gayl und gar zu bald zeitig werden, nicht anders als ein Baum, welches man zu fast begeust, sein Frucht zwar bälder als die anderen zeitigt, aber nit so vollkommen, und veraltet auch desto bälder."

Was bedeuten diese so vielseitigen Veränderungen nun im einzelnen für das Kind, mit anderen Worten, was geht hier im Organismus des Kindes vor?

Da fällt zuerst auf, daß schon das Neugeborene größer und schwerer ist als die Neugeborenen in früheren Jahren. — Aus den Frauenkliniken der Großstädte Frankfurt und Köln liegen hierüber interessante Beobachtungen vor. — Hier haben wir es also bereits mit vorgeburtlichen Einflußfaktoren zu tun. Im gleichen Sinne spricht der vorverlegte Durchtritt der Milchzähne, da deren Ausbildung ebenfalls schon intrauterin erfolgte.

An der weiteren Entwicklungsbeschleunigung, der sog. Akzeleration, hat dann das Kleinkind nicht nur teil, sondern ist sogar aktiv daran beteiligt, da es nicht nur den Vorsprung, den ihm das Ungeborene und Neugeborene mitgaben, einhält, sondern diesen sogar weiterhin ausdehnt.

In diesem Zusammenhang muß besonders hervorgehoben werden, daß der Nachweis des gewandelten Längen- und Gewichtswachstums, den Kemmerling[1]) auf unsere Veranlassung für das Kleinkindesalter erbrachte, sich bereits schon für die Nachkriegskleinkinder der Jahre 1920—1926 trotz der ungünstigen Umweltbedingungen in den Jahren der Hungerblockade und Inflation gegenüber den Kleinkindern vor dem Weltkrieg, d. h. der Jahre 1907—1914 erbringen ließ. Die Kleinkinder in München der Jahre 1934—1940 waren ihrerseits wieder größer und schwerer als die Nachkriegskinder, somit ergibt sich eine einwandfreie kontinuierliche Akzeleration vom Jahre 1914 über das Jahr 1926 bis zum Jahre 1940! —

Dieser eben als prinzipiell wichtig aufgezeichnete Zusammenhang bleibt auch für den Zeitpunkt des zweiten Zahndurchtrittes, also der bleibenden Zähne gewahrt: Während früher der Durchtritt in der Regel in das erste Schuljahr fiel, beginnt er jetzt schon vorwiegend

[1]) Diese Untersuchungen wurden durch liebenswürdige Vermittlung der Univ.-Kinderklinik München (Direktor Prof. Dr. A. Wiskott) durchgeführt. Z. Kinderheilk. LXII, 278, 1941.



im Kindergartenalter aufzutreten, wie Franz 1938 für Frankfurt a. M. nachwies. —

Schul- und Pubertätsalter vergrößern dann den Abstand der heutigen Jugend gegenüber den früheren Generationen noch um ein Beträchtliches. Besonders deutlich kommt das auf einer Längenkurve von Oster[2]) (vgl. Abb. 1) für Nürnberg zum Ausdruck.

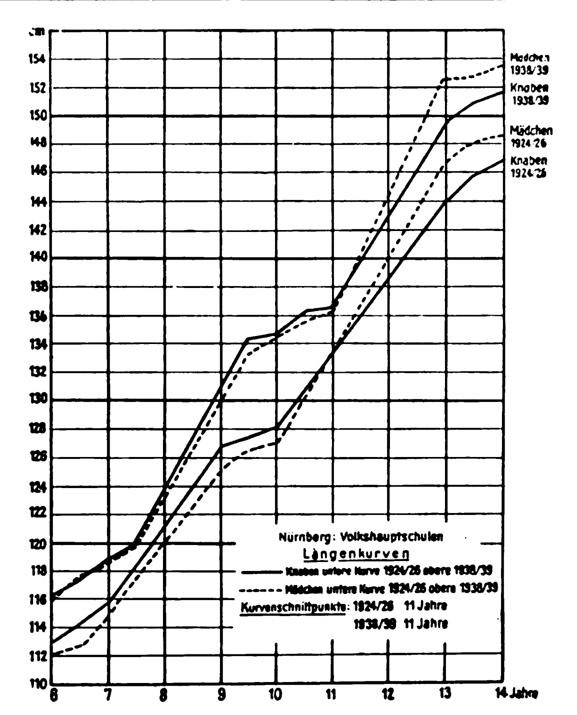


Abb. 1. Längenzunahme der Nürnberger Volksschulkinder des Schuljahres 1938/39 gegenüber den Jahren 1924/26
(Mitgeteilt von Oster)

Oster knüpft an seine Ergebnisse folgende Überlegungen: „Die graphische Darstellung der Durchschnittslängen und -gewichte der Knaben und Mädchen zeigen das Bild des Längen- und Gewichtsanstieges sehr klar. Sie zeigt besonders schön die stärksten Längen- und Gewichtszunahmen im 10. Lebensjahre, also in den 4. Klassen. Weiter ist ersichtlich, daß die Mädchen bis zum 11. Lebensjahre kleiner und leichter als die gleichaltrigen Knaben sind und daß nach diesem Zeitpunkt die Mädchen die Knaben sowohl an Länge als auch an Gewicht beträchtlich überflügeln. Die Durchschnittsgewichte der Mädchen dieser Altersgruppen liegen ganz besonders hoch über den Knabengewichten. Bei genauerer Betrachtung der Längenkurven gewinnt man den Eindruck, daß die Mädchen vor dem 11. Lebensjahre immer näher an die Knabenkurve heranrücken. Das war letztes Jahr so und zeigt sich heuer erneut. Man könnte es sich wohl dadurch erklären, daß der frühere Reifeeintritt der Mädchen besonders das Längenwachstum stärker beeinflußt und somit den zwischen den Geschlechtern vor dem 11. Lebensjahre beobachteten Längenunterschied allmählich verkleinert. Für diesen Erklärungsversuch spräche die Tatsache, daß in dem Zeitraum der letzten 15 Jahre die Mädchen noch stärker an Länge zugenommen haben als die Knaben. Bei beiden ist gerade in diesem Zeitraum der vorverlegte Reifeeintritt zur Beobachtung gekommen, da er aber bei den Mädchen zeitlich früher als bei den Knaben auftritt, wäre es verständlich, wenn sie den höheren Wachstumsimpuls erkennen ließen."

Diese Beschleunigung im Ablauf des Längenwachstums zeigt sich auch noch nach der Schule. Hierauf wurde besonders von militärärztlicher Seite hingewiesen. Die Tabelle von Müller gibt hierüber sehr interessante Aufschlüsse (vgl. Tab. 2).

Neben der dargelegten starken Startvorverlegung und dem gesteigerten Tempo im Ablauf der Entwicklung (Koch) ist bemerkenswerterweise auch das Endergebnis des Längenwachstums ein anderes als früher. Dieses zeigen die Untersuchungen an Lebens-

[2]) Bericht über die Tätigkeit der Schulärzte in der Stadt der Reichsparteitage im Schuljahr 1938/39.

Tab. 2. Musterungsergebnisse von Müller in verkürzter Tabellenwiedergabe nach Oster

Körperhöhe der Soldaten	1894—1898 %	1904—1907 %	1935 %
Unter 160 cm	15,1	13,0	7,5
160—165 „	26,8	25,5	18,3
165—170 „	30,2	30,4	29,3
171—175 „	19,5	21,2	26,5
176—180 „	7,0	7,9	12,9
Über 180 „	1,6	2,0	5,4
	100,2	100,0	99,9

versicherten von Wulkow, aus denen hervorgeht: „Daß die heute erreichbare Körperhöhe bis in die mittleren Lebensalter überhaupt größer ist als früher."

Von besonderer biologischer Bedeutung ist für das heranreifende Kind und hier wieder am stärksten ausgeprägt für das Großstadtkind, daß auch die sexuelle, also hormonale Entwicklung diesem Emporschießen des Kindes z. T. parallel geht, bzw. sich als Anstoß- oder Nachschubfaktor auswirkt.

Sowohl die weibliche, als auch die männliche Jugend zeigen heute eine mehrere Jahre umfassende Vorverlegung ihrer Pubertätsentwicklung, d.h. z.B., daß der Eintritt der ersten Regel bei Mädchen oder der Stimmbruch bei Knaben um 2 bis 3 Jahre früher eintritt.

Diese Vorverlegung der geschlechtlichen Reife ist unseres Erachtens das bedeutsamste Beispiel für die einschneidenden Veränderungen, die hier vor sich gehen[3]). Für das Stadtkind kommt noch als sozusagen „stadtspezifisch" hinzu, daß alle die genannten Akzelerationssymptome ein Gefälle nach der sozialen Schichtung hin zeigen, d. h. am extremsten dokumentiert sich diese Schnell- und Frühreife bei den Kindern der sogenannten Oberschichten.

Eine Frage, die auf einem anderen Gebiet liegt — aber darum von nicht geringerer Bedeutung — ist die, ob diese schnellreifenden Kinder sich in ihrer meßbaren Leistung (z.B. Schule) und in ihrer vegetativen und zerebralen Reaktionsfähigkeit den Anforderungen des Lebens gegenüber anders verhalten als die Langsamreifenden? Oder anders ausgedrückt, was bedeuten ganz allgemein in gesunden und kranken Tagen diese somatischen Unterschiede für die Reifungsstufen „rechtzeitig", „spät", „früh"?

Zur Zeit kann auf diese Fragenkomplexe noch nicht in jedem Fall eine Antwort gegeben werden. Hinsichtlich der schulischen Leistung hat sich aber z. B. gezeigt, daß im Durchschnitt die körperlich Frühreiferen und im Wachstum Größeren, auch die Begabteren einer Klasse sind. Das gilt für die Grund- und Berufsschule in gleicher Weise.

---

[3]) Man könnte versucht sein, die ciceronische Mahnung zu variieren: „Videant medici ne quid detrementi juventus germanica capiat."

Aus diesen Beobachtungen wäre es nun absolut falsch — unabhängig von der Problematik der Schulleistung überhaupt (vergleiche die von Just[4]) aufgestellten Unterschiede zwischen „theoretischer und praktischer Intelligenz") — bindende Werturteile für die Zukunft der betreffenden schnell-, langsam- und spätreifenden Kinder zu ziehen, weil es sich hier ja nur um Teilausschnitte der momentanen Entwicklungsphase des jeweiligen Kindes handelt.

Die zweite Frage, die sich in diesem Zusammenhang ergibt, ist die nach den Unterschieden in der vegetativen und zerebralen Reaktionslage oder Reaktionsfähigkeit. Hierüber geben bis zu einem gewissen Grade kürzlich durchgeführte Untersuchungen an 1347 Berufsschülerinnen der Stadt Frankfurt a. M. (Test: Auftreten der ersten Regel [Verf. und Frau Dr. Petersen]) Aufschluß. Es zeigte sich, daß unter den Berufsschülerinnen der Großstadt Frankfurt die Mädchen mit starkem Vasomotorismus[5]) einen viel höheren Prozentsatz der Frühentwickelten ausmachten als die Mädchen mit einer Menarche von 15 und mehr Jahren. Diese letztgenannte Gruppe dagegen wies ihrerseits einen höheren Prozentsatz von Mädchen mit nur schwachen vasomotorischen Zeichen auf. Es wurden bewußt nur die Extreme verwendet, da ein mittlerer Vasomotorismus in diesem Pubertätsalter wohl fast physiologisch ist.

Fassen wir bis hierher zusammen, so sahen wir, daß die Frühreiferen gleichzeitig in der Schule zunächst die Begabteren sind und daß anderseits die Frühentwickelten auch im vegetativen Sinne die stärksten Vasomotoriker sind, also Kinder von extremer „organischer Labilität" (Hellpach). Dieser aufgezeigte Akzelerationsprozeß scheint nun in der Großstadt in allerletzter Zeit zum Stillstand gekommen zu sein (Koch).

Es scheint demnach die vegetative Reizschwelle des Kindes gegenüber dem Einflusse der Stadt ihren höchsten Reizwert bereits erreicht zu haben, so daß eine Steigerung nicht mehr möglich ist[6]).

Da sich der kindliche Organismus wie dargelegt in so weitgehender Weise gewandelt hat, so ergibt sich folgerichtig als weiteres Problem, ob „das Auftreten neuer Krankheiten, speziell des Nervensystems oder der Erscheinungswandel bekannter Krankheitsbilder mit den Vorgängen der Entwicklungsbe-

[4]) Just, G.: Bericht über die 12. Jahresversammlung Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft Frankfurt a. M., 18.—20. März 1937. Leipzig 1937.

[5]) Warum gerade dieser gesteigert reizansprechbare Typ mit seiner erhöhten Reaktionsweise hinsichtlich der Drüsen mit innerer Sekretion und des Nervensystems sich so massiert in den Städten findet, wurde anderorts genau begründet. (Vgl. Bennholdt-Thomsen, C.: Entwicklungsbeschleunigung des Großstadtkindes. In de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt. Dresden 1940.) Hier sollen absichtlich keine Erklärungsversuche des ganzen Erscheinungskomplexes gegeben werden, da die Diskussion hierüber noch nicht abgeschlossen ist. Vielmehr handelt es sich für uns darum, die Probleme aufzuzeigen, die sich aus den Tatbeständen von heute für die Zukunft ergeben.

[6]) Wir sprachen bewußt von dem Einfluß Stadt im summarischen Sinne; welche Faktoren im einzelnen das „Urbanisierungstrauma" (de Rudder) ausmachen, ist an anderer Stelle ausgeführt worden. (Vgl. Bennholdt-Thomsen, C.: Über Akzeleration der Entwicklung der heutigen Jugend. Kritik ihrer auslösenden Momente. Klin. Wschr. 1938, S. 865.)

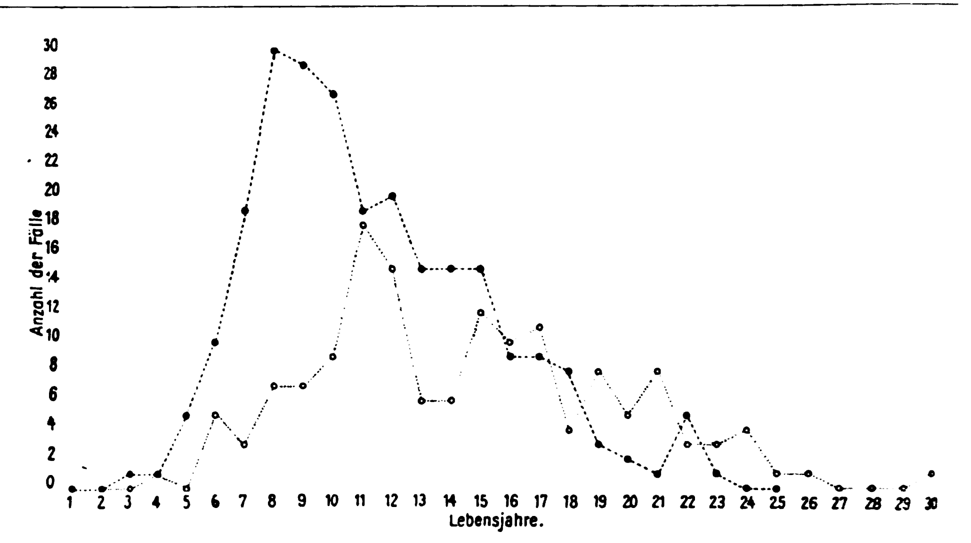


Abb. 2. Wiedergabe der Altersverteilung der Chorea minor in Halle um die Jahrhundertwende O—O—O (Kleist) im Vergleich zu den Erhebungen aus den Jahren 1925 bis 1940 ●—●—● (Bennholdt-Thomsen u. Schmidt-Voigt)

Vorverlegung des Gipfels des Erkrankungsalters vom 11. auf das 8. Lebensjahr, d. h. also um 3 Jahre!

schleunigung der Jugend kausal in Verbindung stehen könne?" (Bennholdt-Thomsen.)

Bisher konnte diese Frage für eine Krankheit (als Test diente der kindliche Veitstanz), nachgeprüft werden, mit dem Resultat, daß für eine bestimmte Stadt[7]) eine theoretisch angenommene Vorverlegung des Gipfels des Erkrankungsalters an kindlichem Veitstanz, der vor allem sensible, reizempfindliche und reizansprechbare Kinder befällt, um 3 Jahre festgestellt werden konnte (vgl. Abb. 2). Für andere Erkrankungen sind möglicherweise ähnliche Ergebnisse zu erwarten.

Immerhin besteht auf Grund der bisherigen Untersuchungen schon jetzt — vorerst freilich nur im Sinne einer Arbeitshypothese — die Möglichkeit, daß Änderungen im Krankheitsgeschehen tatsächlich mit der Akzeleration der heutigen Jugend in einem festen Kausallexus stehen.

Hieraus ergeben sich für die Zukunft weitgehende Konsequenzen, wie überhaupt die Entwicklungsbeschleunigung der Jugend immer mehr an Bedeutung gewinnt. In diesem Zusammenhange sei darauf hingewiesen, welchen Einfluß z. B. die weibliche Früh- oder Spätreife für das Eheschließungsalter, die Zahl der Nachkommenschaft, die mütterliche Leistungsfähigkeit und den Eintritt des Klimakteriums haben kann. In analoger Weise dürfte sich die Akzeleration der männlichen Jugend auf die Leistungsansprüche des Jungvolkes und der Hitlerjugend, ebenso wie die Anforderungen des Arbeits- und Wehrdienstes auswirken.

[7]) Es handelt sich um eine Stadt, die durch rasch zunehmende Industrialisierung und die Nähe einer Großstadt außerdem beschleunigtes Wachstum und gesteigertes Lebenstempo in den vergangenen Jahrzehnten aufwies (Halle).

Für beide Geschlechter muß in Zukunft die im Augenblick noch vollkommen offene Frage eines möglicherweise früheren Nachlassens der Leistung (sogenannter Arbeitsknick) überprüft werden. Ebenfalls für beide Geschlechter bleibt das Problem zu klären, ob die frühere hormonale Reifung die Beziehung der Geschlechter zueinander vorzeitig aktiviert. (Hierher gehört weiterhin das Problem der Verwahrlosung.)

Wie sich das „Beziehungsverhältnis zwischen beschleunigter Geschlechtsreifung und Ausformung der geistigen und seelischen Kräfte der Jugendlichen" (Schmidt-Voigt, Z. Kinderheilk. LXI, 548, 1940) auswirkt oder auswirken kann, ist ebenfalls noch eine offene Frage.

Untersuchungen über die Belastung Langsam-, Rechtzeitig- oder besonders Frühreifender der gleichen Altersstufe werden in gesundheitlicher, arbeitsmäßiger und psychologischer Hinsicht von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Wie man sieht, harren hier noch viele ungelöste Probleme der exakten Bearbeitung. Aber schon sind von den verschiedensten Seiten die ersten Vorarbeiten in Angriff genommen, die bereits einen fruchtbaren Auftakt bedeuten[8]).

Nur gemeinsame Arbeit aller an der Frage „Der Mensch und die Stadt" Interessierter kann uns weiter bringen, Denn diese aufgezeigten Gegebenheiten sind nicht „Schicksal", sondern können durch exakte Erkenntnisse und daraus resultierende Folgerungen gemeistert werden, denn „der Mensch müßte doch wohl imstande sein etwas größer zu sein als sein Schicksal" (Knut Hamsun).

[8]) Vgl. Koch, E. W.: Über die Veränderung menschlichen Wachstums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Leipzig 1935.
Günther, H. F. K.: Die Verstädterung. 2. Aufl. Leipzig 1936.
Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart 1939.
de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt. Konferenzbericht. Dresden 1940.
Zeiß und Pintschovius: Zivilisationsschäden am Menschen. München-Berlin 1940.

Die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung

Von

Direktor Dr. *Albert Huth,* Hamburg

Mit 20 Textabbildungen und 1 Tabelle

Das Landesarbeitsamt Bayern hat in den Jahren 1925 bis 1939 für die Zwecke der Berufsnachwuchslenkung 95 708 Knaben und 48 628 Mädchen, zusammen also 144 336 Jugendliche im Alter von 13 bis 15 Jahren psychologisch untersuchen lassen; dabei wurden 1 596 252 Einzelaufgaben gestellt[1]).

[1]) Auf dem Jenaer Psychologenkongreß gab ich 1936 einen Vorbericht über die ersten Ergebnisse (vgl. „Gefühl und Wille", Bericht über den 15. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Gustav Fischer, Jena). 1938 veröffentlichte ich weitere Teilergebnisse:
Huth, A.: Seelische Wesenszüge der bayerischen Stämme. Z. Bayer. Statist. Landesamt III/IV, 395—429, 1938.

Es zeigte sich, daß die heute in Bayern lebende Bevölkerung nach ihrer seelischen Eigenart drei deutlich verschiedene Gruppen bildet: die Pfälzer, die Nordwestbayern (bis zum Fichtelgebirge und zum Jura, aber mit Nordschwaben) und die Südostbayern (also Oberpfalz, Oberbayern, Niederbayern und das Allgäu). Aus Nordwestbayern hebt sich die Großstadt Nürnberg, aus Südostbayern die Großstadt München heraus. Die seelische Eigenart dieser beiden Großstädte sei als Beitrag zu einer „Anthropologie der Stadt" geschildert.

1. Die seelenkundlichen Untersuchungen verlangen ganz bewußt neuartige, ja geradezu ungewohnte Aufgaben von den Jugendlichen, um zu sehen, wie sie sich dazu verhalten und auf diese Weise Einblicke in das Wesen der jungen Menschen zu gewinnen. Dabei ergibt sich ein scharfer Gegensatz. Die einen Jugendlichen, vor eine neuartige Aufgabe gestellt, bemühen sich, durch eigenes Nachdenken eine Lösung zu finden. Sie wollen selbst dahinterkommen, wie die Aufgabe anzupacken ist; sie besitzen eine hervorzuhebende Auffassungsgabe, die ihnen ermöglicht, den Sinnzusammenhang des Neuen zu verstehen. Sie ergänzen aus den gegebenen Unterlagen in planmäßiger Arbeit einen Punkt nach dem andern; wenn verschiedene Möglichkeiten bestehen, wählen sie sorgfältig das Zweckmäßigste aus; nach gegebenen Beispielen bilden sie richtige Analogieschlüsse; streng sachlich ziehen sie ihre Folgerungen — sie bevorzugen also in auffallender Weise die verschiedenen Seelentätigkeiten des Denkens.

Eine andere Gruppe von Jugendlichen verhält sich in der gleichen Lebenslage völlig anders. Diese Menschen setzen zur Lösung der gestellten Aufgabe nicht so sehr ihre eigenen Verstandeskräfte ein, vielmehr nehmen sie ihre Erinnerung zu Hilfe und suchen so irgend etwas zu verwerten, was sie darüber gelernt, gehört oder gelesen haben; sie erinnern sich vielleicht an irgend ein Erlebnis, das mit der neuen Aufgabe einigermaßen vergleichbar ist; sie besinnen sich darauf, wie sich andere Menschen bei ähnlichen Aufgaben verhalten haben; sie neigen überhaupt dazu, viele Vorstellungen zu sammeln und in diesen Erinnerungen zu leben; sie stützen sich also hauptsächlich auf die Seelentätigkeiten des Gedächtnisses.

Damit ist ein ganz grundsätzlicher Gegensatz gekennzeichnet, der in das tiefste Wesen des Persönlichkeitsaufbaues hineinreicht: es ist der Gegensatz zwischen den mehr schöpferischen (produktiven) und den mehr aufnehmenden (rezeptiven) Menschen.

Über diese Frage wurden insgesamt 220637 Untersuchungen durchgeführt, die folgendes Ergebnis hatten:

Mehr schöpferische Denktypen finden sich		Mehr aufnehmende Gedächtnistypen finden sich	
in Nürnberg	bei 51,3% der Bevölkerung	in Nürnberg	bei 55,9% der Bevölkerung
in Nordwestbayern	„ 48,2% „ „	in Nordwestbayern	„ 51,4% „ „
in München	„ 57,8% „ „	in München	„ 50,6% „ „
in Südostbayern	„ 52,3% „ „	in Südostbayern	„ 47,8% „ „

In Südostbayern wird also das Denken gegenüber dem Gedächtnis bevorzugt, in Nordwestbayern umgekehrt. Genau dasselbe gilt für München und Nürnberg, nur in ganz bedeutend verstärktem Maße.

2. Ein zweiter Gegensatz, der in der Tiefe der Wesensart verwurzelt ist, zeigt sich bei den inneren Beziehungen der Menschen zu den Lebensgebieten

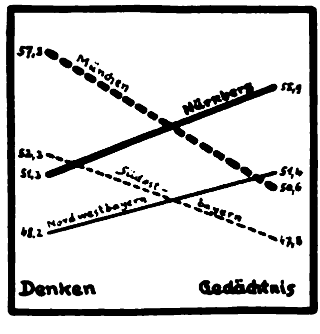


Abb. 1

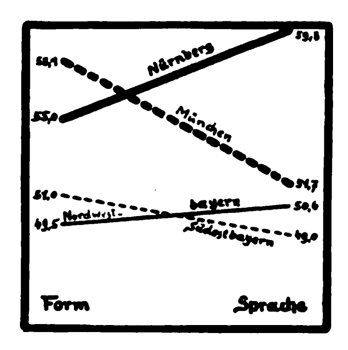


Abb. 2

ihrer Umwelt; es ist der Unterschied zwischen **Formbegabung** und **Sprachbegabung**. Manche Menschen besitzen eine ausgesprochene Begabung für Formen, Gestalten und Figuren; sie leben gleichsam in der Welt dieser Formen; an allen Dingen ihrer Umgebung tritt ihnen zunächst die äußere Form ins Bewußtsein; diese Formen können auch innerlich geschaut werden (Eidetik!); es fällt ihnen leicht, auch verwickelte Formen in allen Einzelheiten genau aufzufassen, ähnliche Formen miteinander zu vergleichen und feinste Formunterschiede herauszufinden. Im Gespräch greifen sie gerne zum Bleistift, um mit ein paar Strichen zu verdeutlichen, was sie mit Worten nicht so recht ausdrücken können; das räumliche Vorstellen bereitet ihnen keinerlei Schwierigkeiten; aus einer vorgelegten Zeichnung erkennen sie den zu fertigenden Gegenstand bis in die letzten Einzelheiten hinein, sie sehen ihn gleichsam körperlich vor sich. Diese Menschen schneiden sich also gleichsam aus der Gesamtheit ihrer Umwelt das Gebiet der Form heraus, weil sie sich damit innerlich verbunden fühlen.

Bei anderen Menschen steht das Gebiet **der Sprache** durchaus im Vordergrund ihres Erlebens. Sie sind vielleicht gute Redner oder sie schreiben einen flüssigen Stil; sie sprechen selbst gerne und viel und lieben es, mit gesprächigen Menschen beisammen zu sein. Wenn sie einem anderen etwas klar machen wollen, beschreiben sie (vielleicht etwas umständlich!) sehr anschaulich mit immer neuen Worten, was sie sich denken. Es läßt sich nicht leugnen, daß unser Schulwesen bis in die jüngste Zeit hinein sehr stark auf Menschen dieser Begabungsrichtung eingestellt war; sprachliche Bildung galt vielfach als Bildung schlechthin. Unter diesen Menschen finden sich ebensowohl die Meister der Sprache wie jene Unglücklichen, von denen Goethe sagt: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!"

Wiederum haben wir einen Grundgegensatz menschlichen Wesens gefunden: Dem vorwiegend **sachlich eingestellten** Menschen, der sich innerlich verbunden fühlt mit anschaulichen **Formen**, steht der vorwiegend **persönlich eingestellte** Mensch gegenüber, dem die **Sprache** unentbehrliches und fast ausschließliches Ausdrucksmittel geworden ist, dessen Denken gleichsam den Umweg über das Wort nehmen muß.

In Südostbayern ist die Begabung für die Welt der Formen stärker als die Sprachbegabung, in Nordwestbayern umgekehrt; genau dasselbe findet sich ganz bedeutend verstärkt bei den Großstädten München und Nürnberg.

Dieser Frage galten 430 500 Untersuchungen mit folgendem Ergebnis:

Den Formen zugewandte Sachdenker fanden sich			Der Sprache zugewandte Wortdenker fanden sich		
in Nürnberg	bei 55,0 %	der Bevölkerung	in Nürnberg	bei 59,8 %	der Bevölkerung
in Nordwestbayern	„ 49,5 %	„ „	in Nordwestbayern	„ 50,6 %	„ „
in München	„ 58,1 %	„ „	in München	„ 51,7 %	„ „
in Südostbayern	„ 51,0 %	„ „	in Südostbayern	„ 49,0 %	„ „

3. Die übrigen 614 652 Untersuchungen beziehen sich auf die Arbeitsweise der Jugendlichen. Schon die Erfahrungen des täglichen Lebens lehren, daß die Arbeitsweise eines Menschen einerseits von seinem persönlichen Arbeitstempo, andererseits von seiner Sorgfalt bestimmt wird. So mag die Aufstellung dieses dritten Gegensatzpaares fast wie eine Selbstverständlichkeit anmuten — und doch sind damit zwei grundverschiedene Wesensrichtungen getroffen. Von Ausnahmefällen abgesehen lassen sich die Menschen hinsichtlich ihrer Arbeitsweise in zwei Gruppen ordnen: die einen neigen dazu, das Tempo auf Kosten der Sorgfalt zu steigern, während die anderen lieber langsam, aber dafür unbedingt zuverlässig arbeiten. Dem Flotten, Beweglichen steht der Bedächtige, Geruhsame gegenüber, dem Hastigen, Gehetzten der Langweilige, der Träumer. Sicher begrüßen wir hin und wieder den flinken und doch sorgfältigen Arbeiter; sicher bedauern wir manchmal sein Gegenstück, den langweiligen und noch dazu schlampigen Arbeiter — aber im allgemeinen ist die Arbeitsweise entweder mehr auf flottes Tempo bedacht und deshalb beweglich, gelockert, großzügig, wendig, gut angepaßt — oder aber mehr sorgfältig, gewissenhaft, geruhsam, zügig, solid, bedächtig, beharrend, stetig.

Im Laufe der Untersuchungen stellte sich heraus, daß die Arbeitsweise durch zwei weitere Beobachtungen noch wesentlich genauer gekennzeichnet werden kann. Neben dem allgemeinen persönlichen Tempo der untersuchten Jugendlichen ist das Tempo festzuhalten, das bei Arbeiten eingehalten wird, die ganz besondere Sorgfalt erfordern. Hier gibt es den Menschen, der solche Arbeiten unbedingt gewissenhaft ausführt und infolgedessen entsprechend lange Zeit dazu braucht — den Gegensatz bildet der Mensch, dem solche „Sorgfaltsarbeiten" sichtlich unangenehm sind und der sie deshalb so rasch wie möglich erledigt, nur um von dieser seinem Wesen fremden Arbeitslage wieder loszukommen. Dieses Verhalten sei im Gegensatz zum allgemeinen „Arbeitstempo" als „Sorgfaltstempo" gekennzeichnet.

Die zweite Verfeinerung in der Erfassung der Arbeitsweise geht zurück auf Gerhard Pfahler („System der Typenlehren", „Warum Erziehung trotz Vererbung?"), dessen Bedeutung für die Rassenseelenkunde insbesondere Petermann hervorgehoben hat („Problem der Rassenseele"). Es ist die Beachtung der Aufmerksamkeitsverteilung, also des Überblicks, von dem die Enge oder Weite des Blickfeldes und damit die Festigkeit oder Flüssigkeit der inneren seelischen Gehalte abhängt.

Die Ergebnisse zeigt folgende Übersicht:

Vorwiegend auf Sorgfalt achten			Vorwiegend auf flottes Arbeitstempo sind eingestellt		
in Nürnberg	53,6 %	der Bevölkerung	in Nürnberg	56,5 %	der Bevölkerung
in Nordwestbayern	49,5 %	„ „	in Nordwestbayern	51,7 %	„ „
in München	57,4 %	„ „	in München	48,3 %	„ „
in Südostbayern	51,8 %	„ „	in Südostbayern	48,1 %	„ „



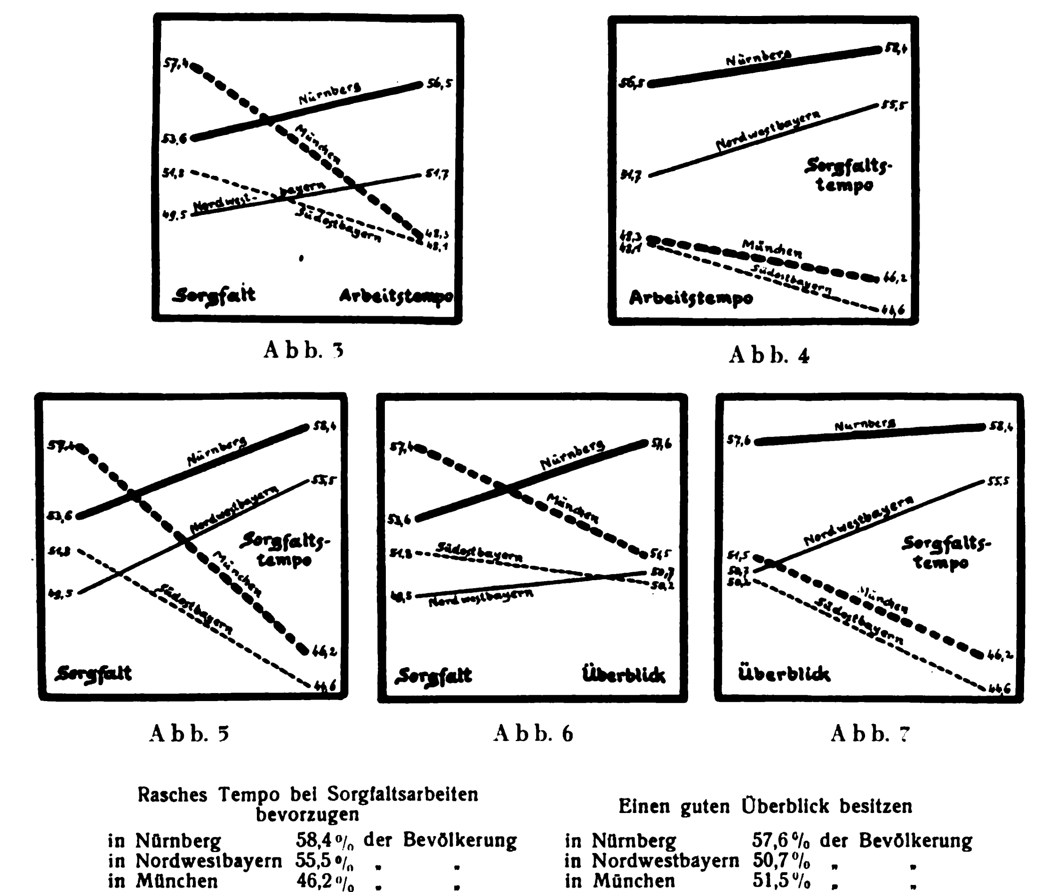


Abb. 3 Abb. 4

Abb. 5 Abb. 6 Abb. 7

Rasches Tempo bei Sorgfaltsarbeiten bevorzugen

in Nürnberg	58,4 %	der Bevölkerung
in Nordwestbayern	55,5 %	" "
in München	46,2 %	" "
in Südostbayern	44,6 %	" "

Einen guten Überblick besitzen

in Nürnberg	57,6 %	der Bevölkerung
in Nordwestbayern	50,7 %	" "
in München	51,5 %	" "
in Südostbayern	50,2 %	" "

Psychologisch sinnvoll sind 5 Vergleiche:

a) Sorgfalt — Arbeitstempo: Südostbayern und erst recht München achten stärker auf Sorgfalt, dagegen sind Nordwestbayern und besonders Nürnberg auf flottes Arbeitstempo eingestellt.

b) Arbeitstempo — Sorgfaltstempo: Bei Sorgfaltsaufgaben suchen Nordwestbayern und besonders Nürnberg möglichst rasch fertig zu werden, während Südostbayern und München längere Zeit brauchen.

c) Sorgfalt — Sorgfaltstempo: Die Zusammenfassung der beiden letzten Ergebnisse zeigt, daß in Südostbayern und ganz besonders in München die sorgfältige Arbeitsweise, in Nordwestbayern und ganz besonders in Nürnberg dagegen ein flottes Arbeitstempo (sogar bei ausgesprochenen Sorgfaltsarbeiten) hauptsächlich angestrebt wird.

d) Sorgfalt — Überblick: Die Nürnberger haben ein weiteres Blickfeld als die Münchner, ebenso (wenn auch bei weitem nicht so ausgeprägt) besitzen die Nordwestbayern einen besseren Überblick als die Südostbayern.

e) Überblick — Sorgfaltstempo: Die fluktuierende Aufmerksamkeitsart der Nürnberger und Nordwestbayern führt zu dem auffallend gesteigerten Tempo bei Sorgfaltsarbeiten, während die mehr fixierende (fast

etwas starre) Aufmerksamkeit des Südostbayern und des Münchners eine zwar langsame, aber dafür unbedingt sorgfältige Arbeitsweise begünstigt.

4. Aus all diesen Einzelergebnissen konnten die Durchschnittsleistungen der zu vergleichenden Städte bzw. Gegenden berechnet werden. Dabei war hier wie überall in diesen Untersuchungen die Durchschnittsleistung von ganz Bayern gleich 50% gesetzt, die denkbar schlechteste Leistung gleich 0%. die denkbar beste Leistung gleich 100%. Es ist klar, daß die Durchschnittsleistungen einzelner Städte oder Gaue nicht sehr weit von 50% abweichen können.

Der Durchschnitt von 219 658 Untersuchungen in Nürnberg betrug 55,8%
" " " 221 505 " " München " 53,3%
" " " 620 056 " " Nordwestbayern " 50,6%
" " " 497 309 " " Südostbayern " 49,6%

Nürnberg liegt also um 5,2% über Nordwestbayern, München um 3,7% über Südostbayern.

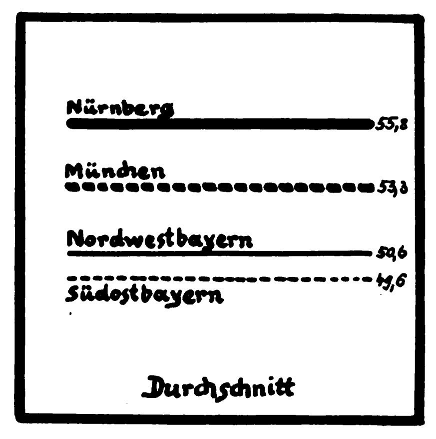


Abb. 8

Damit sind alle in Zahlen faßbaren Ergebnisse meiner Untersuchungen zusammengestellt, soweit sie sich auf die Städte München und Nürnberg und ihr Verhältnis zu ihrem Hinterland beziehen.

Die daraus abgeleiteten Darstellungen 9—20 sind wohl ohne weiteres zu verstehen; sie vergleichen:

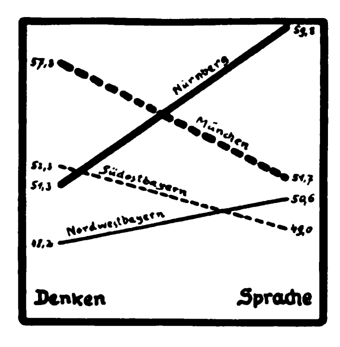


Abb. 9

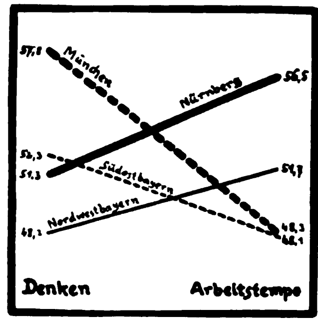


Abb. 10

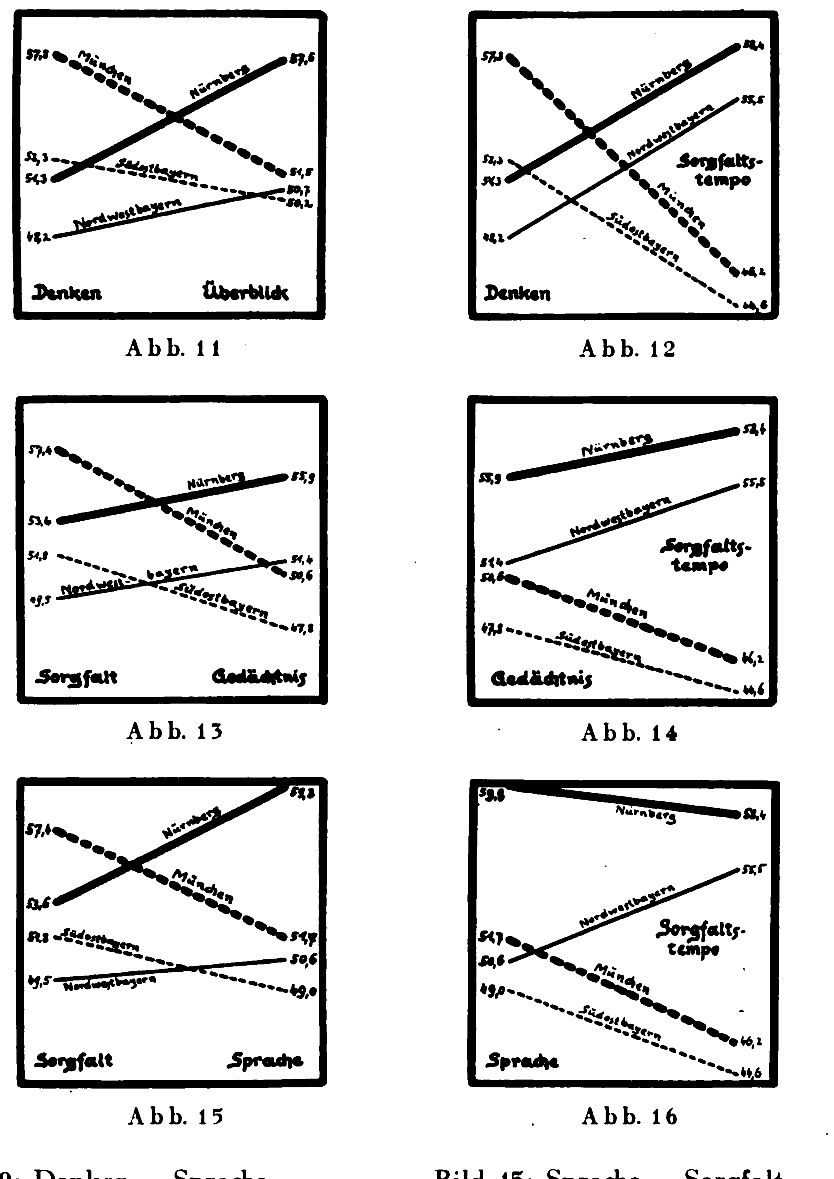


Abb. 11 Abb. 12

Abb. 13 Abb. 14

Abb. 15 Abb. 16

Bild 9: Denken — Sprache
Bild 10: Denken — Arbeitstempo
Bild 11: Denken — Überblick
Bild 12: Denken — Sorgfaltstempo
Bild 13: Gedächtnis — Sorgfalt
Bild 14: Gedächtnis — Sorgfaltstempo
Bild 15: Sprache — Sorgfalt
Bild 16: Sprache — Sorgfaltstempo
Bild 17: Form — Gedächtnis
Bild 18: Form — Arbeitstempo
Bild 19: Form — Überblick
Bild 20: Form — Sorgfaltstempo

5. W. Hellpach hat schon auf Grund meiner früher veröffentlichten Teilergebnisse darauf hingewiesen[2]), daß aus diesen Ergebnissen wichtige

[2]) Hellpach, W.: Die Beschleunigung der Erlebniszeitmaße („psycho-physische Akzeleration") beim Großstadtmenschen. In: de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt, 60—74. Dresden und Leipzig 1940.

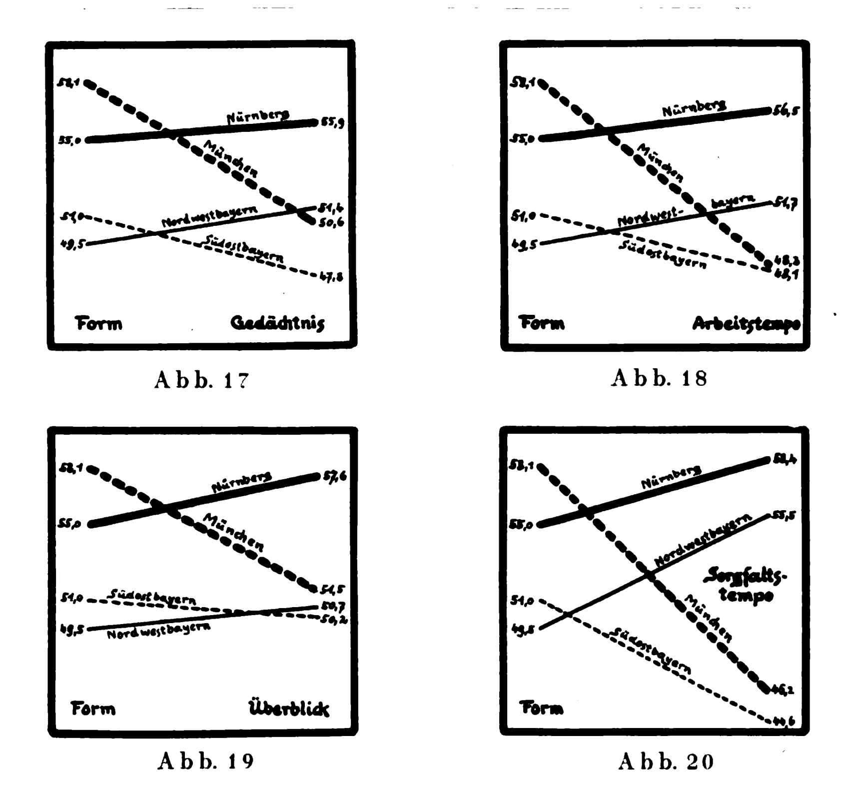


Abb. 17 Abb. 18

Abb. 19 Abb. 20

Schlüsse auf die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung gezogen werden können. Meine Arbeiten möchten mit dazu beitragen, daß in dieser Frage „umfassende wissenschaftliche Untersuchung an die Stelle herkömmlicher Schlagworte gesetzt wird". Aus den beigegebenen Schaubildern lassen sich folgende Gesetzmäßigkeiten ableiten:

a) München liegt in allen Leistungen ausnahmslos deutlich über Südostbayern und genau so liegt Nürnberg in allen Leistungen ausnahmslos deutlich über Nordwestbayern. In der Großstadtbevölkerung finden sich also sämtliche Eigenschaften des Hinterlandes in gesteigertem Maße. Da sich die Großstädte bekanntlich nicht durch ihren eigenen Kinderreichtum, sondern hauptsächlich durch fortgesetzten Zuzug vom Lande erhalten und vergrößern, folgt daraus, daß vorwiegend solche Menschen vom Lande in die Großstadt ziehen, denen die besonderen seelischen Eigenschaften des betreffenden Stammes in überdurchschnittlichem Maße zu eigen sind. „Es erweist sich als fehlschlüssig die Auffassung von der Großstadtbevölkerung als einer wurzellosen, zusammengewehten Allerweltsmasse, eines amorphen Flugsandhafens" (Hellpach). In sämtlichen Eigenschaften, in denen Südostbayern bzw. Nordwestbayern über dem Durchschnitt von ganz Bayern liegen, steigen die Leistungen von München bzw. Nürnberg noch ganz beträchtlich weiter über den Durchschnitt hinaus. Wenn in einer Gegend eine seelische Eigenschaft deutlich ausgeprägt erscheint, so zeigt sich diese Eigenschaft in einer in

dieser Gegend liegenden Großstadt noch viel deutlicher als in der Umgebung der Großstadt. In sämtlichen Eigenschaften, in denen Südostbayern bzw. Nordwestbayern unter dem Durchschnitt von ganz Bayern liegen, sind die Leistungen von München bzw. Nürnberg wesentlich besser. Die Großstadtbewohner sind also in jeder Beziehung besser begabt als die Bevölkerung des Hinterlandes der Großstädte; viele der Bestbegabten haben das Land verlassen und ihr Heil in der Großstadt gesucht. Für ganz Bayern macht diese Besserbegabung der Großstädte 8,9% aus, das ist ein Elftel der Durchschnittsbegabung!

b) Das darf aber nun keineswegs dahin mißverstanden werden, als seien die Großstadtbewohner auf allen Gebieten gutbegabt. Auch beim Großstadtmenschen gibt es Vorzüge und Schwächen; aber diese seelischen Vorzüge und Schwächen stimmen ganz genau mit den Vorzügen und Schwächen des Hinterlandes überein. Man vergleiche die 19 Schaubilder 1—7 und 9—20: ausnahmslos sind die Gipfelpunkte Nordwestbayerns auch Gipfelpunkte Nürnbergs, die Gipfelpunkte Südostbayerns auch Gipfelpunkte Münchens, die Tiefpunkte Nordwestbayerns auch Tiefpunkte Nürnbergs und die Tiefpunkte Südostbayerns auch Tiefpunkte Münchens! Ich erblicke in dieser Feststellung das wichtigste Ergebnis meiner Arbeit. Hellpach sagt darüber: „... Zwischen Land und Großstadt tritt überhaupt kein eigentlicher Gegensatz, sondern ein echtes Stufungsverhältnis zutage: auch die beiden Großstädte Bayerns sind in jeder psychologischen Hinsicht qualitative Spiegelungen und quantitative Steigerungen der Eigentümlichkeiten des kleinstädtisch-ländlichen Stammesbezirks, in welchem sie liegen. Es ist doch gegenüber allen aus bloßen ‚Eindrücken‘ geschöpften Unterstellungen recht aufschlußreich, daß z. B. auch hinsichtlich einer Eigenschaft wie Leistungssorgfalt die Riesenstadt München sogar eine Steigerung der Stammesmitgift zeigt, welche dem umliegenden oberbayerischen, niederbayerischen und oberpfälzischen Land von Hause aus eigen ist. Die bestechende Deduktion: rascheres Verkehrstempo — also rascheres Lebenstempo — und dies ‚natürlich‘ zu Gunsten der Eiligkeit und zu Lasten der Sorgfalt — erweist sich vor der Wirklichkeit als fehlschlüssig." Die Kurven der Großstädte zeigen bis in die letzten Einzelheiten hinein genau denselben Verlauf wie die Kurven des Stammes, in dem die Großstadt liegt, nur erscheint die Großstadtkurve gegenüber der Stammeskurve gleichsam in die Höhe gehoben. Besonders aufschlußreich sind z. B. die Schaubilder 3 und 5: „München, obwohl im Jahrzehnt dieser Ermittlungen fast doppelt so groß an Einwohnerzahl wie Nürnberg, überdies Schauplatz eines riesenhaften Fremdenverkehrs, bewahrt aus Stammesveranlagung eine Gemächlichkeit noch unter dem Landesdurchschnitt und dafür aus Stammesveranlagung eine Leistungssorgfalt über dem Landesdurchschnitt" (Hellpach); es folgt eben auch hierin getreu dem Kurvenverlauf Südostbayerns. Das seelische Gefüge (= die „psychologische Struktur") der Großstadt ist unlösbar verknüpft mit dem seelischen Gefüge des Volksstammes, aus dem die Großstadt erwachsen ist. Nicht das früher so maßlos überschätzte Großstadt-„Milieu" formt die seelische Eigenart des Großstadtmenschen, sondern „die Stammesveranlagung

gibt und bewahrt den Ausschlag — auch der Landbewohner des tempoflinken Stammes ist flinker als der Riesenstadtbewohner des tempoträgeren Stammes ... Die bayerischen Untersuchungen belegen höchst vielseitig einen Grad von ethnischer Bodenständigkeit der Großstadt, wie wir ihn zu sehen uns fast ganz abgewöhnt hatten" (Hellpach). Das seelische Stammesgepräge wird beim Übergang vom Land zur Großstadt noch durch Generationen bewahrt!

Wenn sich bei meinen Untersuchungen „in immer neuen Resultaten ergab, daß die Riesenstadt nicht Fremdkörper, sondern vielmehr Quintessenz ihres Stammesraumes und auch gesteigerte Herausarbeitung von Stammesgütern, nicht etwa bloß von Stammesmängeln ist, so erfährt die summarische Bevorurteilung, daß sie nur Nivellierung, Einebnung, Verflachung, Vermassung und Entwesung bedeute, jedenfalls einen kräftigen empirischen Stoß" (Hellpach).

c) Betrachten wir den Leistungsunterschied einerseits zwischen München und Nürnberg, andererseits zwischen Südostbayern und Nordwestbayern, so ergibt sich folgendes Bild:

Tab. 1

Eigenschaftsgruppe	Leistungsunterschied zwischen München und Nürnberg %	Leistungsunterschied zwischen Südostbayern und Nordwestbayern %
Denken	6,5	4,1
Gedächtnis	5,3	3,6
Form	3,1	1,5
Sprache	8,1	1,6
Sorgfalt	3,8	2,3
Arbeitstempo	8,2	3,6
Sorgfaltstempo	12,2	10,9
Überblick	6,1	0,5
Durchschnitt	2,5	1,0

Ausnahmslos sind die Unterschiede zwischen den Großstädten wesentlich größer als die Unterschiede zwischen den Stämmen. Die Unterschiede zwischen Franken und Altbayern zeigen sich an den Großstädten Nürnberg und München bedeutend klarer als bei einem Vergleich der fränkischen Landbevölkerung mit der oberbayerischen Landbevölkerung. Es müssen also Menschen von ganz besonders ausgeprägter Stammeseigentümlichkeit gewesen sein, die es unternahmen, vom Land in die Großstadt zu ziehen; Menschen, die sich in ihrem Wesen so sicher fühlten, daß sie den Übergang zur Großstadt ohne jede Einbuße an seelischer Eigenart wagen konnten. Gewiß sind auch andere zur Großstadt gewandert, Mitläufer und Landflüchtige — aber sie sind in der Minderheit; sie bestimmen nicht das Gesicht der Großstadt! Darum ist (was ich ebenfalls mit Zahlen belegen kann) die Streubreite aller untersuchten Eigenschaften in den Großstädten größer als sonst. Das Land ist gleichheitlicher, einheitlicher, geschlossener; die Großstadt dagegen vielseitiger, mannigfaltiger, aufgelockerter im seelischen Wesen. Innerhalb der Grenzen des Normalen weicht auf allen Gebieten der „gute" Landbewohner vom „schlechten" Landbewohner viel weniger voneinander ab als der „gute" Großstädter vom „schlechten" Großstädter; anders ausgedrückt: die Grenzen des Normalen sind in den Großstädten weiter auseinander gerückt,

auf dem Lande näher zusammen gerückt. Was in der Großstadt sowohl positiv als auch negativ noch durchaus normal erscheint, wäre auf dem Lande schon als Ausnahmeerscheinung anzusprechen. Ich vermute, daß in dieser Gesetzmäßigkeit eine seelische Erklärung dafür liegt, warum gerade Menschen, die sich ihrer Eigenart bewußt sind, in die Großstadt streben; ich glaube damit aber auch einen Grund dafür aufgedeckt zu haben, warum sich Großstädter und Kleinstädter oder Großstädter und Landbewohner oft so schwer verstehen.

Möchten bald umfangreiche Untersuchungen zur Typenseelenkunde (so wie sie von Eickstedt anläßlich der Rassenuntersuchung Schlesiens gefordert hat) nachprüfen, inwieweit die an bayrischen Jugendlichen gefundenen Ergebnisse über die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung verallgemeinert werden können.

Herkunft und Berufssiebung einer großstädtischen Angestellten- und Arbeiterschaft

Von

Prof. Dr. *Karl Valentin Müller*, Prag

Mit 7 Tabellen

Die nachfolgend dargestellten Beobachtungen wurden angestellt an dem gesamten männlichen Volksschulabgängerjahrgang 1938 der Stadt Leipzig, und zwar unter Zugrundelegung der Daten der Kartei des Arbeitsamts Leipzig, Abteilung Berufsberatung. Für die verständnisvolle Förderung dieser Arbeit durch die zuständigen Stellen und Persönlichkeiten, an der Spitze Herrn Regierungsrat Dr. Herrmann beim Landesarbeitsamt Sachsen, sei aufrichtig Dank gesagt. Insonderheit verdankt diese Arbeit vieles der tatkräftigen Unterstützung und dem fachlichen Rat des Leiters der Leipziger Berufsberatung, Herrn Regierungsrat Dr. W. Ehrhardt.

Von den männlichen Volksschulabgängern des Jahrgangs 1938 konnten folgende Daten erfaßt werden:

1. Beruf des Vaters des Probanden,
2. Beruf der Großväter des Probanden,
3. Berufseinmündung des Probanden,
4. Herkunftsort der Eltern und Großeltern der Probanden nach Gebiet und Siedlungsgröße,
5. Zahl der (lebenden) Geschwister des Probanden,
6. Soziales Konnubium nach Nachbarschaft der Ehegatten innerhalb der Elternschaft der Probanden.

Es soll hier erstmalig in einigen Umrissen das für die Sozialanthropologie der großstädtischen Massenschichten Bedeutsamste mitgeteilt werden.

I. Stadt- und Landbürtigkeit, Nah- und Fernwanderung

Die Eltern und Großeltern unserer Probanden zeigen hinsichtlich ihrer Abstammung von Land oder Stadt keine besonders auffällige Gliederung; bisher schon geläufige Annahmen finden ihre Bestätigung.

Von den Leipziger Volksschulabgängern 1938 stammen:

Tab. 1

	Die Großväter	In %	Die Väter	In %	Die Mütter	In %
Aus Leipzig	770	13,0	1191	38,2	1271	40,5
„ Großstädten benachbarter Gebiete [1])	175	3,0	121	3,9	107	3,4
„ „ nichtbenachb. „	162	2,7	92	2,9	69	2,2
Aus Nachbarstädten [2])	385	6,5	192	6,2	222	7,1
„ Städten benachbarter Gebiete [1])	1083	18,3	376	12,0	375	11,9
„ „ nichtbenachb. „	359	6,1	156	5,0	117	3,7
Aus Nachbardörfern [2])	608	10,3	309	9,9	357	11,4
„ Dörfern benachbarter Gebiete [1])	1722	29,1	508	16,3	487	15,5
„ „ nichtbenachb. „	645	10,9	173	5,6	133	4,2
Aus Großstädten	1107	18,7	1404	45,0	1447	46,1
„ Mittel- und Kleinstädten	1827	30,9	724	23,2	714	22,7
„ der Stadt überhaupt	2934	49,7	2128	68,2	2161	68,9
Vom Dorf überhaupt	2975	50,3	990	31,8	977	31,1
Aus der Stadt und unmittelbaren Umgebung [2])	1763	29,8	1692	54,3	1850	59,0
„ Nachbargebieten [1])	2980	50,4	1005	32,2	969	30,8
„ nichtbenachbarten Gebieten	1166	19,7	421	13,5	319	10,2
Insgesamt	5909	=100%	3118	=100%	3138	100%

[1]) Sachsen, Provinz Sachsen und Thüringen. — [2]) Umkreis etwa 20 km (Vororte)

Die Großväter unserer Volksschulabgänger stammen danach nur zu einem Achtel aus Leipzig, nur zu 18,7% aus Großstädten überhaupt — das ist noch weniger als das Wachstum der großstädtischen Gesamtbevölkerung erwarten läßt — und nur zu drei Zehnteln aus Stadt und nächster Nachbarschaft. Väter wie Mütter dagegen sind bereits zur knappen Hälfte gebürtige Leipziger — also bodenständiger als der Durchschnitt der Bevölkerung; rechnet man die nächste Umgebung hinzu, so stammen die Väter bereits zu 54,3%, die Mütter sogar zu 59% von hier!

Bei den Großvätern wie bei der elterlichen Generation erfolgte der Hauptzufluß aus den benachbarten Gebieten: aus Sachsen (Königreich), Thüringen und Provinz Sachsen, wobei diese Reihenfolge der anteiligen Stärke der Zuwanderung entspricht. Unter den fernerliegenden Wanderungsgebieten fallen bei der städtischen Herkunft das Ruhrgebiet und Berlin, bei der ländlichen Schlesien (und auch Posen) etwas mehr ins Gewicht. Wie schon anderwärts festgestellt, sind die Frauen demnach das seßhaftere Geschlecht, die Männer das beweglichere. Das Übergewicht der städtischen Herkunft der Mütter erklärt sich nur aus diesem Umstand. Die Männer kommen von weiter her, aber ebenso häufig wie die Frauen aus Großstadt, Stadt oder Land.

Aufschlußreich ist ein Blick auf diese Verhältnisse bei der Gruppe der ungelernten Arbeiter, die vorerst allein in Gegensatz zum Durchschnitt gebracht werden soll: die Vorfahren der Laufburschen und sonstigen Ungelernten des Volkschulabgängerjahrgangs 1938 stammen nämlich zu einem deutlich höheren Anteilsatz vom Lande, und — mit Ausnahme der Mütter — zu einem etwas höheren Hundertsatz vom Ort und seiner nächsten Umgebung. Ein bereits anderweit erkennbar gewordener Satz bestätigt sich — freilich nur andeutungsweise — auch hier: die niederste Siebungsgruppe stellt hierzuland die Nahwanderer, die höheren weisen mit ihrem Siebungswert steigend höhere

Anteilsätze an Fernwanderern auf. Dasselbe habe ich (an noch nicht veröffentlichten Unterlagen) vom Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein an den Neubürgern ostdeutscher Kolonisationsstädte sowie an den Prager Bürgerlisten des Jahres 1770 beobachten können[1]).

Von jenen Leipziger Volksschulabgängern 1938, die einen ungelernten Beruf ergriffen, stammen:

Tab. 2

Ungelernte Volksschulabgänger 1938	Die Großväter	In %	Die Väter	In %	Die Mütter	In %
Aus Leipzig	109	12,1	184	36,6	177	34,6
„ Großstädten benachbarter Gebiete	28	3,1	16	3,2	16	3,1
„ „ nichtbenachb. „	23	2,6	14	2,8	6	1,2
Aus Nachbarstädten	57	6,3	37	7,4	34	6,6
„ Städten benachbarter Gebiete	171	19,0	53	10,5	68	13,3
„ „ nichtbenachb. „	62	6,9	18	3,6	18	3,5
Aus Nachbardörfern	116	12,9	58	11,5	79	15,4
„ Dörfern benachbarter Gebiete	235	26,2	87	17,3	83	16,2
„ „ nichtbenachb. „	97	10,8	36	7,2	31	6,1
Aus Großstädten	160	17,8	214	42,6	199	38,9
„ Mittel- und Kleinstädten	290	32,2	108	21,5	120	23,4
„ der Stadt überhaupt	450	50,1	322	64,0	319	62,3
Vom Dorf überhaupt	448	49,9	181	36,0	193	37,7
Aus der Stadt und unmittelbarer Umgebung	282	31,3	279	55,5	290	56,6
„ Nachbargebieten	434	48,3	156	31,0	167	32,6
„ nichtbenachbarten Gebieten	182	20,4	68	13,5	55	10,8
Insgesamt	898	100%	503	100%	512	100%

II. Heiratskreise innerhalb der Arbeiterschaft

Bereits der Altmeister der Sozialanthropologie, A. Niceforo, weist an schönen Beispielen nach, daß, je niedriger die soziale Stufe der Eheschließenden, desto enger auch rein räumlich gesehen der Heiratskreis ist; das großstädtische Proletariat in Wien z. B. wähle oft seine Ehegefährten sogar aus demselben Häuserblock[2]).

Ich habe versucht, bei dem vorliegenden Leipziger Material auch dieser Frage nachzugehen und einige Berufe, die Siebungscharakter tragen, auf die Häufigkeit der Gattenwahl aus räumlicher Nachbarschaft untersucht — wobei freilich die Großstadt ja kaum als „Nachbarschaft" gelten kann, doch darf nach den Vorarbeiten Niceforos u. a. als wahrscheinlich gelten, daß es sich bei den Ehen zwischen Leipzigern im Regelfalle um tatsächliche Nachbarschaftsehen handelt; eine Auszählung nach Stadtvierteln war nicht möglich, hätte auch wieder methodische Bedenken hervorrufen müssen, da die Stadtviertel ja untereinander nicht genügend räumlich getrennt sind.

. Bei den Dorfbürtigen wurde Nachbarschaft innerhalb eines angemessenen Radius angenommen, etwa jener Umkreis, innerhalb dessen man gegenseitig die Kirchweih besucht oder zu Tanzvergnügen geht; diese Abgrenzung kommt ja auch der Lebenswirklichkeit am nächsten.

[1]) Šebesta-Krejčík: Popis obyvatelstva hlavního města Prahy z roku 1770. Prag 1936.

[2]) Niceforo, A.: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen. Berlin 1904.

Einen verhältnismäßig weiten Heiratskreis zeigten danach die gehobenen Berufe, soweit sie unter der Elternschaft der Volksschulabgänger vertreten waren: Offiziere, Lehrer, freie Berufe u. ä. zeigen nur 38% Nachbarschaftsehen; Beamte (meist mittlere) 42%; ähnlich Kaufleute und Angestellte aller Art; auch gehobene Berufe des Metall- und Holzgewerbes, sowie die Berufsgruppe der persönlichen Dienstleistungen gehören hierher; über dem Durchschnitt hält sich hinsichtlich der Weite des Heiratskreises auch noch das Bekleidungsgewerbe.

Der Durchschnitt liegt bei 48% Nachbarschaftsehen. Engere Heiratskreise (mit höheren Nachbarschaftsziffern) zeigen das Baugewerbe, auch die niederen Bahnbediensteten, aus dem Metallgewerbe die Dreher, die Kraftfahrer, sowie die Ungelernten (54%).

Stark verstädterte Gewerbe mit ausgesprochenem Siebungswert wie das Vervielfältigungsgewerbe, sowie Mechaniker oder Techniker bilden Ausnahmen von der allgemeinen Regel, wohl gerade auf Grund ihrer hochgradigen Verstädterung (s. u.).

Häufigkeit der Nachbarschaftsehe bei folgenden Berufen der Männer:

Tab. 3

	%		%
Landwirte	(67)	Bekleidungsgewerbe	45[1])
Vervielfältigungsgewerbe . .	59[1])	Schlosser	44
Maurer	57	Maler	44
Ungelernte	54	Tischler	44
Kraftfahrer	54	Nahrungsgewerbe	43[1])
Mechaniker	(54)	Kaufmännische Berufe . . .	43
Dreher	53	Beamte und Büroangestellte .	42
Techniker	(53)	Köche, Kellner	39
Bahnbedienstete	51	Erziehung, Heer, Polizei usw.	38
Baugewerbe	50[1])	Elektroinstallateure.	(37)
Holzgewerbe	49	Frisöre, Krankenpfleger usw. .	(36)

Durchschnitt 48%

( ) = zu kleine Zahlen; [1]) in sich nicht einheitlich

Dabei sei gestattet, noch auf eine andersartige Erscheinung des „assortative mating" Galtons, der Siebung bei der Gattenwahl, hinzuweisen, die ich an einem Material von Teilnehmern des Reichsberufswettkampfes im Bezirk der Amtshauptmannschaft Pirna a. E. gleichzeitig fand: die unverhältnismäßig starke Anziehung nach der Herkunft aus kinderarmem oder kinderreichem Elternhaus. Die absoluten Zahlen reden eine so eindrucksvolle Sprache, daß ich sie unmittelbar wiedergeben möchte; man achte vor allem auf die naturgemäß am dichtesten besetzten Spalten gegen die rechte obere Ecke der Übersicht.

Von den Eltern der erfaßten Reichsberufswettkampfteilnehmer 1937/38 im Bezirk der Amtshauptmannschaft Pirna hatten Geschwister (Tab. 4 siehe S. 269).

III. Soziale Siebung und Fruchtbarkeit

Die allgemeine Einebnung des Fruchtbarkeitsgefälles bis in die niedersten sozialen Schichten hinein zeigt sich deutlich noch an den Leipziger Unterlagen. Immerhin ist auch noch in dieser vergroßstädterten Arbeiterschaft eine weiterwirkende Gegenauslese erkennbar: im allgemeinen sinkt mit dem

Tab. 4

Mutter \ Vater	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	
0	105	34	34	31	34	22	12	11	12	2	—	2	1	—	2	—	—	—	—	302
1	39	54	61	61	49	31	22	14	9	3	4	3	1	1	—	1	—	1	1	355
2	51	68	109	96	67	53	46	26	21	6	7	2	3	2	—	—	—	—	—	557
3	41	47	116	120	86	86	54	26	13	6	5	3	2	5	4	—	2	—	—	616
4	33	32	95	113	117	65	43	19	20	9	6	1	1	1	—	3	—	—	—	558
5	31	26	56	65	65	77	39	21	15	18	2	2	2	1	—	—	—	—	1	421
6	17	30	37	50	45	44	33	18	15	5	6	3	1	—	1	2	—	—	—	307
7	14	13	37	26	28	18	20	18	5	6	2	3	1	1	3	—	—	—	—	195
8	6	13	22	13	23	17	11	20	7	1	1	1	3	—	—	—	—	—	1	139
9	1	7	6	14	11	8	5	5	3	7	2	3	—	1	1	—	—	—	—	74
10	5	4	4	5	7	3	5	1	2	2	6	2	1	—	—	—	—	—	—	47
11	6	5	4	3	2	5	5	3	1	—	1	1	—	1	—	—	1	—	—	38
12	—	—	4	3	—	—	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	10
13	1	2	—	1	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
14	—	—	2	—	2	1	—	—	3	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	10
15	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
16	—	—	—	1	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	350	335	587	603	543	432	296	182	126	65	43	27	18	13	11	6	3	1	4	3645

höheren Siebungswert sowohl der Berufseinmündungsgruppe der Probanden wie der väterlichen Berufe die Geschwisterzahl der Probanden.

Unter Außerachtlassung der Unehelichen zeigt sich folgende Gliederung der ehelichen Fruchtbarkeit in unserem (im ganzen als abgeschlossen geltenden) Auszählungsbestand:

Tab. 5

Beruf	Nach der Berufseinmündungsgruppe des Probanden		Nach der Berufszugehörigkeit des Vaters	
	Zahl der Fälle	Durchschnittl. Kinderzahl	Zahl der Fälle	Durchschnittl. Kinderzahl
a) Beamte und Angestellte	—	—	116	2,3
Fachschulbesucher	148	2,0	47 [1])	2,3
Kaufmännische Berufe	634	2,2	564	2,3
Technische Berufe	221	2,3	80	2,4
Büroangestellte	98	2,3	198	2,3
b) Vervielfältigungsgewerbe	215	2,4	146	2,3
c) Nahrungsmittelgewerbe	131	2,6	124	2,9
d) Metallgewerbe	2153	2,7	810	2,7
darunter: Mechaniker	237	2,4	104	2,6
Flugzeugbauer	204	2,5	—	—
Werkzeugschlosser	132	2,5	—	—
Elektroinstallateure	227	2,6	39	2,2
Schlosser	790	2,7	288 [2])	2,6
Kraftfahrzeughandwerker	136	2,9	—	—
Dreher	177	3,0	174	2,8
Klempner	116	3,2	40	3,2
Former, Schmiede und Schweißer	95	3,3	131	3,0
e) Buchbinder u. ä.	66	2,8	59	2,3
f) Holzgewerbe	88	3,2	146	2,9
darunter Tischler	71	3,4	114	2,7
g) Baugewerbe	325	3,2	273	3,2
h) Ungelernte	752	3,7	752	3,4
Durchschnitt	5057	2,75	4897	2,79

[1]) Werkmeister. – [2]) Und Werkzeugschlosser

Überraschend ist die Übereinstimmung der Ziffern der Fruchtbarkeit der beiden Sparten, obschon der Siebungswert jeweils ganz verschiedener, nur im Beruf einheitlicher, im übrigen durch die Zeitspanne einer Generation getrennter Menschengruppen zugrundegelegt wurde. Sehr fein werden inzwischen erfolgte Veränderungen des Siebungswertes einzelner Gruppen erkennbar: so bei den Tischlern die Abwertung, die der heutige Fabrikberuf gegenüber dem alten gediegenen Handwerk erfahren hat, bei Ungelernten sowie Formern, Schmieden und Schweißern, aber auch Drehern die aus dem Nachwuchsmangel entstehende Auslaugung des Nachwuchses von jeglichen einigermaßen höhertauglichen Varianten.

Einer besonderen Beachtung wert sind noch die Ungelernten: die oft verlästerte Sammelgruppe mit so verschiedenartigem Siebungswert. In der vergangenen Generation zeigt sich noch ihr Doppelgesicht, wie ich es schon einmal ausführlicher darzulegen versuchte[3]). Eine Sonderauszählung an den Leipziger Volksschulabgängern bestätigt vollkommen die damals aus den Ergebnissen meiner Gewerkschaftsumfrage abgeleitete Folgerung: daß nämlich bis etwa zum Weltkrieg (und in die Krisenjahre nach dem Weltkrieg hinein) die „Ungelernten" nur zu einem Teil (wenn auch sicher zum größten Teil) aus aufstiegsunfähigen Varianten bestehen, zum andern aber aus solchen, die aus mittelständischen Lebensverhältnissen abgeschleudert oder sonstwie durch besondere Verhältnisse aus der ihnen gemäßen Wirkensebene abgedrängt sind und nun mit allem Nachdruck wenigstens ihre Nachkommen „nach oben", in die Ebene mindestens der „gelernten Berufe", zu heben trachten — letzteres typisch unter Verzicht auf Kinderreichtum.

Es wurden sämtliche ungelernten Väter als Ausgangspunkt gewählt: je nachdem, ob der Sohn (unser Proband) es zum Angestellten (oder einer gleichhohen oder höheren anderen Laufbahn) brachte, oder gelernter oder wieder ungelernter Arbeiter wurde, gewinnen wir ein Bild von der Auftriebsfähigkeit des unterschiedlichen Sippenerbes der — gleicherweise — ungelernten Väter. Diese Einteilung mit dem (ehelichen) Kinderreichtum zusammengebracht ergibt folgendes Bild:

Tab. 6

Väter ungelernt

Geschwisterzahl	Sohn Angestellter u. ä.	Sohn gel. Arbeiter	Sohn ungel. Arbeiter	Insgesamt
0	**75**	135	15	225
1	58	**251**	28	337
2	16	121	36	173
3	4	65	36	105
4	3	30	**40**	73
5	2	23	25	50
6	—	14	19	33
7	1	9	12	22
8	1	7	9	17
9	—	3	8	11
10	—	—	1	1
mehr als 10	—	1	1	2
	160	659	230	1049

[3]) Vgl. meine Studie: „Zur Rassen- und Gesellschaftsbiologie des Industriearbeiters" in Arch. Rass. Ges. Biol. XXIX, 187—234, 1935, sowie „Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft". München 1935, 4. Kap.

Die früher theoretisch noch mögliche Ansicht, in dieser eindeutigen Siebung eine Wirkung eben der ungünstigen Umwelt des Kinderreichtums zu sehen, die das einzelne Kind am sozialen Aufstieg hindere, verfängt hier nicht mehr: nicht einem halbwegs begabten Jungen ist mehr der Aufstieg deshalb versperrt, weil die Eltern etwa das Geld dazu nicht übrig hätten. Für Begabte bestehen in dieser Zeit des Mangels an begabtem Nachwuchs praktisch völlig gleiche Möglichkeiten des Aufstiegs wenigstens in dem vorgezeichneten bescheidenen Rahmen. Die im Erbgut angelegten Fähigkeiten, nicht die Umweltbedingungen sind es — und waren es früher ebenso — die den sozialen Aufstieg ganz vornehmlich bedingten oder ausschlossen. Wir sind nach diesem Einblick berechtigt, auch die Zeugnisse von Siebungswirkungen aus früheren Zeiten, die wenigstens theoretisch noch die Möglichkeiten hatten, Umweltbewirkungen zu unterstellen, für die nunmehr allein mögliche Deutung der entscheidenden Siebungswirkung der Erbanlage zu beanspruchen.

Um das Bild noch deutlicher zu machen, habe ich auch die soziale Stellung der Großväter — also der Väter der ungelernten Väter unserer Probanden — in die Übersicht einbezogen. Es ergibt sich folgendes Bild:

Tab. 7

Söhne ungelernter Väter

Großväter	Angestellte			Gelernte Arbeiter			Ungelernte Arbeiter		
	Beide gehoben	Einer gehoben	Beide ungel.	Beide gehoben	Einer gehoben	Beide ungel.	Beide gehoben	Einer gehoben	Beide ungel.
Anzahl der Fälle	58	53	20	216	245	93	49	80	61
D. i. in %	44	40	16	39	44	17	26	42	32

Es muß aber gegenüber verbreiteten irrigen Ansichten mit allem Ernst darauf hingewiesen werden, daß die Schicht der „Ungelernten" — soweit heute diese Bezeichnung noch statthaft ist — heute jenes Doppelgesicht immer weniger oder praktisch gar nicht mehr zeigt: durch die notgedrungene Erleichterung der gehobenen Berufsausbildung für alle Befähigten wird die Möglichkeit, daß einer durch „Pech", durch sozial übermächtige Widrigkeiten entgegen seiner differenzierten Anlage zu ungelernter Arbeit gelangt, verschwindend gering. Daher wird eine Wiederholung einer solchen Auszählung in einer Generation bestimmt nicht die gleichen Ergebnisse bringen: der Nachwuchs für Plätze minderqualifizierter Arbeitsverrichtungen ist heute begabungsmäßig aufs Äußerste ausgelaugt und läßt nur noch im Wege des „Mendelzufalls" günstigere Nachkommenschaft erwarten.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Frhr. v. Eickstedt)

Siebung und Umwelt in der Prägung des Großstadttypus

Von

Doz. Dr. *I. Schwidetzky*, Breslau

Mit 1 Textabbildung und 8 Tabellen

Seit Ammons schönen Untersuchungen in Baden[1]) wissen wir, daß in den Städten ein besonderer Menschentypus lebt, der sich von der Landbevölkerung, deren Geburtenüberschuß doch erst die Städte schuf, deutlich unterscheidet. Solche Unterschiede wurden nicht nur für die landläufigsten anthropologischen Merkmale — Kopfindex, Körperhöhe, Farben — festgestellt, sondern auch für Körperproportionen und Wachstumsverlauf, so daß Ammon schon die „Entwicklungsbeschleunigung" des Städters, die heute wieder so großes Interesse findet[2]), nachweisen konnte. Er selbst legte freilich das Hauptgewicht auf die relative Langköpfigkeit der Städter — „noch mancher Tropfen Tinte dürfte ihretwegen verschrieben werden" — und die wenigen anthropologischen Einzeluntersuchungen, die sich nach ihm mit der Stadt-Landfrage beschäftigten, beschränkten sich vorwiegend auf die Merkmale der Kopfform[3]). Sie bestätigten die Ammonschen Befunde, bewegten sich aber in der Deutung zwischen den beiden Polen, die für die Erklärung nicht nur dieser einzelhaften Abweichungen, sondern der Entstehung des Stadttypus überhaupt möglich sind.

Während nämlich Ammon noch ausschließlich Siebung und Auslese für die Stadt-Landunterschiede verantwortlich machen wollte, diese also für echte Erbunterschiede hält, wurde neuerdings von erbkundlicher Seite mindestens für den Kopfindex der Nachweis der Abwandlung in der Stadt und damit der Umweltbedingtheit des Stadttypus geführt[4]). Das sind ja die beiden Möglichkeiten: entweder zieht die Stadt Menschen besonderer Erbbeschaffenheit an, weisen also bereits die vom Lande Abwandernden jene kennzeichnenden Abweichungen von der ländlichen Durchschnittsbevölkerung auf; oder die Stadt prägt mit ihren besonderen Daseinsbedingungen die wahllos Zuwandernden um, bedingt also in den Grenzen der Reaktionsbreite

[1]) Ammon, O.: Zur Anthropologie der Badener. 707 S. Jena 1899.

[2]) Bennholdt-Thomsen, C.: Entwicklungsbeschleunigung des Großstadtkindes. In: de Rudder, B. und Linke, F., Biologie der Großstadt, 42—59. Dresden und Leipzig 1940.

[3]) Peßler, G.: Untersuchung über den Einfluß der Großstadt auf die Kopfform, sowie Beiträge zur Anthropologie und Stammeskunde Hannovers. Z. Morph. XXXVIII, 210—251, 1940.
Röse, C.: Beiträge zur europäischen Rassenkunde und die Beziehungen zwischen Rasse und Zahnverderbnis. Arch. Rass. Ges. Biol. II, 689—798, 1905; III, 42 bis 134, 1906.
Vgl. auch die Zusammenstellung bei Sorokin, P. and Zimmermann, C. C.: Principles of Rural-Urban-Sociology. 652 pp., New York 1929. — Chapter, IV: Bodily differences between the urban and rural populations. p. 101—142.

[4]) v. Verschuer, O. Frhr.: Anthropologie der Großstadt. In: de Rudder, B. und Linke, F., Biologie der Großstadt, 1—11. Dresden und Leipzig 1940.

der Erbanlagen eine Verschiebung in bestimmter Richtung[5]). Freilich schließen sich die beiden Möglichkeiten nicht gegenseitig aus. So bleibt es auch nach den neuen erbkundlichen Ergebnissen denkbar, daß die vom Lande Abwandernden besondere Erbmerkmale der Körperform zeigen, wie dies für die geistige Leistungsfähigkeit bereits vielfach nachgewiesen ist[6]).

Zur Klärung dieser Frage sind allerdings zwei Voraussetzungen notwendig. Einmal muß man die Städter vor der Veränderung durch die Stadt erfassen, also, wie Hellpach dies will, unmittelbar zur Zeit der Zuwanderung, oder aber die Veränderungen durch die Stadt in Abzug bringen können. Sodann muß vor allem Vergleichsmaterial von der ländlichen Herkunftsbevölkerung vorliegen. Beide Voraussetzungen zusammen sind bisher nie erfüllt gewesen: Die Ammonschen Arbeiten z. B. bieten zwar gleichwertiges Material für Städte und ländliches Einzugsgebiet, aber keine Möglichkeit, das Ausmaß der Veränderungen durch das Stadtleben gegen mögliche Siebungseinflüsse abzugrenzen; die neueren erbkundlichen Untersuchungen dagegen, die Eltern und Kinder in der Stadt vergleichen, mögen zwar die Wirkung der städtischen Umwelt abschätzen können, aber sie haben kein Vergleichsmaterial für die Herkunftsbevölkerung. Es soll daher im folgenden versucht werden, an Hand des in Breslau und dem ländlichen Schlesien gesammelten Materials zur Klärung dieser Fragen beizutragen.

Für Breslau stand das gesamte bisher von verschiedenen Mitarbeitern gesammelte Material der „Stadtanthropologie Breslau"[7]) zur Verfügung, das aus 2356 Personen, und zwar 1583 Männern und 773 Frauen besteht. Es wurden hier zunächst die Stadtgeborenen von den Zugewanderten getrennt, unter den letzteren jedoch nur die innerhalb Schlesiens Geborenen berücksichtigt.

Tab. 1 stellt zunächst für das Gesamtmaterial die Merkmalsmittel und Merkmalsdifferenzen zusammen. Für die auftretenden Unterschiede für Stadtgeborene und Zugewanderte läßt sich eine gewisse Rangordnung feststellen:

1. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen gleichgerichtet und statistisch gesichert $\left(\frac{D}{m_{(D)}} = 3{,}0 \text{ oder größer}\right)$: Kopfbreite, Jochbogenbreite.

2. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen gleichgerichtet und statistisch gesichert oder fast gesichert $\left(\frac{D}{m_{(D)}} = 1{,}67 \text{ bis } 2{,}99\right)$: Kopfindex, Gesichtsindex, Kinnprofil.

3. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen gleichgerichtet und teilweise statistisch fast gesichert: Nasenbreite, Hinterhauptsform, Nasenkuppenform.

4. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen verschieden gerichtet, aber teilweise statistisch fast gesichert: Kopflänge, Jochbeinform, Lidspaltenweite, Lidspaltenenge, Stirnprofil.

5. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen gleichgerichtet, aber weder statistisch gesichert noch fast gesichert: Nasenindex, Anteil der dinarischen Rasse.

[5]) Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. 139 S. Stuttgart 1939.
v. Verschuer, O. Frhr.: 1940, zit. Anm. 4.
[6]) Quehl, H.: Auslesewirkungen der Landflucht. Volk und Rasse XIII, 305—310, 1938.
[7]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Bevölkerungsbiologie der Großstadt — eine Festgabe. Z. Rassenk. XII, 137—144, 1941.

6. Die Unterschiede sind bei Männern und Frauen verschieden gerichtet und weder statistisch gesichert noch fast gesichert: Gesichtshöhe, Nasenhöhe, Körperhöhe, Augenfarbe, Haarfarbe, Nasenprofil, Anteile der nordischen, osteuropiden und alpinen Rasse.

Als biologisch wirkliche Unterschiede kann man die der beiden ersten Gruppen betrachten, während man schon bei den Merkmalen der dritten Gruppe nur noch von möglichen Unterschieden sprechen kann, bei denen der vierten Gruppe noch vorsichtiger sein muß. Für die Merkmale der fünften und sechsten Gruppe schließlich gilt, daß Unterschiede nicht festgestellt werden konnten.

Es sind danach vor allem die geringeren Breitenmaße, in denen sich die Stadtgeborenen von den Zugezogenen unterscheiden. Die gleiche Abweichungsrichtung wurde durchweg bei den bisherigen Untersuchungen festgestellt, nämlich für beide Merkmale von Röse (13 Einzelgruppen) und Peßler (Männer und Frauen), für die Kopfbreite außerdem von Ammon. Bemerkenswerterweise konnte auch Peßler nur für diese beiden absoluten Maße die Unterschiede statistisch sichern und fand Röse nur bei diesen beiden Merkmalen die gleichen Abweichungen in ausnahmslos allen seinen Vergleichsgruppen. Das spricht dafür, daß auch die Größenordnung der gefundenen Unterschiede nicht zufallsbedingt ist, sondern tatsächlich die Breitenmaße am variabelsten sind.

Die Unterschiede in den Breitenmaßen bedingen auch Unterschiede in den Proportionen von Kopf und Gesicht, die von Kopfindex und Gesichtsindex erfaßt werden, und zwar sind beide bei den Stadtgeborenen schmalförmiger, also der Kopfindex niedriger, der Gesichtsindex höher. Das bestätigt wiederum die bisherigen Befunde, nämlich die von Ammon, Röse und Peßler für den Kopfindex, Röse für den Gesichtsindex. Peßler konnte die Unterschiede des Kopfindex zwischen Stadt- und Landgeborenen teilweise statistisch sichern, findet also die gleiche Rangordnung der unterscheidenden Merkmale.

Für die beiden anderen den Indizes zugrundeliegenden Streckenmaße, nämlich Kopflänge und Gesichtshöhe, sind die Unterschiede nicht gleich eindeutig. Bei der Kopflänge ergab sich in Breslau für die größere Gruppe der Männer eine fast gesicherte Abweichung in Richtung geringerer Langköpfigkeit der Stadtgeborenen. Die gleiche Abweichungsrichtung fand Röse bei fast allen seiner zahlreichen und z. T. recht großen Vergleichgruppen und Peßler sowohl bei Männern wie bei Frauen. Man kann deshalb auch für dieses Merkmal eine Sonderprägung der Stadtgeborenen für wahrscheinlich halten, obwohl bei den Breslauer Frauen, den Ammonschen Rekruten und zwei der Röseschen Gruppen (übrigens solchen mit unterdurchschnittlichen Individuenzahlen) die Abweichungen in der entgegengesetzten Richtung liegen. Insgesamt stehen nämlich 14 Gruppen mit geringerer Kopflänge nur 4 Gruppen mit größerer Kopflänge der Stadtgeborenen gegenüber. Dieses Zahlenverhältnis dürfte bereits jenseits des Zufalls liegen (vgl. aber unten).

Für die Gesichtshöhe ergaben sich bei den Breslauer Männern überhaupt keine Unterschiede, bei den Frauen ein etwas geringeres Maß der Stadtgeborenen gegenüber den Zugewanderten. Die gleiche Abweichung findet sich bei Peßlers Männern und Frauen und bei 7 von 13 Röseschen Gruppen.

Insgesamt stehen damit 10 Gruppen mit geringerer 6 Gruppen mit größerer Gesichtshöhe der Stadtgeborenen gegenüber. Dieses Zahlenverhältnis dürfte noch in den Grenzen des Zufalls liegen, so daß man für die Gesichtshöhe vorläufig keine Unterschiede zwischen Stadtgeborenen und Zugezogenen wahrscheinlich machen kann. Immerhin ist es wahrscheinlicher, daß die Stadtgeborenen geringere, als daß sie größere Gesichtshöhe aufweisen, zumal diese Abweichung in Richtung der allgemeinen Verkleinerung ihrer Kopfmaße gegenüber den Zugezogenen liegt.

Auch für die Körperhöhe lassen sich die früher[8]) an 5 Breslauer Berufsgruppen festgestellten Unterschiede, nämlich die höheren Mittelwerte der Stadtgeborenen, nicht sichern. Zwar zeigen auch im Gesamtmaterial die zugezogenen Männer geringere Körperhöhe als die Stadtgeborenen, aber der Unterschied liegt in den Grenzen des Fehlers der kleinen Zahl. Bei den Frauen sind sogar die Zugezogenen etwas größer; allerdings kehrt sich das Verhältnis um, d. h. es ergibt sich eine geringfügig größere Körperhöhe der Stadtgeborenen, wenn man die Prostituierten fortläßt, die in mancher Beziehung einen Sondertypus darstellen[9]). Aber auch bei den beiden Gruppen von Peßler und 4 von 5 Röseschen Gruppen liegt der Mittelwert der Zugezogenen über dem der Stadtgeborenen, während z. B. in Stockholm die Stadtgeborenen gesichert hochwüchsiger sind als die Zugewanderten (Lundborg und Linders 1926). Bei Ammon ergaben sich überhaupt keine Mittelwertsunterschiede. So bleibt es für dieses Merkmal noch unklar, ob und welche Unterschiede zwischen Stadtgeborenen und Zugezogenen bestehen.

Für die übrigen Angaben der Tab. 1 sind Vergleichszahlen aus anderen Städten nicht vorhanden. Die Abweichungen sind hier auch fast durchweg regellos mit Ausnahme des Kinnprofils: es kann als gesichert angesehen werden, daß die Stadtgeborenen seltener „vorspringende", häufiger dagegen „mittlere" und „zurückweichende" Kinnprofile aufweisen.

Der Vergleich zwischen Stadtgeborenen und Zugewanderten wurde auch innerhalb der einzelnen Berufsgruppen durchgeführt. Bestehen doch zwischen diesen z. T. erhebliche Merkmalsunterschiede[10]), so daß der Einwand erhoben werden könnte, die Abweichungen seien nur durch Verschiedenheiten in der Berufszusammensetzung bedingt. Die folgende Zusammenstellung (Tab. 2) zeigt daher für die unterscheidenden Merkmale, wie oft die Stadtgeborenen in positiver oder negativer Richtung von den Zugezogenen abwichen.

Die Tabelle bestätigt die bisherigen Feststellungen: die zwischen der Gesamtheit der Stadtgeborenen und der Zugewanderten vorhandenen Unterschiede treten auch in der Mehrzahl der einzelnen Berufsgruppen auf, und zwar um so häufiger, je höher die betreffenden Merkmale in der Rangordnung der Merkmalsdifferenzen standen: auch hier stehen Kopfbreite und Jochbogenbreite an erster Stelle, es folgen Kopfindex, Gesichtsindex und Kinn-

[8]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassen im schlesischen Raum. Sinn und Ergebnisse der Rassenuntersuchung Schlesien (RUS). Raumforsch. Raumordnung III, 424—436, 1939. Vgl. S. 435.

[9]) Sacher, R.: Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen. Z. Rassenk. XII, 331—350, 1941.
Schwidetzky, I.: Standes- und Berufstypus in Breslau. Z. Rassenk. XII, 351 bis 379, 1941.

[10]) Schwidetzky, I.: 1941, zit. Anm. 9. Vgl. auch Anm. 24.

Tab. 1. Stadtgeborene und Zugezogene

A. Männer

	800 Stadtgeborene			650 Zugezogene					
	M	σ	m	M	σ	m	m_D	D	$\frac{D}{m_D}$
Kopflänge	187,8	6,32	0,22	188,4	6,40	0,25	0,33	— 0,6	**1,82**
Kopfbreite	158,9	5,55	0,19	160,3	5,51	0,21	0,28	— 1,4	**5,00**
Kopfindex	84,7	3,34	0,12	85,1	3,20	0,12	0,17	— 0,4	**2,35**
Gesichtshöhe	123,4	6,54	0,23	123,4	6,32	0,25	0,34	0,0	0,00
Jochbogenbreite	142,7	5,87	0,21	144,0	5,72	0,22	0,30	— 1,3	**4,33**
Gesichtsindex	86,6	4,94	0,17	85,9	4,85	0,19	0,25	+ 0,7	**2,80**
Nasenhöhe	56,2	4,11	0,14	56,5	4,04	0,16	0,21	— 0,3	1,43
Nasenbreite	34,9	2,73	0,10	35,2	2,67	0,10	0,14	— 0,3	**2,14**
Nasenindex	62,5	6,32	0,22	62,7	6,31	0,25	0,33	— 0,2	0,61
Körperhöhe	168,4	6,23	0,22	167,9	6,66	0,26	0,34	+ 0,5	1,47
Augenfarbe hell %	63,2	—	1,71	62,4	—	1,90	2,55	+ 0,8	0,31
Haarfarbe hell %	14,7	—	1,26	13,6	—	1,35	1,84	+ 1,1	0,60
n + f %	49,4	—	1,77	46,7	—	1,95	2,63	+ 2,7	1,03
o %	17,3	—	1,33	15,2	—	1,40	1,93	+ 2,1	1,09
d %	13,5	—	1,20	15,7	—	1,43	1,86	— 2,2	1,18
a %	16,0	—	1,30	18,2	—	1,52	2,00	— 2,2	1,10

B. Frauen

	392 Stadtgeborene			220 Zugezogene					
	M	σ	m	M	σ	m	m_D	D	$\frac{D}{m_D}$
Kopflänge	177,5	5,60	0,28	177,1	6,09	0,41	0,49	+ 0,4	0,82
Kopfbreite	151,1	5,13	0,26	152,7	4,82	0,32	0,41	— 1,6	**3,90**
Kopfindex	85,2	3,36	0,17	86,3	3,12	0,21	0,27	— 1,1	**4,07**
Gesichtshöhe	113,9	5,31	0,27	114,3	5,83	0,39	0.47	— 0,4	0,85
Jochbogenbreite	133,5	5,10	0,26	135,3	5,05	0,31	0,42	— 1,8	**4,28**
Gesichtsindex	85,4	4,61	0,23	84,6	4,40	0,29	0,37	+ 0,8	**2,16**
Nasenhöhe	51,5	3,70	0,19	51,4	3,94	0,26	0,32	+ 0,1	0,31
Nasenbreite	31,8	2,55	0,13	31,9	2,48	0,17	0,21	— 0,1	0,48
Nasenindex	62,0	5,95	0,30	62,5	6,55	0,44	0,54	— 0,5	0,93
Körperhöhe	157,5	5,66	0,28	157,7	5,54	0,37	0,46	— 0,2	0,43
Augenfarbe hell %	59,3	—	2,46	64,4	—	3,24	4,06	— 5,1	1,26
Haarfarbe hell %	22,4	—	2,09	23,5	—	2,86	3,54	— 1,1	0,31
n + f %	30,8	—	2,30	31,1	—	3,12	3,87	— 0,3	0,08
o %	34,7	—	2,38	34,7	—	3,20	2,58	0,0	0,00
d %	11,7	—	1,61	15,8	—	2,45	2,93	— 4,1	1,40
a %	18,0	—	1,93	15,5	—	2,44	3,11	+ 2,5	0,80

profil, während bei Kopflänge, Gesichtshöhe, und Körperhöhe die Unterschiede bereits verschwommen sind; ja Kopflänge und Gesichtshöhe weichen sogar bei den Stadtgeborenen etwas häufiger in positiver Richtung ab, während das Gesamtmaterial eher eine negative Abweichung wahrscheinlich machte. Für diese Merkmale ist daher bis jetzt eine von der Berufsgliederung unabhängige Abwandlung in der Stadt nicht zu sichern. Für die 5 Hauptunterscheidungsmerkmale kann jedoch festgestellt werden, daß die Unterschiede zwischen Stadt- und Landgeborenen nicht oder jedenfalls nicht nur auf verschiedener Berufsgliederung des Materials beruhen.

Alle Unterschiede weisen dabei darauf hin, daß sich

Tab. 2. Abweichung der Stadtgeborenen von den Zugezogenen in den Beobachtungsmerkmalen (°/₀)

	Männer			Frauen		
	D	m_D	$\frac{D}{m_D}$	D	m_D	$\frac{D}{m_D}$
Nase gerade	— 3,1	2,58	1,20	+ 1,8	3,68	0,50
„ wellig	+ 3,7	2,37	1,56	+ 4,5	4,05	1,11
„ konvex	— 1,5	2,19	0,68	— 3,1	2,53	1,23
„ konkav	+ 0,9	1,58	0,63	— 3,1	3,69	0,84
Jochbeine anliegend	— 4,4	2,20	2,00	+ 4,4	2,76	1,59
„ mittel	+ 5,4	2,64	2,05	— 2,6	4,17	0,62
„ vorspringend	— 0,9	2,27	0,40	— 1,9	3,93	0,48
Lidspalte eng	+ 3,9	2,16	1,81	— 7,1	2,98	2,38
„ mittel	— 5,0	2,35	2,13	+ 7,8	3,47	2,25
„ weit	+ 1,0	1,37	0,73	— 0,7	2,11	0,33
„ gerade	+ 1,9	2,33	0,82	— 9,9	3,75	2,64
„ schräg	— 1,9	2,32	0,82	+ 9,9	3,73	2,65
Hinterhaupt flach und steil	— 1,1	1,94	0,57	— 5,4	3,89	1,40
„ gewölbt und mittel	— 2,8	2,53	1,11	+ 3,8	3,99	0,95
„ ausladend	+ 3,9	2,28	1,71	+ 1,6	1,44	1,11
Kinn fliehend	+ 3,2	1,17	2,74	—	2,83	—
„ mittel und gerade	+ 9,5	2,53	3,75	+ 7,8	4,12	1,89
„ vorspringend	— 12,9	2,50	5,16	— 7,7	4,15	1,86
Stirn steil	— 2,6	1,21	2,15	+ 7,5	3,82	1,96
„ geneigt (und mittel)	— 2,3	2,54	0,91	— 5,9	3,92	1,51
„ fliehend	+ 4,9	2,42	2,02	— 1,6	1,06	1,51
Nasenkuppe spitz	— 3,8	2,17	1,75	— 2,1	3,82	0,55
„ mittel	— 0,3	2,61	0,11	— 0,6	4,19	0,14
„ stumpf	+ 4,2	2,51	1,67	+ 2,6	3,54	0,73

die Stadtgeborenen mehr dem asthenischen Typus nähern. Daß sich die geringere Breitenentwicklung nicht nur auf die Maße des Kopfes, sondern auch auf die des Rumpfes erstreckt, ist von vornherein wahrscheinlich und wird auch durch Messungen des Brustumfangs bestätigt[11]). Während aber hier die Unterschiede nur durch verschiedene Entwicklung des Muskel- und Fettgewebes bedingt sein könnten, zeigen die anthropologischen Untersuchungen, daß auch die knöcherne Grundlage betroffen ist. Denn sowohl für die Kopfmaße, insbesondere auch die Kopfbreite, wie für das Kinnprofil spielen die Weichteile für die Erfassung eine recht geringfügige Rolle, die keinesfalls zur Erklärung der festgestellten Unterschiede im Stande ist.

Bei der Frage, ob es sich bei diesen Unterschieden um die Wirkung verschiedener Erbstruktur der verglichenen Gruppen, also um Siebung, oder um nichterbliche Abwandlung des Erscheinungsbildes handelt, wird man sich, wie dies für den Kopfindex bereits geschehen ist, für das letztere entscheiden müssen. Im Grunde genommen wiesen schon die Ergebnisse von Ammon und Röse darauf hin. Sollten Siebungsvorgänge für die Unterschiede zwischen Stadtgeborenen und Zugezogenen verantwortlich gemacht werden, so käme jedenfalls dafür nicht Siebung bei der Zuwanderung zur Stadt in Frage; müßten doch in diesem Fall zwar Unterschiede zwischen Städtern und Landbevölkerung, aber nicht solche zwischen verschiedenen „Generationen" von Städtern bestehen. So bliebe es nur denkbar, daß eine Siebung bei der Abwanderung aus der Stadt, die gerade in Breslau recht erheblich ist, statt-

[11]) Vgl. die Belege bei Prinzing, F.: Handbuch der Medizinischen Statistik. 2. Aufl., 672 S. Jena 1931. — Vgl. S. 159 ff. und Sorokin, P. und Zimmermann, C. C.: zit. Anm. 3. — S. 122.

findet, daß die Kräftigeren und Breitwüchsigen ins Reich und insbesondere nach Berlin weiterwandern, so daß die als Stadtgeborene Erfaßten den Rückstand dieser Wanderungssiebung darstellen. Das gleichsinnige Verhalten anderer Städte und die Unterschiede zwischen Eltern und Kindern (Hannover) machen allerdings diese Deutung auch für Breslau von vornherein unwahrscheinlich. Aber hier ist noch eine weitere direkte Prüfung der Frage möglich.

Wenn die besonderen Lebensbedingungen der Stadt in der Lage sind, den Proportionstypus abzuwandeln, so müssen die umgestaltenden Kräfte vor allem im Entwicklungsalter wirken, da der erwachsene Mensch in viel geringerem Grade noch formbar ist. Sie müssen also auch an denjenigen Zugewanderten ansetzen, die bereits vor Abschluß des Wachstums in die städtische Umwelt versetzt worden sind, d. h. es müssen sich Unterschiede innerhalb der Zugewanderten ergeben, je nachdem, in welchem Lebensalter der Zuzug stattfand. Im Breslauer Material war wenigstens die männliche Gruppe der Zugewanderten groß genug, um eine solche Untergliederung nach dem Zuzugsalter vorzunehmen[12]).

Das durchschnittliche Zuzugsalter der Männer liegt bei 20,2 Jahren, das der Frauen niedriger, nämlich bei 17,2 Jahren. Die Mittelwertsdifferenz zwischen Männern und Frauen ist statistisch gesichert. Die Berufsunterschiede des Zuzugsalters sind nicht bedeutend und nicht kennzeichnend. Bei den Männern liegt die Hauptstreuung zwischen 17 und 26, bei den Frauen zwischen 14 und 24 Jahren. Im Vergleich mit einer schlesischen Mittelstadt (Landeshut) sind die jüngeren Jahrgänge, nämlich die beiden ersten Lebensjahrzehnte unter den Zuziehenden stärker vertreten.

Die Zuwanderung erfolgt also vorwiegend nach der Berufswahl. Der geringe Prozentsatz der unter 14jährigen hängt mit dem geringen Prozentsatz der Verheirateten unter den Zugewanderten zusammen. Von 410 zugewanderten Männern waren nur 46 = 11,2% verheiratet[13]).

In Tab. 3 wurde eine Gliederung des Zuzugsalters nach den drei Hauptperioden der Entwicklung vorgenommen: 1. 0—15 Jahre, das Hauptwachstumsalter; 2. 16—25 Jahre, das Alter, in dem noch geringere Wachstumsveränderungen der Proportionen stattfinden; 3. 26—x Jahre, das Alter nach Abschluß des Wachstums. *Tatsächlich tritt in denjenigen Merkmalen, in denen sich Stadtgeborene und Zugewanderte gesichert unterscheiden (Kopfbreite, Jochbogenbreite, Kopfindex, Gesichtsindex, Kinnprofil), eine gerichtete Veränderung nach den Altersstufen auf: die im Hauptwachstumsalter Zugezogenen stehen den Stadtgeborenen erheblich näher als diejenigen, die nach Abschluß des Wachstums in die Stadt kamen; die 16—25jährigen nehmen eine Zwischenstellung ein.* Dies gilt mit nur einer Ausnahme: es bleiben die 26—x-jährigen in der Kopfbreite hinter den 16—25jährigen zurück.

Bei der Kopflänge, bei der allgemeine Unterschiede zwischen Stadtgebo-

[12]) Das Zuzugsalter wurde nachträglich auf dem Einwohnermeldeamt der Stadt Breslau festgestellt. Für das freundliche Entgegenkommen und die Hilfsbereitschaft der Beamten sei auch an dieser Stelle im Namen des Anthropologischen Instituts herzlich gedankt.

[13]) Hierbei wurden die auf dem Gesundheitsamt Untersuchten nicht mitberechnet. Diese stellen ja, da es sich um Antragsteller für Ehestandsdarlehen handelt, eine Auslese von Ledigen dar!



Tab. 3. Abweichung der Stadtgeborenen von den Zugezogenen innerhalb der einzelnen Berufsgruppen

Angegeben ist die Zahl der Berufsgruppen, in denen die Stadtgeborenen in positiver (+) oder negativer (—) Richtung von den Zugezogenen abweichen

	♂		♀		♂ und ♀	
	+	—	+	—	+	—
Kopfbreite	1	11	1	5	2	16
Jochbogenbreite	3	10	2	4	5	14
Kopfindex	4	8	1	5	5	13
Gesichtsindex	9	3	4	2	13	5
Kinn vorspringend	4	9	3	3	7	12
(Kopflänge)	7	5	3	3	10	8
(Gesichtshöhe)	7	5	3	3	10	8
(Körperhöhe)	8	5	2	3	10	8

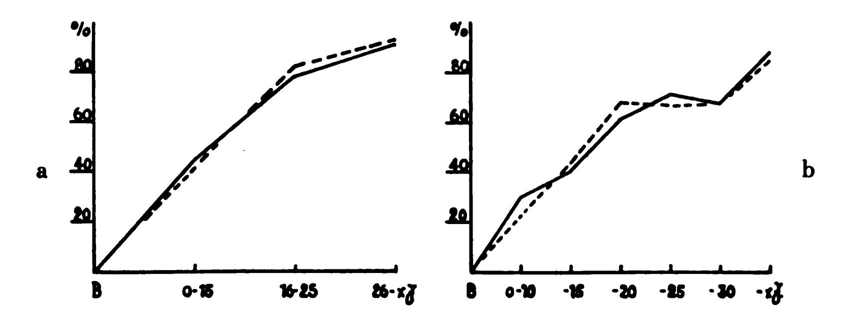


Abb. 1. Zuzugsalter und Entwicklung des „Stadttypus"

Mittlerer prozentualer Abstand der Altersgruppen der Zuwandernden von den Stadtgeborenen (B). — % Abstand aus Kopfbreite, Kopfindex, Jochbogenbreite, Gesichtsindex, Kinnprofil; ----- dasselbe + Körperhöhe a) nach drei Hauptperioden, b) nach Jahrfünften des Zuzugsalters

renen und Zugewanderten zwar wahrscheinlich gemacht, aber nicht statistisch gesichert werden konnten, weisen die als Erwachsene Zugewanderten erwartungsgemäß die niedrigsten Werte auf, doch ergeben sich innerhalb der anderen Gruppen keine gerichteten Unterschiede. Dagegen scheinen solche bei der Körperhöhe vorzuliegen. Hier zeigen die 0—15jährigen fast den gleich hohen Mittelwert wie die Stadtgeborenen, während die beiden anderen Altersgruppen zwar untereinander gleich sind (was auch bei zwei weiteren Merkmalen, nämlich Kopfindex und Jochbogenbreite, bei benachbarten Gruppen der Fall ist), aber immerhin erheblich hinter den Stadtgeborenen und 0—15jährigen zurückbleiben.

Die kleinen Unregelmäßigkeiten in Richtung und Grad der Abstufungen gleichen sich gegenseitig aus, wenn man die Einzeldifferenzen in „mittleren prozentualen Abständen" zusammenfaßt. Es ergibt sich dann sogar eine regelmäßige Gerichtetheit bei einer weiteren Untergliederung in Jahrfünfte des Zuzugsalters, bei der für die Einzelmerkmale naturgemäß schon wegen der geringeren Individuenzahl häufiger Störungen als bei der Großgliederung in drei Altersstufen auftreten. Die graphische Darstellung (Abb. 1) zeigt, daß nach dem 20. Lebensjahr offenbar keine wesentlichen Wachstumsveränderungen durch die Stadt mehr stattfinden. (Das stärkere Abrücken der über

Tab. 4. Die Zugezogenen (♂) nach dem Zuzugsalter

	Stadt-geborene	0 bis 15 Jahre	16 bis 25 Jahre	26 bis x Jahre
N	800	150	295	158
Kopflänge	187,8	188,0	188,8	187,4
Kopfbreite	158,9	159,3	160,8	159,9
Kopfindex	84,7	84,7	85,2	85,5
Gesichtshöhe	123,4	123,6	123,5	122,3
Jochbogenbreite	142,7	143,4	144,1	144,1
Gesichtsindex	86,6	86,0	85,9	85,1
Nasenhöhe	56,2	56,5	56,2	56,9
Nasenbreite	34,9	34,8	35,4	35,1
Nasenindex	62,5	62,1	63,3	62,1
Körperhöhe	168,4	168,2	167,5	167,5
Kinn vorspringend (%)	50,9	63,2	63,8	66,5

30jährigen könnte durch die relativ geringe Besetzung dieser Gruppe [72] bedingt sein.)

Damit bestätigt es sich von einer ganz neuen Seite her, daß die Lebensbedingungen der Stadt den Typus in bestimmter Richtung abwandeln. Hier beginnt allerdings erst die eigentliche Problematik. Welche der mannigfachen Faktoren der städtischen Umwelt bewirken diese Veränderungen? Hierüber kann man bisher nur Vermutungen aufstellen, auf deren Aufzählung aber verzichtet sei. Die verschiedenen Möglichkeiten können in den vorliegenden zusammenfassenden Schilderungen der städtischen, insbesondere der großstädtischen Umwelt nachgelesen werden[14]).

Aber auch noch eine weitere Erscheinung innerhalb der Stadtbevölkerung bleibt mit den bisherigen Ergebnissen ungeklärt. Schon Ammon verglich nicht nur Stadtgeborene und Zugewanderte, sondern auch die Söhne Stadtgeborener und Zugewanderter. Röse unterschied in entsprechender Weise Vollstädter (Untersuchter und beide Eltern in der Stadt geboren), Halbstädter (Untersuchter in der Stadt geboren, aber beide oder einer der Eltern auf dem Land) und Landgeborene. Dabei ergab sich, daß sich nicht nur Stadtgeborene und Landgeborene unterschieden, sondern in gleicher Richtung auch die Vollstädter von den Halbstädtern. Die Halbstädter ordneten sich also zwischen Vollstädter und Landgeborenen ein, und zwar für mehrere Merkmale in ausnahmslos oder fast ausnahmslos allen Vergleichsgruppen.

Die Tatsache als solche dürfte damit außer Zweifel stehen. Ihre Erklärung ist um so schwieriger. Sieht es doch so aus, als ob sich die umformende Wirkung der Stadt in der Generationenfolge summiert, nämlich die Wirkung um so größer wird, je länger oder je vollständiger die betreffende Familie schon städtisch ist. Wenn es sich aber, wie nach dem Vorhergehenden doch angenommen werden muß, um die Wirkung der städtischen Umwelt handelt, so wäre das eine Vererbung erworbener Eigenschaften! Es stehen jedoch, zunächst rein theoretisch, zwei weitere Erklärungsmöglichkeiten zur Verfügung. 1. Diejenigen Individuen, die erbmäßig dem Stadttypus nahestehen, also die anlagegemäß Schmalwüchsig-Asthenischen, pflanzen sich in der Stadt stärker fort als der Durchschnitt. 2. Es wirkt sich in der Staffelung Land-

[14]) Hellpach, W.: 1939, zit. Anm. 5.

geborene—Halbstädter—Vollstädter eine gestaffelt verschiedene Berufszusammensetzung der Vergleichsgruppen aus. An diese Möglichkeit dachte schon Ammon, wenn er zur Deutung seiner Befunde darauf hinweist, daß ein Teil der Städter in höhere soziale Schichten emporsteigt, das Recht zum Einjährigendienst erwirbt und damit der anthropologischen Untersuchung, die nur die regulären, zweijährig dienenden Mannschaften erfaßte, entging. Er nimmt an, daß diese sozial Aufgestiegenen unter den altansässigen Familien der Städte häufiger sind, mithin die von ihm erfaßten „Söhne Stadtgeborener" einen geringeren Anteil der gehobeneren Schichten aufweisen, als die „Söhne Zugewanderter". Eine ähnliche Beschränkung des Materials lag allerdings bei den Röseschen Untersuchungen nicht vor. Aber es könnten ja auch die verschiedenen Berufe in verschiedenem Grade altansässig sein, also etwa unter den Vollstädtern die Kinder gehobener Stände nicht, wie bei Ammon, durch die Untersuchungsmethode geringer vertreten sein, sondern durch im Durchschnitt jüngeren Zuzug. Auf jeden Fall müßte aber die unter den Vollstädtern gehäufte Berufsgruppe in gleicher Richtung vom Bevölkerungsdurchschnitt abweichen wie der Stadttypus von den Zugewanderten. Dabei kann es sich tatsächlich nur um die sozial unteren Schichten handeln, die, wie gerade die Breslauer Untersuchungen wieder bestätigt haben, in allen absoluten Maßen, insbesondere aber in den Breitenmaßen, unter dem Durchschnitt der gehobenen Schichten stehen und wahrscheinlich auch relativ langköpfiger und langgesichtiger (besser: schmalköpfiger und schmalgesichtiger) sind; sie entsprechen also im großen und ganzen der Erwartung, die an die gegebenenfalls unter den Vollstädtern gehäufte Sozialgruppe zu stellen wäre.

Auf Grund dieser zunächst rein theoretischen Überlegungen wurde eine Prüfung der Frage an Hand des Breslauer Materials versucht. Es wurden hier, ebenso wie bei Röse, diejenigen, bei denen beide Eltern und diejenigen, bei denen ein Elternteil in Breslau geboren ist, aussortiert und getrennt berechnet (Tab. 5). Es ergeben sich wie bei Röse gerichtete Unterschiede, und zwar für alle absoluten Maße, die mit der Zunahme der Altansässigkeit in der Stadt immer kleiner werden, während von den Indizes nur der Kopfindex eine deutliche Staffelung zeigt. Gerade die absoluten Größenmaße aber trennen in der sozialen Stufenleiter die gehobenen von den niederen Berufen, insbesondere den ungelernten Arbeitern. Es wurden deshalb deren Anteile an der Zusammensetzung der Gruppen errechnet, wobei als „gehobene Berufe" die Lehrer, Ingenieure, Referendare und städtischen Beamten zusammengefaßt wurden. Tatsächlich ergeben sich auch hier klare gerichtete Unterschiede: der Anteil der gehobenen Berufe nimmt mit dem Grad der Stadtansässigkeit ab, der der Arbeiter zu. Es ist also in Breslau oder jedenfalls in unserem Material nicht so, wie Ammon für die badischen Städte vermutete und wie man auch auf Grund allgemeiner Überlegungen annehmen könnte: daß die gehobenen Berufe stadtansässiger sind, weil für die Emporsiebung der Begabten eine gewisse Spanne Zeit vorausgesetzt werden muß. Es scheint vielmehr, daß gerade in den höheren Berufen der Sog der Großstadt stärker ist, da hier die Aufstiegsmöglichkeiten weiter gespannt sind. Auch die Fortpflanzungsauslese, nämlich der stärkere Verbrauch der Begabten in der Stadt infolge ihrer geringeren Kinderzahl, mag dabei eine Rolle spielen. Was hier aber auch an Ursachen zugrundeliegen mag, in unserem

Tab. 5. Die Stadtgeborenen nach dem Grad der Stadtansässigkeit

	Zugezogene	Alle Stadtgeborenen	Ein Elternteil in Breslau geboren	Beide Eltern in Breslau geboren
N	650	800	154	83
Kopflänge	188,4	187,8	187,6	186,2
Kopfbreite	160,3	158,9	158,6	157,1
Kopfindex	85,1	84,7	84,6	84,3
Gesichtshöhe	123,4	123,4	122,6	122,6
Jochbogenbreite	144,0	142,7	142,6	141,7
Gesichtsindex	85,9	86,6	86,2	86,5
Nasenhöhe	56,5	56,2	56,0	55,6
Nasenbreite	35,2	34,9	34,9	34,4
Nasenindex	62,7	62,5	62,6	62,3
Körperhöhe	167,9	168,4	168,1	167,3
Anteil der gehobenen Berufe (%)	24,5	14,7	7,8	6,0
Anteil der ungelernten Arbeiter (%)	10,6	13,3	17,5	24,1

Zusammenhang ist vor allem die Tatsache als solche bedeutsam, daß den Unterschieden zwischen den Ansässigkeitsgruppen solche der Berufsgliederung parallel gehen und durch diese erklärt werden können. Auch der Größenordnung nach gehen die gefundenen Unterschiede nicht über das auf diese Weise erklärliche Maß hinaus, so daß die Mitwirkung weiterer Faktoren zwar nicht ausgeschlossen werden kann, aber auch nicht notwendig angenommen werden muß.

Es summieren sich also in Breslau bei den Unterschieden zwischen Stadtgeborenen und Zugewanderten zwei ganz verschiedene Faktoren: die Wirkung der städtischen Umwelt und die Wirkung einer Wanderungssiebung, nämlich sozialer Unterschiede im Zahlenverhältnis von Zugezogenen zu Stadtgeborenen. Der erste Faktor wird durch den Vergleich dieser beiden Gruppen innerhalb der einzelnen Berufe gesichert, der zweite tritt bei der Aufreihung der „Stadtgenerationen" zutage. Wieweit sich dieses Ergebnis verallgemeinern läßt, muß freilich zunächst dahingestellt bleiben, da über die Sozialstruktur der Ammonschen und Röseschen Gruppen nichts bekannt ist. Immerhin ist damit eine konkrete Möglichkeit zur Erklärung der Unterschiede zwischen den „Stadtgenerationen", die vom Standpunkt der Umweltdeutung rätselhaft erscheinen mußten, nahegerückt. Sie zeigt auch, wie vielverschlungen die Beziehungen sind, die bei einer Anthropologie der Großstadt berücksichtigt werden müssen. Jedenfalls sind die allgemeinen Fragen der Stadtbiologie von den besonderen der sozialen Gliederung und Siebung nicht zu trennen, und die Untersuchung der einen ohne Klärung der anderen muß Stückwerk bleiben.

Wurden bisher die Zugezogenen nur in Beziehung zur Stadt, in der sie leben und arbeiten, betrachtet, so muß sich jetzt folgerichtig ein Vergleich mit der Landbevölkerung, aus der sie stammen, anschließen. Gerade dieser Vergleich kann besser als sonst irgendwo durchgeführt werden, da aus den meisten Landkreisen Schlesiens (in den alten Grenzen vor 1938) umfassendes Material vorliegt. So kann hier die Frage der Wanderungssiebung nicht nur gestellt, sondern auch konkret untersucht werden: gleichen die Zugezogenen dem Durchschnitt ihrer Herkunftsbevölkerung? Oder unterscheiden sie sich in ihrer Erbstruktur, stellen also eine Siebungsgruppe dar?

Da sich die Zugezogenen auf ganz Schlesien verteilen, aus den einzelnen Kreisen also immer nur wenige Individuen stammen, mußte zunächst ein Weg gefunden werden, die vielen einzelnen Vergleichspaare „Kreisbevölkerung — aus dem Kreise stammende Stadtbevölkerung" zusammenzufassen. Die Berechnung von Gesamtmittelwerten für die schlesische Landbevölkerung war jedoch nicht zu empfehlen, da dadurch die mancherlei Unterschiede zwischen den Teilgebieten, die verschieden stark am Zuzug nach Breslau beteiligt sind, verwischt worden wären. Es wurden deshalb folgende Verfahren eingeschlagen: bei den Maßen und Indizes wurde für jedes Individuum Merkmal um Merkmal festgestellt, ob es über oder unter den Mittelwert seines Herkunftskreises fiel, sodann die positiv und die negativ Abweichenden gesondert zusammengezählt und ihre prozentualen Anteile an der Summe aller Zugewanderten errechnet (Tab. 6). Wenn sich die Zugewanderten von der Herkunftsbevölkerung nicht unterscheiden, also keine Wanderungssiebung vorliegt, müssen unter den Zugewanderten ebenso viele unter wie über dem Durchschnitt der Herkunftsbevölkerung stehen; es ergäben sich also sowohl für die positiv wie für die negativ Abweichenden 50%. Da damit die Unterschiede in Prozentzahlen gefaßt werden können, ist auch eine Fehlerberechnung relativ leicht möglich. — Bei den in Verteilungszahlen ausgedrückten Befunden (Augenfarbe, Haarfarbe und Rassenzusammensetzung) wurden zunächst „theoretische Anteile" berechnet: es wurde für jeden Kreis der Kreisanteil des betreffenden Merkmals (z. B. Häufigkeit der hellen Augenfarben) mit der Anzahl der aus diesem Kreis Zugewanderten multipliziert, die so berechneten Produkte aller Kreise addiert und durch die Gesamtsumme der Individuen geteilt. Diesen „theoretischen Anteilen" kann die wirkliche Verteilung des betreffenden Merkmals unter den Zugewanderten gegenübergestellt werden.

Bei diesem Verfahren konnten jedoch nicht alle Zugezogenen berücksichtigt werden, da aus einem Teil von Schlesien noch die Vergleichswerte fehlen. Ferner war eine Beschränkung in der Anzahl der untersuchten Merkmale notwendig. Es blieben nämlich alle Beobachtungsmerkmale unberücksichtigt, da bei den erfahrungsmäßig vorhandenen persönlichen Unterschieden in der Einstufung der Individuen die Berechnung theoretischer Anteile allzu unsicher wäre, eine einheitliche Einstufung an Hand des Photomaterials aber infolge der großen Zahl der Untersuchten bisher nicht möglich war. Die gleichen einschränkenden Bedenken gelten im Grunde genommen auch für die Rassenanalyse, wenn auch — wiederum erfahrungsgemäß — in geringerem Grade. Hier wurde ein Vergleich also schon deshalb durchgeführt, weil die rassische Siebung natürlich von besonderem Interesse ist. Beim Ziehen von Schlüssen sind jedoch Vorsicht und Zurückhaltung geboten.

Die in Kleinstädten Geborenen wurden bei diesem Vergleich mit einbezogen; denn einmal sind ja für die kleineren Städte geringere Abweichungen von der Landbevölkerung anzunehmen als für die großen. Vor allem aber ist auch ihr Einzugsgebiet kleiner[15]). Es beschränkt sich im wesentlichen auf die nähere ländliche Umgebung, aus der die überwiegende Mehrzahl der Stadtbewohner stammt. Die aus der Kleinstadt gebürtigen Großstädter können daher ohne allzu große Bedenken mit der umgebenden Landbevölkerung verglichen werden, wenn auch der Zuzug und damit gegebenenfalls die Heraussiebung nicht auf direktem Wege, sondern in Etappen erfolgte. Das kann übrigens auch für einen Teil der Landgeborenen gelten, da für den folgenden Vergleich nicht der letzte Wohnort, sondern der Geburtsort maßgebend war. — Die Untersuchung mußte sich ferner auf die Männer beschränken, da für die schlesischen Landfrauen das Material noch nicht aufgerechnet ist.

Die Tabellen 6 A und 7 stellen zunächst für alle Zugezogenen, soweit sie aus bereits bearbeiteten schlesischen Landkreisen stammen, die Abweichungen

[15]) Kunick, E.: Die Herkunft der Bevölkerung einer schlesischen Mittelstadt (Landeshut). Z. Rassenk. XII, 42—53, 1941. — Für Brieg mündliche Mitteilungen von Stadtarchivrat Dr. Wenzel.



Tab. 6. Abweichung der Zugezogenen von der ländlichen Herkunftsbevölkerung. Metrische Merkmale

A. Alle Zugezogenen

	N	Abweichung in positiver Richtung (%)	Differenz (D) zu 50 %	$\frac{D}{m_{(D)}}$
Kopflänge	503	60,4	+ 10,4	**3,32**
Kopfbreite	503	49,5	— 0,5	0,16
Kopfindex	519	37,4	— 12,6	**4,18**
Gesichtshöhe	507	47,7	— 2,3	0,73
Jochbogenbreite	505	56,2	+ 6,2	**1,97**
Gesichtsindex	519	43,7	— 6,3	**2,07**
Nasenindex	519	50,9	+ 0,9	0,29
Körperhöhe	526	53,6	+ 3,6	1,19
B. Zuzugsalter 20 Jahre und darüber				
Kopflänge	241	62,2	+ 12,2	**2,72**
Kopfbreite	239	53,1	+ 3,1	0,68
Kopfindex	249	40,9	— 9,1	**2,05**
Gesichtshöhe	239	50,0	—	—
Jochbogenbreite	240	58,3	+ 8,3	**1,83**
Gesichtsindex	247	39,7	— 10,3	**2,33**
Nasenindex	239	49,0	— 1,0	0,22
Körperhöhe	252	50,4	+ 0,4	0,09

Tab. 7. Abweichung der Zugezogenen von der ländlichen Herkunftsbevölkerung. Farbmerkmale und Rassenzusammensetzung (in %)

	N	Theoretischer Anteil	Wirklicher Anteil	Differenz D	$\frac{D}{m_{(D)}}$
Helle Augenfarbe	473	70,1	60,3	— 9,8	**3,19**
Helle Haarfarbe	444	23,4	13,1	— 10,3	**4,04**
Nordische und Fälische	474	41,8	41,4	— 0,4	0,13
Osteuropide	474	23,1	16,8	— 6,3	**2,44**
Dinarische	474	15,4	15,4	—	—
Alpine	474	16,7	22,4	+ 5,7	**2,22**
Mediterrane	474	2,1	1,6	— 0,5	0,06

von der Herkunftsbevölkerung zusammen. Bei mehreren Merkmalen liegen die Unterschiede jenseits des Fehlers der kleinen Zahl. Statistisch gesichert sind die Unterschiede für Kopflänge und Kopfindex, Haar- und Augenfarbe, so gut wie gesichert die für Jochbogenbreite und Gesichtsindex sowie Anteile der Osteuropiden und Alpinen. Die in der Großstadt Gezogenen haben also absolut und relativ längere Köpfe, absolut und relativ breitere Gesichter und dunklere Haar- und Augenfarbe als die Herkunftsbevölkerung. Bei der Rassenzusammensetzung sind die Unterschiede zum Teil ganz geringfügig. Das Verhältnis der progressiven Langwuchsrassen (Nordische und Dinarische) zu den Breitwuchsrassen (Osteuropide und Alpine) ist so gut wie gleich (Differenz 0,4%!), nur innerhalb der Breitwuchsrassen scheint sich das Verhältnis insofern zu verschieben, als in der Stadt die Alpinen über die Osteuropiden überwiegen, während in der ländlichen Herkunftsbevölkerung das Gegenteil der Fall ist.

Die Unterschiede in den metrischen Merkmalen sind jedoch erst wieder gegen zwei Einwände zu sichern. Einmal unterlag ja, wie wir sahen, ein Teil der Zugezogenen bereits dem Einfluß der Stadt, nähert sich daher dem Stadttypus, was sich auch im Durchschnitt aller Zugezogenen auswirken muß. Die Unterschiede zwischen Zugezogenen und Herkunftsbevölkerung liegen jedoch zum Teil entgegengesetzt wie die zwischen Zugezogenen und Stadtgeborenen: während in der Stadt die Kopflänge eher kleiner, die Jochbogenbreite sicher kleiner und das Gesicht infolgedessen auch relativ, nämlich dem Index nach schmaler wird, sind die Zugezogenen gegenüber der Herkunftsbevölkerung langköpfiger, sowie absolut und relativ breitgesichtiger. Beim Kopfindex liegen zwar die Abweichungen bei beiden Vergleichspaaren in gleicher Richtung. Während aber die relative Langköpfigkeit der Stadtgeborenen im Vergleich mit den Zugezogenen überwiegend auf der geringen Breite beruhte, ist sie bei den Zugezogenen im Vergleich mit der Herkunftsbevölkerung vor allem durch die größere Länge bedingt, während für die Kopfbreite die Abweichung unerheblich ist. Trotzdem wurden zur Sicherung gegen diesen Einwand die im Erwachsenenalter Zugezogenen, bei denen die Stadt keine wesentlichen Veränderungen mehr bewirken konnte, getrennt berechnet (Tab. 6 B). Die Unterschiede bleiben jedoch die gleichen, wenn auch der Grad der statistischen Sicherung infolge der geringeren Individuenzahl sinkt.

Es kann ferner mit Recht das Bedenken ausgesprochen werden, daß die Untersuchten in ihrer Berufszusammensetzung nicht für die Stadtbevölkerung als Ganzes repräsentativ sind. Es sind unter ihnen die gehobenen Berufe zweifellos stärker, die Arbeiterschaft geringer vertreten als in der Gesamtbevölkerung Breslaus. Das gilt sogar, wie wir gesehen haben, für die Zugezogenen in noch stärkerem Maße als für die Stadtgeborenen. So könnte die Abweichung unserer Zugezogenen von der Herkunftsbevölkerung auf dieser Häufung der gehobenen Berufe beruhen, deren Merkmalsprägung tatsächlich zum Teil in der gleichen Richtung liegt: größere Kopflänge und Jochbogenbreite, möglicherweise auch niedrigerer Kopf- und Gesichtsindex als in den unteren sozialen Schichten. Allerdings müßte man dann eigentlich Unterschiede in allen absoluten Maßen erwarten.

Zur Sicherung gegen diese Bedenken wurden die Arbeiter und Handwerker unter den Zugezogenen gesondert mit der ländlichen Herkunftsbevölkerung verglichen: die Abweichungen bleiben durchweg und für beide Gruppen die gleichen, wenn sie auch, wie ja nach den obigen Überlegungen zu erwarten war, fast durchweg kleiner werden. Dasselbe gilt, wenn man nicht nach dem sozialen Stand, sondern nach der sozialen Herkunft, nämlich dem Beruf des Vaters gliedert, und dabei die auf dem Lande vertretenen Berufsgruppen — Bauern, Handwerker, Arbeiter — berücksichtigt. Noch schärfer treten die Abweichungen heraus, wenn man die Zugezogenen nicht mit den Gesamtmittelwerten der Landkreise, sondern mit den Mittelwerten der ländlichen Berufsgruppen selbst vergleicht[16]). 17 unter 20mal werden dann die Unter-

[16]) Da diese noch nicht aus allen Landkreisen vorliegen, wurden sie für die übrigen Kreise auf folgende Weise errechnet: es wurde das Verhältnis der Mittelwerte der Berufsgruppen zum Gesamtmittel des Kreises in den darauf untersuchten Verwaltungskreisen festgestellt und für alle daraufhin untersuchten Kreise der Durchschnitt berechnet. Dieser Durchschnitt wurde dann der Berechnung der Berufsmittelwerte in den übrigen Kreisen zugrunde gelegt. Es beträgt z. B. die Kopflänge der Bauern im

schiede größer. Damit sind die Befunde der Tab. 6 auch gegen diesen Einwand gesichert: die Zugezogenen unterscheiden sich tatsächlich in mehreren Merkmalen von der Herkunftsbevölkerung, und zwar sowohl vom Durchschnitt der Landbevölkerung wie dem der einzelnen Berufsstände, aus denen sie stammen.

Bei der Haar- und Augenfarbe sind die Unterschiede von vornherein eindeutiger. Liegt doch bei ihnen, da es sich um erbfeste Merkmale handelt, keine Veränderung in der Stadt vor und sind auch die Unterschiede zwischen den Berufen und sozialen Schichten geringer. Es bleiben denn auch fast alle städtischen Berufsgruppen, nicht nur die besonders dunkelfarbigen Schuhmacher, unter dem theoretisch zu erwartenden Anteil der Hellfarbigen, nämlich bei der Augenfarbe 9, bei der Haarfarbe 13 von 13 Berufsgruppen.

Die Neigung der Städte zu dunkleren Farben ist schon aus Virchows Schulkinderuntersuchungen[17]) bekannt und wurde auch von Ammon in Baden gefunden. Es war aber zweifelhaft, ob es sich dabei um echte Erbunterschiede, d. h. Unterschiede in der Häufigkeit der Erbanlagen, handelt. v. Verschuer weist darauf hin, daß die Unterschiede auch dadurch erklärt werden könnten, daß in den Städten infolge ihrer stärkeren Bevölkerungsmischung die Spalterbigen (Heterozygoten) häufiger sind, was sich bei der Dominanz dunkler Farben in einer größeren Häufigkeit erscheinungsbildlich dunkler Menschen auswirken muß. Für Breslau genügt jedoch diese Erklärung nicht, da schon die Zugewanderten selbst, nicht erst ihre Nachkommen, dunkler sind als die Herkunftsbevölkerung. Damit wird es auch für die Städte im allgemeinen zweifelhaft, ob diese Deutung zutrifft oder ausreicht.

Auch die Körperhöhe bedarf noch einer besonderen Erörterung. In den neueren Zusammenfassungen zur Großstadtanthropologie (Hellpach, v. Verschuer) wird als Regel angegeben, daß die Städte im allgemeinen hochwüchsiger sind als das Land. Sorokin und Zimmermann, die sich bisher am eingehendsten mit den Materialgrundlagen befaßt haben, führen jedoch neben Beispielen zu dieser Regel zahlreiche entgegenstehende an, ja kommen zu dem Ergebnis, „daß die Landbevölkerung durchaus erfolgreich mit der Stadtbevölkerung zu wetteifern scheint, da sie nach der Zahl der Untersuchungen, in denen sie hochwüchsiger gefunden wurde, und nach der Zahl der berücksichtigten Individuen diejenigen Arbeiten, in denen das Gegenteil festgestellt wird, übertrifft“ (S. 104). Allerdings wurde dabei kein Unterschied zwischen Groß- und Kleinstädten gemacht, die sich ganz verschieden verhalten können. Das zeigten schon die Untersuchungen von Ammon, der die kleineren Städte kleiner, die größeren aber größer als das Land fand, und das gleiche stellten an sehr viel größerem Material die älteren deutschen Rekrutenuntersuchungen fest (Ewert 1908). Der Wendepunkt liegt dabei etwa bei der Gemeindegröße von 20 000 Einwohnern. Andererseits sah es Beddoe, nach freilich noch älteren Erhebungen, für Großbritannien als erwiesen an, daß die Großstädte erheblich unter dem

Durchschnitt von 10 Kreisen 100,4% des Kreismittelwertes. Für die übrigen Kreise wurde daher der wahrscheinliche Mittelwert der Bauern dadurch ermittelt, daß der Kreismittelwert mit 1,004 multipliziert wurde.

[17]) Virchow, R.: Gesamtübersicht über die von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Arch. Anthrop. XVI, 275—476, 1886. — Vgl. S. 320.

Tab. 8. Abweichung der Zugezogenen von der Herkunftsbevölkerung nach Berufsgruppen

A. Abweichung von den Gesamtmittelwerten der Landkreise (in %)

	N	Kopflänge	Kopfindex	Jochbogenbreite	Gesichtsindex
Arbeiter	85	+ 4,1	— 7,0	+ 9,3	— 2,3
Handwerker	225	+ 4,7	— 14,4	+ 2,0	— 9,7
Arbeitersöhne	100	+ 3,0	— 0,5	+ 11,5	— 9,6
Handwerkersöhne	79	+ 10,0	— 12,0	+ 2,0	— 1,9
Bauernsöhne	52	+ 18,6	— 7,7	+ 18,0	— 6,9

B. Abweichung von den Mittelwerten der betreffenden ländlichen Berufsstände

	N	Kopflänge	Kopfindex	Jochbogenbreite	Gesichtsindex
Arbeiter	85	+ 13,1	— 7,6	+ 12,1	— 11,8
Handwerker	225	+ 8,0	— 14,5	+ 4,1	— 6,8
Arbeitersöhne	100	+ 10,0	— 2,8	+ 15,1	— 21,3
Handwerkersöhne	79	+ 11,3	— 15,8	+ 3,4	— 3,8
Bauernsöhne	52	+ 10,8	— 8,5	+ 11,5	— 7,7

Landesdurchschnitt stehen. So liegen hier offensichtlich keine einfachen geradlinigen Beziehungen vor, sondern recht komplexe Erscheinungen, die zu entwirren es eines umfangreichen und gliederungsfähigen Materials bedürfte.

Aber wenn man auch annimmt, wie das für das alte Deutsche Reich auf Grund der Militäruntersuchungen berechtigt ist, daß die Großstädte hochwüchsiger sind als das Land, so bleibt noch die Frage offen, ob der Unterschied auf Siebung oder auf Umweltwirkung beruht. Auch für Breslau kann diese Frage bisher nicht eindeutig geklärt werden. Es steht zwar in der durchschnittlichen Körperhöhe offensichtlich über seinem Haupteinzugsgebiet, was nicht nur auf der Berufsgliederung der Untersuchten beruht, da von diesen nur die Schuhmacher den ländlichen Durchschnitt nicht erreichen. Aber es bleibt vorläufig ungeklärt, ob die Stadt die Menschen größer werden läßt oder ob sie große Menschen bevorzugt anzieht. Es könnte auch beides zusammenwirken. So standen, jedenfalls bei den Männern, die Stadtgeborenen über den Zugezogenen, und letztere staffelten sich weiterhin, wie bei den gesicherten Merkmalen des Stadttypus, nach dem Zuzugsalter. Es standen aber auch die Zugewanderten, obgleich nicht statistisch gesichert, über dem Durchschnitt der ländlichen Herkunftsbevölkerung. Bei einer Gliederung der Zugewanderten nach Berufsgruppen ergibt sich für die 10 Vergleichsgruppen der Tab. 8, daß 5 über, 5 unter das betreffende Kreismittel bzw. Berufsmittel fallen. Die unterdurchschnittlich großen Gruppen werden aber fast ausschließlich von Handwerkern und Handwerkersöhnen gestellt (außerdem bleiben, in durchaus verständlicher Weise die Arbeitersöhne unter den betreffenden Kreismitteln), so daß man an ein Hineinspielen beruflicher Unterschiede denken könnte. Es müßte also noch größeres Material gesammelt werden, um eindeutig feststellen zu können, welche Rolle die Körperhöhe in der Bevölkerungsbiologie der Städte und insbesondere bei der Wanderungssiebung spielt.

Bei den Rassen weisen die Vergleichszahlen auf eine mögliche Häufung der Alpinen auf Kosten der Osteuropiden hin. Diese Häufung ist aber durch einige wenige Berufe, nämlich in erster Linie die Schuhmacher, in zweiter die

Beamten und Angestellten bedingt, während die übrigen Berufsgruppen entweder unter dem zu erwartenden Anteil bleiben oder ihn nur unerheblich überschreiten. Es liegt hier also spezielle Berufssiebung, nicht allgemeine Wanderungssiebung vor. Mithin sind in der Rassenzusammensetzung überhaupt keine allgemeinen Siebungseinflüsse bei der Zuwanderung zur Stadt festzustellen.

Hier mag ein Wort über die Ammonschen Ergebnisse am Platze sein, der bekanntlich einen höheren Anteil des „nordeuropäischen Typus" unter den Stadtgeborenen größerer Städte fand, woraus weitreichende Folgerungen über das Schicksal der nordischen Rasse gezogen wurden. Ammons Methode der Rassenbestimmung war jedoch ein einfaches Kombinationsverfahren, das neben Körperhöhe und Farbmerkmalen auch den Kopfindex benutzte. Da dieser in der Stadt niedriger wird, steigt natürlich die Anzahl der Individuen, die dank einem unter einer bestimmten Grenze liegenden Längenbreitenindex zum „nordeuropäischen" Kombinationstypus gezählt werden, ohne daß rassische, nämlich erbliche Unterschiede zugrunde liegen müssen. Die Frage nach der Rolle der Rasse bei der Wanderungssiebung muß deshalb neu gestellt und mit neuen Methoden angegangen werden. Der erste Versuch dieser Art in Breslau kommt, wie bereits hervorgehoben wurde, zu dem negativen Ergebnis, daß sich bei der Zuwanderung zur Stadt die Bevorzugung einer bestimmten Rasse nicht feststellen läßt.

Auch die deutliche Heraussiebung einzelner Merkmale läßt sich nicht rassentypologisch erklären. Die dunkleren Farben bei den Städtern könnte man zwar mit der möglichen Häufung von Alpinen in Zusammenhang bringen. Es scheint aber, daß diese Erklärung nicht ausreicht, da alle Berufsgruppen, nicht nur die mit stärkerem alpinen Einschlag, hinter dem erwarteten Anteil der Hellfarbigen zurückbleiben. Die stärkere Breitgesichtigkeit der Städter könnte auf diese Weise auch nicht erklärt werden, da nach den Befunden der Tab. 7 die Häufung der Alpinen auf Kosten der breitgesichtigen, ja eher noch breitergesichtigen Osteuropiden gehen würde, so daß für dieses Merkmal keine Verschiebung zu erwarten wäre. Der bei alpiner Anreicherung zu erwartenden Merkmalsverschiebung direkt entgegen steht schließlich die stärkere Langköpfigkeit der Städter. Wir haben in unserem europäischen System überhaupt keine Rasse, deren wechselnde Häufigkeit gleichzeitig alle Merkmalsunterschiede zwischen Stadt und Land erklären könnte, die also langköpfig, breitgesichtig und dunkel wäre. Und bei jeder denkbaren komplizierteren Verschiebung der Rassenzusammensetzung wäre immer auch noch für andere Merkmale eine Veränderung zu erwarten. Die Siebung nach bestimmten Merkmalen steht also in keinem erkennbaren Zusammenhang mit der Rassenzusammensetzung.

Besteht aber ein solcher Zusammenhang nicht — wofür freilich noch eine Sicherung und Bestätigung wünschenswert wäre — so müßte eine für alle Rassen geltende Beziehung zwischen bestimmten körperlichen Merkmalen und bestimmten psychologischen und physiologischen Eignungen angenommen werden. Es müßten z. B. innerhalb aller Rassen die Individuen mit relativ großen Kopfmaßen überdurchschnittlich häufig charakterliche oder intellektuelle Züge aufweisen, die sie für das Leben in der Stadt besonders geeignet machen. Es sind bisher mehrere gesicherte oder wahrscheinliche Unterschiede

zwischen Städtern und ländlicher Herkunftsbevölkerung bekannt, die offenbar nicht an bestimmte Rassen gebunden sind. 1. Die zur Stadt Abwandernden sind im Durchschnitt intelligenter als die Zurückbleibenden. Die „Abwanderung der Begabten vom Dorf" wurde schon vielfach belegt, ebenso die Leistungsunterschiede zwischen Stadt und Land[18]). 2. Die in die Städte Abwandernden sind, wie Bennholdt-Thomsen wahrscheinlich machte, die reizempfindlicheren, organisch-labileren[19]). 3. Es wurde auch die Vermutung ausgesprochen, daß die Abwandernden die im Durchschnitt körperlich Kräftigeren sind, obwohl sich unter ihnen auch Unterwertige finden, die für die Landarbeit zu schwächlich waren[20]).

Sind diese oder andere Eignungen für das Stadtleben mit bestimmten Körpertypen korreliert, die wiederum in bestimmten Einzelmerkmalen greifbar werden? Wir wissen, daß eine Beziehung zwischen Kopfgröße und Intelligenz besteht[21]), aber ist dabei wirklich die Kopflänge die bevorzugte Dimension, wie es nach den Breslauer Untersuchungen bei den vom Lande Abwandernden der Fall zu sein scheint? Besteht eine Beziehung zwischen Reizempfindlichkeit und Pigmentation, Reizempfindlichkeit und anderen anthropologisch wichtigen Merkmalen? Rau[22]) fand nach den typologischen Methoden von Jaensch eine deutliche Korrelation zwischen dunkler Komplexion (Haar-, Haut- und Augenfarbe) und Außenintegration. Und in der Tat muß man für den Großstädter eine stärkere Ansprechbarkeit durch Umwelteindrücke, eine raschere Anpassungs- und Umstellungsfähigkeit annehmen als für den Landbewohner, ist es doch gerade der dauernde Wechsel der Eindrücke und Anforderungen, die „Tempowechselbeschleunigung"[23]), die das Leben in der Großstadt kennzeichnet. Aber es bleibt nach den Untersuchungen von Rau offen, ob bei ihm diese stärkere Außenintegration an die Körperfarben als solche gebunden ist und nicht etwa an einen ganzen leib-seelischen Rassentypus oder deren mehrere, die die psychischen Gegenpole zu den nach innen integrierten und gleichzeitig hellfarbigen Nordischen darstellen. Aber immerhin deuten sich in der Stadtforschung schon Beziehungen zwischen der äußeren Körperform und den physiologischen und psychologischen Leistungsuntersuchungen an, die die ganze Fragestellung ausweiten und tiefere Einblicke ahnen lassen.

Wiederum wie bei der Erfassung des Stadttypus erhebt sich also hinter den bisherigen Befunden die eigentliche Problematik. Aber Fragen und Suchen müssen von der klaren Beschreibung des Tatsächlichen ausgehen, an der es in dem großen Bereich der Stadtanthropologie noch erheblich mangelt. So

---

[18]) Quehl, H.: 1938, zit. Anm. 6.
Hartnacke, W.: 15 Millionen Begabtenausfall! Politische Biologie H. 11, 111 S. München-Berlin 1939.
Vgl. a. Huth, A.: Die seelische Eigenart der Großstadtbevölkerung. Z. Rassenk. XII, 255—265, 1941.

[19]) Bennholdt-Thomsen, C.: 1940, zit. Anm. 2.

[20]) Belege bei Prinzing, F. 1931, zit. Anm. 10. — Vgl. S. 567 ff.

[21]) Belege bei v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Lfg. 8, im Druck.

[22]) Rau, K.: Untersuchungen zur Rassenpsychologie nach typologischer Methode. Beih. Z. angew. Psych. Charakterk. 71, 63 S., Leipzig 1936.

[23]) Hellpach, W.: Die Beschleunigung der Erlebniszeitmaße („psychophysische Akzeleration") beim Großstadtmenschen. In de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt, 60—74, Dresden-Leipzig 1940.

stellen die bisherigen Breslauer Untersuchungen zwar nicht Endergebnisse, aber Ansatzpunkte für weiteres Fragen dar.

Sie zeigten vor allem, daß das Erscheinungsbild „des“ Breslauers das Produkt mannigfacher Bewirkungen ist: es werden Menschen besonderer erbbedingter Beschaffenheit von der Stadt angezogen, hier werden sie einer allgemeinen Umformung unterworfen, gleichzeitig aber durch die Berufssiebung, die in der Stadt eine noch bedeutendere Rolle spielt als auf dem Lande, sortiert und differenziert. In recht unterschiedlicher Weise tragen dann diese Berufsgruppen zum Erscheinungsbild und zur Leistung des städtischen Volkskörpers bei. Die Beschreibung dieser inneren Gliederung der Breslauer Bevölkerung soll jedoch Gegenstand eines weiteren Beitrages sein[24]).

Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Bevölkerung der Städte, insbesondere der Großstädte, stellt — das ist seit Ammons Untersuchungen in Baden bekannt — einen besonderen Menschentypus dar; er kann, wie die älteren Autoren bevorzugt annahmen, durch Siebung und Auslese oder, wie in neuerer Zeit stärker herausgearbeitet wurde, von der städtischen Umwelt geformt worden sein. An dem in Breslau und im übrigen Schlesien gesammelten Material konnte zum erstenmal versucht werden, beide Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen und abzugrenzen. Es ergab sich bisher Folgendes:

1. Es wurde am Breslauer Material bestätigt, daß die Daseinsbedingungen der Stadt den Typus in nichterblicher Weise umformen. Das betrifft aber nicht nur, wie bisher bevorzugt festgestellt wurde, die Kopfform, sondern den gesamten Bautypus, der in Richtung des Schmalwüchsig-Asthenischen abgewandelt wird. Die symptomatischen Hauptmerkmale waren dabei die Breitenmaße (die in der Stadt kleiner werden) und das Kinnprofil (das in der Stadt häufiger zurückweichende, seltener vorspringende Formen zeigt). Diese Abwandlung ist in allen Berufsgruppen nachweisbar, ist also nicht an einen besonderen Sozialaufbau gebunden oder durch ihn bedingt, sondern eine allgemeine stadtbiologische Erscheinung.

2. Die umformenden Kräfte der Stadt wirken vor allem im Wachstumsalter. Die vor Abschluß der individuellen Entwicklung Zugewanderten stehen daher dem Typus der Stadtgeborenen erheblich näher, als diejenigen, die erst als Erwachsene in die Stadt kamen.

3. Wie schon Ammon und Röse an ihrem Material festgestellt hatten, zeigen auch in Breslau die Stadtgeborenen um so deutlicher die Merkmalsprägung des (nichterblichen!) Stadttypus, je länger oder je vollständiger ihre Familie schon städtisch ist. Diese genetisch unerklärliche Erscheinung läßt sich in Breslau durch Unterschiede der Stadtansässigkeit der Berufsgruppen erklären. Es sind nämlich die unteren sozialen Stände in höherem

[24]) Schwidetzky, I.: 1941, zit. Anm. 9.
Vgl. a. Grimm, J.: Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei. Z. Rassenk. XII, 321—330, 1941.
Krüger, H. E.: Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung. Z. Rassenk. XII, 291—321, 1941.
Sacher, R.: Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen. Z. Rassenk. XII, 331—350, 1941.

Grad in der Stadt altansässig, sie unterscheiden sich aber gleichzeitig von den gehobenen Berufen in ähnlicher Weise wie die Stadtgeborenen von den Zugezogenen. Es summieren sich also in den gefundenen Unterschieden zwei ursächlich ganz verschiedene, aber in der Wirkung ähnliche Faktoren.

4. Die in die Stadt Wandernden weichen in mehreren Merkmalen gesichert von der ländlichen Herkunftsbevölkerung ab (größere absolute und relative Kopflänge, größere absolute und relative Gesichtsbreite, dunklere Augen- und Haarfarbe). Die Unterschiede gelten wiederum für alle vergleichbaren Berufsgruppen. Damit ist nachgewiesen, daß die in die Stadt Wandernden nicht nur, wie bisher bekannt, in bezug auf psychische und physiologische Merkmale, sondern auch solche der Körperform eine Siebungsgruppe darstellen. Die Siebung nach bestimmten Merkmalen steht aber in keinem erkennbaren Zusammenhang mit der Rassenzusammensetzung, für die sich Unterschiede zwischen den in die Stadt Zuwandernden und der Herkunftsbevölkerung nicht nachweisen lassen.

Die Breslauer Untersuchungen haben damit gezeigt, wie mannigfaltig die Beziehungen sind, die bei einer Anthropologie der Großstadt berücksichtigt werden müssen. Umwelt, Wanderungssiebung und Berufssiebung wirken in vielgestaltiger Weise miteinander oder gegeneinander in der Formung des Städters. Es wird die Aufgabe weiterer Arbeiten sein, diese Beziehungen im einzelnen zu klären und die tieferen ursächlichen Zusammenhänge zwischen Erbgut und Leistung der Großstadtbevölkerung aufzudecken.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt)

Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung[1])

Von

Ekkemar Krüger

Mit 6 Abbildungen und 19 Tabellen

Inhalt:

I. Einleitung
II. Die Merkmale
1. Die metrischen Merkmale
2. Die Farbmerkmale
3. Vergleich der Gruppen
III. Das Rassenbild
1. Die Rassendiagnose
2. Neue Methoden zur Erfassung des Rassenaufbaus
3. Die einzelnen Gruppen
4. Vergleich der Gruppen
IV. Zusammenfassung

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist ein erster Beitrag zur anthropologischen Untersuchung der Breslauer Bevölkerung. Erfaßt wurden mehrere Berufsgruppen der städtischen Verwaltung. Die Frage der sozialen Gliederung ist ja für die Stadt in ähnlicher Weise das nächstliegende Problem, wie die geographische für das flache Land. Es wurde in der anthropologischen Literatur denn auch frühzeitig in Angriff genommen. Der großen Schulkinderuntersuchung Vir-

[1]) D. 2.

chows[1]), die die räumliche Verbreitung gewisser Merkmale erhellen sollte, stellte u. a. Ammon[2]) seine Untersuchungen über die Anthropologie der Badener zur Seite und wandte hier den Beziehungen von Stadt und Land seine besondere Aufmerksamkeit zu, wobei er den Fragen der sozialen Schichtung gründlich nachging. Seitdem hat sich gerade hierüber eine bedeutende, aber nicht immer sehr ergiebige Literatur angesammelt.

Den meisten dieser Arbeiten ist gemeinsam, daß sie sich auf Feststellung von Differenzen in den einzelnen Merkmalen beschränken und höchstens aus ihnen Rückschlüsse auf die rassischen Unterschiede zu ziehen versuchen. In neuerer Zeit haben jedoch Brezina, Lebzelter und Wastl[3]) versucht, über die reine Merkmalsstatistik hinauszukommen, und zwar mittels physiognomischer Schätzung und — in erster Linie — der Methode der Kombinationstypen. Diese mag nun wohl im Groben das prozentuelle Verhältnis der einzelnen Rassen zueinander vermuten lassen; wo es sich aber um die Erfassung des feineren Aufbaus der Gruppen handelt, da findet es seine Grenze. Gerade diesen Fragen soll jedoch in der vorliegenden Arbeit nachgegangen werden. Ihre Problemstellung ist also spezifisch rassenkundlicher Natur.

Die Stadt Breslau kam den Absichten des Anthropologischen Instituts in großzügiger Weise entgegen, indem sie die Untersuchung von Beamten, Angestellten und Arbeitern der Stadtverwaltung gestattete und sich dadurch für ihre Durchführung tatkräftig einsetzte, daß sie nicht nur die Untersuchungsräumlichkeiten zur Verfügung stellte, sondern durch das Statistische Amt der Stadt die Organisation besorgte. Besonders Herrn Direktor Dr. Städtler, Herrn Oberinspektor Mecke und Herrn Stadtsekretär Jakubitz möchte ich meinen wärmsten Dank für ihre so wirksame Hilfe aussprechen. Mein Dank gebührt auch allen denen, die sich trotz der starken Inanspruchnahme durch ihren Dienst bereitwillig zur Untersuchung zur Verfügung gestellt haben; besonders den Herren Leitern verschiedener Dienststellen, die damit ihrer Gefolgschaft ein wirkungsvolles Vorbild gaben.

Bei der Untersuchung, die im Sommer und Herbst 1935 durchgeführt wurde, waren mir Herr cand. med. Pyka und besonders Herr cand. med. Jaekel behilflich. Für den Hinweis auf das Thema und die Überlassung der Arbeit danke ich Herrn Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt.

Die Untersuchungen wurden nach dem Schema der „Rassenuntersuchung Schlesiens" durchgeführt[4]). An Maßen wurden genommen Kopflänge, Kopfbreite, Ohrhöhe (mit dem Ohrhöhenmesser von Schultz), kl. Stirnbreite, Jochbogenbreite, Unterkieferwinkelbreite, morphol. Ganzgesichtshöhe, mor-

---

[1]) Virchow, R.: Gesamtbericht über die von der Deutschen Anthropol. Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Arch. Anthrop. XVI, 275—475, 1886.

[2]) Ammon, O.: Anthropologie der Badener. 707 S. Jena 1899.
Ders.: Die natürliche Auslese beim Menschen. 326 S. Jena 1893.

[3]) Brezina, E. und Lebzelter, V.: Über Habitus- und Rassenzugehörigkeit von Wiener Schmieden und Schriftsetzern. Z. Konst. XIII, 1—41, 1927.
Brezina, E. und Wastl, J.: Anthropologische, konstitutions- und gewerbehygienische Untersuchungen an Wiener Straßenbahnbediensteten. Mitt. Anthr. Ges. Wien LIX, 19—38, 311—322, 1929.
Brezina, E. und Lebzelter, V.: Über Körperbeschaffenheit von Lokomotivführern. Mitt. Anthr. Ges. Wien LXV, 51—57, 1935.

[4]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Anlage und Durchführung rassenkundlicher Gauuntersuchungen. Z. Rassenk. II, 1—32, 1935.
Ders. und Schwidetzky, I.: Die Rassenuntersuchung Schlesiens. Eine Einführung in ihre Aufgaben und Methoden. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 1, 68 S. Breslau 1940.

phol. Mittelgesichtshöhe, Nasenhöhe, Nasenbreite, Körperhöhe, Haar- und Augenfarbe. Beobachtet wurden Stirnneigung, Kopfhöhe, Hinterhauptsform, Gesichtsform und -umriß, Lidlage und -weite, Jochbogenlage, Nasenform, Kinnform; außerdem wurden von jedem Untersuchten zwei Aufnahmen (Vorder- und Seitenaufnahme) gemacht. Die Untersuchung wurde mit der Stellung der Rassendiagnose abgeschlossen. Das gesamte Material ist im Archiv des Anthropologischen Instituts der Universität niedergelegt.

Gliederung und Herkunft des Materials

Das aus rund 550 Männern im Alter von 20 bis 50 Jahren bestehende Material gliedert sich in zwei Hauptgruppen: einmal die Beamten und Angestellten des Verwaltungsdienstes, sodann die Arbeiter der Städtischen Marstallverwaltung. Bei der Aufbereitung des Materials und der Darstellung der Ergebnisse wurden diese Gruppen weiter unterteilt:

I. Angestellte und Beamte des Verwaltungsdienstes:

Hier wurden zunächst die Angestellten und Beamten getrennt. Die 114 mittleren Beamten zerfallen auf drei Untergruppen, die freilich jede für sich eine leider nur geringe Zahl aufbringen, von denen aber wenigstens bei den ersten beiden nicht auf eine getrennte Behandlung verzichtet werden konnte, weil sie sozial deutlich voneinander geschieden sind. In der ersten Gruppe wurden alle Angehörigen des gehobenen mittleren Dienstes zusammengefaßt, also auch die entsprechenden Anwärter zu den Inspektoren und den Oberinspektoren. Der zweiten Gruppe gehören die Obersekretäre und Sekretäre an mit den jüngeren Anwärtern. Als Rest blieb eine anscheinend wenig einheitliche Gruppe von 25 Zählerrevisoren, Bademeistern usw., die wegen ihrer zu geringen Zahl keine gesonderte Bearbeitung zuließ. Sie erscheint lediglich in den Gruppenwerten der „mittleren Beamten".

II. Arbeiter der Marstallverwaltung:

Hier empfahl sich zunächst eine Scheidung der gelernten von den ungelernten Arbeitern. Aber das konnte nur Sinn haben, wenn die Gelernten eine einigermaßen einheitliche Gruppe waren, sei es, daß sie demselben Handwerk entstammten, sei es, daß sie alle in ihrem gelernten Beruf tätig waren. Davon kann nun allerdings keine Rede sein. Die Gelernten mußten unter diesem Gesichtspunkt nochmals in drei Gruppen aufgeteilt werden, was eine freilich unvermeidbare Zersplitterung des Materials zur Folge hatte. Der größte Teil von ihnen stammt aus metallverarbeitenden Handwerken, den verschiedenen Zweigen der Schlosserei und aus dem Schmiedehandwerk. Der Schmiede sind zu wenig, als daß sie einer gesonderten Bearbeitung hätten zugeführt werden können. Die Schlosser wurden in einer Sondergruppe vereinigt, da sie zum größten Teil in ihrem Berufe tätig sind, als Fahrer und sonstiges technisches Personal. Übrig blieben jene Gelernten aus verschiedenen Handwerken (Bäcker, Töpfer, Schneider usw.), die zumeist nicht in ihrem Handwerk beschäftigt sind, sondern deren Tätigkeit der der ungelernten Arbeiter entspricht, sei es, daß sie der damaligen Arbeitslosigkeit zum Opfer gefallen oder sonst in ihrem Beruf nicht weiter gekommen sein mögen.

Die Herkunft der Untersuchten nach Geburtsorten ist ersichtlich aus Tab. 1. Aus ihr ergibt sich zunächst, daß der weitaus größte Teil der Untersuchten innerhalb der Provinz Schlesien geboren wurde. Der Anteil von außerhalb Schlesiens Geborenen schwankt von 4,2% bei den ungelernten Arbeitern bis 14,8% bei den Angestellten. Ein großer Teil von ihnen stammt jedoch wiederum aus der benachbarten Provinz Posen oder aus dem übrigen Ostdeutschland. Insgesamt liegt der Geburtsort außerhalb Schlesiens bei nur 9,3%. Diese Zahl wird außer von den Angestellten nur von den Sekretären (13,1%) und den sonstigen Gelernten (9,7%) überschritten.

Tab. 1. Herkunft nach Geburtsorten

			Stadt Breslau		Provinz Schlesien				Außerschlesische Gebiete		Stadt	Land
					Städte		Land					
		N	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	%	%
Hauptgruppen	Mittlere Beamte . .	114	51	44,7	9	7,8	41	36,0	13	11,5	58,7	41,3
	Angestellte. .	108	55	50,9	13	12,0	24	22,2	16	14,8	74,0	25,9
	Gelernte Arbeiter . .	186	105	56,5	15	8,1	50	26,9	16	8,6	70,5	29,6
	Ungelernte Arbeiter . .	140	60	42,9	9	6,4	65	46,5	6	4,2	52,1	47,9
Untergruppen	Inspektoren .	43	22	51,2	2	4,6	15	34,9	4	9,2	60,4	39,6
	Sekretäre . . .	46	13	28,2	5	10,9	22	47,8	6	13,1	43,5	56,5
	Schlosser. . .	104	69	66,4	11	10,6	15	14,4	9	8,6	83,7	16,3
	Sonstige Gelernte . .	62	28	45,1	3	4,8	25	40,6	6	9,7	56,4	43,6
Gesamt		548	271	49,5	46	8,4	180	32,8	51	9,3	—	—

Bei allen Gruppen — mit alleiniger Ausnahme der Sekretäre — stammt der größte Teil aus einer Stadt, wobei das Verhältnis der Stadtgeborenen zu den Landgeborenen von Gruppe zu Gruppe verschieden ist. Am ausgesprochensten ist die zahlenmäßige Überlegenheit der Stadtgeborenen bei den Schlossern, die mit 83,7% fast ausschließlich städtischer Herkunft sind, und bei den Angestellten, die zu drei Vierteln in der Stadt geboren wurden (74,0%). Verhältnismäßig knapp ist das Überwiegen bei den sonstigen Gelernten (56,4%) und den ungelernten Arbeitern (52,1%).

Rund die Hälfte aller Untersuchten stammt aus Breslau selbst. Am höchsten ist der Prozentsatz der Breslauer bei den Schlossern (66,4%), bei den Inspektoren und Angestellten entspricht er etwa dem Mittel; darunter bleiben die sonstigen Gelernten (45,1%) und Ungelernten (42,9%), am weitesten die Sekretäre (mit 28,2%).

Zu den Stadtgeborenen stellen also die Breslauer den weitaus höchsten Anteil. Der Anteil der übrigen schlesischen Städte ist ganz allgemein — bei einem Mittel von 8,4% — recht gering. Er erreicht mit 12,0% bei den Angestellten seinen höchsten Wert. Der Anteil der in ländlichen Gemeinden der Provinz Schlesien Geborenen überwiegt ihn in allen Gruppen, z. T. in sehr starkem Maße.

Die Geburtsorte der in Schlesien außerhalb Breslaus Geborenen sind keineswegs gleichmäßig über die ganze Provinz verteilt. Das erweisen die bei-

gefügten Karten, auf denen noch die alten Provinzgrenzen erscheinen, da die Geburtsjahre der meisten Untersuchten vor der Grenzfestsetzung der Nachkriegsjahre liegen. Für alle Gruppen liegt das Haupt-„Einzugsgebiet" im Raume des Regierungsbezirks Breslau und einigen anschließenden Kreisen der beiden benachbarten Regierungsbezirke.



Abb. 1. Geburtsorte der Beamten und Angestellten (Schlesien)

O auf dem Lande geborene } Beamte ⊙ in der Stadt „ ; ▪ auf dem Lande geborene } Angestellte ▪ in der Stadt „

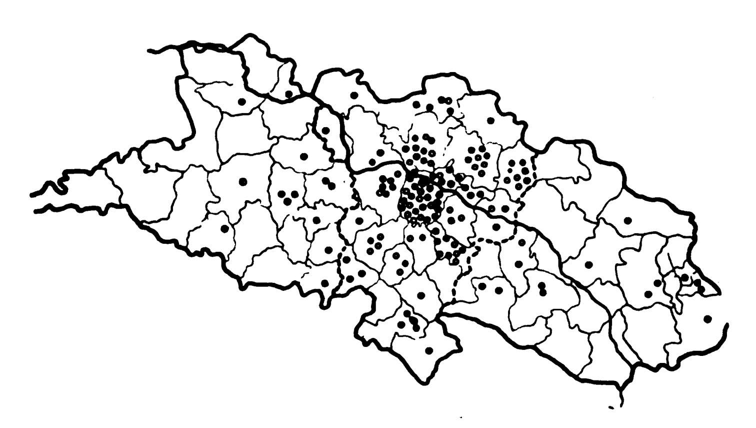


Abb. 2. Geburtsorte der Arbeiter (Schlesien)

O gelernte Arbeiter; ● ungelernte Arbeiter

Für die Beamten und Angestellten liegt das Schwergewicht ganz eindeutig im linksodrigen mittleren Schlesien (Karte Abb. 1). Als zweites Herkunftsgebiet hebt sich deutlich das oberschlesische Industrierevier und die verlorenen Gebiete Oberschlesiens heraus als Folge der neuen Grenzziehung.

Für die Arbeiter (Karte Abb. 2) ergibt sich ein ganz ausgesprochenes Gefälle der ländlichen Herkunft. Der weitaus größte Teil aller landgeborenen Arbeiter stammt aus dem Landkreis Breslau und nächstdem aus unmittelbar angrenzenden Kreisen. In den rechtsodrigen Teilen des Regierungsbezirks mit ihren größtenteils wenig ertragreichen sandigen Böden treten die ungelernten Arbeiter deutlich gegenüber den gelernten hervor.

Man kann also zusammenfassend sagen: Die hier Untersuchten stellen in allen Teilen eine ausgesprochen mittelschlesische Bevölkerung vor. Soweit sie nicht unmittelbar Breslauer Herkunft ist — und das ist sie zu einem bedeutenden Teil —, stammt sie doch aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt. Niederschlesien — im engeren Sinne — und Oberschlesien haben einen aufs Ganze gesehen nur unbedeutenden Zustrom gestellt.

Die Merkmale

Die rechnerischen Ergebnisse — soweit sie sich auf das Merkmalsbild beziehen — sind in den Tab. 2—8 dargestellt. Ausgewertet sind jene Maße, die den Hauptindizes zugrunde liegen und diese Indizes selbst. Von ihnen wurden die Mittelwerte und Prozentzahlen berechnet: Kopflänge, Kopfbreite, Kopfindex; morphol. Ganzgesichtshöhe, Jochbogenbreite, Ganzgesichtsindex; Nasenhöhe, Nasenbreite, Nasenindex; dazu die Körperhöhe. Weiterhin wurden die Prozente der Haarfarbe und der Augenfarbe berechnet.

Der Gang der Darstellung ist so, daß die Maße einzeln besprochen werden, wobei jeder Index nach dem ihm entsprechenden Maßpaar seinen Platz hat. Den Abschluß bildet eine Zusammenfassung, in der die metrischen Verschiedenheiten der einzelnen Untersuchungsgruppen vergleichend nebeneinandergestellt und die Gruppen für sich charakterisiert werden.

Die metrischen Merkmale

Die Körperhöhe (Tab. 2 u. 3)

Das Gesamtmittel liegt bei 168,2 cm. Die Körperhöhe der Einzelgruppen variiert zwischen den Extremen 167,2 und 170,9. Sie ist damit als übermittelgroß anzusprechen. Davon stehen allein die Inspektoren und die Schlosser hart an der Grenze der Großwüchsigkeit. Nahe an der unteren Grenze der Variationsbreite stehen die Sekretäre, die Ungelernten und die sonstigen Gelernten. Die Angestellten nehmen eine Mittelstellung ein. Der Prozentsatz der Übermittelgroßen und Großen ist am höchsten bei den Inspektoren (72,1%), am niedrigsten bei den Sekretären (41,3%); dazwischen ordnen sich in absteigender Reihe gleich nach den Inspektoren (mit 70,5%) die Schlosser, dann in größerem Abstand Angestellte, Ungelernte, sonstige Gelernte. Der Prozentsatz der Untermittelgroßen und Kleinen ist am höchsten bei den sonstigen Gelernten (33,4%), dann folgen die Ungelernten, die Sekretäre, als Zwischengruppe die Angestellten, und mit recht niedrigen Zahlen die Inspektoren (18,6%) und Schlosser (15,2%). Die Sekretäre fallen durch einen besonders hohen Prozentsatz von Mittelgroßen auf (28,3%). Die „sonstigen Gelernten" unterscheiden sich von den im Mittelwert fast gleichen Ungelernten in erster Linie durch einen höheren Prozentsatz von Kleinwüchsigen (14,3 bzw. 7,9%).

Die Kopflänge (Tab. 2)

Die Kopflänge beträgt im Gesamtmittel 189,0 und schwankt zwischen den Grenzwerten 187,2 und 191,5, ist also als lang anzusprechen. An weitaus erster Stelle stehen die Inspektoren. Ihnen folgen mit einem Abstand von über 2 mm die Schlosser (189,3), dann die Sekretäre (188,6) und Angestellten (188,3) und



Tab. 2. Mittelwerte

	N	Körperhöhe	Kopfindex	Gesichtsindex	Nasenindex	Kopflänge	Kopfbreite	Gesichtshöhe	Jochbogenbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite
Gesamtmittel	550	168,2	84,9	86,1	61,8	189,0	159,7	124,1	144,1	57,6	35,4
Ungelernte Arbeiter . .	140	167,3	84,9	86,6	62,7	187,2	158,9	123,9	142,8	56,8	35,6
Gelernte Arbeiter . .	188	168,6	84,7	86,0	62,2	188,6	159,7	124,6	144,6	57,2	35,7
Schlosser .	105	169,5	84,6	86,1	61,0	189,3	160,2	125,2	145,7	57,8	35,5
Sonstige . .	63	167,2	84,8	86,0	63,4	187,4	158,8	123,3	143,4	56,3	35,8
Beamte	114	169,1	85,3	85,1	61,2	189,9	161,1	123,5	145,5	57,9	35,4
Inspektoren	43	170,9	85,5	84,4	61,2	191,5	163,6	125,0	147,8	58,3	35,5
Sekretäre .	46	167,2	85,3	87,9	61,1	188,6	161,1	123,5	144,0	57,3	35,4
Angestellte . .	108	168,0	84,7	86,6	60,7	188,3	159,6	124,5	143,4	57,8	34,6

Tab. 3. Körperhöhe. Verteilung in %

	N	Klein x—159,9	Untermittelgroß 160—163,9	Mittelgroß 164—166,9	Übermittelgroß 167—169,9	Groß 170—179,9	Sehr groß 180—x
Ungelernte Arbeiter .	140	7,9	24,3	15,7	22,1	29,3	0,7
Gelernte Arbeiter . . .	187	7,5	15,0	16,0	18,2	40,1	3,2
Schlosser	105	3,8	11,4	14,3	18,1	48,6	3,8
Sonstige	63	14,3	19,1	20,6	15,9	27,0	3,2
Beamte	111	7,2	15,3	18,9	16,2	36,0	6,3
Inspektoren	43	4,7	13,9	9,3	16,3	44,2	11,6
Sekretäre	46	10,9	19,6	28,3	8,7	30,4	2,2
Angestellte	107	8,4	16,8	19,6	20,6	33,7	0,9

schließlich einen weiteren Millimeter kleiner die sonstigen Gelernten (187,4) zusammen mit den Ungelernten (187,2).

Die Kopfbreite (Tab. 2)

Die Kopfbreite, deren Mittel 159,7 beträgt, schwankt bei den Einzelgruppen zwischen 163,6 und 158,8, ist also durchweg breit, wobei lediglich die Inspektoren — in weitem Abstand von den übrigen — hart an der Grenze zu sehr breit stehen. Das ist deshalb nicht verwunderlich, weil sie ja auch die größte Körperhöhe aufweisen. Auffällig ist, daß auch die Sekretäre, trotz ihrer relativ sehr niedrigen Körperhöhe, mit einer Kopfbreite von 161,1 den Gesamtmittelwert nicht unerheblich überschreiten, damit also im Mittel auch relativ sehr breitköpfig sind. Die übrigen Gruppen folgen in derselben Reihenfolge, wie sie bereits die Körperhöhe zeigt.

Der Kopfindex (Tab. 2 u. 4)

Der Kopfindex weist bei einem Gesamtmittel von 84,9 zwischen 84,6 und 85,5 eine nur geringe Schwankungsbreite auf. Die Schlosser, die bisher mehrfach in Verbindung mit den Inspektoren genannt wurden, liegen mit 84,6 fast eine Indexeinheit unter den Inspektoren; aber auch das ist eine geringe Differenz.

Die Betrachtung der dem Index zugrunde liegenden absoluten Maße hat aber gezeigt, daß diese weitgehende Ähnlichkeit aller Gruppen hinsichtlich des Kopfindex nur eine scheinbare ist. Bringt man sie untereinander und zum Kopfindex in Beziehung, so schälen sich drei Gruppen heraus: 1. die mittleren Beamten, 2. die gelernten Arbeiter und die Angestellten, 3. die Un-

Tab. 4. Kopfindex. Verteilung in %

	N	Lang x—75,9	Mittel 76—80,9	Kurz 81—85,9	Sehr kurz 86—90,9	Kugelförmig 91—x
Ungelernte Arbeiter	139	0,7	18,7	43,2	34,5	2,9
Gelernte Arbeiter	188	0,8	7,4	57,5	32,4	2,1
Schlosser	105	0,9	8,6	56,1	33,4	0,9
Sonstige	63	—	6 4	62,0	28,6	3,2
Beamte	113	1,8	8,8	46,9	37,2	5,3
Inspektoren	43	—	7,0	44,2	46,5	2,3
Sekretäre	45	4,4	4,4	51,1	33,4	6,7
Angestellte	108	—	9,3	56,5	32,4	1,9

gelernten. 1 und 2 unterscheiden sich untereinander durch die — geringe — Differenz um eine Indexeinheit. Innerhalb ihrer liegen die Unterschiede der Einzelgruppen in der gleichen Richtung. Die Inspektoren sind zugleich absolut länger und breiter als die Sekretäre, die Schlosser zugleich absolut länger und breiter als die Sonstigen; die Angestellten halten etwa die Mitte. Beide Gruppen überschneiden sich: Die Schlosser sind zwar absolut etwas langköpfiger als die Sekretäre, dafür sind diese aber etwas breitköpfiger. Die Ungelernten zeigen — zwar nicht stark aber deutlich genug — ein entgegengesetztes Verhalten. Ihre Mittelwerte liegen ganz dicht bei den Mittelwerten der sonstigen Gelernten.

Die Ganzgesichtshöhe (Tab. 2)

Die morphologische Ganzgesichtshöhe beträgt im Mittel 124,1 zwischen den Grenzwerten 125,2 und 123,3, ist also gerade noch hoch. Die „Sonstigen" stehen mit 123,3 an der oberen Grenze von „mittel"; die höchsten Gesichter haben die Schlosser. Unter den Beamten sind die Inspektoren höhergesichtig als die Sekretäre, dazwischen liegen die Angestellten. Bei einer Variationsbreite von nur knapp zwei Millimetern wäre es jedoch bedenklich, überhaupt von Unterschieden zu sprechen, da die Größenordnung des Maßes über 100 liegt, wenn nicht die Unterschiede der Prozentzahlen deutlich in dieselbe Richtung wiesen.

Die Jochbogenbreite (Tab. 2)

Die Jochbogenbreite zeigt bei einer Schwankung zwischen 147,8 und 142,8 um 144,1 eine erheblich bedeutendere Variationsbreite als die Ganzgesichtshöhe. Die größte Breite haben die Inspektoren, dann in größerem Abstand die Schlosser (145,7), an letzter Stelle stehen die Ungelernten (142,8). Der Unterschied innerhalb der Gelernten beträgt 2,3 mm zugunsten der Schlosser, die ja allerdings auch um 2 cm größer sind als die „Sonstigen". Unter den Beamten haben entsprechend ihrer geringen Körperhöhe die Sekretäre schmälere Gesichter (144,0) als die Inspektoren (147,8). Die Angestellten haben eine noch geringere Breite (143,4) als die Sekretäre, obwohl sie etwas größer sind.

Bei der Verteilung der Prozentzahlen fallen die Inspektoren auf, die als einzige zum ganz überwiegenden Teil (81,4%) in die Bereiche „breit" und „sehr breit" fallen. Die Schlosser folgen erst in sehr weitem Abstand mit 62,2%. An letzter Stelle stehen die Ungelernten mit nur 41,0%, an nächster Stelle nach oben die Angestellten mit schon wieder 45,8%. „Schmale" sind in allen Gruppen nur ganz wenige vertreten.

Tab. 5. Gesichtsindex. Verteilung in %

	N	Sehr niedrig x—78,9	Niedrig 79—83,9	Mittel 84—87,9	Hoch 88—92,9	Sehr hoch 93—x
Ungelernte Arbeiter .	139	5,8	20,0	36,7	31,0	6,5
Gelernte Arbeiter . . .	187	7,0	29,9	25,1	28,3	9,6
Schlosser	105	6,7	29,6	26,6	28,6	8,6
Sonstige	63	9,7	32,2	19,4	29,0	9,7
Beamte	114	6,2	33,6	35,2	19,5	5,3
Inspektoren	43	9,3	28,0	41,8	20,9	—
Sekretäre	46	2,2	34,8	34,8	21,8	6,5
Angestellte	106	5,6	28,3	27,4	30,2	8,5

Der Gesichtsindex (Tab. 2 u. 5)

Der Gesichtsindex liegt bei einem Gesamtmittel von 86,1 und Extremen von 87,9 und 84,4 im Bereiche der Mittelbreitgesichtigkeit. Die im ganzen genommen geringen Unterschiede gehen nach dem oben Gesagten vor allem auf die Differenzen der Jochbogenbreite zurück. Angestellte und Ungelernte haben etwa den gleichen Index. Aber abgesehen davon, daß die Angestellten absolut größere Höhen- und Breitenmaße haben, unterscheiden sie sich in den Prozentzahlen. Die Ungelernten haben etwas mehr Mittelbreitgesichtige und etwas weniger Niedriggesichtige. Innerhalb der Gelernten haben Schlosser und „Sonstige“ praktisch den gleichen Index, wobei die Schlosser absolut breiter und höhergesichtig sind.

Der Unterschied zwischen Inspektoren und Sekretären ist am größten; er beträgt 3½ Indexeinheiten zugunsten der Sekretäre, wobei die Inspektoren jedoch die höheren absoluten Maße haben. Der Unterschied beruht darauf, daß die Sekretäre eine höhere Zahl von hohen und sehr hohen Gesichtern und eine geringere von mittleren haben, während die Zahl der niedrigen und sehr niedrigen bei beiden etwa die gleiche ist.

Die Nasenhöhe (Tab. 2)

Die Nasenhöhe ist bei einem Gesamtmittel von 57,6 und einer Variationsbreite von 2 mm zwischen 58,3 und 56,3 in allen Gruppen hoch. Die Reihenfolge der Mittelwerte entspricht im großen und ganzen der der Körperhöhen.

Der Unterschied zwischen Schlossern und sonstigen Gelernten (57,8 und 56,3) gehört zu den ausgeprägtesten der vorkommenden Differenzen. Die Inspektoren haben im Mittel um 1 mm höhere Nasen als die Sekretäre. Die Angestellten stehen im Mittelwert zwischen den Inspektoren und Sekretären und ganz dicht an den Schlossern. In Anbetracht ihrer Körperhöhe haben sie also die relativ höchsten Nasen.

Die Nasenbreite (Tab. 2)

Die Gruppenmittelwerte der Nasenbreite schwanken zwischen 35,8 und 34,6 um das Gesamtmittel von 35,4 in recht geringer Variationsbreite. Alle Gruppen sind damit mittelbreitnasig. Am breitnasigsten sind die sonstigen Gelernten, am schmalsten die Angestellten. Innerhalb der Hauptgruppen sind keine charakteristischen Unterschiede festzustellen.

Tab. 6. Nasenindex. Verteilung in %

	N	Sehr schmal x—54,9	Schmal 55—59,9	Mittel 60—64,9	Breit 65—69,9	Sehr breit 70—x
Ungelernte Arbeiter	138	7,4	25,4	34,1	23,9	9,4
Gelernte Arbeiter	188	15,4	17,6	35,0	22,3	9,6
Schlosser	105	19,0	19,0	37,1	20,0	4,8
Sonstige	63	9,5	17,5	31,8	27,0	14,3
Beamte	112	12,5	33,9	30,4	17,0	6,2
Inspektoren	41	9,7	31,7	34,2	19,5	4,9
Sekretäre	46	10,9	37,0	26,1	17,4	8,7
Angestellte	108	17,6	24,1	40,7	11,1	6,5

Der Nasenindex (Tab. 2 und 6)

Dem Nasenindex nach sind sämtliche Gruppen mittelbreitnasig. Das Gesamtmittel ist 61,8, die Extreme sind 60,7 (Angestellte) und 63,4 (sonstige Gelernte). Die Variationsbreite beträgt also nicht ganz drei Einheiten.

Den Beamten, Angestellten und Schlossern, deren Mittel dicht um 61 liegen, stehen mit etwa 63 die sonstigen Gelernten und Ungelernten gegenüber. Schlosser und „Sonstige" unterscheiden sich in den Mittelwerten um etwa zweieinhalb Einheiten. Die „Sonstigen" haben den überhaupt höchsten Mittelwert. Mit 41,3% haben sie auch den höchsten Prozentsatz an breiten und sehr breiten Nasen.

Die Inspektoren und Sekretäre haben praktisch den gleichen Index. Allerdings zeigen die Sekretäre eine stärkere Tendenz zur Schmalnasigkeit in der Verteilung der Prozente. Sie haben mehr sehr schmale und schmale Nasen und weniger mittelbreite als die Inspektoren.

Die Angestellten, die mit 60,7 den niedersten Mittelwert haben, zeigen auch von allen Gruppen am wenigsten breite und sehr breite Nasen, am meisten mittelbreite Nasen und nächst den Sekretären am meisten sehr schmale und schmale. Man kann also nach allem sagen, daß sie die relativ und absolut schmalnasigsten sind.

Die Farbmerkmale

Die Augenfarbe (Tab. 7)

In allen Gruppen übersteigt der Anteil der rein hellen und hell gemischten Augen weitgehend den der dunklen und sehr dunklen. Der Anteil der rein hellen Augen (1 a—2 b) schwankt im allgemeinen um 40%, die nur wenig unterschritten, gelegentlich aber relativ stark überboten werden. Eine Ausnahme machen die Sekretäre, die mit 28,2% die weitaus geringste Zahl von Helläugigen haben, dafür aber mit 41,3% entschieden unter den Hell-Gemischtäugigen führen. Die größte Zahl von rein Helläugigen haben die Schlosser (48,0%), denen nacheinander die Inspektoren, Ungelernten, sonstigen Gelernten, Angestellten und schließlich — wie schon gesagt — die Sekretäre folgen.

Unter den dunklen und sehr dunklen Augen führen die Angestellten mit 34,9%, denen die Inspektoren (32,5%) und Sekretäre (30,4%) folgen. Die sich gleichenden Ungelernten, Schlosser und sonstigen Gelernten schließen sich eng an die Sekretäre an.

Tab. 7. Augenfarbe. Verteilung in %

	N	Nicht pigmentiert 1a—2b	Schwach pigmentiert 3—6	Mittel pigmentiert 7—11	Stark pigmentiert 12—16
Ungelernte	141	43,3	26,9	24,1	5,7
Gelernte	188	43,8	26,9	20,7	8,6
Schlosser	105	48,0	23,2	20,0	8,8
Sonstige	63	39,7	31,7	20,6	7,9
Beamte	116	38,8	35,3	12,9	12,9
Inspektoren . .	43	46,5	20,9	11,6	20,9
Sekretäre	46	28,2	41,3	17,4	13,0
Angestellte	117	38,7	26,3	22 2	12,7

Tab. 8. Haarfarbe. Verteilung in %

	N	Hellblond B—E	Blond F—L	Dunkelblond M—O	Braun P—T	Dunkelbraun U—Y
Ungelernte	107	—	4,7	7,5	41,1	46,7
Gelernte	156	0,6	6,4	4,5	45,5	42,9
Schlosser	97	—	7,2	5,2	50,5	37,1
Sonstige	45	2,2	4,5	4,5	35,6	53,3
Beamte	95	—	3,2	6,3	54,7	35,8
Inspektoren . .	36	—	8,3	5,6	47,2	38,9
Sekretäre	39	—	—	5,1	61,5	33,3
Angestellte	98	—	5,1	6,1	48,0	40,8

Die Inspektoren sind durch hohe Prozentsätze von hellen und sehr dunklen Augen (hier mit 20,9% weitaus führend) und vergleichsweise niedrige von gemischten Augen charakterisiert.

Die Angestellten zeichnen sich dadurch vor allen aus, daß bei ihnen die Prozentzahlen von Klasse zu Klasse am wenigsten sprunghaft gegeneinander abgesetzt sind.

Unter den gelernten Arbeitern sind die Schlosser (die ja mit den Inspektoren die Helläugigsten sind) helläugiger als die sonstigen Gelernten, die in der Verteilung der Augenfarben den Ungelernten sehr ähnlich sind. Dafür haben sie mehr Gemischtäugige, während die Prozentsätze der dunklen und sehr dunklen Augen gleich sind.

Die Haarfarbe (Tab. 8)

So ausgesprochen bei unserem Material das Überwiegen der Helläugigen ist — deren Anteil nur bei den Sekretären hinter dem der Gemischtäugigen zurückbleibt —, so ausgesprochen ist, wie überall in Schlesien, die Dunkelhaarigkeit. Wirklich helle Haare kommen nur ganz vereinzelt vor. In den Haarfarben bis O einschließlich wird nur ausnahmsweise der Prozentsatz von 15% erreicht. Bei den Sekretären sind es gar nur 5,1%; bei den Schlossern, die doch durch ihre bedeutende Helläugigkeit auffielen, ist mit 12,4% schon eine der höchsten Zahlen erreicht.

Den größten Satz von Dunkelhaarigen der Farben U—Y erreichen mit 53,3% die sonstigen Gelernten. Ihnen schließen sich in jeder Hinsicht die Ungelernten an. Den geringsten Anteil dieser Klasse haben mit 33,3% die Sekretäre.

Vergleich der Gruppen

Das gesamte Material stellt sich hinsichtlich der Merkmale als verhältnismäßig einheitlich dar. Die Mittelwerte schwanken nur wenig um die Gesamtmittel. Die Differenzen der absoluten Maße folgen im allgemeinen den Unterschieden der Körperhöhe, bald mehr, bald weniger. Zwischen den Hauptgruppen lassen sich nur bedingt typische Unterschiede feststellen. So stellen die Beamten und die Ungelernten mehrfach die Extreme, während sich sowohl die Angestellten wie die Gelernten zwischen beiden halten.

Klarer wird das Bild, wenn man die Hauptgruppen aufteilt. Dann ergibt sich, daß die vergleichsweise recht weite Spanne zwischen den Beamten und Ungelernten auf den extremen Werten der Inspektoren beruht. Die Scheidung zwischen den Inspektoren und den Sekretären ist so stark, daß die letzten mehr an die Angestellten gerückt werden, wobei die Angestellten — allerdings in geringem Maße — größer, relativ langköpfiger, breitgesichtiger und schmalnasiger sind als die Sekretäre.

Unter den Arbeitern fällt die durch die ähnliche Körperhöhe gegebene Parallelität der Ungelernten und sonstigen Gelernten gegenüber den Schlossern ins Auge. Gleichwohl stehen im Gesichtsindex die sonstigen Gelernten den Schlossern näher als den Ungelernten, von denen sie sich durch niedrigere Ganzgesichtshöhe und höhere Jochbogenbreite unterscheiden. Ungelernte und Sonstige zusammen unterscheiden sich von den Schlossern durch höhere Nasenindizes. Ihre Nasen sind bei ungefähr gleicher Breite absolut niedriger (vgl. a. u. „Zusammenfassung“ S. 320).

Es sei noch einmal betont, daß alle diese Differenzen sich in verhältnismäßig engem Rahmen halten. Das ist um so mehr festzuhalten, als es sich, wenigstens bei den Untergruppen, um kleine Gruppenzahlen handelt.

Darum ist es statthaft, eine besondere Betonung auf die Gesamtmittelwerte zu legen. Nach ihnen ist die untersuchte Bevölkerung übermittelgroß, relativ kurzköpfig (an der Grenze zu sehr kurz), relativ mittelbreitgesichtig, relativ mittelbreitnasig. Die Augen sind vorwiegend hell und hellgemischt, bei den Haaren überwiegen weitaus dunkle Töne. Hinsichtlich der absoluten Strecken ist der Kopf zwar lang, aber auch breit; die Gesichtshöhe ist (gerade noch) hoch, die Jochbogenbreite ist breit, aber an der Grenze zu mittelbreit. Die Nase ist absolut hoch und mittelbreit. Die einzelnen Haupt- und Untergruppen fallen in die gleichen Einteilungsabschnitte wie die Gesamtmittelwerte. Die Verschiedenheiten zwischen den Untergruppen sind meist geringer, als sie bei der Rassenuntersuchung Schlesiens oftmals innerhalb eines Kreises von Dorf zu Dorf in der ländlichen Bevölkerung auftreten, obwohl dort ein soziologisch weniger uneinheitliches Material vorliegt als in unserem Falle.

Das Rassenbild

Die Rassendiagnose

Eine Statistik von Maßen und Merkmalen ist nicht das einzige, ja nicht einmal das vornehmste Ziel rassenkundlichen Arbeitens. Von größerer Bedeutung als das einzelhafte Verhalten metrischer oder morphologischer Charakteristika

ist ihr Zusammenspiel, das aus ihrer unverbundenen Vielfalt die geschlossene Gestalt eines ganzheitlichen Gefüges formt. An ihr und durch sie manifestiert sich die Rasse.

Jede Bevölkerung besteht — von dem seltenen Fall der „Rassenreinheit" abgesehen — aus einem Gemenge oder einem Gemisch einer begrenzten Anzahl von Rassentypen. Das wesentliche Ziel der rassenkundlichen Untersuchung ist es daher, Aufschluß darüber zu gewinnen, welche Rassen am Aufbau der Bevölkerung beteiligt sind, in welchem mengenmäßigen Verhältnis sie zueinander stehen und in welcher Weise sie zur Bevölkerung zusammentreten.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, über die Erhebung und den statistischen Vergleich von Zahlen und Einzelmerkmalen hinauszukommen und durch eine geschickte und gründliche Interpretation des sauber aufbereiteten Materials zu dem erstrebten Ergebnis zu gelangen. Man ist versucht, diesen Bemühungen a priori die völlige Aussichtslosigkeit vorherzusagen; aus der einfachen theoretischen Überlegung heraus, daß die individuellen Rassenbilder, aus deren Gesamtheit sich das Rassenbild der Population als Resultante ergibt, nicht als Summe von Einzelmerkmalen gedacht werden können und es dem biologischen Sachverhalt nach ja auch gar nicht sind. Die Merkmalsanalyse einer Ganzheit ist ein nicht umkehrbarer Prozeß. Aus einem analytisch erhobenen Befund vermag man die zerschlagene Ganzheit nur nach einem Richtbild wieder aufzubauen, d. h., man muß sie bereits haben. Merkmalsanalyse und Merkmalssynthese können demnach zu einem besseren Verständnis der ganzheitlichen Erscheinung führen, können als methodisch-kritische Kontrolle unserer Vorstellung gute Dienste tun, aber die Erkenntnis einer ganzheitlichen Erscheinung als solcher muß primärer Natur sein. Sie aus dem analytischen Befund sekundär abzuleiten, ist eine methodologische Unmöglichkeit.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich ohne weiteres, daß zur Erfassung des Rassenbildes einer Bevölkerung eine geeignet formulierte Rassendiagnostik die Methode der Wahl ist: Die Diagnose muß am Individuum gestellt werden und eine weitere Verarbeitung ermöglichen; und zwar nach zwei Richtungen: einmal auf die Gruppe und zum anderen auf die einzelnen Rassen„bestandteile" hin. Diesen Anforderungen entspricht in hervorragendem Maße die von E. v. Eickstedt geschaffene Methode der Punktdiagnose, die bei dieser Untersuchung angewandt wurde. Sie ist bereits mehrfach ausführlich genug beschrieben worden, so daß es genügt, auf die Literatur zu verweisen[5]).

Die Grenzen dieser Methode ergeben sich aus ihrem Charakter als phänoskopisches Verfahren. Daß der optimale Leistungsgrad in ihrer Handhabung eine gründliche Schulung zur Voraussetzung hat, versteht sich von selbst. Ist es doch bei jedem Verfahren so, das auf Beobachten ruht. Die Rassendiagnose ist also ebenso sehr und ebenso wenig subjektiv, wie es etwa Perkussion und Auskultation sind, die ja ein empfindliches Gehör und eine eingehende Ausbildung erfordern. Es hat sich ergeben, daß sich eine einheitliche Handhabung der Methode durch mehrere Beobachter erzielen läßt[6]). Man muß sich ferner

[5]) Vgl. Anm. 4.
[6]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Können Rassendiagnosen überhaupt exakt gestellt werden? Z. Rassenk. IV, 145—157, 1936.

bewußt bleiben, daß sich die Diagnose auf die Erfassung der phänotypischen Manifestation beschränkt. Sie berücksichtigt also nicht den Erbgang der Merkmale, auf Grund derer die Diagnose gestellt wird[7]). Für eine Reihenuntersuchung sind dadurch entstehende Verschiebungen von geringem Belang; sie fallen um so weniger ins Gewicht, je größer das Material ist.

Wenn in dieser Arbeit der Versuch gemacht wird, über die Rassengruppenformel hinaus der inneren Struktur im Rassenaufbau abgegrenzter Gruppen nachzugehen, so erhebt sich die Frage, ob und wieweit das diagnostische System eine Bearbeitung nach dieser Richtung zuläßt. Die Rassenformel stellt ja eine Schematisierung dar, d.h. sie zieht scharfe Grenzen, wo in Wirklichkeit fließende Übergänge sind. Zwischen 5:1 und 4:2 beispielsweise kennt sie keine Zwischenstufen. In einem bestimmten Fall könnte der tatsächliche Verhalt aber zwischen beiden, etwa bei 4,5:1,5 liegen, und die Frage, nach welcher Seite hin entschieden werden soll, kann von zwei Beobachtern verschieden beantwortet werden. Die Formel ist also — wenn auch in seltenen Fällen — unschärfer als das Auge des Beobachters. Den angedeuteten Begrenzungen unterliegt notwendig jedes Punktsystem, man kann sie also nicht durch Vergrößerung der Punktzahl vermeiden. Diese Erwägungen verbieten es aber, die Analyse des Materials so weit zu treiben, wie es die Rassenformel rein rechnerisch gestatten würde.

Die Gruppenformel als knappster Ausdruck gibt Auskunft über den prozentualen Aufbau der untersuchten Gruppe aus den beteiligten Rassen. Aber der Aussagewert der reinen Gruppenformel ist begrenzt. Sie genügt vollauf zur Erhellung etwa der geographischen Verbreitung der Rassen. Die „Rassenuntersuchung Schlesiens" hat gezeigt, zu welch aufschlußreichen Ergebnissen sie führen kann[8]). Stellt man aber die Frage nach der inneren rassischen Struktur einer Gruppe in den Vordergrund, so kann sie allein nicht mehr genügen. Das folgt aus ihrem Wesen, das sich ohne weiteres aus ihrem Zustandekommen ergibt. Sie ist nichts anderes als eine Summierung der Individualdiagnosen, übersetzt aus dem Duodezimalsystem in das Dezimalsystem. Damit hat sie alle Vorzüge und Schwächen eines Mittelwerts. Ihre Gewinnung beruht auf der Zerreißung charakteristischer Zusammenhänge; jener Zusammenhänge, deren Kenntnis für die Erhaltung der typischen Struktur des Rassenaufbaus unerläßlich ist. Die Gruppenformel sagt nicht einmal aus, ob es sich bei der betreffenden Bevölkerung oder Gruppe um ein Gemenge oder ein echtes Gemisch handelt. So kann die Formel $n_{50}d_{50}$ eine Gruppe symbolisieren, die zur Hälfte aus rein Nordischen und zur anderen Hälfte aus rein Dinarischen besteht; es könnte sich aber auch um Individuen handeln, die durchgehend jeweils zur Hälfte nordische und dinarische Züge aufweisen; schließlich könnten in der in Frage stehenden Gruppe beide Rassen völlig durchmischt sein, so daß vom vorwiegend nordischen Typus mit leichtem dinarischem Einschlag [n(d)] bis zum vorwiegend dinarischen mit leichtem nordi-

---

[7]) Schwidetzky, I.: Fragen der anthropologischen Typenanalyse. Z. Rassenk. IX, 201—237, 1939.

[8]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Die rassische Struktur eines deutschen Gaues. Forsch. Fortschr. XII, 129—132, 1936.
Ders.: Rassen im schlesischen Raum. Sinn und Ergebnisse der Rassenuntersuchung Schlesiens. Raumforschung und Raumordnung III, 424—436, 1939.
Schwidetzky, I. u. a.: Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien. Heft 2 ff. Breslau 1939 ff.

schen Einschlag [d(n)] alle Zwischentypen in einer Verteilung vertreten sind, die mehr oder minder der theoretischen Erwartung entspricht. Wenn auch die Zahl der theoretischen Kombinationsmöglichkeiten der Rassen bei gleicher Gesamtformel größer sein dürfte als die praktisch vorkommenden, so ist doch klar ersichtlich, daß sich unter derselben Gruppenformel ein ganz verschiedener Aufbau verbergen kann. Diese Tatsache erfordert um so mehr Beachtung, je stärker das Interesse auf gruppenspezifische Unterschiede der rassischen Struktur gerichtet ist.

Das aber ist in dieser Arbeit in ausgesprochenem Maße der Fall. Die Frage lautet: Gibt es abgesehen vom prozentualen Anteil der Rassen noch sozialtypische Unterschiede hinsichtlich der Rassenstruktur?

Dieses Problem kann auf verschiedene Weise angegangen werden. Da es sich um Erscheinungen sehr komplexer Natur handelt, dürfte sich ein formelhafter Ausdruck zu ihrer zusammenfassenden Symbolisierung nicht finden lassen. Möglich ist aber, auf Grund der statistischen Verarbeitbarkeit der Individualdiagnosen Teilfragen einer übersichtlichen und leicht vergleichbaren Lösung zuzuführen.

Neue Methoden zur Erfassung des Rassenaufbaus

Die Bedeutung der Rassen für den Aufbau der Gruppe läßt sich in erster Annäherung darstellen an der Gegenüberstellung des prozentualen Rassenanteils und der relativen Anzahl der Individuen, an denen diese Rassen phänotypisch manifestiert sind (vgl. Tab. 10). Eine solche Gegenüberstellung gestattet gleichzeitig die Zahl der Individuen abzulesen, die keinerlei Einschlag einer der Rassen aufweisen. Sie ergibt sich als Differenz aus der „Prozentzahl der Individuen" und Hundert. Die Zahl der Punkte und die der Individuen lassen sich in Beziehung setzen durch die „Mittlere Punktzahl" (Mp.), indem man die absolute Punktzahl durch die Zahl der Individuen teilt (vgl. Tab. 11—14). Die Mp. schwankt theoretisch zwischen 0 und 6. Bei ihrer Bewertung muß allerdings bedacht werden, daß in einer durchmischten Bevölkerung weitaus mehr Individuen mit geringem Einschlag vertreten sind als Einrassige. Eine Mp. über 4 etwa würde schon außerordentlich hoch liegen. Aus der Natur der Mp. als Mittelwert folgt aber auch, daß ihre Bewertung abhängig ist von der Verteilung, die ihr zugrunde liegt. Sie kann deren Kenntnis also nicht ersetzen, ist aber im Zusammenhang mit dem unten beschriebenen „Konzentrationsindex" geeignet, den Verteilungsmodus der Rassenpunkte in verschiedenen Gruppen vergleichbar zu machen.

Der Verteilungsmodus

Der Verteilungsmodus der Rassenpunkte läßt sich in einer Tabelle veranschaulichen, deren senkrechte Säulen am Kopf die Punktzahlen von 1—6 tragen, und deren waagerechte Balken mit den Rassensymbolen bezeichnet sind. In einer besonderen Säule können die absoluten Zahlen der Individuen verzeichnet werden, die überhaupt Einschläge der entsprechenden Rasse zeigen und ihr relativer Anteil in Prozenten der Gesamtzahl der betreffenden Rasse.

Die Zahlen einer solchen Tabelle dürften freilich nicht gepreßt werden. Hier kann bei zu weitgetriebener Analyse leicht eine nur scheinbare Genauigkeit vorgetäuscht werden. Aus den oben angestellten Erwägungen über die Bedeutung des subjektiven Faktors heraus und aus Gründen der Übersichtlichkeit empfiehlt es sich, die Gruppen 1 und 2 einerseits und die Gruppen 4—6 anderseits zusammenzufassen. Es ergeben sich dann die Gruppen I: mit unterwertigem Anteil, II: mit halbwertigem Anteil, III: mit überwertigem Anteil, d. h. Individuen, in denen eine Rasse eindeutig überwiegt oder ausschließlich enthalten ist (Tab. 11—14).

Der Konzentrationsindex (Ko. i.)

Eine solche Tabelle gibt ein anschauliches Bild davon, ob eine Rasse in relativ wenigen Individuen konzentriert oder in vielen mit kleinen Einschlägen gewissermaßen zerflossen ist; dazwischen gibt es naturgemäß mancherlei Übergänge. Läßt sich nun der Verteilungsmodus einer Rasse in einen kurzen Ausdruck fassen? Das wird in dieser Arbeit durch den „Konzentrationsindex" (Ko.i.) versucht.

Seine Berechnung beruht auf folgender Erwägung: Wenn man als mittlere Durchmischung einer Bevölkerung eine gleichmäßige Verteilung der Rassenpunkte auf die sechs Punktklassen annimmt, dann müßte das Verhältnis der Individuen in den Gruppen I : II : III wie 4,5 : 1 : 1,85 sein, d. h. in Prozenten ausgedrückt, es müßte die Gruppe I mit 61,2% der Individuen besetzt sein, die Gruppe II mit 13,6%, die Gruppe III mit 25,2%. Die Berechnung der Zahlen ergibt sich aus der nachstehenden Übersicht:

	1	2	3	4	5	6
Punkte . . .	120	120	120	120	120	120
Individuen absolut . .	120	60	40	30	24	20
	180		40	74		
%	61,2		13,6	25,2		
Verhältnis . .	4,5		1	1,85		
Gruppen . .	I		II	III		

Eine stärkere Besetzung der Gruppe III würde also bedeuten, daß die betreffende Rasse in der Bevölkerung konzentriert enthalten ist, eine stärkere Besetzung der Gruppe I, daß sie sich weiter verbreitet hat, als der Voraussetzung entsprechen würde. Ein zahlenmäßiger Ausdruck dafür läßt sich aus dem Verhältnis der Prozentzahl in I zu der in III verglichen mit dem entsprechenden Verhältnis der theoretisch zu erwartenden Zahlen geben. Dieses Verhältnis ist 71% zu 29% $\left[61{,}2 + 25{,}2 = 86{,}4;\ \frac{61{,}2 \times 100}{86{,}4} = 71\%\right]$. Die Differenzen zwischen diesen theoretischen Zahlen und den tatsächlichen Zahlen ist dann in den Gruppen I und III gleich. Die Differenzen können zwischen $+71$ und -29 schwanken; denn bei der stärksten Konzentration beispielsweise beträgt die tatsächliche Zahl in einer der beiden Flügelgruppen 100. Steht die Zahl 100 in Gruppe I, so ist die Differenz $\pm$ 29, steht sie in Gruppe III, so ist sie $\pm$ 71. Um einen relativen Index der Konzentration zu erhalten, muß man die tatsächliche Differenz in Prozenten der jeweiligen maximalen

Differenz ausdrücken. Es ist zweckmäßig, die Abweichung im Sinne einer Konzentration mit + zu bezeichnen, die Abweichung im Gegensinne mit —.

Der relative Konzentrationsindex besagt also folgendes: Je näher der Index an —100 liegt, desto stärker ist die betreffende Rasse in der Bevölkerung zerkreuzt; je mehr er sich +100 nähert, desto häufiger prägt sie bestimmend die Individuen, in denen sie manifestiert ist.

Die Mischungsverhältnisse

Man kann die Art, in der die beteiligten Rassen in die Bevölkerung eingehen, schließlich noch auf eine andere Weise untersuchen. Die bisherigen Erfahrungen mit der Methode der individuellen Rassendiagnose haben ergeben, daß sich in einem Individuum phänotypisch normalerweise nicht mehr als drei Rassen vereinen. Eine Bevölkerung wird also im allgemeinen ein Nebeneinander von Einrassigen, Zweirassigen und Dreirassigen sein. Ihr Verhältnis untereinander, dargestellt in Prozenten der Gesamtbevölkerung, gibt Auskunft über den Grad der Durchmischung (vgl. Tab. 16).

Eine Bevölkerung, die ausschließlich aus Einrassigen bestünde, wäre ein Gemenge. In einer Bevölkerung, die eine Fortpflanzungsgemeinschaft darstellt, ist dieser Fall bei Beteiligung verschiedener Rassen unmöglich. Einen hohen Prozentsatz von Einrassigen wird man also gemeinhin gar nicht erwarten können. Über das Verhältnis der Zweirassigen zu den Dreirassigen aber läßt sich von vornherein gar keine Annahme machen. Je weniger differenziert eine Bevölkerung unter rassischen Gesichtspunkten ist, desto höher wird der Prozentsatz der Dreirassigen sein. Ein hoher Anteil von Zweirassigen besagt entsprechend, daß sich entweder die beteiligten Rassen noch nicht seit langem vermischt haben, oder daß sich die Bevölkerung bzw. die Gruppen innerlich differenziert haben. Das aber bedeutet schließlich nichts anderes, als daß in ihr siebende Faktoren stärker wirksam gewesen sind, als in einer anderen mit niedrigem Prozentsatz an Zweirassigen.

Die Mischtypen können nun nicht nur nach der Zahl der in ihnen zusammengetretenen Rassen gegliedert werden. Eine feinere Analyse erfordert die Berücksichtigung des typenbildenden Gewichts, das je nach der Stärke der Beteiligung verschieden ist.

Bei einer möglichen Vereinigung von maximal drei Rassen in einem Individuum ergeben sich für die 6-Punkt-Diagnose die folgenden sieben Möglichkeiten: 6; 5:1; 4:2; 4:1:1; 3:3; 3:2:1; 2:2:2. Unter den sechs möglichen Mischtypen muß man ersichtlich zwei Gruppen trennen, von denen die eine stärker, die andere schwächer gemischte Individuen enthält. Es ist ein nicht nur willkürlich gesetzter Unterschied, ob ein mehr oder minder bedeutender Einschlag einer Rasse oder zweier Rassen eine andere in bestimmender Weise hervortreten läßt, so daß der Typus trotz der andersartigen Beimischung klar geprägt bleibt — oder ob sich zwei oder drei Rassen gewissermaßen gegenseitig den Rang streitig machen. In diese Gruppe würden die Diagnosen 3:3, 2:2:2 gehören und die Diagnose 3:2:1, in der zwar eine Rasse stärker ist als jede der anderen, aber nicht stark genug, um bestimmend hervorzutreten. Will man diese Gruppe der „Verwischten Mischtypen“ noch unterteilen, so bietet sich die Scheidung in zweirassige und dreirassige an. Die Gruppe der

„Klaren Mischtypen" umfaßt die Diagnosen 5 : 1, 4 : 2 und 4 : 1 : 1, die sich in Typen mit geringem Einschlag (= 5 : 1) und Typen mit starkem Einschlag (= 4 : 2 und 4 : 1 : 1) unterteilen lassen. Mithin ergibt sich das folgende Schema:

	Punkte der Formel	
Reine Typen	6	
Mischtypen		
Klare Mischtypen		
Mit geringem Einschlag	5 : 1	
Mit starkem Einschlag	4 : 2	4 : 1 : 1
Verwischte Mischtypen		
Zweiteilige	3 : 3	
Dreiteilige	2 : 2 : 2	3 : 2 : 1

Unter den in diesem Kapitel vorgeschlagenen Gesichtspunkten soll der erhobene Befund durchgegangen werden, und zwar so, daß jede der Untersuchungsgruppen einzeln besprochen wird, um die Grundlage für einen zusammenfassenden Vergleich zu finden.

Die einzelnen Gruppen

Die Verwaltungsangestellten

Nach den bisherigen Ergebnissen der „Rassenuntersuchung Schlesiens" kann es nicht wundernehmen, daß der nordische Bestandteil weitaus der überwiegende ist (Tab. 9, Abb. 3). Unter den übrigen Rassen tritt noch die alpine besonders hervor. Bei der mediterranen kann man lediglich von einem unbedeutenden Einschlag sprechen.

Tab. 9. Rassenzusammensetzung (%)

	N	n + f	o	d	a	m	u
Ungelernte Arbeiter	140	40,6	25,2	19,0	13,0	1,7	0,5
Gelernte Arbeiter	188	39,6	22,8	19,0	16,2	1,2	1,2
Schlosser	105	42,5	20,0	19,5	15,5	2,2	0,3
Sonstige Gelernte	63	35,8	25,4	17,2	18,3	—	3,2
Beamte	114	47,5	17,7	8,6	22,1	3,4	0,6
Inspektoren	43	52 9	14,0	7,0	22,5	2,3	1,2
Sekretäre	46	41,7	19,9	10,7	23,5	4,0	0,4
Angestellte	108	46,9	16,3	11,1	23,3	1,6	0,8

Die Rassenformel gibt aber, wie bereits ausgeführt wurde, keine Auskunft über den feineren Aufbau des rassischen Gefüges. Darüber Aufschluß zu erhalten, ist nur möglich, wenn der Frage nachgegangen wird, wie sich die Rassenanteile auf die Individuen verteilen.

Tab. 10 zeigt den Anteil der Individuen, an denen sich die einzelnen Rassen jeweils manifestieren, in Prozenten der Gesamtzahl. Die Mp. (Tab. 11—14) läßt die Sonderstellung der nordischen Rasse gut hervortreten. Besser noch als die Rassenformel zeigen diese Zahlen, daß die dinarische Rasse offenbar die geringste Rolle unter den Hauptrassen spielt, die alpine Rasse ist trotz höherer Prozentzahl an etwa ebensovielen Individuen ausgeprägt wie die osteuropide, d. h., sie zeigt eine höhere Konzentration. — Die Verteilung der Punkte ist bei Vereinfachung durch Zusammenziehung zu drei Kolumnen gleichfalls aus Tab. 11—14 zu ersehen.

Tab. 10. Anteil der Individuen mit Einschlag einer Rasse (%)

	n	o	d	a
Beamte	91,0	50,9	29,0	48,3
Angestellte	92,0	49,0	36,2	48,0
Schlosser	83,0	62,9	57,1	41,0
Sonstige Gelernte	84,1	62,0	57,1	34,9
Ungelernte	91,5	75,0	52,0	30,7

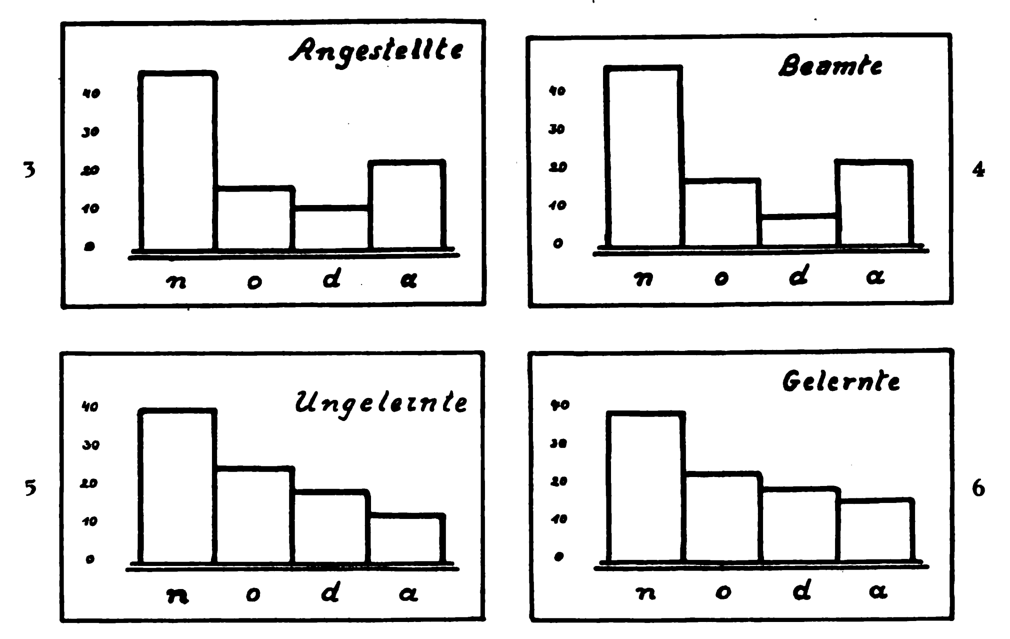


Abb. 3—6. Der prozentuale Anteil der vier Hauptrassen

Beachte die Ähnlichkeit von Beamten und Angestellten einerseits, ungelernten und gelernten Arbeitern andererseits!

Für die nordische Rasse ergibt sich die Mp. ≈ 3 darnach in der Tat aus einer sich ausgleichenden Besetzung der Flügelgruppen; es zeigen ebensoviel Individuen ein Überwiegen der nordischen Rasse wie geringe Einschläge von weniger als drei Punkten. Ähnlich, wenn auch anscheinend nicht ganz so ausgesprochen, liegen die Verhältnisse für die alpine Rasse. Auch hier also zeigen sich, wie bei der Betrachtung der Mp., die Gruppierungen in einerseits n und a und anderseits d und o. Auch der Konzentrationsindex (Tab. 11—14) zeigt das gegensätzliche Verhalten der sich untereinander einigermaßen entsprechenden Gruppierungen n und a bzw. o und d recht deutlich.

Tab. 15 setzt noch einmal die Einschlagsstärke in Beziehung zur Zahl der Gesamtgruppe. Etwa die Hälfte aller Angestellten ist rein bzw. mehr oder minder vorwiegend durch die nordische Rasse bestimmt. Dinarische und osteuropide Anteile zeigen etwa die Hälfte, mit klarem Überwiegen über andere Rassen aber nur ganz wenige. Sie treten damit in den Hintergrund gegen in erster Linie die nordische Rasse und dann die alpine, die gleichfalls an zwar

Tab. 11. Verteilungsmodus der n-Punkte

	Relativ. Ko. i.	I	II	III	Mp.
Beamte	+32,8	38,5	19,2	42,3	3,1
Angestellte	+29,6	40,4	19,2	40,4	3,1
Schlosser	+ 5,4	47,1	29,9	23,0	3,1
Sonstige Gelernte . .	+ 3,5	45,3	34,0	20,8	2,6
Ungelernte	+ 9,9	47,6	26,6	25,8	2,7

Tab. 12. Verteilungsmodus der o-Punkte

	Relativ. Ko. i.	I	II	III	Mp.
Beamte	—53,8	67,2	22,4	10,4	2,3
Angestellte	—67,3	76,0	16,0	8,0	2,0
Schlosser	—53,0	77,3	12,1	10,6	1,9
Sonstige Gelernte . .	—26,2	56,4	28,2	15,4	2,5
Ungelernte	—58,5	73,3	16,2	10,5	2,0

Tab. 13. Verteilungsmodus der d-Punkte

	Relativ. Ko. i.	I	II	III	Mp.
Beamte	—86,2	72,8	24,2	3,0	1,8
Angestellte	—63,9	67,6	24,3	8,1	1,8
Schlosser	—62,5	68,3	23,4	8,4	2,0
Sonstige Gelernte . .	—89,7	89,0	8,2	2,8	1,8
Ungelernte	—65,5	77,5	13,8	8,7	2,0

Tab. 14. Verteilungsmodus der a-Punkte

	Relativ. Ko. i.	I	II	III	Mp.
Beamte	+ 10,3	54,4	12,7	30,9	2,7
Angestellte	+ 24,2	42,8	20,4	36,8	2,9
Schlosser	— 14,4	69,8	9,3	20,9	2,3
Sonstige Gelernte . .	+ 42,9	27,3	27,3	45,4	3,1
Ungelernte	— 3,6	48,8	32,6	18,6	2,5

nur der Hälfte aller Angestellten manifestiert ist, aber immerhin an etwa zwei Fünftel von ihnen überwiegend in Erscheinung tritt.

Die allgemeine Durchmischung hat also keinen hohen Grad erreicht. Fast zwei Drittel aller Untersuchten repräsentieren rein oder vorwiegend eine Rasse. Nach den Feststellungen über die Rassenstruktur ist das in erster Linie die nordische und dann die alpine Rasse, während die osteuropide und mehr noch die dinarische vor allem unter den „Verwischten Mischtypen" zu suchen sind, deren ausgesprochenste Form den relativ geringen aber immerhin noch nennenswerten Anteil von ziemlich genau ein Viertel der Gesamtheit ausmacht.

Die charakteristischen Rassen im Rassengemisch der Angestellten sind also die nordische und etwas weniger ausgesprochen die alpine. Beide Rassen treten im Verhältnis zu den übrigen häufig als typenbestimmend auf. Den Mischungsverhält-

nissen nach bieten die Angestellten ein ausgesprochen klares Bild. Die „reinen" Typen sind zwar nur sehr gering vertreten. Dem Verhältnis der zweirassigen zu den dreirassigen Typen wie etwa 2:1 entspricht ein ähnliches der klaren Mischtypen zu den verwischten Mischtypen.

Der rassische Typus der Angestellten kann also etwa so beschrieben werden: In hohem Maße von der nordischen Rasse bestimmt, die häufig eine Typus prägende Bedeutung hat. Merkbarer, vielfach deutlich in Erscheinung tretender Einschlag von alpiner Rasse. Dazu tritt recht weit verbreitet in schwachen und mittleren Einschlägen die osteuropide Rasse. Eine nur untergeordnete Rolle spielt die dinarische Rasse. Der mediterrane Anteil ist verschwindend gering.

Die mittleren Beamten

Die Verteilung der einzelnen Rassenanteile zeigt eine große Ähnlichkeit mit der bei den Angestellten (Tab. 9, Abb. 4). Diese Ähnlichkeit beschränkt sich, wie wir sehen werden, nicht auf die Gruppenformel; sie erstreckt sich auch auf die feineren strukturellen Verhältnisse, d. h. auf die Verteilung der Punkte und die Mischungsverhältnisse. Das gestattet, die Interpretation der Zahlenergebnisse abzukürzen.

Die nordische Rasse stellt, wie bei den meisten in Schlesien bisher untersuchten Gruppen, die größte Zahl der zur Verfügung stehenden Rassenpunkte. Die übrigen folgen in der von den Angestellten bereits bekannten Reihenfolge und mit ganz ähnlichen Abständen. Entsprechend der zur Berechnung der Mittelwerte und Prozente vorgenommenen Unterteilung wurden auch für die Rassenzusammensetzung die Formeln der Inspektoren und Sekretäre errechnet (Tab. 9).

Die Unterschiede zwischen Inspektoren und Sekretären halten sich in verhältnismäßig engem Rahmen. Immerhin muß auf den Unterschied in den Anteilen der nordischen Rasse hingewiesen werden, der bei den Inspektoren mit 52,9% den höchsten Satz aller Gruppen erreicht, wogegen die Sekretäre mit 41,7% unter der entsprechenden Ziffer der Angestellten bleiben. Für die Bearbeitung der Strukturunterschiede konnte die Aufgliederung leider nicht beibehalten werden, da sie zu kleine Gruppen ergeben hätte. — Nur wenige der Untersuchten sind frei von irgendwelchen Einschlägen der nordischen Rasse (Tab. 10); hinter ihr rangieren zusammen die osteuropide und die alpine Rasse mit etwa je der Hälfte aller Untersuchten, die letzte allerdings mit einer etwas höheren Mp. (Tab. 12, 14). Die dinarische Rasse tritt mit 8,6%, einer Mp. + 1,8 und Beteiligung bei nur etwas über ein Viertel der Individuen noch entschiedener in den Hintergrund als bei den Angestellten. Die Verteilungstabellen (11—14) lassen die Gründe dafür erkennen: Bei n ist die Gruppe III etwas stärker besetzt als die Gruppe I. Die dinarische Rasse bietet dagegen innerhalb der gegebenen Verhältnisse das durchaus entgegengesetzte Bild. Fast dreiviertel ihrer individuellen Manifestationen liegen in geringen Einschlägen von ein und zwei Punkten. Das Verhalten der osteuropiden Rasse ist nicht ganz so ausgesprochen, deutet jedoch nach der gleichen Richtung. Die alpine Rasse ist neben der nordischen die einzige, die von der theoretischen Verteilung in Richtung auf eine Konzentration abweicht, wenn auch in geringem Grade. Der Konzentrationsindex zeigt als Zusammenfassung dieser Tatsachen, daß die dinarische Rasse in der Tat einen außerordentlich hohen

Tab. 15. Anteil der Individuen mit Überwiegen einer Rasse (in %)

	n	o	d	a
Beamte	38,6	5,3	0,9	14,9
Angestellte	37,2	3,9	2,9	17,5
Schlosser	19,0	6,7	4,8	8,6
Sonstige Gelernte	17,5	9,5	1,6	15,9
Ungelernte	23,6	7,9	5,0	5,7

Tab. 16. Häufigkeit von Einrassigen, Zweirassigen und Dreirassigen

	Einrassige	Zweirassige	Dreirassige
Inspektoren	9,3	62,8	27,9
Sekretäre	6,5	54,4	39,1
Angestellte	2,0	61,7	36,3
Schlosser	1,0	40,0	59,0
Sonstige Gelernte	—	47,6	50,8
Ungelernte	—	39,3	60,7

Tab. 17. Häufigkeit von „reinen Typen", „klaren Mischtypen" und „verwischten Mischtypen"

	Inspektoren	Sekretäre	Angestellte	Schlosser	Sonstige	Ungelernte
Reine Typen	9,3	6,5	2,0	1,0	—	—
Mischtypen: Klare Mischtypen	62,8	50,0	60,7	48,5	44,5	43,6
Mit geringem Einschlag	27,9	19,6	25,4	14,3	15,9	13,6
Mit starkem Einschlag	34,9	30,4	35,3	34,2	28,6	30,0
Verwischte Mischtypen	27,9	43,5	37,3	50,5	54,0	56,4
Zweiteilige	9,3	17,4	11,8	10,5	12,7	10,0
Dreiteilige	18,6	26,1	25,5	40,0	41,3	46,4

Grad von Diffusion erreicht. Die alpine Rasse ist bei den Beamten nur schwach konzentriert, die nordische stärker als bei den Angestellten. Die Diffusion der osteuropiden Rasse ist beträchtlich geringer als bei der dinarischen.

Der Anteil der Individuen mit überwiegendem Einschlag einer Rasse (Tab. 15) gleicht fast dem bei den Angestellten. Die Unterschiede sind so gering, daß sie vernachlässigt werden dürfen. Auch die Mischungsverhältnisse zeigen eine weitgehende Ähnlichkeit mit den Werten der Angestellten. Die Unterschiede sind so klein, daß sie keine typischen Verschiedenheiten ergeben. Weit mehr als die Hälfte sind „reine" oder von einer der Rassen geprägte Typen. Immerhin ist die Anzahl der „Verwischten Mischtypen" mit etwas über ein Drittel aufs Ganze gesehen recht hoch.

Da die Aufspaltung in die verschiedenen Mischtypen keine so weitgehende Zersplitterung des Materials zur Folge hat wie die Analyse der Einschlagsstruktur, kann man hier vielleicht wagen, die einzelnen Untergruppen zu trennen. Sind die Mischungsverhältnisse bei Inspektoren, Sekretären und

Unterbeamten die gleichen? Die Tabellen 18 und 19 geben eine verneinende Antwort:

Tab. 18. Häufigkeit der Einrassigen, Zweirassigen und Dreirassigen bei den Untergruppen der Beamten

	Inspektoren	Sekretäre	Unterbeamte
Einrassige	9,3	6,5	4,0
Zweirassige	62,8	54,4	48,0
Dreirassige	27,9	39,1	48,0

Tab. 19. Häufigkeit von reinen Typen, klaren und verwischten Mischtypen bei den Untergruppen der Beamten

	Inspektoren		Sekretäre		Unterbeamte	
Reine Typen	9,3		6,5		4,0	
Klare Mischtypen	62,8		50,0		44,0	
Mit geringem Einschlag .		27,9		19,6		20,0
Mit starkem Einschlag . .		34,9		30,4		24,0
Verwischte Mischtypen. . .	27,9		43,5		52,0	
Zweiteilige		9,3		17,4		12,0
Dreiteilige		18,6		26,1		40,0

Die Zahlen der Gesamttabellen sind demnach Resultanten aus charakteristisch verschiedenen Werten. Die Unterschiede verlaufen in den einzelnen Posten der sozialen Schichtung entgegengesetzt, und zwar in so ausgesprochenem Maße, daß man in diesem Punkte wohl die Tatsache der sehr geringen Anzahl von Unterbeamten (25) vernachlässigen kann.

Die Zusammenfassung kann sich in der Hauptsache auf die Feststellung beschränken, daß die Verhältnisse weitgehend denen ähneln, die bei den Angestellten vorgefunden wurden, mit dem Unterschied allerdings, daß bei den mittleren Beamten die dinarische Rasse eine noch geringere Rolle spielt als bei den Angestellten; weiterhin ist hier die Konzentration von n größer, die von a kleiner, die Diffusion von d erheblich stärker und die von o etwas schwächer als dort.

Innerhalb der Gruppe ließen sich Unterschiede zwischen den Inspektoren und den Sekretären feststellen, die z. T. recht ausgeprägt sind. Sie kommen weniger in den Rassenanteilen zum Ausdruck, nach denen den Inspektoren ein etwas höherer Prozentsatz der nordischen Rasse auf Kosten der übrigen zukommt, deutlicher aber in den Mischungsverhältnissen; der Grad der Durchmischung nimmt von den Inspektoren über die Sekretäre zu den Unterbeamten, und damit in Richtung der sozialen Schichtung, zu.

Die ungelernten Arbeiter

Der Anteil der nordischen Rasse bleibt um ungefähr 10% unter der Hälfte (Tab. 9, Abb. 5). Der osteuropide Anteil erhebt sich mit 25,2% weit über die Zahlen der Beamten und Angestellten. Dieser Zuwachs geht auf Kosten der alpinen Rasse, die bei den ungelernten Arbeitern — von der mediterranen Rasse abgesehen — an letzter und recht unbedeutender Stelle steht. Die dinarische Rasse hat sich hier aus ihrer ganz untergeordneten Stelle bei Angestellten und Beamten erhoben und stellt rund ein Fünftel. Die Verhältnisse haben sich also gewissermaßen umgekehrt. n und a geben o und d Raum.

Trotzdem zeigen fast alle Untersuchten einen mehr oder minder starken Einschlag nordischer Rasse (Tab. 10), im Mittel in der Stärke von etwa drei Punkten (Tab. 11). Auch hier wieder also ist es die nordische Rasse, die das verbindende Element in der Vielfalt der Typen darstellt. Neben sie setzt sich mit einem außerordentlich hohen Anteil (drei Viertel) die osteuropide Rasse mit einer Mp. von immerhin 2,0 (Tab. 12), die damit schon jetzt als typisch für die ungelernten Arbeiter im Gegensatz zu den Beamten und Angestellten bezeichnet werden darf. Weiter kommt in der Tab. 13 die Bedeutung der dinarischen Rasse zum Ausdruck, die bei einer Mp. von 2,0 bei etwa der Hälfte aller Arbeiter vertreten ist. Die alpine Rasse zeigt sich an noch nicht einem Drittel der Gruppe (Tab. 10).

Für alle vier Rassen ist ferner eine relativ große Zahl geringer Einschläge bezeichnend (Gruppe I in Tab. 11—14). Lediglich die nordische Rasse macht eine gewisse Ausnahme insofern, als etwa ein Viertel aller Individuen mit n ein Überwiegen dieser Rasse über die anderen Rassen zeigt — allerdings in den meisten Fällen ein nur schwaches. Die osteuropide und die dinarische Rasse beweisen ein untereinander sehr ähnliches Verhalten. Zwei Drittel aller Individuen dieser Rassen entfallen auf die Gruppen I mit „unterwertigem" Einschlag. Die nordische und alpine unterscheiden sich von ihnen durch eine erheblich stärkere Anzahl von Dreipunkt-Einschlägen. Sie macht bei der alpinen ein knappes Drittel aller Individuen aus.

Am Ko. i. spricht sich das in den recht niedrigen Zahlen für n und a aus. die beim relativen Ko. i. verhältnismäßig dicht an ± 0 liegen. Die osteuropide und dinarische Rasse erreichen bei den Arbeitern keinen höheren Grad der Diffusion als bei den Angestellten (Tab. 11—14).

Es ist noch nicht ein Viertel aller Untersuchten, die vorwiegend das Gepräge der nordischen Rasse tragen. Der Prozentsatz mit Vorwiegen einer der anderen Rassen ist sehr gering (Tab. 15). Auch die Tabellen 16 und 17 offenbaren einen sehr hohen Grad der Durchmischung. Einmal in der Zahl der Dreirassigen und ebenso in der Tatsache, daß über die Hälfte aller Untersuchten der Gruppe der „Verwischten Mischtypen" angehören. Allein 46,4% erwiesen sich aus drei Rassen in den Verhältnissen 2 : 2 : 2 (= 11,4%) und 3 : 2 : 1 (35%) gemischt.

Die Zersplitterung der Rasseneinschläge in viele niedere Punktbeträge deutete bereits darauf hin. Es ist nach diesen Zahlen nicht verwunderlich, daß die osteuropide und die dinarische Rasse an einem so hohen Prozentsatz von Individuen beteiligt sind und daß sich hinsichtlich der Mp. zwischen den vier Rassen nur verhältnismäßig geringe Unterschiede ergaben.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Der prozentuellen Rassenzusammensetzung nach sind die „Ungelernten Arbeiter" charakterisiert durch einen relativ niedrigen Anteil an nordischer Rasse, die gleichwohl mit 40,6% durchaus an erster Stelle steht. Dann folgt mit etwa ein Viertel die osteuropide Rasse. Beide heben sich auch dadurch heraus, daß sie am weitaus größten Teil aller „Ungelernten Arbeiter" manifestiert sind. Nordische Einschläge fehlen nur knapp 9% aller Untersuchten, d. h. etwa ebenso wenigen, wie bei den Angestellten und Beamten, obwohl der prozentuelle Anteil bei ihnen merklich tiefer liegt als dort. Möglich ist das nur durch eine geringere Konzentration von n, die weit unter der der Angestellten und Beamten bleibt.

Der nordischen und der osteuropiden Rasse folgt die dinarische, die — mit einer Mp. = 2 an etwa der Hälfte aller Individuen in Erscheinung tretend — einen merklichen Einfluß auf die Gestaltung des Gruppentypus nimmt. In ihrem strukturellen Verhalten ähnelt sie weitgehend der osteuropiden Rasse. An letzter Stelle ihrer Bedeutung nach steht die alpine Rasse, die nur an einem Drittel der Untersuchten manifestiert ist.

Das eigentlich Bezeichnende am Rassenbild der „Ungelernten Arbeiter" ist der hohe Durchmischungsgrad: Über die Hälfte der Untersuchten fällt in die Gruppe der „Verwischten Mischtypen", die sich in erster Linie aus n/o/d-Typen zusammensetzen.

Die gelernten Arbeiter

Bei den gelernten Arbeitern hat wie bei allen Gruppen die nordische Rasse den Vorrang vor den übrigen (Tab. 9, Abb. 6), erreicht aber doch nur knapp 40%. Die osteuropide überwiegt über die dinarische Rasse nur schwach. Die alpine, die mit einem noch geringeren Anteil vertreten ist, erreicht mit 16,2% noch nicht einmal ein Fünftel. Der mediterrane Einschlag ist ganz gering.

Zwischen den Schlossern und den sonstigen Gelernten, die hinsichtlich ihrer Maße mehr oder minder stark differierten, bestehen einige Unterschiede: Die Schlosser haben 6,7% mehr nordischen Anteil und vielleicht etwas mehr dinarischen (2,3%); das geht auf Kosten von in erster Linie der osteuropiden (— 5,4%), dann der alpinen (— 2,8%) Rasse.

Sowohl bei den Gelernten insgesamt als bei den Untergruppen ergibt sich hinsichtlich der Individuenzahl, die Träger einer der Hauptrassen sind, die Reihenfolge: nordisch — osteuropid und (etwas weniger) dinarisch — alpin (Tab. 10).

Beim Vergleich der Untergruppen untereinander fällt auf, daß die Prozentzahlen der Individuen bei der nordischen, osteuropiden und dinarischen Rasse praktisch identisch sind. Daraus folgt, daß bei den Schlossern mit ihrem höheren Anteil an nordischer Rasse die mittlere Punktzahl der nordischen Rasse höher sein muß als bei den Sonstigen; der umgekehrte Fall ergibt sich für die osteuropide Rasse. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die alpine Rasse. Obwohl ihr Anteil bei den Sonstigen höher ist als bei den Schlossern, tritt sie an einer geringeren Anzahl von Individuen auf. Daraus erklärt sich der scharfe Unterschied in den mittleren Punktzahlen (Tab. 14). Die alpine

Rasse tritt also bei den Sonstigen in höheren Einschlägen und damit markanter in Erscheinung als bei den Schlossern.

Bei der Verteilung der Punkte springt bei der nordischen Rasse (Tab. 11) der hohe Anteil von Dreipunkteinschlägen ins Auge. Das Bild der alpinen Rasse entspricht in recht hohem Maße der theoretischen Verteilung (Tab. 14). Die osteuropide und die dinarische Rasse zeigen beide eine deutliche Linksverschiebung, die dinarische merkbar stärker als die osteuropide (Tab. 12, 13). Im ganzen also ein Bild, das stark an die Verhältnisse bei den Ungelernten erinnert.

Bemerkenswert ist ferner die ganz geringe Konzentration der nordischen Rasse (Tab. 11). Sie erreicht bei den gelernten Arbeitern den geringsten in unserem Material überhaupt festgestellten Grad. Der ausgesprochenste Unterschied zwischen den Teilgruppen betrifft die alpine Rasse, deren gesondertes Verhalten bereits aufgefallen war. Es wurde bereits vermutet, daß die alpine Rasse bei den Sonstigen in höherer Konzentration vorliegen muß als bei den Schlossern. Das ist in der Tat so. Die alpine Rasse erreicht bei den Sonstigen eine Konzentration, die alle bisher überhaupt festgestellten Werte bei weitem übersteigt (Tab. 14).

Die Tab. 15 beleuchtet unter anderem Gesichtswinkel das, was oben festgestellt wurde. Es sind immer nur verhältnismäßig wenige Individuen, an denen die betreffende Rasse rein oder vorwiegend in Erscheinung tritt. Selbst bei der nordischen Rasse liegt ihre Zahl noch unter einem Fünftel der Gesamtheit aller Gelernten. Immerhin tritt sie doch von allen Rassen am meisten hervor. Den Gegenpol gewissermaßen bildet die dinarische Rasse, die ja, wie wir bereits sahen, überhaupt zum weitaus überwiegenden Teil in kleinen Einschlägen verbreitet ist und damit wohl von allen Rassen am wenigsten auffällig in Erscheinung tritt. Die Anzahl der Dreirassigen überwiegt die der Zweirassigen und die Anzahl der verwischten Mischtypen die der klaren Mischtypen.

Vergleich der Gruppen

Der Vergleich der Gruppen kann sich nach dem Vorhergegangenen auf eine kurze Hervorhebung der Gemeinsamkeiten und wesentlichen Unterschiede beschränken, ohne sich allzusehr in Einzelheiten zu verlieren.

Allen Gruppen gemeinsam ist, daß der nordische Anteil erheblich größer ist als der irgendeiner anderen Rasse. Die Stärke dieses Übergewichtes ist freilich von Gruppe zu Gruppe verschieden. Den bei weitem höchsten Anteil an nordischer Rasse haben die Inspektoren, bei denen sie als bei der einzigen Gruppe die Hälfte überschreitet. Nach ihnen folgen die Angestellten, die Schlosser, dann die Sekretäre und die Ungelernten. Eine Sonderstellung nehmen die sonstigen Gelernten ein, die den geringsten Anteil an nordischer Rasse haben; sie überwiegt darum die nächsthäufige Rasse um den vergleichsweise nur sehr geringen Betrag von 10%.

Hinsichtlich der nordischen Rasse macht sich also die Zweiteilung unseres Materials in zwei ausgesprochen unterschiedliche Berufsgruppen nicht geltend. Wohl aber entsprechen die Unterschiede innerhalb der Verwaltungsbeamten einerseits und der gelernten Arbeiter anderseits den Unterschieden der sozia-

len Schichten; denn man muß ja wohl der sozialen Gliederung nach die gelernten Arbeiter, die im wesentlichen die Arbeit leisten, die gemeinhin von Ungelernten bzw. Angelernten getan wird, hinter die, die in dem von ihnen gelernten Handwerk tätig sind, einordnen, selbst unter Berücksichtigung der Tatsache, daß auch die „Schlosser" ja nicht im vollen Umfang und dem eigentlichen Sinne nach die ihnen angemessene Tätigkeit ausüben. Es ist darnach allerdings nur mit Vorbehalt das an den „Schlossern" gewonnene Ergebnis auf die schlesischen Schlosser überhaupt auszudehnen.

Ein wesentlicher Unterschied rassischer Art, der der Scheidung der beiden Berufsgruppen (der in der Verwaltung tätigen und der Handarbeiter) entspricht, ist nun aber im Verhalten der übrigen drei Hauptrassen gegeben: Bei den Verwaltungsbeamten und -angestellten folgt auf die nordische Rasse die alpine, bei den Arbeitern dagegen die osteuropide, und zwar in entsprechender Stärke. An vierter Stelle steht die dinarische Rasse. Sie hat bei den Arbeitern, wo sie dem Betrage von 20% recht nahe kommt, eine größere Bedeutung als bei den „Verwaltern". Dort ist ihr Anteil im Mittel etwa doppelt so hoch als hier (um 10%). Auch hier machen sich Unterschiede im Sinne der sozialen Schichtung geltend, vor allem hinsichtlich der osteuropiden und der dinarischen Rasse. Die Sekretäre haben mehr o und d als die Inspektoren, so wie die Arbeiter mehr o und d haben als die „Verwalter". Die Schlosser auf der anderen Seite haben dementsprechend weniger o als die Sonstigen und die Ungelernten.

Darüber hinaus läßt sich aber innerhalb der Berufsgruppen eine interessante Feststellung machen: Die Angestellten stehen zwischen den Inspektoren und den Sekretären, näher an den Sekretären freilich als an den Inspektoren. Und anderseits: Die ungelernten Arbeiter stehen zwischen den Schlossern und den sonstigen Gelernten.

Die rassische Struktur

Der Unterschied der beiden großen Berufsgruppen kommt auch hinsichtlich der rassischen Struktur und — im inneren Zusammenhang damit — in den Mischungsverhältnissen zum Ausdruck.

Hinsichtlich der Individuenzahl, an der die betreffenden Rassen manifestiert sind (Tab. 10), bestehen für die nordische Rasse wiederum allerdings keine in dieser Richtung liegenden Unterschiede. Hier fallen lediglich die Gelernten etwas aus dem Zusammenhang heraus, insofern als bei ihnen merklich weniger überhaupt Nordische vorhanden sind.

Bezüglich der übrigen Rassen entspricht das Bild cum grano salis den bereits im Anfang über die prozentuale Rassenverteilung gemachten Feststellungen. Aber es zeigt sich hier etwas differenzierter.

Unter den „Verwaltern" gleicht sich allerdings das Verhalten der nordischen, der osteuropiden und der alpinen Rasse. Bei den Beamten wie bei den Angestellten ist die Zahl der Alpinen und Osteuropiden gleich. Eine Differenz besteht hinsichtlich der Dinarier. Die Angestellten haben nicht nur einen etwas höheren Prozentsatz von d, er ist auch auf eine größere Zahl von Individuen verteilt.

Innerhalb der Arbeiter ergeben sich zwischen Gelernten und Ungelernten

recht erhebliche Differenzen: Die Ungelernten haben mehr Nordische und Osteuropide und weniger Dinarier und Alpine.

Die Verteilung der Punkte und die Konzentration der Einschläge (Tab. 11—14)

Hinsichtlich der nordischen Rasse läßt sich innerhalb der Berufsgruppen eine vergleichsweise weitgehende Übereinstimmung feststellen. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß bei den Verwaltungsbeamten und -angestellten die nordische Rasse in ausgesprochener, bei den Arbeitern in geringer Konzentration vorliegt. Und zwar ist bei den Ein- und Zweipunkteinschlägen der Unterschied geringer als bei den Dreipunkteinschlägen und den Vier- bis Sechspunkteinschlägen. Innerhalb der Arbeiter stimmen die Schlosser mit den Ungelernten besser überein als mit den Sonstigen.

Für die osteuropide Rasse lassen sich berufsgruppentypische Unterschiede nicht ausmachen. Bei allen Sozialgruppen liegt sie in ausgesprochener z. T. sogar sehr starker Diffusion vor. Eine gewisse Sonderstellung nehmen die Sonstigen ein, bei denen die Diffusion am geringsten ist. Am stärksten ist sie bei den Angestellten. Die Schlosser und die Ungelernten stimmen im wesentlichen — besonders gegenüber den Sonstigen — überein.

Auch die dinarische Rasse erlaubt keine Gegenüberstellung der Berufsgruppen. Auch für sie zeigen die Differenzen keine Parallelität unter dem Gesichtspunkt der sozialen Schichtung. Bei den Beamten ist die dinarische Rasse in ausgedehnterem Maße „verflüchtigt" als bei den Angestellten. Am ausgesprochensten ist das aber der Fall bei den Sonstigen, so daß hier die Ungelernten wieder zwischen den beiden Untergruppen der Gelernten stehen. Die Schlosser und die Angestellten weisen einen hohen Grad von Übereinstimmung auf.

Für die alpine Rasse kann man dann eine Entsprechung zu den Berufsgruppen feststellen, wenn man die sonstigen Gelernten zunächst beiseiteläßt. Dann nämlich liegen hier die Dinge ähnlich wie bei der nordischen Rasse. Bei den Verwaltungsbeamten und -angestellten ist sie — zwar nicht stark, aber immerhin deutlich — konzentriert, und zwar bei den Angestellten stärker als bei den Beamten. Die Arbeiter erweisen im Gegensatz dazu eine gewisse Diffusion. Die sonstigen Gelernten sprengen allerdings überraschenderweise den Rahmen völlig. Sie fallen so stark aus der Reihe, daß der Grad der Konzentration bei ihnen weitaus höher ist als sogar die maximale Konzentration der nordischen Rasse. Die Hälfte aller alpinen Einschläge etwa ist bei ihnen stärker als drei Punkte.

Die Sonstigen nehmen ja auch bei den anderen Rassen eine abgesonderte Stellung ein. Sie bilden also hinsichtlich der Konzentrationsverhältnisse gewissermaßen einen Fremdkörper innerhalb der Berufsgruppe der Arbeiter (wohlverstanden: im Rahmen des hier bearbeiteten Materials). Ihr Verhalten ist also, wie wir auch weiterhin sehen werden, ein Doppelgesichtiges: Zu einem Teile schließen sie sich den Schlossern an, zum anderen unterscheiden sie sich weit sowohl von diesen wie von den Ungelernten. In manchem schließlich stehen sie zwischen beiden, d. h. sie entfernen sich von den Schlossern in Richtung auf die Ungelernten, ja über sie hinaus. Dabei mag daran erinnert werden, daß ja bei den Maßen schon die Diskrepanz zwischen den

Werten der Schlosser und der Sonstigen auffiel, die mit den Ungelernten eine recht weitgehende Parallelität zeigten.

Innerhalb der Verwaltungsgruppe läßt sich ein Auseinanderklaffen von auch nur annähernd diesem Ausmaße nicht feststellen.

Individuen mit überwiegendem Einschlag (Tab. 15)

Es wurden bereits die Zahlen der Individuen miteinander verglichen, die überhaupt Einschläge einer Rasse aufweisen. Wie liegen nun die Dinge hinsichtlich der Individuen, die eine von ihnen rein oder vorwiegend zeigen, an denen sie also mit vier bis sechs Punkten vertreten sind? (Tab. 15.)

Zunächst ist zu sagen, daß rund ein Drittel sowohl der Verwaltungsbeamten wie der Angestellten ausschließlich oder vorwiegend das Gepräge der nordischen Rasse zeigen. Unter den Arbeitern dagegen überschreiten nur die Ungelernten den Betrag von einem Fünftel.

Vorwiegend Osteuropide und Dinarische sind unter den „Verwaltern" überhaupt selten. Häufiger sind vorwiegend Alpine. Das bedeutet also, daß sowohl unter den Beamten als den Angestellten, mit ihrem verhältnismäßig hohen Anteil von Individuen mit Vorwiegen einer Rasse, die nordische und die alpine Rasse vor den anderen deutlich in Erscheinung treten.

Die Arbeiter zeigen demgegenüber ein weit weniger ausgeprägtes Bild. Wohl steht auch hier wieder die nordische Rasse an erster Stelle, aber lange nicht in dem Maße wie bei Beamten und Angestellten. Ebenso tritt die alpine Rasse in ihrer Bedeutung zurück, während die osteuropide und die dinarische Rasse sich aus ihrer untergeordneten Rolle erheben, freilich ohne über die alpine ein entscheidendes Übergewicht erringen zu können. Die Zahl der überwiegend Osteuropiden bei Arbeitern einerseits und „Verwaltern" anderseits zeigt zwar keine überzeugenden Unterschiede; erinnert man sich aber der Tatsache, daß bei sämtlichen Arbeitern die Zahl der Individuen mit Überwiegen einer Rasse überhaupt relativ gering ist, so muß man sowohl der Zahl der überwiegend Osteuropiden wie der Dinarischen doch eine erhöhte Bedeutung zusprechen.

Innerhalb der Arbeiter drückt sich in den Zahlen der Sonstigen für die dinarische und die alpine Rasse ihr gesondertes Verhalten aus, das bei der Diskussion der Konzentrationsverhältnisse bereits besprochen wurde.

Die Mischungsverhältnisse

Faßt man das Verhältnis der Ein- und Zweirassigen zu den Dreirassigen ins Auge (Tab. 16), so springt sogleich ein scharfer Unterschied zwischen den Berufsgruppen ins Auge: Bei den Beamten und Angestellten überwiegt die Zahl der Ein- und Zweirassigen die der Dreirassigen; bei den Arbeitern ist es umgekehrt. Innerhalb der Berufsgruppen bestehen wieder Abstufungen.

So ist dies Überwiegen weitaus am meisten ausgesprochen bei den Inspektoren. Bei ihnen ist sowohl die Zahl der Einrassigen wie der Zweirassigen am höchsten von allen Gruppen; die Dreirassigen betragen nicht einmal ein Drittel. Dann folgen die Angestellten und hinter ihnen in kurzem Abstand die Sekretäre.

Unter den Arbeitern bestehen zwischen den Schlossern und den Ungelernten nur unbedeutende Unterschiede, die auf eine etwas geringere Durchmischung der Schlosser hindeuten. Wieder fallen die sonstigen Gelernten aus dem Rahmen: Der Prozentsatz der Zweirassigen kommt nahe an den der Dreirassigen heran. Das ist ein Ausdruck für dieselbe Tatsache, die sich auch in den besonderen Verhältnissen der Rassenstruktur zeigte.

Die Verteilung der verschiedenen Mischtypen (Tab. 17) zeigt ein etwas klareres, im Grundsätzlichen aber übereinstimmendes Bild. Die Zahl der „Klaren Mischtypen" nimmt in der Reihenfolge, die nach der sozialen Schichtung und den bisherigen Feststellungen erwartet werden mußte, ab, und die der „Verwischten Mischtypen" dementsprechend zu: Inspektoren, Angestellte, Sekretäre, Schlosser, Ungelernte, Sonstige. Die Inspektoren und Angestellten haben dabei auch den höchsten Anteil von klaren Mischtypen mit geringem Einschlag, nämlich rund ein Viertel. Nimmt man hinzu, daß die Inspektoren über eine recht beträchtliche Anzahl von — phänotypisch — einrassigen Individuen verfügen und daß der Prozentsatz der Zweirassigen allein 62,8% ausmacht, so kann man sagen, daß die Inspektoren im Gesamtmaterial eine besonders herausgehobene Stellung einnehmen.

Die Scheidung zwischen den beiden Berufsgruppen ist, wenn man die grenzbildenden Zahlen vergleicht, nicht kraß, aber immerhin deutlich genug. Die zwischen den Arbeitergruppen auftretenden Differenzen sind nicht so groß wie der Zwischenraum, der die Schlosser und die Sekretäre voneinander trennt.

Zusammenfassung

Als erster Beitrag zur „Stadtanthropologie Breslau" wurden 550 Männer der Stadtverwaltung untersucht. Sie gliedern sich in mehrere Berufgruppen: 1. Beamte des Verwaltungsdienstes (mit den Untergruppen Inspektoren = gehobener mittlerer Dienst, Sekretäre und Unterbeamte); 2. Verwaltungsangestellte; 3. gelernte Arbeiter (mit den Untergruppen Schlosser und „sonstige Gelernte"); 4. ungelernte Arbeiter.

Die Untersuchten stammen vorwiegend aus Mittelschlesien, und zwar etwa zur Hälfte aus Breslau selbst. Den höchsten Anteil an gebürtigen Breslauern zeigen die Schlosser, den niedrigsten die Sekretäre. Letztere weisen auch überdurchschnittlich hohe Anteile von außerhalb Schlesiens Geborenen auf. Bei den Beamten und Angestellten liegen die Geburtsorte gehäuft im linksodrigen Mittelschlesien, ein zweites Hauptherkunftsgebiet sind das oberschlesische Industriegebiet und die abgetretenen oberschlesischen Kreise. Die Arbeiter, insbesondere die ungelernten, stammen dagegen häufiger aus den weniger ertragreichen Kreisen des rechtsodrigen Mittelschlesien.

Nach den Einzelmerkmalen ergeben sich verhältnismäßig geringe Unterschiede zwischen den Berufsgruppen. Mehrfach stellen Beamte und ungelernte Arbeiter Extreme dar (Körperhöhe, Kopflänge, Kopfbreite, Jochbogenbreite, Nasenhöhe, Gesichtsindex), wobei die Beamten die größeren absoluten Maße aufweisen, und nehmen Angestellte und Gelernte eine Zwischenstellung ein. Die Abstufung der Merkmale folgt hier also mehr oder minder deutlich

der sozialen Stufenleiter. Die Flügelstellung der Beamten beruht aber fast ausschließlich auf den Merkmalswerten der gehobeneren Gruppe der Inspektoren, während die Sekretäre mehrfach den Angestellten näher stehen als den anderen Beamten (Körperhöhe, Kopflänge, Gesichtshöhe, Jochbogenbreite, Nasenhöhe, Gesichtsindex). Unter den Arbeitern schließen sich ungelernte und „sonstige Gelernte" enger zusammen (Körperhöhe, Kopflänge, Kopfbreite, Gesichtshöhe, Jochbogenbreite, Nasenhöhe, Nasenindex, Haarfarbe), was insofern bemerkenswert ist, als die sonstigen Gelernten nicht in ihrem Beruf beschäftigt werden, sondern ihre Tätigkeit der der ungelernten Arbeiter entspricht.

Der rassische Charakter der untersuchten Gruppen wurde in bezug auf die prozentuale Rassenzusammensetzung, sodann — mit neuen Methoden — in bezug auf die innere Struktur des Rassenaufbaus untersucht. Beamte und Angestellte schlossen sich gegenüber den Arbeitern enger zusammen, und zwar durch stärkeres Hervortreten der nordischen und der alpinen Rasse, sowie durch einen geringeren Grad der Durchmischung (z. B. hohe Anteile der Ein- und Zweirassigen). Bei den Arbeitern steht zwar auch die nordische Rasse an erster Stelle, aber sie ist stärker in „Einschläge" zersplittert; ferner tritt vor allem die osteuropide, dann auch die dinarische Rasse stärker hervor als bei Beamten und Angestellten. Nach der Rassenstruktur fallen bei den Arbeitern vor allem die hohen Anteile der Dreirassigen und verwischten Mischtypen auf. Sie sind also in höherem Grade durchmischt als Beamte und Angestellte.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt)

Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei

Von

Dr. *H. Grimm*, Breslau

Mit 1 Textabbildung und 11 Tabellen

Im Rahmen der anthropologischen Stadtuntersuchung in Breslau konnten dank dem Entgegenkommen des Leiters der Feuerschutzpolizei, Oberst der Feuerschutzpolizei Hoffmann, auch 177 Männer der Feuerschutzpolizei einschließlich Zivilhandwerker und Angestellte der Feuerschutzpolizei-Hauptwache erfaßt werden. Die Untersuchungen fanden im Sommer 1938 statt und wandten die im Anthropologischen Institut der Universität Breslau ausgearbeiteten ganzheitlichen Forschungsmethoden an.

Alter und Herkunft der Untersuchten

Von den 177 Untersuchten standen 174 im Alter zwischen 20 und 60, einer war unter 20, zwei über 60 Jahre alt: die größte Häufung liegt zwischen 30 und 45 Jahren (63,4%), das Mittel ist 40,3 Jahre.

Mehr als die Hälfte der untersuchten Männer (51,1%) sind in Breslau geboren, mehr als acht Zehntel (81,8%) sind in Mittel- oder Niederschlesien



geboren. Mehr als die Hälfte des Restes ist außerhalb der damaligen Grenzen von Schlesien geboren, so daß auf Oberschlesien nur ein kleiner Prozentsatz entfällt (Tab. 1). Es befinden sich aber unter den außerhalb Schlesiens geborenen Männern 8, die aus auslandsdeutschen Gebieten (Posen und Polnisch-Oberschlesien) stammen. Der Vergleich solcher „Rückwanderungsziffern" bei den einzelnen Berufsgruppen verdient in Zukunft einige Aufmerksamkeit.

Tab. 1

	Feuerschutzpolizei		Bevölkerungsdurchschnitt		Differenz gegen Bevölkerungsdurchschnitt
	n	%	n	%	D
1. In Breslau-Stadt geboren	90	51,1	444	53,7	− 2,6
2. Im übrigen Mittelschlesien geboren	49	27,8	158	19,1	+ 8,7
3. In Niederschlesien geboren	5	2,8	30	3,6	− 0,8
4. In Oberschlesien geboren	14	8,0	65	7,9	+ 0,1
5. Außerhalb Schlesiens geboren	18	10,2	130	15,7	− 5,5
Summe aus Zeilen 1—5	176		827		

Gegenüber der herkunftsmäßigen Zusammensetzung von 827 untersuchten Breslauer Männern (651 davon sind Antragsteller auf ein Ehestandsdarlehen beim Gesundheitsamt der Stadt Breslau, wo sie dank der Freundlichkeit des leitenden Amtsarztes, Obermed.-Rat Dr. med. Wittkopf erfaßt werden konnten) liegen nach Tab. 1 die Unterschiede der Feuerwehr in stärkerer Betonung der mittelschlesischen Herkunft, in geringerer Betonung der außerschlesischen Herkunft; der oberschlesische Anteil verschiebt sich kaum gegenüber dem Durchschnitt. Tatsächlich nimmt auch bei Aufspaltung des Gesamtmaterials in Berufsgruppen die Feuerwehr unter diesen eine Mittelstellung ein (Tab. 2).

Tab. 2. Vergleich der Herkunft verschiedener Gruppen mit der „Durchschnittsbevölkerung"

	Weniger %		Mehr %
Aus Breslau-Stadt			
Ingenieure und Techniker	16,0	Arbeiter	16,0
Kaufmännische und andere Angestellte	0,1	Metallhandwerker	18,0
Feuerwehr	2,6		
Aus Mittelschlesien			
Ingenieure und Techniker	6,2	Arbeiter	2,0
Kaufmännische und andere Angestellte	5,5	Feuerwehr	8,8
Metallhandwerker	0,3		
Aus Niederschlesien			
Kaufmännische und andere Angestellte	1,2	Ingenieure und Techniker	3,9
Arbeiter	3,6		
Metallhandwerker	2,4		
Feuerwehr	0,8		
Aus Oberschlesien			
Arbeiter	5,3	Ingenieure und Techniker	0,7
Metallhandwerker	5,[illegible]	Kaufmännische und andere Angestellte	6.5
		Feuerwehr	0,1
Außerhalb Schlesiens geboren			
Arbeiter	9,1	Ingenieure und Techniker	17,6
Metallhandwerker	9,8	Kaufmännische und andere Angestellte	0,3
Feuerwehr	5,5		

Sie hält diese Mittelstellung auch ziemlich genau ein, wenn man die Herkunft der Eltern in Betracht zieht (Tab. 3 u. 4). Bei den Vätern ergibt sich praktisch überhaupt keine Abweichung vom Durchschnitt, bei den Müttern tauscht die Feuerwehr ihren Platz mit der Gruppe der kaufmännischen und anderen Angestellten (etwas weniger Mütter mittel- und niederschlesischer, etwas mehr oberschlesischer Herkunft).

Tab. 3. Herkunft der in Schlesien geborenen Untersuchten und ihrer Eltern

Proband geboren in Breslau-Stadt	57,0 %	(n = 90)
Vater des „ „ „ „	24,4 %	(n = 35)
Mutter des „ „ „ „	17,4 %	(n = 24)
Proband geboren in Mittelschlesien	31,0 %	(n = 49)
Vater des „ „ „ „	49,7 %	(n = 71)
Mutter des „ „ „ „	58,7 %	(n = 81)
Proband geboren in Niederschlesien	3,1 %	(n = 5)
Vater des „ „ „ „	8,4 %	(n = 12)
Mutter des „ „ „ „	2,9 %	(n = 4)
Proband geboren in Oberschlesien	8,9 %	(n — 14)
Vater des „ „ „ „	17,5 %	(n = 25)
Mutter des „ „ „ „	21,0 %	(n = 29)

Tab. 4. Herkunft der aus Schlesien stammenden Eltern der Untersuchten

Abweichung vom „Bevölkerungsdurchschnitt"

Väter aus Breslau-Stadt	%
Ingenieure und Techniker	— 5,8
Kaufmännische und andere Angestellte	- 10,0
Feuerwehr	— 1,3
Metallhandwerker	+ 8,9
Arbeiter	+16,6
Väter aus Mittelschlesien	
Ingenieure und Techniker	—22,4
Arbeiter	- 6,7
Kaufmännische und andere Angestellte	+ 8,4
Feuerwehr	+ 2,2
Metallhandwerker	+ 1,2
Väter aus Niederschlesien	
Kaufmännische und andere Angestellte	— 3,1
Feuerwehr	— 1,0
Metallhandwerker	— 6,6
Arbeiter	— 6,0
Ingenieure und Techniker	+ 5,6
Väter aus Oberschlesien	
Arbeiter	— 3,9
Metallhandwerker	- 3,5
Feuerwehr	+ 0,1
Kaufmännische und andere Angestellte	+ 4,7
Ingenieure und Techniker	+22,6

Mütter aus Breslau-Stadt	%
Ingenieure und Techniker	— 2,6
Kaufmännische und andere Angestellte	— 1,3
Feuerwehr	— 7,9
Metallhandwerker	+ 8,5
Arbeiter	+21,7
Mütter aus Mittelschlesien	
Arbeiter	— 1,9
Metallhandwerker	— 5,6
Kaufmännische und andere Angestellte	— 2,9
Feuerwehr	+ 9,8
Ingenieure und Techniker	+ 5,7
Mütter aus Niederschlesien	
Ingenieure und Techniker	— 9,2
Kaufmännische und andere Angestellte	— 0,2
Feuerwehr	— 6,3
Metallhandwerker	— 2,5
Arbeiter	— 7,7
Mütter aus Oberschlesien	
Arbeiter	—12,1
Metallhandwerker	— 0,4
Kaufmännische und andere Angestellte	+ 4,4
Feuerwehr	+ 4,4
Ingenieure und Techniker	+ 6,1

Metrische Ergebnisse

Tab. 5 a) und b) stellt die Mittelwerte für die Gesamtzahl der Feuerwehrleute und für 2 aus ihnen gebildete Untergruppen zusammen. Es handelt sich danach um eine Gruppe, deren Körperhöhe an der Grenze zwischen mittelgroß und groß liegt, deren Kopflänge als lang zu bezeichnen ist, mit breitem Kopf, der dem Kopfindex nach rundförmig ist. Die Ohr-

Tab. 5a. Metrische Merkmale der Untersuchten

	Gesamtmaterial		Feuerlöschpolizei		„Breslauer"	
	M	n	M	n	M	n
Körperhöhe	169,2	177	168,9	148	168,6	42
Kopflänge	188,7	177	188,9	144	188,3	42
Kopfbreite	159,7	177	159,8	147	159,3	42
Kleinste Stirnbreite	107,0	177	106,7	144	106,4	42
Ohrhöhe links	124,5	127	125,4	101	125,5	34
„ rechts	124,4	127	124,6	101	124,2	34
Jochbogenbreite	145,1	176	145,3	146	144,8	42
Unterkieferwinkelbreite	107,6	173	107,9	145	107,0	42
Morphol. Gesichtshöhe	125,6	176	125,7	146	127,0	42
Kopfindex	84,1	177	84,0	145	84,1	42
Kopfl.-Stirnbr.-Index	56,3	177	56,0	145	56,3	42
Gesichtsindex	86,2	177	86,2	145	86,2	42
Nasenindex	60,5	177	60,4	146	61,0	42

Tab. 5b. Farbmerkmale der Untersuchten

Augenfarbe	Nicht pigmentiert 1a bis 2b %	Schwach pigmentiert 3 bis 6 %	Mittel pigmentiert 7 bis 11 %	Stark pigmentiert 12 bis 14 %	n
Gesamtmaterial	43,6	26,7	23,8	5,8	172
Feuerschutzpolizei	46,1	27,0	23,4	3,6	141
„Breslauer"	43,9	29,3	22,0	4,9	41

Haarfarbe	Hellblond A bis E %	Blond F bis L %	Dunkelblond M bis O %	Braun P bis T %	Braunschwarz U bis Y %	Rot I bis VI %	n
Gesamtmaterial	—	2,1	12,4	42,8	41,4	1,4	145
Feuerschutzpolizei	—	1,8	12,3	43,9	40,4	1,8	114
„Breslauer"	—	—	10,5	57,9	29,0	2,6	38

höhe des Kopfes ist mittelhoch, das Gesicht hoch, in Höhe der Jochbogen breit, dem Index nach mittelbreitförmig, die Nase noch schmalförmig. Unter den Farbmerkmalen sind mehr helle als dunkle Augen und mehr dunkle als helle Haare vertreten.

Die Untergruppen unterscheiden sich in ihren Mittelwerten praktisch nicht von dem oben beschriebenen Durchschnitt, mit einer einzigen Ausnahme: es sind die braunen Haarfarben (P bis T) unter den „Breslauern" (in Breslau geborene Männer, bei denen mindestens ein Elternteil ebenfalls in Breslau geboren ist) häufiger vertreten. Die Differenz beträgt immerhin 15,1% und entspricht dem 1,68fachen ihres wahrscheinlichen Fehlers. Man könnte dies als ein Zeichen stärkerer Durchmischung der rein dunklen und rein hellen Haarfarben bei den seit mindestens 2 Generationen in Breslau Ansässigen auffassen.

Gegenüber den von Krüger untersuchten Berufsgruppen verhalten sich die Feuerwehrleute dem Mittelwert nach nicht entscheidend anders. Dagegen ergeben sich doch recht deutliche Unterschiede, wenn man die Verteilung der Merkmale auf die üblichen Klassen untersucht. Zunächst sei bei der Feuerwehr selbst diese Verteilung in den Tab. 6a) bis 6d) wiedergegeben.

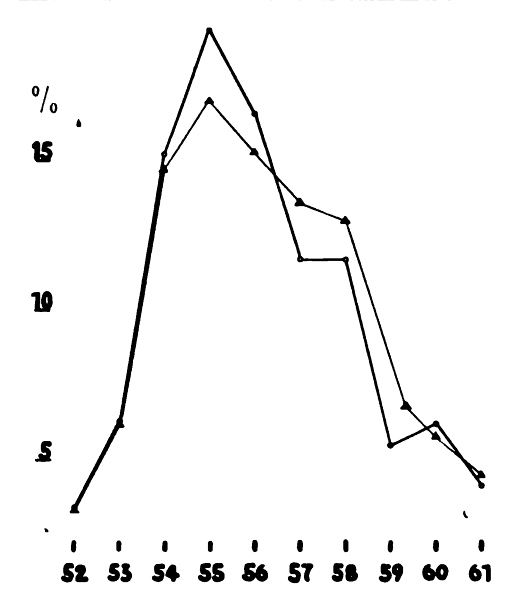


Abb. 1. Verteilungskurve vom Kopflängen-Stirnbreitenindex
nach Lenz bei den Feuerschutzpolizisten (dicke Linie zwischen Kreisen) und dem Feuerwehr-Gesamtmaterial (dünne Linie zwischen Dreiecken)

Da es für den Index aus kleinster Stirnbreite und Kopflänge, der nach Riemann stärker als der übliche Längen-Breitenindex des Kopfes erblich bedingt ist, noch keine gültige Einteilung zu geben scheint, ist statt einer Verteilungstafel seine Häufigkeitskurve gegeben (Abb. 1). Die Differenzen, die sich in der Verteilung dieses Index einmal bei den eigentlichen Feuerschutzpolizisten (n = 145) und zum anderen bei dem die Zivilhandwerker usw. einschließenden Gesamtmaterial (n = 177) ergeben, sind recht interessant und sprechen für eine Häufung der schmalstirnigeren Individuen innerhalb der eigentlichen Feuerwehr. Die Differenzen sind statistisch nicht gesichert, gehen aber überwiegend in gleichem Sinne: unterhalb eines Index von 56 ausschließlich positiv, oberhalb mit einer Ausnahme negativ. Daß jedenfalls die Hinzufügung von nur 32 Zivilhandwerkern eine solche Verschiebung der Verteilungskurve bewirkt, spricht sehr für die Brauchbarkeit des von Lenz vorgeschlagenen Index.

Zunächst gestattet die Tab. 6 noch einige weitere Unterschiede der „Breslauer" gegenüber dem Durchschnitt der Feuerwehrleute herauszuarbeiten: der Anteil mittellanger Köpfe ist bei den Breslauern geringer (Differenz $= -4{,}28\,\%; \frac{D}{m_D} = 1{,}79$), der Anteil der kurzen Köpfe höher (die Differenz von 10.13% entspricht allerdings nur dem 1,34fachen ihres wahrscheinlichen Fehlers). Ferner sind die Verteilungspolygone des Nasenindex so gegeneinander verschoben, daß bei den „Breslauern" die breiteren Nasen häufiger sind. Wieder sind die Unterschiede mit Hilfe der Fehlerrechnung nicht zu sichern, sie verhalten sich aber ganz einheitlich in dem Sinne, daß sehr schmale, schmale und mittelbreite Nasen seltener, breite und sehr breite Nasen häufiger bei den seit mindestens 2 Generationen in der Stadt Ansässigen vorhanden sind.

Eine Nachprüfung der Berufszusammensetzung der Feuerschutzpolizei (Gesamtmaterial) und der „Breslauer" ergibt, daß diese Verschiebung sich auch durch veränderten Gehalt an bestimmten Berufstypen nicht ohne weiteres erklären lassen. Zivilhandwerker sind am Gesamtmaterial beteiligt mit 18,2%, an den „Breslauern" mit 22,0%. Bestimmte Handwerker sind nach Tab. 7 in beiden Gruppen ganz ähnlich verteilt und machen in der einen drei Viertel, in der anderen gar vier Fünftel der ganzen Gruppe aus, aber auch der Rest zeigt keine grundsätzlichen Verschiedenheiten in der beruflichen Zusammensetzung.

Tab. 6. Verteilung der Merkmalsstufen

a) Kopfindex (Längen-Breitenverhältnis des Kopfes)

	Mittellanger 76 bis 80	Kurzer 81 bis 85	Sehr kurzer 86 bis 90	Runder Kopf 91—x
	in n			
Feuerschutzpolizei	18	75	49	3
„Breslauer"	2	26	14	—
	in %			
Feuerschutzpolizei	12,4	51,8	33,8	2,1
„Breslauer"	4,8	61,9	33,3	—

b) Nasenindex (Höhen-Breitenverhältnis der Nase)

	Sehr schmale bis 54	Schmale 55 bis 59	Mittelbreite 60 bis 64	Breite 65 bis 69	Sehr breite Nase 70—x
	in n				
Feuerschutzpolizei	28	40	44	22	12
„Breslauer"	8	10	12	8	5
	in %				
Feuerschutzpolizei	19,2	27,4	30,2	15,1	8,2
„Breslauer"	18,6	23,2	27,9	18,6	11,6

c) Gesichtsindex (Breiten-Höhenverhältnis des Gesichtes)

	bis 78	79 bis 83	84 bis 87	88 bis 92	93—x
	in n				
Feuerschutzpolizei	8	32	42	54	9
„Breslauer"	4	8	12	14	4
	in %				
Feuerschutzpolizei	5,5	22,1	29,0	37,2	6,2
„Breslauer"	9,5	19,1	28,6	33,3	9,5

d) Körperhöhe

	Klein 150 bis 160	Untermittelgroß 161 bis 164	Mittelgroß 165 bis 167	Übermittelgroß 168 bis 170	Groß 171 bis 180	Sehr groß 181—x
	in n					
Feuerschutzpolizei	6	13	30	42	49	8
„Breslauer"	3	2	9	16	10	2
	in %					
Feuerschutzpolizei	4,1	8,8	20,3	28,4	33,1	5,4
„Breslauer"	7,1	4,8	21,4	38,1	23,8	4,8

Auch beim Index aus Stirnbreite und Kopflänge verschiebt sich in den Verteilungskurven der Gipfel von 55 (19,3%) bei der Gesamtzahl der Feuerwehrleute auf 56 bei den „Breslauern" (23,8% fallen hier auf den Klassenmittelwert 56). Andere Unterschiede, z. B. in der Gesichtshöhe und in der Körperhöhe, verlaufen nicht so eindeutig.

Tab. 7. Berufsgliederung der Vergleichsgruppen

Anteil der	Bei der Feuerschutzpolizei %	Unter den „Breslauern" %
Schlosser, Schmiede, Dreher, Maschinenbauer, Klempner und Installateure	37,4	48,8
Maurer und Zimmerer . .	11,5	7,3
Tischler	7,9	7,3
Maler	6,5	7,3
Schneider, Schuhmacher und Sattler	10,8	9,8

Gegenüber der von Krüger angegebenen Verteilung der Merkmale bei Beamten usw. lassen sich folgende Unterschiede auffinden:

Tab. 8. Unterschiede der Feuerschutzpolizei gegenüber den mittleren Beamten

Seltener	%
Gesicht niedrig	(—11,5)
Braunes Haar	(—10,8)
Dunkle Augen	(— 9,3)
Hellgemischte Augen	(— 8,3)
Nase schmal	(— 6,5)
Körperhöhe übermittelgroß . . .	(— 6,5)
Gesicht mittelhoch	(— 6,2)
Kopf sehr kurz	(— 3,4)
Kopf kurz	(— 3,2)
Körperhöhe klein	(— 3,1)
„ groß	(— 2,9)
Nase breit	(— 1,9)
Kopf lang	(– 1,8)

Häufiger	%
Gesicht hoch	(+ 17,7)
Körperhöhe übermittelgroß . . .	(+ 12,2)
Dunkelgemischte Augen	(+ 11,9)
Helle Augen	(+ 7,3)
Nase sehr schmal	(+ 6,7)
Kopf kurz	(+ 4,9)
Blondes Haar	(+ 4,6)
Braunschwarzes Haar	(+ 4,6)
Kopf mittellang	(+ 3,6)
Nase sehr breit	(+ 2,0)
Körperhöhe mittelgroß	(+ 1,4)

Es ergibt sich ohne weiteres, daß Gruppen, die die Wirklichkeit des Lebens nach ihrer Berufsneigung und -eignung ausgelesen hat, in sehr verschiedenem Maße mit Genen für Färbung, für Hochwuchs, für bestimmte Proportionstendenzen am Hirnschädel oder Gesichtsschädel usw. angereichert sind. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang der Vergleich mit Krügers „Sonstigen Gelernten", von denen er ausdrücklich betont, daß sie — obwohl in einem Handwerk ausgebildet — meist die Tätigkeit ungelernter Arbeiter ausüben. Sie stellen also gegenüber der Aufstiegsgruppe der Feuerschutzpolizei,

die nur besonders tüchtige Handwerker einstellt, eine abgesunkene Gruppe dar. Die Unterschiede sind nun folgendermaßen:

Tab. 9. Unterschiede der Feuerschutzpolizei gegenüber den „sonstigen Gelernten"

Seltener	%	Häufiger	%
Braunschwarzes Haar	(— 12,9)		
		Körperhöhe übermittelgroß	(+ 12,5)
Nase breit	(— 11,9)		
Körperhöhe übermittelgroß	(— 10,3)		
„ klein	(— 10,2)		
Kopf kurz	(— 10,2)		
Gesicht niedrig	(— 10,1)		
		Nase schmal	(+ 9,9)
		„ sehr schmal	(+ 9,7)
		Gesicht mittelhoch	(+ 9,6)
Dunkelgemischte Augen	(— 8,3)		
		Braunes Haar	(+ 8,3)
		Gesicht hoch	(+ 8,2)
		Helle Augen	(+ 6,4)
		Körperhöhe groß	(+ 6,1)
Nase sehr breit	(— 6,1)		
		Kopf mittellang	(+ 6,0)
		„ sehr kurz	(+ 5,2)
Hellgemischte Augen	(— 4,7)		
Dunkle Augen	(— 4,3)		
Gesicht sehr niedrig	(— 4,2)		
„ „ hoch	(— 3,5)		
		Blondes Haar	(+ 2,9)
		Körperhöhe sehr groß	(+ 2,2)
Nase mittelbreit	(— 1,6)		
Kopf rund	(— 1,1)		

Rassenkundliche Ergebnisse

Die Rassendiagnose geschah bei der anthropologischen Stadtuntersuchung nach dem von v. Eickstedt entwickelten Verfahren (vgl. v. Eickstedt und Schwidetzky 1940). Sie versucht die Vielfalt der Merkmalskombinationen unter einem Ausdruck zu fassen; wir haben also ein Hilfsmittel der Verständigung vor uns, wie es auch in anderen Teilgebieten der Forschung am Menschen durchaus gebräuchlich ist (Kretschmer u. a.).

Die Auszählung der Rassendiagnosen ergibt folgende Zusammensetzung:

Tab. 10

	Nordisch n (f)	Osteuropid o	Dinarisch d	Alpin a	Mediterran m	Unbestimmbar u
Feuerschutzpolizei	49,6	17,0	14,4	13,5	1,6	3,7
Zivilhandwerker und Angestellte	42,5	19,4	8,6	15,6	9,7	4,3
Gesamtmaterial	48,4	17,4	13,4	13,9	3,1	3,8

Die Zivilhandwerker und Angestellten der Feuerschutzpolizei haben also weniger nordische und dinarische, mehr mediterrane, osteuropide und alpine Züge als die eigentlichen Feuerwehrmänner (es mag in diesem Zusammenhang noch einmal an das kennzeichnende Verhalten des Index aus kleinster Stirnbreite und größter Kopflänge erinnert sein!).

Wie Tab. 11 zeigt, liegt der stärkste Unterschied der Feuerwehr gegenüber den mittleren Beamten im niedrigeren Anteil der Alpinen, gegenüber den „Gelernten" im höheren Anteil der Nordischen; gegenüber den „Ungelernten"

Tab. 11. Rassenkundliche Stellung der Feuerschutzpolizei

Weniger	%	Mehr	%
Gegenüber mittleren Beamten			
a	(— 8,2)		
		d	(+ 4,8)
		n	(+ 0,9)
o	(— 0,3)		
m	(— 0,3)		
Gegenüber gelernten Arbeitern			
		n	(+ 8,8)
d	(— 5,6)		
o	(— 5,4)		
a	(— 2,3)		
		m	(+ 1,9)
Gegenüber den „sonstigen" Gelernten			
		n	(+ 12,6)
o	(— 8,0)		
a	(— 4,4)		
d	(— 3,8)		
		m	(+ 3,1)
Gegenüber ungelernten Arbeitern			
o	(— 7,8)	n	(+ 7,8)
d	(— 5,6)		
		m	(+ 1,4)
		a	(+ 0,9)

liegt der Unterschied im geringeren Anteil an Osteuropiden und im genau entsprechend erhöhten Anteil der Nordischen. Gegenüber den „Sonstigen Gelernten", deren Bedeutung als Vergleichsgruppe weiter oben hervorgehoben wurde, weist aber die Feuerschutzpolizei den stärksten Unterschied — wiederum mehr Nordische — auf! Wie gesagt, entsprechen die „sonstigen Gelernten" in ihrer sozialen Stellung den „Ungelernten". Rassenbiologisch gesehen kann jedoch die Schicht der ungelernten Arbeiter noch „Aufstiegsfamilien" enthalten (W e y m a n n), die bei den „Sonstigen Gelernten" K r ü g e r s nicht oder kaum mehr anzutreffen sind. In den Zahlen der Tab. 11 liegt zugleich der Hinweis, unter welchen Rassen diese Aufstiegsfamilien häufiger anzutreffen sein werden.

Zusammenfassung

Im Rahmen der „Stadtanthropologie Breslau" wurden 177 Männer der Feuerlöschpolizei untersucht. Es handelt sich vorwiegend um gelernte Handwerker, von denen nur besonders tüchtige in die Feuerwehr aufgenommen werden. Das Material wurde nach drei Richtungen — Herkunft, metrische Merkmale und Rassenzusammensetzung — aufgearbeitet und teilweise mit 650 weiteren vom Verf. untersuchten Breslauer Männern (zusammen mit der Feuerwehr als „Bevölkerungsdurchschnitt" bezeichnet), teils mit den von K r ü g e r untersuchten Arbeitern, Angestellten und Beamten der Breslauer Stadtverwaltung verglichen.

Der H e r k u n f t (Geburtsorte) nach zeigen die Untersuchten gegenüber dem „Bevölkerungsdurchschnitt" einen überdurchschnittlich hohen Anteil von in Mittelschlesien Geborenen, einen verhältnismäßig geringen Anteil von außerhalb Schlesiens Geborenen. Sie unterschieden sich hierin von Ingenieuren, Technikern und Angestellten und ähneln den Handwerkern und Arbei-

tern. Nach der Herkunft der Eltern der Untersuchten nimmt die Feuerwehr eine Mittelstellung zwischen den Berufsgruppen ein. Gegenüber dem „Bevölkerungsdurchschnitt" zeigen auch die Geburtsorte der Eltern eine Häufung in Mittelschlesien.

Den metrischen Merkmalen nach steht die Feuerwehr bezüglich der Körperhöhe auf der Grenze zwischen mittelgroß und groß; der Kopf ist lang und breit und dem Index nach kurzförmig, das Gesicht hoch, breit und dem Index nach mittelhoch, die Nase schmal; die Augenfarbe ist vorwiegend hell, die Haarfarbe vorwiegend dunkel. Ein Vergleich wurde mit den Beamten und „sonstigen Gelernten" aus Krügers Material durchgeführt. Von den Ergebnissen sei genannt, daß die Feuerwehr gegenüber beiden Gruppen höhergesichtig ist, gegenüber den „Sonstigen Gelernten" ferner hochwüchsiger, helläugiger, hellhaariger und schmalnasiger.

Innerhalb des Gesamtmaterials wurden bei der metrischen Analyse zwei Untergruppen unterschieden: die eigentlichen Feuerwehrleute (in der Feuerlöschpolizei befinden sich auch 18,2% „Zivilhandwerker") und „Breslauer". Zwischen Gesamtmaterial und Feuerwehrmännern ergeben sich kaum irgendwelche Unterschiede. Bei den „Breslauern" wurden nur diejenigen Männer berücksichtigt, bei denen mindestens auch ein Elternteil in Breslau geboren ist. Gesicherte Unterschiede zum Gesamtmaterial ergeben sich nicht, doch sind die „Breslauer" möglicherweise kurzköpfiger, breitnasiger und häufiger braunhaarig.

Der Rassenzusammensetzung nach ist die Feuerwehr vor allem durch den hohen Anteil der nordischen Rasse gekennzeichnet. Er entspricht dem bei den mittleren Beamten, die aber außerdem wesentlich stärker alpin sind. Im Vergleich mit verschiedenen Arbeitergruppen ist der nordische Anteil bei der Feuerwehr durchweg, und zwar vorwiegend auf Kosten aller anderen Hauptrassen, höher. Der größte Unterschied besteht zu den „Sonstigen Gelernten". Da diese eine sozial abgesunkene Gruppe darstellen, die Feuerwehr aber eine Aufstiegsgruppe, da sie nur besonders tüchtige Handwerker einstellt, ergibt sich daraus gleichzeitig, daß in aufstiegsfähigen Familien der Stadt Breslau die nordische Rasse überdurchschnittlich häufig vertreten ist. Die Unterschiede der Rassenzusammensetzung werden durch die Unterschiede der Einzelmerkmale bestätigt.

Schrifttum

v. Eickstedt, E. Frhr.: Anlage und Durchführung rassenkundlicher Gauuntersuchungen. Z. Rassenk. II, 1—32, 1935. — Ders. und Schwidetzky, I.: Die Rassenuntersuchung Schlesiens. Eine Einführung in ihre Aufgaben und Methoden. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien. H. 1, 68 S., Breslau 1940. — Kretschmer, E.: Körperbau und Charakter. 11. u. 12. Aufl., 243 S., Berlin 1936. — Krüger, E. H.: Rassenkundliche Untersuchungen an Beamten, Angestellten und Arbeitern der Stadtverwaltung Breslau. Z. Rassenk., 291—321, 1941. — Riemann, H.: Die Unterschiede meßbarer Merkmale bei Zwillingen im Vergleich mit den Unterschieden in der Bevölkerung. Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 340—353, 1938. — Weymann, G.: Zur Erbbiologie des deutschen Arbeiters. „Ärztin" Nr. 5, 1937.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Frhr. v. Eickstedt)

Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen[1])

Von

Ruth Sacher, Breslau

Mit 2 Textabbildungen und 19 Tabellen

Einleitung

Es soll in dieser Arbeit der Versuch unternommen werden, eine für sich abgeschlossene soziale Schicht, die Prostituierten, an einem Beispielsfall nach anthropologischen Methoden zu untersuchen. Er ist ein Beitrag zur vergleichenden Biologie der menschlichen Sozialtypen.

Die ersten zusammenfassenden Untersuchungen auf diesem Gebiet unternahm C. Lombroso, der in seinem 1894 erschienenen Werk „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte" bei der Prostituierten gewisse „Stigmata degenerationis" feststellt, jedoch zu dem Schluß kommt, daß nicht körperliche Abnormitäten zum Dirnentum prädisponieren, sondern daß die Prostitution Ausdruck und Ausweg einer psychisch labilen Konstitution und lediglich als Symptom des psychisch defekten Zustandes aufzufassen sei.

Sein Werk und seine Lehre wurden heftig umstritten, und gerade das Problem der Prostituierten wurde immer wieder von den verschiedensten Gesichtspunkten aus untersucht. Besonders in der liberalistischen Zeit wurden die soziale Seite und die psychologischen Momente, die zur Prostitution führen, ausführlichst bearbeitet und die Wirkung der sozialen Umwelt stärker in den Vordergrund gestellt; eine Untersuchung vom anthropologischen Standpunkt aus fand jedoch nicht statt. Die für ihre Zeit beachtliche Untersuchung von Pauline Tarnowskaja (1889) blieb lange die einzige dieser Art.

Erstmals wurden in neuerer Zeit anthropologische Untersuchungen an Prostituierten von B. Škerlj, Laibach, im Jahre 1932 aufgenommen, und zwar wurden von ihm zwei kleine Serien in Berlin und Laibach, eine dritte in München gemessen. Insgesamt lagen damit anthropologische Untersuchungen an 117 Individuen aus drei verschiedenen Landschaften, zwischen denen nicht unbeträchtliche rassische Unterschiede bestehen, vor.

Vom Anthropologischen Institut der Universität Breslau wurden bereits verschiedene städtische Berufsgruppen auf ihre rassische Zusammensetzung untersucht, wie denn Schlesien dank der intensiven Forschungstätigkeit von Prof. Frhr. v. Eickstedt und seinen Mitarbeitern nicht nur der am besten durchforschte Teil Deutschlands ist, sondern vor allem auch der einzige, wo exakte nachprüfbare Methoden der Typenfeststellung zur Anwendung kamen.

In dieser Arbeit soll erstmals der Versuch gemacht werden, auch Prostituierte nach den gleichen Methoden und Gesichtspunkten, wie sie bei dem anthropologischen Studium der Allgemeinbevölkerung angewandt wurden, zu untersuchen.

[1]) D. 2.

A. Das Material

Die Untersuchungen, auf denen sich die vorliegende Arbeit aufbaut, fallen in die Zeit von Oktober bis Dezember 1939. Sie wurden in Breslau mit Genehmigung und Unterstützung des Städtischen Gesundheitsamtes, wo sich die Prostituierten zur regelmäßigen Kontrolle einfinden müssen, durchgeführt und betreffen ausschließlich unter Kontrolle stehende Prostituierte, d. h. diejenigen öffentlichen Prostituierten, die als berufsmäßige der Behörde bekannt sind und keinen anderen Beruf ausüben. Insgesamt wurden 160 in Breslau lebende Prostituierte untersucht.

Ich möchte an dieser Stelle denjenigen, die mir durch ihr Entgegenkommen die Beobachtungen und die Durchführung der Erhebungen ermöglichten, nämlich insbesondere dem Direktor des Städtischen Gesundheitsamtes der Stadt Breslau, Herrn Oberreg. Med.-Rat Dr. Wittkopf, sowie dem Direktor der Breslauer Kriminalpolizei, Oberreg.-Rat König, meinen verbindlichsten Dank sagen. Ferner möchte ich meinen ergebensten Dank Herrn Prof. Dr. Dr. Frhr. v. Eickstedt und seiner Assistentin Frau Dozentin Dr. I. Schwidetzky aussprechen für die Unterstützung, die ich während meiner Arbeit fand.

Die Untersuchung erstreckte sich auf rassenkundliche und konstitutionelle Merkmale sowie soziologische Fragestellungen. Sie begann mit der Festlegung der Personalien. An Hand eines Fragebogens wurden in systematischer Weise zahlreiche Daten der Familie, der Herkunft, des Schulbesuches, des früheren Berufes, des Sexuallebens berücksichtigt, um ein möglichst vollständiges Bild von jeder Prostituierten zu erhalten. Auf eine Exploration wurde im großen und ganzen verzichtet, da die Zeit dazu zu knapp war, so daß ein persönlicher Konnex, wie er dafür Voraussetzung ist, meist nicht vorhanden war; zudem waren die Bedingungen für eine zwanglose, eingehendere Unterhaltung nicht günstig, da oft mehrere Frauen zugleich im Untersuchungszimmer anwesend sein mußten.

Dann erfolgte die körperliche Untersuchung mit Anthropometer, Zirkeln und Bandmaß, die Beobachtung anthropologischer Merkmale und schließlich das Entscheidende, die Stellung der rassischen Typendiagnose und ihre Festlegung in der sog. Rassenformel. Das geschah nach den Methoden der Breslauer Schule (vgl. v. Eickstedt und Schwidetzky 1940).

Die Alterszusammensetzung des Materials war folgende:

Tabelle 1. Das Alter der Untersuchten

Gruppe		Alter	Anzahl	%
Gruppe	I	20—25 Jahre	21	= 13,1 %
„	II	26—30 „	36	= 22,5 %
„	III	31—35 „	28	= 17,5 %
„	IV	36—40 „	34	= 21,2 %
„	V	41—50 „	31	= 19,5 %
„	VI	über 51 „	10	= 6,2 %
		insgesamt	160	= 100,0 %

Zwischen 20 und 30 Jahren stehen 35,6 %
„ 30 „ 40 „ „ 38,7 %
jenseits des 40. Lebensjahres „ 25,7 % der Untersuchten

Es sei besonders betont, daß es sich bei den Breslauer Untersuchten nicht um nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählte Individuen handelt, sondern um das gesamte erreichbare Material und somit auch um die tatsächliche Alterszusammensetzung der derzeitigen öffentlichen Prostituierten. Daher ist die Zahl an jugendlichen Individuen bis zum 30. Jahre erheblich geringer als

bei den Untersuchungen von Škerlj. Weiter ist bemerkenswert, daß junge, gut aussehende Prostituierte meist andere Städte des Reiches, „wo sie mehr verdienen können als in Breslau", bevorzugen, und Breslau mehr Zwischen- oder Endstation des Dirnenlebens ist. 20 Jahre ist in Deutschland das Mindestalter, in dem die polizeiliche Einschreibung der Prostituierten erfolgt.

Bei der Wahl der sonstigen, der bürgerlichen Berufe, spielen bekanntlich Zufälligkeitsfaktoren eine erhebliche Rolle, so daß nicht immer von einer wirklich freien Berufswahl gesprochen werden kann. Anders dagegen bei der Prostitution. Hier ist es so gut wie allein eigener Entschluß und freier Wille, der die Mädchen oder Frauen in ihren Beruf bringt und sie darin beharren läßt, so daß man mehr als bei jedem anderen Stande von „freier Berufswahl" sprechen kann.

Während also in dieser Hinsicht das Material einheitlich ist, gilt dies nicht für die Herkunft nach Geburtsorten. Das ist in der Mentalität der Prostituierten begründet. Diese veranlaßt sie nämlich zu einem ruhelosen Vagabundendasein, zu einem häufigen Wechsel des Aufenthaltsortes. Aus Tabelle 2 ist ersichtlich, daß der Anteil der außerhalb Schlesiens Geborenen wesentlich größer ist als bei anderen weiblichen Berufsgruppen.

Die Freizügigkeit und einstige historisch und charakterlich begründete Verbundenheit mit dem Vagabundentum ist also noch deutlich ersichtlich. Immerhin stammt der größte Teil der Untersuchten, nämlich 70%, aus Schlesien.

Tabelle 2. Geographische Herkunft der Prostituierten im Vergleich mit anderen Breslauer Berufsgruppen (in %). Geboren in:

	N	Breslau	Niederschlesien	Oberschlesien	Übriges Deutschland
Prostituierte	160	35,6	24,4	10,6	28,1
Hausgehilfinnen	146	47,2	42,5	6,2	4,1
Arbeiterinnen	63	79,4	17,4	1,6	1,6
Büroangestellte	133	66,2	10,5	7,5	15,8

Um einen Überblick über die frühere soziale Stellung der Prostituierten im bürgerlichen Leben zu erhalten, sei nachstehende Tabelle angeführt:

Tabelle 3. Frühere Berufe der Prostituierten

	Zahl	%
Dienstmädchen	55	34,3
ungelernte Fabrikarbeiterin	30	21,7
Landarbeiterin	5	
Büfettfräulein, Kellnerin	9	9,0
Zimmermädchen	2	
Artistin	3	
Näherin, Plätterin	10	10,0
Schneiderin	5	
Friseuse	1	
Kontoristin, Stenotypistin	9	14,0
Verkäuferin	9	
Kinderfräulein, Krankenpflegerin	4	
unklare Angaben („zu Haus", „ohne Beruf")	10	11,0
gelegentlich gearbeitet („was sich gerade fand")	2	
nichts gelernt, nie gearbeitet	6	
	160	100,0

Der weitaus größte Prozentsatz, 34,3, rekrutiert sich also aus ehemaligen Dienstmädchen, dann folgen mit 21,7% die Arbeiterinnen. Dies ist eine Bestätigung bekannter Tatsachen und in der einschlägigen Literatur (Bloch, Hecht, siehe Schrifttumsverzeichnis) eingehend erörtert worden, so daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht.

B. Maße und Indizes am Körper

Auffallendstes äußeres Merkmal ist die Fettleibigkeit der meisten Prostituierten. Das Gewicht schwankt zwischen 41 und 132 kg, der Mittelwert liegt bei 67,8 kg bei einer mittleren Körperhöhe von 157,6 cm. Die fetteste Person, eine Frau von 29 Jahren, hatte ein Gewicht von 132 kg bei einer Körperhöhe von 166 cm. Allerdings handelte es sich bei diesem Extremfall um eine endokrine Störung, und zwar um ovarielle Dysfunktion und Störung des Fettstoffwechsels auf hormonaler Grundlage, um endogene Fettsucht — also weniger um alimentäre Ursachen und Auswirkung des Milieus.

Škerlj errechnete bei seinen Untersuchungen in Laibach 57,7 kg bei einer mittleren Körperhöhe von 156,4 cm, in Berlin 59,9 kg bei einer mittleren Körperhöhe von 157,8 cm.

Das Gewicht der Breslauer Prostituierten erweist sich daher bei annähernd gleicher Körperhöhe mit der Berliner Serie Škerljs um fast 8 kg schwerer! Dies mag auf die größere Anzahl älterer Individuen in Breslau zurückzuführen sein.

Aus der folgenden Tabelle ist ersichtlich, wie das Körpergewicht mit höherem Alter zunimmt:

Tabelle 4. Alter und Gewicht

U = unterhalb des Mittelwertes der Breslauer Serie 67,8 kg
O = oberhalb " " " " "

	U		O	
	Zahl	%	Zahl	%
Gruppe I 21—25 Jahre	15	9,3	8	5,0
" II 26—30 "	31	19,5	6	3,6
" III 31—35 "	15	9,3	12	7,5
" IV 36—40 "	15	9,3	18	11,3
" V über 41 "	20	12,6	20	12,6

Die Zunahme des Körpergewichtes mit dem Älterwerden wird deutlich aus der anwachsenden Zahl der Individuen, deren Gewicht oberhalb des Mittelwertes liegt. Weiter geht aus dieser Zusammenstellung die relative Schlankheit der Jüngeren hervor. Daß jenseits des 41. Lebensjahres die Zahl unterhalb und oberhalb des Mittelwertes die gleiche ist, nämlich je 12,6%, dürfte kein Zufall sein, sondern zeigt an, daß mit dem Nachlassen der hormonalen Funktionen im beginnenden Klimakterium regressive Prozesse wieder eine Abmagerung herbeiführen.

Schon Lombroso gibt nach Beobachtungen von Pauline Tarnowskaja und Fornasaris ein höheres Gewicht der Prostituierten gegenüber anderen Frauen an. Schon bei jüngeren macht sich diese Gewichtszunahme bemerkbar;

bei älteren gehören nach ihm Gewichte von 90, 100, ja auch 130 kg nicht zu den Seltenheiten, und 59,4% der Prostituierten haben nach ihm ein übernormales Gewicht. Nach den vorliegenden Breslauer Untersuchungen beträgt diese Zahl 60,0%, bei einem angenommenen Normalgewicht von 60 kg für die erwachsene Frau. Diese Zahl stimmt auch mit Salsotto (zit. bei Škerlj) überein, der nur 29% der Prostituierten unter dem Normalgewicht — wobei leider nicht angegeben ist, was er als Normalgewicht annimmt — findet. Daß das Körpergewicht der Prostituierten höher als das der übrigen weiblichen Bevölkerung ist, wird durch folgende Tabelle veranschaulicht, die einige mittlere Körpergewichte, die bei Reihenuntersuchungen nach exakten Methoden bei gesunden Frauen festgestellt wurden, angibt.

Tabelle 5. Mittelwerte des Körpergewichtes in kg

Schweizerinnen, 18—20jährige (Grützner 1928)	54,6
Turnerinnen auf dem Turnfest in München (Bach und Rott 1923)	53,5
Turnerinnen auf dem Turnfest in Köln (Bach 1926)	54,2
Jüdinnen (Teumin 1902)	57,0
Norwegische Frauen (Schreiner 1924)	61,0
Laibacher Prostituierte (Škerlj 1933)	57,7
Berliner Prostituierte (Škerlj 1933)	59,9
Breslauer Prostituierte (Sacher 1941)	67,8

Eine genauere Erfassung der körperlichen Beschaffenheit ergibt die Berechnung nach Rohrers Körperfüllenindex, der das Gewicht in Beziehung zur Körperhöhe setzt.

$$\left(\frac{\text{Gewicht} \times 100}{\text{Körperhöhe}^3}\right)$$

Er beträgt für die

Breslauer Prostituierten im Mittel	M = 1,65
Škerlj fand in München	M = 1,586
und in Berlin	M = 1,549

Auch diese Werte zeigen, daß die Breslauer Prostituierten noch fetter sind als diejenigen in den beiden anderen Städten und ihre Körperfülle im Vergleich mit der anderer Frauen erheblich größer ist. Aus folgenden Vergleichszahlen geht dies deutlich hervor. Der Rohrersche Index zeigt bei Vergleichsgruppen folgende Werte:

Schweizerinnen 18—20jährige (Grützner 1928)	1,31
Freiburger Studentinnen (Rhiel 1927)	1,388
Turnerinnen auf dem Turnfest in München (Bach und Rott 1923)	1,36
Turnerinnen auf dem Turnfest in Köln (Rott 1926)	1,37
Jüdinnen (Teumin 1902)	1,47
Belgierinnen 18 20jährige (Quetelet 1870)	1,42
Norwegische Frauen (Schreiner 1924)	1,425

Einen weiteren Gradmesser für die Körperfülle gibt die Berechnung des Pignet-Index. Hier fanden sich auffallend häufig negative Werte. Der extremste Minuswert war 94; er fand sich bei der schon erwähnten 29jährigen Frau, deren Gewicht 132 kg betrug (Fall 6); Minuswerte von 62, 49, 40 usw. waren jedoch mehrfach anzutreffen. Der folgenden Tabelle sei die in der Konstitutionsanthropologie übliche Einteilung des Pignet-Index zugrunde gelegt.

Tabelle 6. Verteilung des Pignet-Index

„Konstitution“	Wert	Zahl	%
1. Sehr kräftig	unter 0	80 (!)	50,0
	0—10	28	17,6
2. Stark	11—15	13	8,1
3. Gut	16—20	16	10,0
4. Mittelmäßig	21—25	10	6,2
5. Schwächlich	26—30	8	5,0
6. Sehr schwach	31—36	5	3,1
7. Schlecht	über 36	—	—
		160	100,0



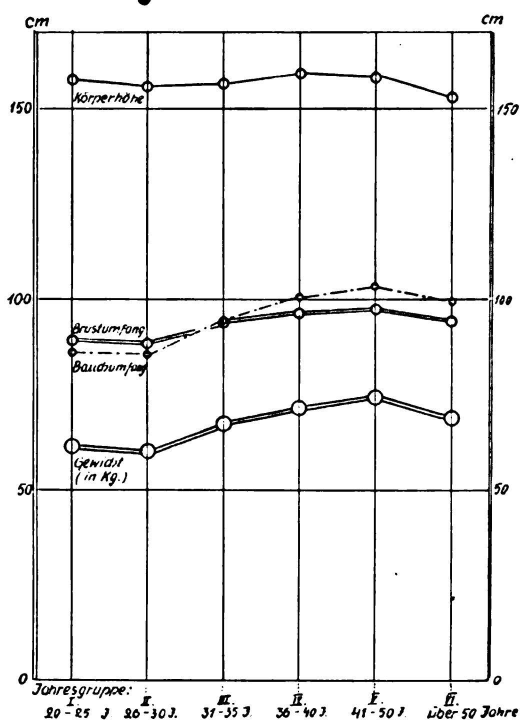


Abb. 1. Körperbaumerkmale von Breslauer Prostituierten nach Altersklassen

Beachte die Zunahme von Gewicht und Umfängen bis, die Abnahme nach dem 50. Jahr und das Überschneiden von Bauch- und Brustumfang um das 30. Lebensjahr!

In der folgenden Tabelle 7 sind die Mittelwerte der Körpermaße und Indizes und ihre Verteilung auf die einzelnen Altersklassen dargestellt (siehe auch die graphische Darstellung, Abb. 1). Es findet sich vom 30. Lebensjahre an ein rapides Ansteigen des Gewichtes — zwischen Gruppe II und III ein Mittelwertsunterschied von über 7 kg! — das höchste Mittelwertsgewicht, 74,4 kg, erreicht Gruppe V (die 41—50jährigen), während bei den über 50jährigen ein

plötzlicher Gewichtsabfall um ca. 6 kg stattfindet. — Entsprechend den Gewichten verhalten sich die Körperfüllenindizes. Der Pignet-Index ist von Gruppe III an negativ, der Index nach Rohrer demgemäß ansteigend. Beim Vergleich mit den von Škerlj errechneten Indexwerten nach Rohrer sind die Breslauer Werte in den Altersgruppen III, IV, V und VI um etwa 0,15 höher. Auch Škerlj betont die beträchtliche Gewichtszunahme vom 30. Jahre an.

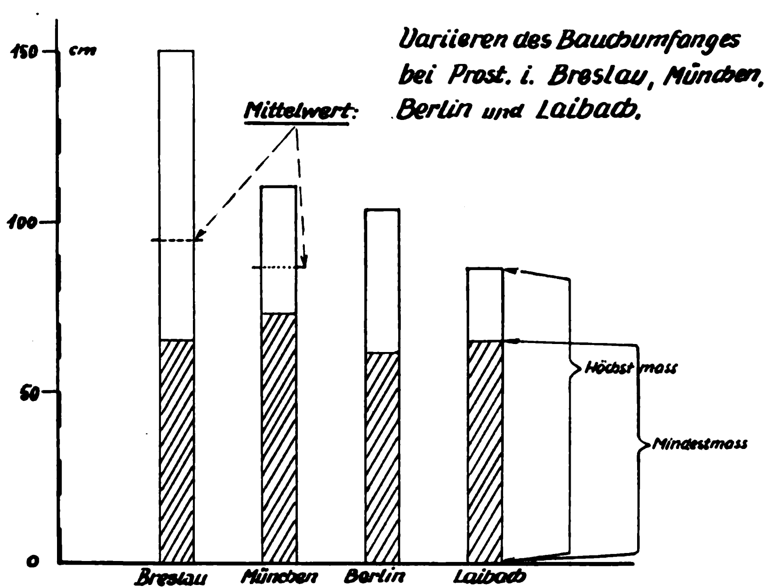


Abb. 2. Mittelwerte und Schwankungsbreite des Bauchumfangs bei Prostituierten in Breslau, München, Berlin und Laibach

Beachte den höheren Mittelwert und die größere Schwankungsbreite in Breslau!

Tabelle 7. Mittelwerte der Körpermaße und Indizes nach den Altersklassen

	Gruppe I 20—25 Jahre	Gruppe II 26—30 Jahre	Gruppe III 31—35 Jahre	Gruppe IV 36—40 Jahre	Gruppe V 41—50	Gruppe VI über 50 Jahre
N	21	36	28	34	33	10
Körperhöhe in cm .	157,5	156,0	156,9	159,1	158,4	153,3
Gewicht in kg . .	61,3	60,0	67,1	71,7	74,4	68,9
Rohrer-Index . . .	1,5	1,5	1,7	1,8	1,8	1,9
Pignet-Index . . .	+ 7,3	+ 7,9	− 4,0	− 8,6	− 12,5	− 10,8
Brustumfang . . .	89,1	88,3	94,0	96,5	97,4	94,5
I. Brustdurchmesser (transversal) . . .	27,3	26,6	28,1	28,9	28,8	27,9
II. Brustdurchmesser (sagittal)	19,2	19,3	20,3	21,1	21,3	20,4
Bauchumfang . . .	86,0	86,2	94,4	100,4	103,3	99,4
Oberschenkelumfang	56,0	55,1	58,2	59,9	59,2	57,8

An Umfängen wurden gemessen: Brustumfang, Taillenumfang, Bauchumfang, Hüftumfang, Oberschenkelumfang, Wadenumfang, Oberarmumfang. Da das Körpergewicht ein überdurchschnittliches ist, müssen auch die einzelnen Körperteile einen größeren Umfang haben. Tabelle 7 und 8 veranschaulichen dies.

Tabelle 8. Vergleich der Mittelwerte der Prostituierten mit einigen anderen weiblichen Gruppen

Material	Körperhöhe in cm	Gewicht in kg	Rohrer-Index	Oberschenkel-umfang in cm	Oberarmum-fang in cm
Schweizerinnen (Grützner 1928)	161,4	54,6	1,31	54,28	23,34
Turnerinnen (Rott 1926) . .	158,0	53,5	1,36	50,6	24,9
Turnerinnen (Bach u. Rott 1927)	157,9	54,2	1,37	51,5	26,1
Jüdinnen (Teumin 1902) . .	—	57,0	1,47	—	—
Belgierinnen 18—20 Jahre (Quetelet 1870)	—	—	1,42	—	—
Norwegische Frauen (Schreiner 1924)	162,3	61,0	1,425	—	—
160 Breslauer Prostituierte (Sacher 1941)	157,6	67,8	1,65	57,3	30,8
46 Berliner Prostituierte (Škerlj 1933).	157,8	58,9	1,525	55,4	25,9
30 Prostituierte in Laibach (Škerlj 1933).	156,4	—	—	55,3	26,4

Besonders groß ist der Mittelwert des Bauchumfanges bei den Breslauer Prostituierten; er übertrifft um fast 20 cm den Berliner Mittelwert! Neben dem Oberschenkelumfang ist der Umfang des Bauches ein sicheres Kennzeichen des Fettansatzes. Er ist bei Prostituierten größer als bei Nichtprostituierten.

In Breslau variierte der Bauchumfang der Prostituierten zwischen 65 und 150 cm, Mittelwert 95,0 cm
in München (trotz ortsbedingtem Biergenuß) zwischen . . . . 74 „ 111,0 „ „ 88,2 „
in Berlin zwischen . . . . 62,3 und 103,0 cm, Mittelwert nicht berechnet
in Laibach zwischen . . . . 63,2 „ 88,5 „ „ „ „

Einen Vergleich des Bauchumfanges der Prostituierten mit dem von Turnerinnen und Studentinnen hat Škerlj angestellt und fand eine gleichsinnige, mathematisch gesicherte Abweichung der Werte nach oben bei den Prostituierten, woraus folgt, daß die Prostituierten dickbäuchiger als die Nichtprostituierten der gleichaltrigen Vergleichsserien sind und daß ihr Bauchumfang mit zunehmendem Alter größer wird (siehe Tabelle 7, sowie Abb. 2).

Der Brustumfang wurde bei oberflächlicher, ruhiger Atmung und am Körper herabhängenden Armen, ohne Rücksicht auf Lageveränderungen der Brüste gemessen. Er ist ebenfalls beträchtlich höher als die von Škerlj gefundenen Werte, die mit denen von Riccardi (zit. bei Lombroso), übereinstimmen. Riccardi fand bei Prostituierten in Bologna einen Mittelwert von 82,7 cm, in Modena von 84,7 cm; Škerlj in Berlin 84,2, in Laibach 82,7 cm; in Breslau beträgt der Mittelwert 92,0 cm; als Minimum wurden 74,0, als Maximum 129,0 cm verzeichnet.

Auch der Brustumfang der Prostituierten ist erheblich größer als der anderer Frauen; Škerlj fand bei einem Vergleich seiner 30 Prostituierten in Laibach mit 46 Turnerinnen von dort eine Mittelwertsdifferenz von 2,10; sie beträgt für Breslau rund + 10,0!

Beide Umfänge, sowohl der Brustumfang als auch der Bauchumfang, nehmen nach den Breslauer Untersuchungen vom 30. bis 50. Lebensjahre an zu, der Bauchumfang jedoch beträchtlich mehr als der Brustumfang; der Bauchumfang übertrifft den Brustumfang sogar vom 30. Jahre an!

Der Umfang des Oberschenkels, gemessen im oberen Drittel bei der stehenden Frau, etwa 3—5 cm unterhalb der Schenkelbeuge, ist ebenfalls

ein guter Maßstab für den Fettansatz. Es fanden sich für Breslau eine Variationsbreite von 45 bis 75 cm und ein Mittelwert von 57,3 cm; Škerlj stellte in Laibach eine Variationsbreite von 48,5—60,8 cm, in Berlin von 47,4 bis 67,6 cm fest. Auch für Breslau wurde keine Zunahme während des Alterns bemerkt.

Nach den Untersuchungen Lombrosos ist der Unterschenkelumfang von Prostituierten größer als bei normalen Frauen. Die Variationsbreite des Wadenumfangs der Breslauer Prostituierten liegt

zwischen	27	und	46	cm
der Berliner Prostituierten zwischen	29	„	39	„
der Laibacher Prostituierten zwischen	30,8	„	38,0	„

Der Umfang des Oberarmes wurde bei hängendem, entspanntem Arm um die Mitte des Bizeps gemessen; die Variationsbreite in Breslau beträgt 21,0 bis 43,8 cm, der Mittelwert von 30,8 cm liegt ebenfalls höher als der der Vergleichsserien von Škerlj; die Variationsbreite seiner Prostituierten lag in Berlin zwischen 21,0 und 32,8 cm, in Laibach zwischen 22,0 und 30,8 cm; die Maximalwerte seiner beiden Serien liegen wenig über dem Breslauer Mittelwert! Mit zunehmendem Alter waren nur minimale Veränderungen festzustellen.

Im allgemeinen ist von den Umfängen zu sagen, daß sämtliche in Breslau gemessenen Werte erheblich über den Mittelwerten der Škerljschen Serien liegen und weit über den Mittelwerten, die für gesunde Frauen aus den verschiedensten sozialen Schichten von verschiedenen Beobachtern gefunden wurden. Besonders Bauch- und Brustumfang zeigen die größere Körperfülle der Breslauer Prostituierten deutlich. Der mittlere Bauchumfang ist um 3 cm größer als der mittlere Brustumfang, während bei Škerlj auch bei seinen Älteren, wozu er diejenigen über 26 Jahren rechnet, der Bauchumfang immer noch hinter dem Brustumfang zurückbleibt.

Die Brüste waren, entsprechend dem sonstigen körperlichen Erscheinungsbild, in den überwiegenden Fällen hängend und fett. Sie stellten zumeist eine formlose Masse dar, die nur durch Stützkorsetts und Büstenhalter einigermaßen in ihrer anatomischen Lokalisation gehalten wurde. Die von Hoerschelmann (siehe Schrifttum) gegebene vortreffliche Formeinteilung war in nur wenigen Fällen noch anzuwenden, da man oft nur mit Zuhilfenahme der Phantasie sagen konnte, ob z. B. eine Schalen- oder Halbkugelform vorgelegen hatte. Daher nahm ich eine graduelle Einteilung der Deszensusformen in leicht, mäßig und stark hängend vor.

Tabelle 9. Die Brustform bei den Breslauer Prostituierten

1. Schalen- bzw. scheibenförmig		16	10,0 %
a) schalenförmig mäßig gesenkt		12	7,5
2. stehend halbkugelförmig		7	4,3
a) halbkugelförmig mäßig gesenkt		9	5,5
3. Euterförmig		4	2 5
4. Hängende Brüste		110	69,0
davon			
a) leicht gesenkt	23		
b) mäßig gesenkt	49		
c) stark hängend, bis zum Bauch	38		
5. Auffallend klein, nur angedeutet		2	1,2
Zahl der Beobachtungen		160	100 %

Nach den Breslauer Beobachtungen haben hängende Brüste demnach insgesamt 84,5%, von diesen stark hängend 38, d. s. 23,7%; Idealformen, nämlich Schalen- und Halbkugelform, waren 23mal, d. s. 14,4%, vertreten, natürlicherweise ausnahmslos bei den jüngeren Prostituierten.

Auch hier zeigt sich die mindere körperliche Qualität der Breslauer Prostituierten gegenüber den von Škerlj in Berlin und Laibach gemessenen, bei denen 28,9% Schalen- und Halbkugelform besitzen; allerdings ist auch das Durchschnittsalter der Škerljschen Serien niedriger als das der Breslauer.

An Durchmessern wurden transversaler und sagittaler Brustdurchmesser gemessen. Beide zeigen nur geringe Abweichungen von Škerljs Werten; der transversale ist sogar im Mittel um 0,3 bzw. 0,8 niedriger, der sagittale nur um 1,4 größer; beide Werte, die von Škerlj gefundenen und die Breslauer, sind um etwa 1,5 bis 2 cm im Mittel bei den Prostituierten größer als bei den bei Škerlj angeführten Turnerinnen. Das zeigt, daß keine Verschiedenheit im Knochenbau besteht, sondern nur stärkere Weichteilbedeckung und größerer Fettansatz bei den Prostituierten. I. und II. Brustdurchmesser nehmen entsprechend dem Brustumfang in den Altersgruppen III bis V zu.

Die Körperhöhen schwanken zwischen 144 und 172 cm, der Mittelwert beträgt 157,6 cm, ist also dem von Škerlj in Berlin festgestellten (157,8 cm) annähernd gleich. Von Lombroso und seiner Schule wurde verhältnismäßige Kleinheit behauptet, was Škerlj bei seinen Untersuchungen nicht bestätigen konnte. Nachstehende Tabelle gibt die Körperhöhen der Breslauer Prostituierten im Vergleich mit einigen in Breslau gemessenen Berufsgruppen, den Hausgehilfinnen, Arbeiterinnen und Büroangestellten an.

Tabelle 10. Die Körperhöhe bei Breslauer weiblichen Berufsgruppen

cm		160 Prostituierte	121 Hausgehilfinnen	43 Arbeiterinnen	114 Büroangestellte
Klein 140,0—148,9	%	8,1	9,2	9,3	1,8
Untermittelgroß 149,0—152,9	%	16,3	23,5	20,9	8,8
Mittelgroß 153,0—155,9	%	16,9	18,5	25,6	14,2
Uebermittelgroß 156,0—158,9	%	18,1	19,3	11,6	23,9
Groß 159,0—167,9	%	35,6	27,7	27,9	46,9
Sehr groß (über 168,0)	%	5,0	1,7	4,7	4,4
Mittelwerte (in cm)		157,6	155,9	155,9	159,2

Als Vergleichszahlen interessieren besonders diejenigen der Hausgehilfinnen und Arbeiterinnen, weil sich aus diesen Berufsschichten der größte Prozentsatz der Prostituierten rekrutiert. Es zeigt sich, daß die unteren Bevölkerungsschichten einen größeren Prozentsatz an Kleinen und Untermittelgroßen haben als die mittleren Schichten, hier vertreten durch die Büroangestellten. Eine besondere Kleinheit konnte bei den Breslauer Prostituierten jedoch nicht festgestellt werden, im Gegenteil, ihre Körperhöhe ist größer als die der Breslauer Arbeiterinnen und Hausgehilfinnen.

Tabelle 11. Mittelwerte der Prostituierten in Breslau, Berlin und Laibach

	Breslau 160	Berlin (Škerlj) 46	Laibach (Škerlj) 30
Körperhöhe in cm	157,6 ± 0,49	157,8 ± 0,9	156,4 ± 0,9
Gewicht in kg	67,8 ± 1,31	58,9 ± 1,29	—
Rohrer-Index	1,65 ± 0,00	1,525 ± 0,033	—
Pignet-Index	— 1,3 ± 1,91	—	—
Durchmesser:			
I. Brustdurchmesser (transversaler)	27,0 ± 0,24	27,3 ± 0,3	27,8 ± 0,3
II. Brustdurchmesser (sagittaler)	20,4 ± 0,22	—	19,0 ± 0,3
Umfänge:			
mittlerer Brustumfang	92,0 ± 0,81	84,2 ± 0,8	82,7 ± 0,8
Taillenumfang	83,2 ± 1,11	—	—
Bauchumfang	95,0 ± 1,30	75,2 ± 0,9	73,2 ± 1,0
Hüftumfang	102,8 ± 0,97	—	—
Oberarmumfang	30,8 ± 0,36	25,9 ± 0,4	26,4 ± 0,4
Oberschenkelumfang	57,3 ± 0,50	55,4 ± 0,8	55,3 ± 0,7
Wadenumfang	34,6 ± 0,31	33,5 ± 0,4	34,0 ± 0,4

C. Maße und Indizes am Kopf

Bei den Kopf- und Gesichtsmaßen kann ebenso wie bei der Körperhöhe ein Vergleich mit anderen Breslauer Berufsgruppen, die im Rahmen der „Stadtanthropologie Breslau" untersucht wurden, durchgeführt werden.

Die mittlere Kopflänge beträgt 179,0 mm und ist für weibliche Personen und schlesische Werte ziemlich hoch; sie ist annähernd die gleiche wie die der Büroangestellten, während die Arbeiterinnen und Hausgehilfinnen erheblich dahinter zurückbleiben; sie variiert zwischen 164 und 192 mm, die größte Häufung liegt zwischen 175 und 183 mm.

Die mittlere Kopfbreite liegt mit 152,4 mm ebenfalls höher als die der Breslauer Vergleichsserien, besonders die der Arbeiterinnen und Hausgehilfinnen, ihre Variationsbreite liegt zwischen 140 und 166 mm, die größte Häufung zwischen 145 und 157 mm.

Der Mittelwert des Kopfindex ähnelt mit 85,2 dem der Breslauer Arbeiterinnen und Büroangestellten; einen größeren Index, 86,0, haben die Hausgehilfinnen. Die Kopfindexwerte der Prostituierten schwanken zwischen 75 und 98, die größte Häufung findet sich im Bereiche der kurzen und sehr kurzen Kopfformen. Größere Differenzen zwischen den Breslauer weiblichen Vergleichsserien ergeben sich hinsichtlich der Verteilung der einzelnen Kopfindexwerte, wie aus der nachfolgenden Tabelle 13 ersichtlich ist, nicht.

Die größte Breite des Gesichtes (Jochbogenbreite) liegt bei den Prostituierten zwischen 124 und 151 mm und beträgt im Mittel 137,2 mm; die größte Häufung reicht von 131—141. Die Prostituierten haben von den Breslauer Vergleichsserien die breitesten Gesichter; die Mittelwertsdifferenz gegenüber den Hausgehilfinnen und Büroangestellten beträgt rund + 4 mm.

Die morphologische Ganzgesichtshöhe liegt zwischen 102 und 135 mm und hat einen Mittelwert von 115,9 mm, die größte Häufung erstreckt sich von 110 bis 121, im Bereiche der mittelhohen und hohen Formen. Der Mittelwert liegt um 2 mm höher als der der Büroangestellten und Hausgehilfinnen.

Tabelle 12. Mittelwerte der Breslauer Prostituierten und anderen weiblichen Berufsgruppen

Merkmale	160 Breslauer Prostituierte	121 Breslauer Hausgehilfinnen	43 Arbeiterinnen	117 Breslauer Büroangestellte
Kopflänge	179,0 ± 0,46	175,8 ± 0,53	176,8 ± 0,74	178,9 ± 0,51
Kopfbreite	152,4 ± 0,42	151,2 ± 0,47	150,6 ± 0,84	152,3 ± 0,45
Kopfindex	85,2 ± 0,28	86,0 ± 0,27	85,3 ± 0,52	85,1 ± 0,26
Jochbogenbreite	137,2 ± 0,48	133,3 ± 0,47	131,3 ± 0,53	133,2 ± 0,38
Unterkieferwinkelbreite	99,9 ± 0,41	—	—	—
Physiognomische Ganzgesichtshöhe	170,0 ± 0,61	—	—	—
Morphologische Ganzgesichtshöhe	115,9 ± 0,48	113,5 ± 0,49	115,7 ± 0,92	113,6 ± 0,47
Mittelgesichtshöhe	72,8 ± 0,36	—	—	—
Ganzgesichtsindex	84,6 ± 0,39	85,2 ± 0,38	88,2 ± 0,77	85,6 ± 0,38
Nasenhöhe	51,4 ± 0,3	50,6 ± 0,36	52,0 ± 0,52	52,3 ± 0,31
Nasenbreite	32,8 ± 0,21	31,7 ± 0,28	31,4 ± 0,29	31,5 ± 0,20
Nasenindex	64,1 ± 0,56	63,0 ± 0,54	60,5 ± 0,84	60,4 ± 0,44

Der Ganzgesichtsindex, das Verhältnis zwischen morphologischer Ganzgesichtshöhe und Jochbogenbreite, bewegt sich zwischen 70 und 100 und hat einen Mittelwert von 84,6.

Unter den Breslauer Berufsgruppen haben die Prostituierten die breitesten Gesichter. Das drückt sich auch in den Verteilungszahlen aus (Tabelle 14).

Tabelle 13. Der Kopfindex bei den Prostituierten und anderen Breslauer Berufsgruppen

	Prostituierte	Büroangestellte	Hausgehilfinnen	Arbeiterinnen
Anzahl der Untersuchten	160	117	121	43
Mittelwert	85,2	85,1	86,0	85,3
	Verteilung in %			
Lang x—75,9	0,6	—	—	—
Mittellang 76—80,9	10,0	7,1	5,8	9,3
Kurz 81—85,9	48,8	51,3	43,0	46,5
Sehr kurz 86—90,9	36,9	39,8	46,3	41,9
Kugelförmig 91—x	3,7	1,8	5,0	2,3

Die Nasenhöhe schwankt zwischen 44 und 62 mm, der Mittelwert beträgt 51,4 mm. Er ist niedriger als bei den Arbeiterinnen und Büroangestellten, aber höher als bei den Hausgehilfinnen.

Die Nasenbreite schwankt zwischen 27 und 42 mm, ihr Mittelwert beträgt 32,8 mm. Damit haben die Prostituierten unter den Breslauer Vergleichsserien die breitesten Nasen.

Infolge niedriger Nasenhöhe und größter Nasenbreite ist der Nasenindex mit 64,1 im Mittel höher als bei allen drei Breslauer Vergleichsserien. Die Prostituierten haben also verhältnismäßig breite und kurze Nasen, was auch zur sonstigen Nasenform, die überwiegend konkav und stumpf ist, paßt. Wie aus der nachstehenden Tabelle 15 hervorgeht, beträgt der Anteil der Prostituierten an breiten und sehr breiten Nasen 42,5% und ist damit der größte unter den Vergleichsserien. Bei den Büroangestellten beträgt der Anteil an breiten und sehr breiten Nasen nur 20,9%, bei den Hausangestellten 35,7%, bei den Arbeiterinnen sogar nur 18,6%.

Tabelle 14. Der Gesichtsindex bei den Prostituierten und anderen Breslauer Berufsgruppen

	Prostituierte	Büroangestellte	Hausgehilfinnen	Arbeiterinnen
Anzahl der Untersuchten . . .	160	117	121	43
Mittelwerte	84,6	85,6	85,2	88,2
		Verteilung in %		
Sehr breit x—78,9	12,5	4,5	6,6	—
Breit 80—83,9	26,2	31,5	28,9	21,9
Mittel 84 87,9	39,4	40,6	36,3	29,3
Schmal 88—92,9	18,1	18,9	24,8	26,8
Sehr schmal 93—x	3,8	4,5	3,3	21,9

Die Unterkieferwinkelbreite schwankt zwischen 87 und 118 mm, ihr Mittelwert beträgt 99,9 mm.

D. Die Beobachtungsmerkmale

Die Augenfarbe wurde mit der Tafel von Martin-Schultz festgestellt. Bei der Augenfarbe überwiegen, wie überall in Schlesien, die hellen Farben; die Prostituierten haben mit 58,8% hellen Farben, wobei unter „hell" rein blaue und hellgemischte Augen, also Nr. 1 a—6 der Tafel, bezeichnet wurden, einen den Breslauer Vergleichsserien entsprechenden Anteil. Die Prozente an Helläugigen betragen bei den Arbeiterinnen 65,1, bei den Hausgehilfinnen 59,5 und bei den Büroangestellten 58,8. Die Prostituierten weisen jedoch mit 18,8% den geringsten Anteil rein heller Augen auf. Am stärksten ist die Gruppe der hellgemischten Augen (3—6) mit 40%, dem die der dunkelgemischten (7—11) mit 29,4% folgt, während die eigentlich dunklen Augen (12—16) nur mit 11,8% vertreten sind.

Die Haarfarbe war oft nicht leicht zu bestimmen, da etwa ein Drittel der hiesigen Prostituierten sich ihre Haare färben. In diesen Fällen wurde der ursprüngliche Haarton dicht über der Wurzel, wo das Haar nachwächst, festgestellt, oder aber die Frauen gaben nach der Mustertafel ihre frühere, eigentliche Haarfarbe an. Benutzt wurde die Haarfarbentafel von Fischer-Saller.

Es überwiegen die dunklen Haartöne. Hellhaarig (A—O der Tafel) waren 30,0%, dunkelhaarig (P—Y der Tafel) 66,3%; rote Haartöne waren mit 3,7% vertreten. Auch bei den Prostituierten steht, wie bei den übrigen in Schlesien untersuchten Menschengruppen, die Häufigkeit der hellen Haarfarben hinter der der hellen Augenfarben zurück. Das Verhältnis ist vielmehr ein umgekehrtes, es treten annähernd soviel helle Augen wie dunkle Haare auf. Der Anteil der Hellhaarigen ist bei den Prostituierten höher als bei den Vergleichsserien; so haben die Hausgehilfinnen 21,7%, die Arbeiterinnen 18,6% und die Büroangestellten nur 17,5% an Hellhaarigen. Diese Differenz kann sich aus der geringeren Anzahl von Untersuchten in den Vergleichsserien erklären, wahrscheinlich ist jedoch, daß durch das häufige Färben (bevorzugt wird dabei helles oder hellstes Blond oder aber Tiefschwarz in einer Tönung, wie sie in Schlesien und im übrigen Deutschen Reich natürlich selten anzu-

Tabelle 15. Der Nasenindex bei den Prostituierten und anderen Breslauer Berufsgruppen

	Prostituierte	Büroangestellte	Hausgehilfinnen	Arbeiterinnen
Anzahl der Untersuchten . . .	160	117	121	43
Mittelwerte	64,1	60,4	63,0	60,5
	Verteilung in %			
Sehr schmal x—54,9	9,4	17,5	9,1	18,6
Schmal 55—59,9	16,2	28,1	24,0	27,9
Mittel 60—64,9	31,9	34,2	31,4	34,9
Breit 65—69,9	22,5	17,5	20,6	14,0
Sehr breit 70—74,9	13,1	2,6	11,6	—
75—x	6,9	—	3,3	4,7

treffen ist, oder aber Tizianrot) die natürliche Haarfarbe nicht mehr genau zu definieren war.

Erwähnenswert ist, daß natürliche Rothaarigkeit sechsmal gefunden wurde: das ergibt 3,7% der Farben I—VI der Tafel; bei den Arbeiterinnen beträgt die Rothaarigkeit 2,3%, bei den Hausgehilfinnen 0,8%, bei den Büroangestellten war keinmal Rothaarigkeit zu finden.

Die Form des Hinterkopfes ist bei den Prostituierten in hohem Prozentsatz flach (31,2%) und mittel (45,6%), seltener gewölbt (23,2%) und überhaupt nicht ausladend gefunden worden. Diese Beobachtung stimmt mit der von Lombroso u. a. sowie der von Škerlj überein, dem vor allem die häufige Diskrepanz zwischen unterer Gesichtshälfte, besonders dem massigen und oft unglaublich fetten Kinn, und Größe und Form des Kopfes auffiel.

Die Wangenbeine zeigen einen für Schlesien hohen Anteil von vorspringenden Formen. Es fanden sich 29,4% anliegende, 35,6% mittlere und 35% vorspringende Jochbeine.

Gerade Lidspalten sind zu 76,9%, schräge zu 23,1% gefunden worden; der Anteil der geraden Lidspalten ist um rund 8% größer als bei den drei Breslauer Vergleichsserien, wo der Anteil der schrägen Lidspalten entsprechend größer ist, nämlich bei den Büroangestellten 31,6%, den Hausgehilfinnen 31,7% und den Arbeiterinnen 33,3% beträgt.

Die Lidspaltenweite weist noch bedeutsamere Unterschiede mit den Breslauer Vergleichsserien auf. Bei den Prostituierten wurden 35% enge, 62,5% mittelweite und 2,5% weite Lidspalten gefunden. Während bei den drei anderen Gruppen der Prozentsatz der mittelweiten Lidspalten bedeutend höher ist, nämlich 86,1% bei den Arbeiterinnen, 79,0% bei den Hausgehilfinnen, 87% bei den Büroangestellten, ist der Anteil an engen Lidspalten bei den Arbeiterinnen mit 4,6% und den Büroangestellten mit nur 4,5% ganz gering; auch bei den Hausgehilfinnen beträgt er nur knapp die Hälfte des Prozentsatzes der Prostituierten, nämlich 16,8%. Büroangestellte mit 8,1%, Arbeiterinnen mit 9,3% und Hausgehilfinnen mit 4,2% übertreffen den prozentualen Anteil an weiten Lidspalten, der bei den Prostituierten nur 2,5% beträgt. Der hohe Anteil an engen Lidspalten bei den Prostituierten erklärt sich aus der allgemeinen Verfettung ihrer Gesichtszüge.

Bei der Nasenprofilform wurden gerade, konvexe, konkave und

wellige Profile unterschieden. Die Prostituierten sind gekennzeichnet durch einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz konkaver Nasen, der 41,9% beträgt. Der der geraden beträgt 26,9% und ist annähernd der gleiche wie bei den drei Breslauer Vergleichsserien; dagegen haben die Prostituierten den niedrigsten Anteil an welligen Profilen, er beträgt mit nur 21,2% etwa die Hälfte des Anteils der Vergleichsserien (Hausgehilfinnen 41,3%, Arbeiterinnen 39,6% und Büroangestellte 42,1%). Auch der Anteil an konvexen Formen steht bei den Prostituierten mit 10% unter dem Durchschnitt (Arbeiterinnen 13,9%, Hausgehilfinnen 8,4%, Büroangestellte 14,9%).

Schon bei der Untersuchung der Frauen, dann auch bei der Durchsicht der Photographien fiel besonders das massige und oft unglaublich fette Untergesicht auf. Es ist dies eine bekannte Beobachtungstatsache der Kriminalbiologen und bei Lombroso, der darin eines der Stigmata degenerationis sieht, näher erörtert. Škerlj hat festgestellt, daß der Fettansatz am Unterkiefer während des Alterns zunimmt und sich in immer deutlichere Falten legt, so daß aus einem runden Kinn und einem weichen Halsansatz ein schweres Untergesicht mit Doppelkinn, ja oft mit mehrfachem Kinn und ohne deutlichen Übergang zum Hals wird. Der Unterkiefer selbst aber ist von Jugend an massig und schwer. Škerlj bringt in seiner Arbeit „Zur Anthropologie der Prostituierten" auf S. 63 eine dem Alter nach geordnete Reihe von Profilzeichnungen aus seinen Laibacher und Münchener Untersuchungen. Er findet unter allen aufgenommenen Fällen nur 17,5% Unterkiefer „normal" und fast ²/₃ massig oder schwer, ¹/₃ von allen auffallend fett. In nachfolgender Tabelle sind meine Beobachtungen (an Hand der Photographien) über die Form des Kinnes bzw. des Überganges von Kinn zu Hals angegeben. Ein Vergleich mit den Škerljschen Zahlen zeigt folgende Resultate: Als „normal" war die Form des Überganges vom Kinn zum Hals nur in 27,1% der Fälle zu bezeichnen (bei Škerlj nur in 21,4%); die Jahrgänge vom 20.—35. Jahre hatten zusammen 21,5%, vom 35. Lebensjahre ab nur 5,6% normale Kinnformen. Doppelkinn, sehr verfettete Form und massiger Unterkiefer fanden sich bei 34,7% der Untersuchten (bei Škerlj nur in 27% seiner Fälle). Dieser Unterschied erklärt sich durch die allgemein größere Verfettung der Breslauer Prostituierten. Die Verfettung des Kinnes und die Zunahme an Massigkeit des Untergesichts überhaupt ist besonders um die Mitte des 3. Lebensjahrzehntes zu bemerken. Als wichtigstes ist jedoch übereinstimmend mit Škerlj festzustellen, daß in allen Lebensaltern die normalen Kinnformen in der Minderzahl sind; in Gruppe IV (36—40 Jahre) betragen sie nur noch ca. ¹/₅, in Gruppe V (41.—50. Lebensjahr) ca. ¹/₉ und in Gruppe VI (über 51 Jahre) wurde bei meinen Frauen keinmal mehr normale Kinnform gefunden.

Lombroso berichtet über den auffallend schweren Unterkiefer wie folgt: „Jedenfalls ist das Verhältnis zwischen Unterkiefer und Schädelgewicht völlig gleich dem beim Manne." Er belegt diese Behauptungen mit Messungen an 26 Prostituierten-Schädeln, gemäß der Methode der damaligen Anthropologen, die mehr als dies heute geschieht, Knochen- und Schädelmessungen ihren Theorien und Untersuchungen zugrunde legten. Weiter berichtet er: „Auch das Gewicht des Unterkiefers ist bei Verbrecherinnen und in noch höherem Maße bei Prostituierten größer als bei normalen Frauen, ferner verhält sich der Index crani-mandibularis wie beim Manne." Pauline Tarnow-

Tabelle 16. Die Form des Kinns bei Breslauer Prostituierten

	Gr. I 20—25 J.	Gr. II 26—30 J.	Gr. III 31—35 J.	Gr. IV 36—40 J.	Gr. V 41—50 J.	Gr. VI über 51 J.	zusammen	%
Normal	6 = 4,2%	16 = 11,0%	9 = 6,3%	5 = 3,5%	3 = 2,1%	—	39	27,1 (21,4)*)
Weich	13 = 8,8%	12 = 8,4%	10 = 7,0%	8 = 5,6%	8 = 5,6%	4 = 2,8%	55	38,2 (52,9)
Doppelkinn	—	2 = 1,4%	3 = 2,1%	9 = 6,2%	10 = 6,9%	4 = 2,8%	28	19,4 (27,0)
Sehr fett bzw. mehrfaches Kinn	1 = 0,7%	2 = 1,4%	3 = 2,1%	4 = 2,8%	8 = 5,5%	4 = 2,8%	22	15,3
Zahl der Individuen zusammen	20	32	25	26	29	12	144	100,0

*) Die eingeklammerten Zahlen geben die Ergebnisse von Škerlj Untersuchungen an Münchener Prostituierten wieder.

skaja weist nach, daß bei den Prostituierten die untere Gesichtshälfte auffallend die obere überwiegt. Diese Beobachtungen decken sich augenscheinlich mit denen der Breslauer Untersuchungen. Insbesondere fällt oft eine Diskrepanz zwischen Kopf (und zugleich wieder dem fetten, massigen Unterkiefer) und Körper auf.

Einer genaueren Untersuchung wurde auch die Kinnprofilform unterzogen. Die Kinnprofile wurden eingeteilt in gerade (mittlere), vorspringende und fliehende. Nachstehende Tabelle 17 zeigt das Verhältnis der einzelnen Kinnprofilformen bei den Breslauer Prostituierten und den drei anderen Breslauer Vergleichsgruppen, den Büroangestellten, Hausgehilfinnen und Arbeiterinnen. Die Prostituierten weisen weniger vorspringende Formen als Büroangestellte und Hausgehilfinnen auf.

Tabelle 17. Kinnprofilform der Breslauer Prostituierten im Vergleich mit anderen weiblichen Berufsgruppen (in %)

	Gesamtzahl N	vorspringend	mittel (gerade)	fliehend
Prostituierte	160	35,6	50,0	14,4
Büroangestellte	114	43,0	41,2	15,8
Hausgehilfinnen	121	59,2	30,0	10,8
Arbeiterinnen	43	34,9	48,5	18,6

E. Sozialtypus, Rasse und Körperbau

Die zunächst an Hand von Photographie und Maßstreifen überprüften Rassendiagnosen wurden für jeden Fall durch Aneinanderreihung der Einzeldiagnosen für jedes Merkmal ermittelt und die Rassenanteile punktmäßig ausgezählt nach der in Breslau üblichen Methode bei Reihenuntersuchungen.

Aus Tabelle 18 geht die prozentuale Rassenzusammensetzung der Breslauer Prostituierten und die der drei Vergleichsserien hervor.

Tabelle 18. Rassenzusammensetzung der Prostituierten und anderen weiblichen Berufsgruppen (in %)

	160 Prostituierte	121 Hausgehilfinnen	43 Arbeiterinnen	114 Büroangestellte
Nordisch (n)	18,8	28,7	31,7	33,0
Fälisch (f)	5,8	2,9	—	1,5
Osteuropid (o)	28,1	35,7	34,5	30,2
Dinarisch (d)	15,7	9,7	15,9	13,4
Alpin (a)	20,0	20,7	10,7	17,4
Mediterran (m)	3,3	0,6	4,8	2,8
Unbestimmbar (u)	8,3	1,7	2,4	1,7

Der Häufigkeit nach sind die einzelnen Rassen mit folgenden Anteilen vertreten:

Osteuropide	28,1%
Alpine	20,0%
Nordische	18,8%
Dinarische	15,7%
Unbestimmbar	8,3%
Fälische	5,8%
Mediterranne *	3,3%

Am stärksten von den vier schlesischen Hauptrassen, der nordischen, dinarischen, alpinen und osteuropiden, ist bei den Prostituierten die osteuropide Rasse vertreten. Das entspricht auch der Häufung vorspringender Wangenbeine und enger Lidspalten, vor allem aber dem ungewöhnlich großen Anteil der konkaven Nasenprofile als kennzeichnend osteuropider Merkmale, weniger der Verteilung der schrägen Lidspalten.

Beim Vergleich mit den drei Breslauer Gruppen fällt der geringe Anteil an Nordischen bei den Prostituierten auf, der um 10,0 bzw. 15% unter dem der Hausgehilfinnen bzw. Büroangestellten liegt und am niedrigsten gegenüber den Vergleichsgruppen ist.

Der relativ hohe Prozentsatz von 8,3 der „unbestimmbaren" Anteile ist in der Eigenart des Materials begründet. Die Fettleibigkeit der Prostituierten vergröbert, verwischt und verändert stark die Konturen des Gesichtes. Weiterhin sind für Rassendiagnosen höhere Altersklassen weniger gut geeignet, da mit zunehmenden Jahren durch physiologische Prozesse regressiver Art eine Veränderung der Längen-Breiten-Verhältnisse des Gesichtes eintritt. Ferner werden durch Verlust des Gewebeturgors und das Herabsinken der Wangenpartien Verschiebungen der Weichteilbedeckung des Gesichtes verursacht, die sich irritierend bei der Rassendiagnose auswirken können.

Die rassische Bestimmung auf Grund der Typenformeln wurde durch die Kopfmaße und -beobachtungen an Individuum und Photo kontrolliert. Es soll nunmehr aber auch der Versuch gemacht werden, die einzelnen Körpermaße der Rassen zu vergleichen. Ich bin mir bewußt, daß die Schlüsse, die daraus gezogen werden können, beschränkt sind, da ja gerade bei Frauen eine Vielzahl von Komponenten, die sich teils ergänzen und teils überschneiden, den Körperbau beeinflussen. Auf die konstitutionellen und hormonalen Faktoren, ihr Zusammenspiel und ihre Einwirkung auf Wachstum und körperliche Entwicklung sei also absichtlich nicht eingegangen, nur die Beziehungen zwischen Rassentypus und Körperbau wurden festgestellt. In den einzelnen Rassen-

Tabelle 19. Rasse und Körpermaße (Mittelwerte)

	Osteuropide o	Alpine a	Nordische n	Dinarisch d
Anzahl der Gemessenen insgesamt 123, davon	45	35	23	20
Davon in Prozent	35,5	28,4	18,1	18,0
Alter im Mittel	34,7	38,4	30,4	35,6
Körperhöhe in cm	156,5	157,3	156,9	159,5
Gewicht in kg	68,9	70,7	60,5	65,0
Pignet-Index	— 6.8	— 9,3	+ 4,9	+ 8,7
Rohrer-Index	1,73	1,75	1,49	1,54
Brustumfang in cm	93,9	96,3	89,4	90,7
Taillenumfang in cm	85,2	87,0	76,4	80,3
Bauchumfang in cm	96,5	100,0	88,7	91,4
Hüftumfang	—	104,5	98,8	100,2

gruppen wurden alle Individuen, bei denen die betreffende Rasse überwog (4 oder mehr Punkte, bei Dreirassigen außerdem 3 Punkte), berücksichtigt. Dadurch, daß auch ein Teil der Mischtypen einbezogen wird, werden zwar die Unterschiede etwas verwischt; anderenfalls wären jedoch die Vergleichsgruppen zu klein geworden.

Die Körperhöhe der Dinarischen ist, wie zu erwarten, am größten, die der osteuropiden Prostituierten am geringsten. Die Unterschiede zwischen den Rassengruppen sind aber relativ gering.

Alpine und Osteuropide haben die höchsten Gewichte, nämlich 70,7 bzw. 68,9 kg, die Nordischen das niedrigste Gewicht, nur 60,5 kg; ihr Gewicht ist annähernd das gleiche wie das der Dinarischen, die bei einer um 2,6 cm größeren Körperhöhe 4,5 kg mehr wiegen. Beide, Nordische wie Dinarische, bleiben unter dem Gesamtmittel der Breslauer Prostituierten, das 67,8 kg beträgt. Die Alpinen und Osteuropiden sind um fast 10 kg im Mittel schwerer als die Nordischen! Allerdings ist das Durchschnittsalter der Alpinen um 8 Jahre höher, und wir haben gesehen, daß das Körpergewicht der Prostituierten mit steigendem Alter zunimmt und um das 4. Jahrzehnt sich dem Maximum nähert. Fast gleiches Alter haben jedoch die Osteuropiden und die Dinarischen, nämlich 34,7 und 35,6 Jahre; und obwohl die Dinarischen um 3 cm größer sind, ist ihr Körpergewicht um 4 kg geringer als das der Osteuropiden, so daß hier deutlich die rassische Bedingtheit der größeren Körperfülle sichtbar wird.

Entsprechend den Körpergewichten verhalten sich die Körperfüllenindizes, die nach Pignet und Rohrer berechnet wurden.

	o	a	n	d
Der Pignet-Index beträgt	— 6,8	— 9,3	+ 4,9	+ 8,7
„ Rohrer-Index „	1,73	1,75	1,49	1,54

D. h., da der Index nach Pignet einen um so höheren positiven Wert besitzt, je schlanker ein Individuum ist, und um so mehr im Negativen gelegen ist, je adipöser es ist, daß die Dinarischen die relativ schlankesten sind; dann folgen die Nordischen; als extrem fett — verglichen mit normalen Frauen — sind mit — 6,8 bzw. — 9,3 die Osteuropiden und vor allem die Alpinen zu bezeichnen. Der Rohrersche Index dagegen zeigt, da mit anderen Faktoren als der Pignet-Index arbeitend, mit Zunahme des Körpergewichtes zunehmende positive Werte. Am höchsten ist er demnach bei den Alpinen und Osteuro-

piden, während die Nordischen und Dinarischen die niedrigeren Werte haben.

An Körperumfängen wurden für die einzelnen Rassen berechnet der Brust-, Taillen-, Bauch- und Hüftumfang. Die geringsten Umfänge weisen, entsprechend ihrem relativ niedrigen Gewicht, die Nordischen auf; bei ihnen ist, als der einzigen Rassengruppe, der Brustumfang größer als der Bauchumfang; das ist eine an sich natürliche Proportion, jedoch sahen wir S. 338 dieser Arbeit, daß bei den Prostituierten im Durchschnitt der Bauchumfang den Brustumfang übertrifft. — Bei den Dinarischen beträgt der Mittelwert des Brustumfanges 90,7, der des Bauches 91,4 cm; der Bauch ist also nur um weniges stärker als der Brustumfang, während er bei den Osteuropiden und besonders den Alpinen weit stärker ist, bei den letzteren sogar um fast 4 cm!

F. Zusammenfassung der Ergebnisse

Fassen wir die Ergebnisse der Breslauer Untersuchungen nochmals kurz zusammen, so fällt bei den dort untersuchten 160 Prostituierten als wichtigstes sozialtypisch unterscheidendes körperliches Merkmal die große Fettleibigkeit auf, die sich in dem hohen Körpergewicht und entsprechend großen Werten für den Pignet- und Rohrer-Index zeigt. Der Mittelwert des Gewichtes lag bei 67,8 kg bei einer mittleren Körperhöhe von 157,6 cm, der Pignet-Index in 50% der Fälle (!) unter Null, entsprechend verhielt sich der Index nach Rohrer.

Das Körpergewicht nimmt mit höherem Alter zu, es steigt beträchtlich vom 30. Lebensjahre an, erreicht sein Maximum im 41.—50. Jahre, um dann wieder, als Zeichen des beginnenden Klimakteriums und regressiver Prozesse, eine allmähliche Abnahme zu erfahren. Für die niederen Prostituierten (wie wir sie in den unter öffentlicher Kontrolle stehenden Frauen vor uns haben) ist typisch, daß sie schwerer und fetter sind als die im gleichen Alter stehenden Mädchen und Frauen in anderen, bürgerlichen Berufen.

Auch alle Maße der Prostituierten laufen auf das eine heraus: den stärkeren Fettansatz. Besonders zeigt sich diese Verfettung im Umfang von Bauch und Brust. Der mittlere Bauchumfang übertrifft den mittleren Brustumfang! Bauch- und Brustumfang nehmen beim Älterwerden zu, der Bauchumfang jedoch stärker als der Brustumfang.

Aber auch bei den Kopf- und Gesichtsmaßen ergaben sich kennzeichnende Unterschiede zu anderen Breslauer Berufsgruppen.

So ist das Gesicht bei den Prostituierten besonders breit (Jochbogenbreite) und dementsprechend der Gesichtsindex besonders niedrig. Der hohe Anteil der engen Lidspalten kann mit der allgemeinen Verfettung der Gesichtszüge in Zusammenhang gebracht werden. Auffällig ist ferner der hohe Anteil an konkaven Nasenprofilformen, der mit geringer Höhe und großer Breite der Nase Hand in Hand ging. Der Unterkiefer ist meist massig, schwer und verfettet.

Hinsichtlich der Rassenzusammensetzung standen die Osteuropiden mit 28% an erster Stelle, es folgten die Alpinen mit 20%, dann der nordische Anteil mit nur 18,8%, der im Vergleich mit den drei Breslauer Vergleichsserien auffallend niedrig ist.

Die Körpermaße derjenigen Individuen, die eine Rasse vorwiegend aufwiesen, zeigten folgende Unterschiede des Körperbaues: Die Körperhöhe der

dinarischen Prostituierten war am größten, die der osteuropiden am geringsten. Alpine und Osteuropide haben die höchsten Gewichte, die Nordischen das niedrigste Gewicht. Nordische und dinarische Prostituierte haben ein Mittelgewicht, das unter dem Gesamtmittelgewicht der Breslauer Prostituierten liegt. Entsprechend den Gewichten verhalten sich die Mittelwerte der Körperumfänge. Den größten Bauchumfang weisen die Alpinen auf, den geringsten die Nordischen; bei ihnen als einziger Gruppe übertrifft der Brustumfang den Bauchumfang, während sonst bei den Prostituierten das Umgekehrte der Fall ist.

Die Ergebnisse der Breslauer Untersuchung haben gezeigt, daß wir in den Prostituierten Frauen vor uns haben, die weitgehend unabhängig von der jeweiligen Bevölkerung, vom Ort und — zum Teil — von der Rassenzusammensetzung ihr besonderes Erscheinungsbild gewinnen. Sie sind in ausgesprochener Form ein anthropologischer Sozialtypus. Auf Grund der bisherigen Beobachtungen und Untersuchungen kann also gesagt werden, daß der besonderen Eigenart der Prostituiertenpsyche auch ein bestimmtes Körperbild entspricht.

Schrifttum:

Bach, F.: Leitfaden zu anthropometrischen Sporttypenuntersuchungen und deren statistische Auswertung. 107 S. München 1930. — Daffner, Franz: Anthropologische Beiträge zur Kenntnis der Gesichtsbildung. Arch. Anthrop. XXVII, 337—364, 1902. — v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Ca. 1000 S. Stuttgart 1937 ff. Vgl. S. 421 ff., 448 ff., 714 ff. — Ders. und Schwidetzky, I.: Die Rassenuntersuchung Schlesiens. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien. Heft 1, 68 S. Breslau 1940. — Grimm, H.: Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei. Z. Rassenk. XII, 321—330, 1941. — Grützner, Gertrud: Körperwachstum und Körperproportionen 15—19jähriger Schweizerinnen. Aus dem Anthropol. Institut der Univ. Zürich. Zürich, Act. Instit. Orell Füßli. 96—217, 1928. — Hoerschelmann, E.: Über die Form der Mamma bei den Esten. Z. Morph. VII, 22—62, 1904. — Jansson, G.: Psychiatrische Untersuchungen an weiblichen Prostituierten in Schweden. Acta psych. Kobenhaven VIII, 463—476, 1938. — Krüger, E.: Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung. Z. Rassenk. XII, 291—321, 1941. — Lombroso, C. und Ferrero, G.: Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. 390 S. Hamburg 1894. Deutsch von K. Kurella. — Ploß, H. und Bartels, M. und P.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 11. Aufl., 3 Bde. Leipzig 1927. — Rhiel, A.: Untersuchungen zur Anthropologie und Konstitution der deutschen Frau. Z. Morph. XXVI, 333—358, 1927. — Rott, A.: Körperbaustudien an deutschen Frauen. Anthrop. Anz. III, 39—45, 1926. — Röse, C.: Die Wichtigkeit der Mutterbrust für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen. Dtsch. Mschr. Zahnheilk. XXIII, 129—176, 1905. — Schiötz, Carl: Somatologische und funktionelle Untersuchungen an 300 jungen norwegischen Frauen. 55 S. Oslo 1936. — Schreiner, Alette: Anthropologische Studien an norwegischen Frauen. Vidensk Skr. I. Mat.-Naturv. Kl., Nr. 9, 95 S. Oslo 19[illegible] — Škerlj, B.: Zur Anthropologie der Prostituierten. Arch. Frauenk. Konst.-Forsch. XIX, 51—76, 1933. — Ders.: Die Körperformtypen des Weibes. Acta Neerlandica Morph. II, 20—41, 1938.

Jüdische Autoren:

Blaschko, A.: Die Gefahren der Syphilis und die Reglementierung der Prostitution. Flugschr. Dtsch. Ges. Bekämpfg. Geschlechtskrkh. II. 19. 24 S Leipzig o. J. — Bloch, I.: Das Sexualleben unserer Zeit. 800 S. Berlin 1919. — Korach, A.: Über die Kommunalisierung der Prostituiertenfürsorge in Berlin. Veröffentl. Geb. Medizinalverwaltg. XV, 23 S. Berlin 1922. — Pappritz, A.: Prostitution und Abolitionismus. Dtsch. Ges. Bekämpfg. Geschlechtskrkh. II. 21. — Hecht, H: Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten. XXII. Soziale Bedeutung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 237 S. Prag 1927. (Vgl. die dort angegebene Literatur.) — Lipiec, M.: Über ein Schema zur Bestimmung der Brustform. Korr.-Bl. Dtsch. Ges. Anthrop. XXXVIII, 175—180, 1907. — Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie. 3 Bde. Jena 1928. — Teumin, S.: Topographisch-anthropometrische Untersuchung über die Proportionsverhältnisse des weiblichen Körpers. Arch. Anthrop. XXVII, 379—432, 1902.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Frhr. v. Eickstedt)

Standes- und Berufstypus in Breslau

Von

Doz. Dr. *I. Schwidetzky*

Mit 7 Abbildungen und 24 Tabellen

In dem großen Arbeitsbereich einer Stadtanthropologie kann man zwei Aufgabenkreise unterscheiden: eine allgemeine Stadtanthropologie, die alle jene Erscheinungen zu erfassen sucht, durch die sich die Stadt als Ganzes vom Lande abhebt, und eine spezielle, die alle die biologischen Vorgänge zum Gegenstand hat, die sich in und zwischen städtischen Bevölkerungsgruppen abspielen. Die kennzeichnendste und bedeutendste Gliederung der Stadtbevölkerung ist aber zweifellos die soziale — ist doch ihre Vielfältigkeit Grundlage und Ausdruck der ganzen Spannweite der Voll- und Hochkulturen. So ist denn die wichtigste Frage jeder speziellen Stadtanthropologie die nach der Beziehung zwischen Erbgut und sozialem Aufbau, nach den biologischen Grundlagen der unterschiedlichen beruflichen Leistungen oder umgekehrt, nach den Auswirkungen des sozialen Systems auf das überindividuelle Leben städtischer Berufsgruppen.

Einen verhältnismäßig leicht und exakt faßbaren Ausschnitt aus der Erbstruktur von Individuum und Gruppe stellt der Rassentypus dar. Rassenkörperkundliche Untersuchungen sind daher der gegebene Ausgangspunkt auch für die Sozialanthropologie: sie können wichtige Vorgänge im Volkskörper sichtbar machen, und sie erschließen mit der sozialen Bewährung den wesentlichsten Ausdruck rassischer Leistungsunterschiede überhaupt.

Das Material

Den bereits vorliegenden Untersuchungen an Breslauer Berufsgruppen[1]) schließt sich die folgende an, die ein von verschiedenen Mitarbeitern gesammeltes Material verwertet. Nachdem im Jahre 1935 die Breslauer Stadtanthropologie von Prof. Frhr. v. Eickstedt eingerichtet und die ersten Gruppen unter Leitung der Verf. untersucht worden waren, wurde im Jahre 1937 Dr. Grimm als Assistent für die Stadtanthropologie beauftragt. Unter seiner Leitung wurde der größte Teil des hier verwerteten Materials gesammelt. Es handelt sich dabei vorwiegend um Antragsteller für Ehestandsdarlehen, die

[1]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Bevölkerungsbiologie der Großstadt — eine Festgabe. Z. Rassenk. XII, 137—144, 1941.
Ders.: Stadtanthropologie als bevölkerungsbiologische Aufgabe. Z. Rassenk. XII, 144—177, 1941.
Grimm, H.: Anthropologische Untersuchungen bei der Breslauer Feuerschutzpolizei. Z. Rassenk. XII, 321—330, 1941.
Krüger, E.: Die rassische Struktur der Breslauer Stadtverwaltung. Z. Rassenk. XII, 291—321, 1941.
Sacher, R.: Die Breslauer Prostituierten, ein Beitrag zur Lehre von den Sozialtypen. Z. Rassenk. XII, 331—350, 1941.
Schwidetzky, I.: Siebung und Umwelt in der Prägung des Großstadttypus. Z. Rassenk. XII, 272—291, 1941.

auf dem Städtischen Gesundheitsamt untersucht werden konnten. Im Gegensatz zu den übrigen Untersuchungen in Breslau wurden hier nicht von vornherein ausgesuchte Berufsgruppen erfaßt, sondern ein beruflich sehr buntes Material, das erst bei der Bearbeitung — deren erste Stadien noch bis zu seinem Ausscheiden aus dem Institut unter Leitung von Dr. Grimm standen — gegliedert wurde. Es ließen sich dabei folgende Gruppen aussondern: bei den Männern Arbeiter (ohne fachliche Ausbildung); Metallarbeiter (Schlosser, Klempner, Installateure, Dreher u. ä.); Büroangestellte und Kaufleute; bei den Frauen: Arbeiterinnen, Hausgehilfinnen, Näherinnen (einschließlich Schneiderinnen und Putzmacherinnen), Verkäuferinnen und Büroangestellte (Kontoristinnen, Stenotypistinnen, Buchhalterinnen usw.). Bei Männern und Frauen blieb ein erheblicher Rest von „verschiedenen Berufen". Er wurde sowohl gesondert berechnet, wie mit den übrigen GA- (Gesundheits-Amts-) Gruppen zusammen zu Gesamtmittelwerten verarbeitet, die, da es sich um ein beruflich unausgesondertes Material handelt, am ehesten als „Bevölkerungsdurchschnitt" und damit als Bezugsbasis für Vergleiche gelten können.

Außerhalb des Gesundheitsamtes untersucht wurden die Gerichtsreferendare, der größte Teil der Lehrer und Lehrerinnen, ferner der größere Teil der Ingenieure, die Krüger im Rahmen der Stadtverwaltung untersucht, aber nicht verarbeitet hatte. Hierzu trat schließlich die große Gruppe der Schuhmacher — der bisher Fragment gebliebene Anfang einer geplanten umfassenden Handwerkeruntersuchung — die Gerhard Kollek und Dr. Detlev Jaekel aufnahmen. Für einige bevölkerungsbiologische Fragen, für die das Material nachträglich auf dem Einwohnermeldeamt erhoben wurde, konnten auch die bereits von Dr. Krüger und Dr. Grimm bearbeiteten Gruppen herangezogen werden. Ferner lagen für einen Teil des Krügerschen Materials familienbiologische Fragebögen zur Bearbeitung vor. In den rassenkundlichen Tabellen werden die bereits bearbeiteten Gruppen gleichfalls als Vergleichsgruppen angeführt, für die Beschreibung und Deutung der Befunde sind jedoch die genannten Spezialarbeiten heranzuziehen.

Bei der außerordentlich mannigfaltigen Berufsgliederung der Großstadt sind, wie sich schon aus der obigen Aufzählung ergab, die ausgesonderten Gruppen in sich nicht völlig einheitlich. Am ehesten gilt dies noch für die Schuhmacher, obwohl natürlich auch hier Unterschiede nach Größe und Leistungskraft der Betriebe, nach Selbständigkeit und Unselbständigkeit bestehen, und für die Gerichtsreferendare, die ja erst das Ausgangsmaterial einer weiteren beruflichen Differenzierung darstellen. Unter den Lehrern und Lehrerinnen befinden sich solche aller Schulgattungen, aber unter den Männern vorwiegend Akademiker (85 = 74,6% bei den Männern, 5 = 17,8% bei den Frauen), unter den Ingenieuren solche der höheren und mittleren Laufbahn (darunter 13 = 24,1% Diplom-Ingenieure).

Räumliche und soziale Herkunft der Untersuchten

Dem Geburtsort nach (Tab. 1) stammt knapp die Hälfte aller Untersuchten aus Breslau, die andere Hälfte sind „Zugezogene". Die Breslau-Gebürtigen sind unter den Arbeitern, und zwar allen Arbeitergruppen, besonders zahlreich, während sie in den gehobenen Berufen (Beamte, Ingenieure, Lehrer,



Tab. 1. Herkunft nach Geburtsorten (in %)

	N	Breslau	Mittel-schlesien	Nieder-schlesien	Ober-schlesien	Außerhalb Schlesiens	Land	Stadt (ohne Breslau)
A. Männer								
Arbeiter (GA) . . .	76	69,7	21,1	—	5,3	3,9	68,4	31,6
Städt. ungel. Arbeiter	112	49,1	34,8	3,6	3,6	8,9	76,7	23,3
Städt. gelernte „	163	56,7	26,1	3,4	4,4	8,9	66,7	33,3
Metallarbeiter . . .	85	71,7	18,8	1,2	2,4	5.9	54,5	45,5
Schuhmacher . . .	200	35,0	39,5	4,0	17,5	4,0	82,2	17,8
Feuerwehr	176	51,1	27,8	2,8	8,0	10,2	64,3	35,7
Büroangestellte . .	125	53,6	3,6	2,4	16,0	14,4	26,3	73,7
Städt. Angestellte . .	98	57,3	18,2	5,5	4,5	14,5	50,0	50,0
Städt. Beamte . . .	110	45,5	25,4	6,3	9,1	13,6	62,8	37,2
Ingenieure	53	35,8	18,9	7,6	15,1	22,6	48,4	51,6
Lehrer	114	18,4	21,9	6,1	19,3	34,2	39,1	60,9
Referendare	66	31,8	10,6	6,1	24,2	27,3	29,6	70,4
Verschiedene Berufe	208	51,4	18,8	3,4	8,2	18,3	46,2	53,8
Männer insgesamt .	1586	48,9	24,2	3,8	10,1	13,0	57,3	42,7
B. Frauen								
Arbeiterinnen . . .	63	79,4	15,9	1,6	1,5	1,6	10,0	90,0
Hausgehilfinnen . .	146	47,2	39,0	3,4	6,9	3,4	70,8	29,2
Näherinnen	91	72,5	12,7	6,6	5,5	3,3	71,4	28,6
Verkäuferinnen . .	69	71,0	14,5	1,5	4,4	8,7	58,8	41,2
Büroangestellte . .	133	66,2	5,3	5,2	8,3	15,0	23,6	76,4
Lehrerinnen	29	48,3	6,9	10,3	24,1	10,3	—	—
Verschiedene Berufe	168	50,6	20,3	4,2	8,9	16,1	55,7	44,3
Frauen insgesamt .	699	60,2	18,7	4,3	7,4	9,3	52,0	48,0

Referendäre), insbesondere unter den akademischen (Referendare, Lehrer) wesentlich stärker zurücktreten. Dies vor allem zugunsten der oberschlesischen und der außerschlesischen, weniger deutlich auch der niederschlesischen Herkunft, während bei den in Mittelschlesien Geborenen die höheren Anteile bei Arbeitern und Handwerkern liegen. Die höheren Berufe sind also deutlich im Durchschnitt „von weiter her" als die niedrigeren. Mit anderen Worten: Der durchschnittliche Herkunftsradius und die absolute Größe des Einzugsgebietes wachsen mit der Höhe des Standes[2]).

Im Ganzen ist auffällig, wie stark bei den schlesischen Zugezogenen Ober- und insbesondere Niederschlesien (Reg.-Bez. Liegnitz) hinter Mittelschlesien (Reg.-Bez. Breslau) zurücktreten. Niederschlesien ist offenbar, dem „Zug nach dem Westen" folgend, wanderungsmäßig schon stärker nach Berlin und den mitteldeutschen Städten gerichtet. So ist Breslau der Herkunft seiner Bevölkerung nach vor allem eine mittelschlesische, erst in zweiter Linie eine gesamtschlesische Stadt (vgl. auch die Karte am Ende dieser Arbeit).

Zwei Drittel der Zugezogenen sind auf dem Lande geboren, ein Drittel in anderen Städten. Auch hier ergibt sich eine soziale Staffelung insofern, als der Anteil der Landgebürtigen bei den Arbeitern und Handwerkern im allgemeinen über dem Durchschnitt steht, bei den gehobenen Berufen dagegen darunter. Es findet also offensichtlich eine „Vorsiebung" in den kleineren Städten und ein allmählicher Übergang von der völkischen Grundsubstanz der Landbevölkerung zur Großstadt statt.

[2]) Das gleiche findet K. V. Müller an einem standesmäßig sogar weniger differenzierten Material der Stadt Leipzig. Vgl. Müller, K. V.: Herkunft und Berufssiebung einer großstädtischen Angestellten- und Arbeiterschaft. Z. Rassenk. XII, 265—271, 1941.

Dieser Übergang kann sich in mehreren Generationen vollziehen, aber auch innerhalb einer Generation. Zieht doch nur knapp die Hälfte aller Untersuchten direkt vom Geburtsort in die Großstadt (48,5% bei den Männern, 58,3% bei den Frauen), die andere Hälfte dagegen über Zwischenstationen[3]). Immerhin bleibt, auch wenn man diese berücksichtigt, der Anteil der direkt vom ländlichen Geburtsort Zuziehenden am höchsten (Männer 29,7%, Frauen 33,1%), dem an zweiter Stelle bei den Männern die auf dem Lande Geborenen, aber auf dem Umweg über eine andere Stadt Zuwandernden folgen (20,1%), während bei den Frauen diese Gruppe auffällig zurücktritt (7,4%). Die bekannte geringere Wanderbeweglichkeit der Frauen findet auch in den höheren Anteilen der direkt Zuziehenden (s. o.) ihren Ausdruck. Soziale Unterschiede in der Zuwanderungsart sind nicht zu erkennen. Für eine feinere Analyse reicht das Material allerdings nicht aus.

Der sozialen Herkunft nach (Tab. 2) überwiegen im Gesamtmaterial sowohl bei Männern wie bei Frauen die Handwerkerkinder. Sie sind am zahlreichsten unter den Handwerkern und Gelernten, bemerkenswert häufig aber auch bei städtischen Beamten und Angestellten. So ist offenbar als Grundsubstanz der Stadtbevölkerung das Handwerkertum anzusehen, wie als die der Landbevölkerung das Bauerntum. Dagegen sind Kaufleute und kaufmännische Angestellte unter den Vätern der Untersuchten wesentlich geringer vertreten, etwas häufiger nur unter männlichen und weiblichen Büroangestellten — was die Bindung an den väterlichen Beruf zeigt — wo sie aber auch hinter den Handwerkern zurücktreten. Angestellte und Beamte in öffentlichen Diensten (Verwaltung, Post, Reichsbahn, Polizei, Zoll) sind besonders häufig unter den Vätern der Geistesarbeiter (Lehrer und Lehrerinnen, Referendare, Ingenieure), wo sie die erste Stelle erreichen. *Damit wird auch der häufigste Weg des sozialen Aufstiegs sichtbar: von der städtischen Grundschicht, dem Handwerkertum, zur Mittelschicht der „öffentlichen Dienste" und von hier aus in die geistigen und speziell akademischen Berufe.*

Bemerkenswert gering ist der Anteil der Bauernsöhne an der Stadtbevölkerung. Auch unter den Landgeborenen erreichen die Bauernkinder nur 20%, was offensichtlich hinter dem Anteil der Bodenbesitzenden unter den ländlichen Familienvätern zurückbleibt. Der direkte Übergang vom Bauerntum zum städtischen Beruf ist also relativ selten; der Weg führt vielmehr über die gewerblichen Schichten der Landbevölkerung. So sind denn auch unter den Landgeborenen, ebenso wie im Gesamtmaterial, die Handwerkerkinder am häufigsten.

Ergebnisse der Merkmals- und Rassenanalyse

Nach Leistungshöhe und sozialem Ansehen lassen sich bei den Männern die sieben zu vergleichenden Berufe in drei Gruppen einteilen: I. die niedrigste Gruppe der ungelernten Arbeiter, II. eine Mittelgruppe, die die gelernten Arbeiter (Metallarbeiter), Handwerker (Schuhmacher) und die größtenteils unselbständigen kaufmännischen Angestellten usw. umfaßt, III. die Gruppe

[3]) Der Zuzugsort wurde nachträglich auf dem Einwohnermeldeamt festgestellt. Etwa zwischen Geburtsort und Zuzugsort liegende weitere Zwischenstationen konnten dabei nicht erfaßt werden.

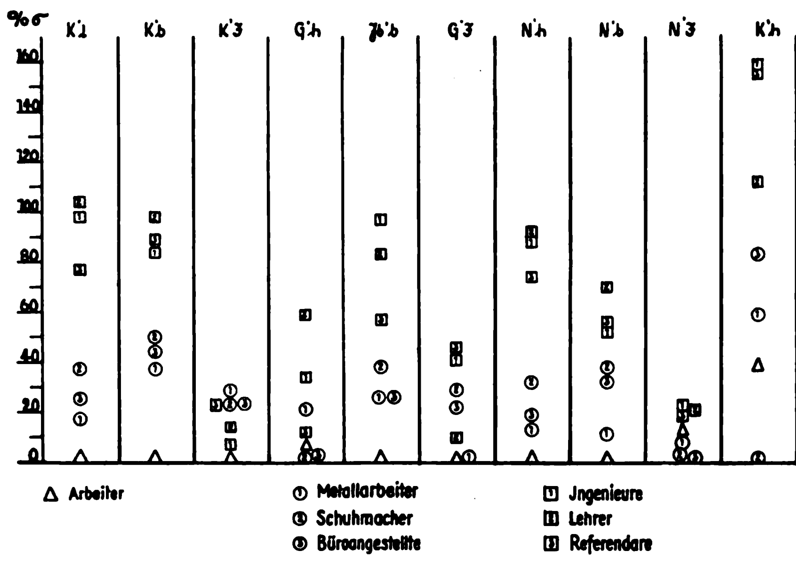


Abb. 1. Standesgruppen und metrische Merkmale

Abweichungen von den jeweils niedrigsten oder höchsten Mittelwerten in % der Streuung des GA-Materials Beachte z. B. die klare Trennung der drei Standesgruppen bei Kopflänge, Kopfbreite, Nasenhöhe und die besonders große Sozial-Streuung der Körperhöhe, die geringe der Indizes
K'l = Kopflänge; K'b = Kopfbreite; K'J = Kopfindex; G'h = morph. Gesichtshöhe; Jb'b = Jochbogenbreite; G'J = Gesichtsindex; N'h = Nasenhöhe; N'b = Nasenbreite; N'J = Nasenindex; K'h = Körperhöhe

Tab. 2. Soziale Herkunft der Untersuchten nach dem Beruf der Väter (in %)

	N	Landwirte	Arbeiter	Handwerker	Kaufleute	Angestellte und Beamte	Akademiker	Verschiedene
A. Männer								
Arbeiter (GA) . . .	57	—	50,9	28,1	1,8	7,0	—	12,3
Städt. ungel. Arbeiter	44	6,8	52,3	34,1	2,3	—	—	4,5
Städt. gelernte „	68	5,9	29,4	38,2	8,8	5,9	—	11,8
Metallarbeiter . . .	85	3,5	22,4	38,8	10,6	11,8	—	12,9
Schuhmacher	193	12,4	32,1	47,1	1,0	2,1	—	5,2
Feuerwehr	124	8,1	26,7	41,9	7,3	7,2	0,8	8,1
Büroangestellte . . .	106	3,8	13,2	28,3	24,5	19,8	0,9	9,4
Städt. Angestellte . .	19	15,8	21,0	26,3	26,3	—	—	10,5
Städt. Beamte . . .	33	6,1	12,1	48,5	6,1	9,1	6,1	12,1
Ingenieure	20	5,0	10,0	15,0	10,0	35,0 [5,0]*)	15,0	10,0
Lehrer	107	8,4	1,9	14,0	17,7	43,0 [20,6]	8,4	6,5
Referendare	72	4,8	—	4,8	19,0	47,6 [15,9]	17,5	6,3
Verschiedene Berufe .	191	8,9	21,5	35,6	7,3	10,5	2,6	13,6
Männer insgesamt . .	1119	7,5	22,8	33,5	9,7	14,3	2,9	9,3
B. Frauen								
Arbeiterinnen . . .	42	4,8	47,6	33,3	4,8	—	—	9,5
Hausgehilfinnen . .	108	10,2	35,2	31,5	5,6	7,4	0,9	9,3
Näherinnen	67	—	37,3	40,3	9,0	10,4	—	3,0
Verkäuferinnen . . .	60	3,3	36,7	20,0	16,7	16,8	—	6,7
Büroangestellte . . .	108	—	13,0	33,3	19,4	22,2	1,9	10,2
Lehrerinnen	25	4,0	4,0	8,0	12,0	48,0 [16,0]*)	16,0	8,0
Verschiedene Berufe .	149	6,7	18,8	26,9	13,4	19,4	2,0	12,7
Prostituierte	133	2,3	42,9	34,6	6,0	3,0	—	11,3
Frauen insgesamt ohne Prostituierte	559	4,7	26,5	29,5	12,2	16,1	1,8	9,3

*) In Klammern [] der Anteil der Volksschullehrer

Tab. 3. Mittelwerte der absoluten Kopf- und Gesichtsmaße (mm)

	N	Kopf-länge	Kopf-breite	Gesichts-höhe	Jochbogen-breite	Nasen-höhe	Nasen-breite
				A. Männer			
Arbeiter	75	185,9	156,4	122,5	140,5	54,1	34,0
Metallarbeiter	92	187,1	158,6	123,8	142,1	54,5	34,3
Schuhmacher	200	188,1	159,1	122,1	142,7	55,2	35,0
Büroangestellte	122	187,6	159,3	122,3	142,3	54,7	34,9
Ingenieure	54	192,0	161,1	124,4	146,1	57,3	35,4
Lehrer	115	192,4	161,9	126,1	145,3	57,4	35,9
Referendare	67	190,7	161,4	122,9	143,8	56,8	35,5
Verschiedene Berufe	227	187,9	158,6	122,7	141,7	55,1	34,7
Städt. ungelernte Arbeiter	140	187,2	158,9	123,9	142,8	56,8	35,6
„ gelernte Arbeiter	188	188,6	159,7	124,6	144,6	57,2	35,7
„ Angestellte	108	188,3	159,6	124,5	143,4	57,8	34,6
„ Beamte	114	189,9	161,1	123,5	145,5	57,9	35,4
„ Feuerwehr	177	188,7	159,7	125,6	145,1	59,1	35,7
				B. Frauen			
Arbeiterinnen	43	176,9	150,6	115,7	131,3	52,0	31,4
Hausgehilfinnen	121	175,8	151,2	113,5	133,3	50,6	31,7
Näherinnen	75	176,9	151,3	113,5	132,4	50,4	31,6
Verkäuferinnen	66	177,2	150,8	113,6	134,3	51,2	31,8
Büroangestellte	117	178,8	152,3	113,6	133,2	52,3	31,5
Lehrerinnen	29	180,6	152,6	118,2	136,6	55,1	32,1
Verschiedene Berufe	165	178,3	151,6	114,1	134,7	52,1	31,8
Prostituierte	160	179,0	152,4	115,9	137,2	51,4	32,8

Tab. 4. Mittelwerte und Verteilung des Kopfindex (Verteilung in %)

	N	M	Lang x—75,9	Mittel 76—80,9	Kurz 81—85,9	Sehr kurz 86—90,9	Kugelförmig 91—x
				A. Männer			
Arbeiter	75	83,9	1,3	18,7	50,7	29,3	—
Metallarbeiter	91	84,9	1,1	15,4	44,0	39,1	1,1
Schuhmacher	200	84,7	—	11,1	57,6	27,3	4,0
Büroangestellte	122	84,7	1,7	8,3	56,0	30,6	2,5
Ingenieure	54	84,1	1,9	18,5	48,1	27,8	3,7
Lehrer	115	84,4	—	18,3	51,3	27,0	3,5
Referendare	67	84,7	1,5	7,6	60,6	25,8	4,5
Verschiedene Berufe	227	84,6	—	14,5	54,2	28,2	3,1
Städt. ungelernte Arbeiter	140	84,9	0,7	18,7	43,2	34,5	2,9
„ gelernte Arbeiter	188	84,7	0,8	7,4	57,5	32,4	2,1
„ Angestellte	108	84,7	—	9,3	56,5	32,4	1,9
„ Beamte	114	85,3	1,8	8,8	46,9	37,2	5,3
Feuerwehr	177	84,1	--	11,8	52,2	33,7	2,2
				B. Frauen			
Arbeiterinnen	43	85,3	—	9,3	46,5	41,9	2,3
Hausgehilfinnen	121	86,0	—	5,8	43,0	46,3	5,0
Näherinnen	75	85,7	—	8,1	47,3	39,2	5,4
Verkäuferinnen	66	85,3	—	9,2	50,8	33,8	6,2
Büroangestellte	117	85,1	—	7,1	51,3	39,8	1,8
Lehrerinnen	29	84,9	—	17,2	41,4	37,9	3,5
Verschiedene Berufe	165	85,2	1,2	9,1	49,7	36,3	3,6
Prostituierte	160	85,2	0,6	10,0	48,8	36,9	3,7

der gehobenen „geistigen“ Berufe, nämlich Ingenieure, Lehrer und Gerichtsreferendare.

Die Tab. 3 bis 9 zeigen, daß sich in fast allen Merkmalen deutliche gerichtete Unterschiede ergeben, so daß die drei Gruppen eine fallende oder steigende

Tab. 5. Mittelwerte und Verteilung des Gesichtsindex
(Verteilung in %)

	N	M	Sehr niedrig x—78,9	Niedrig 79—83,9	Mittel 84—87,9	Hoch 88—92,9	Sehr hoch 93—x
A. Männer							
Arbeiter	75	87,3	2,7	26,7	28,0	26,7	16,0
Metallarbeiter	90	87,2	3,4	19,1	39,3	28,1	10,1
Schuhmacher	200	85,9	6,0	33,0	32,0	19,5	9,5
Büroangestellte	122	85,6	5,9	31,9	30,3	21,0	10,9
Ingenieure	54	85,3	9,3	40,7	20,4	25,9	3,7
Lehrer	115	86,8	6,1	26,1	26,1	30,4	11,3
Referendare	67	85,1	11,9	23,9	32,8	22,4	9,0
Verschiedene Berufe	227	86,7	5,7	22,4	32,1	31,7	7,9
Städt. ungelernte Arbeiter	140	86,6	5,8	20,0	36,7	31,0	6,5
„ gelernte Arbeiter	188	86,0	7,0	29,9	25,1	28,3	9,6
„ Angestellte	108	86,6	5,6	28,3	27,4	30,2	8,5
„ Beamte	114	85,1	6,2	33,6	35,2	19,5	5,3
Feuerwehr	177	86,2	5,1	22,1	31,0	35,6	5,1
B. Frauen							
Arbeiterinnen	43	88,2	—	21,9	29,3	26,8	21,9
Hausgehilfinnen	121	85,2	6,6	28,9	36,3	24,8	3,3
Näherinnen	75	85,9	8,0	22,7	40,0	20,0	9,3
Verkäuferinnen	66	84,9	1,5	39,4	39,4	18,2	1,5
Büroangestellte	117	85,6	4,4	31,6	40,4	19,3	4,4
Lehrerinnen	29	86,7	3,7	25,9	33,3	25,9	11,1
Verschiedene Berufe	165	84,8	10,5	35,2	29,0	20,4	4,9
Prostituierte	160	84,6	12,5	26,2	39,4	18,1	3,8

Tab. 6. Mittelwerte und Verteilung des Nasenindex
(Verteilung in %)

	N	M	Sehr schmal x—54,9	Schmal 55—59,9	Mittel 60—64,9	Breit 65—69,9	Sehr breit 70—74,9	75—x
A. Männer								
Arbeiter	76	63,2	8,0	26,7	30,7	17,3	14,7	2,7
Metallarbeiter	92	63,3	12,1	14,3	34,1	25,3	9,9	4,4
Schuhmacher	200	63,7	8,6	19,7	34,8	21,2	10,1	5,6
Büroangestellte	122	64,1	5,0	15,8	40,0	22,5	14,2	2,5
Ingenieure	54	62,5	15,1	28,3	24,5	15,1	11,3	5,7
Lehrer	115	62,6	10,4	25,2	30,4	21,7	7,8	4,3
Referendare	67	62,8	7,5	26,9	28,4	28,4	3,0	6,0
Verschiedene Berufe	227	63,3	7,1	23,0	32,7	25,2	8,4	3,5
Städt. ungel. Arbeiter	140	62,7	7,4	25,4	34,1	23,9	9,4	
„ gelernte „	188	62,2	15,4	17,6	35,0	22,3	9,6	
„ Angestellte	108	60,7	17,6	24,1	40,7	11,1	6,5	
„ Beamte	114	61,2	12,5	33,9	30,4	17,0	6,2	
Feuerwehr	177	60,5	18,7	25,6	32,9	14,7	5,7	2,3
B. Frauen								
Arbeiterinnen	43	60,5	18,6	27,9	34,9	14,0	—	4,7
Hausgehilfinnen	121	63,0	9,1	24,0	31,4	20,6	11,6	3,3
Näherinnen	75	63,2	8,0	25,3	30,7	24,0	10,7	1,3
Verkäuferinnen	66	62,4	7,6	37,9	21,2	19,7	10,6	3,0
Büroangestellte	117	60,4	17,5	28,1	34,2	17,5	2,6	—
Lehrerinnen	29	58,7	27,6	34,5	24,1	10,3	3,5	—
Verschiedene Berufe	165	61,3	16,4	27,9	30,9	16,3	6,7	1,8
Prostituierte	160	64,1	9,4	16,2	31,9	22,5	13,1	6,9

Reihe mit Arbeitern und gehobenen Berufen als Endgliedern, der Mittelgruppe als Übergangsglied bilden. Innerhalb der Hauptgruppen II und III wechseln die Untergruppen ihre Plätze, aber die Hauptgruppen als solche bleiben klar getrennt (vgl. Abb. 1).

Tab. 7. Mittelwerte und Verteilung der Körperhöhe (Verteilung in %)

	N	M	Sehr klein 130—149,9	Klein 150—159,9	Untermittelgroß 160—163,9	Mittelgroß 164—166,9	Übermittelgroß 167—169,9	Groß 170—179,9	Sehr groß 180—x
A. Männer									
Arbeiter . . .	73	166,5	—	13,7	19,2	20,5	15,1	31,5	—
Metallarbeiter	92	167,9	—	8,8	16,5	17,6	18,8	36,2	1,1
Schuhmacher	200	164,0	2,5	22,0	25,0	20,0	14,0	16,0	0,5
Büroangest. .	122	169,4	—	6,7	12,6	18,5	13,4	43,7	5,0
Ingenieure . .	54	173,7	—	3,8	3,8	3,8	17,0	56,6	15,1
Lehrer	115	170,9	—	6,1	7,8	14,8	15,7	47,0	7,8
Referendare .	67	173,6	—	—	6,1	7,6	10,6	63,6	12,1
Versch. Berufe	227	168,5	—	7,9	14,5	22,0	17,2	34,3	4,0
Städt. ungelernte Arbeiter	140	167,3	—	7,9	24,3	15,7	22,1	29,3	0,7
Städt. gelernte Arbeiter . . .	188	168,6	—	7,5	15,0	16,0	18,2	40,1	3,2
Städt. Angestellte	108	168,0	—	8,4	16,8	19,6	20,6	33,7	0,9
Städt. Beamte	114	169,1	—	7,2	15,3	18,9	16,2	36,0	6,3
Feuerwehr . .	177	169,2	—	5,1	10,2	20,9	23,7	35,6	4,5
B. Frauen									
			x—139,9	140—148,9	149—152,9	153—155,9	156—158,9	159—167,9	168—x
Arbeiterinnen	43	155,9	—	9,3	20,9	25,6	11,6	27,9	4,7
Hausgehilfinn.	121	155,9	0,8	8,4	23,5	18,5	19,3	27,7	1,7
Näherinnen .	75	157,6	—	6,7	12,0	16,0	24,0	38,7	2,7
Verkäuferinnen	66	159,1	—	1,5	6,1	15,2	34,8	33,3	9,1
Büroangest. .	117	159,2	—	1,8	8,8	14,2	23,9	46,9	4,4
Lehrerinnen .	29	161,3	—	—	6,9	13,8	13,8	51,7	13,8
Versch. Berufe	165	158,3	0,6	4,2	12,7	15,2	22,4	40,6	4,2
Prostituierte .	160	157,6	—	8,1	16,3	16,9	18,1	35,6	5,0

Tab. 8. Augenfarbe. (Verteilung in %)

	N	Nicht pigmentiert 1a—2b	Schwach pigmentiert 3—6	Mittel pigmentiert 7—11	Stark pigmentiert 12—16	Hell 1—6	Dunkel 7—16
A. Männer							
Arbeiter	75	18,7	38,7	33,3	9,3	57,4	42,6
Metallarbeiter	91	19,8	38,5	35,2	6,6	58,3	41,8
Schuhmacher	200	22,5	27,5	28,5	21,5	50,0	50,0
Büroangestellte	122	26,2	37,8	29,5	6,6	64,0	36,1
Ingenieure	54	48,1	16,7	20,4	14,8	64,8	35,2
Lehrer	115	34,8	32,2	27,8	5,2	67,0	33,0
Referendare	67	37,3	31,3	29,9	1,5	68,6	31,4
Verschiedene Berufe	227	30,8	29,5	30,8	8,8	60,3	39,6
Städt. ungelernte Arbeiter . .	141	43,3	26,9	24,1	5,7	70,2	29,8
„ gelernte Arbeiter . . .	188	43,8	26,9	20,7	8,6	70,7	29,3
„ Angestellte	117	38,7	26,3	22,2	12,7	65,0	34,9
„ Beamte	116	38,8	35,3	12,9	12,9	74,1	25,8
Feuerwehr	172	43,6	26,7	23,8	5,8	70,3	29,6
B. Frauen							
Arbeiterinnen	43	27,9	37,2	16,3	18,6	65,1	34,9
Hausgehilfinnen	121	22,3	37,2	33,1	7,4	59,5	40,5
Näherinnen	75	21,3	37,3	24,0	17,4	58,6	41,4
Verkäuferinnen	66	22,7	50,0	18,2	9,1	72,7	27,3
Büroangestellte	117	27,2	31,6	27,2	14,0	58,8	41,2
Lehrerinnen	29	24,1	24,1	48,3	3,5	48,2	51,8
Verschiedene Berufe	165	26,8	38,4	26,2	8,5	65,2	34,7
Prostituierte	160	18,8	40,0	29,4	11,8	58,8	41,2

Tab. 9. Haarfarbe. (Verteilung in %)

	N	Hellblond A—E	Mittelblond F—L	Dunkelblond M—O	Braun P—T	Braunschwarz U—X	Rotblond I—IV	Rot V—VI	Hell A—O I—VI	Dunkel P—X
					A. Männer					
Arbeiter	75	—	8,0	10,7	41,3	40,0	—	—	18,7	81,3
Metallarbeiter	92	—	4,4	15,4	36,6	40,6	—	—	19,8	80,2
Schuhmacher	200	—	6,5	10,5	27,0	55,5	0,5	—	17,5	82,5
Büroangestellte	122	—	2,6	7,6	44,9	44,9	—	—	10,2	89,8
Ingenieure	54	2,2	2,2	8,6	37,0	47,8	2,2	—	15,2	84,8
Lehrer	115	—	2,4	7,1	28,2	58,8	3,5	—	13,0	87,0
Referendare	67	—	6,0	7,5	32,8	53,7	—	—	13,5	86,5
Verschiedene Berufe	227	—	6,7	9,4	38,1	45,7	—	—	16,1	83,8
Städt. ungel. Arbeiter	107	—	4,7	7,5	41,1	46,7	—	—	12,2	87,8
„ gelernte „	156	0,6	6,4	4,5	45,5	42,9	—	—	11,5	88,4
„ Angestellte	98	—	5,1	6,1	48,0	40,8	—	—	11,2	88,8
„ Beamte	95	—	3,2	6,3	54,7	35,8	—	—	9,5	90,5
Feuerwehr	145	—	2,1	12,4	42,8	41,4	1,4	—	15,9	84,2
					B. Frauen					
Arbeiterinnen	43	—	7,0	9,3	51,2	30,2	2,3	—	18,6	81,4
Hausgehilfinnen	121	1,7	5,8	13,4	40,0	38,3	—	0,8	21,7	78,3
Näherinnen	75	—	8,0	14,7	41,3	36,0	—	—	22,7	77,3
Verkäuferinnen	66	1,5	7,6	12,1	47,0	31,8	—	—	21,2	78,8
Büroangestellte	117	2,7	5,4	8,9	46,4	36,6	—	—	17,0	83,0
Lehrerinnen	29	—	3,5	13,8	27,5	55,2	—	—	17,3	82,7
Verschiedene Berufe	165	—	7,3	13,3	40,0	39,4	—	—	20,6	79,4
Prostituierte	160	3,7	13,7	12,6	35,6	30,7	3,7	—	33,7	66,3

Die Unterschiede beruhen vor allem darauf, daß mit der Leistungshöhe der Berufe alle absoluten Maße zunehmen. Diese Regel gilt mit nur geringfügigen Ausnahmen. So stehen bei der Gesichtshöhe die Arbeiter etwas zu hoch, die Gerichtsreferendare etwas zu tief in der Stufenfolge, und bei der Körperhöhe fallen die Schuhmacher unter die Arbeiter, zeichnen sich also durch besonders niedrige Körperhöhe aus (vgl. a. u.). Am besten werden die drei Hauptgruppen getrennt und die Untergruppen zusammengeschlossen durch Kopfbreite, dann Kopflänge, in zweiter Linie durch Jochbogenbreite und Nasenhöhe.

Bei den Indizes ergibt sich infolge der gleichsinnigen Veränderung beider Grundmaße keine so deutliche Gerichtetheit. Am meisten ist sie beim Kopfindex verwischt. Hier stehen die gehobenen Berufe im großen und ganzen zwischen Arbeitern und Mittelgruppe. Es scheint, daß sich dabei zwei verschiedene Tendenzen überschneiden: von der Mittelgruppe aus gesehen eine Abnahme des Index infolge stärkerer Abnahme der Kopfbreite bei den Arbeitern und infolge stärkerer Zunahme der Kopflänge bei den gehobenen Berufen. Beim Gesichtsindex läßt sich eine Abnahme, also ein relatives Breiterwerden der Gesichter mit zunehmender Leistungshöhe feststellen. Eine Ausnahme machen nur die verhältnismäßig schmalgesichtigen Lehrer. Es nimmt nämlich in der sozialen Stufenleiter die Jochbogenbreite stärker zu als die Gesichtshöhe, so daß der Index sinkt. Die Nase wird dagegen infolge stärkerer Variabilität der Nasenhöhe dem Index nach bei den höheren Berufen schmaler. Die übliche Korrelation zwischen Schmalgesichtigkeit und Schmalnasigkeit wird also zerschlagen: es sind die Arbeiter schmalgesichtig-breitnasig, die gehobenen Berufe breitgesichtig-schmalnasig!

Im Krügerschen Material (städtische Arbeiter, Angestellte und Beamte) sind die gleichen Richtungen zu erkennen, wenn man innerhalb der beiden Hauptgruppen, nämlich der Handarbeiter und der „Verwalter" vergleicht. Es sind nämlich in allen absoluten Maßen die gelernten Arbeiter den ungelernten und in fast allen (mit Ausnahme der Gesichtshöhe) die Beamten den Angestellten überlegen. Von den Indizes zeigt der Gesichtsindex innerhalb der beiden Hauptgruppen die gleiche Tendenz wie bei den übrigen Berufen. Dagegen ergibt sich keine ungebrochene Stufenfolge von den Ungelernten über Gelernte und Angestellte zu den Beamten, da Gelernte und Angestellte in fast allen Merkmalen ihre Plätze gewissermaßen tauschen. Würde man von der allgemeinen Regel des Merkmalsverhaltens auf die Leistungshöhe der Berufe schließen, so würden also die Gelernten gegenüber den Angestellten als die leistungshöheren erscheinen. Ferner stehen die Berufsgruppen der Stadtverwaltung durchweg über den entsprechenden Gruppen des GA-Materials, nämlich die „Ungelernten" über den „Arbeitern" (alle gerichteten Merkmale), die „Gelernten" über den „Metallarbeitern" (alle Merkmale), die „Angestellten" über den „Büroangestellten" (alle Merkmale mit Ausnahme von Nasenbreite und Gesichtsindex). — Die Feuerwehr schließt sich in den meisten Merkmalen der Mittelgruppe an, aber mit stärkerer Hinneigung zu den höheren als zu den niederen Berufen. Das entspricht auch durchaus ihrer Leistungshöhe (vgl. die Spezialarbeit von Grimm).

Bei den Frauen kann eine entsprechende Gliederung vorgenommen werden, nämlich in I. die untere Gruppe der Arbeiterinnen und Hausgehilfinnen, II. die Mittelgruppe, die Schneiderinnen, Verkäuferinnen und Büroangestellten und III. die gehobene Gruppe der Lehrerinnen. Es ergibt sich, wenn auch mit etwas häufigeren Ausnahmen, die gleiche Regelhaftigkeit. Insbesondere übertreffen die Lehrerinnen in allen absoluten Maßen die beiden anderen Hauptgruppen, sie zeigen auch den niedrigsten Nasenindex und den niedrigsten Kopfindex. Im übrigen sind aber bei den Indizes die Beziehungen ziemlich verschwommen.

Die Prostituierten, die in der Rangordnung der Berufe unter den Arbeiterinnen und Hausgehilfinnen eingeordnet werden müßten, nehmen, wie R. Sacher auch schon in anderen Zusammenhängen nachwies, eine Sonderstellung ein. Sie übertreffen nicht nur in allen absoluten Maßen die Gruppe I, aus der sie vorwiegend hervorgehen, sondern auch in fast allen Maßen (mit Ausnahme der Körperhöhe) die Mittelgruppe, ja z. T. (Jochbogenbreite und Nasenbreite) sogar die Lehrerinnen. Wie schon R. Sacher hervorhob, zeichnen sie sich ferner durch die dem Index nach breitesten Gesichter und breitesten Nasen aus.

Auch bei den Farbmerkmalen ergibt sich eine deutliche Gerichtetheit nach der Rangordnung der Berufe; seltsamerweise in dem Sinne, daß mit der Leistungshöhe die Augenfarbe heller, die Haarfarbe aber dunkler wird. Bei unseren sieben männlichen Gruppen fallen bei der Augenfarbe nur die Schuhmacher, bei der Haarfarbe nur die Büroangestellten durch zuviel Dunkelfarbige heraus. Im Krügerschen Material trotz im ganzen sehr geringer Differenzen die gleiche Richtung: die gelernten Arbeiter helläugiger und dunkelhaariger als die ungelernten, die Beamten helläugiger und dunkelhaariger als die Angestellten. Wiederum sind auch alle

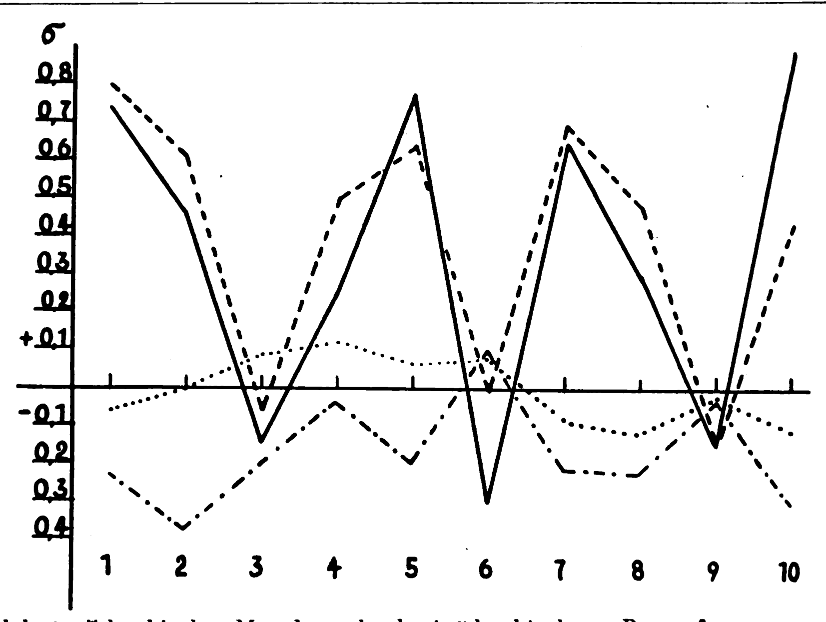


Abb. 2. Ähnliche Merkmale bei ähnlichen Berufsgruppen
Abweichung verschiedener Berufsgruppen vom Bevölkerungsdurchschnitt (Basis: GA-Material)
— Ingenieure, --- Lehrer, —.— Arbeiter, ... Metallarbeiter
1. Kopflänge, 2. Kopfbreite, 3. Kopfindex, 4. Gesichtshöhe, 5. Jochbogenbreite, 6. Gesichtsindex, 7. Nasenhöhe, 8. Nasenbreite, 9. Nasenindex, 10. Körperhöhe

Berufsgruppen der Stadtverwaltung gegenüber den entsprechenden des GA-Materials in der Stufenfolge nach oben verschoben: die „Ungelernten" helläugiger und dunkelhaariger als die „Arbeiter", die „Gelernten" helläugiger und dunkelhaariger als die „Metallarbeiter", die „Angestellten" helläugiger (aber infolge des besonders niedrigen Anteils der hellen Haare bei den Büroangestellten nicht dunkelhaariger) als die Büroangestellten. Also auch hier, ähnlich wie bei dem Verhalten von Gesichtsindex zu Nasenindex, ein Zerschlagen der Korrelation! Bei den Frauen sind auch in diesen Merkmalen die Unterschiede stärker verwischt: die Lehrerinnen haben zwar den höchsten Anteil an dunklen Haaren, aber auch den höchsten Anteil an dunklen Augen (allerdings nur 29 Individuen).

Bei den B e o b a c h t u n g s m e r k m a l e n ergibt sich im großen und ganzen, wenn auch mit häufigeren Störungen als bei den bisher geschilderten Merkmalen, eine Abnahme der vorspringenden Jochbeine, der engen und der schrägen Lidspalten, sowie der konkaven Nasen mit Zunahme der Leistungshöhe der Berufe. Am deutlichsten ist die Stufenfolge beim Anteil der konkaven Nasen.

Bevor die Ergebnisse der Rassenanalyse (Tab. 10) besprochen werden können, sei an Hand von Parallelkurven untersucht, wie weit die Analysen des gleichen Beobachters zu verschiedenen Zeiten sowie die der verschiedenen Mitarbeiter an der Stadtanthropologie übereinstimmen und vergleichbar sind. Bei den Gruppen 1—7 der Abb. 3 wurden die Diagnosen von Dr. K r ü g e r gestellt, bei 8 teils von Dr. K r ü g e r, teils von Dr. G r i m m, bei 9 von I. S c h w i d e t z k y (Nachdiagnose an Hand der Bilder), bei 10—16 sowie allen Frauengruppen (Abb. 4) mit Ausnahme von 8 (Nachdiagnose durch I. S c h w i d e t z k y) vorwiegend von Dr. G r i m m. Die Parallelität von Rassenanteilen

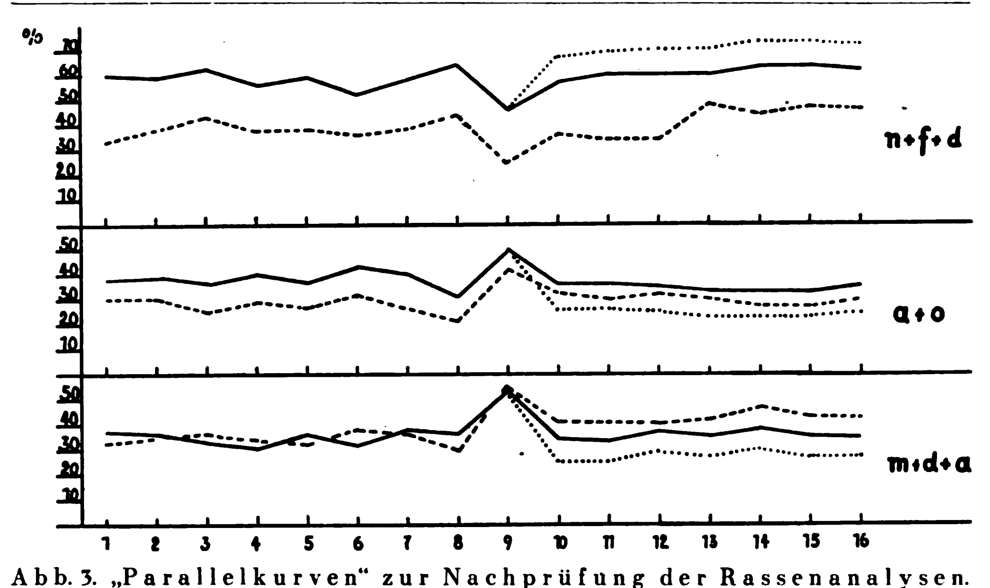


Abb. 3. „Parallelkurven" zur Nachprüfung der Rassenanalysen. I. Männer

— Anteile der Rassen, --- Anteile der rassenkennzeichnenden Merkmale, ... Verlauf der Rassenkurve vor der Korrektur (vgl. Text)
1. städtische ungelernte Arbeiter, 2. städtische gelernte Arbeiter (insgesamt), 3. städtische Schlosser, 4. städtische Beamte (insgesamt), 5. Inspektoren, 6. Sekretäre, 7. städtische Angestellte, 8. Feuerwehr, 9. Schuhmacher, 10. Arbeiter, 11. Metallarbeiter, 12. Büroangestellte, 13. Ingenieure, 14. Lehrer, 15. Referendare, 16. verschiedene Berufe. (Näheres über die Methode vgl. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien, Heft 1)

und Anteilen der rassenkennzeichnenden Merkmale ist im ganzen, besonders bei den Männern, durchaus befriedigend. Zwischen 9 und 10, also beim Übergang zum GA-Material, verändert sich jedoch ruckartig der Abstand; er nimmt zu bei der n + d- und bei der d + a + m-Kurve, nimmt ab bei bei der a + o-Kurve, wo nunmehr sogar die Rassenkurve unter der Merkmalskurve verläuft. Das weist, wenn man die Analysen der Gruppen 1—9 als Grundlagen nimmt, auf eine Überschätzung der Langwuchsrassen (n + d) auf Kosten der Breitwuchsrassen (a + o) sowie eine Unterschätzung der Dunkelrassen (d + a + m) hin. Eine Angleichung wurde durch die Herabsetzung des n + f-Anteiles um 8, des d-Anteiles um 2%, sowie eine Heraufsetzung des o-Anteils um 2, des a-Anteils um 8% bei den Gruppen 10—16 durchgeführt. Ein stärker differenzierter Ausgleich schien bei den relativ geringen Unterschieden zwischen den einzelnen Gruppen nicht notwendig. Die Proportionen, und auf diese kommt es ja vor allem an, bleiben also innerhalb der Gruppen 10—16 völlig unverändert, nur die absoluten Zahlen ändern sich. Eine strenge Vergleichbarkeit ist aber unter diesen Umständen zwar für die Gruppen 1—9 und 10—16 untereinander anzunehmen, bei dem Vergleich der Glieder verschiedener Hauptgruppen können jedoch nur größere Unterschiede als hinreichend gesichert angesehen werden. — Bei den Frauen blieben, trotz mancher Schönheitsfehler in den Kurven, die Analysen unverändert. Auf die erheblichen Unterschiede zwischen der Rassenzusammensetzung der Männer und der Frauen, die zu allgemeinen biologischen und methodischen Fragen hinführt, einzugehen, ist hier nicht möglich und nicht notwendig.

Eine deutliche Abstufung nach der Leistungshöhe der Berufe ergibt sich vor allem bei der nordischen Rasse, deren Anteil in Richtung der gehobenen Berufe zunimmt. Weniger regelmäßig ist schon die Abnahme der Osteuropiden, während bei Dinariern und Alpinen überhaupt keine Stufenfolge zu erkennen ist. Völlig

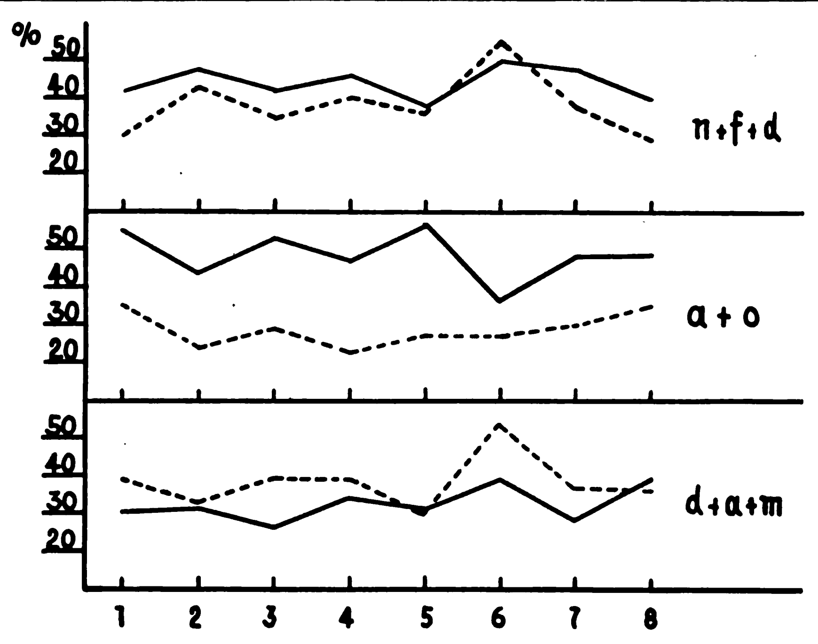


Abb. 4. „Parallelkurven“ zur Nachprüfung der Rassenanalysen. II. Frauen

1. Hausgehilfinnen, 2. Arbeiterinnen, 3. Näherinnen, 4. Büroangestellte, 5. Verkäuferinnen, 6. Lehrerinnen, 7. verschiedene Berufe, 8. Prostituierte. Vgl. auch Abb. 3

Tab. 10. Rassenzusammensetzung (in %)

	N	n + f	d	o	a	m	x
A. Männer							
Arbeiter	76	42,4	15,1	23,5	12,6	2,9	3,5
Metallarbeiter	92	45,1	13,8	19,2	16,3	1,3	4,3
Schuhmacher	200	33,1	13,3	8,5	40,5	1,0	3,7
Büroangestellte	122	44,9	15,5	16,3	17,8	1,5	4,0
Ingenieure	54	50,6	9,4	14,4	18,8	4,6	2,2
Lehrer	115	46,2	17,0	14,4	18,2	0,4	3,8
Referendare	67	48,3	14,4	17,2	15,8	2,3	2,0
Verschiedene Berufe	227	47,1	14,4	17,6	16,7	1,9	2,3
Städt. ungelernte Arbeiter	140	40,6	19,0	25,2	13,0	1,7	0,5
„ gelernte Arbeiter	188	39,6	19,0	22,8	16,2	1,2	1,2
„ Angestellte	108	46,9	11,1	16,3	23,3	1,6	0,8
„ Beamte	114	47,5	8,6	17,7	22,1	3,4	0,6
Feuerwehr	177	48,4	13,4	17,4	13,9	3,1	3,8
B. Frauen							
Arbeiterinnen	43	31,7	15,1	34,1	10,7	4,8	3,6
Hausgehilfinnen	121	31,8	10,1	35,4	19,7	0,6	2,4
Näherinnen	75	29,8	12,4	39,6	13,6	0,4	4,2
Verkäuferinnen	66	30,0	7,6	37,9	18,9	4,1	1,5
Büroangestellte	117	33,6	13,2	30,3	17,5	2,8	1,6
Lehrerinnen	29	33,8	16,1	24,1	12,7	9,8	3,5
Verschiedene Berufe	165	33,6	14,7	35,4	12,8	1,7	1,7
Prostituierte	160	24,6	15,7	28,1	20,0	3,3	8,3

aus der Reihe fallen jedoch, wie schon bei einzelnen Merkmalen (Körperhöhe, Augenfarbe) die Schuhmacher, bei denen der alpine Anteil auf Kosten aller anderen gewaltig in die Höhe schnellt. — Bei den Frauen sind die Unter-

schiede wiederum verschwommener. Immerhin weisen die Lehrerinnen erwartungsgemäß den höchsten nordischen und den geringsten osteuropiden Anteil auf.

Insgesamt ist also eine weitgehende Parallelität zwischen körperlichem Erscheinungsbild und sozialer Schichtung zu erkennen. Mit der Leistungshöhe der Berufe nehmen alle absoluten Maße zu; das Gesicht wird relativ breiter, die Nase relativ schmaler; der Anteil der hellen Augenfarbe größer, der der hellen Haarfarbe dagegen kleiner. In der Rassenzusammensetzung ist eine Zunahme des nordischen Anteils festzustellen.

Vergleichen wir nunmehr diese Ergebnisse mit denen früherer Arbeiten: Die Zunahme der Körpergröße in den Oberschichten ist bekannt, wenn sie auch meist nur an Hand der Körperhöhe beobachtet wurde[4]). Als Regel wurde ferner auf Grund bisheriger Untersuchungen angesehen, daß die Oberschichten langköpfiger und heller sind[5]). Beides trifft für Breslau aber nicht ohne weiteres zu. Es weist zwar möglicherweise die Oberschicht einen niedrigeren Kopfindex auf als die Mittelschicht, aber auch die Unterschicht scheint hinter letzterer zurückzubleiben, was übrigens auch bei der schlesischen Landbevölkerung deutlich ist. Allerdings sind die beiden Abweichungen vom Mitteltypus nicht gleichwertig. Wirklich langköpfig, nämlich absolut langköpfig, sind nämlich nur die gehobenen Berufe, die Arbeiter dagegen nur schmalköpfig. — Die betontere Hellfarbigkeit der höheren Berufe gilt ferner in Breslau nur für die Augenfarbe, nicht dagegen für die Haarfarbe, die sich sogar umgekehrt verhält. Ob hier spezielle schlesische Verhältnisse vorliegen oder auch anderswo die wirklichen Verhältnisse komplizierter sind, muß zunächst dahingestellt bleiben. Jedenfalls bedarf die genannte Regel offenbar einer Nachprüfung und Einschränkung.

Es muß ferner hervorgehoben werden, daß die deutliche Veränderung der Merkmale nicht durchweg der Veränderung der Rassenzusammensetzung entspricht. Mit der Zunahme des nordischen Anteils wird zwar erwartungsgemäß die Körperhöhe größer, die Augenfarbe heller, die Nase schmaler. Auch die Beobachtungsmerkmale verhalten sich der Erwartung entsprechend. Es wird jedoch entgegen der Erwartung der Gesichtsindex niedriger, die Haarfarbe dunkler. Hier überschneidet der Sozialtypus den Rassentypus. Oder mit anderen Worten: Die Unterschiede zwischen den Berufen sind nicht nur das Ergebnis verschiedener Rassenzusammensetzung, sondern es gibt, mindestens für bestimmte Merkmale, ein selbständiges sozialtypisches Variieren,

---

[4]) Ammon, O.: Zur Anthropologie der Badener. 707 S. Jena 1899.
Chalumeau, L.: Influence de la taille humaine sur la formation des classes sociales. Pages d'histoire. 409—426. Genève 1895.
Lagneau, G.: Influence des milieux sur la race. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 4. VI, 143—155, 1895.
Livi, R.: Dello sviluppo del corpo (statura e perimetro toracico) in rapporto colla professione e colla condizione sociale. Giorn. Med. R. Esercito XLV, 826—872, 1897.
Niceforo, A.: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen. 512 S. Leipzig-Amsterdam 1910.
Röse, C.: Beiträge zur europäischen Rassenkunde und die Beziehungen zwischen Rasse und Zahnverderbnis. Arch. Rass. Ges. Biol. II, 689—798, 1905; III, 42—134, 1906.

[5]) Hellpach, W.: Mensch und Volk der Großstadt. 139 S. Stuttgart 1939. — Vgl. S. 27.

das sogar die rassentypische Variation überdecken kann. Ähnliches wurde auch schon in der schlesischen Landbevölkerung beobachtet, wo große Körperhöhe und große Breitenmaße von Kopf und Gesicht als „sozial progressive Merkmale" bezeichnet wurden[6]).

Es gibt jedoch einige Gruppen, die in bestimmten Merkmalen oder Rassenanteilen völlig aus der festgestellten Regelhaftigkeit herausfallen. Das gilt bei den Männern für die Schuhmacher (Körperhöhe, Augenfarbe, Rassenzusammensetzung, insbesondere Anteil der Alpinen), bei den Frauen für die Prostituierten (alle absoluten Maße). Neben den allgemeinen Beziehungen zwischen Erbform und sozialer Schichtung gibt es also offenbar auch eine besondere zwischen Erbform und speziellem Beruf. Es empfiehlt sich daher, beide Erscheinungen auch terminologisch zu trennen und innerhalb des Sozialtypus den Standestypus und den Berufstypus zu unterscheiden. Die speziell berufstypischen Merkmale sind immer standesuntypisch; sonst wären sie ja auch nicht als solche zu erkennen.

Siebung nach Ständen und Berufen

Ebenso wie beim Stadttypus kann für den Sozialtypus die Frage aufgeworfen werden, ob er durch die Umwelt oder durch Siebung geprägt wird oder beide Faktoren zusammenwirken. Besonders für die Größenabstufungen könnte es zweifelhaft erscheinen, ob die größeren Ausmaße der gehobenen Berufe Voraussetzung oder Folge besserer äußerer Lebensbedingungen sind. Aber liegen schon die Unterschiede zwischen den Extremgruppen jenseits des Maßes, das bei Gruppendifferenzen als umweltbedingt angesehen werden könnte, so zeigt erst recht die gleichsinnige Abstufung erbfester Merkmale, wie der Augenfarbe und auch die der Rassenanteile, daß jedenfalls nicht die Umwelt allein der bewirkende Faktor sein kann. Sie mag zwar bei den Größen- und Proportionsmerkmalen die erblich bedingten Unterschiede verstärken, wird aber, da beide gleichgerichtet wirken, praktisch schwer gegen diese abzugrenzen sein. Echte Erbunterschiede sind ferner dort von vornherein anzunehmen, wo bestimmte Maße aus den regelhaften Beziehungen zwischen Körpergröße und Leistungshöhe der Berufe völlig und gesichert herausfallen. Das gilt z. B. für die geringe Körperhöhe der Schuhmacher, deren Lebensstandard zweifellos nicht so extrem unterdurchschnittlich ist, wie bei einer Umweltdeutung angenommen werden müßte, und bei denen sich ja auch die Maße von Kopf und Gesicht durchaus standestypisch verhalten.

Man kann aber auch noch von einer anderen Seite her zu stützen versuchen, daß der Sozialtypus erbbedingt und durch Siebung entstanden ist, nämlich wenn man gleichzeitig die soziale Herkunft der Untersuchten berücksichtigt. In Tab. 11 wurde zunächst das Material nicht nach dem Beruf der Untersuchten, sondern dem der Väter sortiert. Daß sich hier ähnliche, wenn auch häufiger gestörte Beziehungen zwischen Merkmalsbild und Leistungshöhe ergeben, war zu erwarten, da ja immer ein erheblicher Teil der Söhne im Stande des Vaters bleibt, mit der Aufreihung also gleichzeitig eine Abstufung

[6]) Innerhalb der einzelnen Berufsgruppen bleibt die Beziehung zwischen Rasse und Merkmal erhalten, es sind also die mehr nordischen Individuen im Durchschnitt mehr schmalgesichtiger und hellhaariger.



Tab. 11. Gruppen gleicher sozialer Herkunft (gleicher Berufe der Väter)

	N	Mittelwerte										%					
		K'l	K'b	K'i	G'h	Jb'b	G'i	N'h	N'b	N'i	K'h	A'F hell	H'F hell	n + f	o	d	a
Lehrersöhne . . .	49	192,6	162,2	84,2	125,7	146,3	86,1	57,4	35,8	62,4	173,4	51,0	6,8	52,6	8,8	25,1	11,2
Beamtensöhne . .	93	189,1	160,4	85,0	123,8	148,5	86,4	56.6	34,4	61,0	170,3	65,7	12,7	53,4	14,7	17,4	12,7
Kaufmannssöhne .	83	188.7	159,0	84,3	121,1	142,0	85,4	55,2	34,5	63,5	170,6	67.9	12,6	58,7	13,8	16,7	8,6
Bauernsöhne . . .	83	190,3	161,2	84,7	123,7	145,6	85,0	55,9	35,6	64,2	169,0	59,0	7,5	47,4	15,4	13,8	20,9
Handwerkersöhne .	219	187,3	158,4	84,6	123,2	141,8	87,1	56.4	35,1	62.4	167,9	65,8	15,8	47,5	13,9	18,0	15,4
Gel. Arbeitersöhne.	230	187,9	159,1	84,8	124,1	143,1	85,8	56.2	34,7	64,8	167,8	60,3	12,3	50,6	19,6	14,7	12,1
Ungel. "	137	187,8	159,2	85,0	123,4	142,8	86,6	55,9	34,9	62,7	166,8	52,6	10,7	43,1	19,5	14,0	21,0

der durchschnittlichen Standeshöhe der Untersuchten selbst gegeben ist. Am deutlichsten bleiben die Beziehungen bei der Körperhöhe und den Breitenmaßen, die sich bereits mehrfach als besonders kennzeichnend sozialtypisch erwiesen. Bemerkenswert ist ferner die relativ „hohe" Stellung der Bauernsöhne. Sie zeigt, daß gerade der bäuerliche Teil der Landbevölkerung wertvolles Erbgut an die Stadt abgibt.

Ordnet man dagegen innerhalb der Berufe nach dem Beruf des Vaters, wofür die Arbeiter, Schuhmacher und Angestellten zahlreich genug sind, so ist eine solche Regelhaftigkeit nicht mehr festzustellen. Die Vergleichsgruppen der Tab. 12 sind zwar z. T. recht klein. Aber auch wenn man stärker zusammenfaßt und innerhalb jeder Berufsgruppe nur zwei Herkunftsgruppen, eine höhere und eine niedere, unterscheidet (vgl. die Klammern bei den Individuenzahlen), ergibt sich vorwiegend keine gerichtete Abstufung im Sinne der Erwartung. Nimmt man nach den bisherigen Ergebnissen an, daß für Kopflänge und Kopfbreite, Gesichtshöhe, Jochbogenbreite und Gesichtsindex, Nasenhöhe, Nasenbreite und Nasenindex, Augenfarbe, Haarfarbe und Körperhöhe sowie die Anteile der Nordischen und Osteuropiden Standesunterschiede zu erwarten wären, so entsprechen die Unterschiede zwischen je zwei Herkunftsgruppen der Untersuchten nur 13mal der Erwartung (+), während sie ihr 26mal entgegenlaufen (—). Das Verhältnis ist in allen drei Berufsgruppen ähnlich (Arbeiter 9 : 4, Schuhmacher 9 : 4, Angestellte 8 : 5).

Tab. 12. Soziale Herkunftsgruppen innerhalb verschiedener Berufsgruppen (für die Zeichenerklärung vgl. den Text)

	N	Mittelwerte										%					
		K'l	K'b	K'i	G'h	Jb'b	G'i	N'h	N'b	N'i	K'h	A'F hell	H'F hell	n + f	o	d	a
Arbeiter																	
Beamtensöhne . .	21	187,1	157,4	84,3	124.7	142,3	87,7	56,9	33,3	58,7	169,3	61,9	25,0	49,2	19,0	23,8	5,6
Handwerkersöhne .	61	185.8	159,4	85,9	122,9	142,5	86,5	56,7	35,0	62,1	167,6	61,3	20,3	45,9	17,5	26,4	14,4
Gel. Arbeitersöhne .	61	187,8	159,2	84,9	124,9	143,7	86,8	56.4	34,9	62,5	168,9	63,9	10,5	48,1	21,0	18,8	5,7
Ungel. "	27	187,9	158 4	84,5	123,8	142,8	86,8	55,9	34,9	62,6	166,6	70,3	11,5	43,8	25,9	14,2	14,8
		—	—		—	—	—	+	—	+	+	—	—	—	+		
Schuhmacher																	
Handwerkersöhne .	29	186,6	156,1	83.8	121,3	140,1	86,6	55,4	35,6	64,5	161,9	62.1	13,8	32,8	2,9	22,4	39,1
Gel. Arbeitersöhne .	23	186,3	158,3	85.2	121,1	141,0	85,6	54,5	34,6	64,0	162,2	21,7	13,0	37,0	17,5	11,6	34.8
Ungel. "	43	187,3	160,0	85,7	123,1	142,2	86,8	55,7	34,7	62,6	163,3	32,6	16,3	35,3	4,7	18,6	39,9
		—	—		—	—	+	—	+	—	—	+	+	—	—		
Angestellte																	
Beamtensöhne . .	25	188,4	160,9	85,5	121,6	143,6	84,9	55,0	34,2	62,4	167,5	64,0	13,6	50,0	13,3	18,7	15.3
Kaufmannssöhne .	25	188,0	158,5	84,4	117,8	141,0	83.8	53,6	34,7	65,0	169,2	64,0	8,2	58,0	10,7	17,3	12,0
Handwerkersöhne .	40	188,2	158,3	84,1	123,1	141,5	86,8	55,9	35,0	63,0	170,0	61,5	16,7	53,3	11,3	14,2	20,4
Arbeitersöhne . . .	24	187,0	161,0	86,4	123,5	143,9	86,3	55,4	34,7	62,6	170,0	79,1	4,5	49,3	13,2	22,9	13,9
		+	+		—	—	+	—	—	—	—	—	+	+	—		

Innerhalb der Berufsgruppen ergibt sich also keine Abstufung nach der Leistungshöhe der väterlichen Berufe, die der Abstufung nach der Leistungshöhe der Untersuchten selbst entspricht. Eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Das erhebliche Überwiegen des der Erwartung entgegenlaufenden Verhaltens (67%!) muß jedenfalls überraschen, da das Verhältnis 50 : 50 zu erwarten wäre, wenn keine Beziehung zwischen Merkmalen und sozialer Herkunft bestünde. Es sieht also geradezu so aus, als ob die aus unteren Ständen hervorgehenden Berufsvertreter die standeshöhere Merkmalsprägung zeigen als die von höherer sozialer Herkunft!

Zur Prüfung der Frage, ob es sich hier um Zufall oder um Regelhaftigkeit handelt, wurden noch weitere Berufsgruppen herangezogen und nach dem Stande des Vaters untergegliedert. Dabei konnten freilich nicht, wie in Tab. 12, mehrere Berufsgruppen der Väter ausgesondert werden, da die Gruppen allzu klein geworden wären. Es wurden daher nur diejenigen Individuen zusammengefaßt, deren Väter sozial deutlich unter dem Durchschnitt der betreffenden Berufsgruppe standen, d. h. bei Beamten, Lehrern und Referendaren vorwiegend Arbeiter- und Handwerker-, bei der Feuerwehr ausschließlich Arbeitersöhne. Es wurde festgestellt, ob diese sozial Aufsteigenden in den einzelnen Merkmalen häufiger in Richtung des höheren oder des niedrigeren Standes vom Durchschnitt ihrer Berufsgruppe abwichen. In allen vier Gruppen ergibt sich ein Überwiegen der Abweichungen in Richtung der standeshöheren Gruppe. Das Zahlenverhältnis ist ähnlich wie bei den Gruppen der Tab. 12: 34 = 70,8% Einzelabweichungen in positiver, 14 = 29,2% in negativer Richtung. Bei Zusammenfassung mit den Befunden der Tab. 12 ergibt sich, daß die sozial Aufsteigenden (bzw. bei den Arbeitern die Absteigenden) insgesamt nur 27mal = 31% in Richtung des Standes des Vaters abweichen, 60mal = 69% entgegengesetzt. Die Differenz ist bei dieser Zusammenfassung aller Einzelfälle sogar statistisch gesichert.

Tab. 13. Abweichung der sozial Aufgestiegenen vom Durchschnitt ihrer Berufsgruppen

	Städt. Beamte	Lehrer	Referendare	Feuerwehr	Abweichung der höheren Stände von den niederen
N	15	34	26	31	.
Kopflänge	+	+	+	+	+
Kopfbreite	—	+	+	—	+
Kopfindex	(—)	(=)	(+)	(+)	.
Gesichtshöhe	+	—	+	—	+
Gesichtsbreite	—	=	+	+	+
Gesichtsindex	—	=	—	—	—
Nasenhöhe	+	—	+	.	+
Nasenbreite	—	—	—	.	+
Nasenindex	—	—	—	—	—
Körperhöhe	+	+	+	+	+
Augenfarbe hell	—	—	+	—	+
Haarfarbe hell	—	+	—	—	—
Anteil der Nordischen	+	+	—	+	+
Anteil der Osteuropiden	—	—	—	—	—
Abweichung in Richtung des höheren Standes	9	6	11	8	
Abweichung in Richtung des niederen Standes	4	5	2	3	

Was bedeutet das sozialbiologisch? Es bedeutet zunächst, daß die sozial Aufsteigenden in ihrer körperlichen Merkmalsprägung einem höheren Stand entsprechen als sie selbst erreichen[7]). Das heißt aber ferner, daß eine noch viel engere und feinere Beziehung zwischen Leistungshöhe und Körperform, insbesondere Körpergröße, besteht, als sich aus dem einfachen Vergleich der Berufsgruppen ergab. Denn zweifellos stellt es eine höhere Leistung dar, wenn beispielsweise ein Arbeitersohn den Beruf des Lehrers erreicht, als wenn dies ein Lehrersohn tut. Die sozial Aufsteigenden haben ja nicht nur den Anforderungen ihres Berufes zu entsprechen, sondern ein Teil ihrer Fähigkeiten und Energien muß für die Überwindung der Widerstände, die jedem Emporkommen entgegenstehen, verbraucht werden. In ihrer Gesamtleistung stehen sie damit tatsächlich über dem Durchschnitt ihrer Berufsgruppe. Wenn dem aber eine überdurchschnittliche Ausprägung der standestypischen Merkmale entspricht, so zeigt das weiterhin aufs deutlichste, daß bei der Entstehung des Standestypus die Siebung den ausschlaggebenden Faktor darstellt und die Umwelt, wenn überhaupt, eine nur untergeordnete Rolle spielen kann.

Das gleiche läßt sich am Beispiel der Schuhmacher für den Berufstypus nachweisen, für den allerdings, wie bereits erwähnt, für die untersuchten Merkmale eine Umweltbewirkung von vornherein unwahrscheinlich war. Wie Tab. 14 zeigt, weichen die Schuhmacher in den berufstypischen Merkmalen von allen Gruppen gleicher sozialer Herkunft in derselben Richtung ab, in der sie bereits beim einfachen Berufsgruppenvergleich herausfielen, nämlich durch niedrige Körperhöhe, dunkle Augenfarbe, hohe Anteile Alpiner und geringere Anteile der anderen Rassen. Die Schuhmacher sind also beispielsweise nicht klein, weil sie von besonders kleinen Eltern abstammen, sondern weil sich Kleinwüchsige überdurchschnittlich gern für den Beruf des Schuhmachers entscheiden.

Tab. 14. Abweichung der Schuhmacher vom Durchschnitt der Gruppen gleicher sozialer Herkunft

	Körperhöhe (cm)	Anteil der dunklen Augen (%)	Anteil der alpinen Rasse (%)
Handwerkersöhne	— 6,0	+ 3,7	+ 23,7
Gelernte Arbeitersöhne	— 5,6	+ 38,6	+ 22,7
Ungelernte Arbeitersöhne	— 3,5	+ 20,0	+ 18,9

Einen Einblick in die Berufssiebung erhält man auch, wenn man nicht innerhalb der untersuchten Schuhmacher nach dem Beruf der Väter gliedert, sondern innerhalb der untersuchten Schuhmachersöhne nach dem Beruf der Söhne. Hier ließen sich allerdings nur zwei Gruppen unterscheiden, nämlich Schuhmachersöhne, die selbst wieder Schuhmacher werden, und solche, die andere Berufe ergreifen (Tab. 15). Die Schuhmacher unter den Schuhmachersöhnen unterscheiden sich von dem Durchschnitt ihrer Berufsgruppe nur in sehr

[7]) Vgl. hierzu die ähnlichen Erscheinungen in der schlesischen Landbevölkerung: Schwidetzky, I.: Soziale Siebung in Oberschlesien. Z. Rassenk. VIII, 167—192, 1938.

Tab. 15. Schuhmacher und Schuhmachersöhne

Anzahl	200	48	20
Beruf der Untersuchten	Schuhmacher	Schuhmacher	Nichtschuhmacher
Beruf des Vaters	Verschiedene	Schuhmacher	Schuhmacher
Kopflänge	188,1	188,3	187,0
Kopfbreite	159,1	158,9	157,7
Kopfindex	84,7	84,5	84,3
Gesichtshöhe	122,1	122,4	123,9
Jochbogenbreite	142,7	143,7	140,5
Gesichtsindex	85,9	85,3	87,6
Nasenindex	63,7	64,1	62,9
Körperhöhe	164,0	164,5	167,3
Augenfarbe hell %	50,0	54,3	60,0
Haarfarbe hell %	17,5	18,7	15,8
Nordische %	33,1	33,7	47,5
Osteuropide %	8,5	10,8	9,2
Dinarier %	13,2	7,3	13.3
Alpine %	40,5	41,0	20,1
Mediterrane %	1,0	3,5	4,7

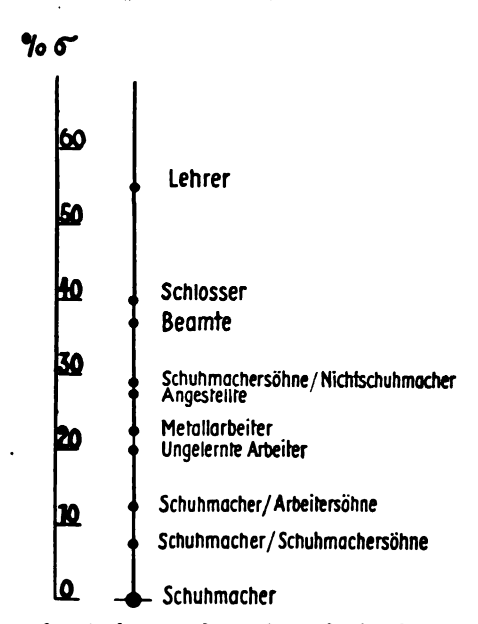


Abb. 5. Berufssiebung bei den Schuhmachern

Mittlerer Abstand verschiedener Gruppen von der Gesamtheit der Schuhmacher auf Grund von 8 Merkmalen. Beachte bei den Schuhmachersöhnen den geringen Abstand der Schuhmacher, den großen der Nichtschuhmacher!

geringfügiger, offenbar zufallsbedingter Weise. Jedenfalls zeigen sie die kennzeichnenden Merkmale der Schuhmacher keineswegs noch ausgesprochener. Die kleinen Abweichungen gehen vielmehr teils in Richtung einer Betonung (Anteile der Alpinen), teils in Richtung einer Verwischung (Körperhöhe, Augenfarbe) des Berufstypus. Es ist also keineswegs so, wie man vielleicht erwarten möchte, daß die körperlichen Kennzeichen der Schuhmacher verstärkt bei den Schuhmachersöhnen unter ihnen auftreten, bei denen die Vererbung von väterlicher Seite und die eigene Berufswahl in gleicher Richtung zusammenwirken. Anders die Schuhmachersöhne, die andere Berufe ergreifen.

Sie unterscheiden sich von den Schuhmachern wesentlich stärker, und zwar in fast allen Einzelmerkmalen. Faßt man die Merkmalsabweichungen (ausgedrückt in Prozent der Streuung der Schuhmacher, ohne Berücksichtigung der Vorzeichen) zu einer „mittleren Abweichung" zusammen, so stehen die Schuhmacher unter den Schuhmachersöhnen ganz in der Nähe der Gesamtheit der Schuhmacher — ebenso die Arbeitersöhne unter den Schuhmachern! —, während die Nichtschuhmacher unter den Schuhmachersöhnen etwa 4mal weiter von ihnen entfernt stehen und sich zwischen die sonstigen Breslauer Berufsgruppen einordnen (Abb. 5, über die Beziehung dieser Gruppen untereinander sind aus dem Diagramm keine Schlüsse zu ziehen!). Das bestätigt erneut, daß die Herkunft für die Prägung des Berufstypus praktisch bedeutungslos ist, daß vielmehr der Siebung die entscheidende Rolle zukommt.

Auch für den Berufstypus der Schuhmacher läßt sich, ebenso wie für das Verhalten der sozial Aufsteigenden und die Beziehungen der sozialen Schichten zueinander, die gleiche Erscheinung in der schlesischen Landbevölkerung nachweisen[8]). Die oberschlesischen Schuhmacher wiesen gleichfalls besonders geringe Körperhöhe, hohe Anteile dunkler Augenfarbe und hohe Anteile von Alpinen auf. Das gilt allerdings nicht in so ausgesprochenem Maße wie für die Breslauer Schuhmacher (Tab. 17). Es wäre daher von Interesse zu wissen, ob die Abweichung auf den Unterschieden zwischen der oberschlesischen und der mittelschlesischen Bevölkerung beruht oder auf Unterschieden im Grad der Siebung zwischen Stadt und Land.

Tab. 16. Abweichung der Schuhmacher vom Durchschnitt der Bevölkerung

	Körperhöhe (cm)	Anteil der dunklen Augen (%)	Anteil der alpinen Rasse (%)
Breslau	— 4,2	+ 10,5	+ 24,2
Oberschlesien . . .	— 1,6	+ 8,2	+ 16,1

Um zur Klärung dieser Frage beizutragen, wurden zunächst für die berufstypischen Merkmale die absoluten Abweichungen der Schuhmacher vom Durchschnitt der Bevölkerung errechnet. Für Breslau mußte hierfür allerdings der Durchschnitt des GA-Materials als Grundlage gewählt werden, das sicher nicht so gut die Breslauer Gesamtbevölkerung repräsentiert wie die oberschlesischen Mittelwerte die oberschlesische Bevölkerung; es kann aber, wie bereits erwähnt, noch am ehesten als „Bevölkerungsdurchschnitt" gelten. Die Breslauer Abweichungen sind, wie Tab. 16 zeigt, durchweg größer als die oberschlesischen, was einen Hinweis auf schärfere Siebung in der Großstadt darstellt.

Zu einer weiteren Klärung kann die Gegenüberstellung gleicher Berufsgruppenpaare in Breslau und Oberschlesien beitragen. Das ist allerdings bisher nur für Schuhmacher und Schlosser möglich, die als einzige Gruppen sowohl im oberschlesischen wie im Breslauer Material vertreten sind. In Breslau wurden sie von Krüger aus seinen „gelernten Arbeitern" ausgesondert und getrennt berechnet. Daß es sich dabei durchweg um gelernte

[8]) Schwidetzky, I.: 1938, zit. Anm. 7.

Tab. 17. Vergleich zwischen Schuhmachern und Schlossern

	Breslau		Oberschlesien		Abweichung der Schuhmacher von den Schlossern	
	Schuhmacher	Schlosser	Schuhmacher	Schlosser	Breslau	Oberschlesien
Kopflänge	188,1	189,3	186,1	186,6	—	—
Kopfbreite	159,1	160,2	159,3	159,6	+	—
Kopfindex	84,7	84,6	85,8	85,7	+	+
Gesichtshöhe	122,1	125,2	122,3	122,4	—	—
Jochbogenbreite	142,7	145,7	142,1	142,5	—	—
Gesichtsindex	85,9	86,1	86,3	85,8	—	+
Nasenindex	63,7	61,0	63,8	62,7	+	+
Körperhöhe	164,0	169,5	165,9	167,3	—	—
Augenfarbe hell %	50,0	71,7	65,2	71,6	—	—
Haarfarbe hell %	17,5	13,4	20,0	22,6	+	—
Nordische %	33,1	42,5	34,3	40,9	—	—
Osteuropide %	8,5	20,0	25,2	27,8	—	—
Dinarier %	13,2	19,5	10,3	13,2	—	—
Alpine %	40,5	15,5	26,1	12,7	+	+
Mediterrane %	1,0	2,2	4,1	5,3	—	—

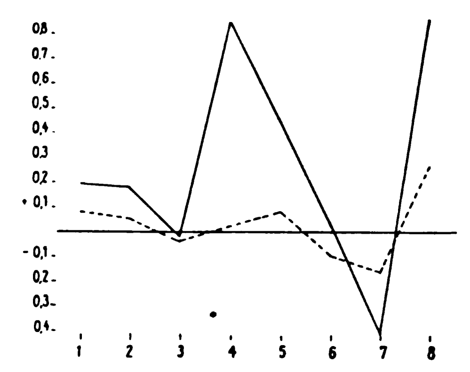


Abb. 6. Stärkere Berufsunterschiede in der Stadt als auf dem Land

Abweichung der Schlosser von den Schuhmachern in Breslau (—) und Oberschlesien (---)
1. Kopflänge, 2. Kopfbreite, 3. Kopfindex, 4. Gesichtshöhe, 5. Jochbogenbreite, 6. Gesichtsindex, 7. Nasenindex, 8. Körperhöhe
Beachte den ähnlichen Verlauf, aber verschiedenen Ausschlag der beiden Abweichungslinien!

Handwerker im Arbeiterverhältnis handelt, dürfte nicht allzu schwer ins Gewicht fallen, da auch die oberschlesischen Schlosser zum größten Teil nicht selbständige Meister, sondern Lohnempfänger im Dienst von Industrie und Bauhandwerk sind.

Wie Tab. 17 zeigt, weichen die Breslauer Schuhmacher von den Breslauer Schlossern fast durchweg in derselben Richtung ab, wie die oberschlesischen Schuhmacher von den oberschlesischen Schlossern. Eine Ausnahme machen nur der Gesichtsindex und die Haarfarbe. Die absoluten Maße liegen bei den Schuhmachern durchweg unter denen der Schlosser, wobei die Unterschiede in der Körperhöhe am auffälligsten sind. Die Schuhmacher sind ferner dunkeläugiger und vorwiegend breitförmiger als die Schlosser. Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen sind aber in Breslau fast durchweg höher als in Oberschlesien. Das wird besonders deutlich im Abweichungsdiagramm (Abb. 6). Die Basislinie stellt hier jeweils die Schuhmacher dar, und zwar

für den Vergleich mit den Breslauer Schlossern die Breslauer, für den Vergleich mit den oberschlesischen Schlossern die oberschlesischen Schuhmacher. Die Abweichungen sind in Prozent der Streuung der Schuhmacher berechnet. Das Abweichungszickzack der oberschlesischen Schlosser zeigt einen ganz ähnlichen Verlauf, aber wesentliche geringere Ausschläge als das der Breslauer. Faßt man wiederum die einzelnen prozentualen Abweichungen ohne Berücksichtigung der Vorzeichen zu einer mittleren Abweichung zusammen, so ergibt sich für die Unterschiede zwischen Schlossern und Schuhmachern für Oberschlesien 8,4%, für Breslau dagegen fast das fünffache, nämlich 39,9%. Schließlich sind auch die Unterschiede zwischen Schuhmachern und Nichtschuhmachern unter den Schuhmachersöhnen in Oberschlesien geringer als in Breslau. Alle drei Erscheinungen — Abweichung der Schuhmacher vom Durchschnitt der Herkunftsbevölkerung und von anderen Berufsgruppen sowie das Verhalten der Schuhmachersöhne — weisen darauf hin, daß der Berufstypus in der Großstadt Breslau schärfer geprägt ist als im ländlichen Schlesien, daß also in der Stadt eine schärfere Berufssiebung vorliegt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß es sich dabei nicht um ein spezielles Verhalten der Schuhmacher, sondern um eine allgemeine sozialbiologische Erscheinung handelt.

Paarungssiebung und Auslese

Die soziale Siebung führt innerhalb des Volkskörpers zu einer Zusammenordnung erbähnlicher Individuen zu Gruppen ähnlicher Leistung in der Gemeinschaft. Eine Veränderung des Gesamtgefüges des Volkes findet aber erst dann statt, wenn diese erbverschiedenen Gruppen in verschiedenem Maße zur Erhaltung des Volksbestandes beitragen. Die „unterschiedliche Fortpflanzung" im Sinne der Gegenauslese, d. h. der geringeren Vermehrung der erbhochwertigen Gruppen, ist geradezu das hervorstechendste Merkmal der Bevölkerungsbiologie der abendländischen Kulturvölker. Wieweit ihr Ausmaß nach Gauen oder Stämmen verschieden ist, ist aber noch wenig bekannt, so daß es nicht überflüssig ist, weiteres Material dazu zu sammeln.

Die durch unterschiedliche Fortpflanzung bedingten Veränderungen des Volkskörpers sind in ihrem Ausmaß davon abhängig, wieweit die sozialen Unterschiede durch Heiraten der erbähnlichen Individuen einer Schicht untereinander verfestigt oder wieweit sie durch Herüber- und Hinüberheiraten immer wieder verwischt werden. Die Paarungssiebung ist also ein natürlicher Ausgangspunkt für Ausleseuntersuchungen. Sie kann für Breslau an einem Teil des GA-Materials untersucht werden, da ja bei den Antragstellern auf Ehestandsdarlehen häufig die beiden Partner zusammen erfaßt werden konnten.

Es handelt sich dabei um insgesamt 261 Paare. Die Paarungssiebung wurde durch die Korrelation der Merkmale auf Grund der Mittelwerte der 261 Männer und Frauen erfaßt (Tab. 18). Eine deutliche Korrelation, also Paarungssiebung, ergibt sich vor allem bei der Körperhöhe. Es ist dies neben Schönheit oder Häßlichkeit das augenfälligste körperliche Merkmal, nach dem gewählt wird. Auch unter den übrigen Merkmalen überwiegen die positiven Korrelationen, wie das auf Grund des Ver-

Tab. 18. Paarungssiebung, erfaßt durch Verwandten-Korrelation (N = 258 – 260)

	k	f (k)		k	f (k)
Kopflänge	+ **0,20**	0,059	Augenfarbe hell . .	− 0,0	0,061
Kopfbreite	+ **0,21**	0,060	Haarfarbe hell . . .	0,05	—
Kopfindex	+ 0,10	0,060	Nase gerade	0,0	—
Gesichtshöhe . . .	− 0,05	0,061	„ konvex	− 0,08	0,061
Jochbogenbreite . .	+ 0,04	0,061	„ konkav	+ 0,09	0,061
Gesichtsindex . . .	− 0,07	0,061	Kinn vorspringend . .	+ 0,02	0,061
Nasenhöhe	+ 0,01	0,061	„ fliehend . . .	+ 0,02	0,061
Nasenbreite	+ 0,07	0,061	Jochbein vorspringend	+ 0,14	0,061
Nasenindex	− 0,04	0,061	Hinterhaupt gewölbt .	+ 0,09	0,061
Körperhöhe	+ **0,44**	0,050	Lidspalte eng . . .	+ 0,05	0,061
			„ schräg . .	+ 0,18	0,060

haltens der Körperhöhe und der bevorzugten Paarung innerhalb der gleichen ständischen Schicht zu erwarten ist. Gesicherte Ausmaße erreichen jedoch die Korrelationen nur noch bei Kopflänge und Kopfbreite. Hierin darf man wohl den körperlichen Ausdruck dafür sehen, daß Paarungssiebung auch nach geistigen Gaben, deren Größe ja mit der Kopfgröße korreliert ist, stattfindet, ja daß diese eine wesentlichere Rolle spielt, als irgendwelche körperlich-metrischen Einzelmerkmale an sich.

Unter den 261 Paaren fanden sich nur 39, bei denen Mann und Frau ihrer eigenen beruflichen Tätigkeit nach deutlich verschiedenen Standes waren. Wirklich erhebliche Standesunterschiede fehlten aber fast völlig: „Küchenmädchen" und „Tischlermeister", sowie „Stadtinspektor" und „Hausgehilfin" waren bereits die größten. Dabei fanden sich 11 Fälle, in denen der Mann, dagegen 28, in denen die Frau in den höheren Stand hineinheirateten. Die bekannte Erscheinung, daß Frauen öfter „hinaufheiraten" als Männer, bestätigt sich also auch an unserem kleinen Material. Die stärkere Bindung der Frau an die Kinder, deren Wunschbildern der gewählte Partner möglichst ähnlich sein soll, dürfte hier als Ursache zugrundeliegen.

Da auch das Hinaufheiraten eine Form des sozialen Aufstieges ist, ist es von Interesse zu untersuchen, ob sich dabei die standestypischen Merkmale ähnlich verhalten wie bei dem Aufstieg durch berufliche Leistungen. Wiederum wurde für die einzelnen Standesmerkmale, soweit sie durch Mittelwerte erfaßt werden können (alle absoluten Maße, Gesichts- und Nasenindex) ausgezählt, wie oft die in einen anderen Stand hineinheiratenden Individuen von ihrer eigenen Berufsgruppe in Richtung des Standes des Partners abweichen, wie oft in entgegengesetzter Richtung. Liegt keine Beziehung zwischen Partnerwahl und Standestypus vor, so müßten sich die Abweichungen in beiden Richtungen wie 50 : 50 verhalten. Tatsächlich überwiegen aber bei allen 4 Gruppen, bei Männern wie bei Frauen, bei Herauf- wie bei Herabheiratenden, die Abweichungen in Richtung des Standes des Partners (Tab. 19). Wenn auch bei den kleinen Individuenzahlen die Unterschiede nicht statistisch gesichert werden können — bei Zusammenfassung aller 702 Einzelabweichungen ergibt sich immerhin ein Qualifikationskoeffizient von 1,65 — so spricht doch das

Tab. 19. Häufigkeit der Abweichungen in Richtung des Standes des Partners (9 Merkmale)

	%	Abweichung von der theoretischen Erwartung (50 %)
11 heraufheiratende Männer .	52,5	+ 2,5
28 herabheiratende „ .	52,4	+ 2,4
28 heraufheiratende Frauen .	55,9	+ 5,9
11 herabheiratende „ .	57,5	+ 7,5
Zusammen	54,4	+ 4,4

gleichsinnige Verhalten aller 4 Gruppen erheblich dafür, daß hier ein typisches Verhalten vorliegt. Bei den aus ihrem Stande herausheiratenden Frauen sind in unserem Material die Abweichungen in Richtung des Standes des Partners größer als bei den Männern. Es wäre von hohem sozial-anthropologischem Interesse, an einem größeren Material zu prüfen, ob es sich dabei um Zufall oder um Gesetzmäßigkeit handelt.

Im ganzen gesehen wirkt die Partnerwahl in Richtung einer Verfestigung, nicht in Richtung einer Verwischung der standestypischen Unterschiede. Nicht nur, daß sich die weitaus überwiegende Zahl der Heiraten innerhalb der gleichen Schicht vollzieht. Auch in den wenigen Fällen, wo zwischen den Schichten geheiratet wird, wird die Verwischung der Unterschiede dadurch herabgesetzt, daß bevorzugt solche Personen hinüberheiraten, die in ihrer Merkmalsprägung dem Stand des Partners bereits relativ nahe stehen. Das gilt insbesondere für Frauen, die sich ja dem Stand des Mannes einzufügen pflegen, nicht diesen in ihren sozialen Herkunftskreis hinüberziehen.

Ein wichtiger Auslesefaktor ist das Heiratsalter (Tab. 20); bestimmt es doch nicht nur den Abstand der Generationen, sondern auch die Kinderzahl ist mit ihm korreliert. An unserem Material bestätigt sich die bekannte Erscheinung, daß das Heiratsalter um so höher zu liegen pflegt, je größere Anforderungen der Beruf stellt, je länger also die Ausbildungszeit dauert, und je später eine wirtschaftlich gesicherte Stellung erreicht wird[9]). Im Vergleich mit der nächst benachbarten mitteldeutschen Großstadt, nämlich Dresden, weist aber Breslau die biologisch günstigeren Verhältnisse auf: Liegt doch in allen vergleichbaren Berufsgruppen das Heiratsalter in Breslau niedriger als in Dresden[10]) (Tab. 21). In Dresden wurden allerdings die Eheschließungen eines Jahres (1932) erfaßt, während sie sich im Breslauer Material auf einen Zeitraum von rund 25 Jahren erstrecken. Das dürfte aber für das Ergebnis nicht ausschlaggebend sein. Befinden sich doch im Breslauer Material sowohl solche Gruppen, deren Eheschließung durchschnittlich vor 1932 (Lehrer, Beamte, Angestellte) wie solche, wo sie nach 1932 liegt (GA-Material).

[9]) Das auffallend niedrige Heiratsalter der Referendare durchbricht diese Regel nur scheinbar. Es handelt sich hier ja um eine Auslese junger Männer, unter denen sich relativ wenige Verheiratete befinden, nämlich nur solche, die besonders früh geheiratet haben.

[10]) Franz, J.: Heiratsalter und Beruf. Eine bevölkerungsstatistische Studie. Veröff. Geb. Volksgesundheitsdienstes LI, H. 6, 162 S. Berlin 1938.

Tab. 20. Heiratsalter nach Berufen

	N	Heiratsalter des Mannes	Heiratsalter der Frau
Arbeiter (GA)	64	26,2	22,8
Städt. ungelernte Arbeiter	88	25,7	24,3
„ gelernte Arbeiter	164	26,7	25,5
Metallarbeiter	75	26,6	23,7
Schuhmacher	147	27,6	25,4
Feuerwehr	124	26,5	24,1
Büroangestellte	85	28,8	25,4
Städt. Angestellte	77	29,5	26,5
„ Beamte	69	28,7	25,7
Ingenieure	35	28,9	25,6
Lehrer	40	32,9	27,9
Referendare	14	(25,9)	(23,9)

Tab. 21. Heiratsalter verschiedener Berufsgruppen in Breslau und Dresden

	Breslau N	Breslau H A	Dresden N	Dresden H A	Differenz
Ungelernte Arbeiter	152	25,9	419	27,5 [1]	— 1,6
Metallarbeiter	239	26,6	584	27,4 [2]	— 0,8
Büroangestellte	85	28,8	403	29,4 [3]	— 0.6
Städt. Beamte	69	28,7	177	30,7 [4]	— 2,0
„ Angestellte	77	29,5	70	29,8 [5]	— 0,3
Akademiker	35	31,2	179	33,3	— 2,1

[1]) Gewerbliche Arbeiter (ungelernt) und Bauarbeiter. — [2]) Schlosser, Dreher, Elektriker, Autoschlosser und Kraftwagenführer. — [3]) Kaufmännische Angestellte. — [4]) Mittlere und untere Kommunalbeamte. — [5]) Behördenangestellte.

Tab. 22. Das Heiratsalter in der Generationenfolge

	N	H A	σ	m
♂				
1. Generation (Untersuchte)	211	26,8	3,86	0,27
2. „ (Eltern)	189	27,3	5,44	0,39
3. „ (Großeltern)	142	28,5	4,80	0,40
♀				
1. Generation	215	25,3	3,83	0,26
2. „	183	24,7	3,81	0,28
3. „	135	24,6	4,88	0,42

Die Entwicklung des Heiratsalters in den letzten Generationen läßt sich an einem Teil, nämlich dem durch familienkundliche Fragebögen erfaßten Teil des Krügerschen Materials (städtische Beamte, Angestellte und Arbeiter) untersuchen. Es ergibt sich, daß das Heiratsalter der Männer nicht, wie man wohl erwarten möchte, in neuerer Zeit zugenommen, sondern im Gegenteil abgenommen hat (Tab. 22). Die heutigen Breslauer heiraten früher als ihre Väter und Großväter. Das gilt, obwohl diese in weit höherem Anteil auf dem Lande geboren sind und auch mit höheren Anteilen den Berufsgruppen mit unterdurchschnittlichem Heiratsalter angehören. Das trifft jedoch nur für die Männer zu. Bei den Frauen läuft dagegen die Entwicklung umgekehrt, was durch die Zunahme der beruflichen Tätigkeit

der Frauen bedingt sein dürfte. Die heutigen Breslauerinnen heiraten also später als ihre Mütter und Großmütter. Infolge dieser entgegengesetzten Entwicklung bei Männern und Frauen nimmt der Altersunterschied zwischen den Ehepartnern ab. Er beträgt in unserem Material bei den Großeltern 3,9 Jahre, bei den Eltern 2,6, bei den Untersuchten selbst nur noch 1,5 Jahre.

Da die Zahl der biologisch abgeschlossenen Ehen (Alter der Ehefrau 45 Jahre und darüber) in unserem Material nur klein ist, ist die Berechnung durchschnittlicher Kinderzahlen nur von bedingtem Wert. Das gilt um so mehr, als eine weitere Untergliederung nach dem Datum der Eheschließung nicht möglich ist, die Geburtenbeschränkung aber starke zeitliche Veränderungen aufweist. Immerhin sind die Unterschiede des Durchschnittsalters und des durchschnittlichen Datums der Eheschließung bei den in abgeschlossener Ehe lebenden Untersuchten nur gering und zeigen keine Bindung an die Berufsstaffelung. So seien die Ergebnisse trotzdem mitgeteilt, wobei wegen der geringen Individuenzahl die standes- und leistungsähnlichen Berufe zusammengefaßt werden sollen (beim GA-Material und den Referendaren fehlen abgeschlossene Ehen natürlich!).

Es ergibt sich auch in unserem Material eine Staffelung im Sinne der Gegenauslese, nämlich eine Abnahme der Kinderzahl mit der Leistungshöhe und damit dem Erbwert der Berufe (Tab. 23). Die Unterschiede sind aber auffallend gering und bleiben unter allen bisher mitgeteilten Vergleichsreihen[11]). Es erscheint danach möglich, daß in Breslau nicht nur die Gegenauslese durch Unterschiede des Heiratsalters, sondern auch die Gegenauslese durch Unterschiede der Fortpflanzung ein geringeres Ausmaß als in anderen Teilen Deutschlands und des übrigen westeuropäischen Kulturkreises hat. Es wäre von großem Interesse, diese Möglichkeit an einem größeren Material zu überprüfen.

Tab. 23. Durchschnittliche Zahl der lebenden Kinder in abgeschlossenen Ehen

	Zahl der Ehen	Durchschnittl. Kinderzahl
Städt. Arbeiter (gelernte und ungelernte) .	98	3,2
Handwerker (Schuhmacher, Feuerwehr) . .	107	2,7
Städt. Angestellte und Beamte	48	2,5
Geistige Berufe (Lehrer, Ingenieure) . . .	24	2,5

Die rasche Abnahme der Geburtenfreudigkeit läßt sich für Breslau an Hand der Krügerschen Fragebögen verfolgen. Die durchschnittliche Kinderzahl der Eltern der Untersuchten ist doppelt so groß (4,8 in 197 Ehen) wie die der betreffenden Untersuchten selbst (2,4 in 71 Ehen). Bei den Beamten und Angestellten ist das Verhältnis noch etwas ungünstiger (1,9 : 4,3), ist also ein noch stärkerer Geburtensturz vorhanden als bei den Arbeitern (2,6 : 5,0). Allerdings dürfen bekanntlich die Kinderzahlen von Eltern und Großeltern der Untersuchten nicht als Genera-

[11]) Vgl. Lenz, F.: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 3. Aufl. 593 S. München 1931. S. 140 ff.

tions- oder Berufsdurchschnitt gelten, da dabei die kinderlosen Ehen zwangsläufig nicht mitgezählt werden, die Zahlen also zu hoch erscheinen. Die angegebenen Durchschnittswerte gelten also nur für die Familien der Untersuchten.

Der Einfluß der Großstadt auf das Sinken der Kinderzahl, auch auf die Unterschiede innerhalb einer Generation, sind jedoch unverkennbar. Nicht nur ist bei den verheiratet Zugewanderten die Kinderzahl höher als bei den in Breslau Heiratenden (3,1 : 2,1). Auch bei den Eltern der Untersuchten sinkt die Kinderzahl mit dem Grad der Ansässigkeit in der Großstadt (Tab. 24). Sie ist am geringsten in den Ehen, in denen beide Partner in Breslau, am höchsten, wo beide Partner außerhalb Breslaus geboren sind, wobei die Landgebürtigen eine noch etwas höhere Fruchtbarkeitsquote aufweisen als die Stadtgebürtigen. Die Großstadt wirkt also nicht nur siebend, sondern auch auslesend, und zwar im Sinne der Gegenauslese.

Tab. 24. Durchschnittliche Kinderzahl der Eltern der Untersuchten nach Herkunftsgruppen

	Anzahl der Ehen	Kinderzahl
Beide Eltern in Breslau geboren	12	3,9
Ein Ehepartner in Breslau geboren . . .	33	4,5
Beide Eltern außerhalb Breslaus geboren .	152	4,9
Beide Eltern auf dem Lande geboren . . .	105	5,1

Zusammenfassung der Ergebnisse

Als Beitrag zu einer speziellen Stadtanthropologie wurde eine Reihe von Breslauer Berufsgruppen bearbeitet, die sich nach der Leistungshöhe der Berufe in mehrere „Stände" zusammenfassen lassen. Standesunterschiede ergeben sich schon für die Herkunft der Untersuchten. Der Anteil der in Breslau und im benachbarten Mittelschlesien Geborenen ist am höchsten bei den Arbeitern, am geringsten bei den geistigen Berufen. Der Herkunftsradius nimmt also mit der Höhe des Standes zu, gleichzeitig bei den Zugezogenen der Anteil der Stadtgebürtigen. Der sozialen Herkunft nach überwiegen bei weitem die Handwerker unter den Vätern der Untersuchten, nur bei den Arbeitern die Arbeiter und bei den geistigen Berufen die Angestellten und Beamten in öffentlichen Diensten. Der häufigste Weg des sozialen Aufstiegs führt vom Handwerker über die Mittelschicht der öffentlichen Dienste zu den geistigen und insbesondere den akademischen Berufen.

In den körperlichen Merkmalen bestehen deutliche Standesunterschiede insofern, als mit der Leistungshöhe der Berufe vor allem alle absoluten Maße zunehmen, ferner das Gesicht (infolge stärkerer Zunahme der Jochbogenbreite) relativ breiter, die Nase aber (infolge stärkerer Zunahme der Nasenhöhe) relativ schmaler wird, schließlich der Anteil der hellen Augen steigt, der Anteil der hellen Haare dagegen abnimmt. Der Rassenzusammensetzung nach wächst vor allem der Anteil der nordischen Rasse mit der Leistungshöhe der Berufe. Bei den Frauen sind die Unterschiede weniger deutlich als bei den Männern.

Die Unterschiede zwischen den Standesgruppen sind aber nicht nur durch die Unterschiede der Rassenzusammensetzung zu erklären, sondern mehrere

Merkmale zeigen ein selbständiges sozialtypisches Variieren. Einige Berufsgruppen fallen ferner in bestimmten Merkmalen deutlich aus ihrem Stande heraus, zeigen also einen speziellen „Berufstypus", der vom „Standestypus" zu unterscheiden ist. Er ist besonders ausgeprägt bei den Schuhmachern, die sich durch niedrige Körperhöhe, hohe Anteile dunkler Farben und vor allem hohe Anteile der alpinen Rasse auszeichnen.

Es kann nachgewiesen werden, daß für die untersuchten Merkmale sowohl der Standes- wie der Berufstypus überwiegend durch Siebung geprägt wird, während die Umwelt, etwa der verschiedene Lebensstandard, wenn überhaupt, eine nur untergeordnete Rolle spielt. Das ergibt sich vor allem daraus, daß auch innerhalb der Gruppen gleicher sozialer Herkunft (gleicher Berufe der Väter) die Standes- und Berufsgruppen der Untersuchten selbst deutlich heraustreten. Von besonderem Interesse ist dabei das Verhalten der sozial Aufsteigenden: sie entsprechen in ihrer körperlichen Merkmalsprägung einem höheren Stand als sie selbst erreichen und bestätigen damit nicht nur die übergeordnete Bedeutung der Siebung bei der Entstehung des Standestypus, sondern auch die enge Beziehung zwischen Leistungshöhe und Körperform. Ähnliche Siebungsvorgänge wie für Breslau sind bereits für die schlesische Landbevölkerung bekannt. In der Großstadt scheint jedoch, wie zunächst am Beispiel der Schuhmacher nachgewiesen werden kann, die Berufssiebung schärfer zu sein als auf dem Lande.

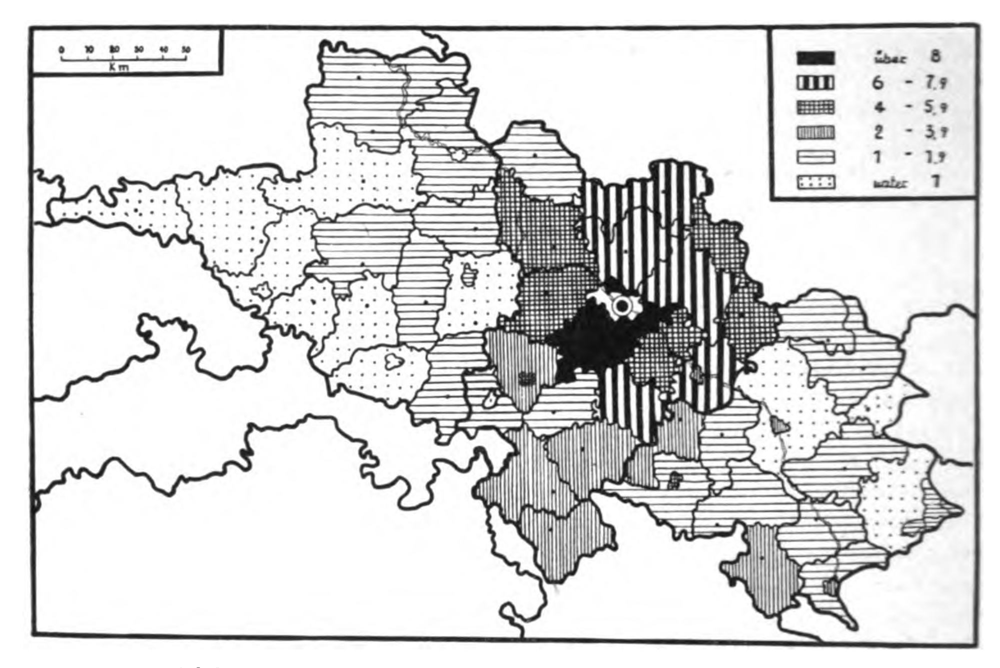


Abb. 7. Breslau als mittelschlesische Stadt

Nach Breslau Zugezogene (2285 ♂ + ♀) auf 10 000 der Bevölkerung der einzelnen Verwaltungskreise nach dem Bevölkerungsstand von 1925
Beachte das stufenhafte Abbrechen des Einzugsgebietes gegen Oberschlesien im Osten und Niederschlesien im Westen!

Auch die Änderung des sozialen Standes durch Heirat steht in Beziehung

zur Körperform, da die in andere Stände hinüberheiratenden Individuen vom Durchschnitt ihrer eigenen Berufsgruppe in Richtung des Standes des Partners abweichen. Es überwiegen aber bei weitem die Heiraten innerhalb des gleichen Standes. Paarungssiebung läßt sich vor allem für die Körperhöhe, ferner für Kopflänge und Kopfbreite nachweisen, liegt aber möglicherweise auch bei anderen Merkmalen vor.

Das Heiratsalter steigt mit der Leistungshöhe der Berufe, verhält sich also im Sinne der Gegenauslese. Breslau steht aber biologisch günstiger da als Dresden, wo das Heiratsalter aller Berufsgruppen höher liegt. Möglicherweise ist in Breslau auch die Gegenauslese durch Unterschiede der Fruchtbarkeit geringer als anderswo. Auch hier allerdings sinkt die Kinderzahl mit steigender Leistungshöhe der Berufe. Der Einfluß der Großstadt ist dabei deutlich, da innerhalb derselben Generation die Kinderzahl mit steigendem Grad der Stadtansässigkeit sinkt.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine Biologie

***d'Ancona, U.:** *Der Kampf ums Dasein.* Eine biologisch-mathematische Darstellung der Lebensgemeinschaften und biologischen Gleichgewichte (Übers. von L. Holzer). Abh. zur exakten Biologie 1, 196 S., 46 Abb. Borntraeger, Berlin 1939. (RM 12.—.)

Zusammenfassende Darstellung der Theorien Volterras. Sie behandeln die mathematische Erfaßbarkeit der Vorgänge, die bei der Vergrößerung von Populationen, bei den interspezifischen Beziehungen zwischen den Komponenten biozönotischer Gemeinschaften, bei Herstellung und Aufrechterhaltung biologischer Gleichgewichte („Kampf ums Dasein") ablaufen. Das Studium der Schrift setzt erhebliche mathematische Kenntnisse voraus.
G. Heberer, Jena.

***Clara, M.:** *Das Problem der Ganzheit in der modernen Medizin.* 43 S., J. A. Barth, Leipzig 1940. (RM 1.30.)

Mit dem Schwung und der Freude des neu Entdeckten hat man sich überall auch in der Medizin dem ewig alten Problem der Ganzheit in letzter Zeit zugewandt. Max Clara weist es allerdings nur sehr kurz zuerst in der griechischen Antike auf, um ihm dann die rein analytische Einstellung des vergangenen Jahrhunderts mit seiner extrem mechanistischen Denkweise entgegenzuhalten: das Ganze ist die Summe der Teile. Das Fazit wird häufig wiederholt, einerseits die fruchtbaren Einblicke in das organische Geschehen, anderseits Entseelung, Ernüchterung und Überspezialisierung des Arzttums.

Die „neue" Betrachtungsweise nahm ihren Ausgang vom Entwicklungsgedanken (?), d. h. der Beobachtung, daß aus der Hälfte eines Keimes doch ein ganzes Lebewesen wachsen könne. Aber Clara lehnt den daraus gebildeten Entelechiebegriff Drieschs ab, der kein rassenspezifisches Plasma anerkenne, glaubt dagegen, daß die Gestaltstheorie auch die medizinische Wissenschaft weiter und sicherer führe (ohne die Schwächen derselben zu erwähnen). Auf Grund von manch schönen Experimenten wird dargetan, daß es ein „Artplasma" mit rassemäßigen Besonderheiten gebe.
C. Fervers, Solingen.

***Dotterweich, H.:** *Das biologische Gleichgewicht und seine Bedeutung für die Hauptprobleme der Biologie.* 236 S., mit 34 Abb. im Text. G. Fischer, Jena 1940. (Brosch. RM 10.—, geb. RM 11,50.)

Die biologischen Forschungsergebnisse unter dem Gesichtspunkt des Gleichgewichtes zusammenzufassen, war die Aufgabe des Buches. Nach Schilderungen der allgemeinen Bedeutung und des Wesens von biologischen Gleichgewichtsprozessen wird die Bedeutung des Prinzips für die Hauptprobleme der Biologie untersucht. Von besonderem Interesse für den Genetiker sind die vom Verf. geschilderten sog. „langsam verlaufenden Gleichgewichtsprozesse", wie sie sich im Erb-, Mutations- und Selektionsgeschehen zu erkennen geben. Ref. bedauert nur, daß sich an einer Stelle ein leicht lamarckistischer Unterton bemerkbar macht. Doch wird jeder biologisch Interessierte die originelle Schrift nur mit Gewinn aus der Hand legen können.
W. Zündorf, Jena.

***v. Frisch, K.:** *Du und das Leben.* Eine moderne Biologie für jedermann. 2. Aufl., 356 S., 4 Taf., 212 Abb., Deutscher Verlag, Berlin 1938. (RM 5.— bzw. 6.50.)

Was der Untertitel verspricht, trifft wirklich zu. Der bekannte Münchener Zoologe gibt in der Tat eine moderne Biologie, die jeder verstehen kann. Kein wesentliches Problem wird dabei ausgelassen. Es ist aber bedauerlich, daß gegenüber dem Lamarckismus nicht die heute einzig mögliche Haltung eingenommen wird, d. h. völlige Ablehnung.
G. Heberer, Jena.

***Haase-Bessell, G.:** *Der Evolutionsgedanke in seiner heutigen Fassung.* 79 S., G. Fischer, Jena 1941. (RM 3.60.)

Die als Genetikerin bestens bekannte Verfasserin gibt hier in origineller Darstellung einen Überblick über die Ergebnisse der modernen populationsgenetischen Arbeiten und die Anwendung dieser Ergebnisse auf das Evolutionsproblem. Eine Evolutionistik, die heute diese Ergebnisse entweder ablehnt oder nicht genügend in Rechnung stellt, muß scheitern. Die Genetik ist heute soweit, eine ausreichende Erklärung für die Prozesse der Art- und Rassenbildung zu liefern, ja, es gelingt, diese Erkenntnisse ohne grundsätzliche Schwierigkeiten auf das phylogenetische Gesamtgeschehen anzuwenden. Kein Rassenbiologe wird diese wirklich moderne und ansprechend geschriebene Darstellung unbelehrt aus der Hand legen! G. Heberer, Jena.

***Otto, R.** (Herausg.): *Organismus und Umwelt.* 26 Vorträge. Zweite wissenschaftliche Woche zu Frankfurt a. M. 28.—30. Juni 1939. 275 S., 67 Abb., Theodor Steinkopff, Dresden und Leipzig 1939. (RM 15.—.)

Von den außerordentlich reichhaltigen Vorträgen dieser zweiten Frankfurter wissenschaftlichen Woche mögen folgende erwähnt sein: v. Verschuer, Umwelt und Erbanlage, in welchem die durch die Zwillingsforschung gegebenen Möglichkeiten zur objektiven Abgrenzung der inneren und äußeren Entwicklungskräfte dargestellt werden; Rodenwaldt: Rasse und Umwelt, die Frage der Reaktionsfähigkeit auf Umweltänderungen in säkularen Zeiträumen wird in interessanter Weise diskutiert; Ehrenberg: Änderungen, der Umwelt und Wandlungen der Tierwelt im Laufe der Erdgeschichte. Das Problem wird besonders an dem Beispiel der Höhlenbären aus der Drachenhöhle von Mixnitz behandelt. Beziehungen zwischen Wandlungen von Umwelt und Lebewesen seien vorhanden, doch könne der Paläontologe keine Entscheidung treffen. Lamarckistische Faktoren werden nicht in Anspruch genommen, doch auf die Möglichkeit eines „bis nun weder beweisbaren noch erklärbaren inneren Gestaltungstriebes" hingewiesen — der Selektionismus aber wird nicht ausgewertet! Weiterhin behandeln u. a. Küster: Raumklima und Mensch, Rajewsky: Einfluß der radioaktiven Umwelt auf die Organismen, Welzler: Die individuelle Reaktionsweise des menschlichen Organismus. Die Vorträge sowie auch die mitgedruckten Diskussionen bieten viel Tatsachenmaterial und Anregungen. G. Heberer, Jena.

***Roßner, F.** (Herausg.): *Handbuch für den Biologieunterricht.* Lfg. 1, 96 S., J. Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig 1939. (RM 3.30.)

Nach alphabetisch geordneten Stichworten sollen kurze aber lesbare Artikel bieten, was der deutsche Biologielehrer aller Schulgattungen an Material und weltanschaulicher Ausrichtung braucht. Neue Gebiete sollen bevorzugt behandelt, auf wissenschaftliche Diskussionen verzichtet werden. Die Beiträge bemühen sich daher, nur Gesichertes zu bringen, bzw. das, was die betreffenden Verfasser für gesichert halten. Der Herausgeber hat sich dafür bewährte Mitarbeiter verpflichtet. In der 1. Lieferung behandeln u. a. die Biologie des Menschen die Artikel „Abstammung des Menschen" (Weinert und Heberer), „Ausland und Rasse" (Frercks), „Bevölkerungsbiologie" (Gütt), „Bevölkerungsstatistik" (Burgdörfer), „Blutgruppenforschung" (Schroeder). Dagegen sucht man vergebens zwischen „Angriffe auf lebensgesetzliches Denken" und „Aquariumkunde" das Stichwort „Anthropologie". I. Schwidetzky, Breslau.

***Studnička, F. K.:** *Die Substrate der Lebens-Erscheinungen (Protoplasma — Bioplasma).* Regia Soc. Sci. Bohemica Pragae. 91 S., Rivnáč, Prag 1938. (Kr. 50.—.)

Kritische, zum großen Teil auf das Nomenklatorische abgestellte Ausführungen über das Protoplasma, wobei besonders auch die Fragen des symplasmatischen Zustandes des Metazoenkörpers berührt werden, die ja für die allgemeine Zellentheorie von grundlegender Wichtigkeit sind. G. Heberer, Jena.

***Wheeler, W. M.:** *Essays in Philosophical Biology.* Selected by G. H. Parker. 261 pp. Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1939. ($ 3.—.)

Eine Auswahl von Aufsätzen, die der inzwischen verstorbene Biologe früher in verschiedenen Zeitschriften hatte erscheinen lassen. Sie betreffen allgemeiner interessierende Fragen, so z. B. die Instinkte, den Ameisen- und den Termitenstaat und sonstige tierische Gesellschaften. Auch werden die gegenwärtig in der Biologie herrschenden Richtungen sowie die Organisierung der Forschung u. a. m. behandelt. F. Alverdes, Marburg.

***Canella, M. F.:** *Orientamenti della moderna biologia.* Micromerismo od organicismo? Mutationismo o lamarckismo? 142 pp., Zanichelli, Bologna 1939. (L. 15.—.)

Eller, K.: *Zur Genealogie geographischer Rassen.* Forsch. Fortschr. XVI, 68—71, 1940.

Gehlen, A.: *Der Begriff der Umwelt in der Anthropologie.* Forsch. Fortschr. XVII, 43—46. 1941.

Ludwig, W.: *Der Begriff „Selektionsvorteil" und die Schnelligkeit der Selektion.* Zool. Anz. LXXVI, 209—222, 1939.

Machotin, A.: *Das gegenseitige Verhältnis der Typen der phylogenetischen und ontogenetischen Veränderung der Organe.* C. R. Acad. Sci. URSS. N. S. XXVI, 99—102, 1940.

***Rostand, J.:** *Biologie et médecine.* 224 pp., Gallimard, Paris 1939. (Fr. 25.—.)

Schubert, G.: *Über das Problem der selektiven Befruchtung und seine Bedeutung für die menschliche Erblehre.* Z. Vererb. Konst. XXIV, 46—58, 1940.

Schultze, E.: *Untergang durch Körpergröße und Kompliziertheit.* Scientia LXVII, 178 bis 187, 1940.

Weber, H.: *Zur Fassung und Gliederung eines allgemeinen biologischen Umweltbegriffes.* Naturwiss., 633—644, 1939.

Wehrli, H.: *Gerichtete oder ungerichtete Entwicklung?* Forsch. Fortschr. XVI, 322—324, 1940.

Wigger, H.: *Neue Ergebnisse der Domestikationsforschung.* Umschau XLIII, 814—817, 1939.

Erbkunde

Geyer, E.: *Ein Zwillingspärchen mit zwei Vätern.* (Nachgewiesene Überschwängerung beim Menschen.) Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIV, 226—236, 1940.

„Überschwängerung" beim Menschen war zwar bisher als theoretisch möglich angesehen worden, konnte aber noch nie eindeutig nachgewiesen werden. So kommt dem hier beschriebenen Fall nicht nur praktische, sondern auch hohe allgemeine Bedeutung zu. Alle dem Vaterschaftsnachweis zur Verfügung stehenden Erkenntnismöglichkeiten wurden erschöpft, und auch der von Essen-Möller und Geyer entwickelte statistische Beweis durchgeführt. Die Merkmalskonstellation war insofern glücklich, als nicht nur der morphognostische Vergleich kennzeichnende Ähnlichkeiten des einen Paarlings mit dem einen, des zweiten mit dem anderen der fraglichen Väter ergab, sondern auch die Blutgruppen zwei Ausschlüsse ergaben. I. Schwidetzky, Breslau.

Gottschewski, G.: *Neuere genetische Untersuchungen an Drosophila in ihrer Bedeutung für das Abstammungsproblem.* Die Naturwiss. XXVII, 585—593 u. 607—613. 1939.

Verf. bezeichnet als die Aufgabe der heutigen Vererbungsforschung, „die genetische Natur der Mechanismen zu erfassen, die zu einer Artdifferenzierung führen". Es gelingt ihm, auf wenigen Seiten eine inhaltlich reiche und klare Zusammenstellung der Ergebnisse zu bringen, die die Drosophila-Forschung zur Lösung dieses Problems beigetragen hat. Es ist zugleich die begründete Meinung der modernen Vererbungsforschung, wenn Verf. am Schluß seines Berichtes zu dem Ergebnis kommt, daß Mutation, Selektion und Isolation die zur Zeit allein faßbaren rassen- und artbildenden Vorgänge darstellen und „daß ein Pessimismus oder gar ein Zurückfallen in den Glauben an mystische Evolutionsfaktoren unbegründet ist". W. Zündorf, Jena.

Hauschild, R.: *Bastardstudien an Chinesen, Negern, Indianern in Trinidad und Venezuela.* Z. Morph. XXIX, 181—289, 1941.

Verf. gelang es, auf Trinidad nach längerem Suchen sieben Fälle (mit zusammen 28 Kindern) von Chinesen-Neger- (bzw. Chinesen-Mulatten-) Kreuzungen ausfindig und der Untersuchung zugänglich zu machen. Bei der Kleinheit des Materials liegt der Hauptwert der Arbeit in der eingehenden Beschreibung der Einzelfälle, während allgemeine Ergebnisse nur angedeutet oder wahrscheinlich gemacht werden können. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Haarform zugewandt: das mongolide Straffhaar ist nicht über Kraushaar dominant, sondern die F_1-Bastarde nehmen eine Mittelstellung ein. Die negriden Proportionen, insbesondere auch die Kopfform, zeigen eine relativ große erbliche Durchschlagskraft. Einige Fälle von Chinesen-Indianer- (bzw. -Mestizen-) Kreuzung und Indianer-Neger-Kreuzung, bei denen die Eltern zum Teil nicht erreichbar waren, werden anhangsweise beschrieben. I. Schwidetzky, Breslau.

***Hiller, C.:** *Der Beweiswert der Blutprobe.* Veröff. d. Dtsch. Ver. f. öffentl. und priv. Fürsorge, H. 2. 2. Aufl., 100 S., Lühe & Co., Leipzig 1939. (RM 2.40.)

Der gute Erfolg dieses für die erbbiologische Praxis wertvollen Buches (bespr. in Bd. IX, H. 1 dieser Zeitschr.) zeigt sich in der Tatsache seiner nur wenig veränderten Neuauflage. Wesentlich ist festzuhalten, daß die frühere Meinung des Verf., wonach „die erbbiologische Untersuchung allein" ... „noch nicht ausreichend zur Feststellung der ‚offenbaren Unmöglichkeit'" wäre, in der Neuauflage verschwunden ist.
A. Harrasser, München.

***Just, G.** (Herausg.): *Handbuch der Erbbiologie des Menschen.* I. Die Grundlagen der Erbbiologie des Menschen. 739 S. II. Methodik, Genetik der Gesamtperson. 820 S. III. Erbbiologie und Erbpathologie, körperliche Zustände und Funktionen. 750 S. IV. 1 + 2. Erbbiologie und Erbpathologie, körperliche Zustände und Funktionen II.

1272 S. V. 1 + 2. Erbbiologie und Erbpathologie nervöser und psychischer Zustände und Funktionen. 1324 S., Julius Springer, Berlin 1939—40.

In fünf stattlichen Bänden (darunter 2 Doppelbänden) ist mit dem Handbuch der Erbbiologie des Menschen innerhalb nur eines Jahres — und dazu eines Kriegsjahres! — ein repräsentatives Sammelwerk erschienen, das auf breiter Basis aufbaut und die speziellen Ergebnisse der menschlichen Genetik (die nur etwa die Hälfte des Umfangs füllt, innerhalb dieser Hälfte reichlich drei Viertel Erbpathologie) in breiten Rahmen einfügt. Gerade in dieser weiten Verspannung liegt ein Hauptwert des Werkes, das dadurch über die Zusammentragung bekannten Stoffes hinaus zur Grundlage weiterer Arbeit wird, die vielfach vor allem Zusammenarbeit sein muß. — Nicht nur, daß die allgemeinen Grundlagen der Genetik (I. Band: Chromosomen, Mutationen, Genmanifestationen, genetische Entwicklungsphysiologie) naturgemäß vorwiegend an Hand der bekannten Experimentalobjekte dargestellt werden; es werden auch grundsätzlich, bei Konstitution und Rassenbildung wie bei der speziellen Erbbiologie und Erbpathologie einschließlich der Erbpsychologie die Säugetiere in besonderen Abschnitten (vorwiegend von Nachtsheim) behandelt. Konstitutions- und Rassenbiologie erfahren eine kurze, die Methoden aller Zweige der Erbforschung eine ausführliche Darstellung. Die Einzelteile sind im inneren Aufbau und insbesondere auch in der äußeren Form gut aufeinander abgestimmt, was vor allem als Leistung des Herausgebers zu werten ist und besonders hervorgehoben sei, da es keineswegs für alle Sammelwerke gilt. Gelegentliche Wiederholungen (z. B. Morphologie des Gesichts durch Weninger und Abel) lassen sich bei einer Aufteilung des vielfältigen Stoffes wohl kaum vermeiden; daß in manchen Abschnitten, vor allem den psychologischen, die Arbeiten und Auffassungen der Verfasser selbst bzw. ihrer Schulen ganz im Vordergrund stehen, kann beim Stande der Forschung eher als Vorteil denn als Nachteil angesehen werden. Ausführliche Schrifttumsverzeichnisse und Register erhöhen die Brauchbarkeit. Druck und Ausstattung sind vorzüglich und rechtfertigen den hohen Preis. Im ganzen ein Standardwerk, auf das die deutsche Wissenschaft stolz sein kann.

Im einzelnen kann nur kurz auf einige für den Anthropologen besonders wichtige Abschnitte verwiesen werden. Im I. Band behandelt Just die „mendelistischen Grundlagen der Erbbiologie des Menschen", mit beachtlichen einleitenden Ausführungen über die innere Entwicklung der menschlichen Erbbiologie und die Stellung des „Mendelismus" innerhalb derselben. Die „rassenbiologischen Grundlagen" beginnen mit „allgemeinen Grundlagen der Rassenbildung" von Nachtsheim, die allerdings auch in den Definitionen kaum auf den Menschen Bezug nehmen. Die „jüngere Stammesgeschichte des Menschen" von Heberer ist wesentlich paläontologisch ausgerichtet und entwickelt, unterstützt von guten Bildern, an Hand der Einzelfunde die allgemeinen Fragen der Phylogenese. Der Verzicht auf eine Abstammungs*biologie* ist wohl durch den Beitrag von Nachtsheim bedingt, der aber, wie bereits erwähnt, eine kritische Darstellung der gerade in der menschlichen Abstammungskunde diskutierten dynamischen Entwicklungsfaktoren nicht überflüssig macht. Die „allgemeine Rassenbiologie des Menschen" von Rodenwaldt enttäuscht dagegen teilweise. Etwa über „Rasse als Produkt der Scholle" oder „Rassenzersetzung und Rassenneuaufbau" dürfte man doch wohl schon mehr und Konkreteres sagen können. Auch über Siebung und Auslese insbesondere in den Kulturvölkern hätte man in diesem Zusammenhang etwas erwartet.

Im II. Band behandelt Weninger die „anthropologischen" Methoden der körperlichen Formerfassung (womit hoffentlich nicht alle weiteren Methoden als nichtanthropologisch bezeichnet werden sollen!), Enke die Methoden der Konstitutionsforschung. Zwei umfangreiche Abschnitte von Koller sind den statistischen Methoden gewidmet, einer der Variationsstatistik, der andere der Erbstatistik, aber ohne die Zwillingsforschung, die Luxenburger behandelt. Eine zusammenfassende Darstellung der Vaterschaftsdiagnose (Abstammungsgutachten) gibt Loeffler, der neben umfangreichen eigenen Erfahrungen vor allem solche des Wiener Anthropologischen Instituts berücksichtigt. — Der zweite Hauptteil des II. Bandes, „genetische und konstitutionsbiologische Grundlagen der Gesamtperson", beginnt mit „Wachstum und Reifung" von Zeller, „Altern und Lebensdauer" von King und fügt dieser „Entwicklungsdynamik" die „Funktionsdynamik" an, mit u. a. Abschnitten über Physiognomik und Mimik (Abel, vorwiegend Physiognomik, nur zwei Seiten Mimik), Motorik und Psychomotorik (Enke), Funktionen und Zusammenarbeit der Blutdrüsen (Kemp), Körperbau und Charakter (Kretschmer und Enke) und „Eignung" (Fürst). — Im III. und IV. Band, die die „Erbbiologie und Erbpathologie körperlicher Zustände und Funktionen" umfassen, behandeln die normale Erbbiologie des Menschen Abschnitte von Thomson über die Blutgruppen, Abel über die Erbanlagen des normalen Stützgewebes und Erbanlagen der Papillarmuster (auch hier hätte man besser, wie in den meisten anderen Abschnitten, nicht von Erbanlagen, sondern von Erbbiologie gesprochen!), von Loeffler über die Hautorgane (Haut, Haar, Nägel), von Wagner über

das Auge, Werner über Erbbiologie und Erbpathologie des Harnapparates, von Wehetritz über den weiblichen Geschlechtsapparat und über Mehrlingsbildung. Selbstverständlich enthalten auch die umfangreichen erbpathologischen Abschnitte für die normale Biologie wichtige Einzelheiten und Grundlagen. — Im V. Band mit dem Hauptgegenstand „Erbbiologie und Erbpathologie nervöser und psychischer Zustände und Funktionen" wird der Anthropologe vor allem die erbpsychologischen Abschnitte mit Gewinn benutzen, um so mehr, als auf diesem Gebiet Zusammenfassungen noch selten sind. Sie sind gegliedert in Charakter (Stumpfl), Elementarfunktionen der Begabung (Gottschaldt), Schulbegabung (Just), Berufsneigung und Berufseignung (Kroh) und Höchstbegabungen (Hoffmann). — Rassenhygienische Gesichtspunkte klingen vielfach an, gelegentlich auch rassenkundliche (Rasse und Konstitution, Rasse und Krebs, Rassenbegabung), doch sind im ganzen diese beiden großen Gebiete der Erbformforschung und ihrer Anwendung außerhalb des Rahmens des Handbuches geblieben. I. Schwidetzky, Breslau.

***Kühn, A.:** *Grundriß der Vererbungslehre.* 164 S., 115 Abb., Quelle & Meyer, Leipzig 1939. (RM 5.60.)

Endlich liegt ein wirklich modernes Lehrbuch der Vererbungslehre in deutscher Sprache vor. Obwohl nur ein „Grundriß", geht die bewundernswerte Darstellung doch an keinem Problem der Genetik vorüber. Was das kleine Werk besonders wertvoll macht, ist die Einarbeitung der Ergebnisse der modernen Genetik (Mutationsforschung, Chromosomenanalytik und Populationsgenetik). Daß hinsichtlich der Rassen- und Artenbildung der Verf. auf dem Boden des Selektionismus steht, entspricht den allgemeinen Ergebnissen der genetischen Forschung der letzten 10 Jahre. Auch dieser „Kleine Kühn" wird eine Verbreitung finden, wie die bekannte kurze Darstellung der Zoologie durch denselben Verfasser! G. Heberer, Jena.

Malan, M.: *Zur Erblichkeit der Orientierungsfähigkeit im Raum.* Z. Morph. XXXIX, 1—23. 1940.

An 40 EZ und 40 ZZ gleicher Alters- und Geschlechtsgliederung wird nachgewiesen, daß bei der Orientierungsfähigkeit im Raum Erbanlagen beteiligt sind. Verf. weist zum Schluß mit Recht darauf hin, daß danach auch die gute Orientierungsfähigkeit von Naturvölkern nicht nur als Folge von Übung, sondern als eine durch Auslese geförderte Rasseneigenschaft angesehen werden kann. I. Schwidetzky, Breslau.

***Shapiro, H.:** *Migration and Environment.* A study of the physical characteristics of the Japanese immigrants to Hawai and the effects of environment on their descendants. 594 pp., The Oxford University Press, New York 1939. ($ 7.50.)

Verf. hat neues wertvolles Material zur Frage des Zusammenhangs zwischen Wanderung und Körperform gesammelt; er untersuchte Japaner in Hawai, die selbst noch in Japan geboren sind (J), ihre in Hawai geborenen Kinder (F_1) und — was besonders begrüßenswert ist — die japanische Herkunftsbevölkerung, und zwar dieselben Dörfer, ja zum Teil dieselben Familien (S). Es ergeben sich eine Reihe von gerichteten Unterschieden von S über J zu F_1, die aber nur metrische Merkmale betreffen, während sich S und J auch in morphognostischen Merkmalen unterscheiden. Die möglichen Einflüsse von Alters- und Berufsgliederung werden abgewogen. Verf. deutet die Ergebnisse aus dem Zusammenwirken zweier Faktoren: Siebung bei der Abwanderung und — zum Teil gleichgerichtet — Modifikation in der neuen Umwelt. I. Schwidetzky, Breslau.

Bigot, A.: *Note, sur la transmission héréditaire de la tache pigmentaire congénital.* Trav. Inst. Anat. Ecole Sup. Méd. Indochine, Sect. anthrop., III, 238, 1938.

Böhmer, K. und **Harren, F.:** *Die Vererbung der Papillarlinien und ihre Bedeutung für den Nachweis der Vaterschaft.* Dtsch. Z. gerichtl. Med. XXXII, 73—82, 1939.

***Christiaens, L.:** *La recherche de la paternité par les groupes sanguins.* Etude technique et juridique. 108 pp., Masson et Cie., Paris 1939. (Fr. 26.—.)

Dahr, P. und **Bussmann, W.:** *Familienuntersuchungen über die Vererbung der „Untergruppen" A_1 und A_2.* Z. Rassenphysiol. X, 49—64, 1938.

Dahr, P., Offe, H. und **Weber, H.:** *Weitere Erblichkeitsuntersuchungen über den Blutfaktor P bei Familien und Zwillingen.* Z. Rassenphysiol. XI, 78—93, 1940.

Dahr, P. und **Zehner, G.:** *Die bisherigen Erblichkeitsuntersuchungen über den Blutfaktor P und die Verwendung der P-Bestimmung in Vaterschaftsprozessen.* Dtsch. Med. Wschr. LXVII, 71—74, 1941.

Hartmann, G.: *Application of individual taste difference towards phenylthio-carbamide in genetic investigations.* Ann. Eug. IX, 123—135, 1939.

Kernbach, M. und **Hurghisiu, V.:** *Somato-metrische Erbbiologie in der gerichtlichen Medizin.* Verh.Ber. I. Intern. Kongr. gerichtl. soziale Med. Bonn, 318—369, 1938.

Kramp, P.: *Vaterschaftsnachweis.* Rasse VIII, 70—78, 1941.

Löffler-Herzog, A.: *Ein Beispiel von Vererbung musikalischer Begabung.* Arch. Klaus XIV, 195—198, 1939.

Scotti, P.: *L'ibridismo fra negri e pigmei centroafricani.* Riv. Biol. II, 413—423, 1939.
Sturtevant, A. H.: *A new inherited character in man.* Proc. Nat. Acad. Sci. USA. XXVI, 100—102, 1940.
Tuppa, K.: *Zur Theorie und Praxis des Abstammungsnachweises.* Wiener klin. Wschr. I, 515—518, 1939.
Weninger, M.: *Zur Vererbung der Wirbelmuster an den Fingerbeeren.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 220—245, 1938.

Rassenhygiene

***Hoffmann, A.:** *Unfruchtbarmachung und Kriminalität.* 103 S., Dr. E. Wiegandt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1940. (RM 2.50.)

Verf. fragt: Befinden sich unter Erbkranken und deshalb Sterilisierten auch kriminelle Personen und wie weit verhütet so das Gesetz gleichzeitig den kriminellen Nachwuchs? Aus bayrischem Material werden 3977 Beschlüsse über Unfruchtbarmachung ausgewertet (2132 an Männern, 1845 an Frauen). Davon sind 586 kriminell, von diesen 333 ausgesprochen kriminell bis schwer kriminell (Zuchthausstrafen usw.). Sie finden sich am häufigsten unter den wegen Schwachsinns und wegen schweren Alkoholismus Sterilisierten, wobei die Neigung zu bestimmten Verbrechensarten bei den einzelnen Gruppen verschieden ist (Schwachsinnige: Diebstähle und Sittlichkeitsverbrechen, Alkoholiker: Roheitsdelikte u. a.). Unter 89 besonders ausführlich studierten Fällen sind 48 nur persönlich kriminell, 41 weisen Kriminalität auch in den Verwandtschaftsgraden auf. Leider fehlen Vergleichszahlen für die Belastung der Durchschnittsbevölkerung.

H. Grimm, Breslau.

***Hördemann, R.** und **Joppich, G.:** *Die Gesundheitsführung der Jugend.* 442 S., F. Lehmanns Verlag, München 1939. (Geh. RM 5.80, geb. RM 6.80.)

Jugendärztliche Arbeit, wie dieses Buch sie auffaßt, ist „Gesundheitsführung des Gesunden". Daraus ergeben sich inhaltlich enge Beziehungen zur Anthropologie, vor allem zur Biologie des wachsenden Organismus. Bennhold-Thomsens Beitrag „Normale Entwicklung und Entwicklungsgrenzen des Kindes" gibt u. a. eine gute Zusammenfassung unserer Kenntnisse von der Akzeleration der Entwicklung und stellt zugleich mit den Worten, daß „wirkliche Normen unter Berücksichtigung der Rassen, des Milieus, der jeweiligen einzelnen Konstitution noch nicht bindend vorliegen" eine Aufgabe. Hier, wie im Beitrag von Joppich über „Konstitution und Konstitutionsanomalien" (Typensystem von Kretschmer, Sigaud, Jaensch) wünscht man sich vielleicht eine Berücksichtigung der Arbeiten von Zeller (vgl. z. B. Z. Rassenk. XI, 177, 1940). Für sporttypenkundliche Untersuchungen an Jugendlichen werden Kohlrauschs Mitteilungen über „Körperliche Leistung, ihre Steigerung und Grenzen im Jugendalter" eine gute Grundlage bilden.

H. Grimm, Breslau.

***Jungmichel, G.:** *Die Bedeutung der Blutgruppen und Blutkörperchenmerkmale (Faktoren) in der gerichtlichen Praxis.* Gerichtsmedizinische Forschungen, Heft I, 95 S., R. v. Deckers Verlag G. Schenk, Berlin 1940. (RM 4.80.)

Das Buch gibt in leicht verständlicher Art einen Überblick über den gesamten Fragenkomplex, der sich aus Blutgruppenuntersuchungen ableiten läßt. Reichliche Literaturangaben lassen eine weitere Vertiefung auch in verwandten Gebieten zu. In seiner Unkompliziertheit bietet das Buch insbesondere durch bildliche Darstellungen der Vererbungsweise und durch Tabellen mit Kombinationsmöglichkeiten der Blutgruppenvererbung jedem Anfänger gute Gelegenheit, sich theoretisch in das Gebiet der Blutgruppenuntersuchungen einzuarbeiten. Der Verf. brachte vor allem nur das medizinische Wissen, was heute vor Gericht als unumstößliches Beweismittel gilt, und hat sich nicht in den Tiefen der medizinischen Blutgruppenwissenschaft verloren.

H. Dencks, Breslau.

***N. N.:** *Welche Wechselbeziehungen bestehen zwischen dem ärztlich-biologischen sowie kulturellen Wert der Menschen und der materiellen Wirtschaft eines Volkes?* Preisausschreiben Dtsch. Ges. Hygiene. 118 S., J. A. Barth, Leipzig 1940. (RM 3.40.)

Das Heft vereinigt die vier preisgekrönten Arbeiten auf ein von Reiter inspiriertes Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für Hygiene. Der Grundgedanke ist durchgehend der, daß ein biologisch gesundes Volk auch eine gesunde materielle Wirtschaft aufbauen kann und daß der lebendige arbeitende Mensch das wertvollste Volksvermögen darstellt. Die Arbeiten bewegen sich fast ausschließlich im Theoretisch-Spekulativen, nur der erste Beitrag (Holm) ist durch Zahlengrundlagen, z. B. über das durchschnittliche Arbeitseinkommen, den Altersaufbau in seinen Beziehungen zur durchschnittlichen Belastung der Schaffenden usw. konkreter gestaltet. Bemerkenswerter Weise klingt der „kulturelle Wert des Menschen" nur gelegentlich an — hier liegen offenbar doch Werte vor, die sich nicht unmittelbar in Kapitals- oder Produktionsziffern umrechnen lassen!

I. Schwidetzky, Breslau.

***Sand, K.:** *Die gesetzliche Kastration.* 100 S. (Veröff. a. d. Geb. d. Volksgesundh.-Dienst. LIV, 2. Heft; der ganzen Samml. 466. Heft.) Schoetz, Berlin 1940. (RM 4.—.)

Zehnjährige Erfahrungen mit gesetzlicher Kastration in Dänemark (insgesamt 190 Fälle) werden behandelt und in 12 Übersichtstafeln (Anzahl der Kastrierten, Dauer der Nachuntersuchungszeit, Alter bei der Operation, Sexualismus, kriminelle Verhältnisse, Familien- und Erwerbsverhältnisse vor und nach der Operation usw.) straff zusammengefaßt. Verf. gelangt zu dem Endurteil, daß die gesetzliche Kastration „zur Zeit als beste gesellschaftsmäßige Maßregel gegenüber gesellschaftsgefährlichen Sittlichkeitsverbrechern und überhaupt abnorm Sexuellen anzusehen ist".

H. Grimm, Breslau.

***Stroothenke, W.:** *Erbpflege und Christentum.* 155 S., L. Klotz-Verlag, Leipzig 1940 (mit einem Vorwort von F. Lenz). (RM 3.80.)

Ein Theologe setzt sich mit der Erbpflege auseinander, die er bedingt anerkennt, und gibt eine Geschichte erbpflegerischen Denkens in der evangelischen Kirche von Hemmingsens Ehebuch aus den Tagen Melanchthons bis zu H. Harmsens Äußerungen auf der Fachkonferenz für Eugenik i. J. 1931. Er sucht auch die Beweggründe zu klären, die umgekehrt evangelische Theologen zu ablehnender Haltung führten und die z. T. in frühchristlichen Lehren (Paulus!) wurzeln. Da auch die Stellungnahme anderer Konfessionen häufig vergleichsweise angeführt wird, so ist damit eine recht nützliche Zusammenstellung (180 Quellenangaben) entstanden. H. Grimm, Breslau.

***Uhlich, G.:** *Die Verfahrensgrundsätze des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses.* 97 S., Dittert, Dresden 1939. (RM 2.40.)

Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses stellt eine völlige Neuschöpfung des nationalsozialistischen Staates dar. Da das Erbgesundheitsverfahren ein Neuling unter den Verfahrensordnungen ist, so unterscheidet es sich ganz wesentlich von diesen. Das kleine Büchlein versucht nun, das Wesen des Erbgesundheitsverfahrens zu klären. Eingehend wird das Gerichtsverfahren dargelegt und die Besonderheiten desselben erläutert, ferner wird das Verfahren mit anderen Verfahrensordnungen vergleichend betrachtet. Die Kenntnis dieser Schrift sei denen empfohlen, die als Beisitzer oder Gutachter mit Erbgesundheitsgerichten zu tun haben. W. Lehmann, Breslau.

***Walcher, K.:** *Gerichtlich-medizinische und kriminalistische Blutuntersuchung.* 175 S., J. Springer, Berlin 1939. (RM 12.60 bzw. 3.80.)

Das Buch befaßt sich in 3 Unterteilungen mit forensischen Blutnachweisen, der Technik der Blutgruppenbestimmung und der Blutalkoholbestimmung. Es ist besonders im Teil „Blutspuren" rein auf die Praxis eingestellt und gibt hier die heute gebräuchlichsten und möglichst einfachen, erprobten Methoden wieder. Die Abschnitte „Blutgruppenbestimmung" und „Blutalkoholbestimmung" werden in kurzer, aber dennoch umfassender Art behandelt. Es finden sich hier zugleich behördliche Bestimmungen. Das Buch ist reichlich farbig und schwarz-weiß bebildert und trägt somit viel zum Verständnis des gebotenen Stoffes bei. Auf Spezialschrifttum wird in einem besonderen Anhang hingewiesen. H. Dencks, Breslau.

***Amon, A.:** *Mutter- und Säuglingsfürsorge in Ungarn.* Die Arbeit des Stephanie-Bundes. 47 S., Dr. A. Göllner, Budapest (1, Postfach 35) 1941. (Pengö 1.50.)

***Amon, A.:** *Die Zukunft gehört dem Kind.* Die Tätigkeit der Landes-Kinderschutzliga. 88 S., Dr. A. Göllner, Budapest (1, Postfach 35) 1941. (Pengö 4.—.)

***Antonow, I.:** *Die Kriminalbiologie im Dienste der Verbrechenbekämpfung und -verhütung in Deutschland.* 176 S., Rosowa Dolina, Sofia 1938. (RM 7.40.)

***Basten** und **Naumann:** *Trinker und Erbbiologie.* Die erbbiologische Auswertung der Trinkerfamilien einer Stadt von 100 000 Einwohner. 10 S., Wacht-Verlag, Berlin-Dahlem 1938. (RM —.20.)

***Bibby, H. C.:** *Heredity, Eugenics and Social Progress.* 94 pp., Victor Gollancz, London 1939. (1s 6 d.)

***Bluhm, A.** und **Fetscher, R.:** *Die Alkoholfrage in der Erbforschung.* 32 S., Neuland-Verlagsges., Berlin 1941. (RM —.80.)

***Champion, S. G.:** *Racial Proverbs.* A Selection of the World's Proverbs Arranged Linguistically. 767 pp., The Macmillan Co., New York 1939.

***Gütt, A.:** *Die Rassenpflege im Dritten Reich.* Schr. Reichsinst. Gesch. d. neuen Deutschlands 1, 25 S., Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1940. (RM 1.—.)

Kopp, W.: *Die Unfruchtbarmachung der Asozialen.* Der Erbarzt VI, 66—69, 1939.

Mittmann, O.: *Zur theoretischen Erbprognose.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIII, 97—101, 1939.

***N. N.:** *The Committee of the American Neurological Association for the Investigation of Eugenical Sterilization.* 211 pp., The Macmillan Co., New York 1936. ($ 3.—.)

***Newman, G.:** *The Building of a Nation's Health.* 479 pp., Macmillan and Co., London 1939. (21 s.)



2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Abstammungslehre

***Buchner, P.:** *Spezialisierung und Entwicklung.* Leipziger Universitätsreden H. 5, 39 S., J. A. Barth, Leipzig 1941. (RM 1.20.)

Mit umfassendem Wissen wird hier ein eindrucksvolles Bild von der Entwicklung und Spezialisierung des Tierreiches gezeichnet. Daß dabei der restlose phylogenetische Zusammenhang der Tierstämme — trotz aller Typenlehren! — gar nicht weiter diskutiert wird, entspricht der Überzeugung der wissenschaftlichen Zoologie. Unspezialisierte Ausgangsformen „sind es, welche die Achse des Baumes darstellen, mit dem wir immer wieder die Entfaltung des Lebens vergleichen". Wenn aber Buchner, nachdem er die Erfüllung aller Lebensräume mit spezialisierten Lebensformen geschildert hat, zu dem Schluß gelangt, daß nur „aus den Wechselwirkungen von veränderten Umweltsbedingungen und aktiver Bemühung des Tieres" die spezialisierenden Umkonstruktionen erfolgt sein könnten, und daß „die zur Zeit herrschende Auffassung" (gemeint ist der Selektionismus) „angesichts dieses sinnvollen Geschehens ohnmächtig erscheint", so wird die Experimentalgenetik hier keineswegs zustimmen! Zum Schluß seiner Ausführungen macht sich Buchner leider auch das bekannte widersinnige Schlagwort zu eigen, „daß nicht der Mensch vom Affen, sondern die Affen vom Menschen stammen".

G. Heberer, Jena.

***McCown, T.** and **Keith, A.:** *The Stone Age of Mount Carmel.* 2. The fossil human remains from the Levalloiso-Mousterian. 390 pp., The Clarendon Press, Oxford 1939.

Nach den ersten vorläufigen Mitteilungen liegt nun die ausführliche Bearbeitung der Menschenfunde vom Berg Karmel vor. Sie ist in reichem Maße mit Tabellen und Abbildungen ausgestattet, die dem Benutzer Grundlagen für eigenes Urteil und eigene Vergleiche sein können. — Aus der ausführlichen Beschreibung der Einzelmerkmale und Einzelindividuen schält sich vor allem die enge Verbindung von Neanderthaler- und Homo-sapiens-Merkmalen heraus; sie tritt nicht nur bei jedem Individuum, sondern sogar bei Einzelknochen auf, wobei in dem Grad der Annäherung an den einen oder anderen Typus und in der Kombination der Merkmale die größte Mannigfaltigkeit herrscht. Vorwiegend neanderthalid sind die Supraorbitalregion, die Gaumen- und Zahnform, vorwiegend rezent die abgerundeten Formen des Hinterhaupts, der geringe Grad der Prognathie und die relativ geringen Ausmaße des Gesichts. Im Körperbau sind die Menschen vom Berg Karmel im Durchschnitt höher und weniger massiv als der eigentliche Neanderthaler (Körperhöhe der Männer 170 und 178!). Verff. glauben nicht, daß es sich hier um eine Mischbevölkerung mit zwei Grundtypen handelt (wie früher angenommen wurde), sondern um eine Bevölkerung auf dem Wege zur Herausdifferenzierung des Homo sapiens. Sie möchten diese Sonderstellung auch terminologisch festlegen, nämlich innerhalb der Gattung Palaeanthropus eine Art Palaeanthropus palestinus unterscheiden.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Frieling, H.:** *Herkunft und Weg des Menschen. Abstammung oder Schöpfung?* 113 S., E. Klett, Stuttgart 1940. (RM 3.20.)

Von der positiven Einstellung zur Biologie und zu den Gesetzen und der Verantwortung der Rasse, wie sie die Mitte des 20. Jahrhunderts in Zentraleuropa kennzeichnet, möchte der Verf. für breitere Kreise das Problem der Menschabstammung wieder aufgreifen. Sie spitzt sich ihm zu der Frage zu: Entwicklung oder Schöpfung? Daher wird in einem recht klar, flott und kenntnisreich geschriebenen ersten Teil die Abstammung wesentlich unter Betonung der immer wieder fehlenden Ur- und Übergangsformen morphologisch verwandter Gruppen oder Reihen behandelt und im zweiten Teil der Schluß gezogen, daß Entwicklung nur innerhalb gegebener ganzheitlicher Baupläne und Auslese nur für Rassen innerhalb einer Art gälte, daß aber Schöpfung, Neuschöpfung, für jede Grundform im Tierreich anzunehmen sei. Mit anderen Worten: der Mensch stammt nicht in sukzessiver Folge von Tier aus Tier und vom Tier ab, sondern ist schlagartig aus dem Tier heraus neugeschaffen worden. Darwinismus ist nicht falsch, aber nicht zu Ende gedacht, die Affenabstammung nicht wörtlich, sondern „als Idee" zu nehmen. Das ist im Grunde genommen allerdings nur eine Verschiebung, wenn man will, eine gewisse logische Präzisierung der geläufigen Auffassungen. Leider läßt sich der Verf. dann besonders im letzten Teil verleiten, diese (auch schon von anderen Biologen und Paläontologen vertretenen) Auffassungen mit einem gewissen Mystizismus zu verbrämen, der unnötig ist, um nicht zu sagen: unnötig reizt, und der zu gewissen Widersprüchen führt.

v. E.

Groß, W.: *Zur Systematik der Wirbeltiere.* Naturwiss. XXVII, 473—484, 1939.

Dieses verdienstvolle Referat gibt eine klare Übersicht über die neuen Auffassungen, zu denen man, vor allem unter der Führung der Paläontologen, über die Klassifikation und Phylogenie der Wirbeltiere gekommen ist. Da ja die Geschichte des Menschen erst seit jüngster Zeit einen eigenen Ast am Stammbaum (über dessen Konstruktionsweise die treffende Bemerkung gemacht wird, daß ein Stammbaum nicht notwendigerweise einen Baumstamm zu haben brauche) darstellt, ist zur allgemeinen Orientierung auch für den Humanphylogenetiker die Lektüre der Arbeit G r o ß' sehr zu empfehlen.

G. H e b e r e r, Jena.

Keith, A.: *A resurvey of the anatomical features of the Piltdown skull with some observations on the recently discovered Swanscombe skull.* J. Anat. LXXIII, 155—185, 234—254, 1939.

Verf. stellt eine größere Reihe von Ähnlichkeiten zwischen Piltdown und Swanscombe fest, die ihn veranlassen, seine Rekonstruktion des Eoanthropus von 1913 zu überprüfen und zum Teil abzuändern. Zahlreiche Zeichnungen veranschaulichen Arbeitsweg und Ergebnis. Die neue Rekonstruktion kommt am nächsten der von Smith W o o d w a r d, während von den deutschen Wiederherstellungsversuchen (F r i e d e r i c h s, W e i n e r t) größere Abweichungen bestehen. Verf. möchte in die „Piltdown-Gruppe" außer Swanscombe auch den „London Skull" einreihen. Sie würden eine ganz andere menschliche Entwicklungsreihe darstellen, als die durch Pithecanthropus-Sinanthropus und Neanderthaler vertretene. I. S c h w i d e t z k y, Breslau.

Montandon, G.: *Les dents des Paranthropiens.* Rev. Sci. LXXVII, 635—649, 1939.

Die Arbeit beschäftigt sich eingehend mit den zwar sehr großen, aber in den Formen ganz menschenähnlichen Zähnen der drei südafrikanischen Großprimaten (Australopithecus, Plesianthropus und Paranthropus), die er, eben diese Menschenähnlichkeit betonend, als Paranthropinae zusammenfassen möchte. Das geschieht im Gegensatz zu G r e g o r y, der ihnen bereits, seinerseits stärker den äffischen Charakter betonend, den Namen Australopithecinae gab. Diese Zusammengehörigkeit möchte der Verf. jedoch nicht abstammungsgeschichtlich, sondern nur morphologisch aufgefaßt wissen.

v. E.

***de Terra, H.:** *Durch Urwelten am Indus.* 223 S., F. A. Brockhaus, Leipzig 1940. (RM 8.— bzw. 9.—.)

Der Verf. dieses Buches hatte als junger Expeditionsgeologe vor einem Jahrzehnt das Glück, älteste Steinzeit und bemerkenswertes Skelettmaterial (Sivapithecus und Dryopithecus) im Westhimalaya zu entdecken. Er bietet hier eine Schilderung von den Wegen, Zielen und Menschen dieser Expedition, die auch gewisse Hinweise auf die Eingeborenenbehandlung und Ausgrabungstechnik enthält. v. E.

Adloff, P.: *Die südafrikanischen fossilen Menschenaffen und der Ursprung des menschlichen Gebisses.* Anthrop. Anz. XVI, 72—76, 1939.

Beurlen, K.: *Die gegenwärtige Stellung der Paläontologie zu den Hauptproblemen der Stammesgeschichte.* Palaeontol. Z. XX, 167—176, 1938.

Broom, R.: *A restoration of the Kromdraai skull.* Ann. Transvaal Mus. XIX, 327—329, 1939.

***Casson, St.:** *The Discovery of Man, the Story of the Inquiry into Human Origins.* 340 pp., Hamish Hamilton, London 1939. (12 s. 6 d.)

Cave, A. J. E.: *A new reconstruction of Australopithecus.* J. Anat. LXXXIV, 139, 1939.

***Dennert, W.:** *Entwicklungsgeschichte und Abstammungslehre.* 2. Aufl., 87 S., Aschendorff, Münster 1940. (RM 1.60.)

Grahmann, R.: *Neue Hominidenfunde und ihre Altersstellung.* Forsch. Fortschr. XV, 334—335, 1939.

Gregory, W., Hellman, M. and **Lewis, E.:** *Fossil Anthropoids of the Yale-Cambridge India Expedition of 1935.* Carnegie Inst. Washington Publ. No. 495, 28 pp., Washington 1938.

Haase-Bessell, G.: *Art- und Rassenbildung in neuester Auffassung.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Pol. X, 69—87, 1940.

Heberer, G.: *Die gegenwärtigen Vorstellungen über den Stammbaum der Tiere und die „Systematische Phylogenie" E. Haeckels.* Der Biologe VIII, 264—273, 1939.

Hartman, C. G.: *The use of the monkey and ape in the studies of human biology, with special reference to primate affinities.* Amer. Nat. LXXIII, 139—155, 1939.

v. Koenigswald, G. H. R.: *Neue Menschenaffen- und Vormenschenfunde.* Naturwiss. XXVII, 617—622, 1939.

Mühlmann, W.: *Gedanken zur Frage der Rassenentstehung beim Menschen.* Arch. Anthrop. N. F. XXV, 71—84, 1939.

Sergi, S.: *Il Pitecantropo ed il Sinantropo.* Riv. Antrop. XXXII, 303—312, 1938—1939.

Sergi, S.: *Il cranio neandertaliano del Monte Circeo.* Riv. Antrop. XXXII, 19—34, 1938 bis 1939.

Vaufrey, R.: *Sur la nature et l'âge des hommes fossiles „néanderthaloides" de Palestine.* L'Anthrop. XLIX, 787—788, 1941.

Virchow, H.: *Skelett von le Moustier.* Anat. Anz. LXXXVIII, 261—274, 1939.

Weidenreich, F.: *The classification of fossil hominids and their relation to each other, with special reference to Sinanthropus Pekinensis.* Congrès intern. sci. anthrop. ethnol. C. R. II. Sess., 107—112, Copenhague 1939.

Pathologie

Busch, H. G.: *Die Malaria in der Geschichte der Völker.* Veröff. a. d. Geb. d. Marine-Sanitätswes. H. 30, 93—146, 1938.

Verf. versucht auf kleinem Raum die Literatur über die Wirkungen der Malaria in der Geschichte der Völker (beginnend mit der „Attischen Seuche" im 5. Jahr. v. Chr.) zusammenfassend zu behandeln. Gegenüber älteren medizingeschichtlichen Darstellungen hat Buschs Arbeit den Vorzug, daß sie die Auswirkungen der Malaria auf Geburtenzahl, Säuglings- und Kindersterblichkeit und Lebensdauer hervorhebt und dem Völkerbiologen so die Rolle einer Krankheit, von der schätzungsweise 38% der Menschheit ergriffen bzw. gefährdet sind, unmittelbar verständlich macht, und daß sie auch die neuesten Erfahrungen, so aus dem Chako (1934), aus Abessinien (1936), Sumatra (1936), Borneo (1937) usw. einbezieht. H. Grimm, Breslau.

***Eckhardt, H.** und **Ostertag, B.** (Herausg. unter Mitwirkung von W. Clausen, H. Rosenhagen, M. Schwarz): *Körperliche Erbkrankheiten, ihre Pathologie und Differentialdiagnose.* 272 S., J. A. Barth, Leipzig 1940. (RM 16.20 bzw. 18.—.)

Als körperliche Erbkrankheiten werden die Erkrankungen des Bewegungsapparates, des Nervensystems, des Auges und des Ohres abgehandelt. In jedem Abschnitt geht dem klinischen Teil ein anatomischer voraus. Hierdurch werden in glücklicher Weise die mannigfaltigen Erscheinungsbilder der körperlichen Erbkrankheiten von klinischer und pathologisch-anatomischer Seite her beleuchtet, wodurch das Verständnis für die Genese sehr gefördert wird. Die Grundlagen der Fehlbildungen werden von Ostertag dargestellt, während Eckhardt und Ostertag die Verbildungen des Stütz- und Bewegungsapparates besprechen. Die neurologischen Erbkrankheiten haben Ostertag (Anatomie) und Rosenhagen (Klinik) übernommen. Die Bearbeitung der erblichen Taubheit obliegt Schwarz, die der erblichen Augenleiden Clausen. Der Leitfaden berücksichtigt insonderheit die praktische Erbpflege, wird somit ein wichtiges Rüstzeug für jeden, der erbpflegerisch tätig ist. W. Lehmann, Breslau.

***Hollmann, W.:** *Krankheit, Lebenskrise und soziales Schicksal.* 192 S., Georg-Thieme-Verlag, Leipzig 1940. (RM 8.50.)

In 28 Krankengeschichten versucht der Verf. die Mannigfaltigkeit der Bezüge des menschlichen Lebens zu zeigen, die bei einer Körper und Seele gleichmäßig berücksichtigenden Therapie erfaßt werden müssen. An den Wechselwirkungen zwischen Soma und Psyche gleichfalls interessiert, wird der Anthropologie mit Nutzen den Blick auf ein medizinisches Nachbargebiet werfen, wo sich im Pathologischen solche Zusammenhänge gewissermaßen vergröbert zeigen. Auf die Krankheitsneigungen bestimmter Körperbautypen (Astheniker: Magenulkus, Pykniker: Gallenerkrankungen usw.) wird mehrfach hingewiesen, den „psychischen Konstitutionstypen" jedoch größere Bedeutung zugesprochen. H. Grimm, Breslau.

Kleine, F. K.: *Diphtherie bei Eingeborenen in Afrika.* Dtsch. Med. Wschr. LXVI, 1366 bis 1367, 1940.

Verf. verbindet eigene Beobachtungen und Untersuchungen mit denen anderer Autoren, die darauf hinauslaufen, daß die Diphtherie unter den Negriden Afrikas äußerst selten ist. Verf. sieht hierin die Wirkung zweier Faktoren: reichlichen Antitoxingehalts im Blutserum der Neger infolge Durchseuchung der Eingeborenen mit Diphtheriebazillen, und einer natürlichen Diphtherieresistenz, die auch bei Kindern, denen das Antitoxin noch fehlt, die Krankheit gar nicht oder nur in subklinischer Form zum Ausbruch kommen läßt. I. Schwidetzky, Breslau.

***Venzmer, G.:** *Erbmasse und Krankheit.* 109 S., Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1940. (RM 2.80 bzw. 3.80.)

Vom klassischen Mendelversuch bis zu neuesten Erkenntnissen über Chromosomenfeinstruktur, über Spermienmißbildungen bei erbkranken Männern (Stiasny und Generales) wird dem Laien eine Auswahl der Beziehungen zwischen Vererbung und Erkrankungen oder Mißbildungen geboten mit dem Ziel, Verständnis für gesetzliche erbgesundheitliche Maßnahmen zu wecken und den Leser in zweifelhaften Fällen ärztlicher Eheberatung zuzuführen. Bei dem bekannten Geschick des Verf. und des Verlags zur leicht-

verständlichen Fassung und Bebilderung wäre eine Parallelschrift über Vererbung in gesunden Sippen (Berufsbegabung u. a.) sehr erwünscht, da der Laie allzuleicht geneigt ist, Vererbung nur mit pathologischen Vorgängen zu verbinden.

H. Grimm, Breslau.

*v. **Brincken, K. Th.:** *Bedeutung und Verbreitung der Framboesie bei den farbigen Rassen.* Diss., 32 S., Pfaffenhofen, Berlin 1939.

Burkhardt, L.: *Anatomisch-statistische Untersuchungen zur Konstitutionspathologie nebst einem kurzen Rückblick auf die gegenwärtige Typenlehre.* Z. Vererb. Konst. XXIII, 373—426, 1939.

Caullery, M.: *L'hérédité pathologique considérée du point de vue de la biologie générale.* Verh. 4. Intern. Kongr. Vergl. Pathol. I, 127—153, 1939.

***Colnat, A.:** *Les épidémies et l'histoire.* Libr. Le François, Paris 1936. (Fr. 30.—.)

***Herzberger, G.:** *Maligne Tumoren bei Farbigen, unter besonderer Berücksichtigung der afrikanischen Neger.* Diss., 23 S., Berlin 1939.

Horneck, K. G.: *Zur Erbpathologie der allergischen Erkrankungen.* Z. Vererb. Konst. XXIV. 161—234, 1940.

***Krebs, H.:** *Untersuchungen zur Vererbung der Lippe-Kiefer-Gaumenspalte, Hasenscharte, Wolfsrachen in 143 Sippschaften.* 122 S., Metzner, Berlin 1940. (RM 6.—.)

Nehls, G.: *Caries und Paradentose bei Zwillingen.* Z. Vererb. Konst. XXIV, 235—247, 1940.

Pedersen, P. O.: *Ernährung und Zahnkaries primitiver und urbanisierter Grönländer.* Verh. Dtsch. Ges. Innere Med. 51. Kongr. Wiesbaden, 661—668, 1939.

***Stupka, W.:** *Die Mißbildungen und Anomalien der Nase und des Nasenrachenraumes.* 319 S., J. Springer, Wien 1938. (RM 36.— bzw. 38.70.)

***Violle, H.** et **Pieri, J.:** *Les maladies méditerranéennes.* Vigot Frères, Paris 1939. (Fr. 80.—.)

***Witte. E.:** *Über die Bedeutung und Verbreitung der Gonorrhoe bei farbigen Eingeborenen, unter der besonderen Berücksichtigung Afrikas.* Diss., 27 S., Berlin 1939.

Wright. H. B.: *Anthropological aspects of dentofacial deformities.* Amer. J. Orthodontol. XXV. 218—239, 1939.

Konstitution und Wachstum

Günther, H.: *Proportionsstudien an Riesen.* Endokrinologie XXII, 81—90, 1939.

Beschreibung und Maße eines 26jährigen Riesen mit leichten akromegalen Zügen. An Hand weiterer Fälle aus der Literatur werden die Normbeziehungen zwischen Körperhöhe und Körpergewicht untersucht: Auch für Riesenwuchs können (theoretische) Normwerte aufgestellt werden, die exakte Unterlagen für die Beurteilung von Einzelfällen darstellen. Die Arbeit trägt damit zum Ausbau des „Kanons der Körperproportionen" des Verf. (1938) bei.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Martin, H. O.:** *Sella turcica und Konstitution.* 107 S., Thieme, Leipzig 1941. (RM 7.60.)

Das Interesse an einer Physiognomia medica ist in letzter Zeit neu erwacht. Nachdem die Konstitutionsforschung die Beziehungen zwischen dem makroskopischen Körperbau und der seelischen Veranlagung schon jahrzehntelang durchforschte, hat sich Walter Jaensch gewissermaßen den mikroskopischen Besonderheiten, u. a. der Kapillarstruktur zugewandt. Aus seiner Schule erscheint nun von Martin ein sehr spezialistisches, aber für den Erbbiologen doch auch wohl allgemein anregendes und lesenswertes Buch über die Beziehungen zwischen den verschiedenen Formen der Sella turcica im Röntgenbild sowie den Kapillaranomalien und der Prognose der Erbanlagen der körperlich-seelischen Gesamtverfassung. Größe, Form, Spaltbildung usw. des knöchernen Hypophysenbettes sowie dazugehörige Kapillarbilder werden in Korrelation zur normalen und krankhaften Persönlichkeit gebracht; ausgegangen wird dabei von einer Idealform derselben, denn „bei der die heutige lebende Generationen schlechthin durchsetzenden phänotypischen wie mutativen Sprengung der Entwicklungsharmonie erlaubt keinerlei andere Blickweise, irgendwelche gesunde Norm zu entdecken". Mit Recht, denn Medizin wie auch Konstitutionsforschung und Rassenkunde bedürfen idealer Leitbilder, doch keineswegs darf dieser Begriff aus einem Durchschnitt zwischen Normalem und Pathologischem gewonnen werden.

C. Fervers, Solingen.

Adloff, P.: *Kritische Bemerkungen über die Frage der Wachstumsvorgänge im Unterkiefer während des Zahnwechsels und der Kinnbildung.* Dtsch. Zahn- usw. Heilk. VI, 401—411, 1939.

Bauer, H. O. K.: *Volumen und Länge der langen Gliedmaßenknochen während des fetalen Wachstums.* Anthrop. Anz. XVII, 77—102, 1940.

Bigot, A.: *Recherches sur la croissance des Eurasiens au Tonkin.* Trav. Inst. Anat. Ecole Sup. Méd. Indochine, Sect. anthrop., III, 233—237, 1938.

Boldrini, M.: *Costituzione et eugenica.* Contr. Lab. Statist. Ser. 5, XI, 181—212, 1939.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Bierens de Haan, J. A.:** *Die tierischen Instinkte und ihr Umbau durch Erfahrung.* Eine Einführung in die allgemeine Tierpsychologie. 478 S., 132 Abb., E. J. Brill, Leiden 1940. (Geb. 10 Gulden.)

In bewußtem Gegensatz zu einem großen Teil des einschlägigen Schrifttums stellt der Verf. in dem vorliegenden Werke die rein psychologische Seite der Tierpsychologie in den Vordergrund und sieht von einer Diskussion der parallelen physiologischen und morphologischen Befunde fast völlig ab. Er behandelt aber nur die komplizierteren psychischen Vorgänge, die Instinkte und die Erfahrung, wobei Dressur, Nachahmung und konkretes Verständnis besonders ausführlich dargestellt sind. Die dabei gewonnenen Ergebnisse wie auch alle Definitionen werden ohne Rücksicht auf die menschliche Psychologie diskutiert. Dadurch entbehren verschiedene Ausführungen leider der prägnanten und eindeutigen Ausdrucksweise, die zur Klärung der Probleme unerläßlich erscheint. Trotzdem wird auch der kritische Leser eine solche Zusammenfassung willkommen heißen, die eine Fülle von wichtigen experimentellen Resultaten bespricht und zu einem Gesamtbilde verwebt. Der Anthropologe wird dabei besonders die ausführlichen Angaben über Versuche mit Affen begrüßen. B. Rensch, z. Zt. im Felde.

***Bruchhagen, P.:** *Allgemeine Rassenseelenlehre.* 194 S., Quelle & Meyer, Leipzig 1940. (Geb. RM 5.40.)

Bruchhagen fördert die allgemeine Rassenseelenlehre über die Arbeiten von Clauß, v. Eickstedt, Günther, Petermann und Pfahler hinaus, indem er eine Geschichte der Rassenseelenforschung bietet, die ganzheitliche Auffassung des Menschen und die Macht der Erbanlage noch stärker betont, die Grundbegriffe (Rasse, Wesen, Typus, Begabung, Eigenschaft usw.) eindeutig klärt und die Wirksamkeit der Umwelt in die Schranken zurückweist, die durch das Vorhandensein einer erbfesten Rassenseele gezogen sind. Methodisch will er messende und beschreibende Verfahren verbinden; er übersieht aber, daß jede geisteswissenschaftliche Ganzheitsschau von sicher festgestellten Einzeltatsachen ausgehen muß. A. Huth, Hamburg.

***Fischer, G. H.:** *E. R. Jaensch zum Gedenken. Sein Werk und Vermächtnis.* 74 S., J. A. Barth, Leipzig 1940. (RM 4.50.)

Ein getreuer Schüler gedenkt seines verstorbenen Meisters, indem er ihn als Forscher und Lehrer schildert (teilweise unter Benützung eines unveröffentlichten Selbstberichts des Marburger Psychologen). Die kämpferische Entwicklung des Schöpfers der „Psychologischen Anthropologie" wird lebendig, sein Ringen um eine deutsche Seelenwissenschaft, die „den Menschen in seiner körperlich-seelischen Ganzheit ins Auge faßt". Beigegeben ist ein ausführliches Verzeichnis der Arbeiten von E. R. Jaensch und seinen Mitarbeitern. A. Huth, Hamburg.

Gini, C.: *Le rilevazioni statistiche tra le popolazioni primitive.* Suppl. Statistico ai Nuovi Problemi di Politica Storia ed Economia III, 3—24, 1937-XV.

Die kleine Studie erörtert an Hand einer größeren Reihe persönlicher Erlebnisse bei anthropologischen Erhebungen in drei Kontinenten die psychologischen Gründe der Haltung der Primitiven gegenüber dem Anthropologen. Sie liegen teils in rassischen, teils in den besonderen sozialen Verhältnissen, und bei den tieferen Gruppen in der Skala der europäischen Leistungsschichtungen kann man daher zum Teil ganz ähnliche Reaktionen beobachten, wie bei rassisch andersgearteten Primitiven. v. E.

***Freitag, A.:** *Die Japaner im Urteil der Meiji-Deutschen.* Mitt. d. Dtsch. Ges. f. Nat.- u. Völkerkde. Ostasiens, Bd. XXXI, Teil C, 144 S. (Harrassowitz, Leipzig), Tokyo 1939. (RM 3.20.)

Die interessante Studie streift fast alle Bezirke des japanischen Lebens. Für die charakterologische Ausdeutung erscheint der Schnitt durch die Meijizeit, die Geburtsstunde des modernen Japans, besonders glücklich. Geradezu als Interpret japanischen Wesens wird E. v. Baelz bezeichnet. Das erfüllt den Anthropologen mit Genugtuung. Es muß dann freilich auch gefordert werden, daß auch die rassischen Erkenntnisse von Baelz zur Erklärung der Spannungen im Lebensgefühl und den Lebensformen des japanischen Volkes herangezogen werden. W. Klenke, z. Zt. im Felde.

***Hartnacke, W.:** *Seelenkunde vom Erbgedanken aus.* 156 S., J. F. Lehmann, München-Berlin 1940. (RM 3.— bzw. 4.—.)

In seiner streitbaren Art greift der frühere sächsische Kultusminister in dieser Schrift die Psychologen an — die philosophisch gerichteten, die von der Soziologie herkommenden, und ganz besonders die Strukturpsychologen. Seine „Rassen- und Erbseelenkunde“ soll nicht, wie Jaensch, Kretschmer und Pfahler, „weiterhin mit primären komplexen Gegebenheiten“ arbeiten, sondern das Wesen des einzelnen Menschen verständlich machen „als Gesamtresultante der einzelnen Erbgegebenheiten und Ansprechbarkeiten einerseits und der Kräfte der Erziehung von innen und außen andererseits“. — „Die Erblehre steht und fällt mit der Anerkennung der zwingend nachgewiesenen Einzelangelegtheiten.“ So sehr diese Grundeinstellung zu begrüßen ist, so viele erfrischende Einzelwahrheiten in diesem Buche gesagt werden — so enttäuscht ist man von dem „Seelengrundplan“ Hartnackes, der zwar mit Recht den Leistungsgedanken betont, aber die Vielfältigkeit seelischen Erlebens bei weitem nicht ausschöpft, die inhaltliche Verbundenheit der Einzelanlagen übersieht (Gedächtnis wofür? Intelligenz wofür? usw.) und nicht erwähnt, daß jeder seelische Vorzug notwendig Mängel in sich schließt und umgekehrt (rasche Auffassungsgabe = Gefahr der Flüchtigkeit; scharfer Verstand = Gefahr des Intellektualismus usw.). A. Huth, Hamburg.

***Hecke, B.:** *Die Tierseele.* Auf der Grundlage der Grundwissenschaftlichen Philosophie und der Psychologie von Johannes Rehmke. 304 S., 109 Abb., 2 mehrfarb. Bildtaf., L. Bamberg, Greifswald 1939. (RM 12.—.)

Tatsachenberichte in Form von Tiergeschichten und das prächtige Bildmaterial, das ausgezeichnete psychologische Ausdrucksstudien bietet, vermitteln einen lebendigen Eindruck tierischer Seelenhaltungen. Dem Psychologen wie dem Tierfreund wird das Buch gleichen Gewinn und gleiche Freude bringen. Von der Psychologie Rehmkes hat die moderne Psychologie bisher wenig Notiz genommen. D. Costa, Breslau.

***Kadner, S.:** *Rasse und Humor.* 2. Aufl., 254 S., J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1939. (RM 4.80.)

Mit vielseitigster Belesenheit, teils durch Bilder, teils durch ausführliche Textstellen, dem Leser die Freiheit der Nachprüfung und der selbständigen Urteilsfindung verschaffend, versucht Kadner, wesentlich an die Günthersche Systematik angelehnt, in den mannigfachen Erscheinungsformen der Komik, vom verstehenden Humor bis zum geißelnden Hohn, die Rolle des rassischen Völker- und Künstleranteils aufzudecken. Er gesteht selber zu (S. 238), daß dies erst ein Anfang sein kann; den Gefahren, die er ebenda sehr klar herausstellt („dogmenhafte Erstarrung . . . durch Einfangen in ein schematisch gefächertes Gehäuse“) entgeht er selber nicht überall.

W. Hellpach, Heidelberg.

***Lersch, Ph.:** *Seele und Welt.* Zur Frage nach der Eigenart des Seelischen. 56 S., J. A. Barth, Leipzig 1941. (RM 2,50.)

In dieser Antrittsvorlesung weist Lersch nach, daß das noch vielfach herrschende Mißtrauen gegen die Psychologie heute nicht mehr gerechtfertigt ist. Die frühere isolierende Betrachtung wurde durch die ganzheitspsychologische Grundauffassung überwunden, die einseitige Methode des Experiments durch Hinzunahme der klinisch-charakterologischen Erfahrung ergänzt. Entscheidend aber ist die anthropologische Ausrichtung der Seelenkunde: seelisches Leben ist ein Angerufenwerden von der Welt und eine Begegnung mit ihr. A. Huth, Hamburg.

***v. Loesch, K. C.:** *Der polnische Volkscharakter. Urteile und Selbstzeugnisse aus vier Jahrhunderten.* Schr. Politik u. Auslandskunde H. 67/69, 100 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. (RM 2.40.)

Die Darstellung folgt im Hauptteil der geistvollen Gliederung Hellpachs: Volk als Naturtatsache, als geistige Gestalt und als Willensschöpfung. Sie gründet sich jedoch vor allem auf der politischen Geschichte und politischen Urteilen; die Kulturgeschichte bleibt fast völlig außerhalb des Rahmens. Dadurch ist eine gewisse Einseitigkeit unvermeidlich und — was den Biologen besonders angeht — eine Abgrenzung des Zeit- und Umwelt- vom Erbbedingten nicht möglich, wie auch das kurze Eingehen auf den Rassenaufbau unverbunden neben den psychologischen Urteilen steht. Aber der Verf. wollte vor allem der politischen Gegenwart nützen, was er gewiß auch erreichen wird.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Venzmer, G.:** *Sieh dir die Menschen an.* Was uns die biologische Verwandtschaft zwischen Körperform und Wesenskern des Menschen verrät. 20. Aufl., 101 S., Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1939 (RM 2.50 bzw. 3.50.)

Dieses Buch, das die Kretschmersche Typenlehre in ansprechender Weise popularisiert, erlebt bereits die 20., in einigen Stellen auf den neueren Stand gebrachte Auflage, die für seine Beliebtheit spricht. I. Schwidetzky, Breslau.

Adametz, L.: *Optimismus und Pessimismus in ihren Beziehungen zum Fortpflanzungsinstinkt beim Menschen.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIV, 237—260. 1940.

Albert, R.: *Über die Vererbung der Handgeschicklichkeit. Eine erbpsychologische Experimentaluntersuchung durch drei Generationen auf dem Gebiete der motorischen Begabung.* Arch. ges. Psychol. CII, 1—63, 1939.

***Bizzari, A.:** *Attività psichica e processi fisiologici.* 184 pp., L. Cappelli, Bologna 1939. (L. 35.—.)

***Brawley, B. G.:** *The Negro Genius.* Dodd, Mead., New York 1937. ($ 2.50.)

***Evans, J.:** *Taste and Temperament, Brief Study of Psychological Types in Their Relation to the Visual Arts.* 128 pp., Cape, London 1939. (10 s. 6 d.)

Gottschaldt, K.: *Phänogenetische Fragestellungen im Bereich der Erbpsychologie.* Z. indukt. Abstamm. Vererb.Lehre LXXVI, 118—157, 1939.

Hanika, J.: *Rassenseele und Stammescharakter.* Dtsch. Arch. Landes- u. Volksforsch. III, 41—49, 1939.

Hartnacke, W.: *Seelenlehre ohne Erbwissenschaft?* Rasse VIII, 3—14, 1941.

***Heinitz, W.:** *Die Erforschung rassischer Merkmale aus der Volksmusik.* 23 S., Hansischer Gildenverlag, Hamburg 1938. (Brosch. RM 1.20.)

Just, G.: *Die erbbiologischen Grundlagen der Leistung.* Naturwiss., 154—161, 170—176, 1939.

Kloos, G.: *Erbbiologie der Hochbegabung.* Münch. Med. Wschr. LXXXVIII, 529—531, 1941.

Kramaschke, W.: *Weitere Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Schulleistung und psychischem Konstitutionstypus.* Z. Vererb. Konst. XXIV, 348—374, 1940.

***Liermann, G.:** *Der Intelligenzprüfungsbogen nach Anlage 5a der ersten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in seiner Anwendung bei Jugendlichen in der Stadt Königsberg Pr. und dem Samland im Alter von 14—18 Jahren.* Diss., 15 S., Leipzig 1939.

***Lips, J. E.:** *The Savage Hits Back, or The White Man through Native Eyes.* 254 pp., Davies, London 1939. (7 s. 6 d.)

***Martin, R. L.:** *Rasse und Verbrechen.* Diss., 39 S., Gießen 1937.

Pfahler, G.: *Rasse und Erziehung.* Z. pädagog. Psychol. XL, SA. 21 S., 1938. (RM —.80.)

Requard, F.: *Probleme streng-mathematischen Denkens im Lichte der Erbcharakterkunde.* Z. angew. Psychol. LIX, 351—370, 1940.

Rassenpolitik und Rassenrecht

***Dahms, Fr.:** *Die Rassenidee im modernen Weltbild.* Veröffentlichungen der Hochschule für Politik, 41 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. (RM 1.80.)

Gemeinverständliche Darstellung des Rassengedankens in Wissenschaft, Literatur, Pilosophie, Politik. Die Schrift führt den Leser an die Probleme. Eine kurze systematische Darbietung der Vererbungslehre fehlt; sie wäre für die berührten spekulativen und theologischen Streitpunkte gewiß von Vorteil! H. Hochholzer, Wien.

***Deeg, P.:** *Die Judengesetze Großdeutschlands.* 245 S., Verlag Der Stürmer Nürnberg 1939. (Geb. RM 4.60.)

Dieses Handbuch bringt eine Gesamtdarstellung der deutschen Judengesetze. Behandelt werden unter Berücksichtigung der ergangenen höchstrichterlichen Rechtsprechung die Judengesetze des Nationalsozialismus seit dessen Machtantritt. Für jeden rassenrechtlich Interessierten ist das Buch ein unentbehrliches Hilfsmittel praktischer Rechtsanwendung und Rechtsaufklärung.

Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***Krieger, H.:** *Das Rassenrecht in Südwestafrika.* 137 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. (RM 6.80).

Nach einer allgemeinen Erörterung der Begriffe im Kolonialrecht und über Rasse und Stamm in Südwestafrika im allgemeinen bringt Krieger eine Darstellung der wichtigsten rassenrechtlichen Gebiete Südwestafrikas (Wahlrecht. Einwanderung und Ausweisung, Staatsangehörigkeit. Rassenmischung, Schulwesen. räumliche Rassentrennung, Arbeits- und Vermögensrecht, Justiz- und Verwaltungsrecht, Wehr- und Strafrecht). Den Schluß der sehr interessanten und rassenrechtlich wichtigen Darstellung bilden Ererörterungen de lege ferenda. Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***Lösener, B.** und **Knost, Fr. A.:** *Die Nürnberger Gesetze.* 3. Aufl., 180 S., Franz Vahlen, Berlin 1939. (Kart. RM 3.90.)

Die Neuauflage dieses bekannten Handkommentars der deutschen Rassengesetzgebung wird überall dankbar begrüßt werden, bringt sie doch den gesamten einschlägigen Gesetzesstoff und die große Zahl der Ergänzungsvorschriften in einem Bande

vereinigt. Das Buch enthält neben einer aufschlußreichen Darstellung der Rassenprobleme in der Einleitung den Wortlaut der Rassengesetze und dazu die Erläuterungen: es ist ein ausgezeichneter Wegweiser in allen Zweifelsfragen.

Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***Maurach, R.:** *Russische Judenpolitik.* 442 S., Deutscher Rechtsverlag Berlin-Wien-Leipzig 1939. (Geb. RM 16.—.)

Maurach befaßt sich in dieser rassenrechtsgeschichtlich wertvollen Studie auf Grund sonst nicht zugänglicher, originalrussischer Quellen mit der rechtlichen und politischen Behandlung der Juden im zaristischen Rußland bis zum Ende der russischen Monarchie im Jahre 1917. In 5 Abschnitten werden die einzelnen Epochen behandelt. Für uns ist es nicht nur interessant, sondern auch von größter Bedeutung, zu erfahren, wie in Rußland die Judenpolitik gemeistert wurde, kann doch der Rassenpolitiker aus den dort unternommenen Versuchen manches lernen. Darüber hinaus ist Maurachs Buch die bisher erste übersichtliche Einzeldarstellung dieses Fragenkomplexes, nicht nur in deutscher Sprache, sondern überhaupt, und darum besonders wertvoll.

Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***v. Neureiter, F.:** *Kriminalbiologie.* (Handbücherei für den öffentlichen Gesundheitsdienst, Bd. 14.) 82 S., Carl Heymann, Berlin 1940. (Geb. RM 5.—.)

Der Verf. bemüht sich in dieser kurzen Darstellung der kriminalbiologischen Probleme, das besonders herauszustellen, was für die Zusammenarbeit von Kriminalbiologie und Erb- und Rassenpflege von Wert ist. Deshalb ist das Werk auch für den Rassenbiologen von Bedeutung, der hier eine interessante Einführung in die Organisation des kriminalbiologischen Dienstes, die wichtigsten kriminalbiologischen Probleme (hier vor allem wichtig das Kapitel: Erbanlage und Verbrechen) und die Aufgaben des kriminalbiologischen Gutachters erhält. Ein Abdruck der für kriminalbiologische Untersuchungen usw. in Deutschland erlassenen Bestimmungen schließt die Darstellung ab.

Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***Ballensiefen, H.:** *Juden in Frankreich.* Die französische Judenfrage in Geschichte und Gegenwart. 149 S., Nordland-Verlag, Berlin 1939. (Lwd. RM 3.90.): 2. Aufl., 185 S., Berlin 1941 (RM 4.80.)

Cipriani, L.: *Razzismo coloniale.* La Difesa della Razza I, No. 2, 18—20, 1938—XVI.

***Cogni, G.:** *I valori della stirpe italiana.* (Der Wert der italienischen Rasse.) Fratelli Bocca Editori, Mailand 1937.

***Eckert, H.:** *Eheanfechtung wegen Irrtums über die Rassezugehörigkeit.* Diss., 60 S., Triltsch, Würzburg 1938. (RM 2.—.)

Facăoăru, I.: *Die Wissenschaft vom Menschen und die antibiologische Anschauung in der Erziehung der Jugend.* Bul. Eug. Biopol. XI, 28—29 (Rumän. 8—28), 1940.

Fester, C.: *Südamerikanische Volks- und Rassenfragen.* Z. Ges. Erdk. Berlin, 588—595, 1939.

Groß, W.: *Die Rassen- und Bevölkerungspolitik im Kampf um die geschichtliche Selbstbehauptung der Völker.* Nationalsoz. Mh. X, 882—888, 1939.

v. Kietzell: *Weltkrieg und Bevölkerungspolitik.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIV, 261—291, 1940.

Krieger, H.: *Die Rassenfrage in Brasilien.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXIV, 9—54, 1940.

Landra, G.: *Die wissenschaftliche und politische Begründung der Rassenfrage in Italien.* Nationalsoz. Mh. X, 296—306, 1939.

Landra, G.: *La dottrina della razza nel centro di preparazione politica dei giovani.* La Difesa della Razza III, Nr. 5, 6—9, 1940.

***Müller, J.:** *Die Entwicklung des Rassenantisemitismus in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.* Hist. Studien H. 372, 95 S., Ebering, Berlin 1940. (RM 3.90.)

***N. N.:** *La consegna di Mussolini.* Raccolta completa delle frasi sulla razza contenute negli scritti e discorsi del Duce. Trieste 1938—XVI.

***Patte, E.:** *Race, races, races pures.* 46 pp., Hermann & Cie., Paris 1939. (Fr. 10.—.)

Redanò, U.: *Dottrina italiana delle razza.* La Difesa della Razza III, No. 2, 12—17, 1940—XVIII.

Reichert, F.: *Juden und jüdische Mischlinge im Deutschen Reich.* Dtsch. Ärztebl. LXX, 322—325, 1940.

Steinwallner, B.: *Faschistische Rassenpolitik.* Der Erbarzt VI, 17—20, 1939.

***Thompson, E. T.** (Editor): *Race Relations and the Race Problem.* A Definition and an Analysis. 338 pp., Duke University Press, Durham 1939. ($ 3.50.)

***Utermöhle, W.:** *Die Rechtsstellung der Juden im Protektorat Böhmen und Mähren.* 63 S., Böhm.-Mähr. Verlags- u. Druckerei-Ges., Prag 1940. (o. P.)



4. Historische Anthropologie

(Geschichte der Anthropologie — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Bevölkerungsbiologie: Sonderzusammenstellung zur Bevölkerungsbiologie der Städte

***Blendinger, F.:** *Bevölkerungsgeschichte einer deutschen Reichsstadt im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Die Bevölkerungsbewegung in der ehemaligen Reichsstadt Weißenburg am Nordgau von rund 1580 bis 1720.* 8. Beih. Arch. Bev.Wiss. Bev.Polit., 164 S., S. Hirzel, Leipzig 1940. (RM 8.—.)

Neben der Bevölkerungsbewegung, die in erster Linie durch den tiefen Einschnitt des 30jährigen Krieges gekennzeichnet ist, wird ausführlich und mit mehreren Karten die Zu- und Abwanderung erfaßt. Bemerkenswert vor allem die Eindrückung des Zuzugsgebietes durch die fränkisch-bayerische Stammes- und spätere Konfessionsgrenze im Südwesten. Eine stärker bevölkerungsbiologische Auswertung des Materials soll sich der bevölkerungsstatistischen anschließen. I. Schwidetzky, Breslau.

Brepohl, W.: *Volkswissenschaft und deutsche Industriebevölkerung.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Pol. VIII, 345—361, 1938.

Ders.: *Erste Ergebnisse bevölkerungsgeschichtlicher Erhebungen in Gelsenkirchen durch die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet.* Westf. Forsch. II, 233—240, 1939.

Ders.: *Zur Charakteristik der Industriestädte.* In: Biologie der Großstadt. 4. Frankfurter Kongr. med.-naturwiss. Zusammenarbeit, 31—41, Dresden und Leipzig 1940.

Franke, E.: *Einbürgerungen und Namensänderungen im Ruhrgebiet.* Westf. Forsch. II, 19—28, 1939.

Vietinghoff, W.: *Großstadt — Industriestadt.* Ein volksbiologischer Vergleich. Arch. Bev.Wiss. Bev.Pol. IX, 24—38, 1939. — Vgl. Z. Rassenk. X, 106, 1939.

Die seit 1935 bestehende „Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet" hat u. a. umfangreiches statistisches Material über die Herkunft und biologische Lage des „Ruhrvolkes" gesammelt, das vor allem die bedeutende Rolle der ostdeutschen Zuwanderer, deren Anteil noch durch größeren Kinderreichtum im Wachsen ist, erkennen läßt, aber z. B. auch die ganz verschiedene stammesmäßige Zusammensetzung eng benachbarter Industriestädte, die gegenüber eigentlichen „Großstädten" gesunde bevölkerungsbiologische Haltung (Heiraten, Kinderzahl) und die soziale Schichtung in ihrem Zusammenhang mit der stammesmäßigen Herkunft. Letztere gibt, in Verbindung mit volkskundlichem Material (Dialekt, Brauchtum), interessante Einblicke in die Dynamik der Neuprägung der so bunt zusammengesetzten Bevölkerung, bei der die Westdeutschen trotz ihres örtlich geringeren Anteils die größere prägende Kraft und die führende soziale Stellung besitzen. — Anthropologische Erhebungen konnten noch nicht angesetzt werden, ihre Bedeutung gerade in einer solchen Bevölkerung wird aber klar erkannt.
I. Schwidetzky, Breslau.

Hellpach, W.: *Berlinertum.* Versuch zur Wesenskunde eines Weltstadtmenschenschlages. Z. Verein Gesch. Berlins II, 2, 45—63, 1941.

Bei dem bisherigen völligen Fehlen einer Bevölkerungsgeschichte von Berlin muß eine Deutung des Wesens des Berliners von einer psychologischen Zustandsanalyse ausgehen, die auf feiner Einfühlungsgabe und umfassender Kenntnis der Wesensäußerungen aller deutschen Stämme beruht. Als Wesensgrundlage des Berlinertums sieht Verf. das Niederfränkische an, während er sowohl die hugenottische wie die jüdische Mitprägung wesentlich geringer veranschlagt als frühere Deutungen. Auch der slawische Anteil scheint ihm nicht bedeutend und sich in anderen Wesenszügen als bisher angenommen auszudrücken. Eine solche Analyse möchte man sich trotz des Fehlens naturwissenschaftlicher Grundlagen, besser freilich in Verbindung mit solchen, für viele Städte wünschen. Schade nur, daß auch hier der „ostische" Sammeltopf herumspukt!
I. Schwidetzky, Breslau.

***Hellpach, W.:** *Mensch und Volk der Großstadt.* 139 S., Ferd. Enke Verl., Stuttgart 1939. (RM 5.80 bzw. 7.40.)

Verf. begründet mit statistischen Betrachtungen über den wachsenden Anteil der Großstadtbewohner im Aufbau der Völker die Notwendigkeit einer Großstadtforschung. Sie soll ergründen, was Menschen in die Großstadt treibt, welche Menschen es sind, und was aus Menschen in der Großstadt wird. Die ausgezeichnete Zusammenfassung der bisherigen Kenntnisse zeigt freilich, daß gerade die anthropologischen Ergebnisse noch sehr karg und schwierig zu deuten sind. So kommt gegenüber den großen Abschnitten „Psychophysik des Großstadtdaseins" und „Sozialpsychologie und Charakterologie des Großstädters", der „Typik der Großstadtbevölkerung" nur geringe Seitenzahl zu. Mit Recht tritt Hellpach für planmäßige anthropologische Körperuntersuchungen, z. B.

im Rahmen der militärischen Musterungen ein. Die Großstadtforschung darf aber nicht übersehen, daß Untersuchungen an Frauen ebenso notwendig sind. Bei der zwangsläufigen Verknüpfung mit Fragen der Wachstums- und Reifebeschleunigung, der Paarungssiebung usw., würde mehr als auf ländlichem Gebiet die Vernachlässigung des weiblichen Bevölkerungsanteils ein schwerer methodischer Fehler sein.

H. Grimm, Breslau.

***Hundertmark, E.**: *Stadtgeographie von Braunschweig.* 115 S., G. Stalling, Oldenburg 1941.

Diese fleißige Dissertation berücksichtigt für die neuere Zeit auch die Bevölkerung, allerdings fast nur die Entwicklung der Gesamtzahl. während das „Einzugsgebiet" bzw. der „Lebensraum" der Stadt vorwiegend wirtschaftsgeographisch umrissen wird. Die Berechnung der Bevölkerungszahlen für das 18. Jahrhundert zeigt als Nebenergebnis geringe Kinderzahlen in den ärmeren Vierteln, höhere bei den gehobenen Ständen. Die Stadt wirkte also damals noch nicht im Sinne der Gegenauslese.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Keyser, E.** (Herausg.): *Deutsches Städtebuch.* Handbuch städtischer Geschichte. Bd. I. Nordostdeutschland. 911 S. Bd. II. Mitteldeutschland. 762 S. Kohlhammer, Stuttgart-Berlin 1939—1941.

Aufgabe dieser großen, auf 4 Bände berechneten Gemeinschaftsarbeit der deutschen Geschichtswissenschaft ist es, die Grundlage einer vergleichenden Stadtforschung zu sein. Nach Landschaften und innerhalb dieser alphabetisch geordnet sind alle Städte nach einheitlichem Plan unter 20 Gesichtspunkten (Name, Lage usw.) behandelt. Dankenswerterweise wird auch die Bevölkerung einbezogen. Der Plan sieht vor Angaben über a) Zahl und Herkunft der Bevölkerung, jährlichen Zuzug, Geschlechts- und Altersgliederung, Verhältnis von Bürgern und Einwohnern, Seuchen; b) vorhandene Bevölkerungsverzeichnisse; c) berühmte Personen und Familien. Natürlich konnte dieses Schema nicht für alle Städte gleichmäßig und vollständig ausgefüllt werden (am reichhaltigsten sind die Angaben über Bevölkerungszahl und Seuchen). Aber es ist damit erstmalig überhaupt vergleichbares Material für alle Städte gegeben, das eine aufschlußreiche Bearbeitung auch in bevölkerungsbiologischer Richtung erlaubt. Für den Bevölkerungshistoriker und Bevölkerungsbiologen von Interesse sind ferner die systematisch zusammengetragenen Angaben über die Juden. I. Schwidetzky, Breslau.

***Mitze, W.**: *Die strukturtypologische Gliederung einer westdeutschen Großstadt.* 11. Beih. Arch. Bev.Wiss. Bev. Polit., 80 S., Hirzel, Leipzig 1941.

Im wesentlichen als literarische Synthese, deren Ergebnisse aber durch experimentelle Untersuchungen an 230 Schülern bestätigt werden, versucht Verf. die Verteilung der Jaenschschen Integrationstypen in der Düsseldorfer Bevölkerung zu analysieren. Grundsätzlich am wichtigsten und am interessantesten ist dabei die umfangreiche Vorarbeit über die Beziehungen zwischen Persönlichkeitstypus und Beruf sowie zwischen Industrieverteilung im Rheinland und Typengliederung der Bevölkerung. Sie zeigt eindrucksvoll, daß der Standort bestimmter Industrien (Textil, Eisen) nicht nur durch wirtschaftlich-materielle Faktoren bestimmt wird, sondern wesentlich auch durch die Persönlichkeitsstruktur der zur Verfügung stehenden Menschen. Aus der Berufsgliederung Düsseldorfs wird dann auf dessen strukturpsychologische Gliederung zurückgeschlossen. — Die Beziehungen zum Rassischen werden vielfach gesucht, doch schöpft Verf. nur aus zweiter bzw. dritter Hand (Banse, Paul u. a.) und kennt offenbar auch nicht die speziellen Arbeiten über Rasse und Beruf. Das ist insofern schade, als sich hier ganz offensichtlich weite Wege fruchtbarster Zusammenarbeit auftun. Untersuchungen dieser Art in einer anthropologisch gut durchforschten Bevölkerung wie Schlesiens oder Breslaus würden gewiß eine noch nie erreichte Erfassung der „lebendigen Ganzheit des Menschen" darstellen, der sich Verf. von seiner Seite ebenso zu nähern versucht wie die schlesische Rassenforschung von der ihren. I. Schwidetzky, Breslau.

***Ohl, W. H. C.**: *Bevölkerungsbiologie eines holsteinischen Fleckens (Reinbek bei Hamburg).* Volk u. Gemeinschaft H. 6. 81 S., Hansischer Gildenverlag Hamburg 1941. (RM 3.80.)

Es ist ein dankenswertes Unternehmen, einmal die Bevölkerung eines „Fleckens", also die erste Stufe der Verstädterung zu untersuchen. Bevölkerungszahl und -bewegung, Heiratsalter usw. werden bis 1890 erfaßt und mit denen mehrerer Landgemeinden verglichen, aber vorwiegend als Rohmaterial geboten. Starker Bevölkerungswechsel und soziales Emporstreben, wie für eine Etappe auf dem Wege zwischen Landvolk und Großstadt zu erwarten war. I. Schwidetzky, Breslau.

Peßler, G.: *Untersuchung über den Einfluß der Großstadt auf die Kopfform sowie Beiträge zur Anthropologie und Stammeskunde Hannovers.* Z. Morph. XXXVIII, 210 bis 251, 1940.

Verf. untersuchte größere Gruppen stadt- und landgeborener Eltern aus Hannover

und ihre schulpflichtigen in Hannover geborenen Kinder. Hauptergebnis: Die landgeborenen Eltern übertreffen die stadtgeborenen in allen absoluten Maßen und sind stärker kurzköpfig, woraus auf Veränderung der Kopfform in der Stadt geschlossen werden kann. Um die verschiedene Größe der Unterschiede zwischen Eltern und Kinder der beiden Herkunftsgruppen beurteilen zu können, müßten jedoch nicht nur, wie Verf. andeutet, die Altersgliederung der Kinder und die Wachstumsveränderungen der Kopfform, sondern mindestens auch noch das Zuzugsalter der Eltern und die soziale Gliederung berücksichtigt werden. — Von den „sonstigen Ergebnissen" ist vor allem die Untersuchung des Einzugsgebietes (18 485 Personen, große Karte) von Bedeutung, während etwa die Schlüsse von verschiedenen Herkunftsgruppen auf rassische Verschiedenheiten der Herkunftsgebiete allzu fragmentarisch bleiben müssen, um so mehr, als auch hier die soziale Gliederung unberücksichtigt bleibt. — Manche offengebliebenen Fragen können von den Breslauer Ergebnissen her (vgl. dieses Heft S. 272 ff.) neu beleuchtet werden, die andere Feststellungen des Verf. ebenso wie frühere ähnliche Untersuchungen bestätigen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Popelka, F.**: *Die Bürgerschaft der Stadt Graz von 1720 bis 1819.* Ihre blutmäßige und berufliche Gliederung nach den Bürgerbüchern, nebst einer alphabetischen Liste der Bürgeraufnahmen. 123 S., Veröff. d. Wiener Hofarch. V, 123 S., Baden bei Wien 1941. (RM 8.—.)

Die im Titel genannten Listen werden in der kurzen textlichen Einleitung u. a. unter dem Gesichtspunkt der Herkunft der Bürgerschaft ausgewertet. Hervorgehoben seien die Veränderungen im weiteren Einzugsgebiet, in denen sich die politischen Veränderungen — stärkere Abschließung des Habsburger Staates vom übrigen Deutschland — auswirken, und die Unterschiede im Einzugsgebiet bestimmter Berufe. Leider keine Karten und Diagramme. I. Schwidetzky, Breslau.

***de Rudder, B.** und **Linke, F.** (Hrg.): *Biologie der Großstadt.* 4. Frankfurter Konferenz für mediz.-naturwiss. Zusammenarbeit. 210 S., Steinkopff, Dresden-Leipzig 1940. (RM 8.—.)

Die Frankfurter Konferenz (vgl. Z. Rassenk. XII, 133) bedeutet einen erheblichen Fortschritt in der von verschiedenen Seiten als dringlich erkannten Großstadtforschung, so daß es dankbar zu begrüßen ist, daß die Vorträge trotz des Krieges vollständig erscheinen konnten. Sie beschränken sich nicht auf den Menschen allein (Giersberg, Tierbiologie in der Großstadt), wenn dieser auch im Vordergrund steht, aber der Mensch selbst als unmittelbares Forschungsobjekt bildet nur in wenigen Beiträgen den Mittelpunkt (vgl. die folgenden Sonderreferate Hellpach, Meier und Kolle, v. Verschuer, sowie Bennholdt-Thomsen dieses Heft S. 248—255). Stark vertreten sind hygienisch-praktische Fragen (Süpfle, Küster, Heberstreit, de Rudder über das Großstadtleben unter dem Einfluß von Hygiene und Technik u. ä.; Flößner, Kühn und Duesberg über Ernährungsfragen; Lampert, Amelung und Häberlin über Umweltwechsel als Erholungsfaktor) und die Analyse der städtischen Umwelt (Linke über das Großstadtklima). Ein gemeinsamer Zug vieler Vorträge wird von Linke im Schlußwort treffend hervorgehoben: „Daß die Großstadt in vieler Hinsicht ungünstig auf die Organismen, insbesondere auf den Menschen wirkt, läßt sich nicht bestreiten. Aber die in den letzten Jahrzehnten häufig geäußerten pessimistischen Ansichten sind übertrieben." I. Schwidetzky, Breslau.

Hellpach, W.: *Die Beschleunigung der Erlebniszeitmaße („psychophysische Akzeleration") beim Großstadtmenschen.* In de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt, 60—74, 1940.

„Es ist nicht die Tempobeschleunigung, sondern die Tempowechselbeschleunigung, welche das Wesen der großstädtischen psychophysischen Akzeleration ausmacht." Diese Quintessenz des Vortrags, von vielen eindrucksvollen Einzelbeobachtungen gestützt und umrahmt, baut wesentlich auf den ergebnisreichen Untersuchungen von Huth (vgl. dieses Heft S. 255—265) auf und bestätigt die Berechtigung der Forderung, in der Großstadtpsychologie nicht mit Analogien und Deduktionen, sondern empirisch zu arbeiten. Auch Wertungen und Abwertungen müssen überprüft werden. So betont Verf. nachdrücklich — im Gegensatz zu manchen neueren Darstellungen und allgemeinen Auffassungen —, daß die Großstadtbevölkerung keine „wurzellose, zusammengewehte Allerweltsmasse" ist und große und unersetzliche Werte für das Volksganze schafft.

I. Schwidetzky, Breslau.

Meier, E.: *Vergleichende Gesundheitsstatistik der städtischen und ländlichen Bevölkerung.* In de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt, 141—152, 1940.

Kolle, K.: *Unterschiede zwischen Stadt und Land vom Gesichtspunkt des Psychiaters.* Ebenda, 152—159, 1940.

Die beiden Verff. entwerfen an Hand statistischer Unterlagen ein Bild, das von landläufigen Meinungen stark abweicht. In der Zeit des Emporschießens der Großstädte war

das Leben dort zweifellos „ungesund", was sich auch in den Musterungsergebnissen auswirkte. Heute sind die quantitativen Unterschiede völlig ausgeglichen, es bestehen aber kennzeichnende qualitative Abweichungen in der Häufigkeit bestimmter Krankheiten und Sterblichkeit einzelner Altersklassen. Über Unterschiede in den Erbkrankheiten läßt sich noch kaum etwas sagen. Speziell für die Geisteskrankheiten einschließlich Asozialität und Kriminalität gilt, daß die städtische Umwelt die Anfälligkeit fördern kann, doch wird am Beispiel der Rauschgiftsucht gezeigt, daß nur eine sehr feine statistische Analyse die mannigfachen Bewirkungen und scheinbaren Regellosigkeiten zu klären vermöchte. Die Stadt zieht auch „dunkle Elemente" an, die aber nur einen geringen Teil der Zuwandernden und einen noch geringeren des Stadtvolkes überhaupt ausmachen. Im ganzen liegt die Kriminalität der Städte nicht über der des Landes. — Besonders hervorgehoben sei noch die Forderung Meiers nach einer „biologischen Statistik", die nicht die Befunde vom Individuum losgelöst erhebt, sondern dieses als Zähleinheit behandelt.

I. Schwidetzky, Breslau.

v. Verschuer, O. Frhr.: *Anthropologie der Großstadt.* In de Rudder, B. und Linke, F.: Biologie der Großstadt, 1—11, Steinkopff, Dresden-Leipzig 1940.

Verf. fragt nach den Ursachen der Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung und ihrer Bedeutung für das weitere biologische Schicksal eines Volkes. Für die Ursachen gibt es „nur die Alternative Umwelt oder Erbanlage oder beides zusammen". Für mehrere körperliche Einzelmerkmale, insbesondere den Kopfindex, wird die Umweltänderung in der Stadt belegt, Erbunterschiede zwischen Stadt und Land vor allem für die intellektuelle Begabung. Daraus und aus der relativen Unfruchtbarkeit der Städte ergeben sich brennende rassenhygienische Forderungen, ja geradezu das „Zentralproblem der Rassenhygiene". — Manche der allgemeinen Schlüsse bedürfen zweifellos der Nachprüfung, sind wir doch noch weit von dem entfernt, was Verf. als Ausgangspunkt aller Deutungen fordert, nämlich der Kenntnis der Tatbestände als solcher. So zeigte schon Sorokin in seiner Zusammenstellung, daß die Städte keineswegs allgemein hochwüchsiger sind als das Land; und vom Breslauer Material aus muß sowohl die Allgemeingültigkeit der von Hellpach übernommenen Regel „die Oberschicht größer, langköpfiger und hellfarbiger als die Unterschicht" wie die Deutung der dunkleren Farben der Städter allein durch Zunahme der Heterozygoten bezweifelt werden. Auch glaubt Ref., daß sich die tieferen biologischen Stadtprobleme erst jenseits der Alternative Umwelt oder Erbe erheben. I. Schwidetzky, Breslau.

***Ullrich, H.:** *Zu- und Abwanderung in der Würzburger Bevölkerung des 16. und 17. Jahrhunderts.* Schr. Rassenpol. Amt der NSDAP., Gauleitg. Mainfranken, Beitr. 9, 36 S., H. Stürtz, Würzburg 1939. (RM 1.50.)

***Heumüller, H.:** *Die Stadt Würzburg und ihr Lebensraum.* Ein Beitrag zur Stadtgeographie auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. Fränkische Studien N. F. H. 2, 112 S., P. Scheiner, Würzburg 1939. (Br. RM 4.50.)

Das Einzugsgebiet Würzburgs ist in allen untersuchten Zeitquerschnitten (Heumüller: 15. und 19. Jahrh., Ullrich: 1675) durch geographische Faktoren gestaltet: es wird im Westen durch den Spessart „haarscharf" abgeschnitten, im Osten durch den Steigerwald, wenn auch weniger deutlich beschränkt. Auffällig ist, wie stark die Stadt trotz im wesentlichen gleichbleibender Einwohnerzahl schon im 16. und 17. Jahrhundert vom Zuzug lebt: 1675 sind über 57% der Bürgerschaft Zugezogene! Sie rekrutieren sich aber ganz überwiegend aus der stammverwandten Umgebung.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Wichmann, D.:** *Untersuchungen zur unterschiedlichen Fortpflanzung in einer Großstadtbevölkerung.* 10. Beih. Arch. Bev.Wiss., 48 S., S. Hirzel, Leipzig 1940.

Zählblätter des Statistischen Amtes der Stadt Kiel aus den Jahren 1921/1937 liefern Unterlagen zur Beantwortung der Frage, ob sich die Gegenauslese verschärft, wie dies Hartnacke und Lenz annehmen möchten. Nachdem die Sonderstellung der Stadt Kiel (u. a. Frauendefizit in den Jahren des Hauptheiratsalters) hervorgehoben und betont ist, daß die Ergebnisse sich nur auf Städte mit ähnlicher Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur verallgemeinern lassen, wird die Verteilung von 52 196 Geburten auf 5 soziale Schichten (oberste: Akademiker und Offiziere, unterste: ungelernte Arbeiter) ausführlich untersucht. Die höhere Kinderzahl vor allem der ungelernten Arbeiter wird durch erhöhte Säuglings- und Kindersterblichkeit ausgeglichen, so daß „von einer sich verschärfenden Gegenauslese keine Rede sein kann". H. Grimm, Breslau.

***Wülker, H.:** *Bauerntum am Rande der Großstadt.* I. Bevölkerungsbiologie der Dörfer Hainholz, Vahrenwald und List (Hannover). Bäuerliche Lebensgemeinschaft I, 127 S., S Hirzel, Leipzig 1940. (RM 8.—)

***Wülker-Weymann, G.:** *Bauerntum am Rande der Großstadt.* II. Bevölkerungs- und Wirtschaftswandlungen im 19. und 20. Jahrhundert (Hainholz, Vahrenwald und List bei Hannover). Bäuerliche Lebensgemeinschaft III, 67 S., S. Hirzel, Leipzig 1941. (RM 5.—)



In mühevoller Einzelarbeit wird die Verstädterung dreier Dörfer, die 1891 von Hannover eingemeindet wurden, verfolgt. Das Material beruht ausschließlich auf schriftlichen Quellen (vor allem Kirchenbüchern) und mündlichen Mitteilungen; das Erbgut wird nur aus der sozialen Leistung erschlossen. Von den zahlreichen Einzelergebnissen seien hier die, die in besonders enger Beziehung zur Stadt stehen, hervorgehoben: Vor der Verstädterung stellte die Stadt Hannover für den örtlichen Heiratskreis eine Sperre nach Süden dar. — In den städtischen Nachkommen wiederholt sich die soziale Schichtung der bäuerlichen Vorfahren: die „Oberschicht" rekrutiert sich vorwiegend aus Großbauern, die Unterschicht vorwiegend aus den Kleinbauern. Verf. kann wahrscheinlich machen, daß hierfür nicht die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Berufsausbildung ausschlaggebend sind, sondern der Erbwert der Familienstämme. Zwischenstufen des sozialen Aufstiegs sind oft die Berufe der mittleren Beamten, Lehrer und Kaufleute. — Dankenswert ist, daß die Arbeit soweit wie möglich Vergleiche mit anderen ländlichen Gruppen durchführt. — Der zweite Teil behandelt die Verstädterung vorwiegend vom wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkt, bringt aber im soziologischen Abschnitt auch einige bevölkerungsbiologisch interessierende Einzelheiten über die Verstädterung der Menschen. I. Schwidetzky, Breslau.

*__Ahlers, O.:__ *Die Bevölkerungspolitik der Städte des „wendischen" Quartiers der Hanse gegenüber den Slawen.* Diss., 51 S., Berlin 1939.

__Brugger, C.:__ *Die Landflucht der Begabten.* Allg. Z. Psychiatr. CXII, 337—348, 1939.

__Fischer, M.:__ *Gegen die Landflucht.* Öff. Gesundheitsdienst V, 207—212. 1939.

__Gelinek, O.:__ *Die Aufgaben der Bevölkerungswissenschaft bei der Lösung des Landfluchtproblemes.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Polit. X, 193—219, 1940.

__Hecke, W.:__ *Die Herkunft der Wiener.* Volk und Rasse XV, 113—115, 1940.

__Hellpach, W.:__ *Die Lebenszeitmaße des Großstadtmenschen.* Ist das persönliche Tempo umweltbedingt oder erblich? Dtsch. Ärztebl. LXXI, 167—168, 1941.

__Kossow, K.:__ *Der Zusammenhang von Schulleistung und Wanderung in seiner Bedeutung für die ostpreußischen Grenzkreise.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Polit. X, 326—335, 1940.

__Lenz, F.:__ *Über Fortpflanzung und Ehehäufigkeit in Berlin.* Volk und Rasse XV, 125—128, 1940.

*__Lively, C. E.__ and __Taeuber, C.:__ *Rural Migration in the United States.* Research Monograph XIX, 192 pp., U. S. Government Printing Office, Washington 1939.

__Müller, K. V.:__ *Stadt und Land, zwei sozialanthropologische Auslesekreise?* XIV. Internat. Soziol. Kongr. S.A. 3 S., o. J.

*__N. N.:__ *A Report on Urbanism in the United States.* Urban. Comm. Natural Research Committee, Washington 1937.

__Olbricht, K.:__ *Die Vergroßstädterung des Abendlandes zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges.* Pet. Mitt. LXXXV, 349—353, 1939.

*__Rumpf, M.__ und __Behringer, H.:__ *Bauerndorf am Großstadtrand.* 545 S., W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. (RM 15.—.)

__Schmidt, I.:__ *Über Beziehungen zwischen Landflucht und Intelligenz.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 358—370, 1938.

__Seedorf, W.:__ *Zum Ausgleich zwischen Stadt und Land.* Odal. IX, 687—693, 1940.

__Winkler, W. F.:__ *Ist die Abwanderung vom Lande mit einer Auslese verbunden?* Volk und Rasse XIV, 222—225, 1939.

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

*__Artelt, W.:__ *Die ältesten Nachrichten über die Sektion menschlicher Leichen im mittelalterlichen Abendland.* Abh. Gesch. Med. Naturwiss. H. 34, 25 S., Ebering, Berlin 1940. (RM 1.20.)

Eine kritische Darstellung des endgültigen Aufkommens der schon von antiken Ärzten geforderten menschlichen Leichensektion, die in kulturgeschichtlichem Zusammenhang mit der gelegentlich geübten Sitte des Leichenauskochens (zum Zweck der Überführung der Gebeine) allmählich die üblichen Tiersektionen gegen Ende des 13. Jahrhunderts abzulösen begann und Anfang des 14. Jahrhunderts (1316) aktenmäßig zuerst aus Bologna bekannt wurde, wo auch die erste gerichtsärztliche Sektion (1302) nachweisbar ist. v. E.

*__Aschoff, L.:__ *Rudolf Virchow. Wissenschaft und Weltgeltung.* 95 S., Hoffmann & Campe, Hamburg 1940. (RM 1.80.)

Aschoff über Virchow — das verlangt an sich Beachtung. Selbstredend spricht in erster Linie der Pathologe, der auch nur bedauernd Virchows große Vorliebe (und Erfolge) auf anthropologischem Gebiete sieht und dieser als „eigentlich nur Anthropometrie" auch nicht gerecht wird. Denn Kraniologie und Anthropometrie waren unvermeidliche methodisch wie zeitlich gegebene Entwicklungsstufen der vergleichenden Bio-

logie der Hominiden, die Virchow zwar nicht als Erster, aber dafür besonders für uns Deutsche und damit die moderne Anthropologie entscheidend förderte, und in denen gerade er keineswegs die Erfüllung der Anthropologie sah. Seine urgeschichtlichen, ethnologischen und medizinisch-histologischen Arbeiten zeigen das gleichfalls. Bewußt schildert das Büchlein gerade diese auch als einen Beweis für die bewundernswerte Vielseitigkeit der Virchowschen Tätigkeit, die Folge eines ungewöhnlichen Weitblicks und eines bewußt betonten „Humanitätsempfindens" war. Besonderen Reiz bieten die Erinnerungen an persönliche Begegnungen, wenn dadurch auch weniger zur Geltung kommt, wie stark gerade Virchow aus dem Wesen und den Forderungen seiner Zeit heraus lebte. Für die Geschichte der Medizin und Anthropologie, also für die der pathologischen wie normalen Biologie der Hominiden, bedeutet diese neue Virchow-Veröffentlichung einen dankenswerten Gewinn und eine Rechtfertigung gegenüber schiefen Darstellungen. v. E.

***Csallner, A.:** *Die volksbiologische Forschung unter den Siebenbürger Sachsen und ihre Auswirkung auf das Leben dieser Volksgruppe.* Beitr. Kenntnis d. Deutschtums in Rumänien IV, 113 S., S. Hirzel, Leipzig 1940. (RM 6.—.)

Eine Forschungsgeschichte, die in eindrucksvoller Weise zeigt, wie spät hier wie anderswo neben einer entwickelten historischen Heimatforschung das Interesse an biologischen Volksfragen erwacht. Erst in neuester Zeit wird, vor allem durch die Bemühungen des Verf., der Mensch selbst als Träger des Volkstums auf den ihm gebührenden Platz in der wissenschaftlichen und praktischen Arbeit gestellt.
I. Schwidetzky, Breslau.

Cysarz, H.: *Zur Gegenwartslage der deutschen Geisteswissenschaften.* Hist. Z. CLXII, 457—478, 1940.

Ein gedankenschwerer und leidenschaftlicher Aufsatz, der das tiefste Kennzeichen der deutschen Geisteswissenschaft, ja überhaupt der deutschen Wissenschaft der Gegenwart in einer „antidualistischen" Haltung sieht. Damit sind auch Natur- und Geisteswissenschaften nicht mehr säuberlich getrennte Rubriken, sondern zwei Verfahrensweisen, die sich an jedem Forschungsgegenstand durchdringen. „Vereinigungs- und Angelpunkt aller Wissenschaften bleibt der ... gerichtete Mensch ... Immer genauer versuchen wir dann nach den Punkten zu greifen, wo die leiblichen und sittlichen Züge ineinstreffen.... Ohne reichere Fühlung mit den Naturwissenschaften werden die Geisteswissenschaften ihren Bestand als Wissenschaften in Zukunft schwerlich ungeschmälert behaupten können. Als Verbündete aber wird die Geschichtsforschung auch die Naturwissenschaften von mancher Schranke befreien." I. Schwidetzky, Breslau.

***Hartmann, H.:** *Paracelsus. Eine deutsche Vision.* 176 S., Verlag Neues Volk, Berlin-Wien 1941.(RM 3.60.)

Dieses Buch versucht Paracelsus in allen seinen Bezügen darzustellen, wobei allerdings ein Großteil der Probleme naturgemäß kaum gestreift bleibt. Einiges ist gut dargestellt: so der Paracelsische Vorstoß gegen die schulmäßige wie rechtliche Aufspaltung der Heilkundigen (Wundärzte — doctores). Größere, etwa anthropologische Gesichtspunkte finden sich bestenfalls in kurzen Ansätzen über die Hohenheimsche Berufs- und Geomedizin. E. Stiefvater, Breslau.

***Pertz, S.:** *Das Wort „Nordisch".* Seine Geschichte bis zur Jahrhundertwende. 72 S., M. Dittert & C., Dresden 1939. (RM 3.—.)

Eine sprach- und kulturgeschichtliche Untersuchung, die sämtliche Bedeutungen des Wortes und Begriffes „Nordisch" seit seiner Einführung in die Schriftsprache und Literatur der germanischen Völker darlegt. Geisteswissenschaftlich gedankenreich, bei biologischen Erklärungen etwas zu knapp. H. Hochholzer, Wien.

***Sills-Fuchs, M.:** *Paracelsus und wir.* Eine Studie über die Persönlichkeit des Theophrastus von Hohenheim. 40 S., Müllersche Verlagshandlung, Planegg vor München 1941. (RM 2.—.)

Es gelingt der gut bebilderten Schrift ihr Ziel zu erreichen: weitere Kreise innerhalb der Möglichkeiten einer 40seitigen Studie mit der Persönlichkeit des Paracelsus bekannt zu machen. E. Stiefvater, Breslau.

***Uschmann, G.:** *Der morphobiologische Vervollkommnungsbegriff bei Goethe und seine problemgeschichtlichen Zusammenhänge.* 103 S., G. Fischer, Jena 1939. (Brosch. RM 4.50.)

Menschforschung und Betrachtungen über Vervollkommnung im Organismenreiche zeigen sich vor allem früher untrennbar verbunden (Goethe: „und es wird die Frage sein, ob und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen"). Verf. untersucht unter Zuhilfenahme unveröffentlichten Materials aus dem Goethearchiv, wie weit es damals gelang, ein objektives Kriterium des Fortschritts in der Organismenwelt vom „Niederen" zum „Höheren" einzuführen. Goethe erkennt, daß

Differenzierung und Zentralisation die Vervollkommnung bedingen. Verf. zeigt, daß an dieser Erkenntnis bis heute grundsätzlich nichts mehr geändert wurde, wenn auch zu dem morphologischen Untersuchungsgang (Goethe, Haeckel) ein energetischer hinzutritt (Franz). Ein interessanter und für die Phylogenetiker unter den Anthropologen besonders wichtiger Beitrag zur Geschichte der biologischen Theorien.

H. Grimm, Breslau.

Blome, H.: *Der Gestaltwandel der Rassentheorie Kants in der deutschen Romantik.* Göttinger Völkerkundl. Studien 11—44, 1939.

***Combris, A.:** *La philosophie des races du Comte de Gobineau.* P. Alcan, Paris 1938. (Fr. 30.—.)

Franz, L.: *Vertreter des Rassegedankens im 17. Jahrhundert.* Rasse VII, 108—109, 1940.

Guha, B.: *Progress of anthropology in India during the past 25 years.* In: Progress of Science in India during the past 25 Years, 300—335, Calcutta 1938.

***Huxley, J.** and **Fisher, J.:** *The Living Thoughts of Darwin.* 151 pp., Longmans, Green & Co., New York and Toronto 1939. ($ 1.—.)

***Kapferer, R.:** *Die Werke des Hippokrates.* T. 23 und 24: Die Frauenkrankheiten. T. 25: Die Natur der Frau — Das Siebenmonatskind — Das Achtmonatskind — Die Überfruchtung — Die Zerstückelung des Embryos — Das Zahnen. 138 +138 S., 156 S., Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie., Stuttgart-S. 1939. (RM 6.50, 6.50 u. 7.50.)

Landra, G.: *Kurze Geschichte der italienischen Anthropologie.* Volk und Rasse XV. 53—55, 1940.

Müller, R. F. G.: *Erblehren aus alten indischen Nachrichten.* Der Erbarzt VIII, 230—234, 1940.

Nullo, P.: *L'eugenica razzista di Licurgo.* Difesa della Razza IV, 19—22, 1941.

Römer, H.: *Nietzsche und das Rassenproblem.* Rasse VII, 59—65, 1940.

***Sombart, W.:** *Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Anthropologie.* Sber. Preuß. Akad. Wissensch., Phil.-hist. Kl., XIII, 37 S., de Gruyter, Berlin 1938. (RM 2.—.)

Sergi, S.: *La Sede dell'Istituto di Antropologia dell'Università di Roma dalle sue origini al suo trasferimento nella Città Universitaria (1884—1937).* Riv. Antrop. XXXII, XI—XX, 1938—1939.

Vastellanos I.: *Ameghino y la antigüedad del hombre sudamericano.* Assoc. Cultural Confer. Rosario No. 2, 47—192, 1937.

***Waschnitzius, V.:** *Heinrich Steffens.* Ein Beitrag zur nordischen und deutschen Geistesgeschichte. I. Erbe und Anfänge. 273 S., Wachholtz, Neumünster 1939. (RM 5.80 bzw. 4.—.)

Weninger, J.: *25 Jahre Anthropologisches Institut an der Universität in Wien.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 191—205, 1938.

***West, G.:** *Charles Darwin, a Portrait.* Pp. 359, Yale University Press, New Haven 1938. ($ 3.50.)

Vorgeschichte

Heberer, G.: *Die mitteldeutschen Bandkeramiker.* Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. X, 84—90, 1940.

Heberer, G.: *Weiteres über die mitteldeutschen Bandkeramiker.* Mitteldtsch. Volkheit VII, SA. 7 S., 1940.

Nachdem Verf. mit der Bearbeitung der mitteldeutschen Schnurkeramiker (vgl. Ref. Z. Rassenk. IX, 293, 1939) einen wertvollen Beitrag zur Rassengeschichte gegeben hatte, legt er jetzt die ersten Ergebnisse einer Bearbeitung mitteldeutscher Bandkeramiker vor. Er findet die ältere Gruppe der Linearbandkeramiker vorwiegend mediterran — die Diagnose wird durch Maße und ausführliche Beschreibung gesichert —, während die auch kulturell nordisch beeinflußte jüngere Stichbandkeramik mindestens teilweise nordisch-fälische Züge aufweist. Damit ist die vielumstrittene Frage, ob die Bandkeramiker ursprünglich Indogermanen sind oder nicht, entscheidend zugunsten der letzteren Möglichkeit gefördert worden (man könnte auch sagen, entschieden, wenn die Gleichung nordisch = indogermanisch vorbehaltlos gilt). Die Bandkeramiker Mitteldeutschlands sind eine ursprünglich nicht indogermanische, aber früh indogermanisierte Gruppe.

I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Krogh, Chr.:** *Die Skelettfunde des Bremer Gebietes und ihre Bedeutung für die Rassengeschichte Nordwestdeutschlands.* Abh. Vorträge Bremer Wissensch. Ges. XIII, H. 3, 58 S., A. Geist, Bremen 1940. (RM 3.—.)

Mit vier, wenn auch zum Teil sehr kleinen Schädelserien und Untersuchungen an der heutigen Bevölkerung ist es möglich, einen rassengeschichtlichen Längsschnitt vom 7. Jahrhundert bis zur Gegenwart herzustellen, wie er bisher nur für wenige enger um-

schriebene Gebiete vorliegt. Trotz der Kleinheit und weiten zeitlichen Streuung des Materials lassen sich interessante Schlüsse auf die Veränderung der Bevölkerung ziehen. Sie scheint geringer zu sein als in Süddeutschland, liegt aber bei den meisten Merkmalen in gleicher Richtung. Besonders hervorgehoben sei die Vermutung, daß die bekannte „Verrundung der Kopfform" und andere mit ihr korrelierte Veränderungen einen von Süden nach Norden fortschreitenden Vorgang darstellt, der Nordwestdeutschland erst verhältnismäßig spät erreichte, was gegen Umweltbedingtheit sprechen würde.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Pfister, K.:** *Die Etrusker. Größe, Geheimnis und Untergang eines Volkes.* 135 S., Verlag F. Bruckmann, München 1940. (Lw. RM 9.—.)

Ein besonders reich und schön bebildertes Buch, das sich eine knappe Darlegung unseres gesicherten Wissens über die Etrusker zum Ziel setzt, und der Tiefe und Eigenart der — wir müssen es zugeben — immer noch in ihren Ursprüngen rätselhaften Kultur gerecht wird. Sie zeigt ihre Ausbreitung und noch einmal ihren starken fördernden Einfluß auf Rom und damit die abendländische Kultur überhaupt. Die ruhige quellenmäßige Schilderung, das eindrucksvoll zusammengestellte und auch technisch ausgezeichnet wiedergegebene Kulturgut der Etrusker bedeutet einen wissenschaftlichen wie ästhetischen Genuß und seine Deutung läßt die Lückenhaftigkeit unserer (wesentlich von ihren Feinden überlieferten) Kenntnisse wie auch die positiven Seiten ihres künstlerischen Schaffens heraustreten. Die glänzende Wiedergabe der für die Frage der rassischen Anlagen und Beziehungen wertvollen und zahlreichen Porträts sei besonders hervorgehoben. v. E.

***Schultze, E.:** *Vogelzug und Menschenwanderung.* 472 S., J. Neumann, Neudamm 1940.

Verf. fragt: Hat sich die Beobachtung von Tierwanderungen (Vogelzug!) auf die Wanderzüge indogermanischer Völker der Vor- und Frühgeschichte ausgewirkt? Er sammelt in dem umfangreichen Buche manches, was auf eine solche Beeinflussung hindeutet. Darf aber die Begeisterung für zweifellos vorhandene Übereinstimmungen in manchen Erscheinungen des Vogelzugs und der Menschenwanderungen zu der gewagten Parallele zwischen der „besonderen Tatkraft der nordischen Zugvögel und der unbezweifelbaren, fast alle anderen Völkerfamilien übertreffenden Willens- und Spannkraft der Indogermanen" führen? — Von Karten, auf denen die menschlichen und die Vogelzugstraßen nebeneinander zu überschauen und damit exakt zu prüfen wären, wird leider gar kein Gebrauch gemacht. H. Grimm, Breslau.

Wiesner, J.: *Indogermanen in der Frühzeit des Mittelmeerraumes und des vorderen Orients.* Neue Jb. f. Antike u. dtsch. Bildung IV, 184—207, 1941.

Ein ausgezeichneter Überblick über den derzeitigen Stand unserer Kenntnisse von der Ausbreitung der indogermanischen Kultur vom 3. bis 1. vorchristlichen Jahrtausend.

v. E.

Asmus, G.: *Die anthropologische Stellung der jungsteinzeitlichen Ostorfer Schädel und Skelette.* „Mecklenburg" XXXIV, SA. 7 S., 1939.

***Baschmakoff, A.:** *Cinquante siècles d'évolution ethnique autour de la mer Noire.* 177 pp., P. Geuthner, Paris 1937.

Breitinger, E.: *Zur Trepanation in der Frühbronzezeit.* Anthrop. Anz. XV, 73—77, 1938.

Breitinger, E.: *Die Schädel aus dem frühbronzezeitlichen Hockerfriedhof bei Nähermemmingen, Bez.-Amt Nördlingen.* Mannus XXXI, 484—537, 1939.

Classens, H.: *Sur les figurations féminines aurignaciennes.* Rev. anthrop. XLIX, 37—38, 1939.

Dijkstra, B. K. S.: *Die Skelettreste aus dem Kreisgräberfriedhof von Sleen, Provinz Drente.* Mannus XXX, 548—561, 1938.

***Fischer, E.:** *Zur Rassenfrage der Etrusker.* 16 S., de Gruyter, Berlin 1938. (RM 1.—.)

Fischer, E.: *Zur Frage der Etrusker.* Forsch. Fortschr. XV, 101—103, 1939.

Graf, L.: *Das alamannische Skelett von Fislisbach bei Baden (Aargau).* Bull. Schweizer. Ges. Anthrop. XVI, 5—6, 1939/40.

Heberer, G.: *Über den Rassentypus der Träger der Baalberger Kultur.* Ein weiterer Beitrag zur Indogermanenfrage. Jschr. Vorgesch. sächs.-thüring. Länder XXIX, 105 bis 112, 1938.

Heberer, G.: *Über einen Kinderunterkiefer aus der Ilsenhöhle unter Burg Ranis (Kreis Ziegenrück) in Thüringen.* Anthrop. Anz. XVI, 77—80, 1939.

Matthäus, K.: *Fränkische Reihengräberschädel aus dem Rheingau.* Anthrop. Anz. XVII, 135—162, 1940.

Morton, F., Wolf, H. und Goll, H.: *Kiefer und Zähne in der La-Tène-Periode.* Bericht über eine anatomisch-histologische Untersuchung an Kiefern und Zähnen neuer Grabfunde am Hallstätter Salzberg. Z. Stomat. XXXVII, 1067—1080, 1939.

Geschichte

***Andreas, W.** (Herausg.): *Die neue Propyläen-Weltgeschichte.* II. Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters. Zahlr. Abb. und. Taf., 634 S., Propyläen-Verlag, Berlin 1940. (RM 27.— bzw. 30.—.)

Mit dem vorliegenden, rasch auf den ersten folgenden Band (vgl. Z. Rassenk. XII, 121) schwenkt das ausgezeichnete neue Sammelwerk in die Frühzeit Nordeuropas und die Grundlagen unserer derzeitigen mitteleuropäischen Kultur ein. Die Darstellungen der frühen historischen Abläufe in Nordasien, Afrika, Amerika und Ozanien sollen also nur im Rahmen der späteren europäischen Epochen behandelt werden. Dafür bieten im vorliegenden Band die Beiträge von E. Wahle und H. Aubin besonders fein abgewogene Schilderungen der germanischen Zeit, die auch die sozialen und wirtschaftlichen, wie die leitenden geistigen Momente stark mitberücksichtigen, so daß auch der Forscher am Menschen einen lebendigen Eindruck von den inneren wie äußeren bewegenden Kräften der anthropo-biologischen Dynamik der Frühzeit unseres Erdteils erhält. H. Grundmann und F. Baethgen legen anschließend Kaiserzeit und Spätmittelalter dar, und N. A. Bes und H. Koch runden das Bild mit Byzanz und Slawentum ab. Der europozentrische Aufbau lockert sich dann jedoch ein wenig dadurch, daß der eigentliche Abschluß des Bandes von E. Parett und F. Taeschner erst mit Arabern und Iran gebildet und die Kulturwelt des Nahen Ostens, also damit auch der rassendynamische Gegenpol des germanisch-nordischen Druckzentrums, einbezogen wird. Die ganz hervorragende Ausstattung mit zahlreichen Faksimile-Drucken gehört zum Besten, was deutsche Buchdruckkunst je bot. v. E.

***Beloch, K. J.:** *Bevölkerungsgeschichte Italiens.* II. Band: Die Bevölkerung des Kirchenstaates, Toskanas und der Herzogtümer am Po. 312 S., W. de Gruyter & Co., Berlin 1940. (RM 24.—.)

Der strenge quellenkritische Standpunkt ist auch im 2. Band beibehalten. (Vgl. die Besprechung des 1. Bandes in Z. Rassenk. VII, 201, 1938.) Die Angaben über Geburtenziffern, Sterblichkeit und Epidemien lassen vielseitige anthropologische Auswertung zu, um so mehr, als sie in Wechselbeziehung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte dargeboten werden. H. Hochholzer, Wien.

***Franz, G.:** *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk.* Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte. Arb. Landes-Volksforsch. VI, 128 S., G. Fischer, Jena 1940. (RM 5.—.)

Verf. verarbeitet alle Nachrichten über die bevölkerungsgeschichtliche Wirkung des Dreißigjährigen Krieges zu einem eindrucksvollen Gesamtbild. Die Verheerungen — mehr durch Seuchen als durch direkte Kriegseinwirkungen — betrafen die einzelnen deutschen Landesteile in sehr verschiedenem Ausmaß. Der Gesamtverlust wird für das Land auf 40%, für die Städte auf 33% geschätzt! Er wurde aber relativ rasch dank der Geburtenfreudigkeit des deutschen Volkes, die sehr im Gegensatz zu der Wachstumsstockung anderer europäischer Länder stand, ausgeglichen. Die Dauerwirkung des Krieges beruht daher vielmehr darin, daß nach dem Kriege durch Neusiedlungen ein „einmaliger Bevölkerungsaustausch größten Ausmaßes" zwischen den einzelnen deutschen Landschaften stattfand. Verf. schneidet auch die Fragen der Auslese und des rassischen Umbaus an, die aber wegen mangelnder Unterlagen nur gestellt, noch nicht beantwortet werden können. I. Schwidetzky, Breslau.

***Isenburg, W. K., Prinz:** *Historische Genealogie.* 101 S., R. Oldenbourg, München und Berlin 1940. (RM 4.—.)

Vorzügliche Einführung in das Wissensgebiet der Genealogie. Dem geschichtlichen Abriß folgt eine kurze Quellenkunde und eine zusammenfassende Methodenlehre. Der Überblick der Elemente der Heraldik, Sphragistik usw., sowie die bemerkenswerte Einstellung aufs „Volksganze" und auf „Sippenverbundenheit", ferner die reichen Archiv- und Quellennachweise machen das Buch zu einem sehr verwendbaren Hilfsmittel für praktische Arbeit. H. Hochholzer, Wien.

***Keyser, E.:** *Geschichte des deutschen Weichsellandes.* 159 S., S. Hirzel, Leipzig 1939. RM 3.60.)

Eine gedrängte Zusammenfassung von der mittleren Steinzeit bis zur jüngsten Wiedereingliederung in das Deutsche Reich, die vor allem die Zusammenhänge mit der gesamtdeutschen Geschichte betont. Wenn dabei der Verf. der „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands" nur verhältnismäßig wenig Angaben über die Bevölkerung machen kann — sie beziehen sich vor allem auf die Siedlungsgeschichte, das Einzugsgebiet der Städte und die Nationalitätenverhältnisse —, so zeigt das besonders eindrücklich, wie brach dieses Gebiet noch liegt und wie berechtigt die Forderungen des Verf. auf eine Ausweitung der landesgeschichtlichen Forschung in dieser Richtung sind.

I. Schwidetzky, Breslau.

***N. N.:** *Forschungen zur Judenfrage.* IV, 272 S., Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1940. (RM 15.— bzw. 16.50.)

Der neue Band der „Forschungen zur Judenfrage“ (vgl. Z. Rassenk. IX, 294, 1939) enthält vor allem geistesgeschichtlich eingeordnete psychologische Analysen einzelner Persönlichkeiten (Mendelssohn, Gundolf, Einstein), und einen zur Frage des Rassenbewußtseins aufschlußreichen Beitrag „Walther Rathenau und die blonde Rasse“ (Walter Frank). Von speziellerem anthropologischen Interesse sind die Beiträge von Kittel über alte Judendarstellungen. Er fordert die Anthropologen auf, vor allem die (leider noch unveröffentlichten) einzigartigen Bilder der Synagoge Dura-Europos am Euphrat auszuwerten, die gerade aus der Zeit der Entstehung der kennzeichnend jüdischen Rassenmischung stammen; und er macht wahrscheinlich, daß eine Reihe von Trierer Terrakotten des 3. und 4. Jahrhunderts Judenkarikaturen darstellen, die gleichzeitig den sexuellen Umgang von Juden und Nichtjuden geißeln. I. Schwidetzky, Breslau.

***Schachermeyr, F.:** *Lebensgesetzlichkeit in der Geschichte.* 240 S., V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1940. (RM 6.50 bzw. 8.50.)

Die Versuche, Brücken zwischen Biologie und Geschichte zu schlagen, mehren sich. Wie so oft bei Betreten von Neuland, ist auch dieses Buch zwar wohl nicht ohne Kenntnis, doch ohne direkte Bezugnahme auf Versuche ähnlicher Art. Verf. hat sich in die Grundgedanken von Erb- und Rassenkunde in anerkennenswerter Weise hineingearbeitet und -gedacht, wenn auch die offenbar notwendige Beschränkung auf einige grundlegende Darstellungen zu manchen Schiefheiten und Irrtümern führt (z. B. wird Anthropologie als reine Körperwissenschaft angesehen und der Biologie nicht unter-, sondern entgegengestellt; „Rasse“ und „Lebensgesetzlichkeit“ als Begriffspaare benutzt; der Anfang der Rassenkunde erst ins 19. Jahrhundert verlegt; die Mutabilität als Grundeigenschaft alles Lebendigen als eigene Vermutung ausgesprochen usw.). Die Übertragung von Lebensgesetzen auf geistig-historisches Geschehen bleibt so vor der Gefahr der reinen Analogiebildung bewahrt. Als besonders fruchtbar erweist sich der Gedanke, die kulturelle Umwelt und Zeitlage als Teil der menschlichen Umwelt überhaupt und damit als Faktor für die Aktivierung von Erbanlagen zu sehen. Bei der gelegentlichen Erörterung konkreter Beispiele tritt aber hinter diesen neuen Gesichtspunkt die bevölkerungsbiologische Rolle von Auslese und Ausmerze zu stark in den Hintergrund. Freilich erscheinen solche konkreten Beispiele nur als gelegentliche Untermalung für die Herausarbeitung von „Gesetzlichkeiten“ (nicht Gesetzen) in der Geschichte. Die Anwendung auf die römisch-griechische Geschichte wird in Aussicht gestellt; der Naturwissenschafter hätte allerdings den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, nämlich erst die konkrete Unterbauung, dann das System gegeben. I. Schwidetzky, Breslau.

Breysig, K.: *Die menschheitliche Entwicklung als Begriff und als Geschehensform.* Scientia XXXIII, 36—49, 1939.

***Diller, A.:** *Race Mixture among the Greecs before Alexander.* Illinois Stud. XX, 187 pp., Univ. of Illinois Urbana 1937. ($ 2.50.)

v. Leers, J.: *Grenzveränderungen und Umsiedlungen in Europa in ihrem Einfluß auf die biologische Entwicklung des Erdteils.* Dtsch. Ärztebl. LXXI, 26—29, 1941.

Lorch, W.: *Neue Methoden der Siedlungsgeschichte.* Geogr. Z. XLV, 294—305, 1939.

***Morlinghaus, O.:** *Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstbistums Bamberg im Zeitalter des Absolutismus.* Diss., 145 S., Palm, Erlangen 1940. (RM 5.—.)

Müller, K. V.: *Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Polit. IX, 325—358, 385—404, 1939.

***N. N.:** *Die Wanderung und Verbreitung der Juden in der Welt.* Eine Weltkarte. 28 S., Küster & Co., Essen 1938. (RM 16.— bzw. 25.—.)

Nilsson, M. K.: *Über Genetik und Geschichte.* Hereditas XXV, 211—223, 1939.

Schreiber, R.: *Zur Methode der Volksgeschichte im Grenzland.* Dtsch. Arch. Landes-Volksforsch. III, 359—380, 1939.

***Stella Maranca, F.:** *Le leggi demografiche di Augusto.* Istituto di Studi Romani. 19 S., Rom 1939.

Vogt, J.: *Das Judentum im Weltanschauungskampf der Spätantike.* Forsch. Fortschr. XVI, 193—194, 1940.

***Vogt, J.:** *Kaiser Julian und das Judentum.* Studien zum Weltanschauungskampf der Spätantike. 74 S., J. C. Hinrichs, Leipzig 1939. (RM 3.—.)

***Werner, H.:** *Der Untergang Roms.* Studien zum Dekadenzproblem in der antiken Geistesgeschichte. Diss., 217 S., Kohlhammer, Stuttgart 1939. (RM 15.—.)

***Zander, F.:** *Verbreitung der Juden in der Welt.* 190 S., R. Kämmerer, Berlin 1937. (RM 3.80.)

***Zuncke, W.:** *Die Judenpolitik der fränkisch-deutschen Könige und Kaiser bis zum Interregnum.* 88 S., Fromman, Jena 1941. (RM 3.20.)

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

***Bartucz, L.:** *A Magyar Ember (Der magyarische Mensch).* 509 S., Kiralyi Magyar Egyetemi Nyomda, Budapest 1938. (Pengö 20.—.)

Balogh, B.: *Die Geschichte der ungarischen Anthropologie.* Ungarische Jb. XIX, 141 bis 181, 1939.

Bartucz, L.: *Die körperlichen Merkmale des heutigen Ungartums.* Ungarische Jb. XIX, 182—280, 1939.

Bartucz, L.: *Die Geschichte der Rassen in Ungarn und das Werden des heutigen ungarischen Volkskörpers.* Ungarische Jb. XIX, 281—320, 1939.

Die Anthropologie Ungarns gewinnt mit dem großen Werk von Bartucz eine nahezu erschöpfende, auch in der äußeren Gestalt höchst repräsentative Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse, deren Text dankenswerter Weise zum großen Teil in deutscher Sprache einem außerungarischen Interessentenkreis zugänglich gemacht wurde. — Die Darstellung beginnt mit einer Geschichte der Anthropologie in Ungarn, die drei Epochen unterscheidet und u. a. die nicht allzu ergiebige Tätigkeit v. Töröks ausführlich darlegt und beurteilt. Es folgt eine Beschreibung der Merkmale der lebenden Bevölkerung, die zu einem guten Teil auf eigenen Arbeiten von Bartucz beruht. Körperhöhe, Kopfindex und Farbverteilung sind leidlich, wenn auch durchaus noch nicht in flächenhafter Geschlossenheit bekannt, für weitere Merkmale liegt aber noch kaum Material vor. Ausführlich wird sodann die typologische Gliederung erörtert. Hier ist am auffälligsten, daß Bartucz mit allem Nachdruck die alpine Rasse zu den geringfügigen Einschlägen zählt, dagegen eine beherrschende Rolle den Turaniden zuspricht, die freilich ihre mongoliden Merkmale verloren und sich auch sonst zum Teil abgewandelt haben sollen (Alföld-Typus). Es bleibt danach und auch nach den Abbildungen unklar, wie dieser Typus gegen die Alpinen abgegrenzt werden soll. Es folgt eine Darstellung der Rassengeschichte, deren wesentliche Züge bereits aus früheren Veröffentlichungen des Verf. bekannt sind (vgl. Z. Rassenk. I, 225—240, 1935). Tabellen, Abbildungen, Karten und graphische Darstellungen ergänzen den Text, im ungarischen Buch in wesentlich umfangreicherem Maß (z. B. die Merkmalskarten nur dort!). Dagegen ist ein Literaturverzeichnis nur in der deutschen Ausgabe enthalten.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Bescherer, J.:** *Das Kirchspiel Stünzhain. Ein Beitrag zur Rassenkunde und Sozialanthropologie Ostthüringens.* Arb. Landes-Volksforsch. VII, 158 S., G. Fischer, Jena 1940. (Brosch. RM 6.—.)

Eine weit über dem Durchschnitt stehende Lokaluntersuchung, die neben der Aufarbeitung des rassenkundlichen Materials in ergiebiger Weise auch sozialbiologische und rassengeschichtliche Fragen erörtert. Die Unterschiede zwischen den Berufsgruppen nach körperlichem Erscheinungsbild, Heiratsradius und Kinderzahl bestätigen im wesentlichen die Ergebnisse von anderen Orten; bemerkenswert die Untersuchungen über die zeitliche Entwicklung der Heiratsradien, die sich überraschenderweise seit der Einführung des Fahrrads nicht erhöht, sondern sogar vermindert haben. Die Saale als Rassenstufengrenze wird herausgearbeitet und die möglichen Ursachen erörtert, wobei die Westausbreitung der Slawen und die Verschiedenheiten der Neusiedlerstämme zusammenwirken dürften. Die offenen Fragen, an denen die weitere Arbeit in Thüringen anzusetzen hat, werden klar herausgestellt. I. Schwidetzky, Breslau.

***Biasutti, R.:** *Razze e popoli della terra.* 3 Vols., Unione Tipografico-Editrice Torinese, Turin 1941—XIX. (Lire 500.—.)

Mit dieser glänzenden Veröffentlichung hat die italienische Anthropologie zweifellos ein internationales Standardwerk geschaffen, dessen erstklassige illustrative Ausstattung und klarer verständlicher Stil einen entscheidenden Fortschritt für die Menschforschung und die exotische Kulturforschung in den romanischen Ländern bedeutet. Allerdings fehlt, was der Anthropologe bedauern wird, die immer noch äußerst schwierig zu behandelnde vergleichende Gruppenpsychologie, also die seelische Seite des Menschen selbst, was durch eine Berücksichtigung seiner materiellen Kulturschöpfungen gewiß nicht ersetzt werden kann, und es fehlt auch das biologische Ergebnis und Ziel des Zusammenwirkens rassentypologischer Komponenten, die Bevölkerungsbiologie. Dafür hat, für weitere Kreise gewiß anziehend, die exotische Kulturforschung, die Ethnologie, in manchen Abschnitten ein starkes Übergewicht erlangt.

Eine kurze wissenschaftsgeschichtliche Einleitung — bei der selbstverständlich den lebenden Anthropologen und Ethnologen noch keine Nekrologe gewidmet werden — macht den Auftakt. Sie stammt von R. Biasutti selbst. S. Sergi folgt mit einer Darlegung der ausgestorbenen Hominidenformen, wieder Biasutti mit einer Darlegung der allgemeinen Anthropologie, in der als wertvolles Novum die zahlreichen, sehr schönen Weltkarten über die Verteilung einzelner somatischer Merkmale hervorgehoben zu werden verdienen. Nachdrücklich wird die Dreiteilung der rezenten Hominidenformen betont und eine weitere Gruppengliederung gegeben, die auch hier die Annäherung an eine gewisse internationale Einheitlichkeit erkennen läßt. Sie nimmt jedoch auch eine Reihe von Umbenennungen vor, die taxonomisch bedenklich sind. Die Sprachen behandelt Bartoli, die Kulturelemente im allgemeinen wiederum Biasutti, das geistige Leben Corso. Der zweite Teil des ersten Bandes ist sodann der rassentypologischen Zusammensetzung (Biasutti, Battaglia) und der Volkskunde (Biasutti, Corso, Battaglia) der europäischen Bevölkerungen gewidmet. Auch hier findet sich wieder reiches Bildmaterial an Typen und Kulturgut sowie Karten. Jeder Abschnitt schließt mit einer nicht zu knapp gehaltenen Literaturübersicht.

Der zweite Band ist Afrika und Asien, der dritte Ozeanien und Amerika gewidmet. Hier treten neben dem Herausgeber als Bearbeiter besonders noch der vor kurzem verstorbene N. Puccioni, sowie L. Cipriani, R. Battaglia und J. Imbelloni auf, für kleinere Teile auch R. Boccassino, P. Graziosi und M. Muccioli. In diesen Abschnitten überwiegt die Ethnologie oft in beträchtlichem Maß. Die Ausstattung dieser Bände ist ebenso glänzend wie bei den vorangehenden. v. E.

***Birket-Smith, K.:** *Anthropological Observations on the Central Eskimos.* Rep. 5. Expedition 1921—24, the Danish Expedition to Arctic North America in Charge of Knud Rasmussen, III, 121 pp., Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag, Copenhagen 1940. (o. P.)

Die Arbeit bietet außer einer größeren Anzahl Bildern die Bearbeitung von 17 Maßen und Beobachtungen an 112 Individuen nebst Variationspolygonen und Parametern, Kombinationstafeln nach der Punktmethode und umfangreichen Vergleichen mit anderen Eskimogruppen. Im zweiten Teil führt der Verf. eine gründliche und vorsichtige Erörterung des Eskimoproblems durch, d. h. der Frage ihrer älteren Kerngebiete und weiteren rassentypologischen Zusammenhänge. Unter nachdrücklicher Ablehnung von Hrdličkas Umwelttheorie, die eine „Anpassung" an arktische Bedingungen in nichtarktischen Gebieten fordert, wird als Urheimat die Waldzone nördlich der Hudson-Bai angesprochen. Besondere Betonung finden die Anklänge an die Lagiden und Margiden, die ebenso wie die Eskimiden selbst alte amerikanische Randrassen darstellen. So erscheint dem Verf. eine ursprünglich lago-mongolide Grundlage und spätere mutative Harmonisierung als das Wahrscheinlichste. v. E.

***van Bork-Feltkamp, A. J.:** *Anthropologische Bibliographie van den Indischen Archipel en van Nederlandsch West-Indie door Prof. Dr. J. P. Kleiweg de Zwaan.* Supplement. Meded. Afd. Volkenk. Kol. Inst. Extra Ser. 3, 130 S., Leiden 1940 (o. P.)

Eine Zusammenstellung der neueren anthropologischen Literatur über Indonesien, teilweise etwas weiter, teilweise etwas enger gesichtet, die durch ihre knappen Inhaltsangaben den Bearbeitern einschlägiger Fragen Zeit sparen und für einen ersten Überblick recht nützlich sein wird. v. E.

***Burchard, W.:** *Volkheitskundliche Untersuchungen im deutschen Siedlungsgebiet in der südslawischen Batschka.* Junge Wissenschaft III, 188 S., J. F. Lehmann, München-Berlin 1938.

Eine studentische Gemeinschaftsarbeit — Reichssiegerarbeit im Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1936/37 — die erfreulicherweise unser Wissen um die Bevölkerungsbiologie volksdeutscher Gruppen mehrt. Untersucht wurden die Orte Batschko Dobro Polje und Bukin. Neben siedlungs- und volkskundlichen Kapiteln werden Heiratsalter und Kinderzahl (Klose), insbesondere das Problem der Frühehe in Bukin, die sich bevölkerungsbiologisch keineswegs günstig auswirkt (Wülker-Weymann), die Bevölkerungsbewegung seit 1753 (Grimm), Altersaufbau und Todesursachen analysiert. Es bietet sich im ganzen ein Bild erschreckenden Niedergangs des biologischen Behauptungswillens, dem entgegenzuwirken die Arbeit dienen will. — Die rassenkundliche Untersuchung (Burchard) entspricht weder in Anlage noch Auswertung heutigen Ansprüchen, wenn sie auch bei unseren spärlichen Kenntnissen volksdeutscher Gruppen an sich dankenswert ist. I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Eickstedt, E. Frhr.** und **Schwidetzky, I.:** *Die Rassenuntersuchung Schlesiens.* Eine Einführung in ihre Aufgaben und Methoden. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 1, 68 S., Priebatsch, Breslau 1940. (RM 3.20.)

Die neuen Methoden der Rassenuntersuchung Schlesiens (RUS) waren bisher nur in Zeitschriftenaufsätzen dargelegt, von den Ergebnissen nur wenig und ohne die Material-

grundlagen veröffentlicht worden. Nunmehr beginnt die neue Reihe „Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien“, für die u. a. die Leiter des Anthropologischen Instituts, des Rassenpolitischen Amts und der Erbbiologischen Landeszentrale in Breslau als Herausgeber zeichnen, mit der Veröffentlichung der Einzeluntersuchungen. Das erste Heft gibt eine Einführung, die auch einem weiteren Kreis von Lehrern und Lesern die Arbeiten verständlich machen soll. v. Eickstedt stellt daher zunächst die Ziele der RUS in den großen Rahmen einer neuen, umfassenden und festgefügten Wissenschaft vom Menschen, die neue Aufgaben stellt und neue Verfahrensweisen fordert. Für die menschliche Typenkunde wurden diese mit den „gesicherten typendiagnostischen Formeln“ entwickelt. In Verbindung mit den älteren merkmalsanalytischen Methoden der Anthropologie und der flächenhaften Arbeitsweise der RUS erbrachten sie eine Fülle von Ergebnissen, die ihrerseits ein Maßstab für die Brauchbarkeit des Verfahrens sind und daher abschließend kurz zusammengefaßt werden. — Der Beitrag von Schwidetzky legt die Sicherung der typendiagnostischen Formeln im einzelnen dar, die sich in 3 Stufen vollzieht: 1. Nachprüfung der Einzeldiagnosen, 2. Vergleich der gruppenhaften Verteilung von Rassen und Merkmalen, 3. Vergleich der Rassenanalysen verschiedener Beobachter (vgl. auch die folgenden Ref. Klenke, Schwidetzky, Thomanek und Wiehle). Selbstreferat.

***Field, H.:** *Contributions to the anthropology of Iran.* Anthrop. Series Field Mus. Nat. Hist. Publ. 459, XXIX, No. 1 + 2, 513—706, 1939.

Der vorliegende Band setzt sich mit dem Begriff der mediterranen Rasse und ihrer Verwandten auseinander. Das geschieht leider auf Grund einer sehr lückenhaften und vorwiegend veralteten Literatur, in der beispielsweise noch nicht der orientalide Rassentypus beachtet wird, der gerade in Iran-Persien eines der tragenden Typenelemente der Bevölkerung darstellt. Er tritt auf den zahlreichen, teilweise horizontierten Bildern einer ärmlichen Bauernbevölkerung auch so gut in Erscheinung, wie es die Reproduktion zuläßt. Diese Bildreihen, denen sich eine zweite von ärmlicher jüdischer Bevölkerung aus Teheran anschließt, bilden begrüßenswerte Belege aus einem immer noch wenig bekannten Gebiet. v. E.

***Gottong, H.:** *Die Bevölkerung von Hoyerswerda-Land.* Ein Beitrag zur Kenntnis der preußischen Oberlausitz (Geschichte-Lebensform-Rassen). 128 S., K. Triltsch, Würzburg-Aumühle 1940. (RM 3.60.)

Bei der Bearbeitung seines Materials (rassenkundlich untersucht 165 ♂, 144 ♀) drängten sich dem Verf. als besonders interessant die deutsch-wendischen Beziehungen auf. Auffallend hoch findet er den nordisch-fälischen, auffallend niedrig den osteuropiden Anteil (eine genaue Analyse wird allerdings nicht durchgeführt, sondern nur aus der Verteilung der Einzelmerkmale und einem allgemeinen Gesamteindruck geurteilt). Die Ähnlichkeit mit deutschen Bevölkerungsgruppen ist größer als mit den „baltischen“ Gruppen (Waldaj, Oberdniepr) Bunaks. Verf. nimmt danach an, daß es sich gar nicht mehr um eine herkunftsmäßig vermischte Bevölkerung handelt, sondern diese durch Überwanderung und Auslese durch Deutsche ersetzt wurde. Verf. versucht diese Annahme auch durch zum Teil eigene volkskundliche Beobachtungen zu stützen.

I. Schwidetzky, Breslau.

Hildén, K.: *Notes on the physical anthropology of the Ostyak-Samoyeds.* Some notes on the anthropology of the Kamassintzy. J. Soc. Finno-Ougrienne 4, 3—25, 5, 1—9, 1939.

Die von einer größeren Zahl von Maßen begleitete Arbeit bestätigt den vorwiegend sibiriden Charakter der Ostjak-Samojeden und ihre beträchtliche Heterogenität an der Grenze zweier Rassenkreise. v. E.

Hildén, K.: *A contribution to the physical anthropology of some peoples in Central Asia.* Based on records collected by C. G. Mannerheim. In: C. G. Mannerheim, Across Asia from West to East, 47 pp., Helsinki 1940.

Eine Bearbeitung des von Baron C. G. Mannerheim 1906—08 gesammelten metrischen und bildmäßigen Materials an insgesamt 165 männlichen Individuen von 8 Stämmen, mit genauer Angabe der Meßtechnik, vielen kleinen Normenbildern, Mittelwerten oder Klassenzusammenfassungen der wichtigsten Maße und schließlich einer allgemeinen typologischen Zuordnung. Nach letzterer fallen die Abdal in die orientalo-armenide, die Pakho in die turanide, die Yögur in die sinide Rasse, und für die untersuchte Kirgisengruppe wird eine mongolo-turanide Mischung mit Betonung der mongoliden Komponente festgestellt, während Montandon und v. Eickstedt den Kern des Volkes zu den Turaniden rechneten. Es gewinnt danach den Anschein, daß die neueren Bearbeitungen des Turanidenproblems die eigentliche und einheitliche Kernform dieses Typus immer stärker an und in die südlichen Gebirgsmassen schieben, auf die sich ja auch die genannten Autoren vorwiegend stützten, während die Ebenen noch stärker in die mongolide Mischzone fallen, als dies bereits bisher angenommen wurde. v. E.

***Klenke, W.:** *Rassenkunde der oberschlesischen Kreise Groß-Strehlitz und Cosel.* Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 3, 55 S., Priebatsch, Breslau 1939. (RM 3.—.)

Verf. bearbeitet im Rahmen der Rassenuntersuchung Schlesiens (vgl. oben das Ref. v. Eickstedt-Schwidetzky) ein besonders umfangreiches Gebiet (3295 Individuen aus 42 Dörfern), das einen Querschnitt durch fast ganz Oberschlesien legt. Rechtsodriges Waldland und linksodriges Lößgebiet unterscheiden sich nicht nur in mehreren Merkmalen und Rassenprozentsätzen, sondern haben auch verschiedene (nichterbliche) Standorttypen entwickelt. Der Muschelkalkrücken des Chelm hebt sich als offenbar altes Siedlungsgebiet rassisch scharf aus seiner Umgebung heraus. Die Landschaftsgliederung beeinflußt auch die Heiratsbeziehungen und damit die Wege der Bevölkerungsvermischung. Verf. gibt nicht nur die Rassenprozentsätze, sondern auch die Häufigkeit der einzelnen Rassen- und Mischtypen an, die gleichfalls kennzeichnende räumliche Unterschiede aufweisen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Peters, H.:** *Haustier und Mensch in Libyen.* Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Nordafrika. 148 S., mit 4 Farbtafeln und 79 Orig.-Lichtbildern des Verfassers. Rau, Öhringen 1940. (Lwd. RM 6.—.)

Die nicht leichte Aufgabe, Haustier und Mensch in ihrem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis und in ihrem natürlichen Lebensraum darzustellen, löst Verf. mit großem Geschick. Nach kurzer Schilderung der libyschen Landschaft wird ein recht aufschlußreicher Beitrag zur Rassenanalyse der Küstenbewohner gebracht, für die eine Eingeborenenkompanie zur Verfügung stand. Dr. Matthée bearbeitete die Hand- und Fingerabdrücke. — Allzu bescheiden nennt der Verf. seine haustierkundlichen Beobachtungen „Schnappschüsse"; sie bringen aber, nicht zuletzt durch ihre Auswertung, einen so ausgezeichneten Einblick in nordafrikanische Haustierverhältnisse, daß mit dieser Darstellung sowohl die zoologische, züchterische, geographische und auch die rassenkundliche Literatur eine wesentliche Bereicherung erfahren. — Besondere Erwähnung verdient der reiche Schmuck an anthropologischen, tierkundlichen und Landschaftsaufnahmen, die dem Verf. das beste Zeugnis für seine Photographierkunst ausstellen. W. Zündorf, Jena.

***Retzlaff, H.** und **Künzig, J.:** *Deutsche Bauern im Banat.* 98 S., Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1939. (RM 4.80.)

Unter den 80 meisterhaften Aufnahmen zur Volkskunde der Deutschen im Banat befinden sich viele, die rassenkundlich brauchbar sind und wegen des großen Formats z. T. recht eingehende physiognomische Studien gestatten. Die Dargestellten besitzen bei Helläugigkeit und teilweiser Hellhaarigkeit, durchgängig großer, geradrückiger, schmaler Nase und wohlausgeprägtem Kinn häufig „pseudalpine" Rundlichkeit des Gesichtsumrisses und der Körperformen (betont durch die Frauentracht!), bei der wohl auch Ernährungseinflüsse mitspielen dürften. Deutlich weichen davon die erst 1828 zugewanderten Rodungssiedler im Banater Erzgebirge ab, die aus Südwestböhmen stammen und mehr dinarische Züge zeigen. — Künzigs kurzer Begleittext enthält auch einige bevölkerungsbiologische Angaben. Die wissenschaftliche Brauchbarkeit würde durch Altersangaben unter den Bildern noch wesentlich erhöht werden können.
H. Grimm, Breslau.

***Schwidetzky, I.:** *Rassenkunde des nordöstlichen Oberschlesien (Kreise Kreuzburg, Rosenberg, Guttentag).* Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 2, 65 S., Priebatsch, Breslau 1939. (RM 3.50.)

Diese erste im Rahmen der Rassenuntersuchung Schlesiens (vgl. oben das Ref. v. Eickstedt-Schwidetzky) abgeschlossene Einzeluntersuchung (2500 Individuen aus 37 Dörfern) gibt besonders ausführlich die methodischen Wege zur Kontrolle der Rassenanalyse an ihrem praktischen Beispiel wieder (Begründung der Rassendiagnose von 60 unausgesuchten Individuen unter Wiedergabe der Bilder, Beschreibung der „Einrassigen" und Vergleich mit den Standardtypen anderer Gaue bzw. Autoren, Fallende Reihen, Parallelkurven, theoretische Mittelwerte, Analyse des unbestimmbaren Restes). Von den so begründeten (zum Teil schon andernorts veröffentlichten) Ergebnissen seien genannt: Der stärker nordische Charakter des mittelalterlichen deutschen Siedlungsgebietes; die alte politische Ostgrenze als deutliche Merkmals- und Rassengrenze gegenüber dem polnischen Volkskörper; die Konfessionsgrenze gleichzeitig Heirats- wie Rassen- und Merkmalsgrenze; besondere schlesische Lokalprägung aller Rassen; sozialtypische Unterschiede zwischen Bauern, Handwerkern und Arbeitern.
Selbstreferat.

***Thomanek, A.:** *Rassenkunde des Kreises Frankenstein.* Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 4, 29 S., Priebatsch, Breslau 1939 (RM 1.75.)

Die im Rahmen der Rassenuntersuchung Schlesiens (vgl. oben das Ref. v. Eickstedt-Schwidetzky) durchgeführte Untersuchung (1700 Individuen aus 35 Dörfern) stellt besonders heraus, daß nicht nur die nordische Rasse Beziehungen zur deut-

schen Besiedlung des Mittelalters zeigt, sondern auch die dinarische. Die Summe dieser beiden Rassen überwiegt am stärksten in dem erst durch die deutsche Besiedlung erschlossenen Gebirge und Gebirgsvorland sowie in dem Gebiet um das Siedlungszentrum des Klosters Heinrichau. I. Schwidetzky, Breslau.

***Wiehle, O.:** *Rassenkunde des Kreises Oppeln.* Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 5, 39 S., Priebatsch, Breslau 1939. (RM 2.30.)

Der große Kreis Oppeln, der im Rahmen der Rassenuntersuchung Schlesiens (vgl. oben das Ref. v. Eickstedt-Schwidetzky) besonders unter heimatkundlichem Gesichtspunkt bearbeitet wurde (1732 Individuen aus 28 Dörfern), bietet eine Fülle rassengeschichtlicher Einzelfragen. Odertal und rechtsodriges Waldland zeigen, ihrer verschiedenen Besiedlungsgeschichte entsprechend, mancherlei Unterschiede, das Sumpfgebiet um Oppeln hebt sich als alter Rassenhorst heraus. Der überwiegend nordische Charakter des Kreises ist am stärksten ausgeprägt bei den friderizianischen Siedlern des nördlichen Waldgebietes, mit denen sich Verf. besonders liebevoll beschäftigt hat. Die Frage der böhmischen Siedler wird am Beispiel der Sonderstellung von Friedrichsgrätz erörtert. I. Schwidetzky, Breslau.

v. Boronkay, A.: *Die rassischen Grundlagen des Ungartums.* Leipziger Vjschr. Südosteuropa II, 181—191, 1938.

Borovansky, L.: *Schädel und Knochen aus den Krypten des ehemaligen St. Gallens-Klosters in Prag, 18. Jahrhundert.* Anthrop. (Prag) XVII, 13—57, 1939.

v. d. Broek, A. J. P.: *Das Skelett einer weiblichen Efé-Pygmäe.* Z. Morph. XXXVIII, 122 bis 169, 1939.

Canella, M. F.: *Il concetto di razza umana.* Riv. Psicol. XXXV, 176—196, 1939.

Cipriani, L.: *Zulu e Batonga, contributo all'antropologia dei Bantu.* Riv. Biol. XXIV, 52 pp., 1938.

Costanzo, A.: *I caratteri fisici dei maschi piemontesi dalle lepe napoleoniche a quelle dell'Italia fascista.* Contr. Lab. Statist., Ser. 5, XI, 1—49, 1939.

Datta, B.: *Anthropological notes on some Assam castes.* Anthrop. Pap. N. S., No. 5, 26 pp., Calcutta 1938.

***Falkenburger, F.:** *Essai d'une nouvelle classification craniologique des anciens habitants des Iles Canaries.* L'Anthrop. XLIX, 333—362, 1939.

Gottong, H.: *Zur Rassenkunde in der Oberlausitz.* Eine Untersuchung in Hoyerswerda-Land. Rasse VII, 165—173, 1940.

Gusinde, M.: *Die Sonderstellung der Feuerländer im indianischen Rassekreis.* Forsch. Fortschr. XVI, 402—405, 1940.

***Hagspiel, I.:** *Rassenkundliche Untersuchungen an Schulkindern in den Schönbuchgemeinden des Kreises Tübingen.* Diss., 54 S., Tübingen 1939.

Hrdlička, A.: *Skeletal remains from northern Texas.* Bull. Texas Archeol. Paleontol. Soc. X, 169—192, 1938.

Ingelmark, B. E.: *Om skelettfynden från korsbetningsgravarna vid Visby.* Nord. Med. Tidjdskr. XV, 841—846, 1938.

***Jurrjens, A.:** *Kopfmaße und Handmaße von 724 oldenburgischen Schulkindern.* Diss., 41 S., Köln 1939.

***Kill. V.:** *Stature and growth of norvegian men during the past two hundred years.* Skr. Norske Vidensk. Akad. Oslo, math.,nat. Kl., No. 6, 176 pp., 1939.

Lenz, F.: *Über die genetischen Grundlagen der Blondheit bei den europäischen Völkern und bei den Juden.* Forsch. Fortschr. XVI, 22—24, 1940.

Lu, C. S.: *The non-metrical morphological characters of the Western Chinese skulls.* Chinese Med. J. LVII, 39—46, 1940.

***Maier, G. O. Th.:** *Anthropologische Untersuchungen im Bezirke Wolfstein des Bayerischen Waldes.* Diss., 131 S., Zürich 1938.

***Marquié, M.:** *Etude sur l'anthropologie de l'Aveyron.* Thèse, 134 pp., Toulouse 1939.

***Migliorini, E.:** *Ricerche antropologia eseguite nelle isole italiano dell'Egeo.* 33 pp., Reale Accad. d'Italia, Rom 1938.

Mijsberg, W. A.: *On peaks occuring in frequency curves of the cephalic index and their supposed significance in indicating the component races and subracial groups underlying the population.* I. Exposition of the problems. Koningl. Nederl. Akad. Wetensch., Proc. XL, 598—610, 1938.

***Morant, G. M.:** *The Races of Central Europe. A Footnote to History.* 163 pp., George Allen and Unwin, London 1939. (5 s. net.)

Pales, L.: *Contribution à l'étude anthropologique des Babinga de l'Afrique équatoriale française.* L'Anthrop. XLVIII, 503—520, 1938.

*Schlaginhaufen, O.: *Untersuchungen über die Gesichtsform der Schweizer.* 6 S., Büchler & Co., Bern 1939.

Schwidetzky, I.: *Beitrag zur Rassenkunde der Deutschen im bisherigen Polen.* Deutschtum im Ausland XXII, 547—556, 1939.

Smith-Woodward, A.: *A fossil skull of an ancestral Bushman from the anglo-egyptian Sudan.* Antiquity XII, 190—195, 1938.

*Stewart, T. D.: *Anthropometric Observations on the Eskimos and Indians of Labrador.* Anthrop. Ser. Field Mus. Nat. Hist. XXXI, No. 1, Publ. 462, 163 pp., Field Mus. Nat. Hist., Chicago 1939. ($ 1.75.).

Tsuchiya, S.: *Anthropologische Untersuchung an Chinesen des Haihow-Distrikts in der Insel Hainan.* Kaibô Z. XV, 159—177, 1940. (Dtsch. Zus.)

Wastl, J. und **Lang, A.:** *Ein Beitrag zur Anthropologie des südlichen Waldviertels.* Ann. Naturhist. Mus. Wien L, 704—723, 1939.

Wunderly J.: *The cranial and other skeletal remains of Tasmanians in collections in the commonwealth of Australia.* Biometrika XXX, 305—337, 1939.

Yokoh, Y.: *Messungen an Sachalin-Insulanern.* J. Anthrop. Soc. Tokyo LIV, 221—233, 1939.

Zrzavý, J.: *Knochen aus dem Beinhaus von Plumenau in Mähren.* Anthrop. (Prag) XVII, 58—98, 1939.

Anthropogeographie und Länderkunde

*Bürgener, M.: *Pripet-Polessie. Das Bild einer polnischen Ostraum-Landschaft.* Erg.-Heft 237 Petermanns Mitt., 135 S., J. Perthes, Gotha 1939. (RM 20.—.)

In dieser ausgezeichneten Landeskunde wird auch der Biologie des Menschen breiter Raum gewährt. Mit gutem Verständnis für anthropobiologische Dinge werden u. a. die Frage der Polessie-Heimat von Slawen und Osteuropiden, der Entstehung des Elendsgebietes (Bevölkerungsdruck, Zwang zur Feldwirtschaft, Aussiebung Tüchtiger), die parasitäre Rolle der Juden, nationale Assimilation und Bevölkerungsbewegung behandelt, wenn auch nicht immer unter Benutzung des neuesten Schrifttums. Eigene Anschauung verband die Einzeltatsachen zu einem lebendigen eindrucksvollen Bild.

I. Schwidetzky, Breslau.

*Fromme, K.: *Die nordgermanische Kolonisation im atlantisch-polaren Raum. Studien zur Frage der nördlichen Siedlungsgrenze in Norwegen und Island.* Schriften des Geogr. Instituts der Univ. Kiel, Bd. IX, Heft 2, 150 S., 20 Abb., Schmidt & Klaunig, Kiel 1939. (RM 4.—.)

Die Arbeit will „das Wechselspiel von Natur und Mensch" aufzeigen. Die physisch-geographischen und kulturgeographischen Tatsachen der isländischen, nordnorwegischen und nordkanadischen Landschaft werden ausführlich beschrieben. Die zweite Seite des „Wechselspiels", die mitgebrachten Erbanlagen, ihre Auswirkungen und gewaltsamen Änderungen am Siedlungsrande — Inzucht, Ausmerze usw. — werden nicht durchlaufend biologisch untersucht. So fällt die Feststellung, daß rassische Charakteranlagen die Wikingerzüge bedingt hätten, trotz ihres zweifellosen Wahrheitsgehalts etwas unvermittelt aus. H. Hochholzer, Wien.

*Samhaber, E.: *Südamerika. Gesicht, Geist, Geschichte.* 702 S., 32 Karten, Goverts, Hamburg 1939. (RM 8.30 bzw. 12.50.)

Eine Geschichte Südamerikas von der Entdeckung, Eroberung und Erschließung bis zu den modernen politischen und wirtschaftlichen Problemen. Die beigegebenen Zeichnungen sollte man nicht als Karten bezeichnen. Literaturangaben irgendwelcher Art fehlen, aber der Inhalt des flüssig, ja spannend geschriebenen Werkes zeugt von voller Beherrschung des Stoffes. Das Buch liefert in leicht zugänglicher Form die geschichtlichen Hintergründe der südamerikanischen Rassenmischung seit der Eroberung.

O. Schmieder, Kiel.

Caton-Thompson, G. and **Gardner, E.:** *Climate, irrigation, and early man in the Hadhramaut.* Geogr. J. XCIII, 18—38, 1939.

*Hardy, G.: *La géographie psychologique.* Coll. „Géographie humaine", Nouvelle Revue franç., 188 pp., Gallimard, Paris 1939. (Fr. 45.—.)

Hassinger, H.: *Einige Gedanken über Aufbau und Zielstellung der Anthropogeographie.* Z. Erdk. VIII, 97—109, 1940.

Lenz, F.: *Rasse und Klima.* Verh. Ges. Dtsch. Naturforsch. Ärzte 95. Vers. Stuttgart 18. bis 21. Sept. 1938, 34—38, 1938.

Plaetschke, B.: *Ergebnisse der vorjährigen sowjetrussischen Volkszählung in geographischer Betrachtung.* Pet. Mitt. LXXXVI, 191—201, 1940.

*Sandberg, C. G. S.: *Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt?* 87 S., Sijthoff, Leiden 1940. (RM 5.—; Fl. 3.75.)

Kolonialkunde und Rassenkontakt

***Bache, E.:** *Weiße unter der Tropensonne.* 321 S., G. Stalling, Oldenburg i. O.-Berlin 1941. (Lwd. RM 5.80.)

Bache zeichnet mit wenigen sicheren Strichen eine Reihe von Skizzen aus dem Leben in den Tropen. Ihn bewegt dabei die Frage am meisten: Wie stehen Weiße und Eingeborene gegenwärtig zueinander, wie wird sich das Verhältnis wohl künftig entwickeln? Alles in allem ein recht anregendes und unterhaltsames Buch, das auch durch die beiden vergangenen Kriegsjahre nicht entwertet worden ist.

K. Hoehne, Frankfurt a. O.

***N. N.** (Herausg. Ges. f. Erdk. Berlin): *Das afrikanische Kolonialproblem.* 114 S., Selbstverlag, Berlin 1941. (RM 5.—.)

Dieses Sonderheft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin" enthält eine Reihe recht guter Arbeiten, die auch für den Anthropologen von beträchtlichem Interesse sind. Auf lichtvolle Erörterungen der kolonialen Raumplanung von C. Troll und der afrikanischen Wirtschaftsräume von E. Obst und eine geopolitisch-strategische Studie von F. Lützow folgt eine aus gründlicher Kenntnis und Überlegung schöpfende Arbeit von D. Westermann über die Frage der Behandlung der Eingeborenen. Reichste Kolonial- und Tropenerfahrungen bietet in besonders ansprechender Form der Beitrag von R. Asmis „Aus meinen kolonialen Wanderjahren". Beide letztgenannten Aufsätze behandeln oder berühren völkercharakterologische Probleme und enthalten anthropologisch-psychologische Hinweise. L. Kohl-Larsen beschließt die Reihe mit einem Bericht über seine Expedition 1937—1939 in Ostafrika, die den Afrikanthropus und eine neue seiner Vorfahrenformen zutage brachte und im übrigen der Ethnologie des anscheinend noch recht merklich khoisanid durchsetzten primitiven Jägerstammes der Tindiga am Njarassagraben galt.

v. E.

Paudler, F.: *Zu Schulterblattwahrsagung und Scheitelnarbensitte.* Intern. Arch. Ethnogr. XXXVIII, 99—118, 1940.

Eine Erörterung über die Möglichkeit von Zusammenhängen der europäischen und nordamerikanischen Jägerkulturen der Urzeit und über die Scheitelnarbensitte nordamerikanischer Indianer als kulturgeschichtlicher Rest einst geübter Trepanation. Der Verf. möchte darauf und auf andere Indizien hin annehmen, daß ein großer Teil des nordamerikanischen Indianertums gewiß kulturgeschichtlich, vielleicht aber auch somatisch aus dem miolithischen Westeuropa stammt.

v. E.

***Penkuhn, E.:** *Die Bevölkerung in den wichtigsten britischen Überseegebieten.* Forsch. Dtsch. Auslandswissensch. Inst., Abt. Volkskunde, I, 343 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. (RM 10.—.)

Die Bevölkerung von Südafrika, Indien, Australien und Kanada wird in dieser inhaltvollen und mit sehr viel Statistiken ausgestatteten Schrift sorgfältig untersucht und dargestellt: Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte, völkisch-rassische Zusammensetzung, Sprachen und Religionen, Lebensdynamik, völkisch-rassische Schicksalsfragen. Die gesamte einschlägige Literatur ist verarbeitet worden, um ein klares und leidlich erschöpfendes Bild von der völkischen Struktur der behandelten britischen Überseegebiete zu entwerfen. Nicht nur Bevölkerungsbiologen und Geographen, sondern auch Wirtschaftler und Politiker werden dem Verf. für diese fleißige und gediegene Zusammenstellung dankbar sein.

E. Obst, Breslau.

Stigler, R.: *Der Weiße in den Tropen.* Schr. Ver. Verbreitung naturwiss. Kenntnisse LXXX, 57—82, 1939/40.

Eine anschaulich und volkstümlich gehaltene Schilderung der klimatischen Bedingungen und physiologischen Einwirkungen der Tropen unter dem Gesichtspunkt der unterschiedlichen Reaktionen von Weißen und Eingeborenen und den Möglichkeiten europider Tropensiedlungen. Eine Erörterung des Mischlingsproblems schließt die kolonial-anthropologisch nützliche Schrift ab.

v. E.

***Abercrombie, H. R.:** *Africa's Peril, the Colour Problem.* Simpkin, London 1938. (8 s. 6 d.)

Bauer, H. W.: *Die Rassenfrage in der Kolonialdiskussion.* Ziel und Weg IX, 47—48, 1939.

Cobb, W. M.: *The Negro as a biological element in the American population.* J. Negro Educ., 336—348, 1939.

v. Freeden, H.: *Über Möglichkeiten der Kolonisation für die weiße Rasse in der tropischen Zone (in Ibero-Amerika).* Der dtsch. Auswanderer XXXIV, 121—131, 1938.

Gley, W.: *Frankreich und sein Kolonialreich im Lichte der Bevölkerungswissenschaft.* Z. Geopol. XVII, 214—220, 1940.

Holdridge, D.: *An investigation of the prospect for White settlement in British Guiana.* Geogr. Rev., 622—642, 1939.

Keuchenius, P. E.: *Die Mischlingsfrage in den Niederlanden.* Rasse VI, 172—184, 1939.

Mühlens, P.: *Deutsche kolonialmedizinische Aufgaben.* Dtsch. Med. Wschr. LXVII, 41—43, 1941.
N. N.: *White settlement in the tropics.* Nature CXLIV, 171—173, 1939.
Peter, F. M.: *Die Ernährung der Weißen in den Tropen. Dtsch. Ärztebl.* LXXI, 191—193, 1941.
***Ramos, A.:** *The Negro in Brasil.* 203 pp., The Associated Publ. Inc. Washington 1939. ($ 2.15.)
Sapper, K.: *Über die Akklimatisationsfähigkeit der Weißen in den Tropen.* Pet. Mitt. LXXXV, 317—322, 1939.
Waibl, L.: *White settlement in Costa Rica.* Geogr. Rev., 529—560, 1939.

Volks- und Völkerkunde

***Konrad, P.:** *Ein Volk zwischen Gestern und Morgen. Meine Fahrt zu den Bhagoria-Bhils in Zentralindien.* 364 S., zahlr. Abb., C. Ciesliks Verl., Preiskretscham OS. 1939.

Bericht einer Missionsreise zu den Bhils, einem primitiven Jägerstamm weddid-indider Prägung, im äußersten Westen von Indore. Die Mitteilungen über Herkunft, Sitten und Gebräuche sowie den sozialen Aufbau sind mit Fleiß und Vorsicht zusammengetragen und nützlich für den Völkerkundler wie Anthropologen. Dasselbe gilt von den Zeichnungen und dem reichen, z. T. recht guten Bildmaterial. D. Costa, Breslau.

***Meyer, H.:** *Ehe und Eheauffassung der Germanen.* 51 S., Böhlau, Weimar 1940. (RM 3.40.)

In dieser Arbeit bringt der bekannte Rechtshistoriker eine wissenschaftlich tiefschürfende Abhandlung über die Einrichtung und Auffassung der Ehe bei den Germanen. Nach einer Erörterung der Grundlagen und ältesten Quellen werden die Stellung der Frau bei der Eheschließung, die Friedelehe sowie ihre Erscheinungsformen und Wandlungen und schließlich die Bedeutung der Brautnacht für die Eheschließung behandelt.
Br. Steinwallner, Bonn (z. Zt. im Felde).

***Neckel, G.:** *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen.* 3. Aufl., 90 S., Klein, Schkeuditz 1939. (o. P.)

Die Untersuchung gipfelt in der Erkenntnis, „daß bereits in altgermanischer Zeit die Ehe Form und Norm für die Liebe war" (S. 55). Sie fühlt sich damit im Widerspruch zu eingewurzelten Vorstellungen, deren Beseitigung ihr wichtiger ist als das nach dem Titel der Schrift zu erwartende Gesamtbild. Der viel besprochene Brautkauf bezweckte lediglich die wirtschaftliche Sicherstellung der Frau, und auch die übrigen, als Zeugnisse einer geringen Stellung der Frau gerne benutzten Quellenangaben ordnen sich der Vorstellung von einem festen Ehrbegriff des weiblichen Geschlechts ein.
E. Wahle, Heidelberg.

***Rogner, E.:** *Pitcairn-Island.* Ein Beitrag zur Lehre von der Entfaltung menschlicher Gesellungen. Nürnberger Beitr. Wirtschafts- und Sozialwiss. H. 78, 77 S., Krische & Co., Nürnberg 1940. (RM 2.50.)

Es ist der dankenswerte Versuch gemacht, die eigenartige, lange Zeit in völliger Isolierung sich entwickelnde Gesellschaft der Nachkommen von Meuterern der Bounty und tahitischen Mädchen auf Pitcairn als soziologisches Problem zu erfassen. Die Aufgabe würde eine vollkommenere Lösung gefunden haben, wenn das in älteren Berichten gegebene Material, vor allem die in vielen Punkten anfechtbare Herrmannsche Schrift kritischer bewertet worden wäre, hingegen die Shapirosche Schrift mehr Berücksichtigung gefunden hätte. — Bedenklich erscheint die Übernahme von festen, der Biologie gehörigen Begriffen, wie Dominanz und Mutation, auf seelisch-geistige Äußerungen.
E. Rodenwaldt, Heidelberg.

***Wastl, J.:** *Neu-Guinea, Land und Leute.* Mit einer Lebensbeschreibung des ostmärkischen Forschers Rudolf Pöch. Wissenschaft ins Volk, Heft 1, 46 S., 13 Abb., Verlag Wissenschaftliche Staatsmuseen, Wien 1940. (RM —.30.)

Eine knappe und treffende Darstellung von Umwelt, Rasse und Kultur (mit starker Berücksichtigung der geistigen Seite) in Neuguinea. Als Anhang wird ein kurzes Lebensbild des Anthropologen, Mediziners und Ethnologen Rudolf Pöch gegeben, dessen Lebenseinsatz die Entschleierung der Insel vorwärtstrieb. K. Pieper, Breslau.

***Breysig, K.:** *Völker ewiger Urzeit.* Nordländer, Nordwestamerikaner, Nordostamerikaner. 374 S., de Gruyter, Berlin 1939. (RM 18.—.)
Cave, A. J. E.: *Cranial deformation among the ancient Maya.* Smithsonian Instit., Anthrop. Pap., Bull. 123, 1939.
***Downie, R. A.:** *The Native Races of Australasia.* 400 pp., Lund, Humphries & Co., London 1939. (30.— s. bzw. 35.—.)

II. Nachrichten[1])

Bulgarien

— Das bulgarische Parlament nahm ein *„Gesetz über den Schutz der Nation"* an, das nach deutschem Vorbild Ehen und geschlechtlichen Verkehr zwischen Juden und Bulgaren verbietet, ferner die Juden von öffentlichen Ämtern, Kulturorganisationen und einer Reihe weiterer Berufe ausschließt und für die übrigen Berufe den numerus clausus vorsieht. Als Juden gelten alle Personen, die mindestens einen jüdischen Elternteil haben, jedoch nicht diejenigen Mischlinge 1. Grades, die von vornherein Christen waren und deren jüdischer Elternteil zum Christentum übergetreten ist.

Deutschland

— Das *Anthropologische Institut in Breslau* ist infolge Beschlagnahme des bisherigen Institutsgebäudes (Tiergartenstr. 74) als Lazarett und dessen Übergang in den Verband der benachbarten Medizinischen Klinik nach dem Seminargebäude II der Universität (Martinistr. 9) umgezogen, wo es nunmehr zusammen mit dem Ethnologischen Institut drei Stockwerke in unmittelbarer Nachbarschaft der verwandten biologischen Disziplinen einnimmt.

— Im Rahmen des großen *Umsiedlungswerkes*, das nach Abschluß des Feldzugs in Polen begonnen wurde, wurden bisher rund 500 000 Volksdeutsche ins Reich zurückgeführt, nämlich 63 000 Baltendeutsche aus Estland und Lettland, 135 000 Deutsche aus Wolhynien, Ostgalizien und dem Narewgebiet, 31 000 aus dem Cholm-Lubliner Land, 90 000 aus Bessarabien, 90 000 aus dem Buchenland, 14 000 aus der Dobrudscha und 60 000 aus Litauen. Dazu kommt die schrittweise Rückführung der 185 000 Südtiroler, die für Deutschland optiert haben.

— Das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland (Präsident: Prof. Dr. Walter F r a n k) baut in München eine *wissenschaftliche Fachbibliothek zur Judenfrage* auf. Es wird ferner geplant, die einschlägigen Bestände der großen deutschen Bibliotheken für das Institut zu katalogisieren und damit einen Gesamtkatalog der Literatur zur Judenfrage zu schaffen. Mit der Bayrischen Staatsbibliothek wurde bereits begonnen.

— Im Rahmen der Hohen Schule der NSDAP. wurde in Frankfurt a. M. ein *Institut zur Erforschung der Judenfrage* gegründet. Ihm ist eine *Spezialbibliothek* unter Leitung von Dr. *Wilhelm Grau* angegliedert, die bereits 350 000 Bände umfaßt und damit die größte Bibliothek der Welt ist, die der Judenfrage gewidmet ist.

— Von 8824 *Doktorarbeiten*, mit denen im Jahre 1939 in Deutschland promoviert wurde, behandeln nur 13 *Rassenfragen*.

— In Breslau wurde ein Institut für landwirtschaftliche Arbeitswissenschaft gegründet, das sich besonders mit *bevölkerungspolitischen Fragen des Ostens* beschäftigen soll.

— Zur *Erfassung aller Fremdstämmigen* im Deutschen Reich beschlossen das Rassenpolitische Amt und die Reichsstelle für Sippenforschung, alle ihnen bekannt werdenden Fälle auszutauschen.

— In Solingen, wo er geboren wurde, wurde eine Schule und eine Straße nach *Ludwig Woltmann* benannt und eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus angebracht.

— *Neue rassenkundliche Plastiken* von europäischen und außereuropäischen Rassen (Köpfe und Schädel), bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Alfred Eydt*, brachte die Firma Marcus Sommer, Sonneberg, heraus.

— Eine durch Presse und Zeitschriften gegangene Mitteilung, nach der u. a. die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene und die Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft in die Deutsche Gesellschaft für Hygiene aufgegangen seien, ist unzutreffend. Die vorgenannten Gesellschaften haben sich nur ohne Einschränkung ihrer Selbständigkeit zur Mitarbeit in der neuen Deutschen Gesellschaft für Hygiene bereit erklärt.

— *Berufen:* Doz. Dr. *Karl Valentin Müller*, bisher an der Technischen Hochschule Dresden, als ao. Professor für Sozialanthropologie an die Universität Prag. — Doz. Dr. *Friedrich Stumpfl*, bisher München, als ao. Professor für Erb- und Rassenhygiene an die Universität Innsbruck unter gleichzeitiger Ernennung zum Leiter des neugegründeten *Instituts für Erb- und Rassenbiologie*. — Dr. phil. habil. Dr. med. *Siegfried Koller*, bisher Dozent für Biostatistik an der Universität Gießen, in gleicher Eigenschaft in die Medizinische Fakultät und zum Leiter des neugegründeten *Biostatistischen Instituts* der Universität Berlin.

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau 1, Martinistr. 7—9. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

— *Dozentur verliehen:* Dr. med habil. *Gotthold Heckh* für Rassenkunde und Rassenhygiene an der Universität Tübingen. — Dr. phil. habil. Dr. med. *Johann Schaeuble* für Erb- und Rassenbiologie an der Universität Freiburg i. Br. — Dr. phil. habil. *Michael Hesch* für Rassen- und Erbbiologie an der Technischen Hochschule Dresden unter gleichzeitiger Ernennung zum Kustos und Leiter der anthropologischen Abteilung der Staatlichen Museen für Tier- und Völkerkunde.

— *Beauftragt:* Dr. *Erna Weber,* Leiterin der Statistischen Abteilung des Thüringischen Landesamts für Rassenwesen wurde beauftragt, die biologische Statistik in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Jena zu vertreten.

— *Ernannt:* Zu Mitgliedern der Kaiserl. Leopold.-Carolin. Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle Prof. Dr. *Ernst Rodenwaldt,* Heidelberg, und Prof. Dr. *Hans Weinert,* Kiel. — Sanitätsrat a. D. Dr. Dr. *Georg Buschan* wegen seiner Verdienste um die Völker- und Rassenkunde zum Ehrenmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Kulturmorphologie“ in Frankfurt a. M.

— *Verliehen:* Die Bernhard-Nocht-Medaille für Verdienste um die Tropenmedizin an Professor *E. Rodenwaldt,* Heidelberg.



— *Gestorben:* Dr. *Bruno Petermann,* ord. Professor der Psychologie und Pädagogik an der Universität Göttingen, ein dauernder Mitarbeiter dieser Zeitschrift, fiel im Februar dieses Jahres 43jährig bei helfendem Einsatz in der Heimat einer englischen Fliegerbombe zum Opfer. Sein Tod bedeutet für die deutsche Psychologie und Erziehungswissenschaft sowie für die Deutsche Heerespsychologie, der er seit Kriegsbeginn neben seinem Universitätsamt angehört hat, einen schweren Verlust. Aus dem Kieler Arbeitskreis stammend, hat P. als junger Gelehrter den Gehalt der modernen psychologischen Gestaltdiskussion in zwei bedeutenden Arbeiten mit Scharfsinn und Tiefblick zu gültiger Darstellung gebracht. Ein Meister gedanklicher Klärung und raffender Zusammenschau der Tatsachen hat er in seinen letzten Werken in grundsätzlicher biologisch-anthropologischer Forschungseinstellung der deutschen Rassenseelenlehre eine erhellende Topik ihrer Stoffe und Probleme geliefert, der psychologischen Propädeutik umrißhaft die Wesenslinien moderner psychologischer Fragen aufgezeichnet und der völkischen Anthropologie die Wesensfragen organisch-dynamischen Seelen- und Kulturverständnisses verdeutlicht. Selbst Erzieher und Didaktiker von Rang, galt pädagogisch sein Bemühen der theoretischen Grundlegung der Didaktik als organischer Bildungslehre, der Verlebendigung verpflichtender Wissenschaftsgesinnung und der Erweckung echter erzieherischer Haltung. (Einige Werke: Das Gestaltproblem in der Psychologie 1931; Das Problem der Rassenseele 1935; Beitrag zur Rassenseelenlehre und völkischen Anthropologie (Arch. Ges. Psychol.) 1936; Dynamische Kulturlehre 1941. — Vgl. auch Z. Rassenk. IV, 78—86, 1936). C h r. E c k l e, Breslau.

— *Gestorben:* In Berlin im Alter von 77 Jahren Kabinettrat a. D. Dr. jur. Dr. med. h. c. *Carl von Behr-Pinnow,* der sich um die praktische deutsche Rassenhygiene verdient gemacht und zur Erforschung der Vererbung geistiger Anlagen beigetragen hat (Geburtenrückgang und Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit 1913; Statistische Beiträge zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit 1915; Die Zukunft der menschlichen Rasse 1925; Menschheitsdämmerung? 1929. Vgl. auch Z. Rassenk. V, 1—19, 1937). — In Dresden im Alter von 79 Jahren Prof. Dr. *Gustav Brandes,* langjähriger Direktor des Zoologischen Gartens und a.o. Professor für Zoologie an der Technischen Hochschule Dresden. Er ist durch seine Primatenarbeiten und seine Gedanken zur Abstammung des Menschen in anthropologischer Richtung hervorgetreten (Buschi. Vom Orang-Säugling zum Backenwülster 1939). — In Leipzig im Alter von 73 Jahren Prof. *Hans* Driesch, em. o. Professor für Philosophie an der Universität Leipzig, bekannt durch seine Arbeiten zur Philosophie des Organischen und als hervorragender Vertreter des Vitalismus. (Einige Werke: Biologie als selbständige Grundwissenschaft 1893; Die Seele als elementarer Naturfaktor 1903; Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre 1905, 1922; Philosophie des Organi-

schen 1909, 1929; Biologische Probleme höherer Ordnung 1940. Vgl. auch Z. Rassenk. III, 27—32, 1936.) — Dr. med. habil. Dr. phil. *Heinz Boeters*, Dozent für Psychiatrie, Neurologie und Rassenhygiene an der Universität Kiel.

— *Gefallen:* Am 24. Oktober 1941 fiel nördlich von Moskau, inmitten eines Angriffes bei seinen Verwundeten ausharrend, Prof. Dr. *Ludwig Schmidt-Kehl*, Direktor des Instituts für Vererbungswissenschaft und Rassenforschung an der Universität Würzburg. Ein Nachruf folgt im nächsten Heft.

Frankreich

— Die Regierung in Vichy versucht, durch *Bevölkerungspolitische Maßnahmen und Gesetze* nach deutschem Vorbild die drohende Entvölkerung in Frankreich aufzuhalten. So werden Prämien für erstgeborene eheliche Kinder, die in den ersten beiden Ehejahren geboren werden, und Gehaltszulagen für Kinder gezahlt; vor der Eheschließung müssen Gesundheitszeugnisse beigebracht werden, Heiraten zwischen Erbkranken werden verboten, Ehescheidungen erschwert.

— *Neue Zeitschrift: L'Ethnie Française,* Revue mensuelle de doctrine ethno-raciale et de vulgarisation scientifique. Herausgeber: Professor George Montandon.

Generalgouvernement Polen

— An dem neugegründeten Institut für deutsche Ostarbeit in Krakau besteht u. a. eine *Sektion für Rassen- und Volkstumsforschung,* deren anthropologische Abteilung Dr. *Heinrich Gottong* (vgl. Ref. Z. Rassenk. XII, 407, 1941) leitet.

— In Krakau wurde ein *Amt für Sippen- und Urkundenwesen* für das Generalgouvernement im Rahmen der Abteilung Bevölkerungswesen und Fürsorge der Inneren Verwaltung gegründet. Es soll vor allen Dingen Hilfen bei Abstammungsnachweisen geben.

Haiti

— In Haiti kommen nach Angaben der Geburtshilflichen Klinik von Port-au-Prince *auf 100 Geburten 2,04 Zwillinge,* also fast doppelt soviel wie in den europiden Ländern Europas und Nordamerikas.

Italien

— Zur Förderung der menschlichen Erbforschung soll in Rom eine Schule gegründet werden, in der ausschließlich Zwillinge unterrichtet werden.

— In Rom wurde ein *Institut für Kolonialrecht und Kolonialpolitik* (Centro Studi di Diritto e Politica Coloniale Fascista) gegründet, das einschlägige Forschungen treiben und die Ergebnisse der faschistischen Kolonialpolitik im In- und Ausland bekannt machen soll.

— An den Universitäten Florenz, Padua und Turin war seit einigen Jahren die Anthropologie nur durch Lehraufträge vertreten. Nunmehr wurden durch Verfügung des Ministers für Nationale Erziehung an den drei Universitäten Lehrstühle geschaffen und zu außerordentlichen Professoren der Anthropologie in Florenz Prof. *Giuseppe Genna,* bisher Dozent in Pavia, in Padua Prof. *Raffaello Battaglia* und in Turin Prof. *Giovanni Marro* ernannt.

Neuguinea

— Auf einer *Expedition nach dem Nordosten von Neuguinea* in den Jahren 1936 bis 1939, die vor allem ethnographischen und linguistischen Fragen gewidmet war, führte Dr. *Georg Höltker* auch anthropologische Untersuchungen an 1685 Eingeborenen, und zwar 1043 Erwachsenen (550 ♂, 493 ♀) und 642 Kindern (323 ♂, 319 ♀) durch. Die anthropologisch Untersuchten gehören zu den melanesischen Stämmen der Sepa und Wanami (südlich von Potsdamhafen), den Bewohnern der Inseln Ubrub, Kadowar, Biem, Manam, Boesa und Karkar, ferner zu den Papua sprechenden Stämmen der Bosgun (Mbur-Fluß), Watam (südlich der Sepik-Mündung), sowie der Tanggum, Ariaw, Mikarew, Dinam und Akeköm. Von 326 Eingeborenen wurden Handabdrücke genommen.

Niederlande

— Ein *niederländischer Verband für Sippenkunde* wurde gegründet, der eine illustrierte Monatsschrift „Sibbe" herausgibt und durch Vorträge und Broschüren für familienkundliche Arbeit wirbt.

— *Gestorben:* Am 16. Dezember 1940 in Halen im Alter von 82 Jahren Prof. Dr. *Eugène Dubois,* der Entdecker des Pithecanthropus erectus von Java. Am 28. Januar 1858 ge-

boren, wurde er nach dem Studium der Naturwissenschaften und Medizin 1877 Assistent für Anatomie an der Universität Amsterdam, wo er bis 1886 wirkte. Dann unterbrach er seine akademische Laufbahn und ging als praktischer Arzt nach Niederländisch-Indien mit dem ausdrücklichen Wunsch, durch Grabungen Beweise für die damals viel diskutierte Abstammung des Menschen zu erbringen. Nach vergeblichen Versuchen auf Sumatra gelang es ihm in den Jahren 1890 bis 1898 auf Java mehrere Bruchstücke des von ihm benannten Pithecanthropus erectus, den er sogleich als „menschliche Übergangsform" erkannte, zu finden sowie die Funde von Wadjak zu ergänzen. Ab 1898 wirkte er wieder an der Universität Amsterdam, und zwar als Professor für Geologie, Mineralogie und Paläontologie, zeitweise auch für physikalische Geographie und als Kurator an der Abteilung für Paläontologie und Mineralogie des Teyler-Museums in Haarlem, wo sich auch die Pithecanthropusfunde befinden (Pithecanthropus erectus, eine menschliche Übergangsform aus Java 1894; zahlreiche Einzelarbeiten zur Pithecanthropusfrage, zur Stammesgeschichte des Gehirns u. a.).

Protektorat Böhmen-Mähren

— In Prag wurde im Rahmen einer großen rassenpolitischen Kundgebung in Anwesenheit zahlreicher Vertreter von Universität, Staat, Partei und Wehrmacht eine *Ortsgesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene* gegründet. Zum Vorsitzenden wurde der Direktor des Institutes für Erb- und Rassenhygiene der Deutschen Karls-Universität Prof. Dr. *K. Thums* berufen. (Anschrift: Prag II, Alberthof 4.)

— *Gestorben:* Am 5. August 1941 Dr. *J. Matiegka,* Professor der Anthropologie und Demographie an der tschechischen Universität Prag, Begründer und langjähriger Leiter des Prager Anthropologischen Instituts und Herausgeber der Zeitschrift Anthropologie, Prag. (Physische Anthropologie der Bevölkerung der Tschechoslowakei [tschech.]. In Československá Vlastivěda, Bd. II, 1933; L'Homme Fossile de Předmostí en Moravie. 2 Bde., 1934 und 1938; zahlreiche Einzelarbeiten, insbesondere zur prähistorischen Anthropologie und Kraniologie Böhmens.)

Ungarn

— Das *neue ungarische Ehegesetz* ist in Kraft getreten. Auf Grund dieses Gesetzes sind Eheschließungen und geschlechtlicher Verkehr zwischen Ariern und Juden verboten. Alle Eheschließenden sind ferner verpflichtet, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. (Z)

— In Budapest wurde ein *Landesinstitut für Landschafts- und Volksforschung* zur allseitigen Erforschung der auf ungarischem Boden lebenden Völker gegründet.

U.S.A.

— Die *Anthropologische Abteilung des U. S. National Museum* in Chicago veranstaltete eine *Ausstellung* des umfangreichen Materials, das *A. Hrdlička* auf seinen Expeditionen nach Alaska und den Aleuten gesammelt hat. Es umfaßt neben archäologischen Funden Skelettmaterial verschiedener Epochen von Eskimo und Indianern und als besondere Kostbarkeit Mumien von den Aleuten. Das Material geht in den Besitz des Museums über.

— Wenn der derzeitige *Bevölkerungszuwachs der indianischen Bevölkerung* der USA. (vgl. Z. Rassenk. V, 112; VIII, 224) anhält, wird diese im Jahre 1980 700—750 000 Köpfe erreicht haben, d. h. soviel, wie man für die Zeit der Entdeckung Amerikas annimmt. Von weißer Seite werden bereits Stimmen laut, die Geburteneinschränkung bei den Indianern fordern. (Umschau, 8. 6. 1941.)

— Nach Untersuchungen der Metropolitan Lebensversicherung hat bei den weiblichen Versicherungsteilnehmern in allen Lebensaltern das Gewicht seit 1922/23 abgenommen, und zwar um durchschnittlich 3—4 Pfund.

— Nach der 16. Volkszählung vom 1. 4. 1940 beträgt die Gesamtbevölkerung 131,4 Mill. Sie ist seit 1930 um 7% gestiegen, was die geringste Zunahme seit dem Bestehen der USA. darstellt. Die Bevölkerungszunahme ist in den Südstaaten größer als im Norden.

— *Gestorben:* Am 7. April 1939 im Alter von 60 Jahren in New York *Charles Rupert Stockard,* Professor der Anatomie und Leiter des Anatomischen Instituts am Cornell University Medical College in New York. (The Physical Basis of Personality 1931, deutsch: Die körperliche Grundlage der Persönlichkeit 1932; zahlreiche Einzelarbeiten zur Genetik, Endokrinologie und Konstitutionskunde des Menschen.)

Verantwortlicher Herausgeber: Prof Dr Egon Frhr. v Eickstedt, Breslau; für den Anzeigenteil verantwortlich: Walther Thassilo Schmidt-Gabain, Stuttgart. — I. v. W. g. — P. L. 2. — Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. — Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. — Printed in Germany

Richtlinien für die Mitarbeiter!

Die „Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen" ist ein Sammelorgan für wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der vergleichenden Biologie des Menschen (Anthropologie). Sie umfaßt mithin alles, was auf die lebendige Ganzheit des Menschen in ihrem gruppenhaften, d. h. rassischen, konstitutionellen und psychologischen Formenausdruck und deren bevölkerungsbiologische, räumliche und zeitliche Entwicklung Bezug hat.

* * *

Manuskripte und redaktionelle Mitteilungen sind an den Herausgeber Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt, Breslau 1, Martinistr. 7—9, einzusenden. Sie werden in deutscher, englischer und französischer Sprache angenommen.

Es wird gebeten, alle Manuskripte in Schreibmaschinenschrift einseitig beschrieben und die Abbildungen gesondert, nicht eingeklebt, zur Ablieferung zu bringen. Auf der Rückseite jeder Abbildung muß der Name des Autors stehen.

Im Interesse der dringend gebotenen Sparsamkeit wollen die Herren Verfasser auf knappste Fassung ihrer Arbeit und Beschränkung des Abbildungsmaterials auf das unbedingt erforderliche Maß bedacht sein. Die Arbeiten sollen einen Umfang von 2 Bogen nicht überschreiten.

Herausgeber und Verlag setzen voraus, daß an allen für die Zeitschrift zur Veröffentlichung angenommenen Beiträgen dem Verlage das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung bis zum Ablauf des auf das Jahr der Veröffentlichung folgenden Kalenderjahres verbleibt.

Es werden nur solche Manuskripte zur Veröffentlichung angenommen, die noch nicht anderweitig veröffentlicht oder in Druck gegeben sind, auch nicht in anderen Sprachen und in ausländischen Zeitschriften.

* * *

Die Herren Mitarbeiter erhalten auf Bestellung bis zu 30 Sonderabzüge von den Originalarbeiten unberechnet. Weitere Sonderabzüge und solche anderer Beiträge stehen auf Bestellung gegen entsprechende Berechnung zur Verfügung. Von den „Kleinen Beiträgen" werden den Verfassern statt Sonderabzügen 2 Belege geliefert.

Verleger: AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT m. b. H., Leipzig - NICOLA ZANICHELLI, Bologna - RUIZ HERMANOS, Madrid - BUCHHANDLUNG D. Königl. UNG. UNIVERSITÄTSDRUCKFREI, Budapest - F. MACHADO & C.ia, Porto - F. ROUGE & Cie., Lausanne - THE MARUZEN COMPANY, Tokyo - G. E. STECHERT & Co., New York

Abkürzungen für häufig gebrauchte Zeitschriften-Titel

Abh. Mus. Dresden: = Abhandlungen und Berichte des Zoologischen und Anthropologisch-Ethnologischen Museums zu Dresden.
Amer. Anthrop.: = American Anthropologist.
Amer. J. Anat.: = American Journal of Anatomy.
Amer. J. Phys. Anthrop.: = American Journal of Physical Anthropology.
Amer. Nat.: = American Naturalist.
An. Mus. La Plata: = Anales del Museo de La Plata.
Anat. Anz. (Ber.): = Anatomischer Anzeiger (Bericht).
Ann. Géog.: = Annales de Géographie.
Anthrop. Pap. Amer. Mus.: = Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, New York.
L'Anthrop.: = L'Anthropologie (Paris).
Anthrop. (Prag): = Anthropologie (Prag).
Anthrop. Anz.: = Anthropologischer Anzeiger.
Arch. Anthrop.: = Archiv für Anthropologie.
Arch. J. Klaus: = Archiv der Julius-Klaus-Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie u. Rassenhygiene.
Arch. Krim. Anthrop.: = Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik.
Arch. Rass. Ges. Biol.: = Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.
Arch. Antrop. Etnol.: = Archivio per l'Antropologia e la Etnologia.
Arq. Anat. Antrop. Lisboa: = Arquivo de Anatomia e Antropologia Lisboa.
Ber.: = Bericht.
Bull. Bur. Amer. Ethn.: = Bulletin of the Bureau of American Ethnology.
Bull. (Mem.) Soc. Anthrop. Paris: = Bulletins (et Memoires) de la Société d'Anthropologie de Paris.
Bull. Soc. Formes Hum.: = Bulletin de la Société d'Etudes des Formes Humaines.
C. R. Ass. Franç. Av. Sci.: = Comptes-Rendus de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences.
Corr.-Bl Dtsch. Ges. Anthrop.: = Correspondenz-Blatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Dtsch. med. Wschr.: = Deutsche Medizinische Wochenschrift.
Ethn. Anz.: = Ethnologischer Anzeiger.
Forsch. Fortschr.: = Forschung und Fortschritte.
Geist. Arb.: = Geistige Arbeit.
Geogr. J.: = Geographical Journal.
Geogr. Z.: = Geographische Zeitschrift.
J. R. anthrop. Inst.: = Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
J. Genet.: = Journal of Genetics.
J. Hered.: = Journal of Heredity.
J. Russe Anthrop.: = Journal Russe Anthropologique.
Klin. Wschr.: = Klinische Wochenschrift.
Kolon. Rdsch.: = Koloniale Rundschau.
Mem. Asiat. Soc. Bengal: = Memoirs of the Asiatic Society of Bengal.
Mitt. anthrop. Ges. Wien: = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
Jb. Morph.: = Jahrbuch für Morphologie und mikroskopische Anatomie.
Münch. med. Wschr.: = Münchner Medizinische Wochenschrift.
Nat. Hist.: = Natural History.
Petermanns Mitt.: = Petermanns Mitteilungen.
Prähist. Z.: = Prähistorische Zeitschrift.
Proc. Amer. Ass. Adv. Sci.: = Proceedings of the American Association for the Advancement of Science.
Przegl. antrop.: = Przeglad Antropologiczny.
Rev. anthrop.: = Revue Anthropologique.
Riv. Antrop.: = Rivista di Antropologia.
S. B. bayer. Akad. Wiss.: = Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften.
Trab. Soc. portug. Antrop.: = Trabalhos da Sociedade Portuguesa de Antropologia e Etnologia.
Verh. Berl. Ges. Anthrop.: = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Z. Ethn.: = Zeitschrift für Ethnologie.
Z. Ges. Erdk. Berl.: = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin.
Z. indukt. Abstamm. Lehre: = Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre.
Z. Vererb. Konst.: = Zeitschrift für menschliche Vererbungs- u. Konstitutionslehre.
Z. Morph.: = Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie.
Z. Rassenk.: = Zeitschrift für Rassenkunde und die ges. Forschung am Menschen.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03476 5993

